Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtundsiebzigster Band.

Mit den Portraits von:
Karl Bechstein, Hans Richter, August Schneegans.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 78. Bandes.

Juli. — August. — September.

1896.

Mit den Portraits von:

Karl Bechstein, Photogravüre nach einem Gemälde von Hubert Herkomer; Hans Richter, radirt von Wilhelm Rohr in München; August Schneegans, radirt von Wilhelm Rohr in München.

Band 78. — Heft 232.

Juli 1896.

Breslau.
Schlesische [illegible]
v. S. [illegible]

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXVIII. Band. — Juli 1896. — Heft 232.

(Mit einem Portrait in Radirung: Karl Bechstein.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Juli 1896.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Karl Bechstein.
Photogravüre nach einem Gemälde von Hubert Herkomer.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

——— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ———

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Leiden einer Frau.

Von

Hermann Heiberg.

— Schleswig. —

Flensburg, den 25. Februar 18—.

Dorita Busch saß in dem kleinen, neben dem gemeinsamen Wohnzimmer befindlichen Cabinet und schrieb die nachfolgenden Zeilen an ihre frühere Schulfreundin, Therese Hacke in Kiel:

„Liebste Rese!

Nachdem ich die ganze Woche gefastet habe, um meinem Geist einen größeren Appetitreiz auf diesen Brief beizubringen, bin ich nunmehr für ein ganzes Stündchen bei Dir und werde Alles auskramen, was sich in mir zur Mittheilung für Dich aufgespeichert hat.

Wolle also Deine kleinen Eselsohren spitzen und mir mit dem Respect zuhören, der meiner Person und meinem Vortrag gebührt. —

Ich bin in der Stadt Flensburg am 24. December 1869 von der Ehefrau des verstorbenen, pensionirten Oberforstmeisters Busch geboren, wurde evangelisch getauft und zeigte schon als zartes Kind einen großen Hang, mich der Obhut und Bevormundung von Ammen und anderen weiblichen Geheimräthen zu entziehen.

Als mein größtes Unglück muß ich es betrachten, daß ich gerade an diesem Tage auf die Welt kam.

Da es wohl wenige Personen giebt, die mit einem so ausgesprochenen Sinn für die Entgegennahme hübscher und kostbarer Geschenke ausgestattet sind, mußte mich der Entschluß des Schöpfers, gerade den Weihnachtsabendtag zu meinem Erscheinen auf der Welt zu wählen, schmerzlich berühren.

Es hat denn auch dieser Umstand auf meine gesammte geistige Entwicklung einen erheblichen Einfluß geübt, in mir Neid gegen meine Mitschwestern erzeugt und den Gedanken in meiner Brust geschürt, ob ich nicht eigenmächtig meinen Geburtstag auf einen anderen Tag verlegen könne.

Gegen diesen Plan aber fand ich starken Widerstand bei meiner Mama, dagegen befürwortete sie, daß ich die Schule fleißig besuchen und mich in allen weiblichen Künsten ausbilden solle.

Unter solchem mütterlichen Einfluß wuchs ich, täglich schöner an Körper und Geist, heran und habe im vorigen Schnee-December das dreiundzwanzigste Jahr zurückgelegt.

Es ist noch zu bemerken, daß ich zwei, hinter meinen Qualitäten zurückstehende, aber immerhin doch gut veranlagte Geschwister besitze, daß diese, — zwei Schwestern —, sich im Hause befinden und daß sie, gleich mir, von den Pfeilen Amors noch unberührt sind.

Ja, Rese, von den Pfeilen des allerliebsten Gottes noch nicht im Geringsten getroffen, kaum einmal geritzt, ist Deine Dorita Busch. Und damit komme ich denn auch auf dasjenige, was meine gute Mama täglich Abends vom Himmel für mich erfleht, nämlich auf den Mann, dem ich, nach der Bestimmung des Weibes, gern angehören möchte, der sich aber weder im Civilschniepel noch im Militärrock zeigen will.

Es ist nämlich hier, Liebste, ebenso dürr mit erfreulichen Annäherungserscheinungen, wie im Allgemeinen in der Welt.

Wie geht's denn zu!

Ab und zu greift sich der zum tieferen Nachdenken gelangende Sterbliche, ob Mann, ob Fräulein, an die Stirn und überlegt, wer ihm wohl gefallen könne, und wie reizvoll es sein würde, sich ein kleines Eheparadies mit einem guten Apfelbaum und bereits vor Zeiten eingegangener Schlange zu begründen. —

Aber wenn's dann an's Ueberlegen geht, so schießen lauter hohe Brennesseln auf: ‚Er ist zu klein! Er soll die Nächte durch im Casino sitzen. Er ist zu groß und mager. Er legt fortdauernd recht wenig Lebensart an den Tag. Die Freunde und Kameraden lachen über ihn. — Die Familie soll daheim nicht eben angesehen sein. Man sagt, er sei Jude. Sehr nett, aber kein Geld! Ein Spieler und Schuldenmacher! Er kommt nicht vorwärts; seit Jahr und Tag wurde schon Beförderung erwartet. Er ist ein hochmüthiger Geselle. Er tanzt himmlisch, aber Verstand hat er gleich bei der Geburt ausgeliehen und nicht wieder gekriegt. Er ist ein brillanter Mensch, aber er hat so schwache Augen, daß Blindheit vor der Thür steht. Er könnte schon der Rechte sein, aber er denkt nicht an mich armes, weißes Kirchenmäuschen.‘ —

Und wiederum wägen die Herren der Schöpfung Alles auf der einen Waage:

„Hat sie Geld?“

Und da sie sonderbarer Weise gerade das in der Regel niemals hat, so war der Gedanke eben nur flüchtig consistent wie eine Seifenblase, und Alles bleibt beim Alten.

Daß überhaupt noch Mädchen heirathen, Rese, ist mir räthselhaft.

Auch das, — paß auf, — wird noch ganz abkommen! —

Im Uebrigen sage ich Dir Folgendes:

Wir haben diesen Winter einige sehr nette Gesellschaften ohne Klatsch mitgemacht, einigen guten Aufführungen mit abwesendem Publicum im Theater beigewohnt und ein paar vortreffliche Concerte gehört. Wären sie um die Hälfte kürzer gewesen, hätte sich wenigstens auf diesem Gebiete ein gesunder Fortschritt gezeigt.

Wir haben auch viel zusammen im Hause musicirt, uns einige junge Mädchen unserer Bekanntschaft in ihren neuen Wintercostümen wiederholt zum Kaffee eingeladen und verschiedene, sehr anregende Bücher gelesen.

Endlich haben wir, nach Vorschrift aller guten Christenmenschen, über unsere Mitmenschen sieben Mal in der Woche zu Gericht gesessen und vier Mal Hasensuppe und vier Mal Fischklöße während des letzten Monats gegessen. Die, nämlich, geliebte Rese, liebe ich ausnehmend! Solltest Du anderer Ansicht sein, melde es, damit ich mich nach Deinem reifen Geschmacke zu bilden suche.

Und wann kommst Du, dickes, süßes Mädel? Thoras Geburtstag ist am 20. Januar. Da geben wir einen kleinen Witz! Du mußt dabei sein und mit dem schlanken Hauptmann Cornelius — der die Banting-Cur mit Erfolg gebraucht hat — den ersten Walzer tanzen. Ich schieße mich todt, wenn Du nicht dabei bist.

Meine Schwestern, Toni und Thora, die vortrefflichen Mädchen, grüßen Dich mit ungewöhnlicher Herzlichkeit, und ich bin mit schönsten Empfehlungen an die Deinigen, Deine Antwort erbittende, Dich liebende, einst auf der Schulbank neben Dir rutschende und immer noch ledige

Dorita Busch.

NB. Von unserem Halbvetter aus Lyon bekamen wir zu Weihnacht Alle seidene Kleider.

Richte Dich auf einen Kniefall, wenn Du kommst, neidloses Mädchen! Du wirst und mußt niedersinken, denn sie sind wahrhaft entzückend!

Noch Eins:

Ich reise im Februar auf einige Zeit nach Ratzeburg. Ernestine Aubeck, die Tochter des Präsidenten Aubeck, hat mich eingeladen. Schon deshalb mußt Du noch vorher, am 20. Januar, kommen. — —"

Nach der Absendung dieser Zeilen waren vier Monate verflossen. In diesen hatte die Witterung mit gewohnter Unberechenbarkeit gewechselt, sonnige Waschtage ersehnende Hausfrauen bitter enttäuscht, Landpartien planende Menschenkinder befriedigt oder mit schleppend nassen Sommer-

kleidern nach Haus gesandt, gerade das den Meisten nicht erfüllt, worauf sie doch nach ihren Wünschen und Voraussetzungen ein Recht zu haben geglaubt, und trägen Egoisten das zuviel in den Schooß geworfen, was einer Anzahl Bedürftiger Trost und Förderung gewesen wäre.

Auch hatte man von Krieg und Frieden, der Parteien Gezänk und von Unglücksfällen wie sonst vernommen, sich besser gedünkt und besser gewußt, als der Nachbar, und jeden Tag mit dem Nähren irgend eines größeren Wunsches begonnen und sich schon zufrieden gegeben, wenn statt dessen Erfüllung blos der leidige Schnupfen sich auf den Abzug begeben.

Am ersten des Monats Juli aber stand in der Flensburger Zeitung folgende Anzeige:

Hermann Zarpen auf Westerthal
Dorita Busch
Verlobte.

Und darüber ließ sich Dorita Busch an demselben Tage, und wiederum in dem kleinen Cabinet sitzend und schreibend, in einem Briefe an Therese von Hacke, wie folgt, vernehmen:

„Denn, o schöne, dicke Therese, es kam wie folgt: —

Bei einem Picknickfest, das die um Ratzeburg herumwohnenden Gutsbesitzer verabredet hatten und zu dem auch die ersten Familien am Orte eingeladen waren, lernte ich meinen Verlobten kennen.

Er ließ sich mir nicht nur gleich durch Peter Aubeck (den Referendar) vorstellen, sondern sprach gleich eine längere Zeit mit mir.

Er fragte, ob ich lange bliebe, ob ich mich bei Aubecks amüsire, wie's in Flensburg sei, wenn's fröre, und ob's heiß wäre, wenn die Sonne brenne, endlich, ob ich gern tanze und spanische Wind äße (die gab's nämlich) und schloß nach diesen Geistreichigkeiten mit der Bitte, ihm den ersten Tanz zu schenken.

Daß darob das Herz des fremden Mägdeleins hüpfte, kannst Du verstehen, und erst recht fand ich mich gehoben, als ich von Peter Aubeck, den ich um Auskunftsertheilungen bei Seite zog, hörte, wer eigentlich der Mann mit den etwas niedrigen Schultern und der knochenstarken Nase sei.

Beides hat er nämlich, aufmerksame Leserin!

Und als dann die Antwort erfolgte, es sei der reiche Hermann Zarpen von Westerthal, da schenkte ich mir im Gedanken doch wenigstens schon ein Erinnerungsvielliebchen, in dessen Gewinnen ich nämlich eine Force besitze.

Aber, dickes Schulmädchen von einst, es kam noch ganz anders! —

An diesem Tage tanzte Zarpen nicht nur den ersten mit mir, sondern bat noch um zwei ganze und mehrere Extratouren. Ich muß wirklich ganz bezaubernd gewesen sein. Denn höre:

Zwei Mütter mit nicht tanzenden Helenen und Marien mußten an demselben Abend genäht werden. Sie waren vor Neid und Aerger geplatzt.

Und der nette Präsident Aubeck neckte mich schon nach dem Souper und meinte, Zarpen umstricke mich arglose Fliege wie eine Spinne.

Freilich! gut tanzen ist Hermann Zarpens Sache nicht.

Es war ein Husarenoffizier aus Wandsbeck da, Baron von Uekermark, der alle Mädchen einfach toll machte.

Weißt Du: es war ein Traumschweben mit dem. Man hatte beim Walzer das Gefühl: so müsse Schwänen zu Muthe sein, wenn sie, von Frühling, Duft und Kühle umfangen, sanft auf dem stilltiefen, klaren Wasser dahinrauschen.

Aber gerade dieser Uekermark war mein Glück. Zarpen hat's mir später gestanden. Die Eifersucht darüber, daß der Husarenoffizier sich so viel mit mir beschäftigte, brachte sein Herz zum Sieden.

Durch Uekermark legte er den Keim zu dem Gedanken, mich zur Frau Zarpen auf Westerthal zu machen.

Aber nun höre weiter:

Einige Tage darauf gab Graf Erkner auf Kleeholm ein Diner, zu dem auch wir eingeladen waren. —

Ich zog das Lyoner Seidenkleid an, das, bestes, dickes Mädchen, doch auch Dein Gehirn damals in eine vollständige Brummkreiselbewegung des Entzückens versetzte. Und ich muß auch wirklich gestehen, als ich mich oben in einem Zimmer bei Aubecks in dem Spiegel sah, vermeinte ich, ein solch „lieblich Gebilde" selten gesehen zu haben.

Selbstruhm ist mir wahrlich so fern wie Reichthum und gutes Briefpapier, aber was Wahrheit und Recht ist, kann selbst das Oberverwaltungsgericht nicht antasten.

Und denke Dir! Ich bekam, obgleich ich ihm Ernestine Aubeck wirklich von Herzen gewünscht hätte, den Mann mit den tiefen Schultern zu Tisch.

Ein untadelhafter Frack und hellgelbe Handschuhe imponirten mir um so mehr, weil ich — denke Dir diese Aergerlichkeit! — die meinigen vergessen hatte und im letzten Moment bei Charlotte Erkner eine Anleihe machen mußte. Charlotte Erkner ist ein gutes Mädchen, aber ihre Handschuhe — 8¼ — trage ich nicht gern!

Zuerst wurde allerlei Unsinn geschwatzt.

Zarpen behauptete, er habe eine Anzahl Thiere abgerichtet und einen Familienfrosch und einen Hammel so gezähmt, daß sie stetig eine Ecossaise zusammen im Stall tanzten.

Auch behauptete er, daß sein Onkel einen Papagei besäße, der zweitausend Jahre alt sei.

Er flöte eine Melodie, die, wie sich herausgestellt habe, die Bäckerjungen zur Zeit der Aegypter auf den Straßen gepfiffen hätten.

Ein Aegyptologe habe das festgestellt. —

Später wurde Zarpen sehr ernsthaft, sprach über Landwirthschaft und Buttermilch, Salpeterdüngung und Hühnerzucht und erzählte von seinen

Dienst- und Referendarjahren. Er wollte ursprünglich Landrath werden, hing aber die Staatsdienstthätigkeit an den großen Mauernagel, der am Thorhaus in Westerthal eingerammt ist, und wurde auf Wunsch seines Vaters Landwirth.

Na, und dann, später im Garten, in der Rosenabtheilung, unter heimlichem Vogelgezwitscher und unter der Musik eines Bächleins, daß bei Erkners durch den Park läuft, fragte er mich, ob ich noch nie an Heirathen gedacht hätte, und als ich, der Wahrheit gemäß, entgegnete, daß ich einen solchen Gedanken nicht einmal im Traum gefaßt, wohl aber mich mit Kloster-Einsamkeit und Auslegung der Schriften der Mönche Augustinus und Franciscus vielstündlich täglich beschäftigte, meinte er erst, ich neige zum Ironisiren und könne niemals recht ernsthaft sein. — Auch ließ er später seinen Wertherkopf mit der etwas großen, röthlich angehauchten Nase schwermüthig sinken.

Offenbar — o Mädchen mit den frischen Rosenwangen — hatte er wenig Uebung darin, Anträge an junge und noch dazu mittellose Mädchen zu machen. Er war völlig geknickt, und ich fürchtete schon eine Darmverschlingung seiner Seele. —

Aber da raffte ich mich denn auf und gab mich furchtbar ernsthaft.

Ich schenkte ihm Vertrauen, erzählte vom Elternhause, von meinem verstorbenen Papa, von unserer unvergleichlichen Mutter und den Geschwistern, ließ ihn einen Blick in mein kleines Inneres werfen und sagte ihm, daß mich seine Zuvorkommenheit und seine Güte gegen meine Person sehr gefreut und gerührt habe.

Ob ich ihm ein wenig gut sei?

Ja, — das auch —

Ob ich ihn wohl lieben könnte —?

Keine Antwort, und bei ihm farbenärmste Enttäuschung!

Weißt Du, Rese, das Gefühl einer unbändigen Zuneigung hatte ich nicht. Wenn Baron von Uekermark so zu mir gesprochen hätte, würde ich vor Glückseligkeit unsere sämmtlichen einjährigen Rosenstöcke in unserem Garten gleich zu Hauptleuten ernannt haben.

Bei Zarpen hatte ich die Empfindung: Er ist ein guter braver Mensch, er besitzt einen anständigen Charakter — er liebt Dich, und Du wirst ihn wieder lieben lernen.

Und deshalb und zuletzt — o Mädchen — sagte ich ihm zu, daß ich mir die Sache überlegen wolle. Ich forderte ihn auf, am nächsten Tag in Ratzeburg hinter der Kirche, Mittags 12 Uhr, wie zufällig vorüber zu kommen, damit wir uns heimlich begegneten.

Und da küßte er die großen Handschuhe, 8¼ von Charlotte Erkner, ganz kaput — ich konnte sie nicht so schnell ausziehen bei seinem Ungestüm — und ließ mich erst vorangehen — und kam dann auch hinter den

Rosenbüschen hervorgekrochen und mischte sich unter die vor der Balcontreppe conversirenden, trinkenden, schwatzenden und rauchenden Gäste.

Er — Hermann — raucht nicht! — Ich hätte es gern. — Er hat überhaupt nicht die üblichen Neigungen der Männer. Nur Jagd und Reiten — darin ist er krankhaft passionirt. Ich soll es auch lernen — Famos! Wie? —

Doch nun zum Schluß.

Wir trafen uns also versteckt in Ratzeburg nach Abrede.

Es war ein geradezu scheußliches Wetter.

An Spazierengehen war nicht zu denken. Ich aber wußte Rath.

Ich bat ihn, sich die Schlüssel zur Kirche vom Küster zu holen, als ob wir das Innere besichtigen wollten.

Und so ward's, und den alten Herrn mit der schwarzen Kappe auf dem Silberhaar schickten wir wieder zurück und sagten, wir könnten das allein abmachen. — Es paßte ihm auch sehr gut, da gerade seine Kerbelsuppe auf dem Tisch stand.

Erst waren wir Beide verlegen. Aber als wir ein wenig herumgewandelt waren und zuletzt unter der Kanzel standen, da sagte er:

„Ich begreife nicht, daß ich überhaupt noch lebe, mein Fräulein —“

„Schrecklich! — Wieso!? — Ich bitte! —“

„Ich habe mich so rasend nach Ihnen gesehnt und so furchtbare Angst ausgestanden, Sie könnten am Ende doch —“

„Nein sagen?“ — lachte ich lustig, packte ihn aber gleich und küßte ihn tüchtig und herzhaft auf seinen Schnurrbartmund.

Und da hob er mich in die Höhe, tanzte mit mir durch die Kirche und ließ mich zuletzt in einen Stuhl sinken, um mir den Kuß mit fünfundzwanzig Procent Nutzen zurückzugeben.

So — Mädchen — nun weißt Du Alles. Schüttle nur nicht Dein blondes Haupt, daß wir diesen heiligen Ort zu solchen Liebesdingen wählten. Es war eine heimliche Stunde, die wir verlebten. Er war so rührend gut, liebenswürdig und selig in seinem Glück, daß mir ein paar Mal die Thränen in die Augen traten. Woher habe ich das verdient, so verzogen, so angebetet zu werden, so — glücklich zu sein, denn jetzt glaube ich, bin ich so glücklich, wie man bei solchen Gelegenheiten sein kann. —

Hermanns Familie hat freilich ziemliche Schwierigkeiten gemacht.

Er hat es mir nicht eingestanden, aber ich habe es gemerkt.

Am Sonnabend holt er mich nun von Flensburg nach Westerthal ab. Seine Mutter hat ihre Einwilligung gegeben. Das Einzige, was mich etwas ängstigt — o, Reschen, liebes, theilnehmendes Mädel — sind seine Schwestern.

Er hat drei unverheirathete und dem Ehestand bereits entflohene, altmodische, Ringellocken wickelnde Schwestern. Also mit der Mama, die sehr streng sein soll, vier weibliche Gefangenaufseher.

Aber am Ende! Was scheeren mich die Damen? Wir — Hermann und ich — gehören zueinander und werden unser Heim für uns einrichten. Also das ist die Verlobungshistoire der Jungfrau Dorita Cornelia Amalia Cäcilie Busch, Tochter des weiland Oberforstmeisters Gregor Busch.

Meine Mutter und meine Geschwister grüßen Dich herzhaft.

Letzteres könntest Du Dir, freundliches Stadtkind, eigentlich selbst sagen, und es bittet Dich, daß Du Dich in dieser Beziehung besserst,

Deine

Dorita Busch."

* * *

Die starke Aufregung, welche Dorita Buschs Verlobung in Flensburg erregt hatte, war lange gewichen. Zahlreiche andere pikante oder gleichgiltige, erhebliche oder winzige Dinge hatten inzwischen den seinerzeit interessanten Gesprächsgegenstand abgelöst, und erst, als der Tag der Hochzeit genannt wurde, als es gar hieß, daß diese in Flensburg stattfinden solle, kam wieder Leben in die Conversation über die Angelegenheit.

Auch der Sommer war inzwischen verflogen, der Herbst hatte sich mit kräftig durchsichtiger Luft und abziehenden, ihre Wanderschaft antretenden Vögeln gemeldet, und heute war's Sonntag und der erste des Monats August, in welchem vierzehn Tage später die Trauung zwischen Hermann Zarpen und Dorita Busch in der St. Peterskirche in Flensburg vollzogen werden sollte.

Jetzt eben saßen Dorita und die bereits vorweg als Brautjungfer eingetroffene Therese Hacke in der Ersteren kleinem Zimmer und beschäftigten sich mit Aussteuergegenständen.

Zwei Morgenkleider waren noch zu umsäumen und viel Anderes mehr.

Und es war kurz vor der Mittagsstunde, als Therese Hacke das Auge von der Arbeit erhob, die eifrig sich mühenden Hände ruhen ließ und die neben ihr sitzende und gleichfalls so eifrig Nähende, aber heute stumm sich gebende Freundin durch Wort und Bewegung zum Emporschauen veranlaßte und dann sagte:

„Hast Du heute keinen Brief von Deinem Verlobten gehabt? Mich dünkt, Du bist so ernst und nachdenklich, Dotta. Was hast Du?"

Erst seufzte die Braut leise auf, dann lehnte sie sich zurück und entgegnete, den Kopf bewegend, nachdenklich:

„Ja, er hat geschrieben! — Nein, ich dachte an etwas Anderes, Rese! Vor einigen Tagen las ich einen Roman, worin eine junge Frau geschildert wird, die sich durch die Schuld ihres Mannes sehr unglücklich in der Ehe fühlt. Sie hat nun die Wahl, ein langes, trauriges Leben neben dem ihr unerträglich gewordenen Menschen zu führen, oder davonzulaufen. — Was würdest Du in solchem Falle thun, beste Therese?"

Therese Hacke spreizte die vollen Lippen in ihrem Puppenkopf. Sie besaß einen pausbäckigen Puppenkopf und würde durch die Ausdruckslosigkeit ihrer Züge kein Interesse geweckt haben, wenn nicht unter dem blondgekräuselten Haar hervorblitzende kluge, bewegliche blaue Augen angezogen, und wenn nicht ihre üppigen Formen den Blick gefesselt haben würden.

Sie glich einer der von Peine dereinst auf die Leinwand gezauberten Rococodamen aus der Schäferzeit, während Dorita Busch wie eine Künstlerin aussah. Ihre Gesichtsfarbe war etwas grau, aber sympathisch weich. Die Backenknochen standen ein wenig hervor, verliehen jedoch dem Antlitz einen höchst interessanten Ausdruck, und die schlanke Größe, der vollendete Wuchs wurden durch eine wahrhaft klassisch geformte Büste noch gehoben.

Therese beantwortete die an sie gestellte Frage in ganz anderer Weise, als Dorita erwartet hatte.

Sie sagte:

„Wenn ich Kinder hätte, würde ich mich mit denen trösten. Wenn ich keine hätte, würde ich auch nicht weglaufen, aber mir einen Freund anschaffen, der mir durch seine Freundschaft Ersatz böte.“

„So — so — das würdest Du thun!“ flüsterte Dorita langsam nachdenklich. Und dann plötzlich lebhaft:

„Und wenn's nun keinen Freund gäbe?“

Die Angeredete zuckte die Achseln.

„Wie kommst Du überhaupt auf dergleichen, Dotta? Ueber solche Dinge nachzudenken, ist doch ganz zwecklos.“

„Nein, Beste, das ist es nicht. Und Du sollst auch heute gleich einmal Alles hören, Du, Du allein.

Wenn ich mir denke, daß ich Hermann Zarpen heirathen soll, freue ich mich nicht wie ein ungestümes Reh, dem man Futter hinhält, aber ich habe doch ein angenehmes Frohgefühl, ich finde meine Allgemeinhoffnungen und meinen Ehrgeiz befriedigt.

Wenn ich aber an die Mama und die drei Schwestern denke — dann kriege ich's mit der Angst.“

„Du heirathest doch nicht die, sondern Zarpen, und wenn der Dich lieb hat und Du ihn, dann wirst Du auch über die Nebensachen fortkommen.“

„Ja!“ bestätigte Dorita fest. „Aber wenn mein Mann auf deren Seite tritt und gegen mich Partei nimmt?“

„Wie sollte er —“

„Wenn er es aber doch thut? Du glaubst nicht, welche Souveränität die geborene Heuschinkel auf ihre Kinder ausübt. Was dann?“

„Dann stelle die Wahl zwischen Dir und Jenen!“

„Da ist der Punkt. Dann packen sie ihn fest, und dann geht's für mich an's Weglaufen!

Ich muß es — es bleibt nichts Anderes übrig, und da ist's schon besser, man fängt's garnicht an!"

„Aber, Dorita! Du willst doch nicht? Du denkst wirklich — vierzehn Tage vor der Hochzeit —"

Das junge Mädchen gab dieses Mal keine Antwort. Sie schüttelte sich, als ob sie ein Frost ergriffen habe, und die Züge empfingen einen Ausdruck von wehmuthsvoller Rathlosigkeit.

Da sie nicht sprach, sagte Therese nach einer angemessenen Pause:

„Könntest Du nicht jetzt schon mit Deinem Verlobten über diese Angelegenheit sprechen, ihm sagen, daß Dich das bedrücke? Vor der Hochzeit kann man Alles von den Männern erreichen!

För de Hochtid mußt Du't wennen,
Nah de Hochtid hett e'n Enn'n."

„Nein, Beste! Es giebt Dinge, die man erst berühren kann, wenn man durch den Drang der Nothwendigkeit dazu gezwungen wird. Feingefühl und Tact sprechen dagegen. Man bringt's als Gemüthsmensch nicht über die Lippen! Mein Verlobter erkennt in seiner Mutter das höchste Ideal. Seine Schwestern sind wahre Musterpatent-Mädchen.

Denn weißt Du, Rese, übermäßig viel Verstand hat mein Verlobter nicht, noch legte er sich jemals auf ein tieferes Nachdenken über sich, seine Umgebung, über menschliche Beziehungen, den Unterschied zwischen dem hergebrachten Brauch und neuem Leben mit neuen Zielen und Forderungen und damit verbundenem kräftigen und selbstständigen Handeln. Die Woche hat sieben Tage zum Aufstehen, Kaffee trinken, Arbeiten, Essen, allmählig den Abend abwarten, Gähnen und Schlafen. Kommt dann einmal eine neue Dreschmaschine, ein Besuch vom Nachbargut, ein Steigen der Kornpreise, die Geburt eines Dorfknäbleins oder eine Kreistagssitzung dazwischen, so läßt sich das nicht ändern, aber besser, man träumt so weiter."

„Um Gotteswillen! welch eine Schilderung! Ich hatte eine ganz andere Meinung von Deinem Verlobten."

„Ich würde wohl Manches aus ihm heraustreiben können, wenn ich ihn allein für mich hätte," fuhr Dorita, ohne ihrer Freundin Worte aufzunehmen, fort.

„Aber es sind zwei Güter vorhanden, auf dem einen sollen wir wirthschaften, auf dem anderen, blos durch eine große, blumenreiche Wiese und einen stark eingetretenen Fußpfad von Westerthal getrennt, liegt das Gut Aussicht, wo die Familie haust —"

„Aussicht?"

„Ja, es ist wirklich schade, daß diese Nachbarstätte gerade so heißt — und liegt. Fernsicht, das würde mir besser gefallen —" schloß Dorita spöttisch seufzend.

Und dann: „Weißt Du, Rese! Ich werde ja Zarpen heirathen, weil

ich die Hoffnung habe, daß der Zufall irgendwie eingreift, daß ich vielleicht mit der Zeit meine Wünsche durchsetze, daß ich auch meinen Mann noch zu einem Anderen mache, — aber vernünftig ist's nicht, in diese Ehe zu gehen. Richtig wäre es, noch jetzt zu erklären, daß ich zurücktreten wolle, wenn ich mit der Familie zusammen wohnen solle. —

Aber es sieht so überlegend aus; es erscheint mir so unzart. Er könnte mir auch erwidern: Du mußt doch auch Unbequemlichkeiten mit auf Deine Schultern nehmen! Ein solches Bündniß bringt nicht nur Freuden, sondern legt auch Pflichten auf. Die Meinigen haben Ansprüche, wie Du, wie wir! — Solch' nüchternes Wägen vorher muß auf jeden Mann einen peinlichen Eindruck hervorrufen."

Diesmal entgegnete Therese Nichts, aber sie sah mitleidig auf die neben ihr in schwermüthigem Nachdenken herabgebeugte Freundin. —

* * *

Die Frau Oberforstmeister Busch hatte eine große Aufgabe zu lösen gehabt. Abgesehen von dem nicht geringen Beitrag zu der Aussteuer ihrer Tochter Dorita, waren die Mittel für die Hochzeitfeier herbeizuschaffen gewesen. Es hatte sich um Toiletten für die Schwestern gehandelt. Die Wohnung hatte einer Auffrischung bedurft. Es war für die Bewirthung am Polterabend und für das Hauptdiner zu sorgen. Der Prediger hatte Ansprüche, und die Wagen kosteten Geld. Aber auch Blumen und Champagner erhielt man nicht umsonst.

Ueberhaupt flogen die Geldscheine nur so fort, und wenn nicht später die schon reiche Frau Zarpen ihren Schwestern die Aussteuer schenkte, — von ihrer Mutter hatten sie Nichts zu erwarten, weil diese alles bischen Ersparte hergegeben und zudem noch Jahre brauchte, um Alles, was nicht hatte berichtigt werden können, abzubezahlen, — dann sah es traurig aus.

Man hätte nun sagen können, das sei eine leichtfertige Handlungsweise gewesen. Wenn Frau Busch ihrer Tochter Dorita keine Aussteuer geben konnte, so mußte es eben unterbleiben, und waren die Mittel für die Festfeier, für seidene Kleider, Schleppen, Blumen und neue Gardinen nicht vorhanden, so gab's eben nur eine Fahrt nach der Kirche, den Segen des Priesters und den Einzug in's neue Heim.

Aber der Wittwe Unfähigkeit, ihre Tochter auszusteuern und die Kosten der Hochzeitsfeier zu bestreiten, war garnicht zur Erörterung gelangt.

Es war einmal Sitte, daß die Braut das und das mit in die Ehe brachte, und da die Trauung naturgemäß in Flensburg stattfinden mußte, so übernahm die Frau Oberförster selbstverständlich auch die Bestreitung dieser Kosten.

Sie konnte doch ihrem künftigen Schwiegersohn nicht erklären, daß sie ihrer Tochter nichts Anderes als einen Koffer mit Garderobe mitzugeben

habe; sie hätte es ihrem Schwiegersohn nur dann gestehen können, wenn er sie gefragt hätte.

Die Frau und die Braut hörten im Geist die Westerthaler über die der Braut zukommenden Verpflichtungen sprechen, und was sie sagten, war von dem Gewohnheitsstandpunkt aus unanfechtbar.

Aber man hätte von dem Bräutigam erwarten können, daß er über die Verhältnisse der Familie Busch Erkundigungen eingezogen, daß er in Folge dessen zu solchen Anforderungen nicht gelangt wäre!

Und wenn's etwa geschehen, dann mußte Dorita aus der Unterlassung eines Einspruches von seiner Seite ableiten, daß die Zarpener mehr auf den Groschen sahen, als nobler Leute Art sein sollte und durfte.

Wo's nicht erforderlich, da that sich ihre Hand nicht auf. Wie die Familie Busch das machte, darüber zerbrachen sie sich nicht den Kopf. Daß die Braut die Frau des Sohnes, ihre Tochter und Schwester werden würde, wurde nicht in Betracht gezogen.

Aber wenn auch gerade dieser materielle Punkt, der ihrer Mutter so Schweres, ja, fast Unmögliches auferlegte, der ihre Schwestern so ungerecht benachtheiligte, des jungen Mädchens Zweifel und Schwermuth verstärkten, so bewirkten andererseits doch eben diese einmal gebrachten schweren Opfer, daß ihr Mund stumm blieb, daß sie, entsprechend der Therese Hacke gegebenen Erklärung, am Tage vor dem Polterabend voll ungeduldiger Erwartung an den Bahnhof eilte und ihren Verlobten Hermann Zarpen mit strahlenden Mienen in Empfang nahm.

Sie wollte sich betäuben und betäubte sich. Es wurde ihr erleichtert, weil Zarpen sie mit Aufmerksamkeiten überhäufte, weil er, wie alle Verlobten, aus seiner Leidenschaft die Dauer ungetrübter Liebe und Glückseligkeit ableitend, ihr und sich eine wunderherrliche Zukunft ausmalte.

Und sie zwang sich, ihm zu glauben, weil sich dadurch ihre Wünsche erfüllten. Es gab sogar Augenblicke, in denen sie die pessimistischen Gedanken, denen sie sich in den letzten Wochen hingegeben, als etwas Unverständliches, aus einem krankhaften Zustande Hervorgegangenes von sich zurückwies.

Schon beim Verlassen des Bahnhofs ergriff sie der verzeihliche Eitelkeitbefriedigungsrausch von Neuem. Wie die Menschen ihnen nachschauten, wie ehrerbietig die Meisten grüßten, wie die jungen Mädchen aus dem Busch'schen Kreise Dorita zunickten, — mit Mienen, als seien sie hochbeglückt, von ihr und Zarpen beachtet zu werden, — und endlich, — wie glänzten und funkelten Ring, Brosche und Arm- und Halsband, die er ihr — ein Familienstück der Zarpener Familie — im Namen seiner Mutter nach der Begrüßung und Stärkung in Gegenwart der sich herbeidrängenden Schwestern überreichte.

Es giebt Familienereignisse, neben deren Wichtigkeit Jegliches zurücktritt.

Krieg zwischen Völkern, Verheerungen von Landschaften durch Naturgewalten, Kämpfe der Parteien, Errungenschaften auf dem Erfindungsgebiet, Tod großer Menschen, Alles ist nebensächlich, wenn es sich um die Vorbereitungen für bestimmte Familienfeste handelt.

Die daran Betheiligten überwinden sogar Krankheiten! Erst noch die Feier, der Tischgang und der Tanz, dann giebt's ein Bett und Ausruhen!

Und so schwammen auch die paar Tage in Flensburg wie eilfertig vom Strom getriebene Schifflein dahin.

Und fanden die Buschens die Zarpener Damen stark altfränkisch und höchst gemessen, so ergaben sie sich doch darüber keinem sonderlichen Nachdenken.

Sie waren jedenfalls ganz bei der Sache, nahmen an Allem Antheil und sparten nicht mit Rathschlägen. —

Und der Polterabend brachte viele und reiche Gaben von nah und fern, auch einen telegraphischen Glückwunsch von dem eben auf einer Weltreise begriffenen, einzigen Bruder des Verlobten aus Brindisi.

Wiederholt holten die Schwestern das zum einsamen Plaudern in ein entferntes Gemach entschlüpfte Brautpaar unter freudigem Jubel herbei.

Es war etwas Außerordentliches eingetroffen; sie mußten es gleich bewundern!

Auch der Abend verlief nach Aller Wunsch. Aufführungen lösten Aufführungen ab. Bald flog über das Angesicht des Paares ein helles Lachen, bald lösten sich Rührungsthränlein aus Doritas dunklen Mädchenaugen.

Und der nächste Tag hatte sich auch in der Natur draußen geschmückt.

Eine wundervolle Herbstsonne durchglänzte die Gegend, gab der Natur ein funkelndes Gepräge und verwischte alles Ungleiche, Unebene und Unschöne. Eine prangende Welt that sich vor dem entzückten Auge auf; nur frohes Genießen und wunschloses Glück schien alles Lebendige zu durchdringen.

Und volle Strahlenfluthen sandte auch die goldumpanzerte Himmelskönigin durch die hohen Bogenfenster der Kirche.

Kurz war die Predigt, eindrucksvoll waren die Worte.

Zuletzt fragte der Geistliche diejenigen, die da standen inmitten der jugendfrischen, weißumflossenen Mädchengestalten, umgeben von den ernsthaft dreinblickenden Verwandten und Freunden, angeschaut von der neugierigen Menge, die in den Kirchenstühlen sich niedergelassen, oder in den Kirchengängen sich aufgestaut hatten, um ihr Ja. — Und als das einmal laut und einmal leise — wohl so flüsternd im Ton wegen der glückseligen Gemüthserregung — erfolgt, und noch ein Wörtlein, der Segen und das Vaterunser vom Geistlichen hinzugefügt war, da brausten erhebend und ergreifend die Klänge der Orgel durch den Raum, und Alles hatte sich erfüllt, was der Inhalt der Gedanken gewesen dieser beiden Menschen seit so vielen Monaten.

Und vierzig Tafelnde erhoben dann später die Champagnergläser in den lichtdurchfunkelten Räumen der Busch'schen Wohnung und ließen das Brautpaar leben, und vierzig Personen ließen sich von Neuem nieder an dem von Speisen strotzenden Tisch.

Alles vollzog sich in Frohsinn und Lust, Alles vollzog sich in Glück und Herrlichkeit, und Fortsetzung und Ende würden erst recht sein ein Meer von dauernder Seligkeit — —!

* * *

Es waren fast zwei Jahre vergangen, als wiederum Therese Hacke ein Schreiben, und zwar jetzt von Frau Dotta Zarpen, empfing. Der Inhalt lautete wie folgt:

„Liebe Rese!

Gestern las ich im Hamlet. Da fand ich:

„Wahrhaft groß sein, heißt nicht ohne großen Gegenstand sich regen.

Doch eines Strohhalms Breite selbst verfechten, wenn Ehre auf dem Spiel steht."

Darüber habe ich sehr lange nachgedacht, und es hat mir geholfen, Etwas zu unterlassen, wozu ich mich bereits entschlossen hatte. — Statt dessen kam mir der Gedanke, Dich einzuladen, und bei der Vorstellung, Du könntest nach den wiederholten vergeblichen Versuchen wirklich einmal kommen und eine längere Zeit auf Westerthal bei mir bleiben, zog plötzlich eine solche Frohempfindung in meine Brust, daß ich — eine seltene Erscheinung — abwechselnd pfeifend und ein Lied trällernd, die Treppe hinabstürmte.

Freilich, als ich unten anlangte, hätte ich meine Schwiegermutter, den Glückspendel meines Daseins, bald über den Haufen gerannt, und ein gereiztes: „Kind, Kind, welch' ein unbesonnenes Stürmen. Du bist doch kein Schulkind mehr!" ward mir zum Lohne.

„Nein, ich bin's nicht!" wollte ich rufen — „Du aber bist der Schrecken meiner Tage, und wäre noch die Zeit der Wünschelruthen, würde ich Dich für alle Zeiten auf die höchste Spitze des Chimborasso hinaufspediren, dort, wo selbst die Eiszapfen sich Umschlagtücher kaufen und Wärmesehnsuchtslieder anstimmen!"

Also komme bald!

Ich setze es durch, daß wir einige amüsante Gesellschaften geben, und ich sorge dafür, daß uns nette Menschen einladen.

Und musiciren und lesen und spazieren gehen werden wir zusammen, und ich will Dich fürchterlich verziehen und lieb haben, auch Dich selbst durch die Landschaft kutschiren! Schreibe gleich, wenn Du kommst! Ich

zähle die Stunden, bis ich Antwort habe, denn, Rese, — ich liebe Dich, liebe Dich und sehne mich unendlich nach Dir —!

Deine Dorita.

Bring mir, bitte, von den gefüllten Chocoladenbonbons ein Paar Pfund mit. Du weißt, welche ich meine. Auslagen erstattet dankend zurück die Frau Dotta Zarpen auf Gut Westerthal." —

Eine Woche später holte Dorita Zarpen ihre Freundin Therese Hacke mit einem Zweigespann vom Bahnhof ab. — Hermann war nicht zugegen, weil an diesem Tage schon seit längerer Zeit eine Jagd auf Forkenhagen beim Baron von Elbstetten angesagt war.

Aber die Beiden wußten auch allein sich einzurichten. Man sah's, daß sie Nichts entbehrten, als sie schwatzend und lachend durch die Landschaft flogen. —

Um dieselbe Zeit saßen Frau Zarpen, Fräulein Franziska, Magdalene und Lotte auf „Aussicht" beim zweiten Frühstück. Heute sollte die Entscheidung über die neuen Kartoffeln getroffen werden, die sie aus dem Bestande der Gutssaat zurücklegen wollten.

Es waren zwei Sorten vorhanden. Die beste war für den Verkauf bestimmt, insofern sich ein hoher Preis erzielen ließ.

Die Rollen im Zarpen'schen Hause waren so vertheilt, daß immer Franziska, eine schwammig starke Riesendame mit Herkulesgliedern, zuerst das Wort nahm. Und während die Repräsentantin der Familie sonst ihrem Alleinherrscherthum rücksichtslos die Zügel schießen ließ, war sie dieser Tochter gegenüber von einer auffallenden Schwäche. Sie horchte fast immer erst hin, was Franziska wollte.

Die Frau besaß, wie ihr Sohn Hermann, eine sehr starke Nase, und in diesem Theil gelangten, und zwar durch eine eigenthümliche, rothbraune Farbe, die stärkeren seelischen Affecte zum Vorschein. In ihrem Gesicht waren Eigensinn und Unduldsamkeit so deutlich ausgeprägt, daß schon ihr Anblick ein gewisses Unbehagen hervorrief.

Nach Franziska kam im Alter Magdalene, genannt Magda, die las geistliche Bücher und fromme Romane, strickte für Negerkinder Socken, war Mitglied zahlreicher christlicher Vereine und besaß neben einem sehr entwickelten Selbstgefühl eine unbeugsame Unduldsamkeit. Magdalene hatte das Aeußere einer älteren Gouvernante, trug viele Ringe an den Fingern und kleidete sich stets in schwarzer Halbseide.

Lotte war eine sogenannte Jaschwester. Sie sprach anderen nach dem Mund, besaß wohl etwas Herz und eine starke Dosis Sentimentalität, aber ihre bis zur Klatschsucht ausartende Freude am Schwatzen und Kritisiren machten sie werthlos.

Sie besaß auch eine ziemlich starke Körperfülle und große Nase und hatte nicht einen einzigen Zahn mehr im Munde. Allezeit hielt sie sich von

den Männern geliebt, wie sie selbst noch immer still glühende Schwärmereien nährte. Dabei spielte aber das Alter keine Rolle. Wenn ein junger Cadett sie anblinzelte, funkelten ihre Augen in der Nachwirkung ihrer gehobenen Gefühle.

Soeben hatte Franziska decretirt, daß die Kartoffeln, die mehlige, und als solche von ihr als die schmackhaftest geschätzte Sorte Kartoffeln, — gleichviel ob sie mehr Geld einbringen konnte, — im Keller bleiben solle.

„Du meinst —“ setzte die Frau an. Sie war anderer Ansicht, aber lenkte bereits ein.

„Ja, Mama! Wir stehen uns am besten dabei. Ich will noch heute Kracht Bescheid sagen.“

„Ich bin aber für die gelben, ich ziehe die vor!“ fiel Magdalene, die fast immer anderer Ansicht war als ihre Schwester und mit einer geradezu boshaften Freude ein Nein gab, wenn jene ein Ja gesprochen, ein.

„Ih bewahre! Weshalb denn?“ entgegnete Franziska kühl und unempfindlich. Sie wußte, daß Magdalene Nichts mehr erregte, als wenn man ihre Sottisen gar nicht zu bemerken schien.

„Weshalb denn? Ich sagte ja schon, daß ich die gelben lieber äße, Mama geht's ebenso. Weshalb soll denn stets und alle Zeit Dein Wille gelten?

Auch jetzt thust Du wieder, als ob wir Anderen nur da wären, um gleich chinesischen Porzellanpuppen mit dem Kopfe zu nicken.

Was meinst Du, Lotte? Bist Du für die mehligen oder die runden gelben?“

Lotte, die stets einen großen Appetit entwickelte, war gerade bei dem Verzehren eines Stückchens rohen Schinkens, das ihr bei ihrer Mundverfassung große Beschwerden machte. Um es mit Niemandem zu verderben, sagte sie:

„Ich mag am liebsten Hermanns Sorte. Können wir davon nicht bekommen?“

Franziska warf ihr einen verächtlichen Blick zu.

Der ganze Aerger über ihr aalglattes Ausweichen, ihre Charakterlosigkeit und Feigheit kam darin zum Ausdruck. Aber sie legte auch ihren Ingrimm über Lotte in Worten an den Tag.

„Magdalene hat Dich doch gar nicht nach den Westerthaler Kartoffeln gefragt, sondern zu erfahren verlangt, welche Du von unseren beiden Sorten vorziehst. Das wollten wir heute entscheiden, weil Kracht (Kracht war der Verwalter) Sonnabend mit den übrigbleibenden in die Stadt soll. — Also antworte, welche willst Du?“

„Ich muß bitten, — und kann Magdalene nur beistimmen — daß Du nicht in einem solchen Unteroffizierton mit mir sprichst. Selbst gegen Mama wendest Du ihn an.“ (Dieser Satz war klug berechnet!) „Im Uebrigen wiederhole ich: ich bin überhaupt nicht so sehr entzückt von unseren

Sorten! Das sollte in meiner Antwort liegen. — Habe ich aber keine andere Wahl, — dann —"

„Entscheidest Du Dich natürlich jetzt, da ich mich für die mehligen ausgesprochen habe, für die gelben! — Vor acht Tagen sagtest Du mir freilich noch: Du liebtest lediglich die mehligen — aber das kennt man bei Dir!"

Im Grunde hatte die Frau schon lange anheben und den Streit durch Parteinahme für das Riesenweib Franziska entscheiden wollen.

Der sehr gut berechnete, hetzende Satz von Lotte, in dem zartempfundene Klagetöne über den Mangel an Pietät gegen sie, die Mutter, zum Ausdruck gelangt waren, schärften jedoch nachträglich wieder ihre Herrschsucht und trieben sie zum Widerstand gegen „Ziska".

Das kalte, harte Antlitz erhebend, sagte sie:

„Es wird die gelbe genommen und damit Basta! Ich will dieses Gezänk nicht mehr anhören!"

Aber um das Oberwasser zu behalten, um jede Möglichkeit zu Einwendungen abzuschneiden, aber auch die Hand zu bieten, davon abzusehen, fuhr sie in ruhigem Tone fort:

„Wie ist's eigentlich mit denen drüben? Kommt Dorita mit ihrer Freundin zu uns, oder sollen wir dort speisen?

In jedem Fall wird die Hacke doch wohl noch heute Besuch machen!"

„Na, zu der Lebensart der Freundinnen unserer Schwägerin habe ich allerdings wenig Vertrauen —" fiel Magdalene spitz ein.

Aber ein: „Laß nun doch das ewige Medisiren! Es ist zu widerwärtig!" folgte auf ihre Rede aus dem Munde der Frau Zarpen.

Magdalene sah ihre Mutter mit dem höchstem Erstaunen an.

Es war niemals vorgekommen, daß sie einen Tadel ob des Kritisirens der Tochter erhoben hatte, es mochte noch so scharf sein.

Aber sie wurde auch gleich über den Grund belehrt.

Franziska war mit einer Miene aufgestanden und hatte sich in dem großen vierfenstrigen Gartenspeisezimmer zu schaffen gemacht, als ob Alles, was verhandelt ward, sie absolut nicht mehr angehe.

Sie gab dadurch ihrer Mutter die Antwort wegen „der gelben!"

Und wiederum fachte diese stille Auflehnung den Aerger der Frau auf's Höchste an, und da sie ihren Ingrimm austoben mußte, schoß sie die Kanonen auf Magdalene ab.

Die Folge war, daß Magdalene auch aufstand, aber nicht im Zimmer blieb, sondern sich gleich unter einem kalten „Mahlzeit!" in ihre Gemächer verfügte. —

Und nachdem sie gegangen, packte Franziska einen großen Blumentopf mit einer Palme in den Arm, zeigte durch allerlei Hin und Her, daß diese der Reinigung bedürfe, und verließ, ohne ein Wort zu sagen, ebenfalls das Gemach.

Nun war die alte Zarpen mit Lotte und dem Hunde Kehraus, einem beim Oeffnen der Thür hereingesprungenen schwarzen Terrier, allein.

Und als dann dieses Vieh, nach Art der liebebedürftigen vierbeinigen Geschöpfe an der Frau emporsprang und dabei sehr schmutzige Spuren auf ihrem Kleide zurückblieben, mißhandelte sie das Thier so rücksichtslos, daß Lotte das unschuldige letzte Opfer schlechter Laune auf ihren Arm nahm und unter einem: „Wie konntest Du doch auch so anspringen, Kehraus," forttrug. Ihr Herz regte sich, aber sie wünschte auch keine Conversation mit ihrer bis zum Springen erregten Frau Mama; deshalb entfloh sie ebenfalls.

Und so war denn die Repräsentantin der Familie Zarpen ganz allein.

Zunächst saß sie da und bewegte den Mund, aus dem lange, glatte, gelbe Zähne hervorguckten, als ob sie mit diesen irgend Etwas zermalmen wolle. Dann aber erhob sie sich, warf einen umschauenden Blick in das reich eingerichtete Gemach und zog zuletzt die seidene Klingelschnur.

Auf dieses Zeichen erschien Claus Wehse, ein alter, etwas krummer Diener in blauer Livrée, ein gutherziger, treuer und ehrlicher Naturmensch.

Ihm gab sie Auftrag, noch vor dem Abdecken des Tisches nach Westerthal zu gehen und im Namen seiner Herrin zu fragen, ob die Damen zu Tisch kommen würden. — Ihre Töchter wollte sie nicht fragen. —

Die beiden Westerthaler Damen waren gerade im Begriff, sich nach einem eben beendeten Imbiß in den Garten zu begeben, als der Diener Robert den alten Wehse von nebenan anmeldete. Er hätte Etwas zu bestellen.

„Er möge hereinkommen!" entschied Dorita.

Als Wehse in's Zimmer trat, begrüßte er beide Damen mit einer kurzen Verbeugung und trug vor, was er zu sagen hatte.

„Ach, Du lieber Gott! Heute gleich am ersten!" stieß Dorita in höchster Enttäuschung und mit mißmuthiger Auflehnung im Ton heraus.

Und: „Nein, nein — wir bedauerten, wir könnten nicht zur Verfügung sein, weil, weil — na, was ist's noch, Rese?"

„Helfen Sie, Wehse!" — schloß Dorita launig ermunternd.

Aber freilich! Schon während sie sprach, bereute sie, daß sie sich vor dem Diener hatte gehen lassen. Auch forschte sie zur Feststellung des Eindrucks ihrer Worte in des Alten Angesicht.

Aber sie fand zu ihrer angenehmen Ueberraschung nicht, was sie vorausgesetzt hatte.

Sie begegnete einem stillen, warmen Ausdruck in seinen Zügen. Ein mildes Lächeln mischte sich hinzu, und bevor sie noch zu einer ihre Rede abschwächenden Fortsetzung gelangte, antwortete er:

„Ich kann sagen, Frau Zarpen wollten den Herrn Gemahl von Forkenhagen abholen —"

„Ja, ja, das ist eine prächtige Idee. — Schön, schön, mein guter Wehse."

Und als er sich verneigte und zur Thür trat, rief sie ihm laut nach:

„Warten Sie, warten Sie, Wehse!" zog den Zurückkehrenden in's Vorzimmer und nahm ein größeres Geldstück aus der Tasche.

„Hier — schon lange wollte ich" — hob sie an und reichte ihm das Geschenk hin.

„O nein, nein, gnädige Frau," wehrte er bescheiden ab. — „Ich habe ja Nichts —"

„Ja, oft haben Sie mir schon Etwas gethan. Ich bitte, nehmen Sie, Wehse."

Und als er dann bescheiden zugriff, sagte sie, ihn nun doch wieder wie ihres Gleichen und einen Vertrauten behandelnd:

„Wie ist's drüben, Wehse? Die Damen sind wohl nicht einverstanden, daß ich Besuch habe?"

Er zog die Schultern.

„Wie ist heute die Laune?"

„Die ist schlecht! Und — und — wenn's erlaubt ist: Als ich servirte, hörte ich, daß die Fräuleins sagten, das gnädige Fräulein von Hacke würden doch wohl heute gleich Besuch machen —"

„So, so, das meinten sie! — Na, man möchte schon —"

Die Frau holte tief Athem und richtete den Blick mit finsterem Ausdruck gradeaus.

Und er, der alte Mann, sah sie voll liebevoller Theilnahme an und hätte gern Etwas herausgeholt aus seinem Innern. Doch war jetzt nicht die Zeit.

Um aber ihr, die er gleich in sein Herz geschlossen, schon bei ihrem ersten Erscheinen als Braut, nicht den Tag zu verderben, sagte er:

„Beunruhigen sich gnädige Frau nicht. Ich werde schon Alles machen! Ich werde bestellen, daß Sie nach Forkenhagen fuhren — daß Herr Hermann das gewünscht hätten — und daß das gnädige Fräulein sich gestatten würden, morgen Besuch zu machen —"

„Ja, sehr schön, Wehse. Und fügen Sie hinzu, ich ließe sie Alle freundlichst bitten, den Abend — hören Sie, — den morgigen Abend bei uns zuzubringen —"

Er nickte, machte eine letzte Abschiedsverbeugung und setzte sich in Bewegung.

Aber noch einmal hielt sie ihn.

„Ich wollte noch fragen, Wehse. Haben Sie Etwas gehört, wann meines Mannes Bruder kommt?"

„Ja, gnädige Gräfin. Er hat an die gnädige Frau geschrieben, daß er am Sonnabend sicher eintrifft —"

„Hm — so — adieu, guter Alter, — ich danke Ihnen! —"

Als Dorita in's Zimmer zurücktrat, fand sie die Freundin nicht mehr anwesend. Der beim Abräumen des Frühstücks beschäftigte Diener Robert aber erklärte, das gnädige Fräulein sei durch das Nebengemach zur Linken in den Garten hinausgetreten.

Westerthal war ein sehr großes Gut mit ungewöhnlich günstig arrondirtem Besitz. Alle Wiesen, Felder, Seen und Gehölze lagen rund herum im Umkreise, und aus der Mitte erhob sich der alte, kräftige, mit einer mächtigen Doppeltreppe versehene und ganz von Schlinggewächsen umschlossene Bau. Hinter diesem breitete sich ein Park mit zwei Alleen aus. Sie mündeten, zu Seiten allmählich aufsteigend, vor einem freien Wiesenfelde, an dessen Eingang sich ein Aussichtsthurm emporrichtete, von dem man einen prachtvollen Fernblick über das Land gewinnen konnte.

Vor dem Herrenhause aber, zur Linken und Rechten, befanden sich die alten, ziemlich verfallenen Wirthschaftsgebäude, die Arbeitspferde und Kuhställe, die Meierei, die Scheunen, der Herrenstall und das Verwaltergebäude.

Während die beiden Damen dahinschritten, sagte Rese: „Geht das denn wirklich, Dotta, daß Du Deiner Schwiegermutter und Deinen Schwägerinnen ausweichst? Sie scheinen ja Werth darauf zu legen, daß wir kommen, oder daß sie bei Dir sich einfinden —"

„Nein, Beste, es ging eigentlich nicht. Aber einen, einen Tag möchte man doch einmal haben, an dem man sein Herr ist —"

„Sind sie denn wirklich so unerträglich?"

„Jedenfalls sind sie mir namenlos unsympathisch —"

„Ich möchte aber meinen, daß doch jeder Mensch eine gute Seite besitzt — kannst Du Dich nicht an diese halten?"

„Alle ihre guten Seiten werden in den Schatten gestellt durch ihre Einseitigkeit, ihren thörichten Familienstolz und ihren Geiz. — Ein anderer Mensch soll der Bruder meines Mannes, der Regierungsassessor Leo Zarpen sein, der nach fast zweijähriger Abwesenheit diese Woche hierher zurückkehrt. Schon während unserer Verlobung wurde er krank, und habe ich ihn deshalb gar nicht kennen gelernt. Auch später nicht, da er nach unserer Heirath zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen unbestimmten Urlaub nahm und auch dann noch zum Vergnügen und um Menschen kennen zu lernen, mit einem Freunde eine einjährige Weltreise angetreten hat, die nun eben beendet ist."

„Wie verträgt sich aber die Sparsamkeit der Zarpens mit diesem kostbaren Extraausfluge?"

„Leo hatte inzwischen ein kleines gesondertes Capital von dem Bruder meines verstorbenen Schwiegervaters geerbt. Da hat er trotz des Widerspruches der Alten seine Wünsche durchgesetzt."

„Und Dein Mann?" setzte Rese vorsichtig an.

Dorita zog die Lippen.

„Er ist, wie ich ihn Dir schilderte! Er ist ein guter, anständiger Mann, aber grenzenlos schwach, und dabei empfindlich, sehr heftig, ja, bisweilen blindjähzornig. Ueberdies ist er in der Familiensparsamkeit und Familienautorität so auferzogen, daß er, kommen diese in Frage, den Seinigen gegenüber überhaupt kaum einen Willen hat. Er hat auch jetzt noch gar keine Vorstellung von dem, was in mir vorgeht. Er denkt zu wenig nach, um selbst darauf zu gerathen. — Weißt Du, Rese," — schloß die Frau gedankenvoll: „Ich bin mir noch nicht klar, wie ich mich verhalten soll. Ich habe zwei Wege! Entweder einen energischen Widerstand oder schweigende Klugheit. Gerade Du sollst mir nach Einblick in die hiesigen Verhältnisse rathen helfen —"

Therese nickte still beipflichtend. Dann sagte sie:

„Die Zarpens sind wohl sehr reich, nicht wahr?"

„Ja! Sehr, sehr vermögend! Aber sie haben Nichts davon. Diese Art Menschen betrachten das Geld nicht als Mittel zum Zweck eines freudevollen und abwechslungsreichen Daseins, sondern das Dasein hat den Zweck, Geld anzuhäufen. — Wo ein Anderer ohne Bedenken die Börse zieht und giebt, da sprechen sie ein hartes: Nein! Auch unterstützen sie die Armen nicht zufolge wirklich warmherziger Regungen, sondern zufolge eines feststehenden Haushaltungsplanes, zufolge der Ueberlegung, daß zur Frömmigkeit ein gewisses äußerliches den Himmel versöhnendes Wohlthun gehört."

„Hm — so! Meinst Du denn, daß sie Dir wohlgewogen sind?" —

„Wohlgewogen? Sie betrachteten schon die Verlobung mit mir als ein Unglück. — Sie fanden sich mit zusammengebissenen Zähnen darein. Du weißt es! Jetzt hassen sie mich, und ich, ich hasse sie ebenso —"

„Das ist aber doch schrecklich, Dotta! Wissen Deine Mutter und Geschwister davon?"

Die junge Frau schüttelte den Kopf. Dann sagte sie:

„Nein! Und sie sollen womöglich auch nie Etwas erfahren! Ich bin nun einmal die Frau dieses Mannes geworden und will die Vortheile für die Meinigen nützen. Ich will es wenigstens versuchen. Aber ich muß meine Zeit abwarten. Und über das Wie bin ich mir noch nicht klar!"

Die junge Frau hielt inne und blickte mit einem trüben Blick in's Leere.

„Arme Dotta! Wenn ich denke, welch' ein lustiger Vogel Du warst! Wie habe ich Dich um Deinen Humor und Deine Lebensfreudigkeit beneidet. Und jetzt bist Du schon so tief verbittert; nur ein gezwungenes Lächeln umspielt Deinen Mund."

Unter diesen Worten umschlang sie Dorita inmitten der hohen, noch mit Laub bedeckten Alleebäume und küßte sie zärtlich.

Und die junge Frau gab's zurück, und Thränen lösten sich und rannen herab auf ihr Angesicht, in denen ein kindlich rathloser, schier herzbewegender Ausdruck haften blieb. —

* * *

Als am nächsten Tage Hermann Zarpen, seiner Gewohnheit nach, den Weg über die große Wiese nehmend, noch vor dem zweiten Frühstück in's Aussichter Herrenhaus trat, fand er beim Oeffnen der Thüren Niemanden in den unteren Gemächern.

Aussicht war gediegen und zum Theil gemüthlich, aber höchst altfränkisch eingerichtet. Steife Möbel aus der Zeit der Königin Louise standen umher, und hellgeblümte Gardinen fielen ungerafft an den Fenstern herab. Alles, was das Auge sah, war unmodern.

Selbst zu einem neuen Clavier hatte man sich nicht emporgeschwungen. Aus einem Spinett mit einem dünnen Klimperton drang die Begleitungsmusik, wenn Magdalene Zarpen sang. —

Da Hermann auch Wehse nicht fand, selbst auf sein Klingeln der Alte nicht von unten heraufgeeilt kam, so stieg er, seine Mutter oben vermuthend, die Treppe hinauf.

Hier befand sich ein sehr großer Gesellschaftssaal mit eckigen Möbeln und einer himmelblauen, mit weißen Postamentstreifen durchwirkten Tapete und einer mächtig breiten, brandrothen Borde.

Ein starker Geruch von Aepfeln und Stroh drang ihm schon auf dem Flur entgegen, und als er, ohne anzuklopfen, öffnete, sah er seine Mutter, die sich über dort ausgelegtes Obst bückte, es einzeln prüfte und umlegte.

„Ah, Du!" rief sie und nickte, jedoch ohne sich in ihrer Beschäftigung stören zu lassen, mit dem Kopf.

„Nun? Eine gute Jagd gehabt? War's nett? Und waren die Damen dabei, und seid Ihr spät zurückgekommen?"

„Damen?" stieß Hermann zerstreut heraus. Und dann sich rasch besinnend:

„Ah so — Meine Damen —" Aber statt bestimmt fortzusetzen, ausweichend: — „Therese Hacke ist ja eingetroffen —"

„Das ist mir bekannt! Danach fragte ich nicht. Ich meine, ob Deine Frau und der Besuch dabei waren?" warf die Frau, kalt sprechend, hin.

„Ja — nein. — Wir trafen uns unterwegs. — Sie hatten sich zu spät auf den Weg gemacht —"

„Mit anderen Worten, sie sind gar nicht gefahren! Du hast es auch gar nicht gewünscht — Na, ich muß sagen —"

Die Frau sprach's, sich erhebend, zupfte an ihrem Kleide und sah ihren Sohn mit gereizten Mienen und mit einem äußerst steifen Blick an.

„Na, was ist denn nun wieder, Mama?" stieß der Mann ebenso gereizt heraus.

Ihre bevormundende Art erboste ihn heute besonders. Auch wirkte der Aerger nach, daß er, trotz der von seiner Frau noch kurz vor dem

Fortgehen erhobenen Mahnung, ja Nichts zu sagen, die Sache verdorben hatte.

Aber er vermochte sich überhaupt nicht zu verstellen, er konnte nicht lügen, ohne sich zu verrathen.

„Was denn nun wieder ist, Hermann?" setzte seine Mutter in scharf tadelndem Ton an. — „Ich finde, daß Deine Frau schon aus Respect vor meinem Alter derartige, ihren Bequemlichkeitslaunen dienende Flunkereien unterlassen sollte. Sie hat mir sagen lassen, daß Du gewünscht hättest, daß sie und das Fräulein Dich von Elbstettens abholen sollten; deshalb könnten sie weder zu Tisch kommen, noch uns empfangen. In Wirklichkeit paßte es ihr einmal wieder nicht. In Wirklichkeit hast Du selbst erst von einer solchen Abrede gehört, nachdem Du zurückgekehrt bist. Ich zweifle keinen Augenblick daran!"

„Und wenn Du dennoch im Irrthum bist?" entgegnete der Mann mit den tiefen Schultern und der knochigen Nase in trotziger Unempfindlichkeit. „Es ist doch wohl denkbar, daß man Etwas sich vornimmt und nachträglich seinen Entschluß ändert, ihn zu ändern, gezwungen ist! Muß man nicht erst hören und dann urtheilen?"

„Du hast heute Morgen einen Ton, der sehr unbeikommend, ja ungezogen ist, mein Sohn! Ich muß Dich dringend ersuchen, ihn zu ändern" —

„Er wurde hervorgerufen durch Deine lieblose Beurtheilung meiner Frau, Mama. Nicht ich trage die Schuld — ich kam freundlich und guter Dinge her! — Am Ende ist doch auch meine Frau kein Wickelkind, keine —"

Er sprach nicht aus, weil die Frau jählings das Haupt erhob und ihn mit einem Blick ansah, vor dem er unwillkürlich verstummte.

„Was ist Deine Frau? Ich will es Dir sagen, Hermann, und es wäre gut, wenn Du es Dir merktest, und endlich auf sie einwirktest! Sie ist ein in den Tag lebendes, nur seinen Launen nachgebendes und Vergnügungen nachjagendes Geschöpf. Statt sich gründlich um die Wirthschaft zu kümmern, geht sie brodlosen Passionen nach, liegt auf der Chaiselongue, liest Romane, vergähnt den Tag und steht häufig auf, wenn Andere schon an den Mittag denken. Natürlich ist dann bei der gnädigen Frau Migräne und Verstimmung an der Tagesordnung. Es ist klar, daß diese Frau für die Verhältnisse, in die sie eingetreten ist, nicht paßt und deshalb erzogen werden muß! Also erziehe sie! Laß nicht Alles hingehen, und verhindere auch, daß sie vergißt, daß ich Deine Mutter bin! — Wenn sie es irgend machen kann, ich wiederhole, biegt sie uns aus. Immer ist ein Hinderniß, zu kommen oder uns zu empfangen. Wenn sie jemals mir oder Deinen Schwestern einmal eine Aufmerksamkeit erwiesen hätte! Und wenn's nur eine Blume aus Westerthal gewesen!"

„Hast Du noch Etwas, Mama?"

Der Mann sprach's brüsk, ganz gegen seine Gewohnheit, sich kaltherzig auflehnend und deutlich an den Tag legend, daß er nicht darauf antworten wollte.

„Ja," setzte die Frau an, „noch mehr! Ich prophezeie, daß, wenn diese lodderige Handhabung von Pflichten so weiter geht, das von Deinem Vater sorgsam aufgebaute Gebäude sehr bald morsch werden wird. Unser Vermögen kann sich nur erhalten durch Arbeit, Fleiß und Sparsamkeit. Die Frau hat keine Ahnung, wie man das von seinen Vorfahren Ererbte erhält, um es zu besitzen! Als wir neulich gemüthlich bei Euch waren, gab sie eine übertrieben gefüllte Schüssel mit Rührei! Wer auf den Gütern ißt in einer Zeit, wo man 8 Pfennige für ein Ei, für frische sogar bis 11 Pfennige erhalten kann, Rührei? Aber so geht's — dies ist nur ein Beispiel — von Allem!

Und das Fräulein Hacke wird wohl auch acht Tage warten, ehe sie uns einen Besuch macht! Meinem Gefühl nach mußte der erste Gang am ersten Tage nach Aussicht sein!" —

Ein langer, tiefer Seufzer drang aus der Brust des Mannes. Er sagte aber auch jetzt Nichts.

Er sah seine Mutter ausdruckslos an, nickte kurz und stieg, ohne von ihr Notiz zu nehmen, die Treppe hinab.

Unten lag auf einem Tisch die Post: Briefe, Zeitungen, Zeitschriften für Magdalene. Er sah ausgebreitet neben einander: den Sonntagsboten für's christliche Haus, Friedensblumen, Hosiannah, Zeitschrift für solche, die in dem Herrn leben, und das Kirchenblatt. Eben erschien Magdalene mit ihrer Gouvernanten-Erscheinung und griff danach.

„Tag, Hermann! Na, Euch sieht man ja gar nicht mehr! Und so eilig?"

„Ja — ich bin eilig!"

Auch ihr begegnete er abweisend, seine Gemüthsstimmung nicht verbergend. Zugleich faßte er die Thürklinke und schickte sich an, den Flur zu verlassen. — Aber Magdalene hatte noch Etwas zu sagen.

„Hier, dies — bring's Deiner Frau mit. Ich sprach schon neulich davon, und jetzt ist ein besonders guter Anlaß!" stieß sie scharf betonend heraus.

Dabei hielt sie ihm ein in ihrer Hand befindliches Büchlein hin.

„Weg zur Wahrheit! Ein Mahnbuch für die christliche Gemeinde von einem Bekehrten," fügte sie hinzu. „Gestern hat Dorita ja mal wieder etwas sehr Artiges gemacht. Uns läßt sie sagen, daß sie Dich abholen solle, und Christine von der Mühle erzählt Abends in ihrer Arglosigkeit, die Damen seien nicht aus dem Hause gewesen!"

„Nun ja, ja! Schon einmal hab' ich's gehört und bin kein Schulknabe, der sich von Euch immerfort Predigten halten lassen will. Und das

da behalte! Du hast es weit nöthiger selbst. So, nun weißt Du, wie ich denke!" —

Damit schob er das Gebotene zurück, sah seine Schwester mit einem Blick an, vor dem sie zurückprallte, öffnete die Thür und verschwand.

Oben auf der weißlackirten Treppe aber stand Frau Zarpen, die Alles angehört hatte und grub die Zähne in die Lippen.

* * *

Als der junge Ehemann den großen weitläufigen Hof, hinter dem sich das breite, mit Ausbau-Erkern versehene Aussichter Herrenhaus erhob, entlangschritt und dann zur Linken über die von hohen Knicken eingefriedigte Grenzwiese wanderte, befand sich sein Inneres in einem schweren Aufruhr.

Er hielt auch, bevor er die weiße Pforte zu dem Vorwäldchen nach Westerthal öffnete, eine Weile inne, lehnte sich an einen hohen spitzen, dem Vieh zum Scheuern dienenden Granitstein und starrte in die Luft.

Die Welt lag in einem milden Sonnenlicht. Oben am Himmel zogen Krähen daher. Auch zeigte sich in der Ferne eine lange Kette streichender Enten. Er dachte aber weniger an das eben Geschehene, als an die Folgen. —

Zum ersten Mal hatte er sich gegen seine Mutter aufgelehnt und rücksichtslos für seine Frau Partei genommen.

Es war geschehen, weil ihm Dorita am Abend vorm Schlafengehen ihr Herz ausgeschüttet, ihm gesagt hatte, wie sie viel mit den Seinigen zu überwinden habe. Er war sehr zärtlich gewesen, und das hatte ihr früher, als sie gewollt, die Zunge gelöst.

Und unter solcher Nachwirkung hatte sich sein Inneres gegen die Aussichter aufgebäumt, und nun — bereute er bereits — bereute beinah angstvoll —

Die alte Macht der Gewohnheit, die Achtung vor der Autorität, die Furcht vor der Empörung derer auf Aussicht wirkte! Ohne zu einem Ergebniß zu gelangen, gingen seine Gedanken unruhig hin und her.

Er sah in seiner Frau ein reizvolles Gebilde der Natur, und seine Mutter hatte sie jedes Schmuckes entkleidet.

Sie hatte mit dürren Worten gesagt, sie sei wenig anders als eine unfähige Faulenzerin!

Er überlegte, ob wirklich etwas Wahres in deren Tadel liege.

Freilich! Das, was sie von den Rühreiern angeführt, war richtig. Dorita war auf ein Sparen, wie es seine Damen übten, nicht im Entferntesten bedacht. Ueberhaupt wußte sie Nichts von der landwirthschaftlichen Haushaltung. Sie besaß offenbar auch kein Talent und keinen Sinn dafür, während es erforderlich war, daß sie sich nicht allein

dieser, sondern des ganzen Betriebes annahm, sich um Federvieh und Butter bekümmerte, ein Cassabuch führte und Ausgaben und Einnahmen notirte.

Seine Mutter hielt auf Aussicht die Hand über Allem und hatte bisher auch auf Westerthal die Herrin gespielt.

Was hatte seine Mutter gesagt? Eine lodderige Handhabung der Pflichten führe zum Ruin! So dem Sinne nach!

Der Mann ergab sich einem tiefen Grübeln. Er erinnerte sich, was sein Vater so oft geäußert:

„Nie soll man denken: Nur ein Groschen,
Vielmehr ihn halten, als ob's tausend wär'n!
Von selber häuft sich Gold und Silber,
Wenn wir den Einzelgroschen ehr'n!"

„Sparsamkeit veredle, Verschwendung corrumpire den Charakter!"

Mit einer doppelten Gereiztheit, einerseits gegen seine Mutter, weil sie ihm das Bild seiner Frau so lieblos zerstört, und gegen Dorita, weil doch eben seine Mutter in einigem Recht hatte, setzte sich der Mann von Neuem in Bewegung, betrat das mit hohen Buchen und kräftigem Unterholz bestandene Gehölz und schritt von da auf den Gutshof.

Und als er den Blick erhob, sah er seine Frau und Therese vor der Treppe des Herrenhauses mit zwei Hunden spielen und hörte sie überlaut rufen und lachen.

Aber anstatt, daß ihn deswegen ein Frohgefühl ergriff, gerieth er in noch stärkere Verstimmung. Er war gereizt und beschloß, Dorita zu sagen, daß sich das vor den Leuten nicht schicke, daß sie bei seiner Mutter ein anderes Beispiel gewohnt seien! Ueberhaupt wollte er sie einmal ordentlich vornehmen! —

* * *

Zwei Tage nach dem Vorerzählten schritt Dorita Zarpen durch dasselbe schmucke Parkgehölz, das ihr Mann jüngst durchwandert hatte. Therese Hacke hatte sich gleich nach dem zweiten Frühstück aufgemacht, den Damen in Aussicht einen Besuch abzustatten, und Dorita wollte ihr nun entgegengehen.

Sie fühlte das Verlangen, bald Etwas zu hören.

Ihr Inneres befand sich in einem gewaltigen Aufruhr.

Ihr Mann hatte ihr in der Nachwirkung seiner Ueberlegungen fast Alles mitgetheilt, was seine Mutter ihm an jenem Morgen gesagt, und nicht milde, versöhnlich, sondern sehr gereizt und gegen sie Partei nehmend.

Und die junge Frau hatte entgegnet, daß sie dieses aufhetzende Vorgehen seiner Mutter nicht anders denn als eine frivole Absicht auffassen könne, den ehelichen Frieden zu stören! Sie werde daher Aussicht nicht wieder

betreten, bevor jene durch einen Besuch an den Tag gelegt habe, daß sie ihr ein sie tief verletzendes Unrecht abzubitten habe.

„Ach, Beste, da kannst Du methusalemalt werden, bevor das geschieht!" hatte Hermann, seiner gewohnten Heftigkeit nachgebend, herausgestoßen. „Du kennst meine Mutter nicht. Sie hat sich nie gebeugt. Auch leitete sie doch lediglich gute Absicht, wenn sie auch in der Form vielleicht fehlte! Halte das fest!"

Die junge Frau war aber entschlossen, nicht zu weichen.

Ihr Nachdenken sagte ihr, daß sie Alles verlieren werde, wenn sie diesmal nicht auf das Entschiedenste Front mache.

Da ihr Mann nicht für sie eingetreten war, mußte sie schon deshalb zur Selbsthilfe greifen, um für die Zukunft solche Angriffe im Keime zu ersticken.

„Ich habe Dich und nicht Deine Mutter und Deine Schwestern geheirathet —" hatte sie ihrem Manne zugerufen.

„Was Du mir vorträgst, werde ich immer willig anhören und mich bemühen, allem Verständigen nachzukommen.

Aber ich lehne, von heute gerechnet, ab, mit Deiner Mutter in solcher Berührung zu bleiben, es sei denn, daß sie — ich wiederhole — mir die Kränkung abbittet!

Aber auch dann muß ich darauf bestehen, daß wir uns auf einen, höchstens zweimal wöchentlich sich wiederholenden Verkehr beschränken.

Wir — ich und die drüben, sind allzu verschieden, da ist's besser, wir bleiben möglichst auseinander!"

„Sie ist aber doch meine Mutter, es sind doch meine Schwestern! Wie soll sich denn das Verhältniß zu mir gestalten?"

„Du gehörst zu Deiner Frau. — Im Uebrigen mußt Du Deinem Herzen folgen. — Ich darf es nicht hindern, obschon ich immer neue Unverträglichkeiten fürchte. Sie werden nicht aufhören, mich zu kritisiren, und zu verdächtigen, und Du bist zu schwach, um ihnen zu widerstehen —"

Aber durch diesen letzten Satz hatte die junge Frau erst recht Alles verdorben.

„Die Meinigen sind viel zu vornehm geartet, um Jemanden grundlos zu verdächtigen. Ich muß doch sehr bitten! Und von einer Schwäche meinerseits könnte doch wohl nur die Rede sein, wenn ich Deinem launenhaften Behagen nachgäbe, statt den Versuch zu machen, zu vermitteln. Wir sind doch einmal auf einander angewiesen, jene in Aussicht und wir — ein langes Leben steht uns bevor —"

„Ach — Gott, ja — leider! — Entsetzlich!" hatte Dorita, den Inhalt des ersten Satzes wägend, unbesonnen herausgestoßen, und Hermann hatte zunächst mit zornentstellten Mienen und finster zusammengezogenen Brauen gegen sie aufgetrotzt, und war dann, mit brutal verletzenden Worten schließend, polternd und die Thür hinter sich zuschlagend, davongestürmt. —

„Wenn er doch nur garnichts gesagt, nicht den Wiedererzähler gespielt, sondern nach und nach das Alles als eigene Meinung hervorgebracht hätte!“ hatte der schwache Mann, während er in seinem Gemach hockte und endlich, um seiner unruhigen Gedanken besser Herr zu werden, das Gutsgebiet durchmaß, sich reuevoll vorgehalten. Und eben um diese Zeit hatte Dorita ihre Wanderung angetreten, schritt nun aber, da Therese nicht sichtbar werden wollte, durch die kleine Pforte in's Gehölz zurück.

Und als sie dann die Augen aufschlug, tauchte auf dem von Norden den Wald durchschneidenden Pfade eine männliche Gestalt, ein Fremder, auf, trat rasch ihr näher und gab sich als Assessor Leo Zarpen, als ihres Mannes Bruder, zu erkennen.

„Nein, ich komme nicht direct von nebenan. Ich war noch vorher im Dorfe,“ berichtigte er, nach dem ersten, etwas verlegenen Wortaustausch.

„Und Fräulein Hacke? Nein! Die war noch nicht drüben, als ich fortging —

Was macht Hermann — und was noch wichtiger, wie gefällt's Ihnen denn in der Landeinsamkeit, verehrte, schöne Frau Schwägerin?“

Bei den letzten Worten sah er ihr liebenswürdig in die Augen, ließ ein bezwingendes Lächeln den intelligenten Mund umspielen und amüsirte sich sichtlich, daß Dorita eine starke Verwirrung nicht zu verbergen vermochte.

Während sie dahin wanderten, hatte er trotz des lebhaften Gespräches auch überall den Blick und flocht ein kritisches Wort ein.

„Immer noch das alte Backhaus! Um Himmelswillen! Es sah schon bei meiner Geburt aus, als ob alle Alterskrankheiten der Jahrhunderte sich in ihm ein Rendezvous gegeben!

Ja, ja, ehe man sich in Westerthal zu einem Neubau aufschwingt! Hier schläft Alles!“

Und später mit rücksichtslos offener Derbheit:

„Ja, ja, der alte Wehse war in unserm Winkel eigentlich immer der Weiseste! Er besitzt ausnahmsweise keinen Sparren —“

„Sie meinen, Schwager?“ —

Leo aber zuckte die Achseln und sah sie mit einem Ausdruck an, in dem geschrieben stand: „Du weißt's ja sehr gut! Weshalb fragst Du noch!“

Leo Zarpen stand klug lächelnd über den Dingen, aber sein Wesen wirkte durchaus nicht abstoßend, hatte vielmehr etwas Bestrickendes.

Als sie zusammen den Hof betraten, sagte er, summarisch ein Bekenntniß ablegend:

„Sie meinten vorher, verehrte Schwägerin, es sei das Richtige, im Leben garnichts zu erwarten, dann erscheine Einem Jegliches, was auch nur ein einigermaßen glattes Aeußere besitze, als eine besondere Zuwendung.

Das ist an sich sehr richtig, es ist gesunde Philosophie.

Aber alles Philosophiren hilft doch nicht, wenn irgendwo stark der Schuh drückt.

Mit der stärksten Philosophie, der Kant'schen, Schopenhauer'schen und Hartmann'schen zusammen, läßt sich zum Beispiel kein Schmerz wegdisputiren.

Ich meine so:

Man sauge jedem Tag die Freuden rücksichtslos aus den Adern. Wenn wir nicht die gewohnten, sanftmüthigen Unwahrheiten sprechen wollen, müssen wir doch sagen, daß nach einer uns einmal gegebenen Veranlagung noch immer so viel an Wünschen übrig bleibt, daß der ausgesogene Freudensaft doch nur eben den Gaumen lechzt. Ist körperliche Befriedigung eingetreten, folgt der geistige Hunger und umgekehrt.

Ein Sehnen bleibt in der unruhigen Brust; sie wird nie, nie ausgefüllt — und wenn es, wie in der Liebe, durch den Besitz zeitweilig gestillt wird, es kehrt zurück —"

„Es rufen uns aber die frommen Weisen im Lande immer wieder zu, wir sollen verzichten, uns aller Weltlichkeit begeben, uns den Himmel durch Bedürfnißlosigkeit verdienen —"

„Ja, ja Thorheit wird täglich mehr geschwatzt, als sich Staub in einem Mehlsack befindet! Aber eben! Ausgegebene Weisheit ist noch keine wirkliche! Im Gegentheil! Bewußte Weisheit ist krank. Alles tiefere, in seinem innersten Wesen Bedeutende ist naiv."

„Sie sind also ein Prediger der Genußsucht?"

„Ah, wie das klingt! Ein Zarpen, aufgewachsen in der Betrachtung der himmlischen Dinge, sollte etwas so Profanes befürworten! Nein, nein. Es giebt ja einen Mittelweg, der vor Ueberdruß und Schaden behütet. Den bestrebe ich mich, zu wandeln, und befinde mich vortrefflich dabei.

Vor Allem nur keine Duckmäuserei. Sie wird weder hier noch von dem hohen Geiste, der in die Herzen schaut, belohnt!"

Dorita entgegnete Nichts. Aber Vergleiche stellten sich ein, zwischen Hermann und Leo.

Wie war das Alles so erfahrungsreich, was er geäußert. Wie sehr stimmte sie mit ihm überein. Und wie bestrickend war überhaupt seine Persönlichkeit. Hermann glich einem trockenen Krautjunker; Leo war ein Mann von Welt.

Er hatte sich frischen Wind um das Angesicht wehen lassen, er hatte nachgedacht, sich geklärt, er war klug und voll Humor; er war ein Jünger der Vernunft, ein Lebenskünstler!

Jählings zog's durch ihre Brust: welch' eine Wonne es sein müsse, von einem solchen Manne bevorzugt, zum Mittelpunkt gemacht, gar — geliebt zu werden —!

Ihr schauderte vor sich selbst, und sie erbleichte unwillkürlich, als nun eben ihnen Hermann entgegenschritt.

Und der gab sich auch schon so bequem in Kleidung, Haltung und Sprache. Sie empfand das um so mehr, da er sich nur mit seinem

Bruder beschäftigte, ihr nicht einmal den Arm bot, noch weniger sie in's Gespräch zog.

Als sie im Hause beisammen saßen, die Herren trinkend und rauchend, Dorita mit einer Arbeit dabei, warf Leo hin:

„Sagt einmal, Kinder, was giebt's denn nun heute? Hoffentlich etwas Abwechslung! — Wenn man soeben aus dem Vollen heraustritt, braucht man einen „schicklichen Uebergang", um in der Büchersprache zu reden —

Kommt Ihr zu uns, oder können wir unsere Zelte bei Euch aufschlagen?"

Und arglos schließend, während Mann und Frau sich in starker Befangenheit der Lösung eines Räthsels widmeten:

„Wie ist denn Fräulein Therese Hacke? Ist sie hübsch, klug — zum Verlieben — gar Heirathen? Wißt Ihr, ich muß wirklich eine Frau haben."

Und diese letzten Sätze rissen erst recht an Dottas Seele.

Sie, sie war ihm Nichts! Und wie konnte sie ihm auch Etwas sein, da sie sich zum ersten Mal sahen, da sie ein Anderer, der eigene Bruder besaß, da für alle Zeiten ihr Herz verkauft war. —

Ein solcher Schmerz, eine solche — Eifersucht ergriff die Frau, daß sie fühlte, wie sie erbleichte, daß sie fühlte, wie ein Dämon in ihr einzog, der Dämon verbotener Liebe.

Ja noch mehr! Sie war schon so verzaubert, daß sie um Leos willen, um mit ihm die kommenden Tage zu verleben, ihn nicht zu entbehren, vor der alten Frau drüben sich beugen wollte. — Um solchen Preis, ja! — Um solchen Preis wieder die alte äußerliche Sanftmuth!

Ja, wenn man in die Herzen seiner Nebenmenschen schauen könnte, — würde man erschrecken!

Aber man kann nicht minder erschrecken, wenn man in's eigene blickt. Wir sind Alle schwach. Nur ist bei dem einen das Nerven- und Adersystem der Seele an dieser, bei dem anderen an jener Stelle stärkerer Construction.

Dieses junge Weib fühlte zum ersten Mal in ihrem Leben, was wirkliche Liebe war; sie liebte, obschon sie sich mit ganzer Kraft gegen solche Unreinheit ihres Inneren zu wehren suchte, den Mann, der da vor ihr saß in der anmuthig nachlässigen Haltung, dem lose sitzenden rauhschwarzen Anzug, dem zurückgeschlagenen Rock, der durch eine haarfeine Goldkette geschmückten und die blendend weiße Wäsche freilassenden Weste, diesen Mann mit dem blassen, überlegenen, klugen Gesicht, dem in's Bräunliche spielenden Spitzbart und den weißen aristokratischen Händen, in diesem Augenblick mit der ganzen Gluth der Leidenschaft.

Wenn er sie jetzt unter irgend einem Vorwande bei Seite gezogen und ihr gesagt hätte: „Komm, Dorita, Du gehörst zu mir, nicht zu meinem trockenen Bruder drinnen. Wir wollen gleich aufpacken und in die Welt ziehen," sie hätte Ja sagen können.

Sie war wie verzaubert, nur darauf bedacht, sein Vertrauen zu gewinnen. Aber eine Antwort mußte doch auf seine Fragen erfolgen, und da Hermann, statt sie zu geben, aufstand, um eine neue Flasche Wein aus dem Eßzimmer nebenan herbeizuholen, sagte sie, ihre Stimme dämpfend:

„Ich bitte Sie, im Vertrauen auf Ihre Verschwiegenheit: kommen Sie auf ein Beisammensein heute mit drüben nicht zurück. Ich erkläre den Grund Ihnen später."

Und als sie seiner überraschten Miene begegnete, trat in ihre Züge eine kühle Verschlossenheit.

Und dieses Geheimnißvolle in ihrem Wesen beschäftigte Leo nun wieder, machte sie ihm noch interessanter. Ihre Reize stiegen in seinen Augen. Eine solche Frau war Etwas für Leo Zarpen!

Nachdem er rasch noch Zeit gefunden, sich durch eine ehrerbietig stumme Verneigung ihren Wünschen anzubequemen, sagte er zu seinem das Zimmer wieder betretenden Bruder:

„Weißt Du, Hermann, — heute wird's doch schon besser sein — ich überlege eben — daß ich mich Mama und den Schwestern ausschließlich widme.

Ich denke morgen — wir sprechen noch darüber."

Und sich zu Dorita wendend, als ob während Hermanns Abwesenheit dieses Thema berührt worden sei:

„So, so, also Fräulein Hacke besitzt so charmante Eigenschaften. Da bin ich begierig. Schade, daß sie nicht zurückkehrt. Ich muß doch wohl jetzt aufbrechen."

Und sich durch einen Blick Doritas Zustimmung zu seinem Verhalten versichernd, schloß er:

„Vorher aber sei erlaubt, aus dieser neuen Flasche Euer Glück zu trinken und — Sie gestatten, schöne Schwägerin, das „Sie" in ein geschwisterliches „Du" zu verwandeln."

Und Hermann nickte vergnügt und schenkte herabgesenkten Hauptes ein, die beiden Menschen aber tauschten Blicke, und in ihnen stand die Einleitung zu einem langen Zukunftsroman.

* * *

Hermann Zarpen hatte sich seinem Bruder auf dem Rückwege nach Aussicht angeschlossen. Beide hatten sich nach langer Trennung viel zu sagen, und für Hermann lag noch ein besonderer Grund vor, sich mit Leo in ein Gespräch einzulassen. Wenn irgend die Gelegenheit sich günstig bot, wollte er ihm von der Streitsache zwischen denen drüben und seiner Frau Mittheilung machen und seinen Rath erbitten. Es mußte eine Klärung herbeigeführt werden, so rasch wie möglich.

Heute hatte Leo selbst gewünscht, von einem Zusammensein abzusehen, aber am nächsten Tage würde sich die Dorita-Frage um so breiter machen.

Zufällig traf es sich, daß Leo während des Dahinschreitens allerlei Fragen nach der Mutter und den Schwestern aufwarf und dabei eine seiner Veranlagung entsprechende, nicht eben boshafte, aber nach Art der Verstandesmenschen doch stark ironische Kritik übte.

„Wie viel mal hat sich denn unsere Ja-Schwester, die gute Lotte, inzwischen wieder verliebt? Das Netz, das sie auswirft, muß doch sehr schwache Maschen haben, sonst wäre wohl längst ein Fischlein gefangen. Man sieht's: Geld thut's doch nicht allein."

Und von Franziska sprach er als von der „Beherrscherin der östlichen Provinzen" (die Felder von Aussicht streckten sich nach Osten aus), und Magdalene bezeichnete er mit dem Ausdruck „die Braut des Himmels".

„Wie viele Trostblumen, Himmelsquellen und Heilwurzeln hat die gute Magdalene in der letzten Woche wieder verschlungen?" warf er hin, und auch seine Mutter ging nicht aus, indem er sie, um ihre steife Unnahbarkeit Anderen gegenüber zu charakterisiren, die „geborene von Heuschinkel" nannte.

„So, so! Darob war wohl die geborene von Heuschinkel sehr aufgebracht" — äußerte er auf eine Bemerkung von Hermann spöttisch und zugleich die Miene seiner Mutter nachahmend. Und dieser erwiderte:

„Ja, ja, unsere gute Mama! Es ist nicht immer leicht mit ihr, Leo. Du weißt es. — Auch meine Frau hat —"

„Deine Frau! Richtig! Danach wollte ich Dich schon fragen, Hermann. Wie macht sich denn das Verhältniß zwischen ihr und den Damen? Und gleich einmal mein Compliment: Du hattest gute Augen! Das ist ja eine ganz reizende, kluge und amüsante Frau!"

Hermann neigte mit glücklich befriedigter Miene das Haupt. Das Lob, das sein Bruder Dorita zollte, freute ihn ungemein. Aber er verlor auch seinen Zweck nicht aus den Augen.

„Du berührst da gerade einen sehr wunden Punkt, Leo," knüpfte er an. „Das Verhältniß zwischen meiner Frau und den Aussichtern ist nichts weniger als gut, und offen gestanden: ich bin durch eine gerade jetzt vorgekommene Affaire sehr unglücklich und weiß nicht, was werden soll. —"

Nach dieser Einleitung berichtete er seinem Bruder mit rücksichtsloser Offenheit, was geschehen, und überdies auch, was ihm an dem heutigen Morgen seine Frau erklärt hatte.

Zunächst stieß Leo nur drei Sätze heraus:

„Sieh mal an. — Also so entschieden ist auch die kleine, hübsche Madonna! Allen Respect!"

Dann aber sagte er, bedenklich den Mund ziehend und den spitzen Bart zupfend:

„Ja, allerdings, eine böse Sache, Hermann! So kurz beisammen und schon solche Gegensätze!

Und was ich rathe? Ja, was kann man dabei rathen!? Sprich noch einmal auf sie ein, daß sie wenigstens äußerlich nachgiebt — sie muß die Lippen zusammenbeißen!

Dergleichen Zorn- und Empfindlichkeitsausbrüche muß man nicht zu tragisch nehmen! Das sind vorübergehende seelische Verschnupfungen. Am nächsten Tage flattern schon wieder Tauben der Versöhnlichkeit —

Im Uebrigen war Deine Wiedererzählung eine kolossale Unbesonnenheit! Du konntest Dir doch die Folgen davon an den Fingern abzählen!"

„Auf wessen Standpunkt stellst Du Dich denn, Leo!? Findest Du, daß meine Frau im Recht ist?" schob Hermann nachdenklich ein.

„Jedenfalls war's sehr unrecht von unserer Mutter, Dich eindrucksfähigen Herrn so aufzuhetzen!

Du lieber Gott! Man soll von jedem Ding nur das verlangen, was es leisten kann. Essig säuert, Zucker süßt, nicht umgekehrt! Deine Frau ist ein Stadtkind und eine Dame und soll nun eins, zwei, drei eine Meierin sein. Nicht sie ist Schuld, sondern höchstens Du — daß Du nicht eine Frau wähltest, die in diesen Dingen auferzogen war und Kenntniß und Lust dafür mitbrachte.

Nicht wahr,' Deine Frau mag nicht über Butterabwiegen und Eierzählen sein?"

„Nein, nicht eben sonderlich, aber sie verspricht mir, daß sie sich die größte Mühe geben will."

„Na schön! Ist denn solcher gute Wille nicht zu loben?

Und nun noch einmal zur Sache!

Bitte Deine Frau, Dir das Opfer zu bringen, wenigstens so lange die Friedfertige zu spielen, bis Ihr Euch über einen anderen Modus des Verkehrs geeinigt habt! Ich werde, wenn Ihr es wünscht, bestens dabei zu helfen suchen."

„Ja, ich danke Dir, Leo. So ist's gut," fiel der junge Ehemann in gehobener Stimmung ein und nickte befriedigt mit dem Kopf. Und dann zum Schluß, als sie schon die Gutsgrenze erreicht hatten:

„Sage, Bester, welche Pläne hast denn Du? Willst Du wieder in den Staatsdienst, oder Aussicht übernehmen? Und willst Du dann mit Mama zusammenwohnen?"

„Davon ein andermal, Hermann. Ich bin noch zu Nichts entschlossen!" warf Leo, leicht im Ton, aber sichtlich durch diese Frage beschäftigt hin, drückte seinem Bruder die Hand und schritt durch die Pforte dem Aussichter Gutshof zu.

* * *

Leo von Zarpen hatte das Versprechen, welches er Hermann stillschweigend gegeben, und das Interesse für Dorita, zu dessen Bethätigung er sich ohne Aufforderung von ihrer Seite gedrängt fühlte, dadurch an den Tag gelegt, daß er den scharfen, meist verunglimpfenden Reden der Damen über die junge Frau eine bald kräftige, bald versöhnliche Sprache gegenüberzustellen bestrebt geblieben war. Aber Alles war vergeblich gewesen. Seine Mutter äußerte Worte, die höchste Reizbarkeit verriethen, die ihn darüber belehrten, daß der Riß bereits weit stärker sei, als er sich vorgestellt hatte.

„Aber, liebe Mama! Sei doch gerecht!" hatte Leo in der ihm eigenen, überlegenen, fast überreif über den Dingen stehenden Weise hingeworfen. „Was liegt denn überhaupt so Schwerwiegendes vor? So viel ich erfahren habe, hast Du der jungen Frau sehr starke — und Pardon — doch wohl etwas ungerechte Vorwürfe gemacht.

Es ist doch nicht zu verlangen, daß sie im Umdrehen ihre ganze Persönlichkeit ummodelt. So Etwas will Zeit haben! Und daß sie nicht wie eine Dienerin vor Dir erscheint, wenn Du winkst, ist doch eigentlich begreiflich.

Du mußt Dich an den Gedanken gewöhnen, fortan einen selbstständigen Menschen vor Dir zu haben, dem Du durch die Verbindung mit Deinem Sohne Rechte eingeräumt hast, die nicht nach bloßen Entschließungen über den Haufen zu werfen sind.

In den ersten Zeiten namentlich will man doch auch allein sein. Ihr aber fordert fast täglich Zusammenkünfte und Rücksichten. Die Beiden haben doch sich und nicht Euch geheirathet!

Hermann muß doch zu seiner Frau halten, er darf sie nicht Preis geben! Wie soll denn eine bis auf's Lebensende berechnete Ehe sich gestalten, wenn von den eigenen Familienangehörigen solche Forderungen erhoben werden?

Wenn nun auch die Mutter Doritas in gleicher Weise hineinsprechen wollte?"

„Die Mutter von Dorita?" fiel Magdalene, bevor die erregte Frau zu Worte gelangen konnte, höhnisch ein, „na, es fehlte wirklich noch, wenn eine solche Miethwohnungsmadame sich in die Zarpen'schen Angelegenheiten mischen wollte! — Ueberhaupt war die ganze Heirath ein Stück aus der Tollkiste. Warum heirathete Hermann nicht Clara von Elbstetten, die in jeder Beziehung für ihn paßte. Er mochte sie, und sie wollte ihn, und unser Aller Wunsch war's seit lange! Da kam diese und verdrehte ihm den Kopf! Aber wenn's nun einmal geschehen, so muß ein Mädchen, wie Dorita Busch, mit ihren zerrissenen Unterröcken, halbheilen Strümpfen und ihrem nicht allzubesten Familienruf es als ein solches Faveur betrachten, Hermann Zarpen geheirathet zu haben, daß sie mit

allen Mitteln bestrebt sein sollte, sich das ihr in den Schoß gefallene Glück zu erhalten.

Du lieber Gott! So viele gute Partien! Und nun diese!

Du hättest nur hören sollen, welche Auskunft wir auf unsere Erkundigungen nach Familie Busch erhielten, von einer Familie, deren Mitglied jetzt in einer Weise Front macht, als sei's die Herzogin von Castilien, und die Mama — wenn es an ihr läge — zu der Rolle einer Daja herabwürdigen möchte!

Die Dame Busch soll nicht nur keinen Pfifferling besitzen, sondern noch Schulden haben. Sie lebten aber, hieß es, lustig in den Tag hinein, von Ordnung, Beschränkung und sparsamer Haushaltung sei Nichts zu spüren. Ueberdies, und das ist die Hauptsache, denn ein Mensch kann sich durch Gottes Gnade ändern — steckten sie Alle im stärksten Rationalismus.

Und da ist denn Alles verloren! Bisher ist die Herrin von Westerthal auch wohl kaum drei Mal in die Kirche gegangen! Wahrlich, ein schönes Beispiel!"

Dieser Rede von Magdalene stimmten Alle nicht nur zu, sondern verschärften deren Inhalt durch eine Reihe der kleinlichsten Anschuldigungen. Und als darauf Leo mit großer Mäßigung nochmals eine Ehrenrettung der jungen Frau unternommen hatte, begann die bisher noch am sanftmüthigsten sich gebende Franziska, nachträglich ihre Galle auszuspeien.

„Wie findest Du es denn, daß sie neulich sämmtlichen Dienstboten die Erlaubniß zu einem wilden Tanzvergnügen in Bredemoor ertheilt hat?!

Die Leute kamen um vier Uhr am Morgen wieder nach Hause. Von acht Uhr ab stand das Haus völlig leer. Sie selbst machte sich mit Hermann nach Kalif zu Breedels auf den Weg.

Wenn nun Feuer ausgebrochen, ein Einbruch verübt wäre! —

Ich will noch garnicht von der Tanzgeschichte sprechen, obschon es wahrlich besser ist, man hält das Dienstpersonal in Zucht, statt seine Vergnügungssucht zu befördern, — aber es ist so unglaublich unbedacht, es macht einen so grenzenlos unfertigen, leichtfertigen Eindruck —"

„Gewiß, Gewiß! Es ist wohl nicht in der Ordnung! Aber ich wiederhole: Die junge Frau ist ein Stadtkind, ist etwas genial veranlagt —"

„Na — für solche Genialität, die keine Religion, kein Ordnungs- und Pflichtgefühl und keine Pietät für das Alter und für das Bestehende hat, danke ich doch sehr —" fiel Magdalene ein.

Und zuletzt nochmals die Frau:

„Ich werde abwarten, ob sie heute zum Thee kommen. Ich habe der Hacke gesagt, daß ich sie Alle erwartete, um uns zusammen Deiner Wiederkehr zu freuen. Erscheinen sie nicht, weiß ich genug, und werde ihnen die rechte Antwort ertheilen!"

„Wäre es nicht zweckmäßig," setzte Lotte mit sanftem Augenaufschlag und in einem weich sentimentalen Tone an, „wenn Du, Leo, heut Nach-

mittag noch einmal nach Westerthal hinübergingest und ihnen in's Gewissen redetest!

Es thut mir so in der Seele weh für den guten Hermann, aber auch die arme Dorita thut mir so leid.

Ich glaube, sie will gern, sie hat eben nur gar keine Ahnung —"

Dieses Halb Halb nach beiden Seiten, dies Beschönigen und zugleich tadelnde Verdächtigen machte auf Leo Zarpen gar keinen Eindruck.

Er warf, ohne zu antworten, seiner Schwester einen ausdruckslosen Blick zu.

* * *

Es war nun doch nicht erreicht. Hermann und Therese erschienen zwar Abends, aber Dorita ließ sich wegen Migräne entschuldigen.

Und da Hermann kam, da er sich wenigstens beugte, gaben sich die Frau und die Schwägerinnen einstweilen zufrieden. Aber erlassen war der jungen Frau Nichts. — Noch in der letzten Viertelstunde zog die Besitzerin von Aussicht und Westerthal ihren Sohn Hermann bei Seite und erklärte, daß sie ohne weitere Auseinandersetzungen sein Kommen als eine reumüthige Abbitte betrachten und sich damit zufrieden geben wolle, von seiner Frau aber erwarte, daß sie nun unbedingt morgen eintreffe und ihr Bedauern ausspräche, daß eine Verstimmung Platz gegriffen. Mit dieser Form, mit solchen Worten wolle sie sich begnügen. —

„Ich weiß aber nicht, ob Dorita schon morgen wieder wohl sein wird, ob sie kann, Mama —" hatte der zwischen zwei Feuern stehende Mann einzuwenden gewagt.

„Man kann immer, wenn man will! Und Deine Frau wird demzufolge können! Ich wünsche es!" war die kurze Antwort gewesen, und unter einer solchen hatte sie sich, kalt und knapp nickend, von ihrem Sohn Hermann abgewandt.

„Ich möchte Dich gleich morgen früh nach dem ersten Frühstück sprechen. Ich muß Dich sprechen, Leo!" hatte noch Hermann seinem Bruder zugeflüstert, und dann waren er und Therese in den Wagen gestiegen, der von Ersterem, trotz der kurzen Entfernung, aber bei dem dunklen Wetter, aus Rücksicht auf den Gast beordert war.

„Na, das ist stark, daß für diese Paar Schritt Kutscher und Pferde für die hohen Herrschaften angeschirrt werden mußten," stieß Lotte, theils, um sich ihres Aergers über die hübsche lebhafte Fremde zu entledigen, theils um sich bei den Anwesenden zu insinuiren, nach Entfernung der Gäste heraus.

„Diese Hackes scheinen überhaupt sehr verwöhnt und sehr anspruchsvoll zu sein. Sie erzählte mir, daß ausnahmslos täglich frische Fleischsuppe bei ihnen im Hause auf den Tisch kommen müsse, und daß ihre

Mutter ein seidenes Kleid immer nur einmal im Winter in den Gesellschaften anziehe.

Sie besitzt stets eine Auswahl von wenigstens vier bis sechs —"

„Na, wenn Sie das Geld haben," fiel die „Beherrscherin der östlichen Provinzen" ausgleichend ein, gähnte mit einer Mundweite, die ein Viergespann hätte aufnehmen können, und schob sich mit einer Fülle und Breite in den Sessel zurück, daß man dessen Widerstandskraft bewundern mußte.

Die Hacke hatte sich besonders an Franziska herangemacht, weil sie ihr die sympathischste war, und die geschmeichelte Eitelkeit förderte nun diese wenigstens vorübergehende Sanftmuth.

„Na, ich möchte nur wissen, was morgen wird!" stieß Magdalene boshaft heraus und zog an den vielen breiten, dicken Goldringen ihrer mageren Altjungferhände.

„Ich wette darauf, Mama, daß Dorita nicht kommt!"

„Ich glaube es selbst!" bestätigte die Frau, während sich die Nase stärker zu verfärben schien, und der Mund, nervös zuckend, hin und herging.

„Aber dann! Frau Dorita — oder ich! —"

In diesem Augenblick trat Leo, der sich aus seinem Zimmer noch eine leichtere Cigarre geholt, wieder in das gemeinsame Familiengemach.

„Hermann hat mich morgen zum Essen eingeladen!" war sein Wort, während er sich niederließ.

„Dich allein?" ging's aus Aller Munde.

„Ja, weil wir Geschäftliches durchsprechen wollen, das Euch nur langweilen würde, und weil seine Frau, wie er sicher meint, noch wird das Bett hüten müssen. So paßt es am besten!"

„Aber ich habe Deinem Bruder doch gesagt, daß ich seine Frau morgen erwarte! Migräne ist keine Krankheit, die einen Menschen von einem wichtigen Gange abhalten kann. Ich wünsche, daß sie sich morgen entschuldigt, dann kann sie meinetwegen die Comödie spielen und sich wieder in's Bett legen —"

„Aber Mama! Ist darin Raison?"

„Ich muß doch sehr bitten, daß Du Deine Ausdrücke milderst!"

„Wieso, Mama? Ich nenne die Dinge bei ihrem rechten Namen und bin durchaus unbefangen," erwiderte der Mann, durch den Widerspruch gereizt. „Ich sehe und höre Euch und höre die junge Frau! Naturgemäß stehe ich auf Seiten meiner Familie, aber hier werde ich zur Opposition gedrängt! — Wenn von Entschuldigungen die Rede sein kann, so müssen sie von Euch ausgehen —"

„Du scheinst auf Deiner Weltreise allerlei Wirthshausanschauungen in Dich aufgenommen zu haben, die Du hier jedoch lieber wieder abstreifen magst!

„Ich erkläre, daß ich die Herrin bin, und daß diejenigen, die mit mir leben wollen, sich zu fügen haben. Ich wünsche es auch nicht zu wiederholen. —

Du siehst nur die Vorgänge weniger Tage. Wir haben bereits über Jahr und Tag den fortwährenden Aerger, die Aufregungen und den ergebnißlosen Kampf gehabt."

Leo Zarpen wollte abermals schroff antworten, aber bezwang sich und sagte kühl, geschäftsmäßig:

„Ich möchte Dir einen Vorschlag machen, Mama!

Lasse die jungen Leute an einem anderen Ort wirthschaften! Trennt Euch! Dann habt Ihr Beide Frieden!"

„Anderswo wirthschaften? Was heißt das? Will Dein Bruder eine Pachtung übernehmen? Daran kann ich ihn nicht hindern. Aber wenn er meint, ich solle von unserem Besitzthum veräußern, damit die leichtsinnige Person, die nicht einmal ihre Leibwäsche in Ordnung hält, das vom Vater Erworbene in Thorheiten verpufft, so seid Ihr auf einem durchaus verkehrten Wege!"

„Du könntest Capital für Hermann flüssig machen! Er ist ja sparsam, er wird's schon zusammenhalten. Ebne den Beiden, die sich nun doch einmal lieben und zusammengefunden haben, die Wege!"

„Liebe?" fiel Magdalene, die, schier berstend vor Bosheit, schon lange auf das Wort gewartet, ein. „Glaubst Du denn, daß Deine Schwägerin ihren Mann überhaupt liebt?! Nur um Frau Zarpen zu werden, hat sie Ja gesagt.

Ich habe eines Vormittags einen Brief gefunden, den sie an dasselbe Fräulein Hacke geschrieben hat, die jetzt eben hier auf der Bildfläche erschienen ist. In diesem Briefe hat sie ziemlich unverhohlen das Gegentheil ausgesprochen."

„Du hast einen Brief solcher Art gefunden? Wie so? Und Du hast ihn gelesen? Wo war er, wenn ich fragen darf?"

„Er lag — ganz entsprechend unserer Schwägerin fahrlässiger Oberflächlichkeit — auf dem Schreibtisch."

„So! Und Du begingst eine weit größere Ungeheuerlichkeit, indem Du fremde Schriftstücke lasest! Unerhört! Wirklich unerhört!"

„Leo, ich muß doch bitten!" hauchte Magdalene, sich wie ein gereiztes Thier aufrichtend.

„Du hast garnichts zu bitten, sondern Du hast einmal zuzuhören, Du ebensogut! Und ich will jetzt noch einmal sprechen:

Zugegeben, die Frau unseres Bruders wäre voll Mängel und Fehler! Wäre es nicht Eure Pflicht und Eure Aufgabe gewesen, immer wieder freundlich auf sie einzuwirken?

Aber nein! Ihr arbeitet schon daran, sie zu entfernen! Sie soll fort! Hermann soll sich am Ende gar wieder von ihr scheiden lassen?!"

„Ja, —" sprühte Magdalene, als ob ihre Zunge Feuer berge, — „das ist unser Aller sehnlichster Wunsch. Sie liebt unsern Bruder nicht, sie log schon am Altar und lügt weiter! Sie besitzt keine Religion, und sie haßt uns, wie wir sie hassen!

Und Sie versteht nichts, sie wird das ganze Habe und Gut mit der Zeit verwirthschaften! Was thut die Familie Zarpen mit einer solchen Person?"

„Und ich — und Hermann — hätten garnichts zu sagen? Ihr meint, wir wären immer noch die Knaben in Pumphosen und Kittel? Wir wollten diese Fügsamkeit in Euren Bevormundungsdünkel fortsetzen, ewig Diener Eurer Ueberhebung sein?" — stieß Leo nunmehr in einem höchst unangenehmen Tone und mit schneidender Rücksichtslosigkeit heraus. — „Wie nun, wenn wir Anspruch auf Auskehrung unseres Vermögens, auf unseren Antheil an dem Zarpen'schen Besitz erheben, wenn wir gar gesetzliche Mittel anwenden, sofern man es uns gutwillig weigert!

Kann es Ziel und Zweck des Lebens sein, immer nur Schwierigkeiten zu bereiten, — statt das Dasein vernünftig zu genießen, Zeit und Sinne in lauter Lappalien und Medisancen zu verpuffen?

Soviel will ich schon heute sagen: Ich werde mir, wenn ich heirathe, Eure Einmischungen auf's Energischste verbitten und beanspruche materiell und gesellschaftlich die Unabhängigheit, die mir in Folge meiner Mündigkeit und Jahre zukommt!

Und endlich:

Wenn ich für Hermann und seine Frau eintrete, so entspringt das dem Wunsch und der Absicht, Skandalaffairen zu verhüten, deren Eintreten bei der Sachlage garnicht zur Unmöglichkeit gehören.

Das paßt sich für uns nicht. Hermann ist ein guter, aber noch reichlich unreifer Mensch, und die Frau — die Frau. — Ich wiederhole: sie scheint mir einen sehr werthvollen Charakter zu besitzen, einen solchen, der sie zu Forderungen berechtigt. —" Er schwieg, und dann, als er sah, daß jene noch wieder anheben wollte, schloß er:

„Ueberlegt Euch das Alles Alle einmal etwas gründlich, und nun gute Nacht!"

Hierauf ging er.

* * *

Am folgenden Morgen ließ sich Leo Zarpen das erste Frühstück auf sein Zimmer bringen, statt es mit der Familie einzunehmen, mied auch diese in der Folge und machte sich später, gegen elf Uhr, nach Westerthal auf den Weg.

Als er das Gehölz durchschritten hatte und eben auf den Gutshof treten wollte, erschien Therese Hacke mit ihrer Rococogestalt, ihren vollen Lippen, den lebhaft funkelnden Augen und den runden Formen vor seinen

Blicken. Sie hatte offenbar einen Spaziergang vor, ein Buch, das sie in ihrer Hand trug, ließ auf die Absicht schließen, irgendwo in dem lang sich streckenden Waldrevier ein Plätzchen zum Lesen aufzusuchen.

Und wirklich war's der Fall. Als sie nebeneinander standen, die Worte hin- und hergingen, und Leo nach ihren Plänen fragte, erklärte sie, einmal ordentlich den Wald ausnutzen zu wollen.

„Es giebt," meinte sie, „gewisse Dinge, die man zu thun, sich mit dem größten Ernst vornimmt, aber zu denen man doch nicht gelangt, wenn es an die Ausführung gehen soll —"

„Sie meinen? — ich bitte!"

„Nun ja! Man schreibt zum Beispiel während der Reise an seine Angehörigen: Was werde ich Euch Alles zu erzählen haben! — und wie ist das Resultat, wenn man heimkehrt? Man behält seine Erinnerungen für sich. Ist's Ihnen nicht auch so gegangen?"

Leo Zarpen lächelte. Er sagte nicht Nein und nicht Ja.

„Ich bitte noch um einige Beispiele," bat er amüsirt.

„Mit Vergnügen. Ich habe viele!

Was will man Alles thun, wenn man in eine große Stadt kommt. Was will man Alles sehen und besuchen!

Und umgekehrt, wie will man auf dem Lande mit und in der Natur leben.

Es bleiben meistens nur Anläufe.

Da habe ich mir vorgenommen, es hier wirklich einmal auszunutzen."

Leo bewegte beipflichtend den Kopf.

„Ich möchte nur, daß Ihnen auch sonst Etwas geboten würde, mein gnädiges Fräulein. Leider sieht's nach dieser Richtung nicht sehr günstig aus.

Ich fürchte zu meinem Schmerz, daß Sie auch in die unglücklichen Differenzen hineingezogen sind, die meine Verwandten in Athem halten. Und da uns der Zufall hier zusammengeführt hat — ich bitte, unterstützen Sie mich in der richtigen Beurtheilung der Dinge, theilen Sie mir Ihre Ansicht über meine Schwägerin mit.

Ich bin Ihnen im Voraus sehr dankbar für Ihr Vertrauen, das ich nicht mißbrauchen, sondern ehren werde! Und ich wage, Sie so anzusprechen, weil ich die Empfindung habe, daß Sie mein Ersuchen nicht falsch deuten werden."

Nach diesen Worten holte Leo durch eine artige Geste und ein kurz ergänzendes Wort die Erlaubniß ein, Therese begleiten zu dürfen, und schlug, von ihr zugleich ermuntert, einen zur Rechten sich aufthuenden Seitenfußpfad ein.

Bald waren Beide im lebhaftesten Gespräch, und immer drehte sich dieses um Dorita, ihre Familie, ihr Vorleben und ihre Eigenschaften.

„Meine Schwägerin ist, wie ich sie demnach schätze," warf Leo, da Therese trotz aller Erörterungen doch mit einem eigentlichen Urtheil über Dorita zurückhielt, summirend hin, — „eine vortreffliche, charaktervolle und

genial veranlagte Frau, die zudem Interessen und eine edle Genußfähigkeit besitzt! — Dieser Hang wird sie freilich nie abhalten, bei ernstem Anlaß auch harte Pflichten zu erfüllen."

Diesmal lächelte Therese überlegen.

„Einen Einwand habe ich doch bei Ihrer Beurtheilung zu machen, Herr Zarpen," schob sie in einschränkendem Tone ein. Die Frau, die nie duldet, daß man ihre Mitschwestern zu Engeln macht, regte sich plötzlich in ihr.

„Nun? Ich bitte!"

„Ich meine, daß Dorita allerdings wohl Charakter besitzt, aber zugleich eine sehr große Beweglichkeit der Sinne und ein sehr eindrucksvolles Ich — überdies —"

„Also, wie ich dachte! Um so besser noch! Wirklich ist sie das, was ich vermuthete. Eine ausgezeichnete Frau, werth, von den Besten aufgehoben zu werden, durch ihre Eigenschaften befähigt, sich zu jenem Ideal heranzubilden, das wir Männer alle suchen und fast nie — finden!" fiel Leo mit einer, infolge Theresens eifersüchtiger Herabsetzung vermehrten, im Uebrigen, um sie zu reizen, von ihm stark betonten Parteinahme ein.

Sobald er bemerkte, daß ein pikantes weibliches Geschöpf sich für ihn zu interessiren begann, griff er unter allen Umständen erst einmal zu und wußte stets die richtigen Mittel anzuwenden.

Auch hier siegte er gleich, und obgleich er nicht hinzusehen schien, entging es ihm nicht, daß Theresens Mienen sich auffallend veränderten, der Mund fest und in starker Erregung sich schloß, daß die Büste sich ungestüm hob und senkte.

Sie nahmen auch, das Thema fallen lassend und gleichgiltigeren Gesprächsgegenständen sich zuwendend, alsbald den Weg wieder zurück, und selbst die sich beim Heraustreten aus dem Gehölz ihren Blicken erschließende herrliche Natur, selbst die aus den Saaten mit ihren Köpfen scheuneugierig hervorlugenden Rehe, auf die Leo mit seinem überall spähenden Auge aufmerksam machte, vermochten den gezwungenen Ausdruck in Theresens Zügen nicht zu verändern.

Bevor Beide in das Herrenhaus eintraten, drückte Leo der Freundin seiner Schwägerin mit einem seiner bezwingenden Blicke die Hand, sprach die Hoffnung auf ein sehr baldiges Wiedersehen aus und begab sich alsdann zu seinem Bruder in dessen Arbeitszimmer.

Er fand ihn bei den Büchern und Rechnungen, die er aber offenbar nur herbeigeholt hatte, um seiner schweren Gedanken Herr zu werden.

Bei Leos Eintritt sprang er, sichtlich auf's Angenehmste berührt, empor, erwähnte gleich nach dem ersten Willkommenaustausch den Gegenstand, der ihn so schwermüthig beschäftigte, und hörte zu, was ihm sein Bruder mittheilte.

Und was jener dann sprach, nahm ihn so gefangen, war nach seinen

bisherigen Auffassungen etwas so Außerordentliches, daß er zunächst nur voll Erstaunen die Augen aufriß.

„Das, das hast Du wirklich gesagt, in unserer Beider Namen erklärt? Das wagtest Du? Was antwortete Mama?! War sie nicht außer sich? Hast Du sie heute Morgen gesprochen?"

So brach's in hastig gesprochenen Sätzen aus seinem Munde.

„Nein, Hermann! Ich verließ dann, ohne ihre Erwiderung abzuwarten, das Zimmer und habe sie auch heute noch nicht gesehen."

„Und wie meinst Du, daß sie zu solchen Forderungen sich stellen wird?"

Leo hob die Achseln.

„Wenn ich eine Meinung sagen soll, so glaube ich, daß sie unbedingt Nein sagen wird, weniger um unserer willen — uns würde sie vielleicht nach längerem, ausdauerndem Drängen entgegenkommen — aber Deiner Frau wegen. Für Dorita thut sie keinen Schritt, nicht einen Finger streckt sie aus —"

„So, also so wenig hat sie für sie übrig; sie haßt meine Frau!? Und unsere Schwestern? Hat keine sie in Schutz genommen?"

„Offen gesagt, nein, Hermann, und deshalb ist es auch meine Meinung, daß Du — es mag nun werden, wie es will — um des Glückes Deiner Ehe halber — sobald wie möglich Westerthal verläßt und unter Umständen Dir selbst Dein Brot zu verdienen suchst."

„So — so —" stieß der junge Mann in größter Enttäuschung heraus. „Das hätte ich denn doch nicht gedacht, daß es so schlimm sei —"

„Es ist noch weit ärger, als Du Dir vorstellen kannst, Hermann. Und weil ich Dein und Deiner Frau Glück im Auge habe, so rathe ich Dir, wie ich rieth, so handelte ich gleich, wie ich es that, und sage Dir auch noch den Rest! Es ist erforderlich! Ich muß Dir die Augen öffnen. Nur absolute Klarheit vermag zum Heile zu führen.

Die drüben möchten sogar, daß Du Dich von Dorita wieder trenntest, Dich scheiden ließest. Sie meinen, Deine Ehe mit ihr sei ein Unglück für Dich!"

„Ah, also so weit sind sie schon?" stöhnte der junge Mann, die Worte schmerzlich dehnend, in ungeheuerer Erregung. Und dann, jählings von einer furchtbaren Ahnung erfaßt, richtete er seine Augen auf Leo und fügte heiser sprechend hinzu:

„Und Du, Du, Leo? Findest Du das auch? Und — und — meine Frau? — Was weißt Du von ihr?"

Statt zu antworten, sah Leo erst zu Boden und machte eine ausweichende Bewegung. Dann sagte er:

„Ich meine, Hermann, daß Du das anstreben sollst, was ich Dir sagte, und zu dem ich Dir im Fall nach Kräften helfen will!

Was ich über Eure Ehe denke, ist gleichgiltig. Ihr sollt mit einander leben und glücklich sein; darauf kommt's allein an! Und, Freund, was

Deine Frau denkt, weiß ich nicht!" schloß Leo seine Rede und forschte dabei versteckt in seines Bruders Zügen:

Aber Hermann Zarpen saß da wie ein Geschlagener, und schwere Seufzer stiegen wiederholt aus seiner Brust. Für den auf dem unbehinderten Lebenspfad Dahinschreitenden, auf eigentliches mühevolles Erwerben nie Angewiesenen wirkten die Eröffnungen ebenso verwirrend, wie eine zur Thatsache werden sollende Emancipirung von denen drüben. Er sah seine Mutter mit den kalten Mienen und hörte ihr unbeugsames Nein auf alle Vorschläge.

Und andererseits erfüllte ihn die Vorstellung, um seine künftige Lebensexistenz zu ringen, mit solcher unruhigen Besorgniß, ja, mit solcher Beängstigung, daß lediglich der Gedanke ihn beherrschte, die Mittel anzuwenden, Alles wieder in's alte Gleis zu bringen! — —

In Folge dessen verwandelten sich auch die anfänglichen Gefühle der Rührung und des Dankes für Leos Eintreten ebenso rasch in Auflehnung und Mißbehagen.

Warum sich Leo in seine Angelegenheiten mischte! Er, Leo, hatte gut decretiren, er war nicht verheirathet und schlug sich wohl durch. Aber er, Hermann, saß hier mit einer Frau, einer verwöhnten Frau, und sollte sich nun vielleicht auf's Ungewisse hinausbegeben, der Welt ein solches Schauspiel bieten, mit der Familie sich für immerdar entfremden, gar vielleicht des Erbes verlustig werden!

Er ging denn auch im Verfolg des weiteren Gespräches fortwährend schwankend um den Kernpunkt herum und sprach zuletzt das aus, was ihm als eine alleinige Rettung erschien.

Er habe ja, äußerte er, Leo gar nicht beauftragt, für ihn solche Alternativen zu stellen, aus denen nichts Anderes sich ergeben werde, als eine noch stärkere Verschärfung der bisherigen Gegensätze.

Er gäbe zu, daß eine räumliche Trennung gut, ja erforderlich sei, aber nur mit sanften Mitteln müsse sie vorbereitet werden. Und zuletzt:

„Dorita wäre am Ende doch in diesen Tagen gegangen, und wir hätten Ruhe gehabt. Nun aber haben wir sicher noch mehr Brand und Feuer, und was schlimmer: es wird in mein Eheverhältniß hineingetastet! Man sucht uns mit allen Mitteln und von allen Seiten, indem Jeder seine geheimen Sonderzwecke verfolgt, auseinanderzubringen!"

Wahre Blitze, echte oder künstliche, schossen bei diesen, mit gesenktem Auge und feindseliger Miene von seinem Bruder herausgestoßenen Worten aus Leos Augen.

Den Kopf zurückwerfend, sah er ihn mit einem Blick mitleidiger Verachtung an und verließ das Gemach.

Als er den Flur beschritt, steckte zufällig gerade Dorita, reizvoll anzuschauen, den Kopf aus der gegenüberliegenden Wohnstubenthür und rief nach dem Diener Robert.

Sie erröthete, als sie ihn sah, tief, aber als sie dann in sein Angesicht schaute und der finsteren Ausdruckslosigkeit darin begegnete, flog sie erschrocken auf ihn zu, klammerte sich an seinen Arm und sprach, den Erregten mit sich in's Wohngemach ziehend, in rührend besorgter Weise auf ihn ein:

„Was ist, was ist? Um Gottes Willen! Hat's wieder Etwas gegeben? Bin ich wieder schuld? Sprich, sprich, Leo. — Ich will ja gleich nachher hinüber und schön Wetter machen. — Schon um Deinetwillen will ich mein Herz bezwingen, den Frieden erbetteln und zu erhalten suchen."

Leidenschaftlich ging es durch des Mannes Brust bei diesen demüthig liebenswürdigen Worten und bei dem Anblick ihrer mädchenhaften Schönheit.

Aber doch ließ er seine Klugheit walten. Eilig sprechend, stieß er heraus:

„Ich habe eine Scene mit Hermann gehabt, und es würde vielleicht eine tragische werden, wenn er uns im Gespräch fände.

Ich darf deshalb hier nicht bleiben! Also lasse mich, Dorita, und nur Eines darf ich noch rathen, gieb absolut drüben nicht nach und bestehe darauf, Deinem Manne gegenüber, daß Ihr Westerthal verlaßt. Willst Du mehr hören, theile mir mit, wo und wann wir uns sprechen können. Ich, ich bin bei Dir! — Ich — ich liebe Dich. — Ich liebe Dich, meine süße Dotta."

Der Mann sprach die Worte leidenschaftlich, mit feurigen Augen.

Und dann, als man das Oeffnen einer Thür draußen und auch Schritte vernahm, zog er sie sturmschnell in den Gartensaal, machte eine Bewegung, als ob er sie zärtlich umschlingen und küssen wolle, ließ aber ab, als sie, sich in Scham und Sitte zurückbiegend, fest die Lippen schloß, und floh, dann noch einmal ihr zuwinkend, blitzschnell die Treppe hinab durch den Park in's Freie.

Und als dann Dotta eben sich mit ganzer Kraft wieder aufgerafft, trat mit mißtrauisch spähendem Ausdruck Hermann eilig aufgeregt in's Zimmer, und da er sie sah mit dem bleichen, verstörten Angesicht, traf sie ein feindseliger Blick.

Er äußerte jedoch nichts, nur eine gleichgiltige Frage warf er hin, die sie mit freundlicher Gelassenheit beantwortete.

Und wenig später dann griff er auf dem Flur nach Hut und Stock und schritt aus dem Gehöft, Dotta aber eilte mit schier springender Brust zu Therese hinauf.

Als sie, hastig anklopfend und ohne Antwort abzuwarten, das von dieser bewohnte, nach dem Parke gelegene Zimmer betrat, fand sie Therese mit einem Ausdruck schwermüthiger Abspannung auf dem Sopha liegen. Auch sprang sie bei Doritas Erscheinen mit einer deutlichen Verwirrung empor und legte überhaupt an den Tag, daß sie nicht freien Sinnes sei.

„Dir ist Etwas geschehen! Ich seh's Dir an, bitte, rede!" stieß sie, trotzdem gewaltsam sich bezwingend, in theilnehmendem Tone heraus.

„Ja, allerdings — ich habe Dir Etwas zu sagen, beste Rese! Höre also, urtheile und rathe mir —“

Nach diesen Worten erzählte Dorita, was vorgegangen war, und verschwieg auch nicht — obschon eine drängende Stimme in ihrem Innern ihr davon abrieth — daß der Bruder ihres Mannes sie habe küssen wollen.

„Er will mich auch allein sprechen, um mir nähere Erklärungen wegen seines Zerwürfnisses mit Hermann zu geben. Ich soll ihm ein Billet zukommen lassen. Wie fange ich das an, Therese? Oder richtiger! Räthst Du mir, es zu thun, räthst Du mir überhaupt, seinen Anweisungen zu folgen? Ich soll darauf bestehen, daß wir von hier fortkommen! Ich soll nicht drüben die Büßerin spielen.

Die alte, fuchskluge Elbstetten äußerte einmal, Leo sei ein Comödiant und Intrigant, der lediglich seine Interessen verfolge. Sie halte von seinem Charakter gar nichts. Er könne zudem ohne Liebschaften und tägliche Aufregungen nicht leben.

Ich glaub's nicht, ich halte ihn für einen Cavalier!

Aber was will er mit seinem Zureden? Hältst Du ihn für ehrlich?“

Und dann sich jäh unterbrechend:

„Ach — beste Therese — wäre ich weit, weit fort — fern diesem angeschminkten Glück — für alle, alle Zeiten.

Was habe ich davon, eine Zarpen zu sein? Ja, was habe ich anderes davon, als tägliche Erregung und Demüthigung, als grenzenlose Unbefriedigung und Reue —“

Sie hielt inne, umfaßte in ihrer leidenschaftlichen Trauer die Freundin und lehnte das von Thränen überströmte Angesicht an deren Wange.

Anfänglich wollte in Therese ein starkes Mitleid emporsteigen. Ihr besseres Ich rührte sich. Aber diese edlen Regungen verwischten sich ebenso rasch wieder, als Leo Zarpen vor ihrem Geiste auftauchte, als sie sich vorstellte, dieser von ihr beim ersten Sehen begehrte Mann liebe Dorita. Er wollte Dorita — lodernd schoß der Gedanke in ihr empor — gar zu seinem Eigenthum machen. Wenn auch die Furcht vor öffentlichen Unzuträglichkeiten und wirkliches Mitleid ihn trieb, für sie einzutreten, halb handelte er mit der Nebenabsicht, sie Hermann zu entfremden und für sich zu gewinnen!

Und eben diese Vorstellung verscheuchte wieder alles Engelhafte in ihrer Brust.

Hermann und Dorita mußten zusammen, sie mußten auf Westerthal bleiben, und endlich: Dorita mußte Leo gänzlich entrückt werden! Sie, Therese, mußte an Doritas weibliche Ehre appelliren.

Es gelang Therese sogar, sich einzureden, daß sie zu diesem Ergebniß gelange, weil dadurch das Gerechte, Sittliche und Moralische gefördert werde.

So löste sie denn die Freundin von ihrer Brust, und sagte weich, ein-

dringlich und sich in solcher Weise fassend, daß sie nicht ganz die Selbstachtung vor sich verlor:

„Ich soll Dir rathen, beste Dorita?

Suche Dich möglichst mit den einmal bestehenden Verhältnissen abzufinden, ziehe Deinen Mann an Dich mit allen Mitteln, versuche auch, Dich von denen drüben möglichst zu emancipiren, aber begieb Dich auf keine abenteuerlichen Dinge und vermeide erst recht Alles, was Dich in den Mund der Leute bringt und in die alte Ungewißheit zurückstößt.

Was hast Du zu Hause? Du weißt, wie Deine Mutter sich erleichtert fühlte, als Du Ja sagtest, Du weißt, welche Opfer sie gebracht hat.

Und, Liebste, liebt Dich nicht Dein Mann, beweist er es nicht durch seine Eifersucht? Natürlich, um absolut richtig zu urtheilen, muß man näher hören, was vor sich gegangen ist.

Ich rathe aber, es nicht durch gefährliche und einer anständigen Frau nicht ziemende Rendezvous mit Deinem Schwager in Erfahrung zu bringen, sondern Alles — wie es sich gehört — mit Deinem Manne zu besprechen."

Und um Dorita noch einen Brosamen hinzuwerfen, der besonders auf sie wirken könne, schloß sie:

„Vielleicht setzt Dein Mann es doch noch einmal durch, daß Ihr von hier fortkommt. Dann ist ja Alles gut. Nur durch seine Familie hat doch Dein Glück einen Riß erhalten. Was willst Du mehr? Etwas bleibt überall zu wünschen übrig."

Therese hielt inne und richtete einen gespannten Blick, aber auch einen zur Beipflichtung auffordernden, auf Dorita. Aber was sie erwartete, geschah nicht.

Zu ihrem höchsten Befremden entgegnete Dorita, sich aus ihrem gedankenvollen Nachsinnen aufraffend:

„Ist das wirklich Deine ehrliche, tiefinnerste Meinung, Therese?

Hast Du keine Nebengedanken? Also vielleicht nur den obligaten der Oberflächlichkeitsmenschen: Die Frau hat nun einmal den Mann geheirathet und damit basta!

Nur kein Aufsehen machen, nur nicht zum Gespräch Anlaß geben und — nur nicht Lasten auf sich nehmen, wenn man im Vollen drin sitzt.

Das paßt für mich nicht! Ich will nicht ein ganzes langes Leben für einen menschlich verzeihlichen Irrthum büßen —"

„Ja, liebst Du denn Deinen Mann nicht?" fiel Therese in einem unvorsichtig gereizten Ton ein. „Ich denke, Du hast eine wirklich warme Empfindung; wenn auch keine Schwärmerei für ihn!"

Dorita warf einen eigenthümlich verinnerlichten, traurig vorwurfsvollen Blick auf ihre Freundin; es stand wie eine Mahnung darin, nicht mit so ernsten Dingen ein Spiel zu treiben, Persönliches über die Sache zu stellen.

Und dann:

„Was soll ich Dir darauf antworten, da Du doch selbst Zeuge gewesen bist, wie es hier steht, da Du mir gerade in Deiner Empörung mitgetheilt hast, wie sie drüben über mich sprechen!“

So suchte sie noch einmal ihr Brücken zu bauen. Aber Therese war der Verstellung nicht mehr Herr. Da sie sich getroffen fühlte, ließ sie sich hinreißen. Ganz ihrem inneren Aufruhr die Zügel schießen lassend, stieß sie empfindlich heraus:

„Ich verstehe Dich wirklich nicht, Dorita. Du fragtest mich um meine Ansicht, und ich nahm an, daß es Dir damit Ernst gewesen sei. Es scheint nun aber, daß Du erwartet hast, ich solle Dich erst sondiren, und dann Dir ohne Einschränkung beistimmen.

Darf ich Dir ein offenes Wort sagen?“

Und als Dorita frostig, aber auffordernd nickte:

„Du bist über die Ohren in Deinen Schwager verliebt, und deshalb passen Dir meine vernünftigen Vorschläge nicht!“

Diesmal sagte die junge Frau nichts. Sie warf, um der ungeheuren Erregung Herr zu werden, den Kopf zurück, holte tief Athem und preßte die Hände an die Stirn.

Erst nach einer Weile des Kampfes sagte sie ruhig:

„Meine Antwort ist, daß ich selbst den Weg finden, ohne ferner irgend Jemand zu fragen, mein Schicksal bestimmen will.

„Liebt Dich mein Schwager, so will ich Dir kein Hinderniß in den Weg legen, daß er der Deinige wird. Das sei meine Erwiderung auf Deine Worte!

Ich hielt Dich für meine wirkliche Freundin, für ein edelgesinntes Wesen. Du bist aber, kommt die Probe, nicht ein Körnchen anders, als alle die übrigen Larven, die sonst die Welt bevölkern!“

Nach diesen Worten wandte sie sich mit einem finster verschlossenen Ausdruck von Therese ab und verließ das Gemach.

* * *

Nachdem Dorita auf den Flur getreten war, zog sie die in das Souterrain führende Klingel; dann wandte sie sich in ihr Cabinet, ließ sich an ihrem Schreibtisch nieder und setzte zwei Briefe auf.

Der eine lautete:

„Lieber Leo!

Ich werde bald nach fünf Uhr heute Nachmittag am nördlichen Eingange des Gehölzes sein und bitte, Dich dort treffen zu dürfen. — D.“

Und das andere:

„Geben Sie, lieber Wehse, diese Einlage Herrn Leo vor fünf Uhr

und zwar ungesehen vor anderen Personen. Ich danke Ihnen dafür im Voraus!" —

Hierauf couvertirte sie ohne Aufschrift beide Schriftstücke und händigte den Brief dem inzwischen eingetretenen, stumm ihrer Aufträge harrenden Robert mit der Weisung ein, sich ungesäumt nach Aussicht, und zwar in die Küche zu begeben und dort Wehse das Schriftstück zuzustecken.

Um Allem vorzubeugen, fügte sie hinzu:

„Wenn Dich irgend Jemand fragt, wohin Du gehst, erklärst Du, eine Küchenbestellung in Aussicht ausrichten zu sollen, auch giebst Du Wehse den Brief so, daß es Niemand sieht. Hörst Du! Es handelt sich um eine kleine Ueberraschung, und ich rechne deshalb auf eine genaue Ausführung."

Robert verbeugte sich ehrerbietig, steckte das Schreiben in seine Brusttasche und eilte davon. — Dorita aber ergriff von Neuem die Feder und begann einen Brief an ihre Mutter.

Mitten in dieser Beschäftigung wurde sie durch die Jungfer unterbrochen, die ihr ein Billet von Therese einhändigte und dabei bestellte, das gnädige Fräulein habe anspannen und sich soeben nach Ratzeburg fahren lassen, wo sie einen Besuch machen wolle. Sie kehre Abends zurück.

„Es ist gut!" erklärte Dorita, gab der Jungfer einen Wink, sich zu entfernen, und öffnete das Couvert.

Der Brief lautete:

„Es wird in Deinem Sinne sein, wenn ich mich sobald wie möglich von Westerthal entferne. Da es aber auch wohl in Deinem Interesse ist — in meinem ist es durchaus — daß sich dies in unauffälliger Weise vollzieht, so habe ich mir Folgendes ausgedacht: Ich fahre heute nach Ratzeburg zu der Baronin Stein auf einen Tag und eine Nacht.

Wünschest Du, daß wir uns nicht wiedersehen, so bitte ich, mir dahin sogleich Nachricht zu senden und auch Sorge tragen zu wollen, daß morgen mir mein Koffer nachgesandt wird. Ich lege gleich einen Brief ein, in dem ich, wie Du ersehen wirst, melde, daß ich wegen einer Fußverstauchung nicht reisen kann und dableiben muß. So macht sich dann alles Weitere von selbst.

Ueber unsere Unterredung habe ich nur das Eine zu sagen:

Wäre es, wenn Du wirklich mit Deiner Annahme recht hattest, nicht ein Zeichen Deiner Freundschaft gewesen, wenn Du Nachsicht geübt hättest, statt mir so zu begegnen?

Möge es Dir gut gehen! Vielleicht änderst Du doch noch einmal Deine Ansichten über Deine

Therese Hacke."

Auf diese Zeilen antwortete Dorita, nach Beendigung des Briefes an ihre Mutter.

Aber nachdem sie Alles vollendet, zerriß sie es doch wieder, dies und

das Schreiben an Frau Busch, dämmte auch im Ausdruck ihrer Züge Alles, was in ihr loderte, gewaltsam nieder und machte sich in gewohnter Weise im Hause zu schaffen. Sie traf Anordnungen in der Küche, begoß ihre Blumen, sah sonst nach dem Rechten und setzte sich endlich mit ihrem Manne zu Tisch.

Als er in wiedererlangter Versöhnlichkeit abermals auf sie einsprach, ihm doch nachzugeben und noch heute einen Besuch in Aussicht zu machen, stimmte sie ohne Einwand bei, wich aber sonst allen Erörterungen über die stattgehabten Vorgänge aus und richtete nach aufgehobener Tafel ihre Schritte nach dem Wäldchen.

Während sie herzklopfend und voll Spannung dahin wanderte, beschäftigte sie die Frage, weshalb Hermann garnichts von seinem Streit mit Leo erwähnt hatte, immer von Neuem.

Es war nur von ihm geäußert worden, daß er inzwischen in Aussicht gewesen sei, und daß seine Mutter wiederum nach ihr gefragt und die bestimmte Erwartung ausgesprochen habe, daß sie nunmehr erscheine!

Zu sagen brauche sie nichts. Ihr Erscheinen werde genügen, um Alles in's alte Gleis zu bringen.

Indessen hatte sie nur deshalb seinen Wünschen keinen Widerstand entgegengestellt, weil ihr dadurch die beste Gelegenheit geboten wurde, sich von Westerthal zu entfernen.

Nachdem Dorita das Gehölz erreicht hatte, nahm sie nicht den Weg, der geradeaus nach Aussicht führte, sondern beschritt denselben Pfad, den am gestrigen Tage Leo und Therese eingeschlagen hatten, und trat, als sie nach rascher Wanderung hier Leo nicht fand, vorsichtig um sich spähend, auf die Landstraße. Sie erblickte ihn auch dort nicht, aber die Frau eines Arbeiters mit Namen Frehse aus dem Dorf Westerthal saß am Wallwege auf einem Stein und hatte das Gesicht in den Händen vergraben.

Dadurch aufmerksam gemacht, näherte sich die junge Frau der Bäuerin, redete sie an und fragte, was sie bekümmere.

Erst wich die Betroffene aus:

„Ah, niks, gnädge Fru," stieß sie, sich mühsam fassend und ihre Thränen trocknend, hervor.

Endlich auf Doritas Zureden berichtete sie wie folgt:

„Ik wär bi de Herrschaften up de Hof. Ik wull mit de gnädge Fru wegen de Miet spreken.

Ik schall ut't de Kat, wenn ik nich betalen doh. Min Mann is för dree Wuchen vun mi gahn; he is en Drinker — gnädge Fru weeten da villich vun — und hätt mi mit min dree Kinner sitten laten.

Wat schall ick maken!? Wenn ik jede Dag en Paar Katüffeln hev un Brod un Melk, denn so mutt ik de Himmel danken. Wo schall ik noch Geld herkrieg'n?"

Sie hielt inne und weinte von Neuem bitterlich.

„Na, un wat is denn wurn, Fru Frehse? Hebt Se de gnädge Fru sproken?“ fiel Dorita mitleidig ein.

Die Frau nickte still.

„Se will nich! — Ik schall herut! Se seggt, ich har mi, wie se weeten deh, mit de Verwalter up Rohrmöhl inlaten. Ik wär keen ehrbare Fru. Ik gung ok nich in de Kark, un ik wär veel mehr Schuld as min Mann.“

„Is da denn wat Wahres an?“

Die Frau verzog das Gesicht, dann sagte sie in einem einfach überzeugenden Ton:

„Ja, dat ik nich in de Kark gahn bün, is wahr. Ik hev keen Tid hatt, so wahr mi God helpen schall. Un de anner Sak?

Ik will nich gesund hier up de Stäh stahn, wenn ik mi hev wat to schullen kamen laten.

De Verwalder kenn ik all ut Büselbörp. Wir sind Dörpkinner, un he hett mi in min schwere Noth en beten upricht un mi en paar Mal wat in de Hand drückt. Dat is das ganse, un dat is de Wahrheit.

Wat ik avers mit min Mann förn Elend in de Eh' utstahn mutt, dat wett God alleen. Ik bin mi bewußt, dat ik min Pligt dahn hev. He avers is en Dögeniks un en Drunkenbold. He hett mi in de ledse Tid so mit de Pietsch slahn, dat ik noch de Striemeln up min Rügg un up min Armen hev.

Du lewe God! Min Anspruch an Glück is lütt nog! Wenn ik in Freden leb'n kann — Arbeid ward mi nüms to veel — min beten Eten hev un min Kinner gedeihn, denn so bün ik tofreb'n —“

„Wat willt Se denn nu anfang'n?“

„Ik will in't Water — gnäd'ge Fru — un min Kinner will ik ok to lütte Engel maken —“ stieß die Frau mit einem schreckenerregenden Ausdruck hervor.

In diesem Augenblick hörte Dorita das Geräusch von Schritten, und als sie das Haupt wandte, sah sie Leo von Zarpen mit seiner sorglos überlegenen Miene von fern heranschreiten.

„Ik will mit min Mann spreken, Fru Frehse! Hier — is wat!“ stieß Dorita rasch hervor und reichte der Armen ein Goldstück. — „Vertruen Se de lewe God! Dat ward noch Allens gud, avers Se möt ok sülben helpen un nich mit so Schreckliches sik herümdrägen!“

Nach diesen besänftigenden Worten streichelte sie ihr die Schultern und drückte ihr die Hand.

Die Frau dankte stillgerührt. An Doritas Worte anknüpfend und sich aufraffend aber sagte sie:

„Ne, ik glow, de lewe God will mi to Schannen maken, gnädge Fru. — Sünst har he mi all hulpen in min gräsige Noth!“ —

Dann nickte sie und ging langsam von dannen.

Unter der Nachwirkung dieses, für die Herzens- und Gemüthsrichtung der alten Zarpen bezeichnenden Vorfalles wurde es Dorita schwer, ihre Gedanken hinreichend rasch zu ordnen. Ihr Auge strahlte, und in ihren belebten Mienen drückten sich die Empfindungen über Leos Erscheinen aus, aber innerlich war sie noch ausschließlich mit jener beschäftigt. Erst als sie unter Leos Lobe, bei so schwerer Bedrückung doch noch mehr an Andere zu denken, ihm Alles erzählt und seine Zusicherung empfangen hatte, sich der Frau annehmen zu wollen, gelangte sie auf ihre eigene Angelegenheit.

Sie bat zunächst ihren Schwager, der sich im Gegensatz zu der raschen Leidenschaftlichkeit, die ihn vordem beherrscht hatte, mit ehrerbietiger Zurückhaltung gab, den Bericht vom Morgen zu ergänzen. Erst dann könne sie selbst sprechen.

„Du sagtest mir," schloß sie, „ich solle mich drüben nicht beugen, Du sagtest mir, ich solle darauf bestehen, daß wir Westerthal verlassen. Worauf begründen sich, ich bitte, diese Rathschläge?"

Bei den letzten Worten richtete sie ihre stillfragenden Augen auf ihn.

Leo erzählte sodann von Allem, was in Aussicht und in dem Zimmer seines Bruders geschehen war, und nachdem er geendet hatte, sagte er mit der ihm eigenen gefährlichen Ueberzeugungstreue im Ton:

„Ich habe mir vorgenommen, Dir zur Seite zu stehen. Um das aber in rechter Weise zu können, muß ich Dein volles Vertrauen besitzen, muß ich Dich bitten, ohne Umschweife reden zu dürfen."

Und als sie diesen Worten mit einem hingebenden Ausdruck in ihren Mienen Antwort ertheilt, fuhr er fort:

„Wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, so bist Du mit meinem Bruder nicht glücklich, ja unglücklich. Daß Du es mit meiner Familie nicht sein kannst, vermag ein Blinder zu begreifen.

Ist Ersteres der Fall, so will ich Dir, wenn Du es wünschest, helfen, die Verbindung wieder zu lösen und womöglich Deine Zukunft sicher zu stellen.

Das ‚Wie' wäre dann sorgsam, schon um des letzteren Zweckes willen, zu berathen.

Irre ich mich aber, und hast Du die Absicht, ferner hier oder womöglich an einem anderen Orte neben ihm zu leben, so will ich Dir auch meine Kräfte leihen und für Dich einen Kampf mit meiner Mutter aufnehmen! Schwer wird dies freilich sein, weil Hermann mich nicht unterstützen will."

Also sprach und endete der Mann und schaute seine Schwägerin mit einem warmen Blick an.

So, nun stand die Frau vor der Entscheidung!

Noch einmal schwirrte bangend durch ihr Inneres, was sie aufgeben würde an äußeren Dingen. Aber wiederum stellten sich auch die Vorstellungen ein, was ihrer wartete, wenn sie Hermann Zarpens Frau blieb.

Sie sollte, wie es sich jetzt dennoch als Hermanns Wille herausstellte, für ihr ganzes Leben abhängig, gebunden sein an Menschen, die, wie sie lange gefühlt hatte, sie haßten, sie sollte ein Dasein der Lüge und Unbefriedigung fortsetzen neben einem Manne, dem die Kraft und dem die Stärke fehlte, ihre Partei zu nehmen, der zum Schaden ihres beiderseitigen Glückes immer wieder der gefügige Diener seiner Mutter wurde, neben einem Manne zudem, dessen Interessen kaum über Kornböden, Hühnerställe und Wildjagden hinausging.

Und so faßte sie, da sie nun eben in einen Tannenweg einbogen, dessen heimliche Stille und dessen Bäume aromatischer Duft auf ihr Gemüth einen sanft belebenden, zur Mittheilung drängenden, und zu Entschlüssen sich erstarkenden Eindruck hervorriefen, Leos Hand und sagte, sich vor ihm aufrichtend und zu ihm sich drängend mit ihrem tiefsten Innern:

„Was soll ich sagen? Du weißt Alles, also brauche ich keine Antwort zu geben! — Und bleiben oder gehen? Ich weiß keinen Entschluß zu fassen ohne Dich, rathe Du mir. Ich habe trotz unserer kurzen Bekanntschaft ein unbegrenztes Vertrauen zu Dir — Du wirst das Rechte treffen."

Aber diese Worte hatten nicht die Wirkung, die Dorita erwartet hatte.

„Nein, liebste Schwägerin!" betonte Leo Zarpen und schüttelte kurz verneinend den Kopf.

„Was Du von mir verlangst, vermag ich nicht zu erfüllen. Eine solche Verantwortung will ich nicht übernehmen.

Mich leitet meine Liebe für Dich! — Ja, ich liebe Dich grenzenlos, über Alles, Du süßes Weib — ich sag's noch einmal ohne Rückhalt — und möchte Dir deshalb die Wege ebnen, — aber entscheiden mußt Du selbst."

Er drängte sich bei diesen Worten stürmisch zu ihr, umfaßte sie erst sanft wie ein Bruder, dann aber voll Leidenschaft, und ließ erst ab, als sie ihn bei dieser Vertrauensüberschreitung erst flehend, dann streng abweisend in seine Schranken bannte. Und vollends ließ er sie und prallte wie getroffen zur Seite, als plötzlich ein Flintenschuß, kurz, schreckhaft hallend durch den Wald schlug und eine Kugel an ihnen vorbei durch die Büsche sauste.

Was war das? — War's Zufall, Absicht? —

Dorita bebte vor Aufregung. Aber während der Mann sich finster drohend emporrichtete und flammenden Auges in eine Angriffspositur setzte, floh die entsetzte Frau ohne Abschied seitlich durch den Forst, wählte versteckte Pfade, erreichte athemlos, keuchend die Wiese, hemmte hier erst ihren Schritt und betrat nach wiedererlangter Fähigkeit, ihrem Wesen den Stempel äußerlicher Ruhe aufzudrücken, sodann die Gutsgrenze.

Und auch die Dinge um sie her drangen besänftigend auf sie ein! Jegliches hatte, als sie den Gutshof betrat, ein Gesicht, als ob nichts geschehen sei, nichts geschehen werde.

Im Hause verliefen die Dinge in gewohnter Ordnung; man trat ihr

noch entgegen als der gebietenden Herrin. Nichts war noch verloren. Nur die Phantasie, die Vorstellungen hatten ihr Spiel getrieben.

Und nun eben öffnete Hermann die Thür zum Entree und schritt ihr, durch ihren Anblick froh überrascht, entgegen:

„Da bist Du ja, Dotta — beste Dotta!

Das ist ja herrlich —“

Und gleich:

„Na, wie war's denn? Bliebst Du so lange drüben? Waren sie freundlich? Sie versprachen es, und ich hoffe es! —“

Unter solchen Worten schritt er auf das gemeinsame Wohnzimmer zu, und sie nahm mit gelassener Miene den Vortritt.

* * *

Wie so oft ein unerwarteter stärkerer Gemüthseindruck die Bedeutung einer vorhandenen Beschwerung herabmindert oder gar aufhebt, so ging's auch Dorita.

Unter den schreckhaften Eindrücken im Walde, unter der furchtsamen Ueberlegung, daß sie durch ihre Handlungsweise ihrem Manne den Anlaß zu einem solchen Racheact gegeben, aber auch auf seine Frage würde bekennen müssen, daß sie Leo eine geheime Unterredung gewährt habe, war sie zum Wägen von Schuld und Gegenschuld und dadurch sowohl zu einer milderen Beurtheilung der Verhältnisse als auch zu einer Kräftigung ihres moralischen Ichs gelangt. Sie war Hermann Zarpens Frau und hatte ihm Treue gelobt. Sie mußte und wollte sie ihm halten bis zum letzten Augenblick. Sie wollte mit Aufbietung aller ihrer Kräfte der leidenschaftlichen Regung für Leo gebieten, das Unrecht, sich innerlich ihm zugewendet zu haben, durch sanfte Fügsamkeit sowohl hüben wie drüben sühnen und auch ihre Freundin Therese wieder an ihr Herz ziehen.

Sie sollte zurückkehren. Und Leo wollte sie eröffnen, daß sie Entfremdungs- und Trennungsgedanken fern stehe, der Zeit und dem Schicksal überlasse, Gutes für sie zu fördern.

Jetzt, in dieser demüthigen Stimmung, begriff sie gar nicht, daß sie in der kurzen Spanne Zeit zu solchen Gedanken hatte gelangen können, daß sie sich ihrem Manne und Therese innerlich und äußerlich so schroff gegenübergestellt und Leo so rasch vertraut habe.

Sie warf sich Unreife und leichtfertiges Handeln vor, trotz der Umstände, die dieses Handeln hervorgerufen, trotzdem sie das Ergebniß einer langen Kette von Enttäuschung, Seelenschmerz und grenzenloser Unbefriedigung waren.

In dieser Herabwürdigung ihres Ichs hielt sie es sogar für unmöglich, daß nochmals ernste Verwicklungen mit den Damen würden eintreten können, daß sie sich je wirklich ihrem Manne entfremden und Leo mehr

denn die Hand der Freundschaft bieten könne. Liebe wollte sie in Freundschaft verwandeln, zu ihm, dem Bruder und Nachbar in eine jener idealen Beziehungen treten, deren reiner Inhalt beglückte.

So verwandelte ihre Einkehr gegenwärtig Stolz in Demuth, rachsüchtige Auflehnung in sanfte Fügsamkeit, Haß in ungestüme Sehnsucht nach Versöhnung, Frieden und Harmonie.

Und diese ihre Entschlüsse auch sogleich in Thaten umzusetzen, empfand sie einen heftigen Drang.

Zunächst schlug sie ihrem Manne vor, bald nach Tisch anspannen zu lassen und Therese von Ratzeburg abzuholen.

So kam sie der Freundin entgegen, zeigte, daß sie ihre Schroffheit gereue.

Und Abends wollte sie sich, da sie Mittags nicht dazu gelangt sei, mit ihnen Beiden nach Aussicht hinüberbegeben und vor dem Abschiednehmen ihre Schwiegermutter bitten, am nächsten Tage wiederkommen und sich einmal mit ihr aussprechen zu dürfen.

Zugleich aber wollte sie Leo bei diesem Besuch zu sprechen suchen, um ihm ihr Herz in dem von ihr beschlossenen Sinne auszuschütten.

Es verlief auch Alles, wie es geplant war. In vergnüglicher, durch die stumme Versöhnung gehobener Stimmung bestiegen Hermann und Dorita ein kleines, schmuckes, mit munteren Braunen bespanntes Gefährt, legten den Weg unter gemüthlichem, das Gewesene umgehenden Schwatzen zurück, fuhren nach der Ankunft in Ratzeburg bei der auch ihnen befreundeten Familie von Stein vor und kehrten in Begleitung der Freundin, mit der sich Dorita zunächst durch Blicke und dann durch Worte rasch und glücklich verständigt, nach einigen Stunden Aufenthalt wieder heim.

Und alle Drei beherrschte eine schier übermüthige Laune, weil Jeden die der Versöhnung folgenden Frohgefühle durchdrangen, weil sie in diesem Rausch der Möglichkeit eines abermaligen Wechsels nicht gedachten.

Als Dorita mit ihrem Mann und Therese eine halbe Stunde vor dem Abendbrod in Aussicht erschienen, machten die Damen, die eben mit Leo im Garten promenirten, höchst erstaunte Gesichter. Alles Andere hatte man dort erwartet, als das Erscheinen der Westerthaler!

Aber Dorita verstand es mit ihrer großen Gewandtheit, einer peinlichen Stimmung vorzubeugen. Sie trat rasch auf ihres Mannes Mutter zu und flüsterte, sich auf ihre Hand herabneigend:

„Verzeih', daß ich so spät Deinen Wunsch erfülle. Ich komme aber jetzt mit vollem Herzen, mit dem Drang nach Versöhnung und mit der Bitte um Deine Nachsicht und Liebe.“

Die Frau suchte zunächst ihrer Tochter Blick. Sie blieb in Zweifeln. Solche Worte hatte sie bisher nie gehört, auch ihre Schwiegertochter deren nicht für fähig gehalten.

Aber dann belebten sich ihre kalten Züge. Diese Demuth und diese

Unterwürfigkeit gefielen ihrem Ohr ausnehmend, sie schmeichelten ihrer Eitelkeit und Herrschsucht über die Maßen.

Dennoch gab sie mit der ganzen ihr innewohnenden Ueberhebung zurück, was Dorita ihr bot.

„Ich freue mich Deiner Worte, Dorita! Ich sehe sie als das Ergebniß einer Einkehr an, zu der es auch Zeit war. Lasse mich hoffen, daß es nicht nur Worte bleiben, dann wirst Du nicht nur Anerkennung bei uns finden, sondern auch das, worum Du mich eben gebeten!"

So sprach man mit einem Schulkinde, nicht mit einer Frau, die, wenn sie auch nicht die Eigenschaften einer Meierin und Gattin eines Gutsbesitzers besaß, doch ihre Pflichten als Frau ehrlich zu erfüllen und sie mit ihren bisherigen Neigungen, Interessen und Gewohnheiten in Einklang zu bringen, voll Eifer bestrebt gewesen war.

Dorita zuckte innerlich auch zusammen. Aber nicht einmal in ihren Mienen verrieth sich ein Reflex ihrer Empfindungen.

Wenn sie schon gleich nach dem ersten Versuch straucheln wollte, was waren dann ihre Entschlüsse!

Und sie sollte auch noch schwerere Prüfungen bestehen.

Magdalene nickte, statt ihr auf freundlich gewählte Worte freundlich zu begegnen, nur mit gewohnter kalter Ausdruckslosigkeit und sagte, spitz verletzend:

„Es geht Dir wieder gut?! Na, gottlob! Wir glaubten schon, es ginge an's Sterben," — und wandte sich zur stärkeren Erhärtung ihrer Ungeneigtheit, Dorita entgegen zu kommen, wieder an die mit ihr plaudernde Therese.

Lotte war aalglatt und charakterlos wie stets, schwatzte inhaltloses Zeug und hatte sich zudem so geschmacklos angezogen, daß das Auge schon dadurch beleidigt wurde.

Franziska hatte leichthin, ohne Ueberraschung, das Haupt geneigt, war aber dann gleich in's Haus geeilt, um Anordnungen für die durch den Zuwachs der Personen erweiterte Abendtafel zu treffen.

Aber auch Leo legte nur eine oberflächliche Zuvorkommenheit an den Tag. Kein stiller Blick, durch den er dem Bestehen eines geheimen Bündnisses zwischen ihnen Ausdruck verlieh, durch den er ihre Zusammengehörigkeit bestätigte, sie seiner Liebe und Theilnahme versicherte. Aber sicher, um sie zu reizen, um sie dafür zu strafen, daß sie, ohne fernere Rücksprache mit ihm, dennoch Frieden mit ihrem Manne und der Familie geschlossen, gab er sich mit großer Lebhaftigkeit, machte dabei Therese zum Mittelpunkt, lachte und war in einer Weise hofmachend um sie, daß die von ihm Umworbene ersichtlich einer völligen Berauschung unterlag. Sie vergaß, wie sehr sie Dorita durch ihr Ermuntern, Hinhorchen und Kokettiren verletzen werde, und als sie sich dessen einmal erinnerte, überwog der Triumph, Siegerin

geblieben zu sein, von diesem Manne ausgezeichnet zu werden, doch alle Vorsätze.

Also bei Seite geschoben von sämmtlichen Anwesenden, kam sich die vor Schmerz und Enttäuschungsqual fast vergehende junge Frau in dem Kreise ihrer eigenen Angehörigen wie eine völlig Fremde vor, wie eine nur Gelittene, wie Jemand, den man gezwungen duldet, der erst eine längere Prüfungsschule durchzumachen hat, bevor man ihn wieder als gleichberechtigt aufnimmt.

Niemand redete sie auch später beim Abendessen an. Hermann war, um noch gut Wetter zu machen, mehrfach ausschließlich um seine Mutter, oder hörte seinem Bruder zu, der auch jetzt fortwährend die Schwestern und Therese, Letztere unter gleicher starker Bevorzugung, durch den Fluß seiner Reden in Athem hielt. Nur zwei Mal begegnete er Doritas ernsten Blicken, aber mit einem völlig unpersönlichen Ausdruck im Auge.

Als man nach aufgehobener Tafel im gemeinsamen Wohngemach zusammen saß, Therese mit einer sehr reizvollen Stimme gesungen hatte, dann Leo auch noch in sehr amüsanter Weise allerlei Reiseerlebnisse zum Besten gegeben, endlich auch einer bevorstehenden Fête bei Elbstettens Erwähnung gethan wurde, zu der beide Familien am Spätnachmittag eine Einladung erhalten hatten, sagte Magdalene, als ob sie erst durch die Erwähnung der zu wählenden Toiletten an das Vorgefallene erinnert werde:

„Da fällt mir ein, daß heute der Postbote mit einem Nachnahmepacket von Heese in Berlin antrat. Ein Seidenkleid! 150 Mark! Wir haben es „als nicht bestellt" zurückgehen lassen —

Denn ein Irrthum liegt doch wohl nicht vor? Du hast doch unmöglich ein Kleid zu solchem Preise Dir verschrieben, Dorita?"

Da es zu Tage trat, daß diese ganze Rede nur darauf berechnet war, Dorita möglichst tief zu verwunden, zitterte die junge Frau vor Aufregung am ganzen Leibe. Am liebsten wäre sie auf die fromme Christin zugesprungen, um einmal, einmal ihre volle Leidenschaft an diesem teuflischen Geschöpf auszulassen. Aber wieder sprach's in ihr: Ist das Dein Wille, sind das Deine ernsten Entschlüsse? Willst Du um der gewohnten Bosheit eines so tief unter Dir stehenden Geschöpfes Alles wieder zertrümmern?

Nein! Nein! Sie wollte fest bleiben. Und so sprach sie denn, obschon erbleichend wie eine Kranke, in einem ruhigen Tone:

„Nein, ich habe es nicht verschrieben. Aber Hermann hat es bestellt. Es ist der Stoff, den er mir bereits zum Geburtstag schenkte. Das Berliner Geschäft hat ihn erst wieder von Lyon kommen lassen müssen, da sich in dem Gewählten Fehler herausstellten —"

Mehr sagte sie nicht. Sie erhob keine Vorwürfe und sprach kein Bedauern über die Rücksendung aus.

Jeder schwieg auch zunächst. Selbst Hermann rührte sich nicht. Erst als Dorita ihn mit einem festen aufmunternden Blick ansah, mit einem

Blick, in dem geschrieben stand: „O, Du Schwächling, der Du nicht wenigstens jetzt für mich eintrittst —" bewegte er mit gezwungener Parteinahme den Kopf. Aber bei Leo, nun zum ersten Mal während des ganzen Abends, fand die Suchende Etwas im Auge und in der Miene, was sie entschädigte.

Er sah sie mit einem solchen innigen Ausdruck an, daß eine heiße Flamme in ihrem Innern aufloderte.

Er, er, sprang's in ihr auf, war wenigstens mit ihr, und Alles vorher war vielleicht nur Verstellung gewesen, gar Schmerz, daß sie nicht ihm, daß sie nun doch seinem Bruder sich wieder zugewendet. Sie kannte ja selbst die mit leidenschaftlicher Liebe verbundene Ebbe und Fluth im menschlichen Innern, und daß er sie liebte, hatte er ihr doch mit stürmischen Worten jüngst in Westerthal gestanden.

Aber er sprach auch, und ihr Herz jauchzte, jauchzte um so höher auf, als sie bemerkte, daß Therese gesehen hatte, daß Leo einen solchen Blick ihr zugeworfen, daß Therese enttäuscht und betroffen die Farben wechselte.

„Na, höre mal, Magdalene, das ist denn doch wirklich stark! — Statt bei unseren Geschwistern anzufragen, ob etwa die Sendung für sie bestimmt, läßt Du das Packet zurückgehen. Aber es war garnicht nöthig! Du wußtest, daß die Robe für Dorita war, und verfuhrst trotzdem in solcher Weise und giebst hier eine boshafte Komödie zum Besten. Ich muß wirklich sagen —"

„Was willst Du sagen?" Die Angegriffene sprach's bebend. Da es die Wahrheit war, was er sprach, erstickte sie schier vor ingrimmiger Wuth.

„Ja, ich weiß es!" fuhr sie keuchend fort. „Um der zu gefallen, die einst auch als Fräulein Busch Deines Bruders Sinne berückte, schonst Du nicht einmal Deine eigene Familie, stellst sie in Gegenwart Anderer in solcher Weise bloß.

Ich wußte nichts, nichts von einer Bestellung von Westerthal. Aber selbst wenn ich's gewußt, war's gut, daß solchem Unfug durch die Rücksendung ein Ende gemacht wurde. Vierzehnhundert Mark war die Rechnung im vorigen Jahr. Ich weiß es zufällig. — Nun geht's wieder mit lustigem Dampf auf neue Schulden los. Wer soll sie denn bezahlen?"

„Ah —" hauchte Dorita, die, einem vorm Ausbruch stehenden Vulkan vergleichbar, jetzt sprechen mußte, mußte, wenn sie nicht vom Schlage getroffen zu Boden sinken sollte.

„Das ist eine solche unverschämte Sprache und eine solche Infamie, daß ich des Allmächtigen Vergeltung auf Dein Haupt herabrufe! Menschenzorn reicht nicht aus, um solche herzlose Niederträchtigkeit, begangen an einer wenn auch mit menschlichen Fehlern behafteten, aber heute hier im Büßerhemde erscheinenden Frau, zu vergelten.

Was that ich Dir, Magdalena Zarpen? Nichts, als daß ich eine Eigenart habe, wie Du eine Eigenart besitzest, wie wir Alle.

Aber Ihr verlangt, daß ich gerade so sein soll, wie es Euch in Eurer Ueberhebung bequem ist. Ihr verlangt, daß ich ein so kalter Verstandesmensch, Geldhüter und Geldraffer sein soll wie Ihr!

Nicht einmal die Rücksicht auf Euren Bruder hält Euch ab, die Frau seiner Wahl fortwährend mitleidlos zu kränken und zu beleidigen, sogar, wie nun, vor Fremden zu demüthigen, vor dem wiedergekehrten Verwandten in solcher Weise zu maßregeln! Ach, noch mehr! Auch ihn zu verdächtigen, weil er gerecht zu wägen zwischen Schuld und Gegenschuld sich erdreistete!

Und nein, nein, nein! Es geht auch nicht! Ich hatte einen Schwur geschworen, fortan still demüthig zu sein, Alles hinzunehmen. Aber es giebt eine Grenze, es —"

Allein die Sprecherin gelangte nicht weiter.

„Ja, eine Grenze, Du impertinente Person!" sprühte, durch ihre schier besinnungslos erregten Töchter unterstützt, die Herrscherin von Aussicht, schoß empor und streckte die knöcherne Rechte aus, als ob sie Dorita zu Boden werfen wolle.

„Du, Du wagst eine solche Sprache gegen Diejenigen, welche Dich aus der polnischen Wirthschaft des schier anrüchigen Hauses in Flensburg heraushoben, die Dir Namen, Stellung und Ansehen gaben! Du stellst Dich mit solchen Worten über uns, die Du nichts bist und kannst und hast, aber fortwährend die Herzogin spielst, täglich zu Tadel, Verdruß und öffentlichem Aerger Anlaß bietest?

Magdalene hat völlig Recht! Schamlos ist dieses Treiben, dieses Faulenzerthum, dieses Anhäufen von Putz, Toiletten und eklen Parfüms nach Vorbild der Halbdamen und Dir —"

Aber diese Rede wurde nun auch unterbrochen.

„Halt, halt, Mama! Es ist zu furchtbar!" hauchte Leo Zarpen. „Ich untersage jedes fernere Wort! Ich bin hier Herr und habe zu befehlen, wenn so Ungeheures geschieht, wenn die eigene Tochter — sie ist Deine Tochter, da sie Deinen Sohn heirathete, — behandelt wird wie eine Magd und schlimmer — wenn der eigene Gatte nicht auftritt und der unnatürlichen Schwester den Giftmund verschließt.

Und komm, Dorita, komm! Ich führe Dich nach Hause. Ich will nicht, daß Du noch tiefer gedemüthigt wirst!"

Nach diesen Worten ergriff er der fast ohnmächtig Zusammensinkenden Hand und geleitete sie aus dem Zimmer.

Ihnen folgten fast unmittelbar Hermann und Therese, Beide schier betäubt durch die Vorgänge und nur stumm die Häupter zum Abschied neigend.

* * *

Nachdem Dorita draußen auf dem Flur Haltung und Fassung einigermaßen zurückgewonnen hatte, streckte sie, ihres Mannes und Theresens nicht achtend, Leo mit einer stürmischen Bewegung die Hand entgegen.

„Nimm Dank, Du edler Mann, für die Güte, die Du der Geschlagenen erwiesen hast," ging's in zitterndem Ton über ihre Lippen. „Ich liebe und achte Dich! Aber ich bitte Dich jetzt herzlich und dringend, zu Deiner Familie zurückzukehren, Dir um meinetwillen nicht noch größeren Kummer aufzuladen."

Und: „Nein, nein!" fuhr sie fast schroff fort, als er noch Worte machen wollte. — „Ich weiß ja den Weg nach Westerthal, und Dein Bruder und Fräulein Hacke gehen ihn ja auch. — Adieu! Adieu!"

Dann traten sie Alle in das Dunkel heraus, und als sie die von dem eben hervorbrechenden Monde geisterhaft hell beleuchtete Grenzwiese zwischen Westerthal und Aussicht betraten, hier der bedrückte und eifersüchtige Hermann endlich Worte gewann und auf sie einsprach, aber auch Therese fragte, ob sie ihr zur Stütze den Arm bieten dürfe, schüttelte sie gegen ihren Mann stumm abweisend den Kopf und wehrte Therese mit einem: „Nein, ich bitte, laß! Ich brauche keine Hilfe —" und wich so jeder Erörterung und Annäherung aus.

Und als sie im Westerthaler Hause anlangten, gab sie Therese nur mit ausdrucksloser Miene die Hand und erklärte ihrem Manne, der, als sie allein waren, bald flehend, bald heftig erregt auf sie einsprach, daß sie an diesem Abend überhaupt nicht mehr im Stande sei, Geschehenes und Künftiges zu berühren, vielmehr ganz allein sein müsse und zu solchem Zweck auch den Willen habe, diese Nacht in einem der Fremdenzimmer zu schlafen.

Und so geschah's, obschon er bei diesen Worten wieder wie ein Hündchen sie umwedelte, alle Schuld auf die Aussichter schob, in seinem Uebereifer, ihre Gunst zurückzugewinnen, Versprechungen gab und Schwüre leistete, die zu halten, er selbst bei kräftigstem Willen nicht im Stande war.

„Nein, es muß so bleiben, wie ich sagte," entschied die junge Frau. „Lasse nun die Reden! Wir wollen durch den Schlaf Sammlung zu gewinnen suchen. Morgen ist wieder ein Tag. Ich will Alles in der Einsamkeit und Stille nochmals überdenken. Ich will überlegen, ob und wie wir vielleicht noch einen Weg mit den Deinigen finden. Gute Nacht!

Ob ich Dir zürne? O Hermann, diese Frage! Erinnere Dich, was Ungeheuerliches geschah, ob Du es verhindertest, wem Du die Rolle des Vertheidigers, die Rettung vor noch fürchterlicherer Beschimpfung überließest!"

Dann ergriff sie die von ihr bereits entzündete Lampe, stieg, stumm das Haupt zum Abschied neigend, die Treppe empor und begab sich in eins der oben nach dem Garten belegenen Gemächer. —

Als Dorita am folgenden Morgen nach kurzem, quälendem Schlaf

sehr spät erwachte, war ihr erster Gedanke, Leo zu sprechen und ihr zweiter, sich mit Therese auseinanderzusetzen.

Neben dem Engelhaften in ihrer Brust, neben den kochenden Rache-empfindungen gegen die Aussichter, regten sich in ihr die Gefühle der Frau, die mit einer anderen um den Besitz eines Mannes streitet.

Ihre Liebe für Hermann war erloschen bis auf das letzte Fünklein. Höchstens wohnte noch neben der Verachtung eine Spur von Mitleid für ihn in ihrer Brust. Und mit diesem Erlöschen war die Leidenschaft für Leo bis in's Ungemessene gewachsen. Seines Verhaltens gegen Therese, dessen sie unter den heftigsten Qualen Zeuge gewesen, gedachte sie nicht mehr, und wenn's geschah, so übertäubte sie ihre Zweifel durch die Erinnerung an die letzte ritterliche That.

Alles erschien ihr überhaupt in dem hellsten Lichte, was ihn betraf. Wenn er sich wirklich für Therese interessirte, wenn er, ein schnell entzündbarer wandelbarer Mann jetzt nach ihr, nach Therese prüfend die Finger ausstreckte, — jedenfalls hatte er doch sie auch geliebt, und sie, sie, Dorita, und wenn's das unsühnbarste Verbrechen unter allen Vergehen der Welt war, liebte ihn mit der ganzen Kraft ihrer Seele wieder.

Und um eben über alles das Klarheit zu gewinnen, über die Gründe seiner anfänglichen Kälte und über die Stellung, die Therese nach diesen Vorgängen zu allen Betheiligten einnahm, wollte sie Beide sprechen, und wenn sie gesprochen, mit sich zu Rathe gehen, was sie nun endgiltig thun mußte.

Sie fand Therese, als sie nach ihr fragte, im Garten. Hermann war — wie sie vom Diener erfuhr, und wie sie es auch vorausgesetzt, fortgegangen. Er hatte sich — es unterlag keinem Zweifel — nach Aussicht begeben.

Als Dorita die Balkontreppe hinabschritt, kam ihr Therese mit einer auffallenden, zufolge der Sachlage erst recht befremdlich wirkenden Lebhaftigkeit entgegen, winkte mit einem Brief, den sie in der erhobenen Linken hielt, flatternd hin und her und fiel, als sie einander gegenüberstanden, Dorita stürmisch um den Hals. Und dann sprudelte sie auch gleich mit dem heraus, was das Schreiben enthielt. Sie berichtete, daß ein Vetter ihres Vaters plötzlich und unerwartet gestorben sei, ein enormes Vermögen hinterlassen und solches ihnen vermacht habe.

Die baare Hinterlassenschaft belaufe sich nach der Mittheilung des Advocaten in Leeds über eine Million Thaler. Auch Hermann habe sie es schon erzählt, der sich mit ihr außerordentlich gefreut habe.

Und die Eindrücke dieser Neuigkeit nahmen Therese wirklich oder scheinbar so gefangen, daß sie bei späteren von ihr hervorgerufenen Erörterungen über die Aussichter Geschehnisse diesen nur eine sehr nebensächliche Bedeutung zumaß.

Solche Dinge, wie diese, seien ja sehr fatal, aber kämen, wenn auch mit weniger Leidenschaftlichkeit im Ausdruck, überall einmal vor. Menschen

stritten sich, aber vertrügen sich auch wieder. Es seien reinigende, oft das Verhältniß zwischen den Personen gerade befestigende Vorkommnisse. — Sie rathe nochmals dringend, sich fest an Hermann anzuschließen, ihn im äußersten Falle zu einer Ortsänderung zu veranlassen und dadurch allem Ungleichen aus dem Wege zu gehen! — Das sei das allein Verständige!

Und über Leo sprach sie heute in einer Art, in der viel umworbene und deshalb übermüthige junge Mädchen sich über ihre Courmacher zu äußern pflegen. Er sei ja ein hinreißender Mensch, und sie gestehe, daß er ihr auch sehr gefalle, aber er meine es ja einerseits sicher nicht ernsthaft, und andererseits sei sie wahrlich auch nicht um Männer verlegen. Habe er ernsthafte Absichten, — sie glaube es nicht, sie sei fest überzeugt, daß er Dorita liebe, — dann werde sie die Sache überlegen, habe er keine, werde sie — Dorita werde das begreifen — ehestens Westerthal wieder verlassen.

Und das klang denn der jungen gequälten Frau wohl angenehm, aber die oberflächliche Art der Beurtheilung der gestrigen Vorfälle störte Dorita dermaßen, daß sie einem ferneren Gespräch darüber aus dem Wege ging.

Als Therese, einen fast burschikosen Ton annehmend, nochmals zu einer Versöhnung zuredete, ja sogar zu einem zweiten Büßergang nach Aussicht rieth, schüttelte Dorita kurz und sehr schroff das Haupt und sagte:

„Den Gang haben Jene zu mir zu machen. Ob ich aber noch überhaupt zu einer wenigstens äußerlichen Versöhnung mich bereit finden lasse, sollen andere Umstände entscheiden. Wir haben einmal in diesen Dingen eine ganz entgegengesetzte Auffassung!

Sprechen wir also nicht mehr darüber. Und daß Du Westerthal verlassen willst, Therese, kann ich Dir nicht verdenken. Was ist hier noch in dem Thal des Jammers und Unfriedens zu holen!" Und dann mit starker, ehrlicher Wärme im Ton: „Ich bedaure nur tief, liebe Therese daß ich Dich, statt Dir Freuden und Abwechselung zu verschaffen, wie ich es wollte, in solche entsetzlich unerquickliche Verhältnisse hineingebracht habe."

Leos erwähnte sie zu Theresens Ueberraschung und Aerger garnicht. Auch forderte sie die Freundin nicht zu einem Beisammensein an diesem Vormittage auf; sie machte auch keine Vorschläge, wie der Tag hinzubringen sei. Sie erklärte, daß die Nachwirkung der gestrigen Geschehnisse und der schlaflosen Nacht sie zur Ruhe und Sammlung nöthige, daß sie sich deshalb wieder zurückziehen müsse und Theresens Nachsicht wegen ihres ungastfreien Verhaltens erbitte. Bei Tisch würden sie sich hoffentlich wiedersehen und weiter sprechen.

Nach dieser Erklärung begaben sich beide Damen, Therese, wie sie nach kurzem Besinnen hinwarf, um Briefe zu schreiben, Dorita, um ihre Pläne, bezüglich Leos, zur Ausführung zu bringen, in's Haus, drückten sich im Flur noch einmal die Hand und nahmen alsdann getrennte Wege.

Aber Dorita blieb nicht in ihren Gemächern, sondern schritt, nachdem

sie einige Zeilen an Leo aufgesetzt und zu sich gesteckt hatte, in's Erdgeschoß und nahm von hier den Weg seitwärts durch den Park nach dem Aussichter Gehölz.

Eine unbestimmte Hoffnung erfüllte sie, daß sie Leo begegnen werde. Wenn's aber nicht geschah, wollte sie im Dorf die alte Frehse aufsuchen und sie mit der Besorgung des Briefes betrauen.

Der Brief enthielt nur die Worte:

„Lasse mich durch Wehse wissen, wann ich Dich — womöglich spät heut Abend, wenn Alles schläft, noch einmal sprechen kann! Erweise noch diesen letzten Freundschaftsdienst Deiner dankbaren Schwägerin D. —"

Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, zog's Dorita an denselben Ort, an dem sie zuletzt mit Leo gestanden, an dem er ihr wiederum in so leidenschaftlicher Weise seine Liebe erklärt, sie umfaßt und sogar ihre Wangen berührt hatte.

Freilich wurde ihr nicht, was sie erwartete. Leo kam nicht, und sie fand ihn auch nicht im Walde, wo sie sich hinsetzte und fast eine Stunde vergeblich harrte. Zufolge dieser Enttäuschung ergriff die junge Frau das immer stärker werdende Gefühl einer grenzenlosen, mit schwerem Bangen vermischten Sehnsucht. Zugleich aber erhoben sich Anklagen gegen Leo in ihrer Brust. Weshalb kam er nicht? Er mußte doch wissen, wie sehr ihr nach ihm verlangte! Wenn er sie wirklich liebte, würde er schon einen Weg zu ihr gefunden haben.

Aber er liebte sie eben nicht, er wollte Therese, die jetzt zur Millionärin gewordene, um so leichter ihre Netze nach ihm auswerfende Therese! Er war überdies der Autorität seiner Mutter erlegen. Die immer wiederkehrenden boshaften Verdächtigungen der Schwestern hatten doch Eindruck auf ihn gemacht. Er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie, Dorita, doch nichts werth sei!

Nein! Alles war dahin, und es blieb nur Eines: ein rasches Ende machen mit Allem, heute noch, — heute noch, — und somit für immer! Was dann später wurde, wußte Gott allein. Daß Leo sie nicht ganz verlassen werde, daß er ihr bei ihrer Scheidung von Hermann kräftig behilflich sein werde — er hatte es ja selbst angeboten, — durfte sie glauben. Und neben all diesen Vorstellungen stieg die unruhige Angst in der Frau auf, hier gesehen zu werden, dadurch Verdacht zu erregen, gar den Aussichter Damen zu begegnen, ihnen ein wirkliches Recht zu einer Anschuldigung zu geben.

Demzufolge beschloß sie, sich so rasch wie möglich wieder zu entfernen. Vorher aber ließ sie noch einmal im Nu die Bilder vor sich aufsteigen, die ihr durch die Zusammenkunft mit Leo unvergeßlich geworden.

Sie schaute in eine zur Linken sich aufthuende, mit Unterholz bestandene Schlucht, in deren Grün die Sonne mit unvergleichlichen Lichtern webte.

Sie warf einen Blick auf die Höhe, wo sich mächtige Buchen und dunkle, fast schwarze Fichten erhoben. Auch sie waren umflossen von Sonnenlicht, das entweder der Buchen Kronen mit goldigem Glanz durchfluthete, oder in sanften Farben sich zu Füßen der Tannen ausbreitete, hier bewegungslos, schier schlafend verharrte. Aber eben diese Naturempfindung wirkte auf das Gemüth der Frau, machte es weich und sehnsüchtig.

„O einziger, theurer Mann, wo bist Du? Weshalb kommst Du nicht, um Deine arme, vor Sehnsucht nach Dir sich verzehrende Frau in ihrer grenzenlosen Noth und Seelenqual zu trösten?“ quoll's heiß von ihren Lippen. Dann aber raffte sie sich jäh auf, entwich dem Gehölz und nahm, um ihren Hoffnungen noch einen letzten Anhalt zu geben, über die Wiesen und die heiß sandige Landstraße den Weg zum Dorfe.

Zu ihrer abermaligen Enttäuschung fand sie Frau Frehse nicht in ihrer Kathe. Letztere war abgeschlossen, und bei einer Erkundigung nebenan erfuhr sie, daß die Frau in der Nähe auf dem Felde arbeite.

Dahin begab sie sich, hörte, was Neues geschehen, erfuhr, daß der Verwalter für sie nachträglich mit der Hälfte der Miethe eingetreten und Leo die Streichung des Restes nachträglich bewirkt habe. Das Alles, erklärte sie, habe sie Doritas Verwendung zu danken, ihr, die Alle in der ganzen Umgegend wegen ihrer Mildthätigkeit, Güte und Menschenfreundlichkeit verehrten, die das gerade Gegentheil sei von der harten gnädigen Frau in Aussicht. —

Dorita hatte es in Folge dieser Stimmung leicht, die Frau für ihre Pläne zu gewinnen.

Letztere erklärte sogleich bereitwilligst, den Brief besorgen und ihn an Wehse zur Weiterbeförderung sicher abgeben zu wollen, steckte ihre Schürze hoch, gab ihren Kleinen Verhaltungsmaßregeln für die Zeit ihrer Abwesenheit und machte sich, während Dorita tiefer in's Dorf schritt und von hier einen um Aussicht und das Westerthaler Gehölz führenden Pfad über die Felder einschlug, sogleich nach ihrem Ziele auf den Weg.

Aber seltsam! Je näher Dorita dem Wohnhause kam, desto banger ward ihr. Daß sich während ihrer mehrstündigen Abwesenheit etwas zugetragen habe, daß ihrer etwas Schlimmes warte, legte sich in furchtbarster Beschwerung auf die Brust.

Sie versuchte diese Vorstellung von sich abzuwälzen, sie erinnerte sich, daß sie gestern einer gleichen unterlegen sei, daß sie sogar angenommen hatte, daß ihr Mann auf sie und Leo geschossen habe — und daß ihr Hermann doch zärtlich und arglos entgegengetreten sei.

Als sie über den Hof schritt, bot sich ihr ein Bild reizvoller Sauberkeit, und sie nahm es in sich auf trotz ihrer ungeheuren Gemüthsbeschwerung. Hermann von Zarpen hielt streng darauf, daß sich täglich hier eine sorgsame Hand rührte. Ordnung und Erhaltungstrieb gehörten zu seinen guten Eigenschaften.

Der Hauptweg war gefegt und von Gras befreit, und die Anlagen ringsum gesäubert. Die Blumen in den von dem Gärtner eben geordneten und von nährenden Wasserstrahlen benetzten Rasenbeeten prangten in farbenreicher Frische, und auch den Seitenpfaden haftete etwas Festliches an, da sie mit gelbem Sand bestreut und sorgfältig geharkt worden waren.

Und das alte mächtige Haus mit seinen hoch emporstrebenden, gezackten Giebeln und von Grün umzingelten hohen Fenstern weckte in Dorita die Erinnerung an die Vorstellungen ihrer Kinderjahre, in der sie von einsam gelegenen Schlössern mit großen Sälen und Wendeltreppen, Reichthum und Wohlleben geträumt hatte, in der ihre Phantasie erfüllt gewesen war von den märchenhaften Gestalten bärtiger Zauberer und mildthätiger Feen.

Und als ob Alles, was sie ersehnt als Kind, ihr nun später als Jungfrau geworden, so war's ihr gewesen, als sie zum ersten Mal Westerthal gesehen, als sie die vielen Räume mit den alten Bildern und steifen, gediegenen Möbeln durchschritten hatte.

Auch jetzt — noch einmal — erfaßte sie der einstige Zauber.

Dorita Zarpen auf Westerthal, Gattin des reich begüterten Hermann Zarpen! So hatte die Welt, und so hatte sie selbst im Glücksrausch und in der Betäubung, zu der sie sich gezwungen, gesprochen. Und nun vielleicht Alles dahin! — Wie in den Kindermärchen verschwand das Schloß, der stille Erdenfleck, das Wohlleben, die Dienerschaft, war ausgelöscht Ansehen, Ehre und — hochklingender Name. Das Aschenbrödelkind saß wieder am Feuerherd in dem grauen Arbeitsgewand.

Langsam, als ob eine unsichtbare Last die müden Schultern drücke, schritt sie die Treppe hinauf, schaute sich mit unruhig melancholischen Blicken auf dem Flur um, sog den dem alten Hause eigenen, aus großen, auf schweren Eichenholzschränken ruhenden Vasen entströmenden Rosen- und Resedaduft ein und erwiderte die ehrerbietige Verneigung des Dieners Robert, der im Flur hantirte, mit sanfter Freundlichkeit.

„Ist der Herr in seinem Zimmer?“ hob sie, mühsam ihre Erregung dämpfend, in gelassenem Tone an und streifte, von ihm unterstützt, ihren Staubmantel ab.

„Zu Befehl, gnädige Frau. Der Herr sind schon eine längere Weile zurück und fragten bereits wiederholt nach der gnädigen Frau.“

„So — so,“ Dorita sprach's in der Vorahnung des Kommenden nur mit äußerster Kraftanstrengung.

In diesem Augenblick öffnete Hermann Zarpen — heute mit seinen hängenden Schultern und der stark knochigen, gerötheten Nase plebejischer aussehend denn jemals sonst — die Thür, und hinter ihm — Dorita sah's — tauchte das lauernde Antlitz von Therese auf.

Aber diese kam nicht zum Vorschein, und nicht wie gestern schritt Hermann ihr entgegen, sondern er näherte sich ihr, den Diener rasch ab-

thuend — es werde geklingelt werden, wenn er serviren solle — mit finster verschlossener, feindseliger Miene und zischte, brutal sprechend:

„Wo warst Du denn? Ich warte seit einer Stunde hier mit dem Mittag. Auch Fräulein Therese war schon zweimal unten, um zu fragen.

Warst Du wieder — denn wisse, ich weiß Alles zwischen Dir und Leo im Walde — mit ihm zusammen?"

Und: „Komm hier herein in's Wohngemach!" schloß er, gegenüber die Thür aufreißend und ihr den Vortritt lassend.

„Ich muß Dich dringend ersuchen," stieß Dorita zwar erbleichend, aber schon wieder ihrer gewohnten Würde zurückgegeben, heraus, „in einem anderen Ton mit mir zu reden! Was vorliegt, ist viel zu ernst, als daß knabenhafte Ueberstürzung und solcher Schulmeisterton angebracht wären. Ich bedaure überhaupt, daß Du so oft vergißt, daß Du zu einer Dame, zu Deiner Frau sprichst, die nichts versehen hat, wohl aber von den Deinigen nun wieder einer empörenden Behandlung sich ausgesetzt sah!

Und nun, bitte, nimm Platz. Ich werde ruhig, sanft und deutlich reden! Ich werde Dir Alles sagen, Nichts verhehlen. Ich bin in diesem Augenblick, durch diese Deine Begegnung zu einem bereits wiederholt erwogenen, unabänderlichen Entschluß gelangt.

Wir müssen uns wieder trennen! Ich eigne mich nicht für Euch alle, nicht für die Deinigen und nicht für Dich.

Ich respectire Vieles an Dir, aber wir ergänzen uns durchaus nicht. So laß uns — ich bitte Dich — in Frieden und Freundschaft diesen Act der Trennung vollziehen!"

„Wie? Das wagst Du mir vorzuschlagen?" raste der Mann, der mit zitternden Augen und tobendem Herzen zugehört hatte, sprang empor und stellte sich, drohend wie ein Kerkermeister, vor seiner Frau auf.

„Das also ist das Ende, das Ihr Beide, — Du und der Lump und elende Friedensstörer Leo — Euch ausgedacht habt? Ah — ah," fuhr der sinnlos Erregte fort und ballte die Fäuste.

„Hätte ich jetzt einen Hammer und stände er vor mir, ich würde ihn zerschmettern, so hasse ich ihn! Und Du — Du —" schloß er, packte die feinen Handgelenke der Frau und riß sie zur Erde herab wie eine Verworfene:

„Du bist, die Meinigen haben Recht, nichts Anderes, als ein feiles Weib, das erst mit den Augen sich verkauft und dann mit dem Körper. Und nicht wahr? Ich vermuthete richtig! Schon von dem zweiten Rendezvous kommst Du zurück, und Dein Mund ist so wenig rein, wie Deine Seele?!

Und ja! Du sollst Deinen Willen haben. Aber nicht sollst Du gehen wie eine stolze Herrscherin, sondern ich will Dich wegstäupen mit Ruthen und es aller Welt verkünden, daß ich Dich fortjagte, weil Du schon nach Jahresfristen Dein am Altar gegebenes Wort brachst. Mit Fingern sollen sie auf Dich zeigen —

So — und nun fort aus meinen Augen! Wenn Du es wünschest, so steht innerhalb einer Viertelstunde der Wagen vor der Thür — oder hat der ehrenwerthe Leo ihn für Euch Beide schon bestellt?"

Aber nun ward auch der Rohheit ein Ende bereitet. Dorita, bisher schier fassungs- und sprachlos, schoß vor dem Mann auf, und indem sie ihn mit Blicken maß, vor denen er trotz der namenlosen Leidenschaft, die ihn durchwühlte, unwillkürlich zurückwich, hauchte sie:

„Ich schwöre vor dem Allmächtigen, daß ich den Entschluß schon erwog, Dich zu verlassen, bevor mein Auge Deinen Bruder je sah!

Nun ermesse selbst, welcher Gemeinheit Du Dich durch Deine Verdächtigungen schuldig machtest!

Das ist das Eine, was ich zu sagen habe. Das Andere aber höre, indem ich jetzt für immer dieses Haus verlasse:

Wage es, meine Frauenehre anzutasten, und ich werde nicht ruhen, bis ich Dich dafür bestraft habe!

Selbst ein spitzes Eisen werde ich nicht scheuen, wenn es gilt, solche Verleumdung zu rächen! —

So, und nun gehe in Dich und lerne begreifen, daß ich zwar mein Glück, aber auch das Deine wollte, daß ich den guten Empfindungen, die in mir wohnten für Dich, dadurch einen Ausdruck zu geben bestrebt war, daß ich der Unwahrheit zwischen uns ein Ende machte!"

Nach diesen Worten erhob sie mit stolzer Geberde das Haupt, würdigte ihren Mann keines Blickes und schritt aus dem Zimmer. Draußen angelangt stieg sie in die oberen Räume empor, aber in ihrem Cabinet angekommen, verließ sie ihre Haltung. Wie zerschmettert fiel sie in ihren Sessel nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Bechstein.

Von

Eugen Zabel.

— Charlottenburg. —

Der siebzigste Geburtstag Karl Bechsteins giebt uns eine willkommene Veranlassung, einen Blick auf die merkwürdige Laufbahn dieses Mannes zu werfen, der sich von den allerkleinsten Anfängen zu einer Stellung emporgearbeitet hat, die in der ganzen musikalischen Welt anerkannt wird und seiner Thätigkeit weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus große und wohlverdiente Ehren eingetragen hat. Trotz des gewaltigen Umfanges seiner Unternehmungen muß man es dem Jubilar zu ganz besonderem Lobe anrechnen, daß er, obwohl im Besitz eines fürstlichen Einkommens und nicht gewöhnlicher Auszeichnungen, trotz seines Verkehrs mit künstlerischen Erscheinungen ersten Ranges, die für die meisten Sterblichen sonst unnahbar sind, derselbe bürgerlich schlichte und bescheidene Mann wie zum Beginn seiner Laufbahn geblieben ist. Durch harte Arbeit, welche die Hand schwielig macht und die geschickte Anwendung von Hammer und Zange, von Hobel und Bohrer erheischt, ist Bechstein zum ersten deutschen Clavierfabrikanten und zum Träger eines Namens emporgestiegen, den wir bei Hunderten von musikalischen Aufführungen alljährlich in Berlin als selbstverständlich auf den Programms annehmen und von dem nicht zum geringsten Theil der Erfolg der Concerte abzuhängen scheint.

Karl Bechstein ist am 1. Juni 1826 in Gotha geboren. Seine Lehrzeit verbrachte er zuerst in Erfurt, dann in Dresden, wo er in die Rosenkranz'sche Clavierfabrik eintrat. Berlin lernte er mit zweiundzwanzig Jahren kennen und war hier in der Pianofortefabrik von G. Perau andert-

halb Jahre praktisch thätig. Zu jener Zeit lag der deutsche Instrumentenbau noch sehr im Argen. Die guten Claviere, auf denen sich ein Künstler hören lassen konnte, stammten fast ausschließlich aus Paris. Dort glänzte namentlich ein Hannoveraner Pape, der längst gestorben und dessen Fabrik ebenfalls eingegangen ist, als bedeutender Erfinder auf dem Gebiet der mechanischen Vorrichtungen, durch welche die Schönheit des Tones erzeugt und dauernd verbürgt wird. Bechstein beschloß daher, nach Paris zu reisen und in der Pape'schen Fabrik seiner weiteren Ausbildung zu leben. Die Anregungen und Lehren, die er dort empfing, sind für seine ganze spätere Thätigkeit von bedeutendem Einfluß gewesen. Auch in der noch existirenden Pariser Fabrik von Kriegelstein arbeitete er mit Erfolg. Als er im Jahre 1854 die Seinestadt verließ, hatte er einen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen gesammelt, an deren praktische Verwerthung in seiner Heimat er nun ernstlich dachte. Aber gewiß ahnte er nicht, daß es ihm in erster Linie beschieden sein sollte, der französischen Production die Ueberlegenheit, deren sie sich damals im Clavierbau erfreute, zu bestreiten und durch seine kluge Geschicklichkeit so glänzende Erfolge zu erzielen, daß sich nach zwei Jahrzehnten das Verhältniß gerade umgekehrt hatte, so daß Paris zurücktrat und Berlin die führende Stellung einnahm.

Bescheiden genug war der Anfang, den Bechstein nach seiner Rückkehr aus Frankreich mit der Begründung einer eigenen Werkstatt in der Behrenstraße in Berlin machte. Seine Mittel gestatteten ihm nicht, andere Hilfe als einen einfachen Tischler in Anspruch zu nehmen, dem er die Ausführung der äußeren Umhüllung anvertrauen konnte. Den ganzen Instrumentenbau mußte er aber für's Erste allein ausführen, und was das sagen will, wird Jeder verstehen, der sich heute in seinen Fabriken umsieht und beobachtet, durch wie viele Hände ein Flügel geht, bevor er fertig abgeliefert wird. Bechstein war damals achtundzwanzig Jahre alt, von einer unverwüstlichen Kraft und Gesundheit, geschickt und fleißig vom Morgen bis in die späte Nacht und wurde, wenn ihm der Muth doch einmal sinken wollte, durch die Thatkraft, das Vertrauen und die wirthschaftliche Tüchtigkeit seiner jungen Frau auf das Glücklichste unterstützt, die zu jener Zeit gerade so seine Sorgen und Entbehrungen theilte, wie sie sich jetzt an den blühenden Erfolgen des Hauses und seiner angesehenen Stellung im Kunstleben der Reichshauptstadt erfreut. Trotz seines auf's Aeußerste angespannten Fleißes brauchte damals Bechstein zur Herstellung seiner beiden ersten Instrumente fast dreiviertel Jahre. Gegenwärtig gehen aus seinen Magazinen im Jahr durchschnittlich dreitausend Flügel und Pianos hervor, sodaß auf jeden der dreihundert Arbeitstage zehn fertig gestellte Instrumente kommen.

Von den Künstlern, die zuerst auf Bechstein'schen Instrumenten spielten und ihren klaren, schönen und vollen Ton rühmten, verdienen in erster Reihe Hans von Bülow und Alexander Dreyschock genannt zu werden.

Bald schloß sich dem günstigen Urtheil dieser Männer auch Franz Liszt, der König unter den Clavierspielern, an, und das Lob aus solchem Munde ermuthigte Bechstein, mit dem Bau von eigentlichen Concertflügeln zu beginnen und damit das Unternehmen zu begründen, mit dem er sich seinen Ruf in der ganzen musikalischen Welt erobert hat. Zum ersten Mal spielte Bülow im Jahre 1856 auf einem Bechstein'schen Flügel und zwar unter Anderm die H-moll-Sonate von Liszt. Der Vortrag dieser Composition wurde rückhaltlos anerkannt, aber das Werk von der Berliner Kritik grausam mitgenommen. Bülow, der schon damals ein streitbarer, zu Schutz und Trutz gerüsteter Herr war, von unbedingtem Glauben an die neue Richtung in der Musik und ihre Apostel erfüllt, griff zur Feder und veröffentlichte in der „Feuerspritze" einen geharnischten Artikel gegen die tonangebenden Kritiker, die das Werk seines vergötterten Meisters nicht aufkommen lassen wollten. Daß bei dieser Gelegenheit, wo es sich auch um allgemeine Fragen des Musiklebens handelte, der Name Bechstein wiederholt genannt wurde, machte immer weitere Kreise auf ihn aufmerksam, so daß die ursprünglich so winzige Werkstatt alsbald vergrößert und nach einiger Zeit in einen andern Stadttheil verlegt werden mußte.

Im Jahre 1860 erfolgte die Uebersiedelung nach dem Grundstück in der Johannisstraße, wo die Fabrikanlagen und Magazine sich jetzt bis zur Ziegelstraße erstrecken und alle Fäden des Riesengeschäftes zusammenlaufen. Die Herstellung der Concertflügel nahm im Lauf der Jahre einen solchen Umfang an, daß die Aufträge auch in diesen Räumen nicht mehr zu bewältigen waren. Deshalb erwarb die Firma im Jahre 1880 in der Grünauerstraße, in der Nähe des Görlitzer Bahnhofes, ein neues Grundstück, welches augenblicklich mit seinen Höfen, Holzplätzen und Wohnhäusern ein Areal von nicht weniger als vier Morgen umfaßt und auf dem nach einander drei Fabriken errichtet worden sind, während die Einrichtung einer vierten beschlossene Sache ist. Die Zahl der bei Bechstein angestellten Arbeiter beträgt fünfhundert. Die Fabriken in der Grünauerstraße haben im Wesentlichen die Bestimmung, die Vorarbeitungen auszuführen, welche für den eigentlichen Instrumentenbau, wie er in der Johannisstraße erfolgt, erforderlich sind. Dort erblicken wir bei einem Rundgang durch die weiten Räume, den uns ihr Besitzer gern gestattet, die mächtigen Stapel von allen möglichen Holzarten, Kiefern, Tannen, Eichen und Buchen, ferner die aus Amerika stammenden Nußbaum-, Mahagoni- und Jacarandahölzer, die alle erst einen langwierigen Proceß durchzumachen haben, bevor sie für den Instrumentenbau zu verwerthen sind. Ihnen muß oft jahrelang, in einem Trockenhause bei frischer durchwärmter Luft auch der letzte Feuchtigkeitsgehalt entzogen werden. Dann werden sie mittelst speciell für diesen Zweck eingerichteter Maschinen zerkleinert und in diejenigen Formen gebracht, die sich für ihre weitere Verwerthung am meisten eignet.

Nicht weniger interessant ist ein Blick in die Schlosserei der Fabrik,

wo die eisernen Resonanzböden der Claviere, die Scharniere und Schlüssel, die Pedale und Fußrollen, sowie andere größere und kleinere Metalltheile hergestellt werden. Ist der äußere Körper der Instrumente fertig, so gelangen sie in das Hauptgeschäft nach der Johannisstraße, wo ihnen durch die Mechanik und Claviatur gewissermaßen die Seele eingefügt und jene Sprache verliehen wird, durch die man sich, unabhängig von den Schranken einer bestimmten Nationalität, in der ganzen Welt verständlich machen kann. Die Concertflügel, deren sich die Meister des Clavierspiels oder die künstlerisch durchgebildeten Dilettanten bedienen, sind dazu bestimmt, die höchsten Aufgaben der Musik in gehobenen Weihestunden zu lösen, während die kleineren Stutzflügel und die klangvollen Pianinos überall, wo die Tonsprache geliebt und ihr im Schooße der Familie gehuldigt wird, die Muße unserer gebildeten Klassen verschönt haben.

Die gesammte Leitung der Fabrik liegt, von den geringfügigsten technischen Einzelheiten angefangen bis zu der großartigen kaufmännischen Verwerthung ihrer Erzeugnisse, in den Händen ihres Begründes, der unermüdlich bestrebt ist, nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch im Ausland seinen Instrumenten den gebührenden Rang zu wahren. Bechstein'sche Flügel finden wir in Yokohama wie in Transvaal und Südamerika, namentlich seitdem für das überseeische Geschäft durch die Begründung der Filiale in London im Jahre 1879 ein fester Stützpunkt gefunden war. Ganz in der Nähe der Oxfordstreet, in der Wigmorestreet, erhebt sich das zierliche und einladende Geschäftshaus, dessen Façade von gebrannten Steinen gebildet und in allen Einzelheiten ebenso gefällig wie zweckentsprechend gebaut ist. Eine eigentliche Fabrik besteht hier nicht, wohl aber nehmen die Magazine wie die Reparaturwerkstatten einen großen Raum ein, so daß deutsche Künstler und Kunstfreunde nicht nur an dem gastlichen Heim, sondern auch an den Erzeugnissen deutscher Industrie, die hier zu reicher Auswahl versammelt sind, ihre Freude haben. Etwa die Hälfte dessen, was in den Bechstein'schen Fabriken in Berlin fertiggestellt wird, nimmt seinen Weg nach oder über London. Ebenso bedeutend ist der Absatz in Skandinavien und Rußland, wo die Firma in Petersburg, Riga, Warschau, Moskau und Odessa besondere Vertretungen hat. In der russischen Kaiserfamilie befinden sich nicht weniger als fünfundzwanzig Flügel, und ein Bechstein'sches Instrument wird auch bei dem großen Concert, welches der deutsche Botschafter in St. Petersburg, Fürst Radolin, bei den diesjährigen Krönungsfeierlichkeiten in Moskau veranstaltet, vertreten sein.

Wie Bechstein, der im Jahre 1885 zum Commerzienrath ernannt und bei anderen Gelegenheiten durch die Verleihung der vierten Klasse des Kronen- und Rothen Adlerordens ausgezeichnet wurde, seinen Angestellten gegenüber stets mehr als ein Brodherr gewesen ist, so hat er auch seine langjährigen und zahlreichen Beziehungen zu den großen Künstlern des In-

und Auslandes in solcher Weise aufgefaßt, daß er ihr Vertrauter, Freund und Berather nicht nur in musikalischen, sondern auch in allgemein menschlichen Fragen wurde. Es ist unmöglich, die Stunden zu vergessen, die Bechsteins Freunde in seiner Privatwohnung in der Johannisstraße im geistig gehobenen, vornehmen und doch so ungezwungen behaglichen Verkehr mit Musikern, Malern, Schriftstellern verleben durften, wo neben manchem harmlosen Scherz doch auch so viel geistige Anregung gepflegt wurde und die Gastfreundschaft sich nicht nur auf Tisch und Teller, sondern auf den weit köstlicheren Besitzstand von Herz und Gemüth erstreckte, durch den sich der Hausherr mit seiner Gattin und seinen drei im Geschäft thätigen Söhnen Edwin, Hans und Karl in so hohem Maße auszeichnen. Schon ein flüchtiger Blick in die Räume lehrt uns, daß ihr Bewohner weit mehr als ein einseitiger, nur auf seinen Vortheil bedachter Geschäftsmann ist, daß er allen Interessen des modernen Lebens ein vorurtheilsfreies offenes und liebevolles Interesse entgegenbringt. Er ist im Besitz einer meisterhaft zusammengestellten Gemäldegalerie, deren Schätze er immer noch zu vermehren sucht, obwohl mit ihnen fast schon alle Wände der Wohnung dicht behängt sind. Ein Bildhauer von dem Range Schapers hat die männlich ernsten Züge des Meisters der Clavierfabrik in Marmor verewigt und ein genialer Portraitmaler wie Hubert Herkomer ihn in einem herrlichen Bilde charakterisirt, dessen Reproduction diesem Hefte beigefügt ist. Beide Kunstwerke bilden einen kostbaren Schmuck des Salons in der Johannisstraße. Seinen Sommersitz hat Bechstein mit seiner Familie in der Nähe von Berlin, in Erkner, aufgeschlagen, wo er ebenfalls klein und bescheiden mit einem einfachen Häuschen angefangen hat, während jetzt ein stolzer Sommerpalast daraus geworden ist, in dem Alles Behagen und Bequemlichkeit athmet, von der Spitze des Thurms die Fahne stolz herabflattert und der von fleißiger Hand gepflegte große Garten sich bis zu den breiten und romantischen Ausbuchtungen der Spree erstreckt.

Wir haben es bereits erwähnt, daß Hans von Bülow zu den Ersten gehörte, die auf Bechstein und seine Instrumente aufmerksam machten und sich ihrer für Concerte bedienten. Daraus hat sich zwischen den beiden Männern ein freundschaftlicher Verkehr entsponnen, der in einem durch vier Jahrzehnte fortgesetzten Briefwechsel seinen Ausdruck fand. Wir haben Kenntniß von dieser Correspondenz genommen, deren Veröffentlichung sich anscheinend unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen, und dürfen die Behauptung aussprechen, daß Bülow sich kaum einem Andern so rückhaltlos und herzlich erschlossen hat wie seinem lieben „Beflügler“, wie er ihn zu nennen pflegte, und daß Bechstein dem Künstler in den schwersten Stunden seines Lebens, als Alles unter ihm zusammenzubrechen schien, mit wahrhaft rührender Treue zur Seite gestanden hat. Fast ebenso nahe stand Bechstein einem Manne wie Anton Rubinstein, der in ihm dreißig Jahre hindurch einen stets zuverlässigen, künstlerischen Mitarbeiter gefunden und

seine Instrumente regelmäßig benutzt hat. Als Liszt auf der Altenburg bei Weimar residirte, stellte sich zu jedem Neujahrstage ein kostbarer Bechstein'scher Flügel ein. Der Spender dieser Gaben empfing dafür die Copie des Portraits, das Ary Scheffer seiner Zeit von Liszt angefertigt hat. Diese Reproduction befindet sich gegenwärtig in dem Magazin in der Johannisstraße. In Wagners Wohnhaus in Bayreuth, in Wahnfried, finden wir einen Concertflügel und ein Piano von Bechstein, und wenn der deutsche Kaiser auf der „Hohenzollern" seine Ausflüge nach dem hohen Norden macht, verzichtet er ebenso wenig, nachdem die Last der Regierungsarbeiten erledigt ist, auf die künstlerischen Anregungen, die ihm durch den Vortrag ernster und heiterer Musik auf einem solchen Flügel zu Theil wird.

Auf der diesjährigen Berliner Gewerbeausstellung hat die Firma nicht weniger als einundzwanzig Instrumente ausgestellt, darunter das Schönste, Geschmackvollste und Werthvollste, was aus ihren Fabriken im Lauf der Jahrzehnte überhaupt hervorgegangen ist. Wir meinen das Prachtstück, um welches sich die übrigen Exemplare dieser Ausstellung in weitem Bogen gruppiren, ein Flügel, dessen beide vordere Füße in reizender Ausführung zwei der Rheintöchter aus dem Wagner'schen „Rheingold" darstellen. Die Endstütze des Claviers wird durch die dritte Rheintochter gebildet, welche das leuchtende Rheingold in der Hand hält, während der zu ihr hinaufklimmende Alberich es zu erhaschen sucht. Max Koch hat diese Figuren modellirt und gemalt sowie auch die übrige Ausschmückung mit vollendetem Geschmack besorgt, wobei uns beim Oeffnen des Instruments die erwähnten Wasserjungfrauen zu einer Gruppe malerisch vereinigt auf der inneren Fläche wiederum entgegentreten. Ganz besonderes Geschick beanspruchen diejenigen Instrumente, welche für den englischen Geschmack angefertigt werden, sowohl hinsichtlich des inneren Mechanismus wie in Bezug auf die äußere Ausstattung. Die Söhne und Töchter Albions lieben eine besondere Tonfarbe, eine für sie charakteristische Klarheit und Fülle des Tons. Sie legen ferner Werth auf bestimmte Holzarten, durch welche sich die Instrumente wesentlich vertheuern. Auch lieben sie die Copie alter Muster, die für uns eine weit geringere Bedeutung haben, aber den Eindruck gediegener Pracht hervorrufen. In dieser Beziehung werden die Pianinos mit dem schrankartig verschließbaren Raum für Leuchter und Notenpult besonders interessiren, ebenso wie die Flügel für exotisches Klima, die aus massivem Ebenholz gebaut sind, ferner die verschiedenen Stilarten, wie der Stil Jakob, der Sherathonstil, der Indische Stil und Aehnliches, wobei sich die Vorliebe bald für das Gediegene und Zweckmäßige, bald für das Anmuthige und Gefällige in verschiedener Weise ausdrückt.

Zu den Specialitäten, die aus der Bechstein'schen Fabrik hervorgegangen sind, gehört die von ihm eingeführte Verbindung von Schreibtisch mit Clavier, die namentlich unseren großen Componisten gute Dienste thut, wenn sie einen in ihrer Phantasie auftauchenden musikalischen Gedanken sofort

versinnlichen und auf den Tasten ausklingen lassen wollen. Bechstein hat ein solches Instrument, dessen Claviatur sich durch einen bequemen Handgriff mit einer Schreibfläche bedecken läßt, für Richard Wagner angefertigt. Ebenso nützlich hat sich das vier Octaven umfassende Orchesterinstrument erwiesen, welches der Theatercapellmeister beim Dirigiren vor sich hat und entweder bei Secco-Recitativen oder dann benutzt, wenn er einem schwachen Sänger, der in seiner Parthie unsicher geworden ist, wieder auf die Beine helfen will. So stellt die Thätigkeit des verdienten Mannes eine Kette rastloser Arbeit dar, und wir wünschen und hoffen, daß die Feierstunde, die allen Sterblichen beschieden ist, für ihn und seine Unternehmungen noch in weite Ferne hinausgerückt sein möge.

Die Belagerung von Paris.

Aus der Vogelschau betrachtet*).

Von

Karl Blind.

— London. —

I.

Es sind jetzt über vierzehn Jahre her, daß ich in einer Abhandlung: „Streifzüge in der Wolkenwelt", in der Sonntags-Beilage zur „Vossischen Zeitung", die Gründung eines Allgemeinen Deutschen Luftschiffer-Vereins anregte. Mit Freude sah ich später, daß der Aufruf nicht ohne Wirkung blieb. Der erste Verkehr des in Berlin gegründeten Vereins mit der Londoner Gesellschaft für Luftschifffahrt geschah denn auch — auf das von dorther an mich gerichtete Ersuchen — durch meine Vermittelung, indem ich die betreffenden Berliner Zuschriften mit den nöthigen Begleitschreiben versah.

Die damalige Schilderung in der „Voss. Ztg." betraf wesentlich die Fahrten und die wissenschaftliche Thätigkeit Wilfrid de Fonvielles, eines alten Pariser Freundes, aus der stürmischen Zeit von 1849 her, mit dem ich Ende der Sechziger Jahre in London in einem Fesselballon aufgestiegen war. Das erste Luftschiff dieser Art, von mäßigem Umfang, war von Herrn Giffard nach England herübergebracht worden. Ein Zufall verhinderte mich, die Einladung zum Aufstieg anzunehmen. Am nächsten Tage zerknallte der Ballon in Folge eines ausgebrochenen Feuers.

Dann wurde in Paris mit einem Kostenaufwand von 20,000 Pfd. Sterl. ein Ungeheuer erbaut, in welchem wir in London unter der Leitung

---

*) Le Siège de Paris: Vu à vol d'oiseau. Par Wilfrid de Fonvielle. Paris, Hetzel & Co. 1895.

Glaishers, des berühmten Vorstehers der Greenwicher Wetterwarte, und unter der Theilnahme Fonvielles und anderer bekannter Himmelssegler, wie Yon, Godard, Mangin, Chavantier und Tissandier, im Kahn oder Korb, dessen Mitte bodenlos war, emporschwebten. Der in beträchtlicher Höhe erfolgte Aufstieg, während dessen einer der Reisenden, von Schwindel erfaßt und, fast irrsinnig geworden, sich hinunterstürzen wollte, verlief nicht ganz ohne Gefahr, doch gerade noch glücklich.

Bald darauf, als eine weitere Luftfahrt, bei Nacht, unter Anwendung des elektrischen Lichtes vorgenommen werden sollte, um Aufgaben der Witterungskunde wissenschaftlich zu lösen, nahmen blos vier Mann die Einladung an — darunter der zu Wagestücken gewöhnlich bereite Herzog von Sutherland. Ich hatte ebenfalls zugesagt. Allein Herr Yon, der Leiter des Luftschiffes, verweigerte schließlich, weil er die Gefahr für zu groß hielt, seine Zustimmung. In der Hoffnung, es würde die Erlaubniß, die Fahrt mitzumachen, zuletzt doch noch ertheilt werden, kehrte ich von einer Vortragsreise aus Nord-England eilig zurück. Doch das Erste, was ich bei der Ankunft in London vernahm, war der Ruf: „Der Ballon ist durch!" Er hatte sich vom Kabel losgerissen und war — wie Glaisher in dem mit Fonvielle herausgegebenen Werk „Voyages Aëriens" erzählt — mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel emporgeschossen. Für den Blick mit dem Fernrohr schrumpfte er bald zu einem Pünktchen zusammen und fiel endlich, in Folge von Gasentweichung, bei Aylesbury in Buckinghamshire nieder, wo er sich in einigen Ulmen verfing.

Ein abgerissenes Stück Zeug von diesem Ballon wurde mir übersandt zum Andenken daran, daß wir durch ihn beinahe „unter die Sterne versetzt" worden wären. Hätten sich Menschen im Kahn befunden, so würde sie, in Folge des durch das rasche Emporschießen entstandenen plötzlichen Luftdruckes, unfehlbar der Erstickungstod im Nu getroffen haben.

Fonvielle hatte später noch eine Ballonfahrt von England aus über das Meer nach Frankreich geplant und mich zur Theilnahme eingeladen. Bei seiner bekannten Tollkühnheit glaubte ich, als ich annahm, immerhin die Bedingung beifügen zu sollen, daß ein Mann wie Glaisher, oder sonst ein hervorragender Luftschiffer von wissenschaftlichem Ruf mitfahre. Dies wurde auch zugesagt. Indessen gelangte Fonvielle nicht zur Ausführung seiner Absicht. Dagegen betheiligte er sich später an einer eigenthümlichen Luft-Wettfahrt zwischen einem englischen und einem französischen Ballon. Sie ging vom Krystallpalaste in Sydenham aus und endigte bei Havant an der Meeresküste. Wer dabei Sieger geblieben, war unter den Umständen, der eigenthümlichen dortigen Bodenbildung halber, schwer zu entscheiden.

Eine stattliche Reihe wissenschaftlicher Werke ist aus Fonvielles Feder geflossen. Bei seinen Auffahrten hat er mehr als einen Sturz erlebt und ist wiederholt knapp der äußersten Gefahr entgangen. Eine Zeit lang nahm er den Lehrstuhl für Luftschifffahrt in der „Freien Anstalt" auf dem

Kapuziner-Boulevard in Paris ein. Während der Belagerung von Paris entflog er aus den Mauern der Stadt. Wie immer bei seinen Besuchen in England, wo er einst als Verbannter nach dem Staatsstreiche von 1851 gelebt hatte, kam er auch in dieser schweren Zeit zu mir: ein lebendiges Bild der in dem belagerten Paris herrschenden Noth. Unter den Engländern suchte er für die Sache seines Vaterlandes zu wirken. Wir blieben darum gleichwohl persönlich gute Freunde, und er speiste an unserem Tische.

Damals erinnerte er mich mündlich daran, daß ich ihm sofort im Juli 1870, wo er auf kurze Zeit herübergekommen war, um sich mit mir und Louis Blanc zu berathen, den Sieg der Deutschen, den Sturz des Kaiserreiches und die Gründung einer Art Republik, aber unter der Regierung von Thiers, als unausbleiblich kommende Ereignisse bezeichnet hatte. Die wörtliche Erfüllung dieser Voraussagung war für ihn ganz erstaunlich. „Cela m'est toujours resté là!" („Das hat sich mir für immer eingeprägt!") rief er aus, indem er mit französisch lebhafter Geberdensprache den Zeigefinger quer über die Stirne gleiten ließ.

Bei dem Besuche, den er mir im Herbst 1870, zuerst in Begleitung von Dr. Congreve, einem der Häupter der englischen Comtisten, abstattete, glaubte Fonvielle, der übrigens als vorurtheilsfreier Mann die Kriegserklärung ursprünglich mißbilligt hatte: es sei eine Möglichkeit, ja, eine „gute Aussicht vorhanden, daß der Einbruch (invasion) der Deutschen wieder zurückgewälzt werde". Ich erwiderte ihm: „es habe deutscherseits keine Invasion stattgefunden; diese sei von Frankreich ausgegangen. Was weiter geschehen, sei die natürliche Folge des Krieges. Jede Fortsetzung desselben von Seite Frankreichs könne und müsse die Bedingungen des Siegers nur verschärfen. Am besten thue er daher daran, spornstreichs wieder umzukehren, anstatt den nutzlosen Versuch zu machen, die öffentliche Meinung Englands aufzuregen." Der mitanwesende Dr. Congreve hörte schweigend zu.

Im Verkehre, den ich später mit dem alten Freunde wieder bei seinem Erscheinen in London pflog, kam selbstverständlich das, was in Frankreich nach dem Kriege für Ausbildung der Luftschifffahrt geschah, eingehend zur Sprache. Selbst im Lande Montgolfiers und Pilatre de Roziers war man vor dem Kriege ziemlich gleichgiltig gegen diese Unternehmungen gewesen. Nach dem „furchtbaren Jahre" warf man sich mit größerem Eifer darauf. Durch freiwillige Geldzeichnungen wurde eine Pariser Akademie für Luftschifffahrt und Witterungskunde geschaffen, die Wilfrid de Fonvielle mitleiten half. Die Gemeinde-Behörden verschiedener französischer Städte bewilligten Zuschüsse für ähnliche Zwecke. Unter Hinweis darauf glaubte ich daher in der „Vossischen Zeitung" damals bemerken zu sollen:

„Außerdem hat bekanntlich die französische Regierung eine eigene Anstalt für Heranbildung von Luftschiffern hergerichtet. Im Kriegsbudget ist

eine jährliche Summe dafür ausgesetzt. Könnten nicht andere Völker und Regierungen sich ein Beispiel daran nehmen? Für die Fragen der Witterungslehre, der chemischen Zusammensetzung der Luft, ja, der Sternkunde vermögen die Ballone selbst jetzt, wo noch kein Triebwerk zur Lenkung derselben erfunden ist, große Dienste zu leisten. Ganz zu schweigen von ihrer Bedeutung im Krieg. Wäre es da nicht an der Zeit, einen Allgemeinen Deutschen Luftschiffer-Verein (einschließlich Oesterreichs) zu gründen in einem Lande, das alljährlich seine Wanderversammlungen in den verschiedensten Fächern der menschlichen Wissenschaft aufweist — sozusagen bis zu den Gastwirthen und den Haarkräuslern? ..... Warum also nicht tapfer an's Werk gehen?"

Nun, es ist einige Zeit darauf geschehen; und hoffentlich wird man in Deutschland mit allem Eifer darin fortfahren. In Frankreich betreibt man die Sache mit nimmer rastender Aufmerksamkeit. Daß aber schließlich die Lenkbarkeit der Ballone, ebenso wie die von Flugmaschinen, erfunden werden wird, daran hege ich meinerseits keinen Zweifel. Lesenswerth ist in dieser Beziehung eine Abhandlung von Hiram S. Maxim in der October-Nummer (1895) der „North American Review". Sie beschäftigt sich mit dem Vogelflug und mit den wagerechten und senkrechten Luftströmungen, durch deren Benutzung viele Vögel in Stand gesetzt sind, ohne Anstrengung oder Bewegung auf und nieder zu schweben oder einem Schiffe zu folgen. Ein ähnlicher, auf die Luftschifffahrt anwendbarer Gedanke ist übrigens schon vor Jahren durch Fonvielle ausgesprochen worden.

II.

Im Vorworte seines neuesten Werkes: „Die Belagerung von Paris, aus der Vogelschau betrachtet", schreibt Wilfrid de Fonvielle:

„Bald wird es ein Vierteljahrhundert sein, daß wir von einem Sturze betroffen wurden, der seines Gleichen kaum anderswo hat, als in den Niederlagen von Völkern, die im Verfalle begriffen sind — wovon China uns eben jetzt ein Beispiel liefert. Noch lange werden unsere vergangenen Unglücksfälle einen düsteren Schatten auf unsere Zukunft werfen. Vernachlässigen wir daher Nichts, was die Erinnerung an so furchtbare Ereignisse mildern kann. Inmitten der entsetzlichen Mißgeschicke, die uns zu einer Zeit überraschten, wo wir uns für die Gebieter Europas hielten, gelang es uns, unseren Ruhm nicht blos zu bewahren, sondern vielleicht noch zu vermehren. Unser Widerstand verlängerte sich unversehens über die Grenze hinaus, die der gesunde Menschenverstand uns vorzeichnen mußte, wenn wir ganz kalt die Aussichten auf Erfolg berechnet hätten. So viele Monate hindurch kämpften wir gegen ein erbarmungsloses Schicksal an, daß die Ungeheuerlichkeit der im Angesichte eines für uns unmöglichen

Sieges gebrachten Opfer selbst den Feind, der uns so gewandt überrascht hatte, zwang, die Größe unserer Vaterlandsliebe anzuerkennen."

Fonvielle, der 1870 die Kriegserklärung tief bedauerte, meint heute: dieser Feind habe sozusagen „mit teuflischem Geschick alle, mit schwindelerregender Raschheit aufeinander folgenden Niederlagen Frankreichs vorbereitet". Er vergißt, daß Napoleon III. es war, der die Sache vortrefflich glaubte vorbereitet zu haben, sintemalen er auf die vorläufige Nichtbetheiligung Südwest-Deutschlands am Kampfe, auf das Bündniß mit Italien und mit Oesterreich unter Beusts Einfluß, auf eine welfische Erhebung in Hannover (zu welchem Zwecke eine eigene Legion in Paris gegründet werden sollte) und möglicher Weise selbst auf den Beitritt Dänemarks meinte zählen zu können.

Ein auf die „Hannöver'sche Legion" bezügliches amtliches Schriftstück wurde mir vor Jahren in Genf mitgetheilt. In Dänemark — das steht ebenfalls fest — sollte der König durch einen vor das Schloß ziehenden Volkshaufen zur Betheiligung auf Seiten Frankreichs gezwungen werden, das heißt, unter der Annahme, daß die französischen Waffen im Beginn des Krieges siegreich gewesen wären. Waren nicht diese Pläne eine „Teufelei"? Freilich eine, wie die Ereignisse bewiesen, dumme.

Auf die weiteren politischen Auslassungen des Verfassers braucht hier nicht eingegangen zu werden. Recht hat er gewiß, wenn auch seine Sprache einen etwas hohen dichterischen Flug nimmt, mit der Bemerkung: das heldenmüthige Ausharren der Pariser Bevölkerung wäre nicht möglich gewesen, hätte sie sich nicht während der Belagerung der Luftschiffe und der Taubenpost bedient, deren Anwendung der Franzosen-Kaiser im Anfange des Krieges so geringschätzig von sich wies, und deren ausgiebige Benutzung Moltkes Generalstab nicht habe vorhersehen können. Die Luftschiffer dürften also wohl Stolz empfinden. Nicht leicht mache man sich ja gegenwärtig eine Vorstellung von dem Verruf, in welchen ihre Versuche früher gerathen waren. Habe man irgend welchen Antheil daran genommen, so sei es eben in der Weise geschehen, wie man Marktschreier begafft, die auf einer Messe brennendes Werg schlucken.

Allzu weit geht der Verfasser freilich wieder, wenn er schreibt: „Es war diese Unwissenheit, diese planmäßige Vernachlässigung, und nicht die Anstrengung der Deutschen, was die Luftschiffer, die Taubenfreunde und die Lichtbildner vielleicht verhinderte, wirklich die Retter des in Noth befindlichen Vaterlandes zu werden." Man muß solch' überschätzende Darstellung einem Manne zu gute halten, der von dem Werthe seiner Wissenschaft durchdrungen ist.

Wiederum Recht hat er aber, wenn er bemerkt: „Ist es nicht gut, sittlich, nützlich, in einer Zeit nationaler Wiedergeburt nachzuweisen, daß sich nichts Vollkommenes in Gegenwart der Gefahr schaffen läßt, daß man zum Voraus besiegt ist, wenn man auf den entscheidenden Augenblick

wartet, wo das Vaterland gerettet werden soll, ehe man sich mit den Machtmitteln und dem wissenschaftlichen Verfahren beschäftigt, die unerläßlich nöthig sind, um einer Reihe von Unglücksfällen Einhalt zu thun."

Das darf man schon auch in Deutschland beherzigen, sei es, daß es sich um die Luftschifffahrt oder um die Ausbildung der Kriegsflotte handelt.

In den letzten Zeiten des französischen Kaiserreiches, erzählt Fonvielle im ersten Abschnitte seines Buches, spielten die Ballone nicht einmal mehr eine Rolle auf den Anschlagezetteln des Hippodroms: so sehr betrachtete sie der Leiter dieser Vergnügungsanstalt als eine gänzlich verbrauchte Nummer. Nur außerhalb Europas, jenseit des Oceans, fanden die Mitglieder der Familie Godard und ihre Zöglinge noch eine begeisterte Zuhörerschaft.

Als Beweis der damals unter dem französischen Volke herrschenden Unkenntniß in Bezug auf das Wesen der Luftschiffe erzählt Fonvielle eine ergötzliche Geschichte. Er war 1868, mitten in der Nacht, am Meeresufer niedergestiegen und hatte seinen Ballon nicht weit von der Wasserkante zurücklassen müssen, um in einem in der Nähe befindlichen Pachthofe Unterkunft zu suchen. Mit knapper Noth war er einem unfreiwilligen Bade entronnen, das sein letztes hätte sein können. Als er nun am nächsten Morgen den Ballon und den daran hängenden großen Korb, d. h. das Schiff, in einem Fuhrwerke abholte, wurde er von der Hausherrin höchlich erstaunt gefragt: wo er denn diesen riesigen Korb zur Einpackung seines Ballons gefunden habe? Die gute Frau hatte den Ausdruck: „im Ballon fahren" wörtlich genommen und wirklich geglaubt, die Luftschiffer hielten sich bei ihren Fahrten in einem geblähten Gassacke auf.

Einen heiteren Abschnitt des vorliegenden Werkes bildet die Schilderung des von Napoleon III. beabsichtigten Aufstieges in einem Giffard'schen Fesselballon. Heinrich Giffard war einer der verwegensten Luftschiffer. Im Hippodrom der Elysäischen Felder zu Paris trat er zum ersten Male mit dem tollkühnsten Versuche auf, der je gemacht worden, seit Zambeccari den Flammentod in der Luft gefunden. Er nahm eine geheizte Dampfmaschine unter einem mit entzündbarem Gas gefüllten Ballon mit in die Höhe, mußte aber in dem ungleichen Kampfe mit dem Winde unterliegen.

Eine ausgezeichnete Leistung von ihm war indessen sein Fesselballon von 1867, der das Glück einer Weltausstellung machte. Gegen die Regierung des Staatsstreichs-Kaisers empfand Giffard tiefen Widerwillen. In keiner Weise bemühte er sich daher um die Hofgunst. Bei dem Aufsehen, den sein „gefangener Ballon" machte, mußte deshalb die kaiserliche Familie uneingeladen den Weg zu diesem suchen.

Gern hätte Napoleon III. sich einmal die Hauptstadt seines Reiches von oben herab betrachtet. Doch ehe er so hoch zu steigen wagte, gab er einem General des Geschützwesens, der Mitglied der Akademie der Wissenschaften war, den Auftrag, das Giffard'sche Luftschiff zu untersuchen und ihm Bericht darüber zu erstatten. Der General erschien im Hippodrom

mit einem Adjutanten und studirte jeden Theil des Takelwerkes mit der Sorgfalt eines für das Leben des Staatsoberhauptes eines großen Reiches verantwortlichen Mannes. Das Ergebniß schien ihn nicht zu befriedigen; denn statt selbst einen Aufstieg zu unternehmen, ersuchte er seinen Adjutanten, in den Kahn einzutreten und sich hinaufwinden zu lassen.

Während der Fahrt, schreibt Fonvielle, war der arme Offizier sehr blaß, augenfällig bekümmert, und sprach mit Niemandem. So sehr er aber auch bemüht war, das Geheimniß seiner Gedanken zu bewahren, so las man doch seinen Seelenzustand nur zu deutlich auf seinem Gesicht. Die Meldung, die er dem unten wartenden General erstattete, ließ sich leicht errathen. Dieser setzte einen Bericht an den Kaiser auf, worin gesagt war: es sei nicht rathsam, daß sich das Staatsoberhaupt, lediglich um einen abenteuerlichen Wunsch zu befriedigen, in Gefahren begebe, deren Bedenklichkeit in schreckhafter Weise ausgemalt wurde.

Wie es scheint, war es Frau Eugenie, die den Gemahl ermuthigt hatte, das ungeheuerliche Wagestück zu unternehmen. Sie wollte ja auch 1870 ihren „kleinen Krieg" haben; und sie trieb später den Sohn in's Zululand, damit er, lorbeerbedeckt von dort zurückkehrend, Aussicht auf Wiedergewinnung des Thrones erlange. Sprach doch die Bonapartistische Presse damals schon von einer nachher durch den Erben Napoleons III. zu veranstaltenden Landung auf französischem Boden!

Indessen mußte die Kaiserin zu ihrem Leidwesen erfahren, daß ihr Gatte durch den Bericht des Generals abgeschreckt worden war. Ihrer üblen Laune vollen Lauf lassend, erschien sie am nächsten Morgen mit zwei Hofdamen beim Ballon, ließ sich kurz die Vorrichtungen erklären, von denen sie jedoch auch nach der Auseinandersetzung herzlich wenig verstand, stieg auf und betrachtete sich die Gegend mit einem Operngucker. Jedenfalls war sie mehr Mann, als der traurige Held von Straßburg und Boulogne.

Als Beweis der tiefen, zwischen Eugenie und dem Prinzen Napoleon (Plon-Plon) herrschenden politischen Nebenbuhlerschaft galt es, daß der sogenannte rothe Prinz zwei Tage darauf ebenfalls zum Aufstieg erschien. In seiner Natur lag bekanntlich Nichts, was ihn zu irgend welchem Abenteuer bewog. Allein er wollte der Kaiserin nicht den kleinen Vortheil lassen, ihren Namen allein unter den Mitgliedern des regierenden Hauses in das goldene Buch des Fesselballons eingeschrieben zu haben.

Kaum war Plon-Plon jedoch im Kahn, als er sich auf einen Ballastsack niederkauerte, den Kopf zwischen die Hände nahm und sich die Augen zuhielt. In dieser Lage verblieb er die ganze Zeit, bis das Luftschiff wieder herab und festgelegt war. Erst als er den Reichsboden wieder unter den Füßen fühlte, nahm er von Neuem die gewohnte napoleonische Herrscherhaltung an.

Eine große Anzahl Deutscher stieg damals in dem Giffard'schen Ballon auf. Fonvielle befand sich im Kahn zur selben Zeit wie Professor

Rudolf Virchow; ebenso zusammen mit dem preußischen Kronprinzen, der mehrere Male ohne Namensnennung gekommen sei, bis man ihn endlich erkannt habe. Daran knüpft der Verfasser wieder einmal die Frage: „Wer wohl sagen könne, welche Rolle diese, drei Jahre vor 1870 stattgehabten Auskundschaftungen in den Plänen des preußischen Generalstabes gespielt haben?" Dies sonderbare Mißtrauen nach rückwärts hin ist in Frankreich nicht auszurotten. Es bildet sozusagen einen Trost für den Besiegten.

Bemerkenswerth ist die folgende Stelle:

„Sobald man sich vom Boden der großen Stadt erhob, war es leicht, sich von der beklagenswerthen Leichtigkeit Rechenschaft zu geben, mit der man über die Befestigungen und die freiliegenden Vorwerke bequem Herr werden konnte. Langsam stieg man zu der Flächenhöhe der Hügel hinauf, die Paris beherrschen und einen zweiten Gürtel bilden, der wie gemacht ist, um die Festungsumfassung mit Kanonen von großer Tragweite zu zertrümmern. Man erkannte unwillkürlich, daß die Hauptstadt Frankreichs auf dem Boden eines ungeheueren Beckens, vielleicht eines alten Schlundes eines feuerspeienden Berges, erbaut ist, dessen Größenverhältnisse den auf dem Mond leicht bemerkbaren gleich sind. Hat sich nicht an dem Orte, den der ehemalige Kegel des Ausbruches einnahm, jener Vulkan von Gedanken entzündet, dessen Ergüsse, über Raum und Zeit dahinfluthend, noch nicht aufgehört haben, die Welt zu durchwühlen?"

III.

Bei einem Aufstiege im Jahre 1868 mit dem „Neptun", den Duruof leitete, kam es vor, daß ein die Beiden begleitender junger Chemiker, nachdem man im Luftschiffe ein Mahl eingenommen hatte, unbedachtsamer Weise ein Hühnerbein hinauswarf. Das genügte, um das Gewicht zu stören. Der Ballon, den man durch leichte Oeffnung der Klappe zum Zwecke der Benutzung einer unteren Luftströmung etwas hatte sinken lassen, erhob sich darauf wieder in die obere Strömung!

Das könnte Manchem unglaublich scheinen, ist aber unbestreitbare Thatsache. „Ihr Hühnerbein," sagte Fonvielle zu dem jungen Mann, „wird in die Geschichte der Ballone auf immer eingeschrieben bleiben." Diese verschiedenen, mit solcher Leichtigkeit und Genauigkeit ausgeführten Bewegungen weisen auf ungeheuere, von der Natur zu unserer Verfügung gestellte Hilfsquellen, um zu einer Leitung der Luftschiffe zu gelangen. Das Auseinanderlaufen der in verschiedener Höhe schwebenden Luftströmungen kommt öfter vor, als man meint."

Eine eigenthümliche politische Erfahrung machte Fonvielle zur Zeit, als die Wolken des Kriegsungewitters sich zusammenzogen. Es war im Juni 1870. Ueber Paris im Ballon „Celeste" emporsteigend, erblickte er

zuerst von oben aus das Gefängniß, in welchem damals sein Bruder Arthur und Rochefort eingekerkert waren. Gern hätte er gewünscht, daß „das Luftschiff lange genug am Gesichtskreise ihrer Zellen schweben und ihnen das Vergnügen bereiten möchte, sie durch seine Bewegungen auf einige Augenblicke den Verlust ihrer Freiheit vergessen zu machen".

Ob das aber die sichere Folge gewesen wäre? Schmerzlich empfindet der Gefangene die Erscheinungen und die Töne, die ihm die Bewegungsfreiheit der Außenwelt in die Erinnerung bringen, während er in der Falle sitzt. Ich kenne das aus eigener Erfahrung.

An dem Kerker seines Bruders und Rocheforts vorbeifliegend, gelangte Fonvielle in die Nähe des berüchtigten Zellengefängnisses Mazas. „Sind wir denn bestimmt," schrieb er damals, „an allen Zuchthäusern von Paris vorbeizuschweben? Da unten in Mazas ist es nicht, wie in Sainte Pelagie. Die Gefangenen, die man in diesem entsetzlichen Mazas-Bau eingepfercht hat, können uns nicht sehen, weil ihre traurigen Fenster mit mattem Glas verschlossen sind. Man trägt Sorge, daß Sonne und Sterne sie in ihrer Haft nicht zerstreuen. Welch' spitzfindige Verfeinerung einer falschen Menschenfreundlichkeit dieses entarteten Jahrhunderts! Die Gewaltmenschen des Mittelalters besaßen wenigstens einige Kühnheit, als sie mit rothglühendem Eisen die Augäpfel ihrer Gefangenen ausbrannten. Heute haben die Wohlthäter der Menschheit ein Verfahren erdacht, um die Gefangenen zu verhindern, sich ihrer Augen zu bedienen. Man braucht sich nicht mehr die Mühe zu geben, sie auszustechen. Wenn man mich je an diesem schauderhaften Orte einsperrt, so schwöre ich bei den Wolkengebilden da oben, daß ich diese heuchlerischen Glasfenster einstoßen und meine Wächter zwingen werde, mich in's dunkle Loch zu stecken. Dann werde ich jedenfalls die echte Finsterniß zum Genossen haben."

Der Verfasser hat nicht Unrecht. Wir kennen auch den Gegensatz zwischen der unterirdischen dunkeln Kasematte und der teuflischen Verfeinerung eines pennsylvanischen Zellengefängnisses aus Erfahrung.

Nun zu der eigentlichen politischen Bemerkung Fonvielles vom Juni 1870.

„Ich glaube," schreibt er, „daß, wenn die Ballone zur Zeit Harun-al-Raschids vorhanden gewesen wären, dieser Khalif einen sehr verständigen Nutzen aus ihnen hätte ziehen können, indem er zur Erforschung des Zustandes der öffentlichen Meinung mit seinem Großvezier Giaffar in ein Luftschiff eingestiegen wäre. Hätte Napoleon III. das gethan, so würde er nicht den Fehler begangen haben, der ihm die Krone, uns aber unser Ansehen in der Welt gekostet hat. Ich muß nämlich mittheilen, daß, als ich mit dem ‚Celeste' wieder auf dem Lande niederstieg, kein Mensch in der ungeheuren Menge, die mein Erscheinen herbeigezogen hatte, auch nur die geringste Frage in Sachen des Krieges an mich stellte, den die Pariser Politiker für volksbeliebt hielten. Keiner dieser guten Leute war darnach

begierig, daß man ‚nach Berlin gehe'; Niemand beschäftigte sich mit der Hohenzollern-Anwartschaft auf den spanischen Thron. Das Volk der Landbezirke, das wahre Volk, empfand keinerlei kriegerische Leidenschaft. Um die kommende Ernte handelte es sich bei ihm. Man fragte mich, ob ich glaube, es werde genug Regen fallen, um das rückständige Gras vorwärts zu bringen. Ich beruhigte die guten Leute, so viel ich es vermochte, und dachte bei mir: Wie verrückt sind doch die Staatsmänner, die sich an das Geschrei halten, das auf den Boulevards von einer Anzahl Weißkittel ausgestoßen wird, deren Kehle sich um so und so viel Geld auf die Stunde verdingt!"

In diesen Aeußerungen liegt viel Wahrheit. Aber der Jammer ist eben, daß die Lichtstadt (la Ville-Lumière, wie Victor Hugo Paris nannte: ein Ausdruck, den auch der Verfasser dieses Buches wiederholt) sich so leicht in ein Kriegsabenteuer hineinschreien läßt, und daß Paris in solchen Fällen Frankreich ist, ja, daß selbst der sonst klügere Theil der Bevölkerung sich rasch nachziehen läßt. Darin besteht die für Frankreichs Nachbarn nicht geringe Gefahr.

Erregte die Luftschifffahrt bis 1870 in Frankreich verhältnißmäßig nur geringe Theilnahme, so steht es heute damit ganz anders. „Seit unseren Niederlagen haben sich die Dinge sehr verändert. Es giebt keinen Weiler mehr, in dem man sich nicht fragt, welche Rolle die Ballone im künftigen Kriege spielen werden. Die Romanschriftsteller, welche ihre Fähigkeiten dazu anwenden, die Erfolge zu beschreiben, die wir unfehlbar den Luftschiffen verdanken werden, mögen sich mit der Schilderung dieser, ihrer Einbildungskraft entsprungenen Schlachten noch so oft abmühen: ihre Leser werden nie davon ermüdet werden. Es giebt keinen Bauern mehr, der nicht im innersten Gemach seiner Hütte mit mehr oder weniger Theilnahme den Versuchen folgt, die Lenkbarkeit der Ballone zu erzielen. In den Augen der Unwissenden, wie in denen mancher Gelehrten, verdunkelt dieser Fortschritt alle anderen; keine Ballonfahrt gilt ihm als ernsthaft, die nicht die Lösung dieser Aufgabe wenigstens mittelbar zum Ziele hat. Man bedarf einigen Muthes, um diese vaterlandsfreundlichen Selbsttäuschungen zu zerstören, d. h. ihre Zerstörung zu versuchen. Ist es aber weise, den Glauben zu erhalten, die Wissenschaft sei eine Zauberin, die mit einem Schlage ihrer Wünschelruthe alle Bedingungen des Krieges umwandeln könne?"

Diese veränderte Stimmung unter der Masse der ländlichen Bevölkerung sichere jetzt dem Luft-Reisenden bei seinem Abstieg überall den theilnahmvollsten Empfang. Es geht aus obigen und anderen Stellen hervor, daß die Hoffnung, es werde ein französischer Erfinder die Zerschmetterung feindlicher Heere mittelst eines von oben herabgeschleuderten Sprengstoffes zuwege bringen, die öffentliche Meinung sogar unter der Bauernschaft jetzt außerordentlich beschäftigt. Bei der Leichtgläubigkeit der

Menge, die ja auch auf das Chassepot-Gewehr und die Kugelspritze so große Hoffnung setzte, könnte also eine neue Kriegstreiberei um so eher auf Erfolg zählen, zumal wenn Frankreich einen Bundesgenossen im Osten des Deutschen Reiches besäße, ohne welchen es den Tanz gewiß nicht wagen würde.

Für uns ergiebt sich daraus die Nothwendigkeit verdoppelter Wachsamkeit, ebenso der eifrigen Pflege aller möglichen Aufgaben der Luftschifffahrt.

IV.

Um ein paar Irrthümer in Fonvielles Schilderung richtig zu stellen, setze ich nun aus seiner Erzählung, wie er 1870 in Belgien und dann in England zu Gunsten der Vertheidigung seines Vaterlandes zu wirken bestrebt war, einige betreffende Auszüge hierher. Er schreibt:

„Wie bereits bemerkt, fuhr ich über den Kanal vor Erklärung des Krieges, um mich mit Louis Blanc zu berathen und von ihm einen unserer nationalen Sache, die von dem Kaiserreiche mit gewohntem Leichtsinn auf's Spiel gesetzt worden war, günstigen Brief zurück zu bringen. Ein Gedanke beunruhigte meinen Geist während des letzten Theiles meiner Reise. Werde ich meinen alten Freund Karl Blind aufsuchen? . . . . Ich wußte wohl, daß er, gleich mir, die Partei seines Vaterlandes in diesem großen Kampfe, zu welchem der Kaiser der Franzosen das Zeichen gegeben hatte, ergreifen werde. Ich hatte mich entschlossen, die Ereignisse abzuwarten; allein als ich aus dem Eisenbahnwagen an Charing-Croß ausstieg, fand ich mich gerade dem Manne gegenüber, von welchem mich das Schicksalsverhängniß zwar trennte, jedoch ohne ein mit Zuneigung gemischtes Gefühl der Hochachtung auslöschen zu können. Wahrscheinlich hatte er gerade eine Abtheilung deutscher Wehrpflichtiger begleitet, die zum Heere stoßen wollten, und denen die deutsche Ansiedelung in London niemals verfehlte, ein Triumph-Geleite mitzugeben, was von ihrer Seite ganz geschickt und sehr berechtigt war. Einige Augenblicke blieben wir stehen und betrachteten einander, höchlich überrascht, uns so unerwartet zu begegnen. Ich brach zuerst das Schweigen. ‚Gerade dachte ich darüber nach,' so sagte ich, ‚ob ich Sie unter den gegenwärtigen Umständen besuchen solle, und ich hatte mich entschlossen, davon abzustehen. Doch da der Zufall uns zusammengeführt hat, so will ich die Frage an Sie richten, die ich an Sie zu stellen mir vorgenommen hatte. Ich habe in keiner Weise die Absicht, für den Sturz des Kaiserreiches zu wirken. Da der Krieg einmal erklärt ist, so müssen wir ihn mit ebenso viel Vaterlandsliebe unterstützen, wie Sie solche für Wilhelm entwickeln. Wenn aber das Kaiserreich zufällig unter der Wucht seiner Fehler eine Zerschmetterung erlitte, wenn die Republik in Frankreich ausgerufen würde: wird dieser Umstand nicht Ihre Haltung beeinflussen?'

‚Eine Republik,‘ antwortete Karl Blind mit Achselzucken, ‚deren Oberhaupt Thiers sein wird: was kann uns das ausmachen?‘“

„Ich erhob Einspruch,“ fährt Fonvielle fort, „gegen diese Voraussetzung, die mir mehr als seltsam (bizarre) schien, indem ich über das soeben Gehörte nachdachte. Seitdem habe ich aber vielmals tief nachgesonnen über den ausgezeichneten Beweis politischen Geistes und Scharfblickes, der mir da geboten worden war.“

Da Wilfrid de Fonvielle im Herbst 1870 bei dem Versuche, die Engländer gegen die Deutschen auf die Beine zu bringen, eine bemerkenswerthe Rolle gespielt hat, so glaube ich der obigen Schilderung einige Berichtigungen beifügen zu müssen. Ich habe sie auch, zur etwaigen Verwendung bei einer zweiten Ausgabe seines Werkes, ihm selbst mitgetheilt. Vor Allem wird schon der Leser gefunden haben, daß durch einen Schreib- oder Gedächtnißfehler die Reise Fonvielles nach England, im Sommer 1870, zuerst als „einige Tage vor der Kriegserklärung“ stattgehabt bezeichnet, in der Ansprache an mich aber „der Krieg als bereits begonnen“ geschildert ist. In Wahrheit fand Fonvielles Ankunft vor der Kriegserklärung statt.

Sein Zweck war damals, wie er mir im Bahnhofe von Charing-Croß sagte, sich mit Louis Blanc und mir zu berathen. Er trug sich, seiner Aeußerung zufolge, mit dem Gedanken, ob nicht vielleicht doch noch Etwas in Paris zu machen sei, um den Krieg zu verhindern, der zwar drohte, aber keineswegs erklärt war. Eine Abtheilung nach der Heimat sich begebender deutscher Wehrpflichtigen hatte ich weder damals, noch sonst an die Bahn begleitet. Es ist mir auch von einem solchen Geleite in London nie etwas zu Ohren gekommen. Die in der Fünf-Millionen-Stadt zerstreut lebenden jungen Deutschen begaben sich, den riesigen Entfernungen ihrer verschiedenen Wohnorte entsprechend, je nach persönlicher Bequemlichkeit, entweder nach Charing-Croß oder nach anderen Bahnhöfen.

Als der Krieg drohte, fand eine Massenversammlung der Deutschen aller Parteien in London in ihrer großen Turnhalle statt. Dort sprach ich — gleichwie in einem schriftlichen, damals in vielen deutschen Blättern abgedruckten Aufrufe — für das unbedingte Zusammenstehen aller Deutschen, die Oesterreicher miteingeschlossen, in dem anscheinend unausbleiblichen Kampfe. Die Fortdauer meiner persönlichen politischen Gesinnungen war in dieser mündlichen und schriftlichen Kundgebung auf's Klarste scharf betont. In der Rede in der Turnhalle erklärte ich gegenüber der französischen Forderung nach der sogenannten „natürlichen Grenze“ des Rheines: „Nicht dieser Strom ist die natürliche Grenze; vielmehr hat, wenn Frankreich eine solche Forderung erhebt, Deutschland sich zu erinnern, daß durch die Höhenzüge der Vogesen, durch die Geschichte, die Abstammung und die Sprache der diesseitigen Bevölkerung ....“

Ich konnte den Satz nicht vollenden, so stürmisch und anhaltend erbrauste der jubelnde Beifall der Versammlung.

Wie gesagt, hatte ich über meine sonstigen Gesinnungen keinen Zweifel gelassen. Es handelte sich aber um das Vaterland; nur Verräther konnten da zurückstehen. Fonvielle, der meine Grundsätze vollkommen kannte, sprach mir bei unserer Begegnung keineswegs etwa von „Wilhelm". Solche Behandlung des Gegenstandes war unbedingt ausgeschlossen.

Ebenso wenig that er die Aeußerung: er habe in keiner Weise die Absicht, für den Sturz des Napoleonischen Kaiserreiches zu wirken. Wir standen zu jener Zeit auf ganz anderem Fuße der Parteibeziehungen zu einander, und er konnte mir gegenüber eine derartige Sprache nicht führen. Unsere erste Bekanntschaft stammte aus dem Gefängnisse La Force, in welchem ich völkerrechtswidrig als Mitglied der demokratischen Gesandtschaft von Baden und Rhein-Baiern, gleich ihm, nach dem zum Schutze der römischen Republik unternommenen Erhebungsversuche Ledru-Rollins, nebst zahlreichen Opfern des 13. Juni 1849 verhaftet gewesen war. Als Oberst Cluseret und Fonvielles Bruder, Ulrich, sich während des amerikanischen Unionskrieges nach den Vereinigten Staaten begeben wollten, um auf Seite des Nordens zu kämpfen, kamen sie zu mir nach London mit einer Einführung durch Wilfrid Fonvielle. Darauf gab ich ihnen an amerikanische Heerführer und Politiker die gewünschten Empfehlungsschreiben. Cluseret hatte damals nicht im Entferntesten die Gesinnungen, die er später im Commune-Aufstand entwickelte. Von Wilfrid de Fonvielle wußte ich vor 1870 nicht anders, als daß er den Sturz des Kaiserreiches herbeisehne.

Als wir uns daher im Sommer 1870 zufällig am Bahnhofe trafen, grüßten wir uns gegenseitig ohne einen Augenblick des Besinnens. Dem Freunde, der sofort, ohne Plutarch'sche Anrede, ausrief: er habe mich, wie Louis Blanc, zu besuchen beabsichtigt, theilte ich mit, daß dieser unser gemeinschaftlicher Freund gegenwärtig in Brighton wohne.

Die kurze Unterredung mit Fonvielle verlief dann so:

Auf seine Frage: „was ich von der Lage denke?" erwiderte ich: „Der Krieg scheint mir unausbleiblich. In diesem Falle wird Frankreich ganz sicher eine schwere Niederlage erleiden."

Es war dies eine Ueberzeugung, die ich verschiedenen Freunden und Bekannten — unter Anderen Louis Blanc und E. Lefevre, dem vertraulichen Vertreter des Präsidenten Juarez von Mexico — schon bei einem früheren Anlasse, bei der Luxemburger Frage, ausgesprochen hatte. Lefevre, sonst ein verständiger und trefflicher Mann, hatte eines Tages, gegen Ende der Sechziger Jahre, die unbegreifliche Keckheit gehabt, vor mir und deutschen Freunden in meinem eigenen Hause das Wort hinzuwerfen: „Wenn die Republik in Frankreich erklärt sein wird, so werden wir nach dem Rhein marschiren, selbst wenn wir uns ganz Deutschland dadurch auf den Buckel zögen (même si nous aurions toute l'Allemagne sur le dos)!" „Geben Sie Acht," erwiderte ich, „wenn Sie Deutschland einmal auf dem Buckel haben, so werden Sie sich desselben nicht so leicht entledigen!" —

Ich erhob mich dann, und die Sitzung ging rasch zu Ende, indem Lefevre, das Zeichen schnell verstehend, sich zurückzog.

Auf Fonvielles weitere Frage, vor der Kriegserklärung vom Jahre 1870: „wie sich Deutschlands Haltung gestalten werde, wenn man in Frankreich nach einer etwaigen Niederlage den Freistaat ausrufe?" antwortete ich allerdings: „In diesem Falle werden Sie Thiers zum Präsidenten der Republik bekommen. Und was für eine Republik wird das sein!"

Fonvielle war ganz betroffen und sah mich verwundert und ungläubig an. Thiers, daran sei hier erinnert, hatte schon 1840 Krieg gegen Deutschland geplant und war ein alter, bekannter Rheingrenzler. Den Krieg von 1870 billigte er nur darum nicht, weil, wie er sagte, „Frankreich nicht genügend vorbereitet war". Er wollte eine bessere Gelegenheit abwarten.

Zu denen, die bis heute noch Frankreichs Anspruch auf die Rheingrenze — von dem Ursprung bis zu den Mündungen des Stromes — aufrecht halten, gehörte der als so gemäßigt geltende, unlängst als Neunzigjähriger verstorbene Senator und ehemalige Minister des Auswärtigen, Barthelemy St. Hilaire. Der berühmte Gelehrte und philosophische Schriftsteller hat es in Briefen an mich selbst zugestanden, obschon ich ihm bemerklich gemacht hatte, daß dies die Eroberung fast der ganzen Schweiz, alles deutschen Landes auf dem linken Rheinufer, ganz Belgiens und eines Stückes von Holland in sich schließe. Die Antwort, die Barthelemy St. Hilaire mir in mehreren Briefen darauf gab, war immer nur die: daß „jetzt" (en ce moment) es durchaus unzeitgemäß (inopportun) wäre, diese Frage aufzuwerfen; vorläufig sei es genug an dem zwischen Frankreich und Deutschland wegen Elsaß-Lothringens herrschenden Zwiespalte. Eine gewiß verständliche Andeutung.

V.

Unter der Ueberschrift: „Das Mißlingen einer diplomatischen Sendung" schildert Fonvielle, wie Louis Blanc, nach Sedan, bestimmt war, sich in einer Art freiwilliger Gesandtschaft „ohne förmliche Beglaubigungsschreiben, aber unter Zustimmung der Regierung der Nationalvertheidigung" nach England zu begeben, um dort die öffentliche Meinung für Frankreich zu gewinnen. Er habe aber nicht dazu gebracht werden können, sich einem Luftschiffe anzuvertrauen, um aus Paris zu entkommen.

Louis Blanc, das sei hier festgestellt, hatte die bonapartischen Kriegstreibereien entschieden mißbilligt. Ich lernte ihn zuerst 1849, bei einem vorübergehenden Aufenthalte in London, in seiner damaligen Wohnung in Piccadilly kennen. Später nach London zurückgekehrt, wurde ich von 1859 an mit ihm eng befreundet, und dies Verhältniß blieb bis zu seinem Tode (1882). Im meinem Hause schrieb er 1859 einen Theil der in der

„Times" erschienenen Briefe über das schauderhafte Schicksal der politischen Gefangenen in Cayenne.

Nachdem er ein Haus in der Nähe des unsrigen bezogen, kamen wir, namentlich in bewegten Zeitläuften, unablässig freundschaftlich zusammen. Oft erholte er sich Raths über auswärtige Angelegenheiten — zum Beispiel in der Schleswig-Holsteinischen Sache, deren Recht er, infolge von Mittheilungen, die ich ihm machte, im Pariser „Temps" vertrat. Seine in mehreren Bänden gesammelten „Briefe aus England" geben Zeugniß davon. Als Lassalle ihn in jene dunkeln Machenschaften zu ziehen suchte, die unter socialrevolutionärer Maske die Stärkung des unbeschränkten Königthums bezweckten, wandte sich Louis Blanc an mich um Auskunft, und er unterließ dann jegliche Antwort an Lassalle. Mit einer Deutschen aus Frankfurt verheirathet, verkehrte Louis Blanc auch sonst noch mit einigen unserer Landsleute. Als der Krieg drohte, schrieb er öfters abmahnend an den „Temps", nachdem wir vorher darüber gesprochen. Mit tiefem Bedauern theilte er mir mit, daß seine letzten Briefe ihm unveröffentlicht zurückgesandt worden. Er zeigte sie mir in der Handschrift, schmerzlich bewegt von dem unaufhaltsamen Gange der Ereignisse.

Der Sturz des Kaiserreiches machte dem ehemaligen Mitgliede der Februar-Regierung von 1848 die Rückkehr nach Frankreich möglich, das er zweiundzwanzig Jahre lang nicht wiedergesehen. Der Verfasser der „Geschichte der zehn Jahre", der „Organisation der Arbeit", der „Geschichtlichen Enthüllungen von 1848" und des großen Werkes über die erste französische Staatsumwälzung war in England in vielfachem Verkehr mit schriftstellerischen Kreisen gewesen. Trotz seiner socialdemokratischen Ansichten äußerst mäßig im Ausdruck, ja — wie er es selbst gern anerkannte — etwas doctrinär-akademisch angelegt, wurde es ihm, im Gegensatze zu dem leicht heftig werdenden, den Engländern feindlichen Ledru-Rollin nicht schwer, mit verschiedenerlei politischen Parteiführern Englands geselligen Umgang zu pflegen. Die Zustände des Landes kennen zu lernen, hatte er sich eifrig bemüht. Englisch redete er besser, als die meisten herübergekommenen Franzosen, von denen sich Manche, in Boulevardischem Hochmuth, gar nicht mit dieser „barbarischen Sprache" befassen wollten.

Bald tauchte, als Louis Blanc nach Paris zurückgekehrt war, das Gerücht auf: er strebe nach dem Gesandtschaftsposten in London als Vertreter der dritten Republik. Fonvielle, der mit ihm befreundet war, erzählte seinerseits: Louis Blanc habe, als er in Paris wieder mit ihm zusammentraf, geäußert, die Engländer seien den Gefühlen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit zugänglicher, als man glaube; die Erinnerungen an die Bundesgenossenschaft während des Krim-Krieges seien noch nicht vergessen; es sei daher möglich, daß Großbritannien, nachdem der Urheber des Krieges von der Bühne verschwunden, die Sache Frankreichs, die die der Freiheitsfreunde überhaupt geworden, in Schutz nehme. Das Da-

zwischentreten einer solchen Macht, deren wirkliche Stärke auffällig unterschätzt werde, könne daher Heil bringen. Er forderte demgemäß, im Gespräche mit Fonvielle: „man solle ihn auf die andere Seite des Kanals schicken, als Gesandter nicht beim Hofe von St. James, sondern beim englischen Volke."

Louis Blanc hatte in England Beziehungen zu Führern der Gewerkvereine angeknüpft und war mit Mitgliedern des Oberhauses, wie Lord Houghton, bekannt. Auf den von Fonvielle ihm ertheilten Rath, sich an das Ministerium des Auswärtigen zu wenden, da bei der vorläufigen Regierung auf dem Stadthause noch krauser Wirrwarr herrsche, erwiderte Louis Blanc jedoch: er gedenke weder das Eine, noch das Andere zu thun; denn er könne von Jules Favre, der im Jahre 1848 an seiner Verfolgung und Verbannung mitschuldig gewesen, nimmermehr Etwas verlangen. Indessen bat er Fonvielle, die nöthigen Schritte zu thun. Nach einer Unterredung des Letzteren mit Jules Ferry, die vielversprechend schien, aber einstweilen zu Nichts führte, entschloß sich Fonvielle, durch einen Aufsatz in Girardin's „Liberté" in die Lärmtrompete zu stoßen. Tags darauf wurde er auf dem Stadthause mit ungewohnter Bereitwilligkeit empfangen. Man trug ihm auf: „Sagen Sie Louis Blanc, er selbst solle den nöthigen Beschluß entwerfen! Man wird diesen dann ganz in der von ihm gewählten Form veröffentlichen."

So geschah es am nächsten Morgen, im „Moniteur Universel". Um dieselbe Zeit verließ Thiers England, um sich über Hull nach Petersburg zu begeben, wo er besseren Erfolg zu erlangen hoffte, als in London; denn da war ihm Alles fehlgeschlagen. Die Sendung Louis Blancs nach England wäre also freilich — wie Fonvielle selbst gesteht — vom diplomatischen Standpunkte aus gesprochen, dem gleichgekommen, was man „die letzte Patrone verschießen" heißt.

Immerhin war der genannte Beschluß veröffentlicht. Paris aber war mittlerweile umzingelt worden. Es blieb also, um nach London zu gelangen, nur der Ausflug im Luftschiff übrig. „Vergebens," schreibt Fonvielle, „bat ich meinen berühmten Freund auf's Inständigste, sich den Winden anzuvertrauen. Es war unmöglich, seine starre Weigerung zu bezwingen. Louis Blanc war von kleinem Wuchse, zart, wenig an Leibesübungen gewöhnt und sechzig Jahre alt; aber es haftete ihm keinerlei krankhaftes Leiden an; und wenn er nicht mehr die Jugend besaß, so hatte er sich doch ihr Wesen bewahrt. Sein Benehmen machte daher auf mich einen abscheulichen Eindruck. Als ich sah, daß ich nichts zu erreichen vermochte, zog ich mich zurück; und nie hat Louis Blanc mich wiedergesehen. Es war mir unmöglich, ihm seine beharrlichen Weigerungen zu verzeihen. Hätte ich diesen Widerstand voraussehen können, der bewies, welche Befürchtungen damals die Luftreisen erregten, so hätte ich dem berühmten Redner gesagt: ‚Bleiben Sie nicht in Paris, das ohne Zweifel

belagert werden wird. Gehen Sie nach London, und in einigen Tagen werde ich Ihnen — auf Luftschifferwort! — Ihre Bestallung überbringen!' Aber konnte ich vernünftiger Weise einen solchen Ausgang ahnen? . . . In meinem Zorne sagte ich mir dann: was Louis Blanc nicht thun will, gut, ich werde es thun! Das Geheimniß meiner Absicht behielt ich jedoch bei mir. Ich wollte nicht für mich selbst das verlangen, was ich für den Mann gefordert hatte, dessen Freund ich war. Mit meinen eigenen Hilfsquellen, als Freischütze der revolutionären Diplomatie, gedachte ich zu handeln."

„War ein solches Uebermaß von Vaterlandsliebe," schreibt Fonvielle weiter, „entschuldbar? Der Leser mag selbst urtheilen. Die Belohnung meiner Bemühungen bestand jedenfalls darin, viel merkwürdige Dinge zu erfahren; denn wie jedem der Boten, die im Ballon hinausschifften, war es mir möglich, die Einschließung von Paris im Vogelfluge zu erblicken. Das hat mich vor der sogenannten Belagerungsverrücktheit bewahrt und mich abgehalten, mancherlei Irrthümer zu begehen."

Hier will ich nur einflechten, daß die Weigerung Louis Blancs im Grunde vorausgeahnt werden konnte. Er sowohl, als auch Ledru-Rollin, hatte die, ein paar Jahre vorher an die Beiden ergangene Einladung Fonvielles, mit mir zusammen im Fesselballon in London aufzusteigen, höflichst, aber entschieden abgelehnt. Ledru-Rollin selbst erzählte mir dies später lachend. „Nein," sagte er, „dafür danke ich doch tausendmal!"

VI.

Ueber die Belagerung schreibt Fonvielle:

„Die Deutschen hatten ein Wunder der Kriegskunst mit einer betäubenden Schnelligkeit vollzogen. An einem einzigen Tage nahmen sie, fast ohne Verluste, drei furchtbare Stellungen, deren Gesammtheit die Wirkung der Vesten von Montrouge, Vanves und Issy aufhob. Der vierte Theil von Paris gerieth dadurch in den Bereich der feindlichen Kugeln und Bomben. In ihren Kähnen angekrampft, konnten die Luftschiffer des Fesselballons mit entrüsteten Blicken, aber machtlos genug, die Einzelheiten dieses traurigen Tages schauen. Sie sahen, wie die Preußen ihre Angriffssäulen bildeten, und wie unsere, in die Zuaven-Wehrtracht gekleideten Soldaten ihre Büchsen wegwarfen, um schneller fliehen zu können. Mit dem Auge hatten die Luftschiffer diese Feiglinge verfolgt, die im Laufschritt in die Hausthüren rannten und die Furcht verbreiteten, bis die erbitterte Bevölkerung sie anhielt . . ."

Bei der Schilderung, wie der erste, aus dem belagerten Metz am Vorabend vor der völligen Einschließung losgelassene Ballon wichtige Nachrichten für die Regierung der Landesvertheidigung brachte, kann Fonvielle nicht umhin, gleich der Masse seiner Landsleute, den Marschall

Bazaine zum „Verräther“ zu stempeln. Bazaine hat viel auf dem Gewissen gehabt, was Grausamkeit im Feldzuge gegen die Republik der Vereinigten Staaten von Mexico betrifft. Der urkundliche Nachweis findet sich in der „Geschichte der französischen Einmischung in Mexiko“ von dem vorhergenannten J. Lefevre.

Diejenigen — das sei hier beiläufig bemerkt, — die an den menschenfreundlichen Edelsinn und die Großmuth des Erzherzogs Maximilian glauben, der als verschuldeter Prinz über Meer ging, um sich von fremden Waffen und von eines Staatsstreichs-Kaisers Gnaden eine Krone erobern zu lassen, mögen in dem Lefevre'schen Werke sich einmal die grausen Standrechtsthaten ansehen, die unter pfäffischem Beirathe, mit Maximilians Zustimmung, an den Vertheidigern der Landesunabhängigkeit verübt wurden. Ich habe in London viele der betreffenden Schriftstücke, mit Maximilians eigenthümlichem Namenszuge versehen, in der Urschrift vor Augen gehabt.

Was Bazaine betrifft, so hatte er ohne Zweifel keine Neigung zur Republik, so wenig wie Mac Mahon und andere ehemalige Kriegsleute des Kaiserreiches. Aber als Verräther giebt man ihn nun einmal aus, weil man in Frankreich eine schwere Niederlage ungern anders erklärt. Es trifft sich so, daß Metz die Geburtsstadt Pilatre de Roziers ist, der 1785 bei einem, von Boulogne aus unternommenen Versuche, gleich Blanchard in einem Luftschiffe über den Kanal nach England zu fahren, seinen Tod durch Entzündung des Ballons fand. Daß Bazaine die Luftschiffe nicht gebührend benutzte, rechnet ihm Fonvielle begreiflicher Weise als Pflichtvergessenheit an.

Die erste Luft-Post zur Beförderung von Briefschaften wurde in Paris am 17. September vorgeschlagen und angenommen; aber erst am 21. September fand der Versuch statt. Der Ober-Postmeister war ein altes Mitglied der durch den Staatsstreich von 1851 gesprengten Nationalversammlung und lange Jahre in der Verbannung gewesen. Er lud Fonvielle als Beirath zur Ausführung des Unternehmens ein. Zu seinem Erstaunen sah dieser, daß man den schlechtestmöglichen Ballon ausgewählt hatte, mit welchem er selbst einst einen unerwarteten Sturz auf den Kirchhof von Clichy hinunter erlebt hatte, wobei eine am Grabe ihres Gatten betende Wittwe fast das Opfer geworden wäre. Alles war an dem Ballon in schlechtem Zustande: die Hülle, das Netz, die Klappe und der Nachen. Zum Ueberfluß schleppte man einen ungeheuren Haufen Briefschaften im Gewichte von 600 Kilogramm für das, eine solche Last zu tragen, unfähige Luftschiff herbei. Vergebens erhob Fonvielle Einspruch dagegen. Man machte den Versuch zum Aufstieg. Er mißlang jedoch vollständig, und Fonvielles Ansicht war gerechtfertigt.

Damit die Sache der Luftschifffahrt nicht in der öffentlichen Meinung in Folge neuer Mißgriffe schweren Schaden erleide, empfahl Fonvielle nachher in warmen Worten die Wahl eines so erprobten Mannes wie Duruof

und die Benutzung seines Luftschiffes „Neptun". Dieser Aufstieg gelang. Duruof schwebte empor und ließ sich durch die auf sein Fahrzeug abgegebenen Schüsse der Belagerer nicht schrecken. Aus seinem Kahne träufelte er einen Regen von Besuchskarten herab, die für Bismarck, den König Wilhelm und die Königin Augusta bestimmt waren. Er hatte, sagt Fonvielle, sogar die Aufmerksamkeit, als echter luftschiffender Boulevardier, die Karten, ehe er sie auswarf, an einer Ecke hübsch umzubiegen.

„Darauf gerieth," behauptet der Verfasser, „der eiserne Kanzler in unsagbaren Zorn und verfügte, daß in Zukunft die von seinen Ulanen abgefaßten Luftschiffer als Spione behandelt und von hinten erschossen werden sollten." Da nun aber die Kriegsgesetze während eines Feldzuges, unseres Wissens, nicht von Kanzlern gemacht werden, so wird sich dies wohl etwas anders zugetragen haben. „Der Lärm der kraftlosen, unter seinen Füßen knallenden Schüsse," heißt es zum Schluß, „kitzelte Duruofs französische Ohren ganz angenehm, als wären es ebenso viele zu seinen Ehren abgegebene Salven."

Im Uebrigen tadelt Fonvielle, daß in dem Duruof'schen Kahn 20—30,000 beliebig in den Briefkästen zusammengeraffte, alle möglichen, durch die Furcht eingegebenen Verrücktheiten, sogar Spionenberichte enthaltende Briefschaften hinausbefördert worden seien. Dem Staatsschatze sei dadurch Nutzen erwachsen; aber wer könne wissen, welcher weitere Verlust an Blut dadurch entstanden sei? Unter der Menge habe man sich gleichwohl nach diesem gelungenen Ausfluge so glücklich gefühlt, als sei der Feind in einer großen Schlacht überwunden worden. Sofort hätten einige Unbedachtsame die allgemeine Begeisterung benutzt, um ein Unternehmen vorzuschlagen, dessen Veröffentlichung außerordentlich verderblich werden konnte.

Der im „Siècle" gemachte Vorschlag ging dahin: einen ungeheueren, mit Sprengstoff gefüllten Ballon anzufertigen, dessen Inhalt man über dem deutschen Lager zum Platzen bringen wolle. „Sofort," schreibt der Verfasser, „geriethen eine Masse Zeitungen in Feuer und Flamme für diesen Plan eines Unsinnigen und lobten ihn in Ausdrücken, die noch mehr gefährlich als lächerlich waren. Was unsererseits vollkommen thöricht gewesen wäre, hätte der Feind kluger Weise sehr wohl thun können. Da die Deutschen Paris ganz umzingelt hatten, wären sie sicher gewesen, keinen Fehlschlag zu thun, wenn sie die Einsicht besessen hätten, den Versuch, uns zur Uebergabe zu zwingen, dadurch zu machen, daß sie von einem Punkte aus, von wo der Wind in die belagerte Stadt wehte, mit Geschick Luft-Sprengschiffe losließen. War ein solches Verfahren nicht ganz leicht möglich, wenn man Ballone mit der von dem Feind um unsere Vertheidigungslinien gezogenen Kreis-Eisenbahn je nach Bedürfniß an den richtigen Punkt brachte und sie an dem nächsten Hüttenwerke durch Füllung aufblähte? Nicht blos zeigten wir also dem Belagerer ein Mittel an, an das er nicht gedacht zu haben schien, sondern wir rechtfertigten auch den

Gebrauch desselben, indem wir dieser neuen Bombardirungsart Lobsprüche ertheilten. Wir beraubten uns also sogar des Rechtes, Einwand gegen dieses neue Zerstörungsmittel zu erheben, dessen sich der Feind ausgezeichnet bedienen konnte, da Paris einen Kreis von zehn Kilometer im Durchmesser darbot, in dessen Innerem jedes aus einem Ballonkahn losgelassene Wurfgeschoß sicher war, Verwüstung, Brand und Mord anzurichten."

An anderer Stelle lesen wir wiederum: „Kühne, mit den Hilfsquellen ihres Faches bekannte Luftschiffer dürfen als unendlich viel gefährlicher denn Ulanen betrachtet werden, denn sie haben tragbare Zerstörungsmittel zu ihrer Verfügung, die von den Anarchisten glücklicherweise nur unvollkommen gehandhabt und von diesen auch nur in einer ihren Lehren entsprechenden, ganz plumpen Art hergestellt werden können. Wir hegen die feste Hoffnung, daß es in zukünftigen Kriegen der französischen Tapferkeit möglich sein wird, sich in einer Weise glänzend hervorzuthun, an die man bisher nicht gedacht hat."

Fas est et ab hoste doceri. Ich will hier nur beifügen, daß ein mir befreundeter, seit vielen Jahren mit den Aufgaben der Luftschifffahrt sich beschäftigender englischer General — R. Hutchinson ist sein Name — in zahlreichen Schriften auf diese Möglichkeit der Kriegführung, die er von Feinden Englands befürchtet, aufmerksam gemacht hat.

Den Ballon „Celeste" hatte Fonvielle den Verwaltungs-Behörden zum Geschenke gemacht. Als man dies Luftschiff von Paris aussandte, hatte er daher wohl das Recht, an dem Aufstiege theilzunehmen. Allein da wiederum eine Briefpost in den Kahn gelegt wurde, er aber grundsätzlich dies Verfahren für schädlich hielt, weil ein Ballon leicht dem Feinde in die Hand fallen könnte, so nahm er an der Fahrt nicht Theil. Er „wollte nicht der Luftbriefträger der Spione sein". Im „Celeste" hatte man einen Aufruf Louis Blancs an die englischen Demokraten eingeschifft. Ein anderer Ballon — „Die Stadt Florenz" — enthielt einen an die deutschen Soldaten gerichteten Aufruf Victor Hugos, in dessen bekannter, blumenreicher Schreibart. Dies Luftschiff war also ganz richtig benamst.

Victor Hugo, das ist wenig bekannt, war der Nachkomme eines Deutsch-Lothringers, der so vaterländisch gesinnt war, daß er bei der Vereinigung seines Heimatbezirkes mit Frankreich in den deutsch gebliebenen Theil Lothringens wegzog. Der Enkel dieses Deutsch-Lothringers aber, der berühmte französische Dichter, hat sich sowohl bei Beginn seiner Laufbahn, als auch sogar nach dem Kriege von 1870 zu der Forderung nach der Rheingrenze hinreißen lassen, wie damals so viele seiner Landsleute. Und doch bekannte er in früheren Jahren, daß er „gothisches Blut", das ist deutsches, in seinen Adern habe. Sein Name selbst ist grunddeutsch. Die französische Form von Hugo ist ja „Hugues". Gleichwohl meinte er nach dem Schreckensjahre, wie er es nannte: „Dem zu erhoffenden Zeitalter des ewigen Friedens müsse noch ein letzter Krieg vorhergehen, durch welchen

Mainz, Koblenz, Trier, Köln, Aachen an Frankreich kämen!" Was sollte da ein Aufruf von ihm an die deutschen Soldaten?

VII.

Ueber die Ausfahrt Gambettas aus Paris im Ballon wird in dem vorliegenden Werke bemerkt: selbst wohlunterrichtete, einsichtsvolle, dem Vaterlande mit Aufopferung ergebene Leute hätten damals geglaubt, das Luftgebiet sei dem Menschengeschlechte gewissermaßen wie durch eine eifersüchtige Gottheit verboten. So unerhörte Gefahren brauche also kein Einzelner zu bestehen, auch wenn es sich um die Rettung des Vaterlandes handele.

Zum Beweise, daß diese Angabe nicht übertrieben sei, wird folgende Thatsache angeführt. Als der Vorsitzende des Ausschusses für Untersuchung der Ereignisse vom 4. September den General Trochu fragte, warum man Gambetta zum Vertreter der Regierung in der Provinz gewählt habe, erwiderte der ehemalige Obmann der Regierung der Landesvertheidigung offenherzig: „Weil Herr Gambetta der Einzige unter uns war, der ohne innere Beunruhigung der Aussicht auf eine Fahrt im Luftschiffe entgegen zu blicken vermochte."

Seinen Eifer, so rasch wie möglich aus Paris zu entfliegen, gab Gambetta bei zufälliger Begegnung mit Fonvielle kund. Der für die Reise hergerichtete Ballon hieß der „Armand Barbes", so genannt nach dem in der Geschichte der Verschwörungen unter Ludwig Philipp und der Februar-Erhebung von 1848 berühmten Republikaner. Zwei Tage lang erklärte jedoch der Witterungskenner der Postverwaltung, es sei nicht genügender Wind zur Ausfahrt vorhanden.

„Durch diesen zweimaligen Aufschub entnervt (énervé)," erzählt Fonvielle, „traf Gambetta seine Vorkehrungen, indem er seine Schiffe verbrannte: um der Abreise auf alle Fälle sicher zu sein, ließ er im ‚Moniteur Universel' den Beschluß einrücken, der ihn mit der mittelst des Ballons auszuführenden Sendung betraute. Wenn die Angst groß war, so war es die Unkenntniß der körperlichen Bedingungen, unter denen eine solche Reise stattfinden mußte, nicht minder. Die Leiter des Luftschiffer-Postens im nördlichen Bezirk hatten Gambetta gerathen, sich gegen die Kälte vorzusehen. Der Dictator und sein Freund Spuller, der treue Begleiter bei seinem ruhmreichen Feldzuge, stellten sich also ganz winterlich gekleidet vor; sie waren in ungeheuere wattirte Pelzmäntel eingewickelt, die vielleicht ein Vorzeichen des Bündnisses mit Rußland bedeuteten." ....

Säcke mit Briefen wurden von der Post in den Kahn eingelegt. Sie waren so ungeschickt aufgestapelt, daß weder Gambetta, noch Spuller sich rühren konnten. Die Beiden glaubten, das müsse so sein, fürchteten auch,

durch irgend eine Einwendung die Meinung zu erwecken, als entschwinde ihnen der Muth; und so fuhren sie in unbequemster Lage ab.

Gleichzeitig stiegen zwei Amerikaner in einem anderen Ballon auf, der zu Ehren George-Sands getauft war. „Sie hatten sich mit Waffenverkäufen beschäftigt, konnten daher von dem Gesandten ihres Landes keine Pässe verlangen; überdies hielten sie es für eine Ehre, Gambetta einen Dienst zu erweisen, indem sie die Aufmerksamkeit des Feindes theilten." Vielleicht erwiesen sie sich selbst dadurch einen Dienst.

Zweimal stand Gambetta nahe daran, in Feindeshand zu fallen. Schon sollte der Ballon landen, als herbeieilende Bauern rechtzeitig Warnung gaben. Eine Minute noch, und es wäre zu spät gewesen. Herr Spuller opferte seinen Pelzrock, und der Ballon entflog wieder, während Schüsse ihm nachknallten. Bald darauf glaubte der Leiter des Luftschiffes, er sei in der Nähe französischer Freischützen, die bei der Landung helfen würden. Er hatte die deutschen Helme nicht beachtet. Gambetta und Spuller machten ihn eilig darauf aufmerksam. Eine Kugel streifte Gambettas Hand.

Nicht lange nachher wollte der Luftschiffer, der den Kopf ganz verloren zu haben schien, abermals die Klappe öffnen. Die erzürnten Insassen hinderten ihn aber daran und verboten ihm, ohne ihre Erlaubniß die Landung vorzunehmen. Endlich gestatteten sie es, da man sich in der Nähe eines Gehölzes befand. Der Ballon fiel dann so rasch nieder, daß er sich in einer ungeheueren Eiche verfing, aus deren Zweigen herbeieilende Leute die Luft-Reisenden befreiten. Eine Viertelstunde später wären sie in die Hände des Feindes gefallen.

Der Grundbesitzer des Bodens, auf welchem die Eiche stand, ein ehemaliges conservatives Mitglied der verfassunggebenden Versammlung von 1848, ließ den mächtigen Baum umhauen, da ihm die Pilgerfahrten mißfielen, die von da an zu der geschichtlich gewordenen Eiche Mode wurden. Eine durch öffentliche Geldzeichnungen hergestellte Säule ziert jetzt den Ort der berühmten Landung.

Ueber die zur völligen Einschließung von Paris getroffenen Maßnahmen, die nirgends eine Lücke ließen, schreibt Fonvielle: „Wir konnten keine Bewegung zu Land oder in der Luft machen, ohne daß das ganze feindliche Heer augenblicklich davon unterrichtet war." Das von den Belagerern um die Stadt gezogene Fernschreiber-Netz erregt seine Bewunderung als Mann der Wissenschaft. Die standrechtliche Behandlung der bei Störungsversuchen Ergriffenen erkennt er als ein furchtbares, aber vom Standpunkte der Kriegführung aus nothwendiges Verfahren an.

„Der preußische Generalstab," behauptet er, „hat in keiner Weise angedeutet, welche Rolle seine wissenschaftlich so trefflichen Einrichtungen bei den in seine Hände gefallenen Ballonen gespielt haben mögen. Er hat über diesen wichtigen Punkt das vollkommenste Stillschweigen bewahrt.

Gleichwohl ist es uns bekannt, daß man nur mit Luftschiffen einige Unordnungen in dem Dienste anrichten konnte, der es möglich machte, mehrere Millionen Menschen mit überraschender Leichtigkeit als Gefangene zu halten, — ein Dienst, von dessen Dasein die hirnlosen Befürworter eines sturmfluthartigen Ausfalles keine Ahnung hatten."

Am 12. October 1870 stieg der Ballon „Louis Blanc" aus Paris auf, um in Belgien zu landen. „Man nannte ihn so," sagt Fonvielle, „weil der berühmte Verfasser der Organisation der Arbeit die Pathenschaft angenommen hatte und ganz unbefangen bei seiner Abfahrt zugegen war, ohne zu ahnen, was geschehen würde. Als man nämlich in London erfuhr, der Louis Blanc sei glücklich in Belgien angekommen, glaubte man, es sei Louis Blanc in Person, der sich auf seinen Posten begebe. Niemand vermuthete, daß es ein Louis Blanc aus Baumwollenzeug war. Die Freunde Frankreichs, die beharrlich den berühmten Redner erwarteten, obwohl es ihnen schien, daß er sich sehr lange Zeit zum Kommen nehme, fingen Feuer und planten eine Kundgebung, um ihn zu empfangen. Bald erfuhr man jedoch die Wahrheit, und ein riesiges Gelächter erscholl in den Reihen der Preußen und ihrer Freunde. Ich hatte dies traurige ‚Eins für's Andere' vorausgesehen. Das war übrigens nicht sehr schwer, und ich veröffentlichte, ich glaube in der ‚Liberté', einige spöttische Zeilen, die zu beißend waren, als daß ich sie wiederholen möchte."

Es ist mir von einer in London beabsichtigten Kundgebung zu Ehren der erwarteten Ankunft unseres alten Freundes Louis Blanc, der jedenfalls bei anderen Gelegenheiten seinen Muth bewies, Nichts bekannt. Im Uebrigen muß man sich erinnern, daß, wie eine bereits mitgetheilte Stelle aus Fonvielles Werk zeigt, die Furcht vor einer Ballonfahrt damals noch allgemein verbreitet und Gambetta der Einzige in der Regierung war, der das für so ungewöhnlich geltende Wagniß unternehmen wollte. Diese Umstände hätten bei der Beurtheilung der Abneigung des berühmten Geschichtschreibers der französischen Staatsumwälzung gegen eine Reise in der Wolkenwelt berücksichtigt werden sollen.

Indessen hat Fonvielle von damals an allen Verkehr mit Louis Blanc abgebrochen. Wir waren 1872, während der Jahresversammlung der „Britischen Gesellschaft für Förderung der Wissenschaft", alle Drei wieder zusammen in Brighton, wo Louis Blanc damals zeitweilig mit seiner deutschen Gattin wohnte. Im Verzeichnisse der zur Versammlung Gekommenen war der nach seiner Entlassung aus Wilhelmshöhe als Verbannter in England lebende Ludwig Napoleon thörichter Weise als „Se. Majestät der Kaiser der Franzosen" eingetragen worden. Er wohnte im Grand Hotel und erschien bei einer der Sitzungen unter dem lauten Beifalle der Versammelten. Als Republikaner über diese Mißachtung der neuen Regierungsform seines Landes empört, veranlaßte Fonvielle eine Gegenkundgebung vor dem Gasthofe. Aber selbst bei dieser Gelegenheit wollte er mit

Louis Blanc nicht wieder anknüpfen, und ich, mit Beiden befreundet, hatte das ehemalige Mitglied der Februar-Regierung von 1848 über Fonvielles Absichten und Unternehmung zu unterrichten.*)

VIII.

Nach Gambettas Ausfahrt sollte unter Fonvielles Leitung ein Aufstieg mit dem von der Ausstellung von 1867 her bekannten Riesenballon unternommen werden. Er hieß damals der „Géant". Im Jahre 1870 wurde er zu Ehren Emil de Girardins, des Leiters der Zeitung „Liberté," mit letzterem Namen umgetauft.

Man wollte den Deutschen dieses Luftschiff zeigen, an dessen Bord ihre Generäle, ihre Diplomaten, ihre Prinzen, den Prinzen von Preußen an der Spitze, in Muße die große sorglose Stadt prüfend besichtigt hatten, die damals ihrer selbst so sicher war, keinen Fallstrick ahnte und nicht im Geringsten auch nur im Traum daran dachte, daß sie eines Tages in den Krallen eines schwarzen Adlers würde gehalten werden." Wie man sieht, bricht selbst bei dem Verfasser dieses Buches, der doch weiß, wer den Krieg anzettelte, immer wieder der Gedanke an eine „Falle" durch, die dem unschuldigen Frankreich gelegt worden sei.

Der Ballon „Liberté" nahm sich indessen die Freiheit, unter den Händen der Freiwilligen, die die Taue hielten und denen plötzlich der Schrecken in die Glieder gefahren war, mit einem Ruck zu entweichen. Ein Windstoß hatte ihn seitwärts getrieben. Die auf jener Seite Stehenden, die mit Schauder eine ungeheuere Kugel von der Höhe eines vierstöckigen Hauses auf sich zukommen sahen, ließen entsetzt die Stricke los, und nun flüchtete Jedermann. Gleich einer Schlange sich emporringelnd, brach der Ballon durch und fiel zwischen den französischen und deutschen Linien bei Bobigny nieder. Die Deutschen, meint Fonvielle, glaubten, man habe ihnen eine Höllenmaschine entgegengesandt. Schließlich sei das Zeug der „Liberté" wohl zu Zelten für die Landwehr verwandt worden.

Ein anderer Ballon, die „Bretagne", hatte ebenfalls Unglück. Sich weit genug von Paris entfernt glaubend, um nicht in deutsche Hände zu fallen, stiegen die Insassen nieder, und zwei von ihnen retteten sich in der That. Zwei Andere, deren Einer sich beim Herausspringen die Hüfte brach, wurden gefangen genommen; Letzterer jedoch erst, nachdem er als Verwundeter bei dem Pfarrer von Hermemont geborgen worden war.

*) In seinem anhaltenden Grimm über Louis Blanc schrieb mir Fonvielle noch vor einigen Monaten: „Ich kann sagen, daß Sie stets bereit waren, an irgend einem bedeutsamen und verständigen Luftschiffsversuche theilzunehmen, der eine richtige Leitung hatte, und Sie würden nicht den Louis Blanc gespielt haben, wenn Berlin von französischen Heeren umzingelt gewesen wäre und es sich darum gehandelt hätte, nach England zu gelangen, um für Ihr Land um Hilfe zu werben."

Dort vermochte er gerade noch eine Summe von 7,000,000 Franken in Banknoten und vom Finanzminister Picard gezeichneten Anweisungen, die zu Ankäufen von Waffen und Schießbedarf bestimmt waren, dem Geistlichen zu übergeben, der sie über die Grenze zu Herrn Tachard, dem französischen Gesandten in Brüssel, in Sicherheit brachte. Die Waffen und der Schießbedarf wurden angekauft und dienten für die von Gambetta hergestellten Aufgebote neuer Truppen.

Mit Herrn Tachard, der theilweise in Deutschland erzogen worden ist und Deutsch so gut wie seine Muttersprache spricht, bin ich in späteren Jahren im Londoner „Internationalen Schiedsgerichts- und Friedensverein" zusammengetroffen. Ein persönlich äußerst anmuthender Mann, hat er sich, als Schwiegersohn des früheren Reichstagsmitgliedes und elsässischen Protestlers Jean Dollfus, auf der Jahresversammlung des Vereins in Brüssel (1882) für die Wiederabtrennung Elsaß-Lothringens von Deutschland bemüht. Aehnlichen Bestrebungen habe ich in dem Vereine, als Ausschußmitglied, Jahre lang unablässig entgegentreten müssen.

Der Pfarrer Thirion von Hermemont wurde 1893 — wie Fonvielle erwähnt — bei Gelegenheit des Nationalfestes vom 14. Juli zum Ritter der Ehrenlegion „wegen außerordentlicher, während des französisch-deutschen Krieges geleisteter Dienste" ernannt. Als die verfassunggebende Versammlung von 1871 in Versailles zusammentrat, hatte aber ein Toulouser Anwalt, der die Post- und Fernschreiberverwaltung leitete und später Siegelbewahrer wurde, die Keckheit gehabt, die fast unglaubliche Aeußerung zu thun: „Was den Ballondienst anbelangt, so hat er zu keinerlei Begebenheit geführt, welche die Versammlung zu beschäftigen verdiente."

Nach dem Kriege hatte gleichwohl Thiers als Haupt der Regierung erklärt: alle mit dem Luftschiff aus Paris gefahrenen Bürger hätten sich in gleicher Weise um den Staat verdient gemacht. „Hätte man aber," schreibt Fonvielle, „nicht in erster Reihe diejenigen Bürger nennen sollen, die, ohne jemals vorher die Erde verlassen zu haben, Gefahren trotzten, welche ihre Einbildungskraft zu vergrößern das Recht hatte, und die deshalb eine Probe wahrhaften Heldenmuthes abgelegt hatten? Und mußte man nicht unter diesen einen Ehrenplatz denjenigen anweisen, die ihre erste Luftfahrt in der Nacht antraten? In der That waren die Gefahren für sie wahrhaft entsetzlich während der mondlosen Nächte mitten im Winter. Sie mußten wohl das dreifache Erz um die Brust haben, von dem der Dichter spricht — sie, die, den Ballon-Abenteuern bisher ganz fremd, in greifbaren Finsternissen umherirrten."

Mit dem Luftschiffe „Gleichheit" fuhr endlich Wilfrid de Fonvielle nebst vier Genossen am 24. November aus. An die versammelte Menge hielt er vorher von dem etwa ein Meter über ihren Häuptern schwebend gehaltenen Ballon aus noch eine Anrede, deren gegen die deutsche Krieg-

führung gerichteten Inhalt er aus dem Gedächtnisse wiedergiebt, da die Berichterstatter sie zu seiner Enttäuschung unterdrückten.

In den Kahn nahm er nur eine kleine Anzahl Briefe mit, und zwar blos offene, um gegen Späher sicher zu gehen. An Lebensmitteln schiffte man nur wenig ein: Rindswurst, Pferdebraten und Schwarzbrot, einige Flaschen Rothwein und Kaffee. Zum Gepäck gehörten vier Käfige mit Brieftauben. Echt französisch ist folgende Stelle: „Die Augen aller Anwesenden wurden feucht, als man die weidengeflochtenen Körbe, in denen die Thierchen sorgsam eingeschlossen waren, an den Kahn hängte." Etwa dreißig Säcke Ballast waren außerhalb des Kahnes angehakt. Dies treffliche, eigens von Fonvielle für die bevorstehende Reise erdachte Verfahren, den Ballast außen anzubringen, ist seitdem bei gut ausgestatteten Fahrten oft wiederholt worden. Die Handhabung des Ballastes ging mit vollkommenster Genauigkeit von Anfang bis zu Ende der Reise vor sich.

Bald hörten die in den Wolken Dahineilenden die „deutsche Musik"; d. h. die ihnen nachknallenden Schüsse. Fonvielle erklärte seinen Genossen, daß in so beträchtlicher Höhe die Geschosse ihre Kraft verlieren, ja, daß man sie auffangen könne, während sie beim Wiederherunterfallen Verderben anrichten könnten, und zwar unter den Feinden selbst.

An der Festung La Fere vorbeifliegend, hörten die Reisenden gewaltigen, diesmal nicht gegen sie gerichteten Geschützlärm. Die Veste wurde deutscherseits bombardirt. Endlich erkannte Fonvielle von Weitem Brüssel und versuchte die Landung in der Umgegend. Der Anker hatte bereits in der Erde gefaßt; ein furchtbarer Wind trieb aber den Ballon wieder mit ungeheurer Schnelligkeit über zwei Gehölze hin. Als schließlich die Landung gelang, zerriß der Ballon, wie mit einem Hiebe durchschnitten. Mit leichter Fußverstauchung und Abschürfung an der Hand kamen Fonvielles Genosse Bunelle und er selbst davon. Kaum drei Stunden hatte man gebraucht, um von Paris nach Löwen zu gelangen. Die „Egalité" aber war nur noch ein zusammengekrempelter Wirrwarr von Zeug und Stricken.

In Löwen hielt Fonvielle in einem großen Kaffeehause eine Ansprache an eine Versammlung, um Theilnahme für Frankreich zu erwecken. Es kamen an Eintrittsgeld 800 Franken zum Nutzen der Verwundeten zusammen. Der Redner ließ die Wahrscheinlichkeit einer Uebergabe der Hauptstadt nicht zu. „Ich hegte," sagte er, „ernstlich die Hoffnung, daß die beiden Hälften Frankreichs sich wieder vereinigen könnten, wie die zwei Hälften der Eiche, die die Hände des sie zerreißenden starken Mannes plötzlich umschlossen, und der dann von den wilden Thieren zerrissen wurde. Das mußte meiner Ansicht nach das Loos des deutschen Heeres sein; das wäre es auch gewesen, wenn die Wiedervereinigung hätte ausgeführt werden können."

Ja wohl, wenn! Man kennt nicht die Geschichte von dem Mann, der das Wenn und das Aber erdacht. Der Vergleich mit den wilden Thieren ist übrigens für des Redners eigene Landsleute nicht gerade schmeichelhaft.

In der Erzählung seiner Erlebnisse in Belgien spricht Fonvielle von den Deutschen als von „unseren Nachbarn auf dem rechten Rhein-Ufer". Es ist dies eine bekannte französische Gewohnheit. Man vergißt dabei, daß auch schon vor dem Kriege von 1870 ein gutes Stück Deutschland auf dem linken Ufer lag.

Tief in der Nacht wurde Fonvielle von dem französischen Consul aufgeweckt, der eine Drahtmeldung Gambettas brachte. Der Dictator in Tours wünschte Nachrichten und bat, man möchte die Absendung der für ihn bestimmten amtlichen Schriftstücke beeilen. Indessen hatte Fonvielle keine solchen Schriftstücke mitgebracht; diese waren vielmehr dem Ballon „Stadt Orleans" übergeben worden, der am selben Abend um Mitternacht aufsteigen sollte und sich bis nach Norwegen hin verlief. Fonvielle konnte nur im Namen des Herrn Dorian, eines Mitgliedes der Regierung der Landesvertheidigung, erklären, daß Paris auf mehr als zwei Monate hinaus mit Lebensmitteln versehen sei.

Drei Tage nachher schickte General Trochu, um mit Gambetta in Verkehr zu kommen, ebenfalls Nachts, bei tiefer Finsterniß, den Ballon „Jacquard" aus. Sein Leiter, Herr Prince, fand den Tod „in jener für die Luftreisenden so furchtbaren Schreckensgrube, genannt der Ocean".

Mit Briefen an Gambetta reiste Bunelle wieder nach Frankreich zurück. Fonvielle begab sich nach Brüssel, wo er den französischen Gesandten Tachard aufsuchte und dann auf den Redactionen der „Independance Belge" und der „Etoile Belge" die Stimmung zu erkunden sich bemühte. Er fand die Leute theilnahmsvoll für Frankreich, aber ungläubig in Bezug auf das schließliche Ergebniß der fortgesetzten Anstrengungen. „Auch konnte ich," schreibt er, „mich überzeugen, daß wir keineswegs den schlimmen Eindruck der Kriegserklärung verwischt hatten. Indem wir uns des Kaiserreiches entledigten, hatten wir nicht aufgehört, die Rolle eines Herausforderers zu erben, die der Besiegte von Sedan so unbesonnen übernommen hatte, weil er auf die Wirksamkeit seiner Kugelspritzen vertraute, durch seine vermeintliche Witterungsgabe als Artillerist sich hatte täuschen lassen und einfältig genug gewesen war, anzunehmen, die Deutschen würden dumm genug sein, sich in die Schußweite seiner traurigen Maschine zu begeben . . . ." Wie theuer haben wir die erste Kugel des kaiserlichen Prinzen bezahlt! Wie viel unschuldiges Blut mußte vergossen werden, um aus der Geschichte den angeblichen, lächerlichen Sieg von Saarbrücken zu tilgen!"

Hier ist sicherlich eine verständige Darstellung gegeben. Man möchte wohl wünschen, daß der Ton durchweg derselbe geblieben wäre.

IX.

Auf dem Wege von Brüssel nach England fand Fonvielle, daß die Londoner Blätter, die ihm in die Hände kamen, zwar meist Theilnahme

für Frankreich äußerten, aber einstimmig seine Lage für eine verzweifelte, seine Regierung für eine unfähige erklärten, die jeden Augenblick durch einen Aufruhr gestürzt werden könne. Sie erkannten an, daß Deutschland den Krieg nur fortsetze, weil es durch den hartnäckigen Widerstand dazu gezwungen sei; daß das französische Volk eigentlich den Frieden jetzt ersehne, und nur Gambetta und sein Anhang das Hinderniß bildeten. Auch sei Deutschland im Grunde in seinen Forderungen gemäßigt; es wolle nur die Schlüssel zu seinem Hause, indem es die Abtretung des Elsaß verlange. Es wünsche aber nicht länger neuen Angriffen ausgesetzt zu sein, wie diejenigen, deren Opfer es gewesen. Man müsse eine Gewähr gegen ein hitzköpfiges, friedenstörerisches Volk (un peuple de boute-feu) erhalten, das stets bereit sei, die Karte der Welt gewaltsam zu verändern.

In dieser Darstellung waren ja mancherlei unbestreitbare Wahrheiten enthalten. Den „Standard", der damals Frankreichs Sache vertrat, obwohl das Blatt der conservativen Richtung angehörte, hatte Fonvielle zufällig noch nicht unter die Augen bekommen.

Eigenthümlicher Weise war damals einerseits ein beträchtlicher Theil der Tory-Partei, wenigstens so weit sich ihre Haltung aus der Presse entnehmen ließ, und andererseits eine gewisse radikale Gruppe in England deutschfeindlich gesinnt. Diese zwei sonst so schlecht zusammen stimmenden Richtungen machten dafür gemeinsame Sache. Disraeli, der spätere Lord Beaconsfield, war indessen bei Beginn des Krieges sofort deutschfreundlich gewesen. Als ich einige Jahre nachher, in Folge seines mir durch das liberale schottische Unterhausmitglied Sir Tollemacher Sinclair geäußerten Wunsches, seine persönliche Bekanntschaft machte und eine längere Unterredung mit ihm im Parlament pflog, kam seine deutschfreundliche Haltung von 1870 mit zur Sprache.

In London glaubte Fonvielle, man könne einerseits auf die englische Aristokratie zählen, die einst das Reich gegen Philipp II., gegen Ludwig XIV. und gegen Napoleon I. vertheidigte, wenn man bei ihr Befürchtungen erregte, daß Deutschland in der Gestalt Wilhelms I. fortan eine ähnliche Gebieter-Rolle spielen werde. Die Meinung sollte erweckt werden, die künftige „Eroberung des freien Englands" stehe in dem Kriege Deutschlands gegen Frankreich auf dem Spiel; und Großbritannien müsse sich rechtzeitig vorsehen.

Die Iren, hören wir weiter, sind stets für Frankreich eingetreten; allein da sie ganz unter dem Einflusse der Priesterschaft stehen, so hätte ihre Benutzung dem Kriege den Anschein eines Kampfes zwischen dem Protestantismus und dem Katholizismus gegeben, und das hätte Frankreich geschadet. Dagegen konnte man mit Radikalen ebensowohl wie mit Tories in Verbindung treten. All' diese Andeutungen mögen Jene beherzigen, die über das diplomatische Verfahren der Franzosen, wie es sich in der

Geschichte des Königthums, der Republik und des Kaiserthums stets gleichmäßig gezeigt hat, noch nicht genügend unterrichtet sind.

Hier sei erwähnt, daß damals bei einer gewissen conservativen Gruppe in England die langjährige Verbindung von Londoner Finanzkreisen mit dem dritten Kaiserreich Einfluß auf die politische Haltung einer Anzahl Tories übte. Unter den Radicalen wirkten die englischen Anhänger August Comtes zu Gunsten Frankreichs; Allen voran Professor Beesly, der Paris gern als die „heilige Stadt" bezeichnete. Er drängte auf vorläufige Absendung von 10,000 — sage zehntausend! — Mann englischer Truppen zum Schutze Frankreichs. Ohne Zweifel that er es in der Erwartung, daß, wenn diese im Nu vertilgt seien, England sich Ehren halber gezwungen sähe, mit allen möglichen Mitteln seine ganze Streitkraft zur See und zu Land gegen Deutschland aufzubieten.

Unter denen, die sich Fonvielle zur Verfügung stellten, waren allerhand absonderliche und selbst abenteuerliche Gestalten; unter Anderen der berüchtigte Dr. Kenealy, der die Sache des Schwindlers Orton (des sogenannten Sir Roger Tichborne) jahrelang verfocht. Orton hat sich neuerdings selbst als Betrüger bekannt. Für Frankreichs Sache trat ferner der Schriftsteller Charles Mackay ein, ein schottischer Hochländer von Geburt, der sich auf sein Keltenthum versteifte und auf diesem Gebiete angebliche Sprachforschungen anstellte, vor denen die Wissenschaft sich das Antlitz verhüllen muß. Er hat in anderer Richtung, zumal dichterisch, Besseres geleistet, und unsere persönliche Erinnerung an ihn ist eine sonst angenehme. Seine vieljährige Beziehung zu dem einst als Sprachrohr der französischen Gesandtschaft dienenden „Morning Chronicle" mochte ihn, vom Keltenthum abgesehen, noch besonders geneigt machen, gegen Deutschland aufzutreten.

Es fanden Versammlungen am Tage in geschlossenen Räumen, Nachts im Vorhofe des Parlamentsgebäudes bei Fackelschein und auf dem Trafalgar Square statt, um England gegen Deutschland auf die Beine zu bringen. Bei den Versammlungen in geschlossenen Räumen trat wiederholt Herr Cremer, der Schriftführer einer Friedensgesellschaft und später Parlamentsmitglied, gegen die französischen Darstellungen auf. Nur kurz sei hier bemerkt, daß Herr Cremer, als der Krieg drohte und er eine Reise zur Förderung der Zwecke seiner Gesellschaft vorhatte, bei mir vorsprach, wo dann die ganze Lage zur Erörterung kam. Auch ihm setzte ich auseinander, daß Frankreich, wenn der Krieg ausbreche, eine schwere Niederlage erleiden werde. Er bemerkte darauf: die bombastischen Drohungen der Pariser Boulevard-Presse seien offenbar „nichts als Gas", das heißt eitel Wind.

Zu denen, die mit Fonvielle zusammenwirkten, gehörte weiter der Freidenker Bradlaugh, der gleichzeitig eine republikanische, jedoch auf englischem Boden aller Gewaltthätigkeit abholde Bewegung leitete. Es ist erst in späteren Jahren herausgekommen, daß Bradlaughs öftere Erholungs-

reisen nach Paris den Zweck von Zusammenkünften mit dem Prinzen Napoleon (Plon-Plon) hatten. Seine hiesigen Anhänger wußten Nichts von diesem Verkehr. Dem in England viel angegriffenen, im Parlamente selbst körperlich schwer mißhandelten Mann, der sich aus ärmlichen Verhältnissen zur Bildung aufgeschwungen, habe ich oft genug durch öffentliche Vertheidigungen in der Presse Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Thatsache muß nun aber festgestellt werden, denn er selbst hat es schließlich bekannt, daß Prinz Napoleon es war, der ihn aufforderte, für Frankreich einzutreten.

„Unter den Conservativen," schreibt Fonvielle, „besaßen wir ehrenhafte und bedeutungsvolle Zuneigungen. Es scheint, daß der Prinz von Wales nicht die Meinung der Minister theilte, die Frankreich, gleich einem neuen Dänemark, verstümmeln lassen wollten." Hier wird also das Recht der Schleswig-Holsteiner, zu ihrem Brudervolke zurückzukehren, bestritten, während Frankreichs Recht auf Elsaß-Lothringen, selbst nach einem zum Zwecke der Eroberung unserer Rheinlande unternommenen Krieg, aufrecht erhalten wird. Deutschland hat eben unter allen Umständen immer Unrecht.

Was den Prinzen von Wales betrifft, so war er zu jener Zeit allerdings, im Gegensatz zur Königin Victoria, sehr französisch gesinnt. Eine Bestätigung höchst bezeichnender Art erfuhr ich aus dem Kreise seiner vertrautesten Genossen noch nach dem Kriege. Seitdem werden sich seine Ansichten gemildert haben.

Wiederholt erhebt Fonvielle die Frage: „Was wohl geschehen wäre, wenn Jules Favre, sich die Thränen von Ferrieres auswischend, an England, ein Land, das zu berechnen weiß, die Schlußerklärung abgegeben hätte: es würde Konstantinopel an Rußland ausliefern, wenn sein Verbündeter vom Krim-Krieg Paris an Preußen überließe?" Der Verfasser scheint da zu übersehen, daß durch eine solche Erklärung die Stimmung in England sicherlich noch stärker gegen Frankreich umgeschlagen hätte. Eine Republik, die den Schlüssel zu Ost- und Süd-Europa an das Zarenthum ausliefern wollte, ist kein wahrer Freistaat mehr. Uebrigens war Frankreich weder damals, noch ist es jetzt in der Lage, dergleichen zu thun, trotz Toulon und Kronstadt.

Als Fonvielle, nach seiner Landung in Belgien, in London erschien, besuchte er mich, wie schon erwähnt, sofort in Begleitung des Dr. Congreve, eines der Hauptführer der Comtistischen Schule. Ich hatte ihm dann wiederum eine Vorhersagung zu machen, die sich genau bewährte. Auf meine Einladung erschien er nochmals bei uns zum Mittagsmahl — der beste Beweis, daß trotz der furchtbaren Ereignisse die persönlich freundschaftlichen Beziehungen nicht gelitten hatten.

Mit großer Lebhaftigkeit und höchst eindrucksvoll geschrieben, wirft das vorliegende Werk, trotz der Ausstellungen, die an ihm da und dort

zu machen sind, merkwürdig viel Schlaglicht auf wenig bekannte Vorgänge der großen Kriegszeit. Für alle Diejenigen, die sich mit der Luftschifffahrt befassen, sind die sachkundigen Darlegungen des Verfassers von unzweifelhaftem Werthe. Noch besonders hervorzuheben ist der Anhang, der die seit der Belagerung gemachten Fortschritte dieses für die Zukunft hochwichtigen Zweiges der Wissenschaft betrifft.

Für die Weltausstellung von 1900 hat die französische Regierung bereits bestimmt, daß im Gehölze von Vincennes Ballonfahrten veranstaltet werden sollen. Bis dahin hofft Fonvielle, es würden von den Fachleuten neue Erfindungen gemacht werden, geeignet, die Bewunderung der die Ausstellung Besuchenden zu erwecken. An dem Wettbewerb für solche Fortschritte in der Luftschifffahrt kann Deutschland friedlich theilnehmen. Genug aber ist gesagt worden, um die Bedeutung der Sache für die Kriegführung nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen.

Ernst Moritz Arndt und Charlotte Quistorp.

Neue biographische Beiträge.

Von

Heinrich Meißner.

— Charlottenburg. —

Mit allen denjenigen, welche Selbstbiographien herausgegeben haben, theilt E. M. Arndt das Schicksal, daß manche Perioden seines Lebens, über welche jene selbst meist absichtlich wenig berichten, verschleiert bleiben, ja auch in Lebensbeschreibungen von anderer Hand, da die bequeme Quelle versagt, gar zu oft noch dunkler werden oder verschwinden.

Daß Arndt in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" mit sichtlichem Behagen bei der Erzählung seiner ersten Jugend verweilt, das ist bei einem Siebzigjährigen, welcher er war, als er seine Selbstbiographie schrieb, zu verstehn. Die Freiheit des Landlebens, das Wachsen und Erstarken des Kindes in der Natur, der Ernst und die Liebe der Eltern, die lustigen Bubenstreiche, die Erzählungen und Lehren rüstiger Bauersleute oder abenteuernder Freunde des Hauses; das Alles war in der Erinnerung des Greises haften geblieben. Anders aber verhielt es sich mit den Lehrjahren des Jünglings. Bereits der Uebergang aus der Freiheit des Landlebens zu der strengen Zucht des Gymnasiums hatte Enttäuschung, Kampf und Entsagung gekostet; bittrer noch waren einige Erfahrungen der Sturm- und Drangperiode Arndts, als Student und als junger Universitätsdocent. Da blieb manches Erlebniß eine trübe Erinnerung, die zu vergessen das Gemüth des jugendfrohen Greises um so lieber versuchte, als er, wie er selbst eingesteht, von Gott begnadet ward, in großen Zeiten mit der Vollkraft seines Geistes erfolgreich mitzuwirken.

Jedoch muß der Biograph solchen kleinen Zügen und Lebensepisoden, welche dunkel geblieben sind, nachgehen, um aus ihnen die Erklärung

späterer Meinungen und Thaten zu finden und um das Bild eines Mannes, dessen Dichten und Denken über den eigenen Familienkreis hinaus dem deutschen Volke gehört, strahlend hell der Nachwelt zu überliefern als Beispiel des Werdens, Irrens und Schaffens eines edlen Mannes.

Was in Folgendem erzählt wird, beruht durchaus auf neuen Forschungen, zu deren Quellen wiederum Briefe und Familienpapiere gedient haben, die dem Schreiber dieser Zeilen allein zu Gebote stehen.

Als Arndt 1791 mit zweiundzwanzig Jahren die Universität Greifswald bezogen hatte, kam er bald mitten in das frohe, ungebundene Studentenleben hinein. Er selbst berührt die Erlebnisse dieser akademischen Jahre sehr kurz und theilt nur das Ergebniß mit, daß er freier und leichter in seinem Denken wurde, mit der andern Jugend deutsch gejubelt und manche fröhliche Nacht mit daran gesetzt habe. Der Unterschied zwischen Stadt und Land machte sich bei Arndt besonders geltend. Er klagt in einem reizend humoristischen Briefe an seine Mutter, daß die Suppen und Milchspeisen allzusehr gewässert, das Schweinefleisch zu mürbe und das Kalbfleisch zu zähe sei, so daß er sich vorkomme, wie das Vieh, welches von salziger auf Holzweide komme. Da mußten denn heimatliche Sendungen von Wurst und Fleisch und Butter aushelfen. Wie das Essen ungenügend, so ist das Bier in Greifswald fast gar nicht zu trinken, so daß die Studentenschaft ihre Gelage sehr oft außerhalb der Stadt verlegt und fast täglich Ausflüge unternimmt. Besonders war die Wirthschaft der corpulenten Frau Möller in dem nach der See zu gelegenen Dorfe Wiek als Ziel von Wanderungen oder Segelfahrten beliebt. Dort wurde getrunken, gekegelt und gespielt und um neun Uhr wieder nach Hause gegangen, wobei nicht selten von den als Jäger geübten Commilitonen Arndts und selbst von Professoren Wildenten geschossen und als willkommene Beute für den Studententisch mit nach Hause genommen wurden.

So fügte sich Arndt in Greifswald allem studentischen Brauch und wäre als freier und fröhlicher Bursch nach zweijährigem Aufenthalt nach Jena weiter gezogen, wenn er nicht inmitten des ersten freien Lebens, welches er genoß, sein Herz verloren hätte, so daß sein Sinnen und Denken in den Wanderjahren wieder nach Greifswald gerichtet war. Charlotte Marie Quistorp, die Tochter eines Professors der Naturwissenschaften, scheint die stille Schwärmerei manches Musensohns gewesen zu sein, ehe Arndt sich ihr näherte und gleich bei dem ersten Begegnen Feuer fing. Es muß aber auch ein ganz wunderbares Mädchen gewesen sein, diese Lotte; jung und wild, mit einem Herzen von Liebe und Hingebung, offenen Sinnes, neckisch bis zum Uebermuth, um dann wieder in einsamen Träumereien sich zu ergehen, begeistert in ihrem leicht empfänglichen Gemüthe für alles Gute und Schöne, voll und blühend nach einer schweren Krankheit, die sie durchgemacht hatte, —

„. . um den schönsten Kopf die schönsten Locken,
Blaue Augen, Rosenwangen rund,
Süßes Schelmenlächeln um den Mund,
Gleich geschickt zu küssen und zu locken —“

so trat sie unserm Arndt entgegen, für dessen ganze Gemüthsanlage sie wie geschaffen schien. Es kam, wahrscheinlich auf einer der gemeinsamen Streifereien Beider in der Umgebung der Stadt zu einer gegenseitigen Erklärung und heimlichen Verlobung, zu spät also, um die Trennung der Beiden, welche der strenge Vater Lottens durchsetzte, auch innerlich zu vollziehen. Das junge Mädchen wurde nach Barth in Pension gegeben, Arndt verließ, wahrscheinlich bald darauf, im Frühjahr 1793, Greifswald, um in Jena seine Studien fortzusetzen. Aber im Herzen trug er seine Liebe mit, heimlich, zuweilen mit dünner weißer Asche bedeckt, wie er selbst sagt.

Die Verbindung mit Lotte Quistorp gab den Plänen und Lebenswegen Arndts eine ganz bestimmte Richtung. Weder die Trennung, noch der zeitweise aus Vorsicht unterlassene Briefwechsel der beiden Liebenden hatten das bindende Wort, welches sie sich gegeben, vergessen gemacht. Noch wußten die Eltern Arndts Nichts von der Liebe ihres Sohnes, als dieser zu Ostern 1795 in das väterliche Haus zurückkehrte, um sich zu seinem theologischen Examen vorzubereiten. Nachdem dasselbe leicht und glücklich überstanden war, sollte der als Dichter bekannte Pfarrer Kosegarten zu Altenkirchen, ein Freund des Arndt'schen Hauses, die weitere Ausbildung des jungen Theologen zum Pfarramt übernehmen. Arndt fühlte sich in dem gastfreien Hause, bei dem Unterricht der Kinder, die treu an ihm hingen, durchaus wohl und versammelte als Kanzelredner eine zahlreiche und andächtige Gemeinde um sich. Da traten die Pläne der Zukunft an den achtundzwanzigjährigen Mann heran, und das Einheirathen in eine fette Pfründe, wie es damals unter dem schwedischen Regiment in Pommern bei Besetzung geistlicher Stellen üblich war, wurde unserm Arndt von Freunden und Verwandten nahe gelegt. Sein Vater hätte es als ein großes Glück betrachtet, wenn der Sohn auf solche Art zu sicherem Brod gekommen wäre, und war, als sich Gelegenheit bot, besonders eifrig bemüht, ihn in der Langenhanshagener Pfarre als Schwiegersohn unterzubringen.

Nun mag es freilich sein, daß Arndt, wie er in seiner Selbstbiographie durchblicken läßt, von der Art und Weise der Besetzung der Pfarren angewidert wurde, so daß sich bei ihm eine immer größere Abneigung gegen das Predigeramt ausgebildet hat, allein die Ausschlag gebende Ursache war die Alternative, vor die er gestellt war, entweder ein ungeliebtes Mädchen zu heirathen und bei dem sorglosen Leben in einer guten Pfarre seiner Studentenliebe zu entsagen, oder, seine liebe Lotte im Arm, den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen und Stellung, Anerkennung und Würde sich zu erringen. Arndt wählte das Letztere.

Da war es denn zur Nothwendigkeit geworden, das Schweigen von

dem Herzensbündniß seinen Eltern gegenüber zu brechen. Kurz vor seinem Scheiden aus dem gastfreien Hause Kosegartens entdeckt sich Arndt in einem Briefe seiner Mutter: „Was Sie auch davon denken mögen," schreibt er ihr, „so ist sie doch die Einzige, mit der ich einst glücklich zu leben hoffe. Sie ist jung und wild, ich weiß es, aber hoffentlich nicht, was ihre Sittenrichterinnen aus ihr machen, und gewiß nicht, was diese selbst sind." Die Mutter soll das Geheimniß vorerst vor dem Vater bewahren und nur die treue Beschützerin seiner Jugend, Tante Sophie Schuhmacher, in das Vertrauen ziehen. Aber Frauenmund hat wohl nicht geschwiegen, und im Kreise der Familie ist wahrscheinlich der Plan entstanden, den jugendlichen Stürmer, der für das geistliche Amt nicht taugen wollte, draußen in der Welt Liebe und Schwärmerei vergessen zu lassen. Bereits hatte der Vater die Mittel zu einer größeren Reise dem Sohne zugesagt, und dieser war vom väterlichen Hause fort nach Greifswald geeilt, ohne daß er seine Liebe zu Lotte Quistorp dem Vater gestanden hatte. Erst nach einigen mit Freunden froh durchjubelten Stunden findet er mitten in der Nacht den Muth, zu schreiben. Da gesteht er dem Vater, daß er nun und nimmer die Langenhanshagener Pastortochter heirathen könne, da er seit langer Zeit bereits mit seinem Mädchen durch ein Band verbunden sei, das nur eine gewaltige Macht zerreißen könne. „Wenn ich trotz manchen äußeren Scheines ein gefühlvolles und edles Herz in ihr achte, wenn ich sie also allen Mädchen in der Welt vorziehe, so werden Sie mir Ihre Beistimmung nicht versagen."

Der Vater Arndts, der trotz seiner patriarchalischen Strenge gerade seinem Sohne Ernst Moritz gegenüber bei Entschlüssen und Thaten ein letztes Machtwort niemals sprach, gab seine Einwilligung zur Verlobung, ebenso auch Lottens Vater, welcher nicht nur aus dem Grunde, den Uebermuth der Jugend seiner Tochter in einem stillen Eheglück verfließen zu sehen, sondern auch, um dadurch die Erinnerung an eine eigene Jugendthorheit zu verwischen, dem Bunde der beiden jugendlichen Herzen seinen Segen nicht versagte. Zu einer innigeren verwandtschaftlichen Zuneigung zwischen Arndt und seinem Schwiegervater Quistorp ist es freilich nie gekommen.

All diese Unterhandlungen fallen in die zweite Hälfte des Mai 1798. Die Vorbereitungen zu der Reise Arndts waren getroffen; der Abschied stand bevor. Nur wenige Tage konnten daher die Liebenden das Glück genießen, vor ihren Verwandten und Freunden als Verlobte zu gelten. Die Worte, welche Charlotte Quistorp ihrem Geliebten als Abschiedsgruß in sein Album schrieb, geben eine echte und reizende Charakteristik derselben. Sie lauten: „Süß ist sie zu athmen, die Luft, in der des Geliebten Athem weht. Die Hoffnung des Wiedersehens mildert der Trennung Schmerz, und der erste Kuß, vom Munde des Geliebten der Harrenden nach langer Trennung gegeben, belohnt göttlich jede Thräne des trauernden verlassenen

Mädchens. — — Eigentlich ist Trennung bei Liebenden eine Lüge. Die Geister der Liebenden sind sich immer nahe und reichen sich über'm Weltmeere die Hände. In dem Busen der Geliebten herrscht der Liebling wie ein Gott in seinem Tempel, sein Bild steht vor ihr im Wachen und verrinnt in ihren Träumen, die ganze Schöpfung zerfließt ihr in dem Einzigen, strahlt ihr den Einzigen wieder, tönt ihr den Einzigen entgegen. — Fahr' glücklich und gedenke in Italien meiner. Bring' mir was mit von der Ferne. Greifswald, den 16. May 1798. Lotte Quistorp."

Als glücklicher Mann zog Arndt in die Welt hinaus, sorglos, voll Lebensmuth, bereit, ohne große Mittel in jeder Lage sich durchzuhelfen, mit offenem Auge für alles Schöne in Natur, Kunst und Leben, mit geradem Sinn sich neue Freunde werbend, von Allen selbst freudig als treuer und unterhaltender Reisegefährte begrüßt. Ein gewissenhafter Briefschreiber, gab er den Seinigen von Zeit zu Zeit Kunde, und oft lag ein Briefchen an Lotte Quistorp bei. Dieser Briefwechsel existirt noch und ist im Verwandtenkreise wiederholt zum Lesen gegeben worden, allein die Veröffentlichung desselben wird wohl nie stattfinden. Dies ist um so mehr zu bedauern, als über die Zeit des ersten Liebelebens Arndts auch eine andere Quelle fehlt, aus der man sonst bei Dichtern ihre Gefühle, Meinungen, Sorgen und Entschlüsse herleiten kann, das sind Liebeslieder aus jener Periode. Die Ungewißheit der Zukunft, dann die großen Entschlüsse, was werden sollte, auch die kurze Dauer, während welcher die Liebenden vereint waren, mancherlei Aergernisse und die Ansprüche, welche die Greifswalder Freunde an die Zeit und die Laune Arndts stellten, das Alles gab dem jungen Dichter nicht genug Ruhe, um seine Geliebte in Liedern zu feiern.

Erst als er im Herbst 1799 von seiner großen Reise durch ganz Mitteleuropa zurückgekehrt war, ging ihm das Glück seiner Liebe in Liedern auf, die leider zum größten Theil nicht in der bisherigen Sammlung der Gedichte Arndts aufgenommen sind. Hübsche Neckereien mit der kleinen Hexe, die ihn flieht, so daß er in Sehnsucht vergeht, dann wieder schwermüthige Weisen von einer Nonne, die von ihrem Geliebten nicht lassen kann, endlich ein begeistertes Lob edler Frauen:

Frauenlieb' ist goldner Wein,
Frühlingsglanz dem trüben Leben,
Frauenlieb' ist Sternenschein,
Ist der Blume Duft und Weben, —

bilden die Zeugnisse, wie Arndt seine Lotte geliebt. Sie dauernd zu besitzen, ein eigenes Heim ihr und sich zu schaffen, dahin drängte Arndt mit Ungeduld, und die Verhältnisse begünstigten seinen Plan. Bei den Greifswalder Professoren stand er noch in gutem Andenken, so daß „der Candidat", nachdem er in Philosophie, Geschichte, Naturkunde und den alten Sprachen geprüft worden, im Winter 1799 zu 1800 den Magistergrad erhielt und

Ostern darauf seine Vorlesungen an der Universität als Privat-Docent eröffnete.

In den Herbst desselben Jahres fällt die Hochzeit. Noch ehe also ein sicherer Herd gegründet war, als Privatdocent ohne viel Mittel und ohne viel Zuhörer hat Arndt geheirathet. Ein Grund dafür entzieht sich weiterer Erörterung; ein anderer Grund aber war die auffallende Furcht des sonst so energischen Mannes, man könne ihn doch von seiner Lotte noch trennen und irgendwo mit einer Landpfarre beglücken. Noch in Briefen, welche Arndt damals von Greifswald aus nach Hause schrieb, finden sich Andeutungen darüber, daß Versuche gemacht worden sind, die Ehe Beider nicht zur Thatsache werden zu lassen. Selbst die von Arndt innig verehrte Mutter fällt immer wieder in Zweifel zurück, ob ihr Sohn mit Lotten glücklich werden könne. Da schreibt ihr jener denn kurz vor der Hochzeit noch: „Was Sie gegen meine Dirn haben können, das sind äußere Kleinigkeiten, denn bei Gott, ich achte sie, wie ich sie liebe; aber auch sie muß von mir noch erzogen werden, wie jedes Weib von ihrem Manne." Es lag in der ganzen Kraftnatur unseres Arndt, die letzte Furcht vor heimlichen Anschlägen gegen seine Liebe zu besiegen und alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen oder als klein zu achten, nur um zum Ziele zu gelangen.

Bau' Dein Nest, weil der Frühling währet,
Lustig bau's in die Welt hinein;
Hell der Himmel sich oben kläret,
Drunten duften die Blümelein:
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet —
Wage! Dulde! Die Welt ist Dein.

So singt Arndt in seinem Lebensliede, welches gerade in jener Zeit des Kampfes um das eigene Heim entstanden ist. Aber wenn im eigenen Nest die Sorge um ein kommendes Leben sich einbettet und Raum gewinnt, da muß der Hausherr ausschauen, woher er neues Brot und größeres gewinnt. Nicht ohne Zureden seines Schwiegervaters bewarb sich Arndt um eine Adjunctenstelle an der Universität, die ihm ein festes Gehalt von — 100 Thlr., für Hausmiethe 20 Thlr. und außerdem 20 Faden Holz und 6000 Stück Torf einbringen würde, aber Jahr und Tag verging, ehe er solches Glückes theilhaftig ward. Da hieß es denn, vorläufig durch mannigfaltige Collegs Geld zu erwerben; aber nur zu den öffentlichen Vorlesungen fanden sich zwei bis sieben Zuhörer, während die Privatcollegs nicht zu Stande kamen und die Privatissima in lateinischer und griechischer Sprache einen kärglichen Stundenlohn gewährten.

Und dennoch war es eine glückliche Zeit, welche die beiden Neuvermählten durchlebten, für Arndts dichterisches Werden aber noch dazu eine folgenreiche. Denn während gerade seine ersten Gedichte sich in den Formen seiner philologischen Bildung und philosophischen Dialektik bewegen und

dadurch auch in der Form durch eine gewisse Schwere leiden, springt plötzlich aus dem Born seiner Liebe das erste natürliche Lied hervor, aus welchem die oben citirte Strophe entnommen ist.

Blättern wir aber weiter in seinen Gedichten, nur ein paar Seiten weiter, da ist es wieder mit Lust und Frische vorbei; in einer Nänie, einem Klagegesang, betrauert er sein junges Weib, welches am 25. Juni 1801 bei der Geburt eines Knaben starb. Arndt hat diesen Verlust nie verschmerzen können; nur ein anderer, späterer kam ihm in seinem Leben gleich, der seines Lieblingssohnes Willibald, welcher im Rhein ertrank. Beide bezeichnen Marksteine in seinem dichterischen Schaffen. Als Lotte starb, da ging es Arndt, wie vielen der Wissenden; er versuchte seinen Schmerz in philosophischem Denken zu erklären und zu läutern, das auch in seine Trauergedichte hinüberspielt. Allein die Natürlichkeit des Fühlens, die nicht zum Wenigsten seine Geliebte und Frau in ihm geweckt, kommt wieder hervor, und von Jahr zu Jahr inniger und treuer lebt das Andenken an die Dahingeschiedene in seinen Gedichten fort. Eine ganze Reihe derselben, welche zu den schönsten gehören, die je aus Dichtermund um ein todtes Lieb erklungen, sind von Arndt sonderbarer Weise in die Sammlung seiner Gedichte nicht aufgenommen worden und harren noch einer neuen Ausgabe. Mit Blumen des Frühlings, mit Nachtigallenliedern, mit Schäfergewand umgiebt er die im frühen Grabe Ruhende, und wenn er auch seinen Trost in der immer wieder neu erstehenden Natur sucht und zu finden meint, so fällt er doch auch wieder in Kleinmuth und Groll gegen das Schicksal zurück.

„War das die feste Treue?
Die Liebe, die nicht stirbt?
Der Stolz, der stets um neue
Und schön're Kronen wirbt. — —
O wär' ich doch gestorben,
Ich wäre baß gestellt,
Mir wäre nicht verdorben
Mein Kleinod auf der Welt,
Mein Glaube wäre blieben,
Der süße Himmelstraum,
Mein Sehnen und mein Lieben
Bis an des Grabes Saum."

Der Knabe, dessen Geburt der Mutter das Leben kostete, ward zu den Eltern Arndts nach Löbnitz in Pflege gebracht; seine Vornamen Karl Treu waren vom Vater als Erinnerung an das treue Weib gegeben, das Gatten und Kind einsam zurückließ; sein Aussehn glich der Mutter, groß und stattlich, mit Locken und hellen Augen, so wuchs er heran. Ein Versuch Arndts, seine einzige Schwester Dorothea oder, wie er sie gern nannte, Gottesgab in sein Haus nach Greifswald zu nehmen, scheiterte wohl hauptsächlich an der Jugend des Mädchens. An treuen Freunden aber fehlte

es dem Einsamen nicht; besonders war es Professor Billroth, in dessen Familie Arndt Zerstreuung suchte und fand. Die Schwester der Frau jenes, Charlotte Bindemann, ward ihm eine Freundin, deren Treue er in den Melittion-Liedern verherrlichte, deren Andenken der 87jährige Greis in einem Liede noch treu bewahrt hat.

Allein ersetzen konnte die treueste Freundschaft ihm die verlorene Jugendgeliebte nicht. Ihr Sterbetag blieb zeitlebens für Arndt ein Tag stiller Einkehr und Wehmuth. Mitten in den Kriegswirren des Jahres 1813 schreibt Arndt an eine Freundin in einem Briefe, welcher vom 16. Juni datirt ist: „Und nun endlich, da ich die Zahl 16 ansehe, muß ich meine Augen in die Vergangenheit wenden und in die Ferne. Ich denke eben jetzt daran, daß am heutigen Tage mein lieber Sohn geboren und einen solchen Vormittag mein Trauring einst zerbrochen ist. Nun will ich beten.“

Was wäre aus Arndt geworden, wenn Charlotte nicht gestorben wäre? Diese Frage stößt uns unwillkürlich auf, wenn wir das Stück Weges zurückblicken, das die Beiden miteinander gegangen. Hätte Arndt sein Können in der Sorge um das tägliche Brot verzehrt? Wäre er je über den engen Kreis der Greifswalder Universität herausgekommen? Oder hätte er gar eines Tages die Fesseln gesprengt und wäre mit seiner ungebändigten Lebenskraft dennoch in den Kampf der Völker hinausgeeilt? Man spricht im gewöhnlichen Leben nicht selten bei dem Verlust eines Angehörigen: „Es war vielleicht besser so!“ Sollte dieser Trostspruch vom Schicksal auch für unseren Arndt bestimmt gewesen sein? Das Bild der Verklärten wird darum nicht verschleiert, sondern strahlt der Nachwelt noch in hellerem Glanze. Charlotte Quistorp hat durch ihr Leben Arndt zum wahren Dichter gemacht und durch ihr Sterben ihn dem Vaterlande geschenkt, das in schwerer Zeit seiner als Rufer im Streit bedurfte.

Unsere Vornamen.

Von

K. Wessely.

— Berlin. —

In ‚Wahrheit und Dichtung' erzählt Goethe, wie ihn Herder in der Zeit ihres Straßburger Verkehrs einmal brieflich mit ein paar Versen um ein Buch gebeten und dabei nach seiner spöttischen und höhnischen Art angeredet habe: „Der von Göttern Du stammst, von Gothen oder vom Kothe." Goethe macht dazu die Bemerkung: „Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte: denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der blos um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja, wie die Haut selbst, ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden kann, ohne ihn selbst zu verletzen."

Goethe giebt hier einem natürlichen Gefühl beredten Ausdruck. Auch uns würde es verletzen, wollte Jemand unseren Familiennamen, den der Dichter ja zunächst im Auge hat, verunglimpfen. Durch ihn fühlen wir uns in erster Linie mit unserem Vater, von dem wir ihn erhalten haben, zu inniger Gemeinschaft verbunden. Dann aber ist er auch ein Band, das uns mit unseren Vorfahren zusammenhält und in die Vergangenheit reicht, wo es sich, für die eine Familie früher, für die andere später im Dunkel verliert. Diesen unseren Namen in Ehren zu halten, gilt uns als eine Pflicht, als ein Act der Pietät, mögen wir nun seine Bedeutung verstehen oder nicht, mag der Beiname, der einst unserem Ahn wegen irgend eines äußeren Merkmals oder einer inneren Eigenschaft beigelegt wurde und sich

in seinem Geschlecht vererbte, auch auf die heutigen Verhältnisse längst nicht mehr passen.

In viel höherem Grade noch als die Familiennamen sind unser persönliches Eigenthum, ja, ein wichtiges Stück unseres Selbst, die Vornamen; sie sind die Eigennamen im wahrsten Sinn des Wortes, aus ihnen zum Theil erst die Familiennamen entstanden. Es ist ein Geschenk von hoher Bedeutung und voll tiefen Sinnes, das dem neugeborenen Kinde mit dem Namen in die Wiege gelegt wird. Aber wie selten sind sich die für die Gabe verantwortlichen Eltern der wahren Bedeutung bewußt, und wie vielen Empfängern bleibt sie das ganze Leben hindurch verschlossen!

Freilich, wenn die Eltern ihren Sohn Gottfried nennen, so werden sie wohl dabei von dem Wunsche bewegt sein, daß der Friede Gottes auf ihm ruhen möge. Aber selbst wenn die Bedeutung des Namens noch leicht verständlich ist, wird er nicht immer eine Vorbedeutung für seinen Träger in sich schließen sollen; nicht aus jedem kleinen Hermann soll nach der Eltern Wunsch ein Kriegsmann werden. In anderen Namen scheint ein Sinn zu liegen, der ihnen nicht zukommt; so hat der Name Reinhold weder mit ‚rein' noch mit ‚hold' Etwas zu thun, sondern bezeichnet den des Rathes Waltenden, wie die ältere Form Reginwalt beweist. Für die Mehrzahl der alten deutschen Namen aber haben die Meisten das Verständniß verloren; sie werden gewählt, weil sie „hübsch klingen", und was da hübsch klingt, ist doch sehr Geschmacksache.

Wohl kann noch eine tiefere Absicht bei der Namengebung walten, die jedoch von der Bedeutung des Namens unabhängig ist; wenn nämlich die Kinder nach lebenden oder verstorbenen Mitgliedern der Familie, oder nach Personen aus der biblischen oder profanen Geschichte oder nach Heiligen genannt werden, die ihnen gewissermaßen auf ihrem Lebenswege ein leuchtendes Vorbild sein sollen, denen sie, wie die Eltern hoffen, dereinst ähnlich sein werden.

Allein an wirklichem Verständniß für die Personennamen fehlt es unserem Volke noch zu sehr. Wie oft hört man klagen: „Ich habe einen so häßlichen Namen." Dabei wird aber nur an den Klang gedacht, und es ist vergessen, daß eben dieser Name einen tiefen, schönen Sinn haben kann und wirklich meistens hat.

Dagegen hat die Wissenschaft diesem Gebiet reiche Pflege angedeihen lassen, seitdem Jakob Grimm, der Begründer des wissenschaftlichen Studiums der deutschen Sprache und Alterthümer, zuerst den Blick darauf gelenkt hat. Auf seine Anregung hin setzte die preußische Akademie der Wissenschaften einen Preis aus für die Sammlung altdeutscher Namen, und Förstemann brachte mit erstaunlichem Fleiß aus den Urkunden ein äußerst umfangreiches Material in seinem „altdeutschen Namenbuch" zusammen. Die Erklärung der Personennamen nach Bildung und Bedeutung wurde von Männern wie Abel, Andresen und Stark gefördert,

während über die Eigennamen der verwandten Sprachen durch Sprachvergleicher wie Pott und Fick, der mit seinen „griechischen Personennamen“ ein grundlegendes Werk geschaffen hat, helles Licht verbreitet wurde. Viel Interessantes, daneben freilich manches Verfehlte, enthält auch das einem größeren Publicum zugängliche Buch von Kleinpaul „Menschen- und Völkernamen“.

Hat die Erforschung der Eigennamen, dieser freiesten und willkürlichsten Schöpfung des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der Sprache, einerseits für den Sprachforscher großen Reiz, so ist sie in noch höherem Grade allgemein culturgeschichtlich interessant. In den Namen spiegelt sich die Weltanschauung einer bestimmten Zeit und das Seelenleben eines Volkes ab, sie geben Kunde von seinem äußeren Leben, von seinem religiösen und ethischen Empfinden, von seinen Idealen überhaupt. Auch wie sich die Lebensbedingungen und die Anschauungen eines Volkes im Lauf der Zeiten ändern, lassen die Namen erkennen: alte verschwinden, neue kommen auf, fremde Einflüsse machen sich geltend, die Mode übt ihren unheilvollen Zwang aus; auch die Personennamen haben ihre Geschichte. Während übrigens die Bedeutung der deutschen Vornamen im Allgemeinen klar gelegt ist, bleibt für die Geschichte derselben im Einzelnen noch viel zu thun.

Wir wollen im Folgenden eine Reihe unserer Vornamen erklären, indem wir aus der großen Zahl theils die am meisten verbreiteten, theils die besonders charakteristischen auswählen. Daran soll sich ein Ueberblick über die Geschichte der Vornamen in Deutschland anschließen. Es wird sich bei unserer Betrachtung auch als zweckmäßig erweisen, gelegentlich einen Blick auf die Namengebung verwandter Völker zu werfen, zumal wenn deren Namen auch bei uns Eingang und Verbreitung gefunden haben, damit deutlicher werde, welche Namen gerade uns eigenthümlich und welche Gemeingut der Deutschen und anderer Völker sind.

Die Verleihung des Namens war bei den Deutschen von jeher mit einer heiligen Handlung verbunden. In der heidnischen Zeit hob der Vater das vor ihm auf den Boden niedergelegte neugeborene Kind auf, zum Zeichen, daß er es als das seinige anerkenne. In Anwesenheit von Verwandten und Freunden des Hauses wurde es sodann — vielfach am achten oder neunten Tage nach der Geburt — mit Wasser begossen, und der Vater oder auch ein der Familie nahestehender älterer Mann, dessen besonderem Schutze das Kind damit anvertraut wurde, ertheilte ihm einen Namen. Dieser war von um so größerer Bedeutung, als er der einzige blieb, den das Kind im Leben trug, da Familiennamen erst viel später Sitte wurden. Dieser Name wurde nun nicht etwa nach äußeren Merkmalen oder auffallenden Eigenschaften gewählt, deren man ja auch bei den kleinen Erdenbürgern nur selten hätte finden können, sondern man legte dem Kinde diejenigen Fähigkeiten und Charakterzüge bei, durch welche es sich im Leben dereinst nach Wunsch und Hoffnung des Gebers auszeichnen

sollte. Der Name wurde dadurch zu einer guten Vorbedeutung geweiht, durch ihn wurde dem Kinde gewissermaßen ein ideales Vorbild gegeben.

Derart in die Namen einen tiefen symbolischen Sinn gelegt zu haben, ist nun nicht ein besonderes und ursprüngliches Verdienst unserer Vorfahren. Lange bevor die Germanen aus ihrer asiatischen Urheimat nach Deutschland kamen, als sie noch mit Slaven und Kelten, Italikern und Griechen, Persern und Indern ein einziges Volk bildeten, herrschte dieser Brauch, in jener dunklen Vorzeit, für die es eigentlich geschichtliche Ueberlieferungen nicht giebt, und in die erst in unserem Jahrhundert durch die vergleichende Sprachwissenschaft ein ungeahntes, glänzendes Licht geworfen worden ist. Wie eine Reihe übereinstimmender Wörter in den verwandten Sprachen Schlüsse auf die Lebensverhältnisse des indogermanischen Urvolkes gestattet, so läßt uns die überraschende Aehnlichkeit gewisser Personennamen als wahrscheinlich vermuthen, daß sie jenem bereits eigen gewesen seien. Schon damals kündeten die Namen Glanz und Herrlichkeit und Auszeichnung im Leben; sie priesen Ruhm und Ehre, vor Allem in Kampf und Schlacht; aber auch starker Schutz daheim im Frieden und guter Rath galten als wünschenswerth.

Auch die formale Bildung der Namen war bereits eine fest ausgeprägte und dieselbe wie später bei Indern, Griechen, Deutschen und den meisten verwandten Völkern. Das Wesentliche derselben ist, daß die Namen aus zwei Wortstämmen zusammengesetzt sind. Von ihnen bezeichnet der zweite, ohne gerade immer ein Adjectiv zu sein, eine bestimmte Eigenschaft, welche durch den ersten in irgend einer Weise modificirt wird. So heißt Jemand nicht blos „berühmt“, sondern etwa „im Heer,“ „im Kampf“, „im Lande berühmt“ oder „der gut Rathende“, „der hell Leuchtende“.

Neben solchen prophetischen Namen besaß das Urvolk, wie wir mit Hilfe der Sprachvergleichung annehmen können, noch einen von eigenthümlicher Art. Derselbe bezeichnete, aus frommem, dankbarem Gemüth entspringend, das Kind als Gabe der Gottheit, ähnlich wie die griechischen und auch bei uns heimisch gewordenen Theodor und Dorothea.

Die hier zu Grunde liegende Anschauung ist weit verbreitet: sie findet sich nicht nur bei den Indogermanen, sondern auch z. B. bei den Juden. Da bedeutet der in latinisirter Form Johannes lautende Name „Gott hat es gegeben“, und den gleichen Sinn haben Jonathan und Nathan, Matthias und Matthäus. Dabei mag gleich erwähnt werden, daß der religiöse Sinn des israelitschen Volkes gar manchen Namen in's Leben gerufen hat. So bedeutet Elias „Jehovah ist mein Gott“, Josua und gräcisirt Jesus „Gott hilft“, Jesajas „der, dessen Heil Gott ist,“ und Elisabeth „Gott ist mein Eid“.

Kehren wir zu den Indogermanen zurück. — Schon eine weitere Ausbildung des Systems zeigen die Namen der alten Inder. Außer Sieg und Ruhm verherrlichen sie auch menschliche Schönheit, Freude und Heiterkeit,

Anmuth und Liebe. Besonders poetisch muthen die von den Blumen entlehnten Namen im Sanskrit an, wie wenn Jemand „Sohn" oder „Freund" oder „Herrscher der Lotosblume" heißt.

Durch besondere Form- und Klangschönheit, durch Tiefe des Sinnes und erstaunliche Mannigfaltigkeit sind die Namen der Griechen ausgezeichnet. — Die Worte, welche Schiller im „Siegesfest" den Neoptolemos im Hinblick auf Achilleus' frühen Tod sprechen läßt: „Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das Höchste doch," geben die allgemeine griechische Anschauung wieder. Das zeigen die mehr als 200 uns bekannten Namen auf κλῆς*); ich erinnere nur an Sophokles, Themistokles, Perikles „den durch die Weisheit", „den durch die Gerechtigkeit", „den rings im Lande Berühmten". Der Beste zu sein, die ἀριστεία, war das Ziel der Helden; davon künden zahlreiche Namen, wie Aristoteles, „der das Beste Vollendende", Aristarch, „der beste Herrscher", und Aristophanes, „der als Bester Hervorleuchtende".

Zum Ideal vollkommener Menschlichkeit gehörte vor Allem noch die Schönheit; auch sie ist in vielen Namen verherrlicht. Besonders den Mädchen verheißen die Namen Anmuth und Schönheit, Glanz und Heiterkeit, sie werden mit Sternen, mit Rosen, Lorbeer und Myrte verglichen. Aber auch Männer heißen nach der Blume und Blüthe, und Stephanos bedeutet den „Kranz". — Vielfach ist die Zugehörigkeit zu Stadt und Volk in den Namen ausgedrückt. Auch Lieblingsbeschäftigungen des Volkes wie Schifffahrt und Reitkunst spiegeln sich in den Namen wieder. Ueber hundertundfünfzig weisen auf das Roß; man denke nur an Philipp, „den Freund" und Hippokrates, „den Herrscher der Rosse".

Sah schon das Urvolk im Kinde eine Gabe der Gottheit, so werden jetzt die einzelnen Götter als Geber betrachtet. Die Historiker Herodot, Diodor und Apollodor waren „Geschenke" der Hera, des Zeus und des Apollo; auf ägyptischem Einfluß beruht Isidor, „die Gabe der Isis".

Aus einer unerschöpflichen Quelle entsprangen die griechischen Namen. Zahllose Variationen waren möglich; neue Namen wurden geschaffen, indem je einer der Wortstämme, die von jeher zur Namenbildung dienten, mit einem beliebigen anderen combinirt und so die altindogermanische Doppelheit der Stämme gewahrt wurde. Außerdem wurden die vorhandenen Namen in der mannigfaltigsten Weise verändert und verkürzt und zu sogenannten Kose- oder Schmeichelnamen gestaltet, die dann aber auch als eigentliche Eigennamen galten, so gut wie bei uns Fritz und Hans, Gretchen und Lieschen. — In Folge dieses Reichthums war für Familiennamen kein Bedürfniß; sollte Jemand genauer bezeichnet werden, so fügte man hinzu, wessen Sohn er sei.

Erst aus spätgriechischer Zeit stammen die Namen Margarete, die

*) Stammverwandt mit τὸ κλέος = der Ruhm.

„Perle“, Katharina und Agnes, die „Keusche, Reine“, Agathe, die „Gute“, und Sophia, die „Weisheit“, die bei uns größtentheils deshalb Verbreitung fanden, weil sie christlichen Heiligen eigen gewesen waren.

Eine durchaus besondere Stellung nehmen mit ihrer Namenbildung innerhalb der indogermanischen Völkergruppe die Römer ein. Die ursprünglichen zweistämmigen Eigennamen sind verschwunden. Es giebt noch nicht zwanzig Vornamen, und für dieselben waren, was sehr bezeichnend ist, in der Schrift bestimmte Abkürzungen üblich: der Vorname war eben nicht viel mehr als ein Buchstabe! Wir finden keinen stolzen Wunsch in ihnen ausgedrückt; wie prosaisch erscheinen Quintus, Sextus, Decimus, der „Fünfte, Sechste und Zehnte“, die schließlich auch gegeben wurden, wenn im einzelnen Fall die Nummer nicht stimmte. Nicht schöner ist „der am Morgen“ und „der am hellen Tage Geborene“, Manius und Lucius.

Den wichtigsten Theil des Namens bildete der Geschlechtsname. Ihm schloß sich meistens noch ein Beiname an. Ueber diese beiden Gruppen von Namen ist noch wenig gearbeitet; die meisten derselben sind sehr dunkel. Vielfach sind sie von äußeren Eigenschaften und vom Berufe des Mannes hergenommen. Oft zeigt sich auch in der Namenwahl der Sinn des römischen Volkes für die Satire, die scharfe Beobachtung menschlicher Schwächen und Gebrechen; ich erinnere an Crassus, den „Dicken“, Strabo, den „Schielenden“, und Claudius, „den vom Geschlecht des Hinkenden“. Ebenso wie die eigentlichen Geschlechtsnamen blieben auch die Beinamen, die ursprünglich nur einem Einzelnen zukamen, in der Familie üblich. Ja, selbst bestimmte Vornamen erbten sich im Geschlechte fort, so daß oft angegeben werden mußte, wessen Sohn und wessen Enkel Jemand war.

Trat uns in den griechischen Namen auf's Klarste die hellenische Eigenart entgegen, welche dem Individuum sein Recht läßt und die freie Entwickelung der Persönlichkeit fördert, so zeigte sich in den Namen der Römer eine Nivellirung, ein Aufgehen des Einzelnen in der Familie, im Geschlecht, im Staat, worin freilich auch etwas Erhabenes liegt, und worauf zum nicht geringen Theil die Größe Roms beruht.

Gegen die Umständlichkeit der römischen Männernamen sticht es sehr ab, ist aber auch wieder echt römisch, daß die Frauen gar keine Vornamen, sondern nur den Geschlechtsnamen tragen. Wie sonderbar würde es uns anmuthen, sollten wir unsere Töchter und Schwestern im täglichen Leben mit unserem Familiennamen anreden und unsere Mütter und Frauen mit dem ihrigen!

Eine Folge der geringen Bedeutung der römischen Vornamen ist es auch, daß keiner derselben bei uns Eingang gefunden hat; was wir von römischen Namen besitzen, geht vielmehr auf Geschlechtsnamen, wie Julius Aemilius und Antonius oder auf Beinamen, wie Augustus*), zurück.

---

*) = „Der Erhabene“, zum ersten Mal dem Imperator Octavian im Jahre 27 v. Chr. vom römischen Senat verliehen.

Wenden wir uns jetzt unserem deutschen Namenschatze zu und betrachten zunächst diejenigen alten Namen, welche bereits unsere heidnischen Ahnen besessen haben. Unter den sämmtlichen Namensystemen der indogermanischen Völker bezeichnet der oben genannte Sprachforscher Fick das germanische als „das mächtigst entwickelte und mit der feinsten Symbolik durchgeführte", während das indische in seiner Durchsichtigkeit, das griechische in seiner maßvollen Schönheit unübertroffen dastehen. Er hebt hervor, daß die Germanen durch feste Beschränkung auf einen ganz geschlossenen Ausschuß von Namenwörtern, durch eine systematische Umkehrung der zweistämmigen Eigennamen, wie Wolfgang — Gangolf, endlich durch eine wunderbar reiche und systematische Durchführung der Bildung von Kosenamen ihren ausgeprägten Sinn für Individualität bethätigt haben, und fügt hinzu: „man könnte vermöge einer erschöpfenden Durchführung der germanischen Namenbildungsgesetze eine derartige Masse deutscher Namen erzeugen, daß noch heutzutage jeder der mehr als fünfzig Millionen Deutscher mit einem eigenen Namen bekleidet werden könnte, wie denn die gesammte romanische Welt sich noch heute in die Fetzen des altgermanischen Prachtgewandes kleidet."

Wie schon bemerkt, sind weitaus die meisten deutschen Namen aus zwei Wortstämmen gebildet. Ganz vereinzelt sind die einstämmigen, wie Karl, was allgemein den Mann, den tüchtigen „Kerl" bezeichnet und sich mit dem griechischen Andreas, vielleicht auch mit dem so häufigen lateinischen Marcus, berührt, ferner Ernst, „der entschlossene Kämpfer"*). — Andere scheinbar einstämmige Namen sind aus ursprünglich zweistämmigen gekürzt und eigentlich Kosenamen, wie Kurt aus Konrad.

Vor Allem findet in den Namen der kriegs- und kampflustige Sinn der Deutschen seinen Ausdruck; von Schlacht und Sieg, von Muth und Kühnheit, von Ruhm und glänzender Ehre tönt es in ihnen. So beziehen sich auf den Kampf von den Namen, die aus alten steiermärkischen Urkunden gesammelt worden sind, volle zwei Drittel.

Im Altdeutschen bedeuten außer ernust noch gund, hilda, hadu (wovon unser Substantiv „Hader") und wîg den Kampf; von Allen sind zahlreiche Namen gebildet. Da ist Gunther oder Günther, „der Kampfheld"; denn im Althochdeutschen ist heri ursprünglich wahrscheinlich „der Krieger, der Held", dann erst die Gesammtheit der Krieger, „das Heer". Auch das schwedische Gustav, „der Kampfesstab", hängt mit gund zusammen. — Der alte Recke und Waffengenosse Dietrichs von Bern Hildebrand und sein Sohn Hadubrand sind „die im Kampf Strahlenden" oder „die Kampfschwerter"**). Chlodowig, in späterer Form Chlodwig

---

*) Im Althochdeutschen bedeutet ernust zunächst den „Kampf".

**) Im Althochdeutschen bezeichnet brant vom Stamm des Verbums „brennen" auch das Schwert, als brennende, leuchtende Waffe.

und Ludwig, bedeutet den „ruhmvollen Krieger"*), und manche mit wig gebildete Namen haben sich bei uns noch als Familiennamen erhalten, wie Hartwig, Herwig und Wichmann**). Aehnlich bedeutet Werner, eigentlich Werinher, den „wehrhaften", und Walther den „gewaltigen Helden".

Oft hallt es in den Namen von den Waffen wieder, und werden die Menschen mit den Waffen selbst verglichen. Besonders häufig erscheint der Ger. So ist Gerhard „der Speerstarke", Rüdiger „der Ruhmesspeer"***), und Edgar „der mit dem Schwert sein Eigenthum Schützende"†). Ort war des Schwertes Spitze, Ortwin „der Schwertfreund", ecke die Schneide des Schwertes, daher Eckehard, Eckard „der Schwertstarke". Wie der Helm den Krieger schirmt, so ist wohl Wilhelm, „der zu schützen Gewillte", und dasselbe bedeutet wohl Helmut, das dann eigentlich „Helm-Muth" wäre. In Bertrand sehen wir den Kämpfer mit leuchtendem Schildrand", Bruno, ein Kosename, weist auf die glänzende Brünne.

Viele Namen statten ihre Träger mit kriegerischen Tugenden aus; wir kennen gegen 160 auf bald = kühn, dessen spätere Form bold oder polt z. B. in Liutpold, Leopold, dem „Volkskühnen"††), vorliegt, und die schließlich in „Witzbold" und „Trunkenbold" ihren edlen Sinn verloren hat, und wir kennen sogar gegen 250 Namen auf hart = stark, tapfer.

Milder klingen die uralten siegverheißenden Namen, wie Siegfried und Siegmund, worin mund, wie in „Vormund", Schutz bedeutet.

Schon Tacitus kennt mehrere Namen, die den Sieg preisen, wie Segimer, „der Siegberühmte"†††). Sebald, aus Sigibald entstanden, ist „der Siegeskühne".

Dem Sieger wird Ruhm und Ehre zu Theil. Erich, aus Erarich, ist der „der Ehre Mächtige"; Chlotar, später Lothar, bezeichnet den „berühmten Helden"; auch der Familienname unseres Reformators Luther geht darauf zurück. Ruotland, Roland ist „der im Lande", Volkmar, wie das griechische Damokles, „der im Volke Berühmte", Ruprecht und Robert „der Ruhmglänzende". Mit dem Adjectiv bercht = glänzend, leuchtend wurde übrigens eine außerordentliche Menge von Namen gebildet; wir kennen mehr als vierhundert. —

*) Der erste Bestandtheil des Namens geht auf die indogermanische Wurzel klu zurück, von der auch das griechische κλυτός = berühmt und unser „laut" stammt.

**) Manche mit wîch zusammengesetzte Namen lassen auch eine andere Deutung zu, da wîh, womit „weihen" zusammenhängt, das Heiligthum bedeutet.

***) Der erste Bestandtheil ist das althochdeutsche henod, das nach Laut und Bedeutung mit „Ruhm" zusammenhängt, aber schon kein selbstständiges Wort mehr ist.

†) Ueber den ersten Bestandtheil s. Anm. 2 auf Seite 122.

††) Der erste Bestandtheil ist das althochdeutsche liut = Volk, woher unser „Leute" stammt. Mit leo, dem Löwen, hat der Name Nichts zu thun.

†††) Althochdeutsch mâri, mittelhochdeutsch mære ist = bekannt, berühmt; davon auch „Märe" und „Märchen".

Ein merkwürdiges Schicksal hat der zuletzt genannte Name Ruprecht gehabt. Der Knecht Ruprecht, der Begleiter des Christkindes, wurde im Volke eine beliebte Figur. Wer sich als solcher verkleidete, durfte sich roh und grob benehmen, und daher nennt man seit dem siebzehnten Jahrhundert einen flegelhaften Menschen einen Rüpel und in Schlesien und in Leipzig die Schornsteinfeger Feuerrüpel. —

Die Eigenthümlichkeit des germanischen Volkscharakters zeigt sich darin, daß auch die Frauen kriegerische Namen führen. Schon Cäsar erzählt, wie im Heere des Ariovist die Frauen auf der Wagenburg standen, die Männer ermuthigten und anflehten, sie nicht der römischen Gefangenschaft preiszugeben. Sie griffen sogar vielfach in den Kampf ein, tödteten fliehende Männer und ihre Kinder und nahmen sich schließlich selbst das Leben; denn die Freiheit war ihr höchstes Gut. Erscheint ja auch das eigentliche Ideal des germanischen Weibes in den Walküren, die mit strahlender Brünne angethan, von der Brünhilde ihren Namen hat, an der Schlacht theilnehmen, Odhins Befehle ausführten und die Todten, die sie von der Walstatt gekürt, nach Walhall geleiteten.

So sind denn zahlreiche Mädchennamen mit hilda zusammengesetzt. Mechthild oder Mathilde ist „die machtvolle", Chlothilde „die berühmte" und Grimhilde oder Krimhilde*) „die Helm-Kämpferin". Hildegunde bezeichnet die „tüchtige Kriegerin" und ebenso Haduwig = Hedwig; ähnlich ist Hildegard**), Hildburg und Walburga die „Bergerin, Schützerin in der Schlacht"; Kunigunde ist „die für ihr Geschlecht Kämpfende"***) und Gudrun „die runenkundige Kampfzauberin" †). Hierher gehört auch der Name Gertrud, der aber schwer deutbar ist und in das Reich des Ueberirdischen zu führen scheint. Eine Walküre heißt bei den Nordgermanen Thrudr, andererseits sind Truden Quälgeister, ähnlich dem Alp. Aber auch ein Zusammenhang mit „traut" ist wohl vorhanden, wie denn der Name später auch Gertraud lautet; es wäre so aus der ursprünglich vielleicht göttlichen „Speerjungfrau" eine „Speergeliebte" geworden.

Verlassen wir nun die kriegerischen Namen und betrachten wir diejenigen, die uns lehren, was den alten Deutschen sonst im Leben wünschens- und erstrebenswerth schien.

Ein hohes Gut war Macht und Herrschaft; das zeigt z. B. der Name Theoderich oder Dietrich, „der Volksherrscher" ††). Ebenso ist

---

*) grima heißt im Althochdeutschen der Helm.

**) gard, womit auch „Garten" zusammenhängt, bedeutet Einhegung, Obhut, Schutz.

***) kuni bedeutet Verwandtschaft, Geschlecht.

†) Aus Gundrun; falsch ist die Deutung, die R. Wagner in der „Götterdämmerung" giebt: „die Gutraunende".

††) diota ist im Althochdeutschen = Volk, rich ursprünglich = Herrscher, woran noch unser Substantiv „Reich" erinnert, während die Bedeutung des Adjectivs „reich" sich erst daraus entwickelt hat.

Roderich „der Ruhmesherrscher", Waldemar „der Gewalt- oder Macht-Berühmte", und auch Bodo oder Botho bezeichnet „den Gebieter". — Daß auch die friedliche Herrschaft nicht unrühmlich war, beweist Friedrich, der „Friedensherrscher".

Ueberhaupt fehlte nicht die Werthschätzung des Friedens; das zeigen die etwa dreihundert mit frid zusammengesetzten Namen, die wir kennen. Indessen bezeichnet das Wort in alter Zeit und ursprünglich nicht sowohl den Gegensatz zum Kriege, als überhaupt Schutz und Schirm. Fridenand war der „Friede-Kühne", ein Name, den wir später von den Spaniern als Ferdinand zurückerhalten haben*).

Als ein kleiner König fühlte sich jeder Germane in seinem Heim, und die Liebe zu diesem, die Freude an der Lage und Umgebung des Hauses klingen aus den Namen wieder. Viele waren mit Hag und Hain, mit Saal und Heim gebildet; geblieben ist uns Heinrich, „der Daheim-Herrschende" und Ulrich aus Odalrich, „der über sein Erbgut Herrschende". Treue Verwaltung des angestammten Besitzthums hoffte man von seinen Kindern: „der über sein Gut Wachende" ist Odoaker**), woraus auch Ottokar und die Koseform Otto wurde; „der sein Besitzthum Schützende" ist Otfried, Edmund und Edward, das wir von den Franzosen als Eduard zurückerhalten haben. Stammverwandt mit odal ist „Adel", die edle Abkunft, die besonders hochgeschätzt war. Viele alte Namen sind mit „Adel" zusammengesetzt, namentlich bei den Franken; wir haben noch Adalbert, Albrecht, Albert, den „Adel-Glänzenden", und Adelheid, das ein Mädchen von adligem Wesen bedeutet***).

Im Frieden, in der Volksversammlung war kluger Rath geschätzt. Davon sprechen viele Namen, wie Reinhard, „der tüchtige Rathgeber"†), Reinhold, „der Rathwaltende", Raimund, „der durch seinen Rath Schützende", und Konrad mit seinen Koseformen Kurt und Kunz, „der Geschlechtsberather"††), der aber auch zum „kühnen Berather" umgedeutet wurde und dann ganz mit dem griechischen Thrasybulos übereinstimmt.

Klugheit und Weisheit pries gar mancher Name. Hugu hieß im Althochdeutschen der Verstand, Hugin einer der beiden klugen Raben, die Odhins stete Begleiter waren; aus einem der mit hugu zusammengesetzten Namen, wie etwa Hugbert, später Hubert, ist der Kosename Hugo ent-

---

*) Diese von Diez gegebene Deutung wird durch die umgekehrte Form Nantfrid wahrscheinlich; Andere sehen Herinand, „der Heerkühne", als Grundform an, aus der im Spanischen mit Wechsel von h und f Fernando geworden wäre.

**) ôt ist althochdeutsch = Besitz, davon auch das mittellateinische allodium = Ganz-, Freibesitz. Im Sächsischen und Angelsächsischen erscheint das Wort als ed.

***) heit ist althochdeutsch = Person, Wesen, Beschaffenheit, jetzt zum bloßen Suffix geworden.

†) Zu Grunde liegt regin = Rath.

††) Von kuni = Geschlecht.

standen. — Sinn für Gesetz und Recht spricht z. B. aus dem Namen Ewald, der unser ursprünglich „Gesetz" bedeutendes Wort „Ehe" enthält und daher den „des Gesetzes Waltenden" bezeichnet.

Auch Frohsinn und Heiterkeit, Liebe und Freundschaft verherrlichten viele Namen, die uns aber verloren gegangen sind; geblieben ist uns Alwin, „der edle Freund"*), nebst Alwine. — Im dritten und vierten Jahrhundert gingen besonders viele, nun längst verschwundene Namen auf gast aus. Das zu Grunde liegende indogermanische Wort bedeutet eigentlich den Fremdling; während er aber im Lateinischen zum hostis, dem Feinde, wurde, genoß bei den Germanen der „Gast" die freundlichste Behandlung. Freigebigkeit galt damals, wie auch an den Fürstenhöfen der Ritterzeit als Kennzeichen des Vornehmen: Gebhard bezeichnet den „tüchtigen Geber".

Eine besondere und reiche Gruppe bilden die Personennamen, welche religiöse Beziehungen enthalten, welche göttlichen Schutz verheißen, oder auch in stolzer und naiver Weise den Menschen mit überirdischen Wesen vergleichen. Allerdings scheute man sich, Kinder nach dem höchsten Gotte Wodan und dem Kriegsgotte Ziu zu nennen; auch von Donar sind wenige Namen abgeleitet, während in Norwegen viele mit Thórr zusammenhängen.

Die lichten Gottheiten der Germanen hießen mit gemeinsamem Namen Asen, d. h. „Stützen" des Weltgebäudes. Von ihnen leitet sich der Name Anshelm oder, mit Verwischung des zweiten Bestandtheils, Anselm ab, „der von den Asen Beschützte", sowie Oswald, „über den ein Ase waltet", und Oskar, „der Göttersper"; ôs war nämlich die sächsische, ans die hochdeutsche Form des Wortes.

Zur Zeit des Tacitus gab es drei große Cultverbände unter den Deutschen, die sich rühmten, von besonderen Stammesgöttern abzustammen. Die Ingävonen, Istävonen und Irminonen. An den Gott Ingvio, dem im Norden Freyr gleichgestellt wird, erinnert Ingeburg, sowie die Helden des ersten Theiles von Gustav Freytags „Ahnen", Ingo und Ingraban. Ursprünglich vielleicht nur ein Beiname Wodans war der gewaltige, starke Irmino, dem die Irmensäulen geweiht waren. Von ihm hat man auch den Namen Arminius**) abgeleitet, doch fraglich, ob mit Recht. Sicher geht auf ihn dagegen Irmgard, nebst den Koseformen Irma und Emma zurück.

Es wird kein bloßer Zufall sein, daß es gerade Frauennamen sind, die uns noch heute an jene Götter gemahnen. Wie schon Tacitus bezeugt, sahen unsere Vorfahren im Weibe „etwas Heiliges und Prophetisches". Es war also ein Hinweis auf die Gottheit in einem Mädchennamen besonders am Platze, und so ist denn in den noch lebenden altdeutschen weiblichen Namen neben der Beziehung auf den Kampf die Beziehung auf

*) Aus Adelwin, oder auch „der Freund Aller"; eine andere Deutung s. S. 124.
**) Die falsche Gleichsetzung von Armin und Hermann geht auf Klopstock zurück.

die überirdische Welt vornehmlich ausgeprägt. Wenn nun auch unser Namen Bertha vielleicht eine bloße Koseform ist und einfach „die Glänzende" bezeichnet, so ist doch eine tiefere, symbolische Bedeutung denkbar: Bertha war ein Beiname der Gattin Wodans Frigg, einer gütigen, milden Göttin. Dieselbe hieß auch Holda, woraus im Märchen die freundliche Frau Holle geworden ist, so daß möglicher Weise der Name Hulda ebenfalls mit ihr in Verbindung steht. — Aehnlich ist es mit Ida, das ein Schmeichelname für Idaberga, „jugendfrische Schützerin"*), sein oder mit den Idisen zusammenhängen kann, worunter heilige, göttliche Frauengestalten und auch Walküren verstanden wurden.

Außer den Göttern sind noch andere übermenschliche Mächte in vielen altdeutschen Namen vertreten. So ist Ilse die Bezeichnung eines weiblichen Wassergeistes. Von einem solchen stammt der Name des von Heine besungenen Flüßchens im Harz und auch der Mädchenname Ilse. In anderer Form lautet er Elsa und vermischte sich später mit den Kürzungen des hebräischen Namens Elisabeth.

In das Reich der Alben oder Elfen, wie wir sie nach der englischen Form des Wortes zu nennen pflegen, führt uns der Name Alfred, „der Elfenrath", und Alboin, sowie vielleicht auch Alwin, bedeutet den „Elfenfreund". — Im Gegensatz zu diesen kleinen Geistern, die ursprünglich Seelen Verstorbener waren und dann zu so lieblichen Märchengestalten wurden, stehen die mächtigen Riesen oder Hünen. An sie erinnert Humbert und Hunibald (Humbold). Auch Thursen hießen die Riesen, und vielleicht ist Thusnelda eigentlich Thursinhilda, „die Riesenkämpferin"**).

Mit dem religiösen Glauben hängen auch die von Thieren abgeleiteten Namen zusammen. Wie bei den Griechen und Römern, so waren auch bei den Germanen gewisse Thiere bestimmten Göttern heilig. Ja, diese Heilighaltung der Thiere beruht im Grunde noch auf einer anderen Anschauung aus grauer Vorzeit; wir werden hier auf eine weit tiefere Stufe der Religion geführt. Die Naturmenschen, die mit den wilden Thieren des Waldes um ihr Leben kämpften und ihr Hab und Gut von ihnen beständig gefährdet wußten, sahen in ihnen übernatürliche Gewalten und erwiesen ihnen göttliche Verehrung, um sie gnädig zu stimmen. Später konnten Thiere auch einfach als Vorbilder der Kraft und des Muthes gelten, wie wir noch gern den „Löwenmuth" eines Kämpfers rühmen.

Besonders viele Namen der Deutschen sind vom Wolf hergenommen. Der Wolf ist sogar bei weiten das häufigste namenbildende Wort gewesen; wir kennen gegen fünfhundert Namen, die mit Wolf beginnen oder darauf

*) Der erste Bestandtheil ist schon im Altdeutschen kein selbstständiges Wort mehr.

**) Neuerdings wird der erste Theil des Namens auch mit einem Wortstamm in Verbindung gebracht, der „Kraft" bedeutet und noch in „tausend", althochdeutsch tûsunt, dem „starken Hundert", vorliegt.

ausgehen. Er war das heilige Thier des höchsten Gottes Wodan-Odhin; zwei Wölfe begleiteten Odhin in die Schlacht. Auch dem Apollo und dem Kriegsgott Mars war der Wolf heilig; die Marssöhne Romulus und Remus säugte eine Wölfin, die dann das Wahrzeichen der Stadt Rom geworden ist. Von der Bedeutung des Thieres zeugt ferner der unheimliche Glaube an den Werwolf, d. h. einen Mann, der Wolfsgestalt annehmen kann und dann über seine Mitmenschen herfällt, um sie wie ein wildes Thier zu zerfleischen, ein Glaube, der sich auch bei den Griechen, Römern, Kelten und besonders den Slaven findet. Noch jetzt spielt in unseren Märchen der Wolf eine große Rolle, eine Nachwirkung uralter Anschauung.

Das älteste litterarische Denkmal der Germanen, von dem zugleich der Verfasser bekannt ist, die gothische Bibelübersetzung, verdanken wir einem „Wölflein", dem Wulfila. Noch jetzt ist Wolf ein Kosename; sonst ist uns geblieben Adolf, „der edle Wolf", Rudolf, „der Ruhmwolf", und Wolfgang, „dem der Wolf des Sieges zum glücklichen Vorzeichen vorangeht". — Erwähnt sei, daß auch viele griechische und indische Namen vom Wolfe abgeleitet sind; ja auch bei den Indianern finden sich Namen wie „Präriewolf", wie sie denn überhaupt Benennungen lieben, die mit der Thierwelt in Zusammenhang stehen.

Auch der Rabe war, wie schon erwähnt, dem Odhin heilig; er steckt in den Namen Wolfram und Bertram. — Neben dem Wolf erscheint zugleich der Aar in Arnulf; derselbe findet sich auch im Namen Arnold aus Arnwalt, sonst aber seltener, da er im Glauben eine geringere Rolle spielte als etwa der Adler des Zeus und Juppiter.

Der eigentliche König der Thiere in den deutschen Wäldern war der Bär. Bernhard nebst der verkürzten Form Benno erinnert noch daran. Die Bedeutung Bär soll auch der Name des britischen Königs Artus oder Arthur haben, der mit seiner Tafelrunde in so vielen Dichtungen der Ritterzeit gefeiert worden ist. — Dagegen hat der Löwe nie in Deutschland gehaust und daher nicht, wie bei den Griechen, zur Namenbildung mitgewirkt. Die Fabeln, in denen er der Herrscher des Thierreichs ist, stammen aus Griechenland und dem Orient, und der Name Leonhard ist erst unter lateinischem Einfluß entstanden.

Als Vorbild der Kraft galt auch der Eber, der einst in ganz Europa sehr verbreitet war und mit Vorliebe gejagt wurde. Geblieben ist uns Eberhard.

In alten Frauennamen ist besonders die Schlange vertreten. Während dies Thier im alten Testament zum Symbol des Bösen geworden ist, war sie dem Heidenthum besonders heilig. Um den Stab des Asklepios, des griechischen Gottes der Heilkunst, windet sich eine Schlange; nach der nordischen Sage umgiebt die riesige Midhgardsschlange den Erdkreis. Viele deutsche Märchen wissen von der Klugheit und prophetischen Gabe der Schlangen zu sagen, und diese Eigenschaften machten sie nach altgermanischer

Anschauung zur Verwendung für weibliche Namen ganz besonders geeignet. Im Altdeutschen hieß das Thier Lint oder Wurm, und in den vielen alten Namen auf —linde, wie Sieglinde, der Mutter Siegfrieds, und Gerlinde, der Mutter Hartmuths in der Gudrunsage, ist die eine Bezeichnung enthalten.

Als ein weises, heiliges Thier galt endlich der Schwan. In der Periode der Naturreligion verglich man Nebel- und Wolkengebilde mit Schwänen, und der mythenbildende Geist des Volkes schuf die anmuthigen Gestalten der Schwanenjungfrauen, die nicht nur in Dichtungen des Mittelalters, sondern noch in Märchen unserer Zeit verherrlicht worden sind. Namen von Schwanenjungfrauen wurden dann bisweilen irdischen Mädchen verliehen, und wenn auch ein Name wie Schwanhilde nicht mehr gebräuchlich ist, so hat er doch noch für uns einen besonders poetischen Klang.

Bei der Durchmusterung unseres altererbten Namenschatzes hat sich gezeigt, welche Fülle von kräftigen, sinnvollen und schönen Bezeichnungen unsere Ahnen geschaffen haben, und es hat sich uns zugleich ein farbenprächtiges, deutliches Bild ihres Lebens, ihrer Weltanschauung und ihrer Ideale entrollt. —

Wir wollten nun noch die geschichtliche Entwickelung der Namengebung in Deutschland betrachten*). Sie gleicht dem Wachsthum eines mächtigen Baumes mit weitverzweigten, kräftigen Wurzeln; frei und ungehindert, aus eigener Kraft, ist er anfangs emporgewachsen, aber wenn auch mancher Zweig immer üppiger grünte, so ist doch so mancher abgestorben, und von fremder Hand aufgepfropfte Reiser haben sich breit und breiter gemacht und das Bild mächtiger Einheit gestört.

So lange als aus den zahlreichen Elementen immer neue Personennamen geschaffen wurden, genügte der eine Name, um die Menschen deutlich von einander zu unterscheiden, und für besondere Familiennamen war noch kein Bedürfniß. Dennoch liebte man es schon in heidnischer Zeit, die Zugehörigkeit zum Geschlecht in den Namen zum Ausdruck zu bringen. Als Mittel dazu diente ein Element altgermanischer Poesie, die Alliteration; so heißen die drei Burgundenkönige des Nibelungenliedes Gunther, Gernot und Giselher. Oder man verwendete dasselbe Wort zur Namenbildung, wie im Geschlechte Siegfrieds den Sieg. — Auch setzte man gern je einen der zwei Bestandtheile des Vaternamens mit einem des Mutternamens zusammen: ein Elternpaar Gerbert und Sieglinde konnte seine Kinder Siegbert und Gerlinde nennen. Bei solcher Zusammen-

---

*) Beiträge zur Geschichte der Vornamen haben gegeben von Zahn, „Ueber steiermärkische Taufnamen“ in den Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, Bd. 29 und Steinhausen in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ 1893 und der Beilage zur „Täglichen Rundschau“ 1893, 10. Januar ff.

setzung war es aber möglich, daß dem neuen Namen ein natürlicher, deutlicher Sinn fehlte, wie wenn in Hedwig und Hildegunde beide Theile „Kampf" bedeuten und in Wolfram der Wolf mit dem Raben, in Arnulf mit dem Adler gepaart ist. Schon dadurch mußte späteren Geschlechtern das Verständniß mancher Namen erschwert werden; in weit höherem Grade aber war dies die Folge eines ganz natürlichen Umstandes. Die lautlichen Veränderungen, vor Allem die Abschleifung der volltönenden Endungen, die im Lauf der Jahrhunderte die gesammte Sprache umgestalteten, berührten naturgemäß auch die Eigennamen und machten sie undeutlicher und verschwommener: ein Chlothahari des neunten Jahrhunderts erscheint als ein Klothar im zwölften. Auch die mannigfaltigen Koseformen, welche zunächst den Reichthum an Namen beträchtlich vergrößerten, mußten durch die Verstümmelung und Umbildung des Ursprünglichen die Durchsichtigkeit beeinträchtigen.

Wurde auf diese Weise die Namenfülle geringer, so gewannen andererseits auch bestimmte Namen an Verbreitung. Frühzeitig schon nannte man die Kinder gern nach dem Großvater oder Oheim, so daß sich dieselben Namen in der Familie wiederholten. — Namen, die ursprünglich nur in bestimmten Gegenden üblich waren, griffen weiter um sich. Wir wissen, daß Friedrich, Rudolf und Albert anfänglich besonders in Schwaben, Luitpold in Baiern, Heinrich, Ludwig und Konrad in Rheinfranken vorkamen.

Bekannt ist, wie in Fürstenhäusern dieselben Namen forterben und im Hause Reuß sogar sämmtliche männlichen Angehörigen Heinrich heißen und nur durch eine Nummer unterschieden werden, was an die römischen Quintus, Sextus u. s. w. erinnert. Die erste Herrscherfamilie, welche bestimmte Eigennamen besonders pflegte, war die der Karolinger.

Hier aber ist zugleich der merkwürdige und sonst nicht wiederkehrende Fall, daß durch eine einzige Persönlichkeit ein Name im ganzen Volke Verbreitung findet. Wie die mächtige Gestalt Karls des Großen in der Sage verklärt und in zahlreichen Dichtungen des Mittelalters verherrlicht worden ist, so wurde sein Name einer der beliebtesten in Deutschland, zunächst natürlich in Franken; in Baiern und Oesterreich blieb er bis zum sechzehnten Jahrhundert selten. Ja, nicht nur in Deutschland, sondern auch bei den Romanen fand er Verbreitung, und sonderbar: bei den slavischen Völkern, in Ungarn und Griechenland ist er sogar zum Namen des Königs überhaupt geworden; im Russischen z. B. bedeutet karoly den König. Damit läßt sich unser Titel „Kaiser" vergleichen, der auf C. Julius Cäsar zurückgeht*).

*) Sehr merkwürdig ist die Bedeutung des Beinamens Cäsar selbst. Er hängt mit caedere = schneiden zusammen; Caesar und Caeso ist eigentlich Jemand, der durch die Operation, die wiederum nach Cäsar sectio Caesarea, „Kaiserschnitt", heißt, zur Welt gekommen ist.

Den gewaltigsten Einfluß auf die Namengebung hat das Christenthum gewonnen, einen Einfluß, der noch heute wirkt. Wie durch dasselbe das gesammte Leben umgestaltet wurde, so auch theilweise der Charakter der Eigennamen. — Den Namen, welche an die heidnische Götterverehrung erinnerten, trat begreiflicher Weise die neue Religion feindlich gegenüber. Zunächst allerdings schuf sie für diese einen Ersatz durch neue, echtdeutsche Bildungen, wie Gottfried, Gottlieb, das eigentlich Gottleib lautete, „Gottessohn" bedeutet und sich mit dem griechischen Diogenes, dem „Zeusentsprossenen", vergleichen läßt, ferner Godwin = Theophilus, „Gottesfreund," und Gottschalk „Gottesknecht". Während sich hier die Religion äußert, welche dienende Liebe predigt und die Menschen als Kinder Gottes ansieht, verbindet sich der neue Glaube mit altgermanischer Sinnesart in Namen wie Gotthard, Godebald und Godehelm; ja sogar Odhins Rabe taucht noch in Goderam auf. — Verwandte Anschauungen fand die neue Lehre von den Engeln vor, nämlich im Elfenglauben, so daß Namen wie Engelhard und Engelbert beliebt wurden.

Sehr selten sind dagegen in den ersten Jahrhunderten nach der Christianisirung Deutschlands die fremden hebräischen und griechisch-lateinischen Namen aus der biblischen und Heiligen-Geschichte. Bis zum zwölften Jahrhundert überwiegen die echt deutschen Namen durchaus, und die meisten Leute haben einen besonderen, von anderen deutlich zu unterscheidenden Namen. So haben in einer Goslarer Urkunde aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts neunundzwanzig Bürger fünfundzwanzig verschiedene Namen und nur deutsche. — Wie sehr aber gewisse Namen schon verbreitet waren, zeigt folgende Geschichte aus der Normandie. Bei einem Feste, das der junge König Heinrich zu Weihnachten 1171 gab, kamen zwei vornehme Wilhelme auf den Gedanken, Alle, die nicht Wilhelm hießen, aus dem Saale zu verweisen; aber siehe da, es blieben noch 117 Ritter da.

Im dreizehnten Jahrhundert vollzieht sich ein gewaltiger Umschwung im ganzen deutschen Leben. Es beginnt der Verfall des höfischen, ritterlichen Lebens; dagegen gelangen die Städte zur Blüthe Handel und Industrie und überhaupt das Bürgerthum nehmen einen Aufschwung. Aber conventionell wird Sprache und Verkehr. Die Poesie hat ihren Höhepunkt überschritten, Epos und Minnesang sinken immer mehr und mehr, während die Prosa an Umfang und Bedeutung zunimmt. —

Verstärkten Einfluß auf das bürgerliche Leben erlangte damals die Kirche. Die Bettelorden gewannen eine ungemeine Macht über die Gemüther, die Dominikaner und Franziskaner griffen als Prediger und Beichtväter in alle Verhältnisse ein; sie eiferten gegen das höfische Leben, gegen alle weltlichen Interessen, gegen die Poesie.

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch in der Namengebung ein Niederschlag dieser veränderten Verhältnisse zu Tage trat. Die Namen verloren von ihrem Sinn und ihrer Bedeutung für das Leben, der Schatz wurde

geringer. Je mehr die Leute vom Lande in die Städte strömten und diese anwuchsen, desto unbequemer mußte es sein, wenn mehrere Leute dieselben Namen trugen. Ein Ausweg wurde gefunden: man fügte Beinamen hinzu, die in der Familie erblich blieben. Seit dem zehnten Jahrhundert begegnen uns vereinzelte Beinamen, im zwölften nehmen sie die Ritter häufig an, und unsere klassischen Dichter heißen damals bereits nach ihrer Heimat Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue u. s. w. Als Beinamen dienten in der Folgezeit dann theils alte Eigennamen, die nun dauernd forterbten, theils von der Beschäftigung und von auffallenden äußeren oder inneren Eigenschaften eines Mannes hergenommene Bezeichnungen. Im vierzehnten Jahrhundert sind die Familiennamen unter den Bürgern schon sehr verbreitet und im sechzehnten allgemein. Um so weniger nöthig wurde es nun wiederum, auf individuelle Bezeichnung durch Vornamen Bedacht zu nehmen, es steht das Schwinden der Vornamen und das Wachsen der Familiennamen in deutlicher Wechselwirkung. In den Vornamen ist vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert ein ständiger Rückgang bemerkbar. So kommt in einem Kieler Rentebuch im dreizehnten Jahrhundert noch je ein besonderer Name auf drei bis vier Personen, im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf vier bis fünf, am Ende desselben aber nur noch auf sieben und im fünfzehnten Jahrhundert auf acht Personen.

Es will wenig besagen, wenn im dreizehnten Jahrhundert in manchen Gegenden die Helden der Ritterromane so beliebt werden, daß ihre Namen Kindern gegeben werden, wie Parcival, Iwein, Gawein, Tristan und Isolde, und noch spärlicher sind deutsche Neuschöpfungen, wie Herdegen und Steinwald, die im vierzehnten Jahrhundert auftauchen.

Die tiefste und breiteste Wirkung auf die Namenwahl übt seit dem dreizehnten Jahrhundert die Kirche aus: die biblischen und Heiligennamen werden rasch häufig und verdrängen die altdeutschen mehr und mehr. Zuerst tragen natürlich Geistliche selbst kirchliche Namen, von ihnen übernimmt sie gewöhnlich zuerst der Adel, während Bürger und Bauern erst später folgen und noch im vierzehnten Jahrhundert meist altdeutsche Namen führen. Auch ist zu bemerken, daß die Frauennamen länger ihren volksthümlichen Charakter bewahren. Eine besonders starke Zunahme der fremden Eindringlinge zeigt sich noch in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts; nach Beendigung der Kirchenspaltung, nach den Concilien von Constanz und Basel und nach den Hussitenkriegen war der kirchliche Streit zum Stillstand gekommen, und die Kirche hatte wieder an Macht und Einfluß gewonnen. War das Verhältniß der fremden zu den einheimischen Namen im zwölften Jahrhundert wie zwei zu fünfzig gewesen, so war es in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wie vier zu fünf. Besondere Geltung erlangten die Kalenderheiligen, und zwar wurde es Sitte, den Heiligen des Geburts- oder Tauftages zum Patron und Vorbild zu wählen.

Sehr früh taucht merkwürdiger Weise der Name Judith auf; schon die Gemahlin Ludwigs des Frommen und die Mutter Kaiser Friedrich Barbarossas hießen so. Sonst bleiben alttestamentliche Namen selten. Anders ist es mit den neutestamentlichen. Der Name Elisabeth verdankt seine schnelle Verbreitung dem Vorbilde der heiligen Elisabeth, der Schwiegertochter des Landgrafen Hermann von Thüringen. Er vermischte sich dann mit dem altdeutschen Namen Ilse, und von seiner Beliebtheit zeugen noch die zahlreichen jetzt gebräuchlichen Koseformen Elsbeth, Liesbeth, Liese, Lieschen, Elise, Lisette, Betti, Lilli; auch die Bezeichnungen „dumme Liese" und „Klatschliese" sind eine Folge der allgemeinen Verbreitung. — Der Name Maria taucht im zwölften Jahrhundert auf, bleibt im dreizehnten selten und wird erst im fünfzehnten beliebt. Merkwürdig übrigens, wie wenig mit dem Ideal christlicher Weiblichkeit, zu dem die Mutter Jesu im Katholicismus erhoben wurde, die ursprüngliche Bedeutung des Namens stimmt: er bedeutet, „die Herbe, Widerspenstige", muß also wohl anfänglich ein Beiname und kein Kindername gewesen sein. — Sehr selten blieb lange der Name Joseph, und seine jetzige Beliebtheit in Oesterreich verdankt er zum Theil dem Kaiserhause.

Von allen christlichen Namen hat bei Weitem die größte Verbreitung Johannes nebst seinen Schmeichelformen Johann und Hans gefunden. Für diese Erscheinung lassen sich mehrere Gründe angeben. Einmal wurde in der Kirche der Vorläufer Jesu, Johannes der Täufer, und auch der Lieblingsjünger des Herrn besonders werth gehalten. Ferner wurden viele Reliquien des Täufers in Deutschland verbreitet und Johanniskirchen gegründet. Endlich wirkte wohl auch der Umstand mit, daß Johannes in der katholischen Litanei obenan steht. Seit dem sechsten Jahrhundert tragen Geistliche den Namen, Nicht-Geistliche erst seit dem dreizehnten Jahrhundert und zunächst nur Hörige, vom vierzehnten an aber schon viele Adlige und Bürger. In Holstein ist er schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert der beliebteste von allen Namen. In Greifswald heißt Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der vierte Theil der Studenten Johannes und noch im sechzehnten etwa der sechste Theil. Ebenso trägt in Görlitz um das Jahr 1500 fast jeder fünfte Bürger den Namen, und in Steiermark heißen im sechzehnten Jahrhundert gar dreißig bis vierzig Procent so. Damals wird es bei den Vornehmen Mode, den allzu häufigen Vornamen mit einem anderen zu verbinden, und diese Sitte wird im siebzehnten Jahrhundert ganz allgemein; man denke nur an Johann Sebastian Bach. Im achtzehnten Jahrhundert findet sich der Name Johann bei dem dritten Theil der Studenten in Frankfurt an der Oder, aber meist in Doppelnamen. Dieser Brauch giebt den Namen der meisten Dichter und Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts ihren besonderen Charakter; ich erinnere an Johann Christoph Gottsched, Johann Jakob Bodmer und Breitinger, Johann Wolfgang Goethe und Johann Christoph Friedrich

Schiller. Im neunzehnten Jahrhundert hat der Name abgenommen, weil er zu gewöhnlich geworden war; aber auf dem Lande ist Hans noch der beliebteste Name. In Folge der großen Verbreitung ist Johann auch zum Kutscher- und Dienernamen überhaupt geworden, ebenso wie im Englischen John und im Holländischen Jan, und wie man im Russischen unter einem Iwan einen Hausknecht versteht. Ja, Hans ist sogar eine ganz typische Bezeichnung geworden, theils allgemein für den Menschen, theils mit dem Nebenbegriff des Thörichten. So haben wir das Sprichwort: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr", und schon im sechzehnten Jahrhundert wurde von den Landsknechten ein Offizier und auch sonst ein Vornehmer ein „großer Hans" genannt. Ferner hieß der Narr in den Fastnachtsspielen Hans, und in den Komödien des siebzehnten Jahrhunderts wurde Hans-Wurst eine stehende Figur. Noch heute sind uns Bezeichnungen geläufig, wie Prahlhans, Faselhans, Schmalhans, Hans Liederlich, Hans in allen Gassen. Aus dem Niederdeutschen stammt der Ausdruck Jan-Hagel für hergelaufenes Gesindel. Endlich ist Hans ein beliebter Thiername geworden, besonders für Pferde und Vögel; in Nürnberg, sagt man, schauen, wenn man Hans zum Fenster hinausruft, zwölf Buben und zwanzig Hunde in die Höhe, weil sie glauben, daß sie gerufen seien*).

Große Verbreitung fanden die Namen der Apostel, besonders des Petrus, Paulus, Jacobus und Philippus. Philipp heißt bereits der Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen, der im Jahre 1208 ermordet wurde.

Wie vulgär Peter wurde, davon zeugen noch Bezeichnungen wie Umstandspeter, langweiliger Peter und Quatschpeter, in denen von der Würde der Apostel Nichts mehr zu merken ist. Nicht besser ist es dem Evangelisten Matthäus ergangen, dessen Name in der gekürzten Form Matthes beliebt geworden ist; unter einem „Matz" versteht man vielfach einen Mann, der ganz unter dem Pantoffel steht, und man hat die Ausdrücke Plaudermatz und Hosenmatz. Wie Wenige aber haben wohl, wenn sie ihren Canarienvogel Mätzchen nennen, eine Ahnung davon, daß sie ihm eigentlich den Ehrennamen eines kleinen Matthäus verleihen! Die Verwendung als Vogelname hat beim Staarmatz, dem Plaudermatz unter den Vögeln, begonnen. Endlich zeigt sich die Herabwürdigung des Namens in der Redensart „Mätzchen machen".

Nicht weniger populär sind die Namen vieler christlichen Märtyrer und Heiligen geworden. Dem deutschen Volkscharakter sagte natürlich eine Gestalt, wie der heilige Georg, der ritterliche Bezwinger des Drachens, besonders zu. Eine lächerliche Folge der Beliebtheit des Namens ist es, daß man in Leipzig, noch dazu mit schlechter französischer Aussprache, den

---

*) Nicht von Hans abgeleitet ist „hänseln" = in eine geschlossene Gesellschaft, hanse, aufnehmen, wobei allerlei Neckerei getrieben wurde.

Kellner einfach den „Schorsch" nennt. — Ebenso leicht konnte sich den altheidnischen Anschauungen die Legende vom heiligen Christophorus, dem „Christusträger" anpassen, die von einem gewaltigen Riesen erzählte, der einst ein Kind über einen breiten Strom trug und unter der Last fast erlag, bis sich das Kind als der allmächtige Heiland offenbarte. Wieder ist der Name seiner ehemaligen Hoheit entkleidet worden in den Bezeichnungen Stoffel und Töffel, wie auch aus dem heiligen Laurentius oder Lorenz ein fauler Lenz, ein „Faullenzer" geworden ist.

Unter den weiblichen Heiligennamen hatten sich bald großer Beliebtheit zu erfreuen Barbara und Katharina, während Namen wie Ursula, Susanna, Veronika seltener blieben. Besondere Verehrung aber genoß im ganzen Mittelalter die lydische Märtyrerin Margarete, und der Name Grete wurde so gewöhnlich wie Hans; beide wurden schon Ende des Mittelalters als Typen zusammengestellt, weshalb auch das Kinderpaar im Märchen „Hänsel und Gretel" heißt. Für uns aber hat der Name wieder eine ideale Verklärung und dabei trotz seiner ursprünglichen Fremdheit ein besonders deutsches Gepräge erhalten durch die schönste Mädchengestalt, die Goethe geschaffen hat, durch das „Gretchen" im „Faust".

Ist hier ein griechischer Name für unser Gefühl echt deutsch geworden, so ist umgekehrt ein altdeutscher in fremdem Gewande zu uns zurückgekehrt. Vom Volke der Franken war ein Name gebildet, dessen Koseform Franko, Frankizo lautete; diese wurde latinisirt zu Franziskus, durch den Stifter des Franziskaner-Ordens Franz von Assisi beliebt und in der gekürzten Form Franz üblich.

Endlich sei von den kirchlichen Namen noch Michael erwähnt. Es ist wieder für den deutschen Nationalcharakter bezeichnend und zugleich religionsgeschichtlich interessant, daß, während die Namen der beiden anderen Erzengel, Gabriel und Raphael, selten blieben, dieser so beliebt wurde. Michael war Anführer der himmlischen Heerschaaren, und seine Gestalt fand einen Vorläufer in Wodan, der die gefallenen Helden in Walhall versammelt. Auch hatte der Name für die Deutschen etwas Anheimelndes: michel bedeutet im Altdeutschen „groß". Aber wieder wurde aus einem ehrenden Namen eine spöttische Bezeichnung. Schon im sechzehnten Jahrhundert ist der „deutsche Michel" das Urbild eines zwar biederen und gutmüthigen, aber plumpen und geistig beschränkten Menschen, und der Ruf vom „Vetter Michel" ist im vorigen und in diesem Jahrhundert nicht besser geworden. —

Bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist der Einfluß der katholischen Kirche in beständiger Zunahme begriffen. Besonders oft finden sich im fünfzehnten Jahrhundert die Namen Johannes, Peter, Nikolaus, Martin, Georg, Matthias und Michael. Auch macht sich bemerkbar, daß die Namen der Schutzpatrone der einzelnen Gewerke und Stände vornehm-

lich beliebt sind, wie der Name St. Peters, des Verwalters der Schlüssel zum Himmelreich, bei den Schlossern. So war Nikolaus der Patron der Kaufleute und Schiffer und wurde daher in den Hansastädten und überhaupt in Nord- und Ostdeutschland sehr verehrt, und sein Name z. B. in Görlitz der häufigste, bis ihm Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Johannes den Rang ablief*). Das Beispiel dieser Stadt ist überhaupt sehr charakteristisch; hier haben um das Jahr 1500 von 600 Männern etwa 400 nur 9 verschiedene Vornamen, und zwar heißen 115, d. i. fast der fünfte Theil, Johannes oder Hans, 54 Nikolaus, 49 Matthias, 45 Georg, etwa je 30 Peter, Martin und Andreas, 25 Paul und 23 Michel. — Von altdeutschen Namen blieben damals Heinrich, Konrad, Hermann und auch Dietrich am meisten volksthümlich. — Unter den Frauennamen zeigt sich kein so deutliches Ueberwiegen; oft begegnet man Elisabeth, Katharina, Margarete, Adelheid und Mechthild**).

Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beginnt sich aber auch eine neue geistige Strömung weltlichen Charakters in den Namen geltend zu machen, die sich im sechzehnten Jahrhundert fortsetzt und noch nicht ganz versiegt ist: der Humanismus. Nachdem das classische Alterthum in Italien zu neuem Leben erweckt worden war, erblühten auch in Deutschland bald die antiken Studien; eine große Zahl von Männern und Jünglingen zog nach den italienischen Universitäten, und man begeisterte sich für die Helden der antiken Sage und Geschichte, vornehmlich der römischen. Es ist charakteristisch, daß der Kaiser, der an der Scheide des Mittelalters und der Neuzeit steht und „der letzte Ritter“ genannt wurde, mit lateinisch klingendem Namen Maximilian heißt. — Das römische Kaiserhaus lieferte die Namen Julius, Julia, Cäsar und August, aber auch Trajan und Constantin, auch Alexander, Hannibal und Solon erscheinen, so wie Achilles, Hektor und Helene. Selbst Minerva schien kein zu hoher Name für ein irdisches Mädchen zu sein. Oder man wählte Namen von glücklicher Vorbedeutung, wie Victor, Felix und Felicitas. Bei einigen Namen ist sowohl die Beziehung auf die Antike als auf die christliche Kirche möglich: August erinnert an den Kaiser und den heiligen Augustinus. — Ein doppeltes Schicksal hat der Name Auguste, „die Erhabene“, erlangt; er gehört theils gekrönten Häuptern an, für die er nach seiner Bedeutung wohl paßt, theils findet er sich vielfach gerade in den niederen Volksschichten, z. B. bei vielen norddeutschen Dienstmädchen.

*) In Folge seiner Beliebtheit wurde der Name auch zu einer typischen Bezeichnung. Im sechzehnten Jahrhundert bildete der „kleine Nickel“ einen Gegensatz zum „großen Hans“. Dieser Kosename erhielt dann den Nebenbegriff des Eigensinnigen und wurde auch zum Scheltwort für ein leichtsinniges Mädchen.

**) Besonders in der Koseform Metze, die auch zur typischen Bezeichnung für ein Mädchen überhaupt wurde, zunächst in durchaus ehrbarer Bedeutung, und so z. B. bei Luther, früh aber mit dem niedrigen, allein übrig gebliebenen Nebensinn.

— Die Vorliebe für das Alterthum gab übrigens auch den Familiennamen im sechzehnten Jahrhundert gern classische Form: sie machte aus einem Schwarzert einen Melanchthon, sie rief Namen wie Curtius und Magnus an Stelle von Groß und Kurz in's Leben und machte aus einem Reimar einen Reimarus mit lateinischer Endung.

Auf viel breitere Schichten des deutschen Volkes hat die große religiöse Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts, die Reformation, eingewirkt. Bei den Protestanten wurden im Gegensatz zu den Katholiken die alttestamentlichen Namen beliebt, wie Adam, Abraham, Benjamin, David, Daniel, Jonathan und viele andere, weniger bei Frauen, doch ist Eva sehr häufig. Auch die neutestamentlichen cultivirten sie und behielten selbst die Namen mancher Märtyrer und katholischer Heiligen bei, wie Georg, der überhaupt im sechzehnten Jahrhundert sehr zunahm, Margarete, Nikolaus und Franz. Luther war Martin genannt worden, weil er am Vorabend von Martini geboren war, und durch ihn wurde nun der Name besonders populär. In katholischen Gegenden wurden dagegen die Heiligennamen noch häufiger, seitdem der Catechismus Romanus, eine Frucht des Tridentiner Concils, im Jahre 1566 solche ausdrücklich verlangte, und es gewannen an Beliebtheit z. B. Vincenz, Ignaz, Xaver, Joseph und Aloys, eine französisch-italienische Umformung von Ludwig, die noch jetzt in Oesterreich viel mehr auftritt als der echtdeutsche Name. — Von den altdeutschen Namen erfreuten sich damals besonderer Pflege Heinrich und Konrad, zumal bei den Bauern, so daß die Kürzungen Hinz und Kunz auch zu typischen Bezeichnungen wurden und Hinz sogar Name für den Kater.

Die Vorliebe für alttestamentliche Namen nahm im siebzehnten Jahrhundert noch zu, wobei vielfach das Streben nach gesuchten und seltenen Namen bemerkbar ist. Noch stärker ist diese Vorliebe bei den Puritanern Englands ausgeprägt, und sie hat sich hier, sowie in Amerika, auch länger als bei uns erhalten; ich erinnere an Abraham Lincoln, Benjamin Franklin und Isaak Newton. Die Puritaner begnügten sich nicht einmal mit einfachen Namen, sondern gaben den Kindern wohl auch ganze Sprüche mit auf den Lebensweg, und es treten ernst gemeinte, aber geschmacklose Namen auf, wie: „Jonas, o, Herr, erquicke meine Seele, denn sie dürstet Dein, Smith." — In Deutschland hielt im siebzehnten Jahrhundert an den altererbten Namen am treuesten der Adel fest. Von ihm ging aber auch die Sitte der Doppelnamen aus, die dann bald in Bürgerkreise eindrang; ja, man gab sogar drei und mehr Taufnamen.

Groß aber traurig war für's Erste die Wirkung des dreißigjährigen Krieges. Alles deutsch-nationale Wesen war geknickt, fremde Sitte und Sprache, in erster Linie die französische, kam zur Herrschaft. Davon zeigt sich ein starker Niederschlag in den Namen, noch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch und bis in unsere Tage. Charakteristisch

für die Zeit ist eine Gruppe neuer frommer Namen. Das Elend des großen Krieges hatte eine ernste religiöse Richtung in's Leben gerufen, eine innige Herzensfrömmigkeit, die freilich von Mystik und Spielerei nicht frei blieb; religiöse Dichtung kam zur Blüthe, die Pietisten und Herrenhuter gewannen großen Einfluß. Da werden denn Namen wie Traugott, Gottlieb, Gottlob, Gotthelf beliebt, auch Christian wird häufiger, und es ist kein Zufall, sondern spiegelt ein Stückchen Zeitgeist wieder, wenn Gellert „Christian Fürchtegott" und Lessing „Gotthold Ephraim" heißt, Herder „Johann Gottfried" und Klopstock „Gottlieb Friedrich".

Französische Mode ergreift besonders die Mädchennamen. Es erscheinen Lisette, Annette, und es ist eine Ironie des Schicksals, daß wir von den Franzosen altdeutsche Namen, welche sie einst von uns entlehnt hatten, in fremdem Gewande zurückerhalten und neue nach alten Mustern geformte Bildungen übernehmen, wie Louis, das auf Ludwig zurückgeht, nebst dem neuen Namen Luise und das nach Heinrich gebildete Henriette. Dabei zeigt sich, wie das Sprachgefühl und das Verständniß für die Namen verloren gegangen ist. Es hatte seinen guten Sinn, daß von „Karl" kein Mädchenname gebildet wurde; nun aber wird Karoline und besonders Charlotte, das sich an die französische Umformung von „Karl" anlehnte, beliebt. Ich erinnere an Charlotte von Stein, Charlotte von Kalb, Schillers Lotte und Lotte Buff, deren Name von Goethe im „Werther" mit poetischem Zauber umgeben wurde und dadurch noch mehr in Aufnahme kam. Während er in unserem Jahrhundert erst stark abnahm, wird er übrigens neuerdings wieder häufiger. Besonders stark griff die romanische Endung „ine" um sich, und es entstanden außer dem erwähnten Karoline Namen wie Wilhelmine, Ernestine, Pauline, Leopoldine, Josephine und Andere. Diese umständlichen Namen wurden nun wieder gekürzt, und so kamen die völlig charakterlosen Linchen und Minchen auf, die ein trauriges Zeugniß für die Entartung unseres Namenschatzes ablegen. Auch englische Namen werden häufiger, wie Mary, Molly und besonders der Name Fanny, unter dem Klopstock z. B. seine Geliebte in den Gedichten feiert. Aus Ossian entnahm man Malvine, aus Rußland kam Olga.

Nationaler blieben im achtzehnten Jahrhundert die Männernamen und wurden es noch mehr und mehr. So waren wenigstens die Rufnamen Goethes und Schillers echt deutsch. Zu Anfang unseres Jahrhunderts heißt der vierte Theil der Studenten in Frankfurt an der Oder Friedrich und Karl. Uebrigens darf nicht verkannt werden, daß auch fremde Namen durch einen hervorragenden Träger einen volksthümlichen Charakter erhalten können, wie der Name Luise, der durch die edle preußische Königin vorbildlich und beliebt wurde. — Die großen historischen Ereignisse aus der Zeit dieser Königin finden überhaupt in den Namen einen Ausdruck. Während in Frankreich nach der Revolution die republi-

kanischen Namen des Alterthums und überhaupt die antiken neue Beliebtheit erlangten, wie Hector, Alexandre, Brutus, Camille, Maxime, Octave, Jules, Catulle, Horace und Prosper, so war bei uns eine Frucht der nationalen Erhebung die Zunahme der heimischen Namen; aber auch sonderbare Geschmacklosigkeiten finden sich in der Zeit der Freiheitskriege, und noch dazu mit französischer Bildung, wie Kanonine, Landsturmine, Gneisenauette und sogar einmal „Blücherine Victorine 1813 Schmidt".

Dagegen zeigt sich in unserem Jahrhundert im Ganzen ein starker Rückgang der frommen Namen; abgesehen von katholischen Gegenden, wo die Pfarrer verlangen, daß die Kinder nach dem Heiligen des Tauf- oder Geburtstages genannt werden, wie in vielen Orten Tirols und der Umgegend von Augsburg. Auf dem Lande sind noch Johann und Christian stark verbreitet. — Manche deutsche Namen sind durch die Werke Richard Wagners beliebt geworden, der ja überhaupt das Verdienst hat, vielfach den Sinn für altdeutsche Dichtung und Sage geweckt zu haben; dahin gehören Elsa und Siegfried. Außerdem erlangten von alten Namen ein reicheres Wachsthum als in den letzten Jahrhunderten besonders Walther, Werner, Bruno, Hildegard und Adelheid. — Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß es zum Charakter unserer Zeit gehört, den Kindern, besonders den Mädchen, seltene und absonderliche Namen, heimische wie fremde, zu geben, ohne daß sie wirklich verstanden werden, wie Ingeborg, Wanda, Egon. Man braucht nur die Familiennachrichten in den Zeitungen zu verfolgen, um auf Schritt und Tritt Gesuchtheit und Unnatur zu begegnen; man findet da Alida, Usine, Asta, Cilly, Nelly, Lisa, Maggie, Henny u. A. Die Knabennamen sind einfacher; am häufigsten sind heut zu Tage wohl Karl, Otto, Paul und Wilhelm, den unser alter Kaiser volksthümlich gemacht hat, wie schon im vorigen Jahrhundert Friedrich der Große den seinen*).

Ein Beispiel dafür, wie sich die Namen nach der Beliebtheit folgen, entnehme ich aus Görlitz, das natürlich von localer Färbung nicht frei ist. Dort hießen kürzlich von 4550 Knaben 662 Paul, 514 Max, 278 Richard, 255 Karl; es folgen nach der Häufigkeit Alfred, Bruno, Wilhelm und Willy, Otto, Arthur, Gustav, Fritz, Georg, Heinrich, Kurt, Ernst, Oskar, Robert, Adolf, Emil und Hugo. Von 4500 Mädchen hießen 538 Anna, 454 Martha, 320 Emma; ihnen reihen sich an Marie, Clara, Elisabeth nebst Elise und Elsbeth, Bertha, Margarethe, Helene, Hedwig, Ida, Gertrud, Selma, Agnes, Alma, Minna, Luise, Frieda, Meta, Lina, Elsa, Olga, Pauline und Auguste. Es zeigt sich hier, daß bei den Knaben die deutschen Vornamen bedeutend überwiegen, wenn auch ein biblischer

*) Fritze ist in Berlin auch zu einer allgemeinen Bezeichnung geworden und wird vom Volk besonders in der Anrede verwendet.

Name und die Koseform eines lateinischen am häufigsten sind, daß dagegen bei den Mädchen die heimischen hinter den fremden, besonders den kirchlichen stark zurücktreten. — Um noch ein Beispiel zu geben, so hießen auf dem Realgymnasium und Progymnasium in Münden im Jahre 1890 von etwa 200 Schülern, die ungefähr zwischen 1873 und 1883 geboren waren, 22 Karl, 19 Wilhelm, 12 Friedrich, 11 Georg; dann folgen Hermann, Otto, Ernst und Adolf.

So sind wir bei unserer geschichtlichen Betrachtung bis in die Gegenwart gelangt. Wir haben zu Anfang gesehen, was in dem Namenschatze der alten Deutschen altererbtes Gut aus der Zeit einstmaliger indogermanischer Stammes- und Spracheinheit war, dann, was sie selbst neu geschaffen haben, wodurch sie sich von den verwandten Völkern unterscheiden, und wie in den Namen ihre Weltanschauung und ihr Gemüthsleben einen klaren Ausdruck finden. Wir haben sodann die mannigfaltigen Einflüsse, welche auf die Namengebung eingewirkt haben, die culturgeschichtlichen Bewegungen und geistigen Strömungen, die sich in den Namen spiegeln, vom Mittelalter bis auf unsere Zeit verfolgt. Gar buntscheckig sieht jetzt unser Besitz an Namen aus, die alte kernige Einheit ist unwiederbringlich verloren; aber Eines ist zu wünschen und zu hoffen, daß das Verständniß für die Poesie und den Sinn, die in den Namen liegen, wieder allgemeiner werde, daß die Vornamen aufhören, ein bloßer leerer Schall zu sein, daß sie wieder in höherem Grade ein verheißungs- und bedeutungsvolles Symbol für das künftige Leben werden. Auch hier gilt das Goethe'sche Wort: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Niëllen.

Ein Reiseintermezzo.

Von

Julius Weil.

— Breslau. —

Bis zum vergangenen Herbst hatte ich keine Ahnung, was das für Dinger wären. Damals unternahm ich eine Reise nach Oberitalien, um mit einem Vetter zusammenzutreffen, der sich dort kunststudienhalber aufhielt und mir versprochen hatte, als Führer zu dienen. Ich war offengestanden ein wenig ängstlich; denn mein Vetter war ein Kunstfanatiker, der es fertig brachte, eines alten Bildes wegen halb Europa zu durchqueren. Vollkommen unabhängig, in glücklicher Vermögenslage, lebte er nach seinem Wohlgefallen da, wo er für seine Studien Gewinn erhoffte, zumeist in Italien, das er auf's Genaueste kannte. Ehe ich auf seine Einladung eingegangen war, hatte ich einen förmlichen Pact mit ihm geschlossen, worin er sich verpflichtete, mich mit Kunstgesprächen zu verschonen, Kirchen und Kapellen nur zu Andachtszwecken zu besuchen, Sammlungen und Bibliotheken aber in meiner Abwesenheit und höchstens zwei Stunden täglich zu besichtigen, während ich ihm das Recht einräumte, sich, so oft es ihm beliebte, über mich zu entrüsten und mich einen Kunstbarbaren zu schimpfen. Ich wollte nämlich zu meiner Erholung reisen und mich an der Natur erfreuen. Trotz unseres Abkommens war ich aber meiner Sache nicht sicher, vielmehr im Zweifel, ob er nicht eines Tages vom Kunstteufel gepackt und contractbrüchig werden würde; für diesen Fall hatte ich mir vorgenommen, ihm ohne Weiteres die Gemeinschaft zu kündigen und auf eigene Faust weiterzureisen.

Anfangs ging Alles gut. Die Herbsttage waren so schön, daß es auch meinem Vetter eine Lust war, in den Bergen herumzusteigen. Er

wurde ganz lammfromm. Wenn wir einer Kirche nahekamen, in der er irgend etwas Sehenswerthes, ein Bildniß oder ein Schnitzwerk, vermuthete, drückte er die Augen zu und lief spornstreichs vorüber. Städte, die im Verdacht stehen konnten, etwas Museumartiges zu beherbergen, passirten wir nicht. Wir stiegen zu den Seen hinab und ließen es uns dort eine Zeit wohl sein; dann faßte uns das Gelüste, einen Abstecher in das Veltlin zu machen, um frischen Most zu trinken, und wir schnürten unser Ränzel von Neuem. Eines Abends rückten wir denn auch vergnügt in eines jener reizenden, mit alten Palästen italienischer Adelsgeschlechter geschmückten Landstädtchen ein, die die Straße durch das herrliche Rebenland säumen.

Aber in der Nacht schlug das Wetter um, und als wir am nächsten Morgen zum Fenster hinaussahen, regnete es so gründlich, daß an ein Weiterwandern nicht zu denken war. Wir gaben uns auch ohne Kummer darein; denn unser Quartier in dem hübschen Albergo war urgemüthlich, und daß es hier einen guten Tropfen gab, hatten wir schon bei unserer Ankunft erfahren. So schlenderten wir denn unter unseren Schirmen die Straßen des Städtchens entlang. Die alterthümlichen Bauten nahmen unser Interesse in Anspruch, und auch sonst gab es mancherlei, was uns neu und reizvoll war. Mein Vetter lugte scharf aus und nahm die unterschiedlichen Läden und Schaufenster, an denen wir vorbeikamen, auf's Korn. Plötzlich sah ich, wie er unruhig wurde und mit Riesenschritten über die Straße auf ein niedriges Auslagefenster zuging, vor dem er stehen blieb. Ich folgte ihm und stellte mich dazu. Es war allerhand Kunsttrödel zur Schau gestellt, wie man ihn überall sieht: alte Münzen, Schmucksachen, Figuren aus Metall und Thon, Geräthe und Gerümpel, bunt durcheinander. Ich blickte gleichgiltig darauf hin und beobachtete eigentlich mehr meinen Vetter, der mit wahren Spüraugen die zweifelhaften Antiken musterte. Auf einmal riß er sie weit auf und packte mich beim Arm.

„Ein Niëllo!“ rief er. „Ein leibhaftiges Niëllo!“

„Was für ein Ding?“ fragte ich.

„Da hinten, die Dose!“

Ich folgte der Richtung seines Fingers, konnte aber Nichts entdecken.

„Ich sehe nichts Auffälliges,“ sagte ich.

„Still!“ flüsterte er in großer Aufregung. „Du machst mir den Trödler rebellisch.“

Nun beschrieb er mir genau die Stelle, und ich erblickte da eine kleine, anscheinend goldene Kapsel, auf deren Deckel eine kunstvolle, mit schwarzem Email ausgefüllte Zeichnung eingravirt war.

„Das ist also ein Niëllo? Was ist daran Besonderes?“

Er sah mich mit einem Blick unsäglicher Geringschätzung an und erwiderte hastig:

„Mensch! Ungeheuer! Schämst Du Dich denn gar nicht? Eine Kostbarkeit ist es! Eine Rarität ersten Ranges! Was wir in unseren Sammlungen

an Niëllen haben, ist meist elende Nachäffung, werthloses Zeug. Seit Jahren fahnde ich auf ein echtes, mittelalterliches Niëllo, jetzt hab' ich es endlich!"

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und pustete wie nach einer großen Anstrengung.

„Nun, so kauf' Dir doch diese Rarität," äußerte ich gleichmüthig. „Sie wird doch nicht alle Welt kosten." Damit wollte ich in den Laden treten, aber mein Vetter zog mich gewaltsam zurück.

„Um Gottes Willen, misch' Dich nicht hinein, Du verdirbst mir Alles! Erst muß ich mich erholen, dann gehen wir zusammen. Du sprichst mir aber kein Wort, wenn ich Dich nicht dazu auffordere, verstehst Du?"

Ich versprach es lachend, und nach einer Weile spazierten wir in den Laden, mein Vetter mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt. Wir mußten einige Minuten warten, ehe Jemand kam. Zuerst erschien eine ältere Frauensperson, die sich aber bei unserem Anblick schnell zurückzog. Dann hörten wir lautes Rufen nach einem Ernesto, und endlich trat durch eine hintere Thür ein kleines grauhaariges Männchen in die Trödelbude, das uns mit einem großen Wortschwall begrüßte und nach unserm Begehr fragte. Wir wollten nur sehen, was er für schöne Dinge hätte, meinte mein Vetter. Nun kramte Ernesto seine Schätze hervor und pries uns verschiedene Hellebarden, Schwerter und Schilder an. Mein Vetter nahm sie mit scheinbarem Interesse in Augenschein. Ganz nett, sagte er. Ob nicht auch alte Münzen da wären? O, und was für welche! rief Ernesto und öffnete das Schaufenster, aus dem er eine Menge Zeug herauszog. Die Kapsel war auch darunter. Mein Vetter beachtete sie nicht, sondern vertiefte sich in die Münzen, und fing nach langem Hin- und Hersuchen über eine zu feilschen an, die er schließlich für ein paar Francs erstand. Während der alte Trödler sie in Papier wickelte, nahm er wie zufällig die Kapsel in die Hand, öffnete den Deckel, besah ihn auf der Rückseite und legte das Kleinod wieder hin.

„Was ist denn das für ein Ding?" fragte er.

„O, ein kostbares Stück! Echtes Gold!" versicherte Ernesto. „Der Herr wird wissen, daß es eine Seltenheit ist."

Mein Vetter sah es noch einmal oberflächlich an und sagte ziemlich wegwerfend:

„Eine Spielerei!"

„Wie! Eine Spielerei!" rief Ernesto außer sich. Ein Kunstwerk sei es, betheuerte er, das ihm selbst ein halbes Vermögen gekostet habe. Der berühmte Sammler, Doctor Fippoli, habe es besessen, aus seinem Nachlasse habe er's erworben. Es sei noch ein Pendant dazu vorhanden, aber die Wittwe gebe es nicht her, um alle Schätze der Erde nicht.

Mein Vetter kniff mich vor Aufregung in den Arm, daß ich beinahe aufgeschrieen hätte, aber er sah mich nicht an. Mit der blasirtesten Miene wandte er sich ab und sagte ganz nebenhin zu mir:

„Für mich hat das Ding keinen Werth. Vielleicht willst Du es kaufen, es ist ganz niedlich.“

Das war ein Wink für mich, in Action zu treten. Ich ergriff also die Kapsel, drehte sie hin und her und fragte, was denn das kleine Spielzeug kosten solle. Nur den eigenen Kaufpreis wolle er zurückhaben, erklärte Ernesto feierlich, nicht einen Sou darüber. Wie viel der betragen habe? Zweihundert Francs. Ich schlug eine laute Lache auf und legte die Kapsel schleunigst wieder hin. Auch mein Vetter lachte, allerdings etwas gezwungen.

„Es ist den Herren zu viel!“ jammerte Ernesto. Dann sei er ja hintergangen, schmählich hintergangen.

„Wohl möglich!“ versetzte mein Vetter und drehte dem sich ganz verzweifelt geberdenden Trödler den Rücken. „Gehen wir!“

Er wollte zum Laden hinaus, aber Ernesto hielt ihn am Rocke fest. Ob wir nicht doch das herrliche Stück kaufen wollten? Für 150 Francs? Für 120? Mein Vetter wurde unwirsch. Wir wären doch nicht hergekommen, um uns zu Narren halten zu lassen; für ein Ding, das mit 30 Francs über und über bezahlt sei, 120 Francs zu fordern, das sei doch zu stark. Nun, dann wolle er's für 100 lassen, wehklagte Ernesto, aber weniger könne er nicht nehmen, wenn er sich nicht ruiniren wolle, für's ganze Leben ruiniren. „Nun gut,“ sagte ich. „Wollt Ihr 80 Francs, so gebt die Kapsel her, wenn nicht, so gehen wir!“ Darauf laute Jammerausbrüche des biederen Ernesto, energische Versuche unsererseits, den Laden zu verlassen, erneute Bitten und Betheuerungen Ernestos und endlich Abschluß des Kaufes. Ich zahlte meine 80 Francs auf, die der Alte schmunzelnd einstrich, und nahm mein Niëllo an mich.

Als wir ein Stück von dem Laden entfernt waren, nahm mir mein Vetter die Kapsel fast gewaltsam aus der Hand, betrachtete sie mit strahlenden Blicken und seufzte aus tiefster Brust.

„Gott sei Dank!“ sagte er. „Ich wäre verzweifelt, wenn es mir entgangen wäre! Es ist ein echtes Niëllo, ein alter Forentiner, wahrscheinlich ein Finiguerra! Was fange ich denn an vor Glück?“

„Trinken wir eine Flasche Guten zur Feier des Tages!“ schlug ich vor.

Er hörte aber gar nicht hin, sondern fuhr in seiner Ekstase fort: „Und es giebt noch ein zweites Exemplar! Hier in diesem Nest! Ein zweites Niëllo! Das muß ich haben, und wenn ich zehn Jahre hier sitzen soll!“

„Das wirst Du gar nicht nöthig haben,“ versetzte ich. „Sagte nicht der Alte, daß sich das Ding im Besitze einer Wittwe Populi oder Pippoli befinde?“

„Fippoli,“ verbesserte er. „Ich suche sie noch heute auf.“

„Meinetwegen,“ erklärte ich. „Jetzt müssen wir aber vor Allem frühstücken. Dann wollen wir weiter sehen. Also gehen wir!“ . . .

Nachmittags machten wir uns auf den Weg zur Signora Fippoli. Der Wirth hatte uns unterrichtet. Doctor Fippoli war ein angesehener Advocat und Bürger gewesen, der seine Familie in bescheidenen, aber gesicherten Verhältnissen zurückgelassen hatte. Seine Gattin war eine Schweizerin, aus Lugano, sie lebte mit ihrer Tochter in größter Zurückgezogenheit, und man wollte wissen, daß sie nach vollständiger Regelung der Nachlaßangelegenheit in ihre Heimat zurückkehren werde. Die ehrenwerthe Dame hatte ihre Wohnung in einem alten und sehr vornehmen Gebäude, das früher der Palast irgend eines Conte gewesen war. Wir stiegen andächtig die mächtige Treppe, die in den ersten Stock führte, hinauf und zogen die Klingel. Mir war meine Rolle genau vorgeschrieben: ich hatte zu schweigen oder mich mit gleichgiltigen Redensarten abzufinden und nur wenn mir ein deutlicher Wink gegeben wurde, durfte ich zur Sache sprechen.

Schön! Wir klingelten also und sahen uns nach wenigen Augenblicken der Frau vom Hause, einer älteren, allem Anscheine nach sehr gutmüthigen Dame, gegenüber, die unsere Einführung als Architekten, die, auf einer Studienreise begriffen, die interessanten Bauten dieser Stadt kennen zu lernen das Verlangen trügen, auf Treu und Glauben hinnahm. Sie setzte sich, höchlichst erfreut, an dem trübseligen Regentage eine unerwartete Zerstreuung gefunden zu haben, sofort in Bewegung, um uns in eigener Person die in der That sehenswerthen Räume des alten Palastes zu zeigen. Der selige Doctor Fippoli muß eine kriegerische Natur gewesen sein; denn die Wände mehrerer saalartiger Zimmer trugen kunstvoll arrangirten Waffenschmuck. Mein Vetter pries mit Sachkenntniß und gut gespieltem Entzücken die Schönheit der einzelnen Stücke und den Geschmack ihrer Zusammenstellung und erwarb uns damit offenbar das volle Zutrauen der in ihrem Gatten geehrten Dame. Sie begann uns von ihrem Seligen, seinen Tugenden und Verdiensten des Ausführlichsten zu berichten, wobei sie nicht unterließ, von Zeit zu Zeit Thränen der Wehmuth zu vergießen. Als sie seines künstlerischen Sinnes gedachte und von der Sammlung seltener Antiken sprach, die er im Laufe der Jahre mit Eifer und Verständniß angelegt habe, trug mein Vetter ein so unverhohlenes Interesse zur Schau, daß die Erzählerin sich mit der Frage unterbrach: ob uns daran gelegen sei, die Sammlung zu sehen; Manches habe sie leider in der ersten Verwirrung aus den Händen gegeben, von den noch vorhandenen Gegenständen aber sei sie fest entschlossen, sowohl um das Andenken ihres Gatten zu ehren, als auch wegen des Antheils, den sie selbst daran nehme, sich niemals zu trennen. Selbstverständlich gaben wir dem außerordentlichen Vergnügen Ausdruck, das wir empfinden würden, die hohe Kennerschaft des seligen Herrn Gemahls zu bewundern, und wurden auch sofort in ein besonderes Gemach geführt, das wiederum hauptsächlich mit Waffen — eine merkwürdige Vorliebe für einen friedsamen Advocaten — angefüllt war, daneben auch einige sehr blutige Gemälde, alte Möbel und in zwei glas-

bedeckten Kästen verschiedene Schmucksachen aus Gold und minder edlem Metall aufwies.

Auf den ersten Blick sah ich unter den letzteren das fast noch schönere Geschwister des erstandenen Niëllo. Mein Vetter hatte es natürlich ebenfalls bemerkt, blickte aber, ohne mit der Wimper zu zucken, darüber hinweg. Zweifellos wollte er hier dieselbe Methode anwenden, wie bei dem braven Ernesto, nämlich den Gegenstand seines Verlangens dem Besitzer gegenüber möglichst unbedeutend erscheinen zu lassen. Dahingegen lobte er die anderen Stücke der Sammlung aus Leibeskräften.

Während Signora Fippoli und ich seinen Dithyramben lauschten, ging eine Thür, und als ich mich umwandte, sah ich das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe. Es war eine schlanke Blondine, mit Augen, die in dunklem Feuer leuchteten, mit einer so süßen Anmuth in dem edlen Antlitz, wie ich sie nicht beschreiben kann. Ich starrte sie an wie eine Himmelserscheinung und fand mich erst wieder, als sie auf einen Wink der Signora näher trat und uns als deren Tochter Maddalena vorgestellt wurde. Auch auf meinen Vetter schien sie Eindruck zu machen, wie seine bewundernd auf ihr ruhenden Blicke zeugten; doch wandte er sich nach einigen höflichen Floskeln alsbald von Neuem der Sammlung zu und nahm seinen unterbrochenen Kunstvortrag wieder auf. Das Fräulein betheiligte sich Anfangs durch Zuhören, dann auch durch einige Bemerkungen, welche erkennen ließen, daß sie über Ursprung, Werth und Bedeutung der einzelnen Gegenstände wohl unterrichtet war. Sie gab sich den Fremden gegenüber völlig ungezwungen, und die Art, wie sie die Neigung ihres Vaters auffaßte und wie sie sich darüber ausließ, war nicht ohne Humor. Mein Vetter schraubte unwillkürlich seinen künstlichen Enthusiasmus etwas zurück und sprach ohne Uebertreibung über die vorliegenden Kostbarkeiten. Wenn er bisweilen sichtliche Anstrengungen machte, die einem bestimmten Object zukommende ungünstige Kritik in möglichst milde Form zu kleiden, konnte sie ein Lächeln nicht unterdrücken, und dieses Lächeln war einfach bezaubernd. Ich hätte tagelang dastehen und sie lächeln sehen können.

Als wir uns wieder auf dem Wege nach unserem Albergo befanden, hatte ich den Zweck unseres Besuches vollständig vergessen, sondern dachte nur an das schöne Mädchen; und ich hatte die Empfindung, aus einem köstlichen Traume geweckt zu werden, als mein Vetter die trockene Bemerkung hinwarf: er werde einen schweren Stand haben gegenüber den beiden Frauen, aber er habe schon stärkeren Widerstand gebrochen, er werde zu dem Niëllo gelangen, und wenn er ein ganzes Jahr in dem Neste bleiben müßte. Ich gestehe, mir erschien jetzt diese Aussicht nicht mehr so schrecklich, wie ich sie vor einer Stunde angesehen hätte. Aber da mein Reiseplan ein längeres Verweilen ausschloß, erklärte ich kategorisch, daran sei nicht zu denken, ich für meinen Theil ginge davon, sobald das Wetter sich aufgeklärt haben werde. „Du hast ganz Recht," antwortete

er, „aber verdenke es mir nicht, wenn ich mein Ziel verfolge.“ Davon war er nicht abzubringen.

Am anderen Morgen zeigte der Himmel zu meiner geringen Befriedigung ein freundliches Gesicht, und ich beschloß aufzubrechen. Schon im Begriff, mich endgiltig zu verabschieden, kam mir der Entschluß, vorläufig nur einen Tagesausflug zu unternehmen, in der Hoffnung, meinen Vetter doch noch umzustimmen und zum Weiterreisen zu bewegen. Ich machte mich also mit dem Versprechen, Abends wieder da zu sein, auf die Wanderung, durchstreifte die Berge der näheren Umgebung und kehrte beim Dunkelwerden in das Städtchen zurück. Mein Vetter saß gemüthlich beim Schoppen und zeigte sich erfreut, mich wiederzusehen.

„Ich habe gar nicht mehr auf Deine Gesellschaft gerechnet,“ sagte er, „denn ich bleibe hier.“

„Ist es wirklich Deine Absicht?“

„Unbedingt. Die Sache steht nicht schlecht. Aber zwei, drei Wochen werde ich wohl daran setzen müssen. Ich habe schon vorgesorgt, daß es nicht auffällt: Ich habe heute den ganzen Nachmittag im Palazzo Fippoli gezeichnet; denn Du weißt, ich trete als Architekt von Profession auf.“

„Nun, meinetwegen,“ erwiderte ich ärgerlich. „Du bist ein unverbesserlicher Kunstfer. Ich will Dir aber noch einen Vorschlag machen, der mir unterwegs eingefallen ist. Man kann von hier aus bequem in's Engadin kommen, das ich gern besuchen möchte. Ich mache mich morgen auf den Weg und komme in acht bis zehn Tagen zurück, um Dich abzuholen.“

Das schien ihm zu gefallen.

„Gut,“ sagte er, „damit bin ich einverstanden, und wenn ich bis dahin zum Ziele gekommen bin, so bleiben wir zusammen.“

„Es wäre mir allerdings lieb,“ warf ich hin, „wenn ich mich zuvor noch von den liebenswürdigen Damen verabschieden könnte.“

Mein Vetter schüttelte aber den Kopf.

„Thu das nicht! Ich habe Dich schon entschuldigt. Du giltst als abgereist. Die alte Dame läßt Dich grüßen.“

„Und die junge? Fräulein Maddalena?“

„Ebenfalls.“

Ich mußte also darauf verzichten, das herrliche Wesen noch einmal zu sehen. Meinen Plan führte ich aber aus. Den Berninapaß überschreitend, drang ich in das Engadin ein und verlebte dort theils auf einsamen Besteigungen, theils an den großen Cur- und Vergnügungsstationen in schnell gefundener Gesellschaft wundervolle Herbsttage. Erst nach Ablauf von zwei Wochen schlug ich, um mein Versprechen einzulösen, den Rückweg ein.

Bis Poschiavo war ich mit der Post gefahren, dann aber lockte mich die schöne Straße und die milde Sonne, meinen Weg zu Fuß fortzusetzen.

Als ich mich der Stadt näherte, kamen mir zwei Paare entgegen, in deren weiblichem Theil ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung die Damen Fippoli erkannte. Voran ging die Mama am Arme eines alten Herrn, den ich später als deren Bruder, einen schweizerischen Fürsprech, kennen lernte; ihnen folgte, ebenfalls Arm in Arm, Maddalena und mein Vetter. Der Letztere begrüßte mich stürmisch und stellte mir Maddalena als seine Braut vor.

Ich blieb starr und stumm stehen und muß in dieser Stellung wohl einen sehr komischen Eindruck gemacht haben; denn alle Vier brachen in ein lautes Gelächter aus, das mich erst wieder zu Besinnung brachte. Ich stotterte meinen Glückwunsch hervor und erfuhr nun, daß die Verlobung am Tage vorher in Gegenwart des zu diesem Zwecke von Lugano hergeeilten Onkel Fürsprech stattgefunden habe, daß dieses Geschehniß alle Betheiligten glücklich mache, und daß das junge Paar nebst Schwiegermama seinen künftigen Wohnsitz in Rom aufschlagen werde, wo mein Vetter sich dauernd ansässig machen wollte. Nun, es blieb mir Nichts übrig, als zu alledem ein vergnügtes Gesicht zu machen, obwohl ich es nicht recht begriff und schändlicherweise meinen Vetter gründlich beneidete.

Am Abend im Gasthause, wo er noch immer wohnte, mußte er mir dann Aufklärung geben.

„Aber wie ist denn das zugegangen, Mensch? Du, der eingefleischte Junggeselle und dieses himmlische Mädchen!“

„Ja,“ sagte mein Vetter trocken, „Du weißt doch, ich mußte das Niëllo haben, und da sie sich von ihm nicht trennen wollte, so nahm ich die Besitzerin mit in den Kauf.“

„Schändlich!“ rief ich und schlug vor Erregung auf den Tisch. „Deiner nichtswürdigen Sammelwuth ein solches Wesen zu opfern! Ich habe gar keinen Ausdruck dafür!“

Mein Vetter zuckte mit den Achseln und reizte mich dadurch noch mehr.

„Du begreifst wohl gar nicht, wie sehr Du Dich gegen sie versündigst?“ wetterte ich in ihn hinein. „Aber ich werde sie warnen. Ja wohl,“ wiederholte ich, als er mich lächelnd ansah, „ja wohl, ich werde sie warnen! Morgen gehe ich hin und sage ihr —“

Jetzt schlug mein Vetter eine so herzliche Lache auf, daß ich unwillkürlich innehielt und ihn nur mit finsteren Blicken maß.

„Ich glaube,“ sagt er, „Du gönnst mir mein Glück nicht.“

„Welches Glück? Deine Rarität mit dem Unglück eines unschuldigen Menschen erkauft zu haben?“

„Nein,“ antwortete er ernst, „das Glück, die Liebe meiner Maddalena errungen zu haben. Ja, mein Junge, gieb mir Deine Hand und sei wieder gut! Ich liebe Maddalena, mehr als die Kunst, mehr als Alles in der Welt.“

Zögernd reichte ich ihm meine Hand, die er ergriff und festhielt.

„Dir danke ich es mit, daß es so gekommen ist; denn ohne Dich hätte ich sie nie gesehen. Erinnerst Du Dich, als wir unseren gemeinsamen Besuch machten, und Maddalena plötzlich in's Zimmer trat? Ihr Anblick entschied über mein Schicksal. Seit jener Stunde hatte ich nur den einen Gedanken, daß sie mein werden müsse."

Ich sah ihn erstaunt an, seine Augen leuchteten, wie ich es nie an ihm beobachtet hatte, und seine Stimme klang wie verklärt.

„Jetzt begreife ich allerdings," sagte ich kleinlaut, „warum Du mich von einem zweiten Besuche abhieltest."

„Ich war eifersüchtig," gestand er. „Es sollte sich Niemand zwischen uns drängen, bis ich sie gewonnen hätte."

„Nun, wenn die Sache so steht, so gratulire ich Dir von Herzen, lieber Vetter, Du bist ein Sonntagskind."

„Ich glaube es selbst. Und nun laß' uns auf Maddalenas Wohl trinken. Es lebe die schönste der Frauen!"

„Sie lebe! Aber was wird nun aus Deinem Niëllo, Vetter?"

„Das ist schon ausgemacht. Du erhältst es als Freundeslohn! Bist Du damit einverstanden?"

„Mit Vergnügen."

Das Forsthaus bei Frankfurt a. M.

Illustrirte Bibliographie.

Goethe. Von Karl Heinemann. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. 2 Bände. Leipzig, E. A. Seemann.

Nachdem lange Zeit die Goetheforschung und die Goethelitteratur sich mit Einzelheiten, mitunter sogar Kleinlichkeiten aus Goethes Leben und Schriften abgegeben und die Goethe-Philologie Vielen ein Gegenstand eines theils berechtigten, theils unberechtigten Spottes geworden, ist man neuerdings bemüht, zu den einzelnen Theilen, die man in der Hand hält, das geistige Band wieder zu finden, den großen Dichter und Menschen wieder in seiner Totalität zu erfassen und darzustellen. So sind denn in neuester Zeit mehrere höchst beachtenswerthe Versuche, Goethes Leben und Werke in ihrer Ganzheit und in ihrer Einheit darzustellen, an's Licht getreten; wir erwähnen die Arbeiten von Richard M. Meyer, E. Wolff, Albert Bielschowsky. So verdienstlich diese Arbeiten sind, so lassen sie doch eine Lücke, die durch das Buch Karl Heinemanns ausgefüllt wird. Wenn in jenen und andern Werken das äußere Leben Goethes hinter der Darstellung seines innern, hinter der Darstellung seiner geistigen Entwicklung, seines Schaffens und seines Wesens zurücktritt, wenn jenes nur zur nothwendigen Ergänzung des letzteren herangezogen wird, bildet bei Heinemann das äußere Leben gleichsam den Rückgrat für seine Goethebiographie und den Rahmen, in den die Darstellung des inneren Lebens und seiner sichtbaren Verkörperung: der dichterischen Schöpfungen eingefügt ist, ein Verfahren, das — abgesehen von der Darstellungsweise — sein Werk vor denen der Andern, die auf ein höher gebildetes Publikum angewiesen sind, zu einem mehr populären macht. Heinemanns Werk leistet das in Bezug auf Goethe, was Wychgram in Bezug auf Schiller vollbracht hat; und wie dieser hat er die Illustration in ausgedehntem Maße zu Hülfe genommen. —

Heinemann hat seinen Stoff in 3 Hauptabtheilungen (Bücher) gegliedert. Das erste Buch: „Der junge Goethe" schildert die Kindheit, die „Lehrjahre" und Goethe als Advocat und Dichter; das zweite Buch: „Auf der Höhe" zerfällt in zwei Theile, von denen der erste, die Zeit von 1775—1788 umfassend, Goethe im Staatsdienste und sein Verhältniß zu Frau von Stein, dessen Bedeutung für Leben und Dichten schildert; der zweite Theil, von 1789—1805 reichend, bespricht die erste Gesammtausgabe von Goethes Schriften (1787—1790), sodann unter dem Titel „Haus und Herd" seine Gewissensehe mit Christiane Vulpius nebst den durch dies Verhältniß gezeitigten poetischen Früchten, seine naturwissenschaftlichen Schriften jener Zeit, seine Stellung zur französischen Revolution und die durch sie angeregte Dichtung, die Campagne in Frankreich, Reinecke Fuchs, die Belagerung von Mainz u. s. w.; den Beschluß des zweiten Theiles des 2. Buches

und den bei Weitem größten Theil desselben, wie billig, einnehmend, macht die Darstellung des Verhältnisses Goethes zu Schiller. Das dritte und letzte Buch: „Die Vollendung“ zeichnet das Bild des Greises, der noch einmal einen Nachfrühling der Liebe und des Dichtens erlebt, der dann, vor den Forderungen des Tages und seines Volkes sich verschließend, statt der politischen eine geistige Einigung Deutschlands erstrebt, sich mehr und mehr von der poetischen Production zur wissenschaftlichen Forschung wendet. Hier wird in dem Abschnitt „Der Weise von Weimar“ eine zusammenhängende Schilderung der kunsttheoretischen, naturwissenschaftlichen und religiösen Anschauungen gegeben, und in dem

Goethe von Kügelgen 1810.
Aus: Karl Heinemann, Goethe. Leipzig, E. A. Seemann.

letzten Abschnitt „Sonnenuntergang“ das Ausklingen dieses reichen gesegneten Menschenlebens, dessen Spur nicht in Aeonen untergehen wird, geschildert.

Daß Heinemanns Werk auf genauer Kenntniß und gewissenhafter Benutzung der Quellen und des durch die neuesten Forschungen gelieferten Materials beruht, und daß es in der Darstellung ebensowohl die Trockenheit des gelehrten Litterarhistorikers, der sich an Fachleute wendet, wie die phrasenhafte Ueberschwänglichkeit und Gesuchtheit des Feuilletonisten vermeidet, das versteht sich bei dem Manne, der uns das schöne Buch über Goethes Mutter geschenkt, von selbst. —

Gerbermühle bei Frankfurt a. M.
Aus: Karl Heinemann, Goethe. Leipzig, E. A. Seemann.

Natürlich wird man hie und da, wo der Verfasser subjectiv urtheilt, abweichender Meinung sein. So erscheint uns z. B. in der Besprechung Egmonts Heinemanns Zurückweisung des Schiller'schen Tadels gegen den opernhaften Schluß des Egmont durch den Hinweis auf Shakespeare nicht glücklich; und die Gleichsetzung des Alba im „Don Carlos" mit den Shakespeare'schen Bösewichtern, mit Franz Moor und Wurm als verkehrt. —

Die große Feuerkugel. Goethes Wohnhaus in Leipzig.
Aus: Karl Heinemann, Goethe. Leipzig, E. A. Seemann.

Ueberaus reich ist die Illustration des zweibändigen Werkes, die bei aller Fülle doch Nichts enthält, was der Verehrer Goethes missen möchte: nicht nur die zahlreichen Portraits des Dichters und der Personen, die mit ihm in Berührung gekommen sind, heißen wir willkommen, wir lernen auch gerne die Stätten kennen, an denen er geweilt, und selbst die Grundrisse des elterlichen Hauses und des Weimarhauses werden keinem

echten Goethefreunde, keinem, der neben dem Dichter den Menschen liebgewonnen hat — und nur ein solcher hat auch den Dichter ganz verstanden und sich zu eigen gemacht — überflüssig erscheinen. — Wie der Verfasser im Nachwort bemerkt, hatte er ursprünglich einen besonderen Goethebilderatlas, für welchen ihm die große Zarnke'sche Goethesammlung reiches Material bot, geplant. Nun hat er diese mit der vorliegenden illustrirten Goethebiographie, dem Wunsche des Verlegers entsprechend, vereinigt. —

Christiane Neumann.
Aus: Karl Heinemann, Goethe. Leipzig, E. A. Seemann

Möge das treffliche Werk sich die allgemeine Gunst ebenso rasch erwerben, wie des Verfassers Buch über die Frau Rath. Es ist, wie keines geeignet, in die Hände des großen Publikums gelegt zu werden und das mehr und mehr von den Höhen der Gebildeten in die tieferen Schichten des Volkes vorrückende Eindringen des Bewußtseins von der Größe des Goethe'schen Genius zu beschleunigen. O. W.

Musikalische Notizen.

Präludien und Studien. Gesammelte Aufsätze zur Aesthetik, Theorie und Geschichte der Musik von Dr. Hugo Riemann. Bd. I. Frankfurt a./M. Verlag von H. Bechhold.

Das Buch zerfällt in 3 Abtheilungen: Skizzen, Präludien und Studien. Die Präludien und Studien wenden sich fast ausschließlich an den Musiktheoretiker und erörtern zumeist Fragen aus dem Gebiete der

Rhythmik und der Phrasirungslehre. Die Skizzen sind vorwiegend polemischer Natur und gegen das Virtuosenthum, die Musikzeitungen, die Conservatorien und andere Krebsschäden der modernen Musikmacherei gerichtet. Die Sprache des Verfassers läßt im Allgemeinen an Deutlichkeit und Rücksichtslosigkeit Nichts zu wünschen übrig, nur in einem Punkte wäre noch größere Offenheit angezeigt gewesen. Riemann geißelt wohl mit ätzender Schärfe die bestehenden Mängel, vermeidet aber, bestimmte Namen zu nennen. So werden z. B. die einzelnen deutschen Musikzeitungen gar nicht übel charakterisirt, und der Fachmann weiß wohl auch, wem die abgeschossenen Pfeile gelten, der Laie aber wird, da nie ein ausführlicher Titel genannt wird, schwer herausfinden, vor welchen Blättern er sich in Acht zu nehmen hat.

Mittheilungen für Mozart-Gemeinde in Berlin. Herausgegeben von Rudolf Genée. Erstes Heft. Berlin, Eigenthum der Mozart-Gemeinde.

Enthält ein Verzeichniß der in der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Musikhandschriften Mozart's, eine Art Ehrenrettung der Wittwe Mozart's (Constanze von Nissen) und verschiedene kleine auf Mozart und seine Werke bezügliche Mittheilungen. Dankenswerthe Beigaben sind ein Portrait von Constanze Mozart nach einem im Jahre 1789 gemalten Oelbild, sowie drei Tonsätze aus Johann Andrés Operette: „Die Entführung aus dem Serail.“

Richard Wagner im Dienste französischer Maler. Eine kritische Studie von Karl Ludwig Thieme. Leipzig, Constantin Wilds Verlag.

Das Werkchen wendet sich gegen zwei Bilder französischer Maler, gegen Gaston Bussières „La Valkyrie“, und Rochegrosses „Le Chevalier aux fleurs“ (Parsifal und die Blumenmädchen), ist flott und mit gesundem Humor geschrieben und geht mit den beiden Künstlern und ihrer Auffassung Wagnerscher Gestalten scharf in's Gericht.

Hans von Bülow. Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie von Bülow. I. und II. Band. Briefe. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Die beiden Bände enthalten eine stattliche Reihe Bülow'scher Briefe aus den Jahren 1841—1855 und erstrecken sich also bis zum 25. Lebensjahre des genialen Dirigenten und Pianisten. Frau Marie von Bülow, die zweite Gattin Hans von Bülows, hat mit pietätvoller und feinfühliger Hand aus der vorhandenen Fülle von Briefen das ausgewählt, was einerseits Aufschlüsse über den Bildungsgang Bülows giebt, und andererseits für die Musikgeschichte der 40er und 50er Jahre von Bedeutung ist. Unwesentliches und Alltägliches ist weggelassen worden, und dann und wann sind wohl auch Stellen, die sich in allzu scharfer Polemik gegen Kunstgenossen wenden, unterdrückt worden. Die vorliegende Publication welcher, wie die Herausgeberin im Vorworte verspricht, eine Sammlung der in Fachzeitschriften verstreuten Aufsätze kritischen und polemischen Inhalts folgen soll, bietet nicht nur dem Musikforscher ein hochbedeutendes historisches Material, sondern enthält auch nebenbei so viel des Interessanten und Witzigen, daß auch der nicht fachmännisch geschulte Leser vollauf auf seine Rechnung kommen wird. Als künstlerischer Schmuck ist jedem Bande ein Bildniß Hans von Bülows beigegeben.

Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt. Nach den Handschriften des Weimarer Liszt-Museums herausgegeben von La Mara. 2 Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Boten schon die von La Mara herausgegebenen Originalbriefe Franz Liszts (drei Bände) unendlich viel des Belehrenden und für die genauere Kenntniß der Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts Hochwichtigen, so ist dies bei den „Briefen hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt“ noch in weit höherem Grade der Fall. Liszt hat Jahrzehnte hindurch im Mittelpunkte des musikalischen Lebens gestanden; sein Wort galt überall, und wo er ein aufstrebendes Talent fördern konnte, that er's. Wer Hülfe, Rath brauchte, wandte sich an Liszt, und Liszt hatte für Alle offenes Herz und offene Hand. Es ist gerade zu wunderbar, was Alles von Liszt verlangt wurde. Fast alle künstlerischen Persönlichkeiten Europas sind unter den Briefschreibern vertreten; als besonders interessant sind die zahlreichen Briefe von Berlioz, Dingelstedt, Robert Franz, Raff, Rubinstein, Schumann und Tausig zu bezeichnen. Der erste der mitgetheilten Briefe stammt aus dem Jahre 1824, der letzte ist vom 20. September 1881 datirt. eb.

Bibliographische Notizen.

Deutschlands coloniale Helden und Pioniere der Cultur im schwarzen Continent. Von Rochus Schmidt. 1. Band. Mit 6 Portraits. — Braunschweig, Albert Limbach.

Der als Colonialschriftsteller bereits bekannte Verfasser entwirft in dem vorliegenden Werk ein Bild von den Reisen und dem Wirken derjenigen deutschen Männer, die sich in hervorragender Weise entweder um die wissenschaftliche Erschließung des „schwarzen Continents" oder um die Erwerbung und Erhaltung unserer dortigen Colonien ein besonderes Verdienst erworben haben. Sein Bestreben, diesen unter den betreffenden Forschern in erster Linie stehenden Männern gleichsam ein Denkmal zu setzen, verdient alle Anerkennung. — In dem bis jetzt erschienenen 1. Bande wird die Thätigkeit, wie solche Barth, v. d. Decken, v. Heuglin, Rohlfs und Schweinfurt entfaltet haben, geschildert, während in einem 2., im kommenden Frühjahr erscheinenden Bande die Thätigkeit Nachtigalls, Dr. Peters', Emin Paschas und v. Wißmanns vorgeführt werden soll. Dem 1. Bande sind die Portraits der in diesem Bande besprochenen Forscher, sowie des Missionars Krapf beigefügt. Die Schreibweise des Verfassers ist anregend und das gut ausgestattete Buch, dem hoffentlich am Schluß des 2. Bandes eine orientirende Karte, sowie ein Register beigefügt sein werden, empfehlenswerth. K.

„Der Hemmschuh." Roman aus der Gegenwart von Fritz Friedmann. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Der Name des Autors des genannten Buches wird diesem zunächst ein sensationelles Interesse zuwenden, und es gewährt auch zweifelsohne einen sehr bedeutsamen Beitrag zur Charakteristik Fritz Friedmanns, des vielgenannten und leider nun auch weithin berüchtigten Rechtsanwalts, den wir hier als belletristischen Schriftsteller kennen lernen. Ein Guttheil Lebensbeichte und Lebensanschauungen dieser so außergewöhnlich reich begabten Persönlichkeit bietet sich dem aufmerksamen Leser in dem „Hemmschuh" dar, und fast staunend erkennt man die geistige Vielseitigkeit des berühmten forensischen Redners. Es kann selbstverständlich hier nicht unsere Aufgabe sein, uns eingehender mit der Persönlichkeit und der viel bewegten und jetzt schmählich zur Scheiter gegangenen Lebensführung Fritz Friedmanns zu beschäftigen; aber sein Werk ist eben zu viel er selbst, um ihn darüber vergessen zu können, und wenn auch Jenem an und für sich berechtigte Aufmerksamkeit gebührt, so vertieft sich doch diese noch in hohem Grade durch das Viele, was wir schon immer, und jetzt erst recht, durch die Tagespresse über die Persönlichkeit des Autors erfahren haben. Der „Hemmschuh" ist ein von Anfang bis zu Ende fesselndes Buch, das hier und dort geradezu frappirende Denkresultate verzeichnet, das in einzelnen Episoden mit meisterlicher Feinfühligkeit und Klarheit behandelt ist und den Conversationston bestimmter, weit von einander liegender Kreise vorzüglich trifft. Keine einzige Figur ist original geschaffen, die Begebenheiten selbst weisen keine besondere Erfindungsgabe auf; aber es ist, als ob einem hervorragenden bildenden Künstler die meisten Persönlichkeiten Modell gestanden hätten, so unverkennbar, so in den Kernpunkt ihrer Wesenheit getroffen, sind diese Gestalten aufgefaßt und gesellen sich zu einem Ausschnitt des modernen Großstadt-Gesellschaftsbildes, in dem Alles wirklich athmet und jagt und sündigt und genießt und zu Grunde geht — wie's eben heutzutage nicht anders ist, überall, wo auf Gummirädern gefahren wird und der Klang der Goldstücke als Leitmotiv alles Wollens und Vollbringens gilt! Der Autor läßt es in seinem Buche an Contrasten nicht fehlen; auch die Schlichtheit und Ehrbarkeit und der geklärteste Idealismus kommen reichlich zum Worte und empfangen ausgiebigen Lohn. Aber alle diese Partien erscheinen nur wie Nachbildungen; sie wirken nicht mit der Ursprünglichkeit autoptischer Schilderungen — das Friedmann'sche Buch hat dort seine Höhepunkte, wo wir im Stande zu sein glauben, die Buchnamen mit Taufnamen zu vertauschen, und es ist wohl außer jedem Zweifel, daß der Dichter den Stoff zu mancher Episode des Romans seinen Rechtsanwalts-Manualacten entnommen und die Persönlichkeiten in seinen Sprechstunden leibhaftig kennen gelernt hat. Man lese das Buch; es bringt wahrlich nicht nur Zeitvertreib und Spannung, sondern giebt auch viel zu denken; und zuletzt dachten wir: Schade um Fritz Friedmanns reiches Talent! A. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Bode, Wilhelm, Dr., Kurze Geschichte der Trinksitten und Mässigkeitsbestrebungen in Deutschland. München, J. F. Lehmann.

Bragin, Alexander, Dr. phil., Die freireligiösen Strömungen im alten Judenthume. Ein Beitrag zur jüdischen Religionsphilosophie. Berlin, S. Calvary & Co.

Dayot, Armand, Napoleon I. in Bild und Wort, mit ca. 500 Text-Illustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen und Autographen, darunter verschiedene noch nicht veröffentlichte Bilder. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. Lieferung 14. 15. 16. 17. Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.

Ebner-Eschenbach, Marie von, Rittmeister Brand. Bertram Vogelweid. Zwei Erzählungen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Faldella, Giovanni, J. Fratelli Ruffino, Storia della Giovina Italia. Libro Terzo. Torino, Roux Frascati & Co.

Der Gesellschafter, Litterarische Monatsschrift. II. Jahrgang. No. 7. Erfurt, Eduard Moos.

Goerth, Albr., Lyrik-Schwärmerei, Afterlyrik und Blaustrumpfthum. Kritiken und Studien zu einer Geschichte der Dichtkunst. I. Johanna Ambrosius. Wiesbaden, H. Lützenkirchens Verlag.

Gottschall, Rudolf von, Moderne Streber. Roman. 2 Bände. Jena, Hermann Costenoble.

Gourmont, Remy de, Le Pélerin du Silence. Paris, Société du Mercure de France.

Hartleben's Illustr. Führer durch Dalmatien. 8. Auflage. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Hata, Dr. Riotaro, Gedanken eines Japaners über die Frauen, insbesondere die japanischen. Aus dem Japanischen übersetzt vom Verfasser. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Hausbuch der Lyrik deutscher Frauen. Ein Sammelwerk zeitgenössischer Lyrik deutscher Dichterinnen. Herausgegeben und geleitet von Otto Rühle. I. Jahrg. No. 2 u. 3. Grossenhain, Hermann Starke.

Herman, Otto, Ethnographische Elemente der Millenniums-Ausstellung Ungarns mit besonderer Berücksichtigung der Urbeschäftigungen. Mit 21 Text-Illustrationen und 4 Tafeln von Nécsey & Koszkol. Vortrag. Wien. Im Selbstverlage der Anthropologischen Gesellschaft.

Jahrhundert, Das zwanzigste. 6. Jahrgang. Heft 6. Berlin, Hans Lüstenöder.

Jordan, Wilhelm, Kaiser Wilhelm I. Epilog zur Enthüllung seines Standbildes am fünfundzwanzigsten Jahrestage des Frankfurter Friedens. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag.

Kahlenberg, Hans von, Die Jungen. Ein Roman aus dem Jubiläumsjahr. Dresden, und Leipzig, Carl Reissner.

Kritik, Die. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schneidt. III. Jahrgang No. 83. 84. 85. Berlin, Kritik-Verlag.

Kunz, Karl, Professor, Die Kunst, die böhmische Sprache schnell zu erlernen. 4. Aufl. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Musen, Die, Monatshefte für Production und Kritik. Herausgegeben von Wilhelm Arent. 5. Heft. Berlin, C. F. Conrads Buchhandlung (O. Reuter).

Ohlert, Arnold, Die deutsche höhere Schule. Ein Versuch ihrer Umgestaltung nach den sittlichen, geistigen und socialen Bedürfnissen unserer Zeit. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Raymond, George Lansing, L. H. D., Painting, Sculpture and Architecture as representative arts. New-York und London, G. P. Putnam's Sons.

— Rhythm and Harmony in poetry and musik. New-York und London, G. S. Putnam's Sons.

Reisekatalog, Illustrirter. Verzeichniss bewährter Reisehandbücher und Führer, Touristen- u. Special-Karten, Reisebeschreibungen, Prachtwerke, Atlanten, Conversationsbücher etc. Ausgabe 1895. Leipzig, K. F. Koehler.

Saul, Dr. D., Schiller im Dichtermund. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff).

Schirmacher, Dr. Käthe, Herrenmoral und Frauenhalbheit. 3. Tausend. Berlin, Richard Taendler.

Schwarzkopf, Gustav, Recepte. Satiren. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Springer, Anton, Handbuch der Kunstgeschichte. III. Theil (Die Renaissance in Italien.) 4. Auflage des dritten Theils der Kunstgeschichte. Mit 319 Abbildungen und einem Farbendruck. Leipzig, E. A. Seemann.

Tolstoi, Leo, Graf, Patriotismus oder Frieden? Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung aus dem Manuscript von Sophie Behr. Berlin, August Deubner.

Umlauft, Friedrich, Professor Dr., Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Geographisch-statistisches Handbuch für Leser aller Stände. 3., umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 200 Illustrationen und 15 Kartenbeilagen. Lieferung 1. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Verzeichniss der Hôtels, Hôtel garnis und Sommerwohnungen in Bad Harzburg mit Angabe der Preise für Zimmer, erstes Frühstück, Mittagessen, volle Pension, die wichtigsten Lebensmittel etc. Zusammengestellt im Namen des Herzoglichen Bade-Commissariats von Rud. Stolle. Bad Harzburg, Rud. Stolle.

Waffen nieder, Die! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausg. von Baronin Bertha von Suttner. 5. Jahrgang No. 5. Dresden, u. Wien, E. Piersons Verlag.

Zabel, Eugen, Hermann Genss. Eine Künstlerstudie. Berlin, Raabe & Plothow.

Zoozmann, Richard, Neue Dichtungen. Aus Herz und Welt. Dritte, vermehrte und veränderte Auflage. Leipzig, P. Friesenhahn.

— Lieder, Romanzen und Balladen. Vierte, vermehrte und veränderte Auflage. Leipzig, P. Friesenhahn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 78. — Heft 233.

Nor[illegible]

August 1896.

Breslau
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender

August 1896.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Hans Richter.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Hans Richter

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXVIII. Band. — August 1896. — Heft 233.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hans Richter.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXVIII. Band. — August 1896. — Heft 233.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hans Richter.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Leiden einer Frau.

Von

Hermann Heiberg.

— Schleswig. —

(Fortsetzung.)

Und dann war's geschehen, dann war Dorita Zarpen unterwegs nach Ratzeburg. Etwa nach Verlauf einer Stunde, nachdem die Auseinandersetzung mit ihrem Manne stattgefunden, nachdem sie vergeblich gewartet, daß sich dieser oder wenigstens Therese zeigen werde, hatte sie nach Robert geklingelt und ihm befohlen, sogleich in den Herrenstall zu eilen, den Kutscher zu beauftragen, unverzüglich anzuspannen, hinter den Park zu fahren und dort ihrer zu warten.

Und mit Hut und Mantel und mit einer kleinen, das Nothwendigste enthaltenden Handtasche war sie dann bald darauf die Treppe hinabgestiegen und hatte sich eilenden Fußes auf den Weg gemacht.

Freilich war sie nicht ohne schwerste Beklemmung die Treppe hinabgestiegen. Sie fürchtete einen neuen Act der Brutalität von Seiten ihres Mannes, sie fürchtete Scenen vor den Haus- und Hofinsassen.

Aber es war Nichts geschehen. Der arglose Robert hatte offenbar nur ausgeführt, was sie ihm befohlen. Hermann hatte Nichts erfahren. Unbehindert durch irgend Jemanden, erreichte sie, rechtsseitig durch den Gemüsegarten sich wendend, die hinter dem Park sich hinziehende Landstraße, und nach zehn Minuten lagen — dank der flinken Braunen — Westerthal und Aussicht schon weit hinter ihr.

Und dann erreichte sie die Stadt und gab dem alten Kutscher Friedrich eine Erklärung über ihr Bleiben in Ratzeburg, die Fragen gegenstandslos machten. Sie befahl ihm nur, den Thieren Rast zu gönnen, bevor sie zur Rückkehr in Bewegung gesetzt würden.

Die Stunden, die Dorita wegen des später abgehenden Zuges noch gezwungen war, in Ratzeburg zu bleiben, benutzte sie, um ihrer Mutter zu telegraphiren und Briefe zu schreiben.

Der eine derselben war an Leo, der andere an ihre Schwiegermutter gerichtet.

Zuletzt unternahm sie noch einen Spaziergang, und während sie draußen vor der Stadt, abgetrennt von allem Verkehr, dahinschritt, gelang es ihr, ihren Gedanken eine feste Richtung und ihren Zukunftsplänen ein festes Ziel zu verleihen.

So innerlich gefestigt, bestieg sie den Eisenbahnzug, warf noch einen letzten schwermüthigen Blick auf die reizvoll in der Ebene hingestreckte kleine Stadt und trat erst zurück, als der Zug, plötzlich eine Biegung machend, ihr das so viele Erinnerungen hervorzaubernde Bild entrückte. —

Aber schon bei der Ankunft in Flensburg ward ihr, als sie ihren Schwestern entgegentrat, eine erschütternde Nachricht. Auf ihre hastige Frage nach der Mutter empfing sie die bewegte Antwort, daß diese seit dem gestrigen Vormittage von einem schweren Schlaganfall betroffen sei.

Furchtbareres hätte der Frau in diesem Augenblick nicht werden können.

Die Mutter lebensgefährlich erkrankt, die Schwestern tief bedrückt, und wenn jene sogar dahinging, eine Zukunft voll nicht auszudenkender Sorge und Entbehrung.

Es war ja Alles für sie, Dorita, hingegeben, auch der Familien-Credit für sie auf's Aeußerste angespannt worden. Starb Frau Busch, die von einer Pension gelebt, so war nicht nur Nichts vorhanden, sondern es fanden sich sicher noch bedeutende Verpflichtungen.

Auf Dorita hatten Mutter und Schwestern gehofft, nicht gleich, aber später, wenn auch bei den Zarpens eine höhere Gewalt einmal eingegriffen haben würde, wenn Hermann selbstständige Verfügungsrechte erhalten hatte.

Und nun sollte die junge Frau ihren Angehörigen sagen: „Ich bin ohne Gepäck aus dem Hause entflohen! Alles ist aus, dahin, ich kann niemals zu meinem Manne zurückkehren! Unsere Scheidung ist das Ende!"

Während sie mit ihren Schwestern dahinfuhr, richteten sich ihre Gedanken immer wieder auf ihre Mutter. Dorita hatte bisher auf der Schwestern erstaunte Fragen über ihr Erscheinen nur geantwortet:

„Später, später in Ruhe, geliebte Mädchen. Ich muß jetzt erst über Mama sprechen." Damit hatten sich Toni und Thora zunächst zufrieden gegeben.

Die schwarzäugige, schöne, aber oberflächlich geartete Toni hatte sogar von einer Passion gesprochen, die sie gegenwärtig beherrschte, und Thora, die ältere, ein gutes, aber naives, etwas schwerhöriges und nicht sehr vortheilhaft von der Natur ausgestattetes junges, brünettes Mädchen, warf die eifrige Frage hin, ob sie denn nun wirklich im Herbst nach Westerthal

zum Besuche kommen solle? Hermann habe sie schriftlich wiederholt eingeladen!

Das Alles geschah, und diese Arglosigkeit gerade zermalmte schier die Seele der Frau. Um so mehr aber fühlte sie die Pflicht, sich zum Handeln aufzuraffen.

Infolgedessen nahm sie, nachdem sie im Hause angelangt waren und nun eben die Treppen zur dritten Etage hinaufklommen, einen festen Anlauf und sagte, gewaltsam die Eindrücke niederdrückend, die ihr wurden durch die Vergleiche zwischen dieser dunklen, dumpfen und knappbemessenen Etage und den hellen, hohen Räumen des schloßartigen Gebäudes in Westerthal:

„Hört, liebe Schwestern! Es ist Etwas geschehen, was Mama nicht wissen darf. Sprecht also in ihrer Gegenwart nicht davon, wo mein Gepäck ist, und thut überhaupt keine Fragen.

Sagt nur, mich hätte die Sehnsucht ein paar Tage hergetrieben.

Was vorliegt, sollt Ihr wissen, sobald ich Mama gesprochen habe, sobald wir allein sind."

Und da sie der Schwestern befremdeten Mienen begegnete, regte sich ihr mitleidiges Herz, und sie fügte hinzu:

„Nun, nun, erschreckt nur nicht! Für mich ist, was vorliegt, nicht unerfreulich — das mag Euch genügen."

Erst nachdem sie sah, daß diese Worte so von ihren Schwestern aufgefaßt wurden, wie sie es wünschte, zog sie selbst an der Klingel der Etagenthür und trat, beklommen, fast einer Ohnmacht nahe vor Aufregung, in die Wohnung.

Und dann stand sie wenige Augenblicke später an dem Bette ihrer Mutter.

Freilich! Alle Nadel- und Dolchstiche, die ihr seit Jahresfristen in Westerthal zu Theil geworden, waren Nichts gegen die Seelenqual, die sich bei dem Anblick der alten Frau ihrer bemächtigte.

Sie war an der ganzen einen Seite gelähmt, die rechte Gesichtsseite war — schrecklich anzusehen — völlig verzerrt, und da auch die Sprache gelitten, und sie sich nur sehr unvollkommen verständlich machen konnte, ergriff sie selbst ein solcher zehrender Schmerz über ihr Elend, eine solche Wehmuth bei diesem Wiedersehen mit ihrer Tochter, daß ihr wie bei einem Kinde immerfort die Thränen über die eingefallenen Wangen rannen.

Und dann die von der Kranken mühsam hervorgestoßenen Fragen, die sämmtlich von der Voraussetzung ausgingen, daß Alles in Westerthal in Glück und Wonne schwimme!

Und als Antwort all' die frommen Lügen!

Dorita vermochte es auch nicht lange zu ertragen! Sie mußte sich erst wieder sammeln. Sie mußte sich vorbereiten auf neue Entgegnungen und auf mitleidigen Trost.

Als die auf Anordnung des Arztes vorläufig beorderte Schwester wieder ihre Stelle an dem Krankenbette eingenommen hatte, brach Dorita unter der Wucht aller dieser seelischen Eindrücke völlig zusammen. In ihrer hoffnungsvernichteten Stimmung begriff sie ihre Schwestern nicht, die Sinn für Nebendinge hatten, die geschäftig bemüht waren, ein Frühstück herzurichten, allzuviel auftrugen und ihr mit jener Zuvorkommenheit begegneten, die denen geboten wird, die Stellung, Ansehen und Reichthum besitzen und dadurch Erwartungen erwecken! Sie hätte ihnen gleich zurufen mögen: „Laßt, laßt! Haltet Eure Thaler zusammen! Richtet Euch schon jetzt ein auf schwere Lebensnoth! Und ehrt und verzieht mich nicht! Ballt vielmehr die Hände vor der, die ihr Ich über Euer Wohl stellte! —" Und daraus entwickelte sich denn auch wieder eine Veränderung ihrer Entschlüsse.

Es war ihr unmöglich, wenigstens gleich heute ihren Schwestern die Enttäuschung zu bereiten. Sie mußte vor der Hand auch ihnen noch Alles verschweigen. — Sie mußte — ja, was mußte sie?

Sie konnte schon keinen klaren Gedanken mehr fassen. Die unruhige Qual stieg ihr, den Athem nehmend, in die Kehle, und eine folternde Angst trieb sie fort aus den Räumen. —

Die Enge auch hier, die dumpfe Luft, die Unmöglichkeit, wie in Westerthal, mit einem kurzen Schritt in Gottes freie Luft zu gelangen, drückten folternd auf ihr Herz, und wenn sie nicht, durch ihre Schwestern ermuntert, den Inhalt eines Glases Cognac hinabgestürzt hätte, würde sie ohnmächtig zusammengebrochen sein.

Nach rasch beendetem Frühstück begab sie sich auf ihr Zimmer, riß die Fenster auf, sog die Luft ein und verschaffte sich dadurch nicht nur Erleichterung für Herz und Lunge, sondern auch wieder klare Gedanken.

Sie ließ das Vergangene an sich vorüberziehen.

Sie hatte ihrer Schwiegermutter lediglich in sachlichem Tone geschrieben:

„Da ich weiß, wie sehr ich in Ihrem und im Sinne Ihrer Töchter handelte, wenn ich heute für immer Westerthal verließ, so bedarf es im Grunde keiner Erklärungen! Ich wünsche sie aber um meinetwillen zu geben, ich will in der Lage sein, mich darauf berufen zu können. Und so sage ich:

Ich thue diesen Schritt nicht leichten Herzens. Ich beklage tief und schmerzlichst daß es so gekommen ist. Aber gerade die Rücksicht auf ihn, dem ich vor dem Altar Zusagen machte, die ich in dem von ihm und seiner Umgebung geforderten Umfang nicht zu erfüllen vermochte, gerade die Ueberlegung, daß ich ihn und auch mich immer nur noch unglücklicher machen würde, erhärtete meinen Entschluß.

Möge es Ihnen und den Ihrigen in Zukunft gut gehen!

Damit scheidet von Ihnen

Dorita geborene Busch —"

Leo hatte sie dagegen rückhaltlos ihr Herz ausgeschüttet; nicht zurückgehalten mit der Schilderung ihrer Qual auf der einen und Befreiung ihres Innern auf der anderen Seite. Zum Schluß hatte es geheißen:

„Sobald Deine Zeit es Dir gestattet, suche mich in Flensburg auf! Richte es so ein, daß wir uns ungestört sprechen können. Ich vermag nicht zu übersehen, wie sich die Dinge im mütterlichen Hause gestalten. Dein Erscheinen könnte zu falschen Deutungen Anlaß geben, die ich unter allen Umständen zu vermeiden wünsche.

Lebe wohl! Habe nochmals innigsten Dank! Vergiß nicht, daß ich jetzt neben der Liebe der Meinigen nichts Anderes besitze, als Deine Freundschaft und — meinen tadellosen Ruf als Frau.

Dorita."

Nachdem Dorita durch Alleinsein und Ruhe während einiger Stunden sich gekräftigt hatte, begab sie sich wieder zu ihren Schwestern, und als diese mit den wegen ihres Kommens noch unbeantworteten Fragen anhoben, erklärte sie ihnen das, was sie sich inzwischen als zweckmäßig ausgedacht hatte, was ihr zugleich als eine brauchbare Einleitung für die später zu eröffnende Wahrheit erschien.

Sie berichtete, daß allerlei Meinungsverschiedenheiten und daraus hervorgegangene Verstimmungen mit der Familie in Aussicht sie veranlaßt hätten, Hermann zu bitten, Westerthal für kurze Zeit verlassen zu dürfen.

Ihr Koffer sei von der Bahnverwaltung nicht expedirt, aber von ihr bereits reclamirt worden. Er müsse jeden Augenblick eintreffen.

Sie habe die Absicht, sich von hier aus schriftlich mit Hermann über die verschiedenen, die Gestaltung der Zukunft betreffenden Fragen auseinanderzusetzen.

Das Alles fanden die Schwestern nicht eben erfreulich, aber sie hegten weder Mißtrauen, noch knüpften sie irgendwie ernste Besorgnisse daran.

Nachdem dann Dorita wiederum bei ihrer Mama sich niedergehockt, sie getröstet und voll zärtlicher Theilnahme aufgerichtet hatte, durch ein den Hoffnungen der Kranken entsprechendes glückliches Lächeln, das gleich einem sanften Sonnenstrahl die Züge ihres Angesichts belebte, selbst ihre Festigung verstärkt hatte, unternahm sie Abends noch allein einen Spaziergang und suchte bei dieser Gelegenheit den Arzt der Familie auf.

Sie wollte Klarheit, so weit sie möglich war! — Es war Etwas in ihr emporgeschossen, was doch noch — nicht für sie — aber für die Ihrigen zum Heile führen konnte.

Je nach der Auskunft, die sie empfing, wollte sie ihre Handlungen einrichten.

Das Erste, was Dorita am nächsten Morgen beim Erwachen beschäftigte, war der Gedanke an ihre Mutter.

Der Arzt hatte ihr erklärt, daß wohl Frau Busch noch Jahre leben, gar alt werden könne, daß sie aber bei der Schwere des Zufalles für alle Zeiten eine Hilflose bleiben werde. Auch sei für alle Fälle sorgfältige Behandlung, Ruhe, möglichste Fernhaltung jeder Gemüthsaufregung, beste leibliche Pflege, frische Luft, Spazierfahren und andere stärkende Dinge Vorbedingung für Genesung und Verhütung einer Wiederholung.

Also zu helfen, daß dieser ihr theuren Frau alles Nützliche werde, war ihre, Doritas Aufgabe!

Blieb die Mutter am Leben, würden auch die Geschwister keine Noth leiden, würde sich eher die Gelegenheit finden, einen Platz an der Seite eines Mannes zu finden.

Wie war nun diese Aufgabe zu lösen?

Dadurch, daß sie entweder die alte Last von Neuem auf ihre Schultern nahm, indem sie die Lüge mit ihrem Manne dennoch fortsetzte, oder aller Welt zum Trotz ein Bündniß mit Leo einging.

Wenn die Zweifel ob solchen Wägens und Handelns mit ihrer Ueberzeugung und Ehre in ihr aufsteigen wollten, ließ sie das entstellte Antlitz der von ihr über Alles geliebten Frau vor ihrem Geiste aufsteigen, erinnerte sie sich, wie der Armen langsam die Thränen über die Wangen gesickert waren, welche Schauer ob des Anblicks und ob der Zukunft ihr selbst durch die Seele gerieselt waren. Dem Gedanken an die Ihrigen gab sie allein Raum in ihrem Innern; sie schlug gewaltsam, rücksichtslos, mit unerbittlicher Härte ihre Natur nieder.

Hatte sie früher ihrem Ehrgeiz, dem Verlangen nach Wohlleben, Ansehen, Reichthum und Stellung nachgegeben, hatte sie um dieser und der Rücksicht auf die Ihrigen willen ihre Empfindungen, ihre tieferen Ueberzeugungen zum Schweigen gebracht, so erfüllte sie jetzt nur das Gefühl der Pflicht der Tochter und der Schwester.

Unter solchen Entschlüssen, Ueberlegungen und Gedanken gewann Dorita die Fähigkeit, dem kommenden Tage mit seinen Aufgaben zu begegnen.

Sie zwang sich zu äußerlicher Sorglosigkeit, sogar zu einer sanften Fröhlichkeit, erzählte ihrer Mutter, was der Arzt gesagt, verschwieg, was er Einschränkendes gesprochen, und malte ihr mit lebendigen Worten baldige Genesung und ein ferneres glückliches Dasein aus. — Und nachdem sie dort die Hoffnungen nochmals gestärkt hatte, begab sie sich zu ihren Geschwistern zurück, hörte aufmerksam zu, als sie berichteten, was sie innerlich beschäftigte, hatte sogar Zeit und Geduld, über Toilettengegenstände und Haushaltungsverhältnisse zu sprechen und wußte auch sie wegen der Mutter zu beruhigen und ihre Gemüther hoffnungsvoll zu stimmen.

Und so schwanden die Stunden. Aus dem Morgen ward Mittag, der Nachmittag schwand friedsam hin, und erst gegen Abend, als Dorita einem an der Thür stark klingelnden Boten zufällig selbst öffnete und von ihm ein Schreiben in Empfang nahm, das — Schrecken und Hoffnung

zugleich — Hermann von Zarpens Handschrift trug, gerieth das eben besänftigte Gemüth wieder in einen neuen Aufruhr.

Um allen Nachfragen zu entgehen, schloß sie rasch und hastig die Thür und eilte auf ihr Zimmer. Hier entfaltete sie, vorher die Hand zur besseren Dämpfung ihrer Erregung auf die hämmernde Brust drückend, das Schreiben.

Es lautete:

„Ich las, Dorita, den Brief, den Du an meine Mutter gerichtet hast, und ich öffnete — verzeihe mir die Sünde — das Schreiben, das Du an meinen inzwischen abgereisten Bruder sandtest.

Von tiefster Reue erfaßt, habe ich mich auf die Bahn gesetzt und beschwöre Dich bei den guten Gefühlen, bei der Liebe, die Du doch einst für mich empfandest, mir noch heute Abend im Bahnhofshôtel eine Unterredung zu gewähren.

Sollte Dir solches unmöglich sein, — brauchst Du Zeit zur Ueberlegung für diese letzte inständige Bitte Deines Mannes, der trotz seiner besinnungslosen Heftigkeit nie aufgehört hat, Dich zu lieben, so laß mich wenigstens wissen, ob ich Dich morgen Vormittag hier sprechen darf.

Es muß geschehen, theure Dorita, und je früher es geschieht, desto erhabener und mitleidiger handelst Du gegen Deinen in quälender Unruhe sich verzehrenden treuen Gatten

Hermann Zarpen."

Das Schreiben entfiel Doritas Hand. Sie bog, von den Eindrücken überwältigt, den Oberkörper zurück, und ein tiefer Athemzug ging aus ihrer Brust.

Nun hieß es, mit Ueberlegung handeln! Noch einmal hielt sie ihr Schicksal in der Hand. Nach einem augenblicklichen Impulse jetzt Entscheidungen treffen, hieß gewissenlos handeln. — Was zog nicht Alles durch ihre Brust! —

Leo hatte ihren Brief nicht empfangen, Leo war abgereist, wohl in Unfrieden — vielleicht zu ihr. Und doch war er nicht gekommen!

Wohin hatte er sich gewendet, welche Pläne hegte er? Wann und wie würde er, wenn es ihm unbekannt, erfahren, was sie gethan, wann würde er dann zu ihr eilen! —

So viel war sicher! Sie mußte erst Leo sprechen, bevor sie Hermann eine Antwort ertheilen konnte. Wenn sie aber Hermann früher hörte, mußte sie sich eine Entscheidung vorbehalten.

Sie war deshalb auch entschlossen.

Sie setzte sich nieder und schrieb einen Brief, in dem sie Hermann in möglichster Kürze mittheilte, daß sie ihn in keinem Falle heute zu sprechen vermöge, aber in Betracht ziehen werde, ob und wann es in den nächsten Tagen geschehen könne. Ihre Mutter liege todesgefährlich danieder.

Es war nach Vollendung dieser Zeilen nur noch zu überlegen, wie sie das Schreiben in ihres Mannes Hände gelangen lassen könne. Nach vielem Hin und Herdenken entschied sie sich dafür, selbst die Straße zu betreten und dort Jemanden ausfindig zu machen, der die Zeilen forttrüge.

Dadurch beugte sie am sichersten vor, daß den Ihrigen Hermanns Anwesenheit in Flensburg bekannt wurde.

Dann umhüllte sie sich mit ihrem Mantel, griff nach der Kopfbedeckung und schlich, leise die Thür öffnend, die Treppe hinab auf die Straße. Hier forschte sie sogleich nach einer passenden Persönlichkeit, richtete den Weg in die Gegend, wo das Bahnhofshôtel lag, und hielt diese Richtung umsomehr inne, als ihr ein Kind, das sie wegen der Besorgung des Briefes gegen ein Trinkgeld ansprach, weinend erzählte, es müsse rasch in die entgegengesetzte Gegend, in die Apotheke, um Medicin zu holen, da ihre Mutter schwer erkrankt sei.

Da der jungen Frau Gedanken durch diese Mittheilung wieder auf das eigene Leid im Hause und alles damit Zusammengehörige hingelenkt wurde, vergaß sie völlig, was sie eigentlich vorhatte, und als sie endlich ihrem zerstreuten Sinnen sich entwand und nun umschaute, sah sie, daß sie bereits die Bahnhofsstraße erreicht hatte.

Nun kam's über sie, daß es auffallen mußte, bei so geringer Entfernung Jemanden um Besorgung des Briefes zu ersuchen, und als sie dann zur Sammlung ihrer Entschlüsse einstweilen vor das Schaufenster eines Buchbinders trat, hörte sie plötzlich ihren Namen rufen und sah — das Herz wollte ihr stocken — Hermann vor sich. —

„Dorita — Dorita — Du, Du hier — Wolltest Du zu mir in's Hôtel?" so drang's in glücklicher Berauschung aus Hermann Zarpens Munde, und ehe Dorita zur Besinnung zu gelangen vermochte, hatte er sie eingehakt und zog die Verwirrte, mit Zärtlichkeitsworten sie überschüttend, mit sich fort.

In einem Zustande zwischen bewußtem Denken und Betäubung schwankte Dorita neben ihrem immerfort ihr zuredenden Manne die Hôteltreppe zum ersten Stock empor, und alles nach Empfang seines Briefes so planvoll Ueberdachte und Vorbereitete schien ihr rettungsvoll verloren, als er nun die Thür öffnete und sie mit schmeichelnden Worten einzutreten bat.

Und dann geschah in der That etwas, vor dem jeder Widerstand weichen mußte.

Kaum nachdem sie sich, tief Athem holend, in einen Sessel niedergelassen, und bevor sie noch einmal ihren Mantel gelöst hatte, fiel er vor ihr nieder, umklammerte sie leidenschaftlich und rief:

„Ach, bleib doch bei mir, meine Dorita! Ich liebe Dich mit der ganzen alten Gluth! Bin ich nicht noch Dein Mann, wenn wir auch Uneinigkeit hatten, wenn Du auch erregt davon eiltest und ich Dich gestern [illegible] zurückhielt, aus Eifersucht Dich nicht am Gehen hinderte!?

O, laß mich diesen süßen Mund küssen, nach dem ich mich schon während dieser kurzen Trennung verzehrte. Ist das, was Dir die Natur so verschwenderisch verliehen hat, nicht noch mein Eigenthum, mein süßes, angebetetes Weib?

Laß, ich beschwöre Dich, das, was geschehen.

Wie Du es willst, so soll es sein! Wir kehren nur nach Westerthal zurück, um das Nothwendige zu ordnen, dann gehen wir für immer von dort fort.

Zunächst unternehmen wir eine Reise.

Ich will mich mit Leo, dem ich, wie ich aus Deinem Briefe ersehen, schweres Unrecht gethan habe, versöhnen. Wir werden unsere Rechte auf die Erbschaft gemeinsam in die Hand nehmen. Nie werde ich Dich wieder zwingen, mit meiner Familie zu verkehren!

O, komm, lasse mir Deine Hände, verschließe nicht Dein Herz meinen Bitten! Du hast mich doch früher ein wenig lieb gehabt! Rührt, erweicht es Dich nicht, daß ich hier vor Dir kniee, Dich anflehe, mir zu verzeihen, Dich bitte, zu mir zurückzukehren?"

Und wieder, ehe sie zu antworten vermochte, umschlang er sie mit inbrünstiger Leidenschaft und nahm — ihr Inneres schrie auf in Qual, Scham und Widerstand — von ihren Lippen, was jetzt Leo, nicht ihm gehörte. Und doch nicht — Leo — So gellte es mahnend durch ihr Inneres.

Sie brach auch unter all diesen Widersinnigkeiten zusammen.

Mit einem ächzenden Laut und mit einer gewaltsamen Geberde löste sie den Mann von der tobenden Brust, und schon wollte sie schreien:

„Genug der Leidenschaft und der Fortsetzung der Lüge! Ich will und mag Dich nicht! — Ich gehöre nur Einem mit Leib und Seele von jenem Tage der ersten Begegnung an bis in alle Ewigkeit, dieser Eine — ist Dein Bruder! — "

Aber als sie eben anheben wollte, raunten ihr die Stimmen in ihrem Innern hastig mahnend zu:

„Gieb Dich — gieb ihn nicht preis! Vergiß nicht Deine Mutter — "

Und da siegte eine andere Lüge, die Lüge der Gewährung, der Liebe, die der Pflicht und dem Mitleid entsprang.

Sie ließ es zu, daß er ihre Gegenwehr durch Zärtlichkeiten bezwang.

Stunden waren verflossen. Eben hatte er sie vor der Thür der mütterlichen Wohnung verlassen.

Wie eine Schwerkranke schwankte die Frau die Treppe zu den Ihrigen empor, begegnete den wegen ihres Fortbleibens fragenden Blicken ihrer Schwestern mit künstlich unbefangenen Mienen, und gab die Erklärung, daß ihr, als sie zur Besorgung eines Briefes selbst auf die Straße gegangen sei, unwohl geworden, daß sie habe in ein Haus treten müssen und nun erst wieder die Kraft zur Rückkehr gewonnen habe.

Und nach dieser durch die Umstände gebotenen Erklärung ließ sie sich in ihr Zimmer führen und hier betten, hörte beglückt auf, als Jene berichteten, daß der Mutter von ihrem Fortgange Nichts bekannt geworden sei, und fiel endlich dem in die Arme, ohne dessen Gnade und Erbarmen der Mensch schlechter auf dieser Welt daran wäre, als das elendeste Geschöpf der Erde. —

* * *

Und dann wieder der nächste Tag, und dann wieder von Neuem die Erinnerung an alles Geschehene.

Noch war Nichts entschieden!

Auf alle seine Worte und Bitten hatte sie Hermann erwidert:

„Schaffe klare Verhältnisse, und ich will dann Deine Wünsche überlegen. Ohne solche ist's aber nur ein Schemen! Dein Wille mag ehrlich sein, aber Dein Können ist einer Natur gegenüber, wie Deine Mutter, gleich Null.

Von der Luft vermögen wir nicht zu leben. So sind wir doch wieder auf die Brosamen angewiesen, die sie für uns fallen läßt. Und so wird Alles beim Alten bleiben und noch weit schlechter werden! —

Vor Allem mußt Du Dich mit Leo verständigen.

Wenn Ihr Beide fest und zugleich klug seid, ist vielleicht ein Gelingen möglich. —

Das betrachte als die vorher zu lösende Aufgabe.

Liebst Du mich wirklich in solcher Stärke, daß Du auch stärkerer Opfer fähig bist, wirst Du auch nicht zaudern, zu thun, wozu nach den Erfahrungen schon die Klugheit räth."

An der Thür hatte er sie noch eimal umschlungen wie ein Bräutigam, auch sich fühlend als einer, der tastend, der Gewährung ungewiß, um solche bettelt. Er ahnte nicht, wie es in ihrer Seele aussah. Hätte er ihr in diesem Augenblick, hier vor dem Hause, in dem die unheimlichen Gespenster der Zukunft auf den Schwellen hockten, die Wahl gestellt:

„Entscheide Dich mit einem Ja oder Nein, ob Du bei mir ausharren willst! Erklärst Du Nein, so soll es bleiben, wie Du es begonnen hast," dann würde sie ihm erlegen sein.

Die mächtigen Schwingen, die ihr zum Rückfluge nach Flensburg verholfen, hingen erschlafft herab; sie hatten keine Kraft mehr, nachdem das herzzerreißende Bild der alten Frau vor ihren Augen erschienen war. —

Sie waren unter der Abrede geschieden, daß Dorita auch ferner ihren Angehörigen das Geschehene verheimliche, daß Hermann auf jeden Fall dafür Sorge tragen solle, daß ihr sobald wie möglich Garderobe zugehe, und endlich, daß er ihr über Leo Nachricht zukommen lassen würde.

„Und Du willst mir auch für den Fall kein festes Ja geben, wenn ich Alles nach Deinen und meinen Wünschen ordne, Dorita!? Thue es,

thue es, ich flehe Dich an, damit Du den letzten Zweifel von mir nimmst, daß Du meinen Bruder liebst!"

„Nein! Es muß bleiben, wie ich erklärte. Ich kann unter der ungeheuren Wucht der Eindrücke mich noch nicht fassen. Ich sage es, wie es ist."

„Also es ist möglich, daß ich Alles durchsetze und doch ein Nein erhalte? Wo soll ich denn die Freudigkeit zu diesem, wie Dir doch durch eigene Einsicht bekannt ist, schweren Kampfe hernehmen?"

„Du sollst die Freudigkeit und die Kraft schöpfen aus Deinem männlichen Gefühl für Recht und Billigkeit, aus der tieferen Erwägung, daß solchen Zuständen auch in Deinem Interesse ein Ende gemacht werden muß, daß Du kein Kind mehr bist, sondern ein Mündiger, aus der Einsicht, daß freie Verfügung über Dein Vermögen und Deine Handlungen Dich eher befähigen, etwas Anderes zu sein, als ein Gutsjunker, der lediglich auf dem Gute die Sonne auf und niedergehen sieht."

Und er hatte nach diesen ihren entschiedenen Worten stumm das Haupt bewegt, ihre Hände geküßt, ihr, wie sie schon in der Thüröffnung stand, noch einmal mit sehnsuchtsvoller Liebe zugewinkt und dann langsam den Weg nach Hause zurückgenommen. —

Dieser und der folgende Tag vergingen der jungen Frau unter dem Druck der Spannung in endloser Länge und Unruhe.

Sobald sie den Briefträger die Treppe emporsteigen hörte, eilte sie an die Thür.

Sie konnte es nicht erwarten, zu erfahren, ob Etwas für sie angelangt sei, und als gar der dritte Morgen anbrach, ohne daß er von dem Ersehnten brachte, ergab sie sich einem schwermüthigen Grübeln, in dem sie ihre düstren Vorstellungen bereits zu Thatsachen erhob. Bald malte sie sich aus, daß die Brüder, statt eine Versöhnung herbeigeführt zu haben, nur noch ernstlicher sich veruneinigt hätten, bald stieg wiederum die Gewißheit in ihr empor, Beide seien völlig einig geworden, aber unter dem Einfluß der Aussichter zu dem Ergebniß gelangt, Dorita ihrem Schicksal zu überlassen und damit den gestörten Frieden in der Familie wieder herzustellen.

Aber wenn's dann eben unter schwersten Kämpfen gelungen war, die Seele zum Verzicht auf Alles herabzudrücken, was noch einen Zusammenhang mit Zarpens besaß, wurde sie durch die Töne, die nebenan aus dem Munde der Kranken drangen, doch wieder in die Welt der mitleidlosen Wirklichkeit zurückversetzt, und aus der Sorge und Angst und der Liebe zu ihrer Mutter und ihren Geschwistern entsprangen von Neuem Hoffnungen.

Im Uebrigen war dieser Morgen dazu angethan, ihr Gemüt auf's Qualvollste zu peinigen.

In einem mit der Frühpost eingegangenen, an ihre Mutter gerichteten Briefe erklärte ein Lieferant in Flensburg, daß er, falls er nicht wenigstens

mit einem Theil der ihm lange versprochenen Abzahlung auf die Rechnung allernächstens befriedigt werde, zur Klage auf das Ganze schreiten müsse.

Und nachdem Dorita und die Schwestern sich eben einigermaßen darüber beruhigt hatten, erschien ein Vollziehungsbeamter mit einem Zahlungsbefehl und der Weisung eines anderen Gläubigers, des Inhabers eines auswärtigen Modegeschäfts, sofort einen Sicherheitsarrest auf der Wittwe Eigenthum auszubringen, sofern die Berichtigung an ihn nicht unmittelbar erfolge.

Die Versiegelung wurde auch trotz aller Bitten und Gegenvorstellungen zum größten Theil vorgenommen, und der Beamte wäre sogar in die Krankenstube gedrungen, wenn ihn nicht Dorita durch Hergabe des Geldes, das sie bei sich führte, von der Beschlagnahme der Gegenstände dieses Gemaches abgehalten hätte.

Nachdem sich der Mann entfernt hatte, fragte Frau Busch unter sichtlicher Unruhe, wer da gewesen, wer so viel gesprochen hätte und umhergegangen wäre.

„Es war ein Herr da, der Geld zu verlangen hatte —" besänftigte Dorita mit künstlichem Gleichmuth. „Es war eine Forderung noch vom vorigen Jahr — Jedenfalls ist die Sache in Ordnung gebracht, ich habe ihn befriedigt —"

Und auf der Kranken doch noch besorgten Blick:

„Beunruhige Dich nicht im Geringsten, theure Mama. Ich werde meinen Mann bitten, daß er mir eine Summe zur Begleichung Deiner Verpflichtungen einhändigt. Ich bringe Alles zur Erledigung!"

Und als dann der Ausdruck der Angst in dem Angesicht ihrer Mutter sich in einen frohbefreiten verwandelte, zog durch das weiche Gemüth der jungen Frau ein Empfinden, als ob ihr das herrlichste Geschenk geworden, als ob der eigene Kummer gegen die glückliche Beseitigung dieser Beunruhigung schier ein Nichts sei.

Als sich Dorita aber nach Tisch in ihr Gemach zurückzog und noch einmal Alles in einer anderen Stimmung überlegte, auch ihrer, jetzt leeren Geldbörse gedachte, erfaßte sie ein erhöhtes Zagen und eine erhöhte Hoffnungslosigkeit, und sie sank, die Hände an die pochende Stirn drückend, weinend zurück.

Was hatte Alles die eine Unwahrheit, die sie vor Jahresfrist vorm Altar gesprochen, Unseliges geboren! Aus Hügeln waren schon Berge entstanden, und immer neue thürmten sich auf, statt daß sie in die Ebene des Friedens zurückgelangte.

Gegen Abend, fast um dieselbe Zeit wie jüngst, saßen die Schwestern mit Näharbeit beschäftigt, an dem runden, durch eine kräftig strahlende Lampe erhellten Sophatisch. Nebenan athmete die Kranke, die eingeschlafen war, sanft. Die Töne drangen herein. Sie übten eine besänftigende

Wirkung auf die Anwesenden aus, und sie erhöhten gleichsam den sie umgebenden Frieden.

Diese Gemüthlichkeit ward durch das heftige Ziehen an der Glocke unterbrochen.

Toni, die der Thür zunächst saß, sprang empor und eilte hinaus, ihr folgte — von einem Ahnungsgefühl getrieben, — Dorita.

Und es war, wie ihr unruhiges Herz es vermuthet hatte!

Zwar keine Botschaft wie jüngst von Hermann war da, aber mit dem ruhigen, gemessenen, klug überlegenen Ausdruck stand Leo Zarpen vor ihr. Und unter herzlichen Geberden schüttelte er ihr und nach einer vorangegangenen liebenswürdigen Verneigung und Vorstellung auch Toni die Hand.

Und dann trat er tiefer in den Flur, und Dorita besaß die Geistesgegenwart, ihrer Schwester zuzuraunen:

„Ich bitte Dich, geh voraus, und schau Dich drinnen um. Bereite auch Mama vor!"

Und als jene arglos eilfertig sich entfernt hatte, flüsterte sie hastig:

„Rasch, bevor wir gestört werden, Leo! Meine Familie weiß noch Nichts von den Vorgängen in Westerthal, Nichts von meinen Absichten. Meine Mutter liegt schwer am Schlaganfall darnieder. Ich muß schweigen! Also habe Acht, thue, als ob Jegliches beim Alten sei — Und dann noch: Wo wohnst Du? Wann kann ich Dich morgen sprechen — Hermann war hier. Er entbot mich in's Hôtel. Weißt Du davon?"

So schloß sie hingebend, erwiderte sanft den Druck seiner Hand und schlug die Augen verwirrt zu Boden, als er ein zärtliches: „Alles, wie Du es willst! Ich weiß von Hermann Nichts — Du wirst mir's erzählen! Bitte, komme morgen Vormittag in's Bahnhofshôtel. Meine Sehnsucht nach Dir kennt keine Grenzen, meine Dorita!" hervorstieß.

Und dann öffnete sie die Thür, trat voran, und nach wenigen Augenblicken saßen sie an dem runden Tisch, und Leo erklärte, daß er lediglich gekommen sei, um die Familie Busch kennen zu lernen, plauderte ernst oder aufgeräumt, wie sich die Gelegenheit dazu bot, und wußte nicht nur durch seine amüsanten Erzählungen, seinen Geist und seine witzigen Bemerkungen Dorita, sondern auch die Schwestern hinzureißen.

Er trat auch noch vor dem Abendessen an das Bett der Kranken, schlug einen sanft theilnehmenden und dann jenen auf Aufrichtung berechneten, zuversichtlichen Ton an, der seine Wirkung auf Kranke nie verfehlt. Erst gegen zwölf Uhr nahm er von der Familie, unter der Erklärung, womöglich nochmals am nächsten Tage vorsprechen zu wollen, Abschied.

„Sag, kanntest Du Leo denn schon, Dorita? Davon hast Du uns ja kein Wort erzählt," stieß Toni, nachdem der Gast gegangen, heraus und forschte mit einem argwöhnischen Ausdruck in Doritas Angesicht.

Etwas so Zudringliches gelangte darin zum Vorschein, daß Dorita die größte Mühe hatte, ihre ruhige Haltung zu bewahren. Sie erschrak auch heftig.

Allmählich bröckelte bereits Etwas von dem arglosen Vertrauen ab, mit dem bisher ihre Schwestern all die Märchen entgegengenommen hatten.

Dorita hatte schon während des Abends Etwas in der klugen Toni Augen aufschießen sehen, das verrieth, daß sie zu überlegen begann, — daß sie nicht ohne Mißtrauen war. —

Und sie irrte sich nicht. Das stets nach Anregungen ausspähende Mädchen hatte selbst an dem lebhaft gescheuten Ankömmling rasch das höchste Gefallen gefunden.

Es regten sich die Sinne, und es regte sich bereits weibliche Eifersucht. Leo und Dorita waren so vertraulich miteinander gewesen. Er hatte sie so oft mit einem langen, tiefen Blick angeschaut. Das war doch nicht in der Ordnung! Und wo blieb eigentlich Hermann? Während der ganzen Zeit hatte er nicht einmal geschrieben.

Auf Tonis Frage war ihr von Dorita erwidert worden:

„Wenn ich Leos nicht erwähnte, so versäumte ich es um der Sorge willen, die mich für Mama ganz gefangen nahm. Ja, ich war mit ihm schon zusammen, — natürlich. Er versprach bereits in Westerthal, uns zu besuchen."

Dann war sie gleich auf ein anderes Thema übergegangen und hatte es auch verstanden, den Blicken und ferneren Fragen ihrer Schwestern auszuweichen.

Doch in ihrem Zimmer angelangt, erhob sie die Arme wie eine Verzückte, und ihr Mund flüsterte jauchzend:

„Leo! Leo! Mein einziger geliebter Mann! Du kamst zu mir von Sehnsucht getrieben! Du liebst mich noch! Du liebst mich noch! — Nun ist Alles leicht, was gewesen ist, und was kommen wird!"

In der Ecke des Gemaches aber saß ein Dämon, der boshaft grinste, erst recht grinste, als sie ein Bild aus ihrer Schublade zog und den Kopf des Bildes mit ihren Lippen berührte.

* * *

Es hatte eben vom Kirchthurm zehn geschlagen, als Dorita, durch ihre am Morgen von Westerthal endlich eingetroffene Garderobe in den Stand gesetzt, die Kleider zu wechseln und sich für Leo zu schmücken, den Weg nach dem Bahnhofshôtel zurücklegte.

Ihren Schwestern hatte sie erklärt, wegen des Fehlens einer Hutschachtel, selbst auf dem Bahnhof nachforschen zu wollen. Diese Unwahrheit war ihr bei den Heimlichkeiten, die sie vorhatte, so schwer geworden, daß sie ihre ganze Verstellungskunst hatte zu Hilfe nehmen müssen. Nun aber war sie durch das, was ihr bevorstand, so benommen, daß sie ohne Rücksicht auf ihre Umgebung handelte.

Sie hatte weder Augen für die Häuser, noch sah sie sich die Menschen an, die an ihr vorüberschritten, und im Hôtel angelangt, fragte sie kurz und hastig den Portier, ob Herr Zarpen auf seinem Zimmer anwesend sei.

Und als ihr dann ein: „Nein! Er sei, ohne Etwas zu hinterlassen, fortgegangen," als Antwort wurde, empfand sie eine solche Enttäuschung, daß sie, statt sich zu bescheiden, nochmals und nochmals nachfragte. Sie bitte, den Kellner hinaufzuschicken, um nachzusehen, ob der Herr nicht inzwischen wieder sein Zimmer betreten habe.

In diesem Augenblick entstand hinter den Sprechenden ein Geräusch, und als sich in Folge dessen Beide umwandten und durch die offene Hausthür auf die Straße schauten, sah Dorita — und fuhr betroffen zusammen — ihre Schwester Toni raschen Schrittes vorübergehen und einen eifersüchtig spähenden Blick hineinwerfen.

Diese Zwischenfälle wirkten so beunruhigend auf die junge Frau, daß sie nur den einen Gedanken hatte, zur Sammlung ihres Innern wieder in's Freie zu gelangen.

Und während sie nach einer kleinen Weile dem Bahnhof zuschritt, kam ihr die Vorstellung über all die Unwahrheiten, die Heimlichkeiten, die Untreue, zu der sie gezwungen war.

Eine nüchterne Stimme flüsterte ihr zu:

„Halte zu Deinem Manne, nähere Dich ihm, statt ihn noch ferner hinzuhalten, stärke ihn in seinen Entschlüssen, sich auf eigene Füße zu stellen, und habe überhaupt nur das Eine im Auge, die allzurasch zertrümmerten Gebäude wieder aufzubauen. Kannst Du nicht Alles haben, so nimm, was Dir das Schicksal bietet, erfasse es von Neuem, der Deinigen gedenkend."

Und so wollte die arme schwankende Seele sich auch schon wieder beugen, als plötzlich der Gedanke ihr dazwischentrat, daß sie doch jedenfalls vorher noch Leo sprechen mußte. Und während sie das überlegte und nun wieder die Richtung nach dem Hôtel einschlug, hörte sie hinter sich: „Dorita! Dorita!" rufen und sah zu ihrer seligen Ueberraschung Leo vor sich.

Und aufzüngelnde Hoffnung verzehrte dann auch wieder Alles, was sie vordem beschäftigt hatte. Sie begleitete ihn willenlos, als er sie auf einen einsamen Weg zog, und folgte ihm später in's Hôtel.

Und nachdem sie sich dort niedergelassen und sie sanft seiner stürmischen Liebkosungen sich erwehrt hatte, erzählte sie ihm Alles, was geschehen war.

Sie berichtete von ihrer Verlobung, all' den fortdauernden Kränkungen, die ihr während ihrer Ehe von der Familie zugefügt waren, von der allmählichen Erkaltung ihrer Gefühle für ihren Mann, der ihr mit seiner Lauheit, seiner Interessenlosigkeit nicht fortgeholfen hatte über die Einsamkeit und die Entbehrungen ihres Herzens, berichtete von Hermanns Eifersucht und Brutalität, sodann auch von ihrer Flucht, von ihrer Ankunft in Flensburg, von den entsetzlichen Eindrücken, die sie an dem Leidenslager ihrer

Mutter empfangen, verhehlte nicht, daß ihr Mann von Neuem, hier in diesem Hôtel, um sie geworben, und schloß mit einer völlig offenherzigen Schilderung der verzweiflungsvoll materiellen Lage ihrer Mutter und der dadurch hervorgerufenen angstvollen Sorgen um ihre und ihrer Geschwister Zukunft.

„Und nun rede Du, nachdem ich Dir wie eine Schwester Alles enthüllt," sprach sie. „Nun sage, was ich thun soll? Wo warst Du in der Zwischenzeit? Willst Du Dich mit Hermann versöhnen, oder gab Deine Mutter inzwischen freiwillig nach?"

Und der Mann, der dagesessen mit dem blassen Gesicht und mit eigenthümlich gespannten Zügen Allem zugehört, gab ihr Antwort.

„Ich war," hob er an, „in Magdeburg, um mich meinem Vorgesetzten wegen Wiedereintritt in den Dienst vorzustellen. Meine Urlaubszeit war abgelaufen, und hierherzukommen hat nicht unerhebliche Schwierigkeiten verursacht.

Von Hermann habe ich Nichts gehört. Vielleicht hat er mir nach der alten Wohnung geschrieben, die ich aber nicht wieder bezogen habe. Ich logire einstweilen im Hôtel.

Mit unserem Recht liegt es wie folgt: Wir haben Anspruch auf einen sogenannten Pflichttheil, also auf ein Drittel des uns später unbedingt zukommenden Vermögens. Der kann uns nicht vorenthalten werden. Da wir fünf Geschwister sind, so würde sich die Erbschaft nach Mamas Tode in fünf Theile theilen, und Jedes erhielte, wenn die Güter verkauft und das vorhandene und daraus sich ergebende Capital ausgekehrt würde, ungefähr 120000 Thaler. Wenn wir also auf ein Drittel uns beschränken, bleiben 40000.

Ob Hermann 80000 daran geben wird, weiß ich nicht. Ich müßte ihn sprechen und ihm Alles vorhalten.

Aber, nun kommt ein sehr wesentlicher Punkt. — Ich trete nur mit dem größten Widerstreben ihm nochmals gegenüber. Ehrlich gesprochen!

Da ich nun ein geheimes Liebesbündniß mit Dir schloß, so widersteht es mir, ihm zuzureden. Ich müßte ihm schon die Wahrheit sagen, und geschieht das, so liegt es auf der Hand, daß er von einem Vorgehen gegen unsere Mutter absehen wird.

Daß wir uns jetzt nicht gleich gehören können, meine über Alles geliebte Frau, weißt Du! Wir müssen schon um der Welt willen warten. Auch mußt Du doch erst von Hermann geschieden werden. Seine Treue für Dich hat einen tiefen Eindruck auf mich hervorgerufen. Ich leugne es nicht. Er bleibt doch — was immer auch gewesen, und wie auch die Dinge liegen — mein Bruder.

Und wie steht's denn, Dorita," er sah ihr schwermüthig in die Augen. „Liebst Du ihn trotzdem noch?"

Und die Frau erwiderte:

„Nein, ich liebe nur einen Mann, den Mann, der für mich und meine Ehre ritterlich und kräftig eintrat! Dieser Mann bist Du. Und da Du mir das Alles gesagt und mir Klarheit gegeben, so meine ich:

Ich gebe Hermann meinen unabänderlichen Entschluß kund, von ihm zu gehen. Ich nehme Deine Hand, die Du mir bietest, und hier erkläre ich feierlich, ich will Deiner warten, bis Du mich holst und zu Deinem Eigenthum machst.

Ich vertraue Dir wie Gott, Deinem Charakter und Deiner Liebe. Reue soll uns nicht mehr beschleichen.

Und so frage ich Dich jetzt, heißgeliebter Mann:

Willst Du mich zu Deinem Weibe machen? Hier bin ich mit Allem, was ich habe, ich liebe Dich grenzenlos —“

Und sie sah, wie es bei dieser flammenden Sprache in seinem bleichen Angesicht zuckte, wie seine Blicke sie schier verzehrten, und während sie mit geschlossenen Lidern zurücksank und er ihre Hände und ihr Angesicht mit Küssen bedeckte, hörte sie ein festes:

„Ja, ja, Geliebte! —“

* * *

Sie hatten sich eben getrennt. Ihre Abrede ging dahin, daß Dorita Hermann mündlich oder schriftlich erklären solle, daß sie auf der Scheidung beharre, aber vorläufig ihrem Manne und der Familie keinenfalls eröffnen, daß sie mit Leo sich geeinigt habe. Er selbst wollte sogleich in der Vermögensangelegenheit Schritte thun, nochmals durch den Anwalt der Familie eine Einigung in Güte versuchen, sonst aber klagen und den Anspruch auf den Pflichttheil erheben.

Spätestens nach Jahresfrist wollten sie heirathen. —

Und nun stieg sie, noch den vollen Seligkeitsrausch in der Brust, wieder die Treppe zu der Wohnung ihrer Mutter empor, wankte aber in den Knieen und fühlte, wie Alles in ihr stockte, als ihr Thora gleich beim Eintritt hastig und erregt mit der Nachricht entgegentrat, daß die Mutter — offenbar wieder von einem neuen Schlaganfall betroffen — wie eine Sterbende daliege.

Und weder sei das von ihr, Thora, fortgesandte Aufwartemädchen zurückgekehrt, noch der Arzt selbst bisher erschienen.

Auch Toni habe sich entfernt, sie wisse nicht, wohin.

So, das war die rechte Antwort auf das eben Geschehene!

Die Frau griff sich an's Herz und hatte Mühe, sich aufrechtzuerhalten.

Und dann stürzte sie an das Bett ihrer Mutter, und als sie dann die Unglückliche vor sich sah mit dem röchelnden Athem, der Unfähigkeit, überhaupt noch Sprechlaute von sich zu geben, mit den in Todesqualen aufgerissenen Augen, den verzerrten Zügen, da griffen Schmerz und Qual

solchergestalt an ihre Seele und ihr Gemüth, daß sie selbst wie zerschmettert zusammensank.

Es währte auch nicht lange mit der kämpfenden Kranken mehr.

Nachdem die Schwestern sie noch einmal emporgerichtet hatten, um so der arbeitenden Lunge und dem zuckenden Herzen Erleichterung zu verschaffen, schoß sie, immer noch nach mehr Luft und Athem verlangend und so die letzten seelischen Kräfte anspannend, zum letzten Mal, mit stier aufgerissenen Augen und unter gräßlicher Verzerrung der Mienen empor und sank dann plötzlich — jählings vom Leben verlassen, von einem Herzschlag betroffen, schwer und grausig anzuschauen — in die Kissen.

Und neben den zwei Mutterlosen kniete dann bald darauf auch Toni, und endlich erschien der Arzt, der nur bestätigen konnte, was sie wußten.

Und der Tag schlich hin in grenzenloser Gemüthsöde, der dunkle Abend folgte und erhöhte die furchtbare Verlassenheit ihrer Seelen, und endlich brach die Nacht an und erfüllte die Schlaflosen mit Angst und Grauen vor der Todten.

Und immer stellten sich Vorstellungen ein und erhoben sich Stimmen in Doritas Innerem, die ihr zuflüsterten, er, Leo, werde nie der Ihrige werden; was am Morgen hoffnungsvoll ihre Brust durchströmt, sei nur ein Schemen wie alles Andere auf dieser den Menschen feindseligen Welt.

In Folge der alles Uebrige verschlingenden Ereignisse hatte Thora nicht einmal daran gedacht, daß am vorigen Spätmorgen ein Brief aus Westerthal an Dorita eingegangen war.

Erst in der Frühstunde des folgenden Tages empfing die junge Frau, noch im Bette ruhend, von ihrer Schwester das Schreiben und öffnete es, von den schwersten Ahnungen erfaßt, mit zitternden Händen.

Das Schriftstück, von Hermann abgesandt, lautete wie folgt:

„Verzeihe, theuerste Dorita, daß ich Dir nicht früher schrieb.

Da Du Deine Garderobe wünschtest, mußte ich zunächst nach Westerthal zurückkehren. Die Rückreise, das Packen erforderte fast einen Tag, da ich Letzteres Anderen nicht anvertrauen wollte. Auch warteten meiner allerlei eilige und wenig erfreuliche Geschäfte.

Am nächsten Tage schrieb ich an Leo nach Magdeburg, der mir — wie mir scheint, ein schlechtes Zeichen — bis heute nicht antwortete, — auch begab ich mich nach Aussicht.

Ich fand es, nach näherer Ueberlegung, doch richtig, noch einmal einen Annäherungsversuch zu machen, insbesondere, da die Aussichter, obschon sie wußten, daß ich zurückgekehrt, Nichts von sich hören ließen. Wehse, den ich unten im Souterrain traf, erzählte mir, daß Mama inzwischen bei unserm Anwalt in Ratzeburg gewesen sei. Sie hatte also die Sache doch nicht so leicht genommen, wie ich vermuthet.

Es herrschte drüben, erzählte er mir, eine sehr schwüle Stimmung, und er glaube, daß mein Kommen nur nützlich sein könne.

Ueberhaupt wußte er Alles, versicherte jedoch, daß sonst Niemand Etwas von dem Geschehenen bekannt sei, und daß ich auf seine Verschwiegenheit rechnen könne.

Freilich hätte ich gewünscht, diesen Schritt nicht gethan zu haben.

Mama ließ sich überhaupt nicht sprechen; Franziska begegnete mir mit einem Schwall von Vorwürfen, Magdalene ging mit einer finstern Pharisäermiene an mir vorüber, als sei ich ein selbst von Gott aufgegebener Sünder, und Lotte sprach lange auf mich ein, Mamas Verzeihung einzuholen, Nichts zu verlangen und womöglich Deinen Namen, der die ganze Familie in Schande gebracht, niemals wieder vor ihr zu erwähnen.

Ich fuhr dann am nächsten Morgen nach Ratzeburg und erhielt vom Justizrath Karstensen die Erklärung, daß ich zwar auf einen sogenannten Pflichttheil bestehen könne, daß meine Mutter aber fest entschlossen sei, auch dieses uns streitig zu machen und uns im Fall mit dem Rest unbedingt zu enterben.

Ich will nun Nichts entscheiden. Wir wollen darüber sprechen, was geschehen soll. Zu diesem Zweck werde ich übermorgen mit dem ersten Zuge abermals in Flensburg eintreffen und bitte Dich, womöglich gleich um zehn Uhr in's Hôtel zu kommen.

Sollte es nicht doch möglich sein, theuere Dorita, daß Du Mama ein gutes Wort giebst, und daß wir damit Alles beseitigen, was die Vergangenheit Unerfreuliches brachte. Wir überlegen dann in Ruhe weiter, in welcher Weise wir ihr wegen unserer späteren Zukunftspläne beikommen können.

Ich sehe keinen anderen Weg, denn auf zwei Drittel des ganzen Vermögens zu verzichten — so viel ist es! — verbietet mir die Rücksicht auf Dich, auf mich selbst, auf die Kinder, die uns vielleicht der Himmel schenken wird.

Es küßt Dich zärtlich

Dein treuer

Hermann."

Anfänglich hatte Dorita mit Ernst, Rührung und Theilnahme in dem Briefe ihres Mannes gelesen. Als aber der letzte Satz vor ihr erschien, in dem die abermalige, grenzenlose Charakterlosigkeit des Mannes zum Ausdruck gelangte, warf sie mit empörter Miene das Geschriebene von sich und sank, tief Athem holend vor Aufregung, in die Kissen zurück.

Und ein: „Nein, nein! Nun um so endgültiger ein Nein!" sprang über ihre Lippen.

Es war ja auch zwischen den Zeilen zu lesen, daß er schon entschlossen war. Er wollte sich abermals beugen, er dachte nicht daran, um ihretwillen Geld einzubüßen, gar, auf sich selbst gestützt, das Leben anzugreifen.

Beispiel, Verwöhnung und Erziehung wirkten zu stark in ihm nach. Sowie er einen Schritt nach Aussicht that, erlag er der alten Feigheit. —

Nachdem sich Dorita von ihrem Lager erhoben, angekleidet und ihre Gedanken und Entschlüsse geklärt hatte, ließ sie sich an ihrem Schreibtisch nieder und setzte das nachfolgende Telegramm an ihren Mann auf.

„Mama eben gestorben. Brief vor Herkunft abwarten."

Diese Depesche ließ sie sofort von dem kleinen Hilfsmädchen forttragen und schrieb dann ohne Verzug auch gleich noch an Hermann.

„Eben empfange ich Dein Schreiben, in dem Du am Schluß, uneingedenk unserer Abmachungen und Deiner feierlichen Zusagen, mir abermals die Zumuthung stellst, Deine Mutter um Verzeihung zu bitten und ferner in alter Weise mich knechten, kränken und beleidigen zu lassen. Du verlangst das von mir, obschon Du in demselben Briefe die Worte Deiner Schwester Lotte wiederholst, die erklärt, es dürfe wegen meiner Verderbtheit nicht einmal mein Name mehr vor Deiner Mutter genannt werden.

Deutlich läßt Du durchblicken, daß Dir das Geld höher steht, als meine Person. Von Neuem legst Du die Unfähigkeit an den Tag, ein Mann zu sein und als solcher Deine Frau vor den Insulten Deiner Umgebung zu schützen.

Ich wiederhole deshalb meinen unumstößlichen Willen, unser Bündniß zu lösen, auch ersuche ich Dich, wenn Du wirklich mich ein wenig schätztest, diesem Vorhaben nun nicht ferner mehr Widerstand zu leisten. Erwirb Dir dadurch wieder die gute Gesinnung derjenigen, die nun — da sie auch noch das Theuerste verlor, was sie auf Erden hatte — doppelt elend und unglücklich ist.

Mögest Du glücklich sein. Es wünscht Dir's von Herzen

Dorita, geb. Busch."

* * *

Die Schwestern hatten die Todte hinausgeleitet, sie, die Frau, die sie einst geboren und so grenzenlos geliebt hatte. Eben klommen sie, vom Kirchhof zurückgekehrt, die Treppen empor und schauten sich in den öden Räumen um. Ja, öde, leer, unheimlich, obschon Alles an seinem Platz stand, aber die Erinnerungen weckend, wer von dannen gegangen für immer, die Sorge schürend, was ihrer warte in der Zukunft und was sie bereits mitleidslos angrinste in der Gegenwart.

So überwältigend ergriffen sie die übereinstimmenden Gedanken, daß sie aufgelöst von Schmerz und Kummer einander in die Arme sanken und schluchzten.

Schier verzweifelt war ihre Lage. Kaum einmal die Beerdigungskosten hatten berichtigt werden können. Es fehlte an dem Nothwendigsten.

Und Geld vom Leihhaus zu holen gegen Verpfändung von Werthgegenständen war nicht möglich, weil fast Alles unter dem Gerichtssiegel lag.

Dorita besaß den Familien-Schmuck, den ihr vor der Hochzeit die alte Zarpen gesandt hatte. Aber ihn anzutasten, hatte sie sich bisher nicht entschließen können, schon deshalb nicht, weil sie ihn nicht mehr als ihr Eigenthum betrachtete.

Und Hermann war nicht erschienen, aber auch von Leo waren, trotz der Todes-Mittheilung, keine Nachrichten eingetroffen!

Wie das, um Gotteswillen, möglich sei? hatten Toni und Thora drängend gefragt, und nach einem furchtbaren Kampf hatte dann die junge Frau den Ihrigen Alles enthüllt.

Auch das noch! Sie waren schier zusammengebrochen, die beiden Schwestern.

„Was soll denn nun geschehen? Wir hofften doch immer auf Dich! Um Deinetwillen gab Mama ihr bischen Vermögen hin, stürzte sich in Schulden, ertrug die Demüthigungen —

Nun sprich!“ stießen sie in dem ersten Anlauf ihrer durch grenzenlose Enttäuschung geförderten Verbitterung heraus.

Und „Haltet ein, wenn Ihr noch ein Herz in der Brust habt, wenn Ihr einen Funken Mitgefühl besitzt!“ hatte die Frau geschrieen, das Antlitz mit den Händen verhüllt und sich wie vernichtet in den Sessel fallen lassen.

„Eine nette Familie, diese Zarpens! Nicht einmal Leo ist gekommen, der noch eben so schön mit Dir that!“ war Toni trotzdem fortgefahren.

„Schweig! Kein Wort gegen ihn. An einen Menschen muß der Mensch glauben können, oder er stirbt bei lebendigem Leibe!“ war's aus dem Munde der jungen, wie irrsinnig vor sich hinstarrenden Frau herausgebrochen.

Und erst allmählich hatten dann Toni und Thora ihre bessere Natur zurückgewonnen, hatten sie ihre Herzen ihrer Schwester wieder mitleidsvoll zugewendet.

Warum schwieg Leo?

Dieses Wort und dieser Gedanke setzte sich in dem Innern der jungen Frau so fest, daß überhaupt Anderes darin nicht Raum hatte.

Alles trat dagegen zurück. Der ungeheure Schmerz um die Mutter, die Noth der Zukunft, die kommenden, kaum zu bewältigenden Aufgaben, ja, selbst die Erinnerung an all das Niederschmetternde der letzten Wochen.

Die erste Nachricht von dem Tode ihrer Mutter hatte Dorita ihrem Schwager am Sterbetage gegeben. Mit dem Telegramm an Hermann war auch eine Depesche an ihn abgegangen, und noch in der Nacht hatte sie ihm unter der Adresse: „Königliche Regierung“ nach Magdeburg geschrieben.

Daß er dahin zurückgekehrt war, unterlag nach seinen Erklärungen keinem Zweifel.

Und unter der Hoffnung, daß der nächste Tag Etwas bringen, gar

ihn selbst zu ihr zurückführen werde, hatte sie keine ferneren Schritte gethan, bis dann, ohne Nachricht von ihm, sogar der Tag der Beerdigung erschienen war.

Als die Geschwister an diesem Nachmittage beisammen saßen, gelangte zum ersten Male der furchtbare Ernst ihrer Lage zwischen ihnen zu einer eingehenden Erörterung.

Dorita nahm das Wort und sagte:

„Ich meine so! Ich begebe mich zu dem Rechtsanwalt Harms, der uns ja stets wohl gewollt, und bitte ihn um Rath in Allem.

Wir haben das Mobiliar und werden — so Gott will — die Gegenstände zurückerhalten, die ich meinem Manne in die Ehe brachte.

Aus dem Erlös muß er versuchen, die Gläubiger zu befriedigen.

Wir vermögen nicht mehr zu geben, als wir haben.

Dann wollen wir schon in den nächsten Tagen Anzeigen erlassen, in denen wir uns um Stellen bemühen.

Ich werde mich als Repräsentationsdame anbieten, und Ihr müßt als sogenannte Stützen der Hausfrau Euch Euer Brot zu verdienen suchen.

Uns dabei zu helfen, wollen wir unsre bisherigen Freunde bitten.

Heute will ich an unsern Verwandten Gustav nach Lyon schreiben. Ich hoffe auf ihn, nachdem er in so herzlicher Weise uns sein Beileid gestern ausgesprochen. Vielleicht nimmt er sich wenigstens Einer von uns an.

Endlich will ich auch mit Harms über die Scheidung von Hermann Rücksprache nehmen, ihn bitten, die Correspondenz mit meinem Mann zu führen, mir überhaupt bis zur Trennung zur Seite zu stehen.

Da wir leben müssen, so werde ich gleich morgen zum Juwelier gehen und auf den Schmuck, den ich von Hermann erhielt, eine Anleihe machen. Sobald ich Geld habe, soll er dann wieder ausgelöst und den Zarpens zugesandt werden."

Und hierauf Toni:

„Ist denn wirklich gar keine Möglichkeit, daß Du Dich mit Deinem Manne doch noch wieder vereinigst, dadurch unserer trostlosen Lage aufhilfst, Dotta? Du malst wohl die Zukunft aus. Aber wenn nun Nichts gelingt?"

„Nein — ich habe es Dir schon wiederholt gesagt und ersuche Euch, darauf niemals wieder zurückzukommen," fiel die junge Frau kurz, mit schroffem Ausdruck ein.

„Ueberhaupt habe ich mit der Liebe für mein Leben abgeschlossen! Ich habe genug davon! — Schon die Erfahrung, die ich mit Therese Hacke gemacht habe, genügt, um mich in mich selbst zurückzuziehen."

Als hierauf eben Toni den Mund öffnen wollte, brachte das Hausmädchen die Posteingänge, und schon dadurch wurden ihr die Worte ab-

geschniten. Doritas Hände aber griffen mit zitternder Hast nach den Briefen.

Noch einmal zuckte in ihr die Hoffnung auf, Etwas von Leo zu finden. Ihr Herz schlug so unruhig, daß ihr die Farbe aus den Wangen wich.

Aber der suchende Blick fand Nichts, und in diesem Augenblick wich der letzte Zweifel und löschte sie den letzten Glauben an denjenigen aus, auf den sie noch vor Tagen wie auf Gott geschworen hätte.

Es unterlag keiner Frage mehr, auch er war im letzten Augenblick seiner Mutter, der Feigheit, noch mehr aber dem — Golde erlegen.

* * *

Vier Wochen waren nach diesen Geschehenissen verstrichen.

Alles, was zu einem solchen Trauerfall gehört, hatte sich auch hier gewohnheitsmäßig vollzogen.

Zuschriften mit Worten, bei denen die Absender nichts Anderes gedacht und empfunden hatten, als sich einer nothwendigen, ihnen durch die Vorschriften guter Lebensart aufgedrängten Pflicht zu erledigen, waren eingetroffen und gelesen worden.

Bekannte hatten Besuche gemacht und Beileidsworte gesprochen, zugleich aber ihre Neugierde befriedigt, die junge Frau zu sehen, die, wie man bereits erfahren, aus Westerthal ihrem Gatten entflohen war. Endlich war von dem Vetter aus Lyon, nicht grade warmherzig, aber doch opferbereit, ein Brief mit der Mittheilung eingetroffen, daß er einverstanden sei, eine der Schwestern bei sich aufzunehmen. Er hoffe, daß sich dazu die liebenswürdige Thora entschließen werde.

Offenbar hatten ihr Bild und hatten die von ihr im Laufe der Zeit an ihn geschriebenen Briefe den besten Eindruck auf den in der Ferne Weilenden hervorgerufen.

Und der Rechtsanwalt Harms hatte zugesagt, sich mit der Familie Zarpen und mit den alten Gläubigern in Verbindung zu setzen, und von dem Anwalt der Ersteren war bereits im Auftrage der Zarpens gemeldet worden, daß demnächst eine alle Fragen erschöpfende Antwort erfolgen werde.

Noch befanden sich die Geschwister in der Wohnung, die ihnen mitten im Quartal zu vermiethen, bis jetzt nicht hatte gelingen wollen, auch waren sie noch von ihrem Mobiliar umgeben, da Harms bewirkt hatte, daß sich der erste Pfand-Inhaber bis zur Ansammlung und Ausschüttung der Gesammt-Activen zu warten, einverstanden erklärt hatte.

Auf den Schmuck hatte Dorita die Summe von 600 Mark entnommen. Von diesem Gelde waren einige kleine Handwerker und Lieferanten gleich befriedigt worden, und durch diese Mittel war es auch möglich geworden, Thora einigermaßen auskömmlich für ihre Lyoner Reise auszustatten.

Jetzt eben, an diesem Vormittag hatten die Geschwister unter starker

Gemüthsbewegung am Bahnhof von einander Abschied genommen, und erst vor wenigen Augenblicken waren Dorita und Toni in die Wohnung zurückgekehrt.

Nun ward geklingelt, und als Erstere die Etagenthür öffnete, stand Harms, ein breitschultriger Norddeutscher mit blondem Vollbart, stark gerötheter Gesichtsfarbe und goldener Brille über den phlegmatisch blickenden Augen, vor ihr.

Er entfaltete, nachdem er im Wohnzimmer ihr gegenüber Platz genommen, ein von der Zarpen'schen Familie durch den Ratzeburger Advocaten ihm zugesandtes Schriftstück, dessen von ihm wiedergegebener Inhalt in Dorita ein solches Gefühl der Empörung hervorrief, daß sie anfänglich sprachlos dasaß. Ihr Angesicht war kreideblaß, und nur in den vor Erregung funkelnden Augen sah man, daß Leben in ihr war.

Die Familie forderte, bevor die Möbel und sonstigen von Dorita mitgebrachten Gegenstände verabfolgt würden, den Schmuck. Sobald dieser dem Ratzeburger Rechtsanwalt übersandt sein werde, solle die Absendung erfolgen.

Und ferner. Da die Scheidung nur auf Grund des Nachweises ehelicher Untreue des einen oder anderen Theiles erfolgen könne, habe Dorita nunmehr die zwischen ihr und Leo Zarpen stattgehabten und von Letzterem bereits eingeräumten unerlaubten Beziehungen ebenfalls zu bestätigen. Es werde dann die den gesetzlichen Vorschriften entsprechende Eingabe an die Entscheidungsbehörde abgehen.

„Das, das steht wirklich Alles in dem Anwaltschreiben!" hauchte die Frau, nachdem sie sich aus der ersten Betäubung gelöst hatte, sprang empor und riß schier dem Advocaten den Brief aus der Rechten.

Und dann las sie, und ein ächzendes: „Ah — welche Schurken und welche Gemeinheit giebt es in der Welt —" drang, während sie das Schriftstück zerknitterte, aus ihrem zitternden Munde.

„Nein, mein Herr! Eher gehe ich in den Tod, als daß ich zu einer solchen meine Person entehrenden und beschimpfenden Lüge mich verstehe!

Und den Schmuck weigere ich mich, jetzt, nachdem man mir solche Alternative stellt, überhaupt auszuliefern.

So mag man die Aussteuer, die meine Mutter in vornehmer Gesinnung unter den stärksten Opfern und unter schwer nachwirkenden Entbehrungen hergab, behalten.

Wir werden dann eben aus der Veräußerung des Schmuckes die Mittel gewinnen, die Gläubiger zu befriedigen."

Nach diesem leidenschaftlichen Ausbruch wandte sie sich zunächst zu dem Fenster und schaute hinaus.

Allzuviele Thränen, Thränen der grenzenlosen Empörung, Thränen des Ingrimms und des Schmerzes, aber auch der furchtbaren Qual der Verlassenheit strömten aus den Augen.

Dann aber sprach der Mann, und seine kalt sachlich gehaltenen Worte trafen ihr Ohr.

„Ich begreife," sagte er, „Ihre Erregung, aber es giebt, wie die Umstände liegen, überhaupt kein anderes Mittel, Ihre Ehe zu lösen! Es muß das Vergehen eines Fehltrittes von einer Seite nachgewiesen werden. Wenn Ihren Herrn Gemahl ein solcher Vorwurf nicht trifft —"

„So hat er die Schuld auf sich zu laden, statt mir diese Ehrlosigkeit zuzuschieben —" flammte es in der Frau auf, und sie wandte sich wieder voll zu dem Sprechenden.

„Er würde es thun, wenn er einen Funken von vornehmer Gesinnung besäße! Eine Gemeinheit sonder Gleichen ist es, der Frau das Verbrechen zuzuschieben —"

Sie stockte, da ihr in der Heftigkeit ihrer Empfindungen die Sprache versagte, da sie überlegte, daß Leo, nicht Hermann der Verleumder sei.

Und dann sprach wieder Harms in seiner unempfindlich ruhigen Art:

„Sie haben sich also garnichts vorzuwerfen, gnädige Frau? Sie erklären die Behauptung des Grafen Leo für eine absolute Unwahrheit?"

„Ja! Ich sagte es schon einmal!" betonte Dorita in einem kalten Ton. Und dann mit derselben Hoheit in der Miene:

„Aber wenn's wirklich der Fall wäre, wenn es nicht eine erbärmliche Verleumdung, sondern Wahrheit wäre, baut man nicht der Frau, die Alles einbüßt, goldene Brücken?"

Der Advocat zog die Lippen und zuckte die Achseln; dann sagte er mit demselben Phlegma:

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, verehrteste Frau!

Ueberlegen Sie noch einmal Alles in Ruhe. Ueberlegen Sie es aus dem Gesichtspunkt, daß Sie ohne Opfer solcher Art nicht im Stande sein werden, sich jemals mit Ihrem Herrn Gemahl und der Familie auseinanderzusetzen.

Prüfen Sie auch, ob es doch nicht materiell zweckmäßiger ist, den Schmuck zurückzugeben."

„Wie kann man es überhaupt verlangen!? Wie kann man ein Geschenk zurückfordern?" fiel die Frau mit vor Leidenschaft blitzenden Augen ein. „Ein Ehegut geht allezeit zurück. — Wir stellten eine Forderung, die zu erfüllen in der Natur der Sache liegt. Ist's nicht aber über jeden Begriff unanständig, neben der Forderung überhaupt auch noch eine solche Alternative zu stellen?

Bin ich eine Dirne, von der man fürchten muß, daß sie stiehlt oder betrügt?

Und es mag Ihnen gesagt sein, Herr Harms:

Ich wollte kein Geschenk von diesen! Ich habe nicht einen Augenblick den Gedanken gehabt, den Schmuck zu behalten. Ich lieh deshalb absichtlich eine möglichst kleine Summe darauf, — ich mußte es ja in meiner

furchtbaren Bedrängniß — aber es sollte mein erster Schritt sein, ihn der Familie zurückzustellen.

Doch wohlan! Ich will Alles ruhig wägen! Sie sollen in den nächsten Tagen Nachricht haben — Sie werden von mir hören —"

Und dann weich, mit brechender Stimme:

„O, verzeihen Sie — Denken Sie nicht schlecht von mir, daß ich mich in solcher Weise vergaß — Wenn Sie wüßten, wie sehr ich —"

Mehr vermochte sie nicht zu sprechen.

Bald nachdem Harms sich entfernt hatte, trat Toni zu ihrer Schwester in's Zimmer. Es war derselbe Raum, in dem Dorita einst während ihrer Verlobung täglich ihr frohbewegtes Herz gegen Hermann ausgeschüttet, ihm gesagt hatte, mit welchen seligen Hoffnungen sie der Zukunft entgegengehe.

Jetzt saß sie, den Kopf auf die langausgestreckten Arme herabgebeugt, an dem kleinen Schreibtisch und wünschte, daß es für sie nur noch eine Zukunft im Grabe gäbe. Ihre Seele war zerrissen, und Qual zerfraß ihr Herz!

„Was war's denn? Was ist geschehen? Dorita, arme Dorita!?" flüsterte Toni mitleidig und schlang den Arm um den Hals der herzbrechend Schluchzenden.

Und als Dorita nicht antwortete:

„Bitte, sprich, es wird Dich erleichtern! Hat Hermann geschrieben? Weißt Du endlich, weshalb nicht einmal Leo von sich hören ließ?"

„Nenne mir den verruchten Namen nicht mehr, Toni," schrie die Frau, aus ihrer Versunkenheit emporschnellend und schoß wie eine züngelnde Flamme in die Höhe.

„Dieser Elende behauptet, ich habe unerlaubte Beziehungen zu ihm gehabt, ich soll bestätigen, daß ich ein Liebesverhältniß mit ihm hatte.

Nur wenn ich das wahrheitswidrig einräume, kann ich von dem anderen Feigling mich freimachen!

O, hätte ich Blitze, wie Gott über den Wolken! Ich versengte ganz Westerthal und Aussicht mit Haus, Hof und Feldern, ich schlüge sie selbst mit der sengenden Lohe zu Boden und weidete mich daran, daß sie schreiend, heulend und ächzend bei lebendigem Leibe verbrennten und ihre gemeinen Seelen aushauchten.

Ah — was ist Durst gegen Haß?

Die grausamste Folter könnte ich anwenden! Mein Inneres würde jubelnd frohlocken, wenn ich ihnen stückweise das Fleisch von dem Körper reißen, mit Zangen es abzerren könnte!

Ja, und ich will auch lernen, Waffen gebrauchen, um diese Mörder meiner Frauenehre, um diese infame Brut, diese nichtswürdigen Burschen, diese elenden Weiber da zu betten, wo mein lechzendes Ich sie Alle versammeln möchte. —

So!" schloß sie, den üppigen Körper dehnend. — „Nun habe ich mich ausgerast. Nun will ich wieder den nüchternen Dingen mich zuwenden!

Komm! Wir wollen zu Tisch gehen und dann von Neuem die Arbeit aufnehmen, um uns Arbeit und Brot zu verschaffen."

Nach diesen Worten warf sie den Kopf zurück, winkte ihrer Schwester und schritt ihr voran in das anstoßende Gemach. —

* * *

Auch das war gelungen! — Toni hatte eine Stellung auf einem Gut in der schleswigschen Landschaft Schwansen erhalten.

Eine Familie suchte ein junges Mädchen zur Beihilfe für die Frau und eine Lehrerin für die noch kleinen Kinder.

Beiden Anforderungen konnte Toni genügen.

Freilich kam das Anerbieten durch Vermittelung von Therese Hacke, der Toni, ohne Wissen ihrer Schwester, geschrieben hatte. Auch wollte die junge gemüthserregte Frau anfänglich alle Wohlthaten aus dieser Hand unbedingt zurückweisen. Aber Noth läßt noch andere Pforten öffnen. Sie stellte die Vernunft und stellte die Rücksicht auf ihre Schwester über die Regungen ihrer ergrimmten Seele.

Und dann ging's wieder an die Zeit und Kräfte erfordernden Maßnahmen, Toni auszusteuern, und nachdem das endlich geschehen und zugleich das letzte Geld, das nach Befriedigung der vielen Ansprüche zurückgeblieben, vertheilt war, geleitete Dorita auch diese ihre Schwester an die Bahn.

Und sie gab sich, als ob Alles in ihr so gefestigt sei, daß nur eine bei jedem Abschied aufsteigende unbequeme Beklemmung sie beherrsche. — Sie ließ nicht merken, daß ihr vor der Vereinsamung, die ihr bevorstand, graute, daß ihr die Trennung von dem letzten mitfühlenden Menschen, der an ihrer Seite gestanden, das Herz schier zermalmte.

Als sie den Weg nach Hause zurücklegte, sah sie nicht, was um sie her vorging. Sie erfüllte nur der eine Gedanke: Was nun?

Noch waren die Auseinandersetzungen mit Hermann um keinen Schritt weiter gerückt, Nichts hatte sich noch für ihre Zukunft eröffnet.

Und mitten in ihrer Wanderung besann sie sich, kehrte wieder um und begab sich zu dem Juwelier.

Sie besaß nicht einen Thaler mehr! Sie mußte sich Geld verschaffen, wenn sie nicht Hunger leiden wollte.

Und Geld war nur bei ihm zu erhalten. Es aber dort zu nehmen, verursachte ihr schon deshalb schwerste Ueberwindung, weil sie sich vorstellte, daß sie es den Gläubigern entziehe. Es erschien ihr als eine unerlaubte Handlung. Schon hatte sie in Harms Zügen einen Ausdruck von Befremdung zu bemerken geglaubt, als sie erwähnt, daß sie darauf einen Vorschuß genommen habe.

Immer von Neuem der Kampf zwischen Stolz und Noth.

Und eine neue Ueberraschung wartete abermals ihrer, als sie eben wieder in die Wohnung zurückgekehrt war.

Ein großes Couvert war abgegeben, und in diesem fand sie beim Oeffnen ein Zeitungsblatt, in dem eine Notiz roth angestrichen war.

Sie lautete:

„Der früher in Magdeburg bei der Regierung beschäftigte, nach seiner Rückkehr von einer Weltreise nach Kiel zur Aushilfe an's Landrathsamt überwiesene Assessor Leo Zarpen ist nach dem plötzlich erfolgten Tode des Landraths von Kurenda, zufolge allerhöchster Verfügung, mit dessen Geschäften commissarisch betraut worden.“

Mit zusammengebissenen Zähnen hatte Dorita gelesen, und nachdem sie geendet, zerknitterte sie das Zeitungsblatt und warf es in die Ecke.

Ah! Wie sie diesen Lumpen haßte, der nun noch mit einer Ehrenstelle betraut wurde. Es gab keine Sprache dafür.

Und seltsam! In demselben Augenblick erhellte sich ihr Inneres, wie eine Seherin. Alles trat vor ihren Geist, wie es sich vollzogen!

Nachdem Leo sie damals verlassen, war er wieder nach den Gütern zurückgekehrt, hatte Therese noch in Aussicht gefunden, war von der nun reichen Erbin umstrickt und von seiner Mutter und seinen Geschwistern solchergestalt in die Enge getrieben worden, daß er allen und jeden Gedanken an sie, Dorita, aufgegeben hatte.

Und Jegliches, was sie über Leo gehört, kam ihr wieder in's Gedächtniß. Während die Einen ihn in den Himmel gehoben, hatten die Anderen ihn für einen Roué und charakterlosen Nützlichkeitsmenschen erklärt!

Und plötzlich schoß die junge Frau empor, und indem sie die Glieder reckte, das Haupt in den Nacken warf und die Hand erhob, flüsterte sie mit einem schier unheimlichen Glanz im Auge:

„Sollte Gott Dich nicht strafen, Du erbärmlicher Schurke, ich schwöre es, so will ich es thun!“

Nach diesem Ausbruch ihrer verfinsterten Seele nahm sie das Couvert und das Zeitungsblatt an sich, prüfte nochmals ohne Ergebniß die Handschrift, verschloß beide Gegenstände in ihrem Schreibtisch und begab sich alsdann an ihre Hausarbeit.

Später, am Tage, wollte sie noch Harms aufsuchen. Sie hatte nunmehr einen Entschluß gefaßt. —

* * *

Alles war soweit geordnet worden, wie es die Umstände ermöglicht hatten.

Dorita hatte durch Harms Hermann Zarpen erklärt, daß sie Aussagen, wie sie ihr abgefordert wurden, nicht nur verweigere, sondern solche als eine verleumderische Unwahrheit auf's Entschiedenste zurückweise, und

endlich, daß sie den Schmuck erst ausliefern werde, wenn man sie in Besitz des Heirathsgutes zurückversetze.

Während die junge Frau in den folgenden acht Tagen damit beschäftigt war, auf die Anerbietungen, welche auf die von ihr erlassenen Anzeigen eintrafen, Antworten zu ertheilen, auch denjenigen Familien Besuche abzustatten, die sich nicht zurückgezogen, sondern sogar ein gewisses Interesse auch ferner ihr entgegengetragen hatten, erreichte sie am Schluß der Woche, ohne daß sich irgend ein Resultat für ihre Zukunft ergeben, ein Schreiben aus Westerthal-Aussicht.

Und Dorita las es mit zitternden Augen, und wenn irgend Etwas ihre Entschlüsse befestigen konnte, so war es dieses Schriftstück.

Es lautete:

„Gestern hat uns unser Rechtsbeistand in Ratzeburg mitgetheilt, welche Antwort Sie auf die von meinem Bruder und uns gestellten Forderungen gegeben haben.

Was wollen Sie damit nun wieder bezwecken? Mir scheint, es ist genug der Plage! Meinen Bruder Hermann haben Sie unglücklich gemacht, Leo wußten Sie in raffinirter Weise zu umstricken. Wir wissen es, da zum Glück Fräulein Hacke noch bei uns in Aussicht blieb und uns Alles mitgetheilt hat! Nicht achtend des Rufes und Ansehens der Familie in Aussicht, führten Sie durch Ihre Flucht einen öffentlichen Scandal herbei.

Jetzt weigern Sie sich, die Formalität zu erfüllen, die meinem betrogenen Bruder die Freiheit zurückgiebt. Natürlich! Das, was Sie überhaupt nur im Auge hatten, nämlich eine Zarpen zu werden, werden Sie doch nicht freiwillig aufgeben! Vielleicht aber lassen Sie sich abkaufen, wie Sie sich — es ist ersichtlich — auch das Familien-Erbstück, das meine Mutter unter dem Vertrauen in Ihre Hände legte, daß Sie sich dessen würdig erweisen würden, bezahlen lassen wollen!

Ist es nicht genug des empörenden Aergers, der Unehre, die Sie über uns gebracht haben?

Gehen Sie nachträglich in sich, Dorita Busch! Ich schreibe Ihnen, da es noch Zeit ist! Bereuen Sie! Gestehen Sie ein, daß Sie sich von dem Teufel, der Gott die heilige Welt streitig machen möchte, verführen ließen. Suchen Sie wieder gut zu machen, wo Sie sündigten. Thuen Sie es, so wollen wir zu verzeihen suchen, ja, noch mehr, ich will befürworten, daß man Ihnen ein Jahresgeld bis zu Ihrer nächsten Verheirathung aussetzt.

Daß Sie zunächst Feuer und Flamme sein werden, daß ich Ihnen so schreibe, erwarte ich. Ich begreife es, da Sie noch zu sehr vom Beelzebub umstrickt sind. Aber nur durch Vorführung der Wahrheit vermag eine Einkehr bei Ihnen stattzuhaben.

Allmählich werden Sie durch diese Zeilen, von Gott erleuchtet, ein-

sehen, daß Sie sich und uns betrogen haben und sich selbst fortdauernd noch belügen. Sie werden erkennen, daß Sie Ihre Pflichten in keiner Weise erfüllten, daß Sie Ihre ehelichen Aufgaben nicht erkannten, der Familie Ihres Mannes fortdauernd den Respect versagten, Ihr leichtsinniges Temperament nicht im Zügel hielten, indem Sie mit meinem Bruder Leo geheime Beziehungen anknüpften — Sie können es doch nicht leugnen! — und durch Ihren jetzigen Widerstand sich das Letzte verspielen müssen, was noch für Sie milder stimmen könnte!

Ich erwarte also, daß Sie keinen solchen mehr erheben, die Trennung vollziehen, daß Sie auch den Schmuck zurückgeben.

Wenn das geschehen, wollen wir Ihre Anträge wegen einer Unterstützung wohlwollend überlegen.

Magdalene Zarpen."

Nach dem Studium dieser Zeilen legte Dorita alle Briefe mit Anträgen beiseite, griff aber nach einem Zeitungsblatt, in dem sie an dem Tage vorher eine ihre Aufmersamkeit erregende Annonce gelesen hatte, und ließ deren Inhalt auf sich wirken.

Da stand:

„Ein angesehenes, lucratives Putzgeschäft in bester Gegend in Kiel soll wegen Kränklichkeit der Besitzerin sofort billig verkauft werden. Anzahlung gering. Nähere Auskunft ertheilt die Expedition der Kieler Zeitung."

In Doritas Augen leuchtete es auf!

Bürgerliche Arbeit! Ja! Und gerade deshalb der schlimmste Schlag, den sie würde den hochmüthigen Zarpens versetzen können.

Leo Zarpen, Landrath in Kiel — und Putz- und Modegeschäft von Dorita Zarpen daselbst!

Das würde ein erster Schritt sein, um die heiße Rache zu kühlen an diesen herzlosen Weibern, an diesen beiden charakterlosen Männern.

Und ungesäumt machte sich Dorita mit dem Abgang der Züge bekannt, bestellte ihr Haus und setzte sich auf die Bahn, die sie nach Kiel führte.

Nach rascher Fahrt langte sie gegen Mittag an, erkundigte sich nach der Expedition und begab sich, nachdem sie in dieser gehört, daß ein in der Schloßstraße wohnendes Fräulein Agnes Wipfel diejenige sei, welche ihr Geschäft zu verkaufen wünsche, sofort dorthin auf den Weg.

Und bald erreichte sie auch ihr Ziel, und Alles sah einladend, ja, elegant aus. Der Laden war mit funkelnden Spiegelscheiben versehen, und die Modegegenstände, Hüte, Bänder, Federn, Schleifen und Stoffe erfreuten durch die kräftigen oder originellen Farben, durch den auserwählten Geschmack.

Und ihr entgegen trat mit der Haltung einer Dame eine geschmeidige kleine Person mit intelligenten Zügen.

„Gnädige Frau befehlen?“ begann sie, sich mit artiger Würde verneigend.

Um Doritas Mund legte sich ein Ausdruck tiefer Bitterkeit. Die Rolle einer gnädigen Frau hatte sie ausgespielt.

Aber sie sagte, was sie hergeführt, und nachdem Beide einen großen Raum durchschritten hatten, in dem eine Anzahl junger Mädchen eifrig beschäftigt waren, Hüte und Hauben einzurichten, folgte sie der Besitzerin in ihr Wohngemach.

Und als sie dann nach fast einer Stunde des Beisammenseins sich wieder erhoben, war Alles zwischen ihnen erörtert und beredet und soweit fest abgemacht. Nur eine Bedenkzeit von mindestens acht Tagen hatte sich die besonnene junge Frau für ein unbedingtes Ja ausbedungen.

Nachdem sie dann auch noch einen Blick in die übrigen der Dame zur Verfügung stehenden hellen Räume, in das Schlafgemach und die niedliche Küche geworfen, auch abgemacht hatte, daß das Fräulein gegebenen Falles ihr in den ersten Monaten mit gutem Rath in allen Angelegenheiten des inneren und äußeren Geschäfts zur Seite stehen solle, verabschiedete sie sich von ihr und trat in gehobener Stimmung den Heimweg an. Die Zeit, die ihr noch bis zum Abgang des Zuges blieb, benutzte sie, um sich die ihr unbekannte Stadt anzusehen und in einer an der Ecke der Hauptstraße befindlichen Conditorei eine Erfrischung zu sich zu nehmen.

Und als sie sich dann, des Bestellten wartend, umschaute, sah sie einen Herrn mit einem blassen Gesicht, durchgeistigten Zügen und dunklem Spitzbart, ganz schwarz, aber sehr gewählt gekleidet, die Füße in seidenen Strümpfen und Schuhen steckend, an einem der mit Marmorplatten bedeckten runden kleinen Tische sitzen und so eifrig in einem Journal studiren, daß er, ohne aufzublicken, wiederholt nach der neben ihm stehenden Chocoladentasse griff, daraus genoß und doch ununterbrochen die Augen auf die Lectüre richtete.

Und neben ihm auf dem Stuhl lag eine äußerst elegante kleine Reisetasche aus zartbraunem Leder, und auf dieser ruhte ein dunkler Hut mit schmalem Rand.

Dorita wurde besonders durch die Erscheinung des Fremden gefesselt, weil er gar keinen Sinn und kein Interesse für seine Umgebung an den Tag legte.

Selbst als er kurz vor dem Fortgange noch einmal emporschaute, besaß sein Blick etwas so Unpersönliches, von jeder Neugierde Freies, ja, seine Gedanken waren so wenig mit dem beschäftigt, was ihn umgab, daß er, — offenbar von einer Erinnerung erfaßt, — still vor sich hinlächelte.

Auch entfernte er sich mit derselben Miene der Zerstreutheit und legte noch eine besondere Probe davon ab, da er gleich darauf nochmals wieder zurückkehrte, um einen von ihm vergessenen seidenen Schirm an sich zu nehmen.

Und nachdem er dann ihrem Gesichtskreis entrückt war, kamen der Frau einmal wieder die Gedanken an ihre Lebensnoth, und es kam ihr die Erkenntniß, mit welchem geringen Selbstgefühl sie heute — eine Verarmte — den Dingen gegenübertrat.

Es war ihr zu Muthe, als ob sie eigentlich hier nicht hergehöre. Bei jeder Persönlichkeit, die vor ihr auftauchte, ward sie zu Vergleichen gedrängt. Neid regte sich in ihr, daß Jene sich so sorglos gaben und es sicher waren!?

Und eine tiefe Bedrückung erfaßte sie im Gegensatz zu der gehobenen Stimmung von vorhin, als sie sich in diesem Augenblicke vorstellte, sie solle als Inhaberin des Putzgeschäftes in eine Abhängigkeit zu jenen Gesellschaftskreisen treten, in denen sie bisher eine so beachtete, meist gar beneidete Rolle gespielt! Und um so mehr wollte sich ihr Inneres dagegen auflehnen, als ihr Blick zufällig auf einen bisher von ihr nicht beachteten Spiegel fiel, als sie zu ihrer Ueberraschung sah, welch reizvolles Bild ihr zurückstrahlte.

Dorita hatte einmal das Portrait einer von aller Welt wegen ihrer außerordentlichen Schönheit bewunderten russischen Großfürstin gesehen. Mit dieser hatte sie eine überraschende Aehnlichkeit. Dorita erinnerte sich auch, welche Artigkeiten ihr Therese Hacke am ersten Tage der Ankunft über ihr vortheilhaftes Aussehen gesagt: Ihr Körper strotzte von Reizen; sie sei überhaupt eine verführerisch schöne Frau. — Nun fand sie es selbst.

Aber dadurch wieder an alle Vorkommnisse auf Westerthal, plötzlich auch an die bereits sehr vorgerückte Zeit erinnert, sprang sie unruhig empor, berichtigte ihre Schuld an den Kellner und trat den Rückweg an.

Und sie sah Nichts von dem Gewühl und Treiben, den vielstöckigen Häusern und eleganten Läden. Sie wand sich, mechanisch handelnd, durch die an ihr vorübereilende Menschenmenge hindurch, erreichte das Bahnhofgebäude und trat gerade noch so zeitig auf den Perron, daß sie ein Nichtraucher-Coupé besteigen konnte.

Und als sich dann der Zug in Bewegung setzte, und Dorita nach den Mitreisenden Umschau hielt, war sie nicht wenig erstaunt, den Fremden aus der Conditorei am anderen Fenster in der Ecke vor sich zu sehen.

Auch er schien durch ihren Anblick überrascht, dann aber malte sich in seinen Zügen ein Ausdruck von zufriedenem Behagen.

Indessen gelangte, obgleich die Dunkelheit Beide am Lesen verhinderte, ein Gespräch nicht in Fluß. Jeder gab sich stumm seinen Gedanken hin, und erst als ein Knotenpunkt der Bahnstrecke erreicht war, und Dorita genötigt wurde, ihr Billet vorzuzeigen und es durch des höflich sich zur Verfügung stellenden Mitreisenden Hände gehen zu lassen, schwand von seiner Seite die Zurückhaltung:

„Gnädiges Fräulein reisen, wenn's erlaubt ist, zu fragen, auch nach der Grenze?“

„Gnädige Frau,“ berichtigte Dorita mit artiger Betonung. Und dann: „Nein — doch nicht —“

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau! Aber selbst den geübtesten Augen konnte das nicht erkennbar sein!"

Und als Antwort ein leises Heben der Schultern, ein etwas spöttisches Lächeln, aber ein reizendes Lächeln, jenes, dem schon so viele Männer erlegen waren.

„Wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, waren wir, gnädige Frau, heute schon einmal beisammen?"

Dorita nickte.

„Allerdings! Ich bewundere nur, daß Sie das wirklich bemerkt haben —"

„Weshalb, ich bitte?"

„Ich fand Sie ungewöhnlich zerstreut und habe aus diesem Grunde garnicht angenommen, daß Sie irgend Jemanden näher in's Auge gefaßt haben — am wenigsten — mich —"

„Das wäre doch — zugegeben, daß ich sehr distrait bin, ich bin es leider in der That — unmöglich, gnädige Frau. Es klingt wie ein Compliment, wenn ich das sage. Aber schon, weil ich mich mit Malerei beschäftige, mußte mir Ihre Erscheinung auffallen.

Sie besitzen ein Gesichtsoval, nach dem Künstler vergeblich suchen. Ohne Artigkeit! Sie haben den interessantesten Kopf, der mir seit Langem vorgekommen ist."

„Und doch haben Sie mich in der Conditorei angesehen, als ob ich ein Möbel oder ein Kellner sei."

„Möbel oder Kellner! Das ist außerordentlich zutreffend! Man läßt in der That einen Kellner meist nur wie ein Möbel auf sich wirken," bestätigte der Fremde lachend. Ein lebhafter Ausdruck, der Sinn für Humor verrieth, machte seine sympathischen Züge noch anziehender.

„Nun aber zu Ihrem Vorwurf, meine gnädigste Frau. Zu meiner Entlastung darf ich sagen: Ich gehöre zu denen, die wenig zu sehen scheinen, die aber doch rasch und eindrucksvoll in sich aufnehmen. Das unbewußte Schauen ruft in mir dieselbe Wirkung hervor, wie bei Andern das bewußte. Das ist Veranlagung —"

„Sie sind Maler, mein Herr?"

„Nein, nicht Maler. — Und nachträglich sei's gestattet, — gnädigste Frau —" hier griff der Fremde in die Seitentasche, entnahm dem Juchtenleder eine Visitenkarte und überreichte sie Dorita mit den Allüren eines Weltmannes.

„Freiherr von Dux! Ich bin leider eigentlich garnichts Anderes als nur ein — Mensch. — Ich vagabondire in der Welt umher. — Jetzt bin ich auf einer Reise nach Kopenhagen. In Kiel hielt ich mich vierzehn Tage auf, um die schöne Ostseestadt mit ihren Umgebungen kennen zu lernen, gleichzeitig auch, um einige Studien zu machen."

„Die Saison ist aber dafür nicht günstig. Es sei denn, daß Sie gerade die winterlichen Naturbilder lieben —“

„Ich liebe die Natur in jeder Gestalt. Immer ist sie erhebend und erhaben, allezeit geeignet, uns zu erfreuen oder zu trösten. — Sie sind kein Naturfreund, gnädige Frau?“

„Im Gegentheil. Ich denke wie Sie! Aber ich stimme nicht ganz zu. Bisweilen besitzt auch sie keine Sprache, keinen Trost, — es giebt eine Verödung des Innern, wo selbst der Verkehr mit ihr versagt —“

„Sie sind in Trauer! Sie haben sehr Ernstes erlebt, gnädige Frau? Ich begreife — und es sei erlaubt: Wohnen Sie — nur mein Interesse drängt mir die Frage auf — in einer der Städte des Nordens?“

Dorita nickte.

„Ich habe bisher auf dem Lande gelebt, auf einem Gute, das mein Mann besaß. Gegenwärtig habe ich meinen Aufenthalt in Flensburg genommen.“

„Und Sie hatten das Unglück, Ihren Herrn Gemahl zu verlieren?“

„Ja, ich verlor ihn, obschon er lebt. — Und ich hatte nicht das Unglück, sondern ich folgte meinen Wünschen —“

Der Fremde sah überrascht empor. Er wollte auch sprechen, doch zauderte er.

Endlich überwogen Interesse und Neugierde seine Zurückhaltung, und er sagte theilnehmend, mit zarter Betonung:

„Ihren Wünschen!? — So waren Sie — wie schmerzlich! — unglücklich?“

Dorita erwiderte Nichts. Aber sie verlieh ihrem Angesicht einen Ausdruck, durch den sie der Frage eine Anwort ertheilte.

„Und doch trauern Sie um Ihren Herrn Gemahl, gnädige Frau?“

„Nein, — ich trauere um etwas Anderes, mein Herr. Ich verlor plötzlich das Beste, was der Mensch auf der Welt besitzt, — meine Mutter.“

„Ja, das Beste. Darin stimme ich bei. Auch ich habe keine Mutter mehr —“

Es trat eine Pause ein, eine solche, wie sie entsteht, wenn eindrucksvolle Menschen eine ernste Erinnerung ergreift.

Und in Doritas Innerem drängten sich noch besonders die Gedanken, weil sie mit sich unzufrieden war. Es gereute sie ihre starke Offenherzigkeit. Aber während sie noch nachsann, nahm der Fremde von Neuem wieder das Wort und sagte:

„Sie haben aber ohne Zweifel noch Ihren Herrn Vater — sonst noch Familie?“

„Nein, auch mein Vater ist lange todt. Ich habe Geschwister, die mich aber auch verlassen mußten. Ich gleiche gegenwärtig einem Herbstvogel, den die Schaar der Wandernden mitnimmt, wenn er die Kraft be-

sitzt, die Schwingen zu bewegen, der aber der Kälte und dem Hunger erliegt, wenn diese Fähigkeit ihm abgeht.

Und mir fehlt noch mehr als das, mir fehlt Alles — weil ich an Nichts mehr glaube, — Vertrauen zu den Menschen nicht mehr besitze, mich nur wundere, wenn ein neuer Tag nicht neue bittere Enttäuschung mit sich führt —"

„Ich höre das mit aufrichtigem Beileid, gnädige Frau. — Es muß in einem mitfühlenden Menschen um so größer sein, je mehr er erkennt, daß er nur Zuschauer bei dem Kummer eines Anderen zu sein vermag."

„Ja, es giebt Dinge, bei denen selbst der Beistand Gottes versagt. Man erkennt, es sei das Beste, wenn man irgendwo in der Tiefe der Erde gebettet wäre. — Alle Lebensfreude ist vernichtet, und der Ernst der Geschehnisse schließt aus, daß man je wieder froh werden kann, wenn man auch möchte."

„O nein, nein, gnädige Frau! Ich habe das Gegentheil an mir selbst erfahren. Alle verschlossenen Thore öffnet die Zeit! Ich bitte! Verzweifeln Sie nicht. Ihnen, gerade Ihnen — ich lese in den Zügen der Menschen, obschon ich — wie Sie meinen, Nichts sehe —" hier lächelte der Fremde mit einem sanften, anmuthigen Lächeln — „steht noch Herrliches in der Welt bevor."

Sie aber, zu der er gesprochen, schüttelte mit finsterer Abwehr in den Mienen das Haupt.

„Sie irren! Ich habe nur den einen Gedanken, zu vergelten, was man mir gethan! Also, darin liegt schon der Freude Tod! Kann eine solche Leidenschaft glücklich machen? Nein! Und noch mehr! Wenn die Leidenschaft gestillt ist, muß die Verzweiflung eintreten — für mich jedenfalls — denn ich thue Nichts halb."

Dorita sprach's mit unheimlichem Ausdruck; ihre Mienen entstellten sich. Der Mann erschrak. Er fuhr unwillkürlich zurück vor dieser Entschlossenheit, vor diesem versteckten Feuer. Aber immer mehr wuchs sein Interesse.

Wie sie schön war! Kein Weib, das er bisher gesehen, war ihr gerade in dieser leidenschaftlichen Erregung vergleichbar. Er war auch entschlossen, es nicht bei der flüchtigen Berührung bewenden zu lassen.

„Sie verstehen, gnädige Frau, wie mich Ihre Worte ergreifen mußten. Ich müßte kein Mensch sein, wenn mich Ihr Schicksal nicht bewegte, mein Interesse für Sie sich nicht erhöhte.

Der Zufall hat uns zusammengeführt. Ich sagte Ihnen, wer ich sei. Ich füge hinzu: Ich bin Hannoveraner von Geburt, habe ländlichen Besitz in meiner Heimat, war eine Zeit lang Gesandtsschaftsattaché in Madrid und London und bin später aus dem Staatsdienst ausgetreten, um ganz meinen Neigungen und namentlich der Kunst zu leben.

Ich bin, sagt man, ein bischen Sonderling. Ich füge selbst hinzu:

ein Mensch, der für das Bessere in der Welt Interesse besitzt und mit seinen neuen Lebensplänen den Wunsch verbindet, möglichst Allem näher zu treten, was eigenartig, was groß, schön, anziehend, werthvoll ist. Besonders nach interessanten Menschen sehe ich aus! Es giebt so wenige! Sie haben gleich einen starken Eindruck auf mich gemacht! — Zürnen Sie nicht, daß ich es so offen bekenne — Aber eben daraus mögen Sie auch ableiten, daß ich so zu Ihnen spreche, mich scheinbar in Ihr Vertrauen dränge."

Dorita bewegte zu des Redenden Befremden mit ausdrucksloser Miene den Kopf.

„Sie sprechen von werthvoll — interessant. — Ich bin's jedenfalls nicht, und so würden Sie nur durch einen näheren Verkehr enttäuscht werden! Das ist keine Phrase; eine solche wäre in diesem Augenblick geschmacklos. Doch will ich Ihre Frage beantworten:

Ich bin die Gemahlin des Gutbesitzer Zarpen auf Gut Westerthal im Lauenburg'schen. Ich war fast zwei Jahre mit ihm verheirathet und verließ ihn dann.

Jetzt — jetzt —" Dorita sprach in ihrer Gemüthsverbitterung die folgenden Worte mit einem Anflug von boshafter Befriedigung, mit der Absicht, den Mann ihr gegenüber gründlich zu enttäuschen und diese Enttäuschung in seinen Mienen zu lesen — „war ich in Kiel, um mir ein Putzgeschäft anzusehen, das ich zu erwerben gedenke. Ich muß Etwas beginnen, weil ich sonst nächstens hungernd auf der Gasse umherirre —"

„Gnädige Frau —!" Der Mann stieß die Worte in tiefer Betroffenheit heraus. Aber er sagte auch nur das, dann trat nach der Verblüffung ein spröder Zug in seine Mienen, derselbe zerstreut unpersönliche, dem Dorita vordem in der Conditorei begegnet war.

Ja, es war, wie sie vorausgesetzt hatte. Wenn sie sich in ihrer Rede auf den ersten Satz beschränkt hätte, würde sie für ihn die interessante Frau geblieben sein. Aber die Absicht, eine bürgerliche Thätigkeit zu ergreifen, gar ein Putzmachergeschäft zu erwerben, ließ auf eine bereits eingetretene starke Verkommenheit schließen. Dazu vermochte sich die Phantasie des Freiherrn von Dux nicht aufzuschwingen.

Und Dorita gab auch diesem Gedanken Ausdruck.

„Nicht wahr? — Ich habe Recht! Ich bin jetzt schon, nach diesen wenigen Worten, weder mehr interessant noch werthvoll.

Ich lese in Ihrer Seele, mein Herr. Sicher deutet ein solcher Entschluß nicht auf Ehrbarkeit, auf einen vornehmen Charakter hin; es ist vielmehr nur ein anderer Versuch der Abenteuerlichkeit. Und jetzt schon schieben Sie die Schuld auf mich, daß ich nicht ferner Gattin des Herrn Zarpen sein will.

O nein, nein — bitte —! Ich wundere mich darüber nicht, ich bin

durchaus nicht enttäuscht!“ setzte Dorita fort, als Dux eine gegen ihre Worte Widerspruch erhebende Geste machte.

„Ich habe in kurzer Zeit soviel erfahren, daß ich — ich wiederhole — über das Ungünstige schon gar keine Verwunderung mehr empfinde.“

„Ja — allerdings!“ betonte jetzt der Mann mit stark veränderter Miene, mit einem Ansatz von empfindlicher Rauhheit im Ton. „Sie müssen sehr viel Schweres erlebt haben, wenn Sie annehmen, es gäbe außer Ihnen keine vorurtheilsfreien, rein und edel denkenden Menschen, geschweige fühlende, des Schicksales Anderer sich annehmnende Personen auf der Welt.

Und doch irren Sie sich!

Und noch etwas Anderes sei gestattet!

Mich hat die Erfahrung gelehrt, daß, wenn Menschen sich streiten, stets Schuld auf beiden Seiten vorhanden ist, daß ganz ohne eigenes Versehen — körperliche Unglücksfälle abgerechnet — Niemand vom Schicksal betroffen wird, schon deshalb nicht, weil die Erde doch eben nicht mit Engeln, sondern mit fehlerhaften Menschen bevölkert ist!“

Nach dieser Rede warf Dorita einen raschen, guten Blick auf den Fremden. Auch senkte sie, von der Wahrheit seiner Worte betroffen, die Augen und begab sich einer Erwiderung.

Er aber wagte, um so besser den Eindruck der freimüthigen Rede abzuschwächen, ihre Hand zu fassen und sie mit seinen Lippen leicht zu berühren.

In diesem Augenblick fuhr gerade der Zug in den Flensburger Bahnhof ein, und rasch und hastig erhob sich Dorita und griff unter seiner artigen Beihilfe nach ihren Sachen.

„Werden wir uns nicht wiedersehen, gnädige Frau?“

Dorita zog, ihre Zweifel ausdrückend, die Schultern.

„Darf ich Sie besuchen?“

Als Antwort eine ausdruckslose Miene.

„Wo wohnen Sie, ich bitte?“

„Welchen Zweck hat es, Herr Baron? — Bei mir ist Nichts zu finden.“

„Ich bitte — ich bitte dennoch darum!“

Nun nannte sie nach nochmaligem kurzen Zögern die Straße und Nummer der Wohnung.

„Ich danke Ihnen, danke tausendmal, gnädige Frau — Auf Wiedersehen!“

Noch ein flüchtiger Händedruck, und Dorita war unter der sich herausdrängenden Menge verschwunden. Sie eilte auch so rasch wie möglich auf die Straße, und erst beim ferneren Dahineilen stieg die Ueberlegung in ihr auf, ob denn nun der Fremde nach Kopenhagen weiter gefahren sei, oder seine Reise unterbrochen habe. — Als Dorita ihre Wohnung betrat, fand sie zwei Briefe vor und zwar einen von Thora, die sehr ausführlich und zugleich in bedrückter Stimmung schrieb, da zwar der Vetter

gütig gegen sie wäre, die Frau aber offenbar mit ihrem Kommen und Dableiben sehr viel weniger einverstanden sei. Sie fürchte, daß es auf die Dauer nicht gehen werde.

Und in Tonis Zeilen drückte sich auch nicht sonderliche Begeisterung aus. Der erste Eindruck sei wenig ansprechend gewesen. Sie wolle noch kein abschließendes Urtheil abgeben, aber sie könne schon jetzt sagen, daß ihr der Mann zwar sehr gut, die Frau aber sehr wenig gefalle.

Dorita seufzte auf. Wenn's noch umgekehrt wäre! Aber den Frauen nicht zu gefallen, bedeutete stete Qual oder ein schnelles Ende. Wenigstens in diesen Briefen etwas Erfreuliches zu finden, hatte sie gehofft und erwartet.

Und dann verzog sich doch ihr Mund zu einem bitteren Lächeln, und kühles Philosophiren kam über sie. Sie sagte sich, daß der Mensch deshalb so viele Enttäuschungen erleide, weil er seine Wünsche meistens schon zu Thatsachen erhöbe. Sie mußte sich das abgewöhnen. Sie sah doch, daß es richtig war, immer das Gegentheil von dem anzunehmen, was sie voraussetzte. Und zu ihrer bedrückten Stimmung gesellte sich auch noch etwas Anderes.

Es war so öde, so eisig kalt in der Wohnung. Die Furcht, allein zu sein, erfaßte sie zum ersten Mal. Um aber zu sparen, stand sie doch davon ab, den Ofen zu heizen, und als sie nach Speisen greifen wollte, fiel ihr ein, daß sie vergessen hatte, dafür vor der Abreise zu sorgen.

So hockte sie denn, in Mantel und Tücher gehüllt, im Wohnzimmer nieder und schrieb, um die Zeit zu tödten, Briefe an ihre Schwestern und die Cousine in Lyon.

Ihr Herz drängte sie, durch geschickte Worte Thora die Wege zu ebnen, es drängte sie auch, Toni Trost einzuflößen, ihren Muth zu beleben.

Aber nach Verlauf einiger Stunden überkam die junge Frau plötzlich ein starkes, durch Kälte und Flauigkeit befördertes Frösteln und Schütteln, also daß sie mit zitternden Gliedern emporflog. Erst nachdem sie sich nachträglich durch ein heißes Getränk erwärmt, vermochte sie ihr Lager aufzusuchen.

Ihr letzter Gedanke galt dem Fremden im Eisenbahncoupé. Sie rief sich Jegliches in's Gedächtniß zurück, was er gesprochen.

Erst der Schlaf, der endlich kam, befreite sie von ihrem unruhevollen Grübeln.

* * *

Und wieder ein Tag, und abermals etwas Neues!

Es lief ein Brief an Dorita von Harms ein, in dem er sie bat, sich ehestens zu ihm bemühen zu wollen. Es seien wichtige Nachrichten von Westerthal eingelaufen.

Diese Mittheilung beschäftigte die junge Frau so sehr, daß sie sich schon in den ersten Vormittagsstunden zu jenem auf den Weg machte.

Er wohnte nicht allzuweit in der Norderstraße in einem alten Patricierhause und hatte sein Bureau hinten auf dem Hofe.

Sie wurde auch sogleich vorgelassen. Er saß über Akten gebückt in einem geräumigen, mit alten Stuccaturen und einem mächtigen Kaminaufsatz geschmückten Arbeitsgemach, das Licht durch zwei hochgerahmte Fenster mit vielen kleinen Scheiben empfing.

Bei ihrem Eintritt erhob er sich mit gewohnter, ruhiger Ausdruckslosigkeit und gelangte, nachdem sie Beide sich gegenübergesetzt, sogleich auf die Sache.

„Gestern Vormittag war, gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl bei mir —“

Dorita verfärbte sich, aber sie unterbrach ihn nicht.

„Er kam in der Absicht, nochmals die Bitte auszusprechen, doch der von ihm vorgeschlagenen Form beizustimmen. Selbst wenn er formell die Schuld auf sich nehmen wolle, werde es Nichts nützen, da er die Beweise dafür nicht beizubringen wisse. Er müsse schon falsche Zeugen herbeischaffen, ein Verlangen, das natürlich nicht von Ihnen gestellt und von ihm nicht einmal erwogen werden könne.

Er stellte wiederholt die Frage, ob Sie nicht einen Brief erhalten hätten, den Herr Leo Zarpen Ihnen bald nach dem Tode Ihrer Frau Mama von Aussicht geschrieben. Er habe darin bereits auseinandergesetzt, daß nur in der angegebenen Weise die Scheidung von seinem Bruder zu ermöglichen sei.

Haben Sie ein solches Schreiben nicht empfangen, gnädige Frau?“

„Nein! Ich bin auch überzeugt, daß er keines angefertigt hat —“ entgegnete Dorita kurz und schroff. „Aber es ist auch irrelevant, da es bei solchem Inhalt ohne jede Wirkung auf mich geblieben sein würde.

Ich wiederhole noch einmal und zum letzten Mal, daß ich keine unerlaubten Beziehungen zu dem Herrn Zarpen gehabt habe und deshalb niemals solche zugeben kann.

Sonst noch Etwas, Herr Rechtsanwalt?“ schloß Dorita steif und erregt und machte eine Bewegung, sich zu erheben.

„Ja, noch — Eins — berührte Ihr Herr Gemahl, gnädige Frau —

Er behauptet, der Schmuck sei viele tausend Thaler werth!

Es stehe in keinem Verhältniß, daß von dort die Möbel zurückgesandt würden, Sie aber das Familien-Erbstück behielten —“

„Nun, so sollen sie ihren Plunder bekommen —“ drang's heiß und kochend aus der Brust der empörten Frau. — „Ja, ja, bewilligen Sie in dieser Richtung Alles, Herr Rechtsanwalt. Es wird ja wohl auch dann Niemand von den Gläubigern zu kurz kommen, und ob ich selbst auf der Gasse ende, ist schließlich ja auch gleich.

Ich vermag den Ekel nicht mehr zu überwinden, der in mir aufsteigt bei diesem gemeinen Feilschen!

O, mein Gott! Und solchen Leuten hatte ich mich verkauft, solchem Manne gab ich mich zu eigen —"

Dorita schüttelte sich in Abscheu und Empörung, auch jetzt verlor sie die Mäßigung.

„Ihr Gatte befindet sich in einer schweren Zwangslage" — fiel Harms in versöhnlichem Tone ein. — „Er hängt in seiner Existenz völlig von seiner Mutter ab, er und der Bruder. Es schien ihm in der That auf's Höchste peinlich, diese Dinge zu berühren, darauf bestehen zu müssen. Ich denke, Sie wissen ja auch das Alles, gnädige Frau, und ich möchte deshalb nochmals bitten, doch in Ruhe zu überlegen."

Dorita preßte, statt zu antworten, die Lippen zusammen und hielt den Athem an.

Nur so vermochte sie in ihrer Erregung die Gier zu dämmen, auch diesem immer nur nach Nützlichkeitsmomenten entscheidenden Mann die rechte Antwort zu ertheilen.

Aber sie erinnerte sich dessen, was er bisher gethan. Sie stellte sich vor, daß ihm doch eben die Aufgabe obliege, die Mittel und Wege zu ihrer Scheidung zu finden, und daß wohl keine anderen vorhanden seien. Sie rief sich endlich in's Gedächtniß, daß er doch nur zutreffende Urtheile über Personen und Verhältnisse fällen könne, wenn er genau mit ihnen bekannt sein würde.

Sie aber hatte ihm nur halbes Vertrauen schenken können!

In Folge dessen drückte sie ihr unbändiges Herz herab und gelangte zu neuen Entschlüssen.

„Ich will Ihnen Etwas sagen, Herr Harms," stieß sie heraus:

„Ich kann Ihnen nicht zumuthen, fortwährend ohne Resultat in meinen Angelegenheiten zu verhandeln.

Ich gebe also hiermit die Erklärung:

Ich werde den Schmuck nicht zurückerstatten, bevor ich jedes Zipfelchen von dem zurückerhielt, was ich in die Ehe brachte. Und ferner:

Ich werde nur dann dem Gericht gegenüber erklären, daß ich unerlaubte Beziehungen zum Herrn Leo Zarpen pflegte, wenn ich von ihm separat die Erklärung empfange, daß er mich als eine makellose Frau kennen gelernt hat, daß diese Aussage nur aus formellen Gründen gemacht wurde.

In diesem Sinne ersuche ich Sie, vorzugehen, und nur, weil Sie mir zurathen, weil ich Ihnen glaube, daß ich so zu handeln gezwungen bin, verstehe ich mich zu der mich entehrenden Lüge."

Harms nickte befriedigt. Es blieb unentschieden, ob er ihr wirklich glaubte, oder annahm, daß die Scham sie von einem Eingeständniß abhalte.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau," sprach er befriedigt.

Und unvorsichtig, weil ihren erregten Gefühlen nicht Rechnung tragend, fügte er hinzu:

„Ich danke Ihnen auch in Ihrem Interesse. Die Familie behauptet nämlich, daß Sie nur deshalb sich sträubten, weil Sie materielle Vortheile aus der Beibehaltung des Namens Ihres Gatten ziehen wollen —“

Dorita holte tief Athem, und ein Zug grenzenloser Verachtung trat in ihre Züge.

„Ja, ja — auch das noch! Ich kann's mir denken. Und nicht wahr? Mein Mann hat das hervorgehoben, nicht nur als Ansicht und Meinung der Familie, sondern auch als die seinige? So weit ist dieses Zittergras unter den männlichen Schwächlingen schon gekommen! Natürlich!

Dieses Volk nimmt stets das Gemeinste an von Anderen! Und es ist ja auch begreiflich, weil es selbst innerlich so grenzenlos gewöhnlich geartet ist —“

Und Dorita schloß:

„Haben wir sonst noch Etwas, Herr Harms?“

Harms nickte.

„Ja, leider, gnädige Frau! Wir müssen vorwärts mit der Auftheilung an die Gläubiger. Schon der anlaufenden Zinsen halber muß, abgesehen von dem Drängen der Auswärtigen, ein Ende gemacht werden.

Ich möchte deshalb rathen, daß Sie sich ein Paar Zimmer miethen, gnädige Frau. Die Versteigerung Ihres Eigenthums ist nicht mehr aufzuhalten. — Ich möchte Ihnen Peinlichkeiten ersparen —“

Dorita bewegte in stummer Resignation das Haupt. Auch das noch! In der That, das Schicksal hatte es auf sie abgesehen. Und zugleich ein anderer sie niederschmetternder Gedanke.

Unter solchen Verhältnissen wollte sie ein Geschäft kaufen, unter solchen vernichtenden Eindrücken überhaupt weittragende Entschlüsse fassen! Ihr Beginnen erschien ihr unter dem Druck all dieser neuen Dinge plötzlich als ein ungeheurer Leichtsinn! Was sie gestern angestrebt, würde bei denjenigen, die die Sachlage kannten, ein bedenkliches Kopfschütteln hervorrufen.

Wie konnte man ein solches Geschäft erwerben wollen, wenn man keinen Groschen besaß, wenn man gar wegen seiner Verpflichtungen Wohnung und Eigenthum verlassen mußte!

Aber gerade deshalb erzählte sie Harms nun Alles, was sie gestern gethan. Sie bat um seinen Rath, weil Angst, Zweifel und Sorge ihr schier die Seele verstumpften.

Der Mann hörte und griff sich nachdenklich mit der Hand an den Hinterkopf.

„Sie brauchen doch wenigstens 1000 Mark gleich, gnädige Frau. 500 bilden ja nur die Anzahlung. Umzug, erstes Betriebscapital, Löhne, eigenes Leben, Alles das erfordert Mittel.

Wie Sie aber wissen, sind diese nicht annähernd herauszubringen,

auch dann nicht, wenn wir wirklich erst die Möbel von Westerthal haben, was ja jetzt überhaupt noch in Zweifel steht.

Dann müßten Sie schon —" er zauderte und überlegte — „müßten Sie schon erklären, jene möchten die Aussteuer behalten, reservirten sich dagegen aber das Geschmeide. Wenn es wirklich 3000 Thaler werth ist, würden Sie ja das Erforderliche zur Abwickelung mit den Gläubigern und das Nothwendige für Kiel besitzen.

Aber bedenken Sie den Eindruck, den das drüben dann wieder hervorruft. Man wird Ihnen das nachsagen, was Sie Jenen vorwerfen: Berechnung, Mangel an anständiger Gesinnung —

Es ist da wirklich schwer zu rathen. Ihr Gefühl muß entscheiden, was stärker in die Wagschaale zu werfen ist!" —

Die Frau seufzte tief auf. Nach einer Pause sagte sie:

„Sie sollen morgen definitiv Nachricht empfangen. — Ich will Sie jetzt nicht mehr stören."

Und da er sie nicht zu halten schien, erhob sie sich und wandte sich zur Thür.

Aber doch sollte sie noch weiter gemartert werden. Noch war der Kelch nicht voll. Während Harms sie zur Thür geleitete, überwand er Bedenken, die er vordem zurückgedrängt hatte aus Klugheit, und sagte:

„Wäre es nicht doch möglich, gnädige Frau, daß Sie ohne Gegenbedingungen und Cautelen die Schuld auf sich nehmen, ich meine, daß Sie davon abstehen, daß Herr Leo eine solche Gegenerklärung giebt.

Sie müssen mir verzeihen. Aber ich fürchte doch bei näherer Ueberlegung, daß er darauf nicht eingehen wird.

Ich bitte, hören Sie mich noch einmal ruhig an! Erregen Sie sich nicht —"

Und als Dorita, bereits in der Vorahnung einer neuen Kränkung, den Körper zurückbog und die Farbe wechselte, in besänftigendem Tone:

„Es bedarf wohl keiner besonderen Zusicherung, daß Alles, was wir sprechen, Alles, was Sie mir anvertrauen, als strengstes Geheimniß von mir behandelt werden wird. Und nun bitte.

Ist es denn völlig unwahr, daß Sie vor dem Tode Ihrer Frau Mama noch im Bahnhofshôtel hier Ihren Herrn Schwager besucht und dort Zärtlichkeiten ausgetauscht haben? — Wenn das nämlich der Fall ist — Ihr Herr Gemahl behauptet, daß sein Bruder ihm das zugestanden — so können Sie dem Herrn Zarpen ein Verlangen solcher Art nicht stellen. Im Gegentheil!

Sie sind, meines Erachtens, verpflichtet, die Thatsache zuzugestehen. Natürlich — es sei denn —" schloß der Mann, da er sah, welchen entsetzlichen Eindruck diese letzten Worte auf seine Clientin machten, — „daß Sie definitiv davon abstehen, von Ihrem Gemahl geschieden zu werden.

Vergessen Sie aber nicht," — Harms sprach's noch rasch, — „daß Sie sich dann jede Aussicht auf eine neue Ehe abschneiden —"

Und Harms empfing auf diese Rede allerdings eine Antwort, aber eine völlig andere, als er vorausgesetzt hatte.

Indem die Frau den Oberkörper emporreckte, als ob ihr Haupt verlange, selbst dem Himmel und den Wolken zu trotzen, auch ihren Berather mit Blicken maß, vor denen er unwillkürlich zurückwich, hauchte sie mit heiserer Stimme:

„Wenn Sie überhaupt glauben können, daß ich nach diesen Erfahrungen jemals einen von den erbärmlichen Creaturen, die sich Männer nennen, mit meinen reinen Händen wieder berühren werde, setzten Sie allerdings wenig Vertrauen in meinen Stolz, in meine Selbstachtung und am wenigsten in meinen Charakter.

Das habe ich Ihnen auf Ihre Schlußworte zu erwidern.

Was aber die andere Anschuldigung anbetrifft, so schlage ich dem erbärmlichen Schuft, der — meine Frauenehre schändend — solche Behauptung und zu solchem Zwecke auf die offene Gasse warf, von Ekel und Grauen über menschliche Niederträchtigkeit erfüllt, in's Angesicht.

Und nun, Herr Rechtsanwalt, brauche ich auch nicht mehr mit mir zu berathen!

Es wäre Wahnsinn, sich vor Tigern, Löwen und Wölfen mit einem Spazierstock wehren zu wollen. Man braucht Waffen, die auch ihnen den Garaus zu machen vermögen.

Und so sage ich:

Es ist Wahnsinn, einer solchen Gesellschaft gegenüber einer Weichmüthigkeit nachzugeben, vornehme Denkungsart in Thaten umzusetzen, gar edelmüthig zu sein. Es giebt ein Wort, das Selbsterhaltung heißt.

Wenn sogar ein Engel den Himmel spalten und von oben herab die sichere Seligkeit versprechen würde, Niemand zerfleischt sich frohlockend die eigene Brust! Und somit erkläre ich:

Ich weigere mich jetzt, irgend Etwas, auch gegen einen Rückrevers einzuräumen! Ich weigere mich, irgend eine Conferenz über diese Gegenstände wieder aufzunehmen. Ich weigere mich, das mir gemachte Geschenk, Diamantbroche, Armband und Ringe wieder herauszugeben, beauftrage Sie aber, mein Eigenthum gerichtlich von Hermann Zarpen zu reclamiren. Ich nenne mich ferner Dorita Zarpen! Ich behalte diesen Namen bis an mein Lebensende. Und berichten Sie, ich bitte, daß ich das Putzgeschäft in Kiel kaufe und es unter diesem Namen nächstens aufmachen werde.

Ah — so — nun ist mir wohl. Nun habe ich Ruhe, und Sie finden sie auch, Herr Rechtsanwalt!" — schloß die Frau sich emporrichtend und dehnend. Und während Blitze der Selbstbefriedigung aus ihren Augen flammten, nickte sie kurz und finster wie ein willenskräftiger Mann und verließ das Gemach.

Aus dem Fenster schaute er ihr nach, während sie über den Hof schritt. Sie ging einher wie eine Königin, und wundervolle Farben, Farben der seelischen Erregung, Farben der sittlichen Empörung verschönten das reizend geschnittene Angesicht. —

Von Harms Bureau begab sich Dorita vor die Stadt. Feuer brannten in ihrer Brust. Höchste Befriedigung kämpfte mit den ersten Anläufen der alten grenzenlosen inneren Trostlosigkeit. Denn Keinen, Keinen besaß sie, vor dem sie sich ausweinen, ja, ginge es nach ihrem heißen Begehren, den Schmerz in wildfluthenden Worten ausschreien konnte. Und dennoch gab's Einen, eine Todte! Sobald Dorita vor die Stadt gelangt war, bog sie zur Linken ab und betrat nach kurzer Wanderung den Kirchhof.

Friede lag da, wo in Frieden die todten Seelen ruhten.

Nicht einmal lebendiges Volk hüpfte in den Zweigen der die Gräber schmückenden Bäume. — Aber ein Duft von Tannen, deren feine Nerven durch die wieder eingetretene mildere Luft gereizt waren, drang auf das junge Weib ein und weckte alte, selige Erinnerungen an die Kindheit.

Sie weinte, sie weinte verzehrend. Und während sie eine zu der Grabstätte ihrer Mutter führende dichte stille Fichtenallee durchschritt, ergriff sie eine sanfte, weltentsagende, glückliche Stimmung.

Wahrlich, es war Thorheit, vor dem Tode zurückzuschrecken!

Sie hatte Harms von der Pflicht der Selbsterhaltung gesprochen. Konnte es Herrlicheres für ein von Qual, Angst und Nöthen zerrissenes Herz geben, als sich neben diesen Schlafenden hier zu betten?

Sie hatte ihre Mutter beklagt und beweint! Und doch war ihr wohler, als dem glücklichsten Menschen. Denn dem Glücklichsten konnte schon in der kommenden Stunde, in der nächsten Secunde gar, Alles jählings genommen werden. Irgend einer der ringsum lauernden, von boshaftem Zerstörungstrieb gegen die Menschheit erfüllten Dämonen zuckte gerade dann den Dolch, wenn Jener sich am sichersten fühlte — —!

Dorita trat an das Grab. Sie versuchte, in die Gruft hinabzuschauen und sich die Züge der Verklärten zu verdeutlichen. Es gelang ihr. Glückseliger Friede war über deren Angesicht ausgebreitet, jetzt lächelte sie gar, streckte die Hand aus und flüsterte:

„Komm, mein süßes Kind! Komm! — Verlasse die Welt, die widerliche Creaturen zu einem Schmutzwinkel gemacht haben. Neige Dich zu mir herab! Dir ahnt nicht, welches Wohlgefühl meine lebendig gebliebene Seele, welches selige Behagen den unsichtbar gewordenen Körper durchströmt.

Denn wisse: Ich wohne hier nicht mehr. Nur wenn Du und Deine Geschwister an meine Grabstätte treten, kehre ich zurück, damit Ihr mich findet."

Und die in überirdisches Empfinden Versunkene flüsterte:

„Ja, ich werde Deinem Ruf folgen, süße Mutter! Aber vorher rathe

mir! Was soll ich thun? Ich bin grenzenlos elend, weil ich trotz äußerer Stärke voll Schwachheit. Ich bin ja ein Weib, geboren zum Glauben, Hoffen, Dulden, zur Liebe — Und Alles, Alles ist erbarmungslos zerstört — Nichts ist zurückgeblieben. Statt knospender und blühender Gärten eine endlose, baum- und wasserlose Wüste, eine Ebene zum Verzweifeln und Verschmachten.

Ach, süße Mutter! Ich habe das Lachen verlernt, das Lachen, das Du einst das Sonnenlicht in dem menschlichen Antlitz nanntest."

Und die Frau warf sich, von ihren Gefühlen überwältigt, nieder an dem Grabe und netzte es buchstäblich mit ihren Thränen. Wer in ihr Inneres hätte schauen können, dem wäre es selbst todesschaurig durch Gebein und Seele gerieselt. —

* * *

Als Dorita einige Stunden später ihre Wohnung betrat, fand sie eine Karte von Dux.

Auf die Rückseite hatte er geschrieben:

„Sehr betrübt, Sie verfehlt zu haben! Ich bitte morgen Nachmittag, um welche Zeit ich von Alsen heimgekehrt sein werde, noch einmal anpochen zu dürfen."

Zunächst legte Dorita die Karte mit einer Empfindung bei Seite, als ob irgend ein Gleichgültiger dagewesen und sie nicht angetroffen habe, und als ob hinreichend Zeit sei, sich in dem Augenblick seines Wiedererscheinens mit ihm zu beschäftigen. Später aber regte sich in Dorita die Frau.

Dux mußte doch kein sehr großes Interesse für sie empfinden, wenn er Muße fand, einen Ausflug zu unternehmen, statt sich lediglich mit seiner Visite bei ihr zu beschäftigen.

Freilich! Als sie sich dieser Eitelkeitsregung bewußt wurde, erfaßte sie ein Abscheu vor sich selbst.

Wie konnte Jemand, dem eben wieder so Entsetzliches begegnet war, noch Geschmack an Tändeleien finden?

Denn darauf kam's doch nur heraus. Ihre Rache zu stillen, mußte allein ihre Aufgabe sein. Und nicht sündlich war's, vielmehr ein verdienstvolles Werk, die Welt von einem Buben zu befreien, wie Leo Zarpen einer war.

Vor der Hand aber hatte sie sich noch mit näherliegenden Dingen zu beschäftigen. Sie mußte sich nach einem Unterkommen umsehen. Schon am Montag der nächsten Woche sollte die öffentliche Versteigerung der Möbel stattfinden.

Als Dorita zu diesem Zweck die Annoncen der Morgen-Zeitung durchsah, fiel ihr Auge zufällig auf eine sie nach anderer Richtung fesselnde Anzeige, die wie folgt lautete:

„Ein Wittwer sucht eine gebildete Dame als Haushälterin und Gesellschafterin für seine Tochter. Aeltere Damen, nicht junge Mädchen,

die zugleich auf Verkehr (Reflectant wohnt allein auf einer Nordsee-Insel) zu verzichten vermögen, bitte ich sich zu melden mit Angabe ihres Alters und ihrer Ansprüche unter M. No. 4. Expedition der Zeitung."

Diese Anzeige schnitt Dorita für alle Fälle aus und schob sie in ihre Geldtasche. Dann suchte sie weiter und fand unter den Wohnungsannoncen ein ihr passend erscheinendes Angebot.

Man offerirte ein Zimmer für eine stille Miethering in einem anständigen Hause, auch wochenweise zu erhalten.

Nach dem Mittagessen machte sich Dorita sogleich auf den Weg, besuchte die Vermiether, einigte sich mit ihnen und begab sich dann zu dem Goldschmied, bei dem sie den Schmuck niedergelegt hatte.

Diesem machte sie den Vorschlag, die Diamanten an einem größeren Platze, etwa in Hamburg, und zwar unverzüglich für ihre Rechnung zu verkaufen. Und der Juwelier stimmte unter der Bedingung zu, daß er an dem Erfolg der Realisirung durch Procente betheiligt würde.

Da auch er den großen Werth des Schmuckes von Neuem bestätigte, begab sich Dorita — wenigstens von dem Druck der materiellen Sorge für die nächste Zukunft befreit — in etwas ruhigerer Stimmung nach Hause zurück, begann hier sogleich mit dem Zurückstellen derjenigen Gegenstände, die ihr noch gehörten und die sie nicht ebenfalls unter den Hammer zu bringen wünschte, benutzte die letzte Abendstunde, um sowohl an den Verfasser jener Offerte zu schreiben, als auch der Dame in Kiel eine sie vorläufig hinhaltende Mittheilung zu machen, und legte sich endlich und zum ersten Mal mit dem Gefühl einer größeren Befreiung von Allem, was mit der Familie Zarpen zusammenhing, zur Ruhe.

Und ohne besondere Störung verlief dann auch der Morgen und Mittag des nächstfolgenden Tages, bis dann gegen 4 Uhr ein Bote erschien und Dorita ein reiches Bouquet weißer Rosen und einen Brief überbrachte.

Er möge warten; sie werde lesen und ihm Bescheid ertheilen. So entschied die junge Frau äußerlich ruhig und schloß vor ihm die Thür, öffnete aber, in's Wohngemach zurückgekehrt, in Hast den Brief.

Es war ihr, als ob sich eine unreine Versuchung ihr nahe. Ihr ekelte, da der Brief parfümirt war. Die Form, durch ein Geschenk die größere Bereitwilligung zu einem Ja zu erzwingen, stieß sie ab. Es schmeckte nach dem Treiben der Großstädte, der Lebemänner und Dirnen. Sie mußte sich ihres Mitreisenden Aussehen, sein Wesen, seine Worte in's Gedächtniß zurückrufen, um nicht, ohne Prüfung, eine Absage auf Alles zu ertheilen.

Was sollte das auch! Mit Männern wollte sie doch Nichts mehr zu schaffen haben. Um nie wieder in die Lage zu gerathen, sich zu verlieren, hatte sie sich ja die Möglichkeit durch die Harms gegebene Erklärung abgeschnitten.

Erst die Ueberlegung, daß sie Dux eine Erlaubniß zum Erscheinen bereits ertheilt habe, veränderte ihre Gedanken. Auch bestimmte sie der Inhalt seines Briefes.

Infolgedessen nahm sie die Feder und schrieb auf ihre Karte:

„In dem Sinne Ihrer gütigen Zeilen empfange ich Sie gern, mit aufrichtigem Dank. Ich bitte, kommen Sie zum Thee und nehmen Sie fürlieb. Ich erwarte Sie um 7 Uhr."

* * *

Das Aufwartemädchen, das von Dorita aus doppelten Gründen für diesen Abend bestellt war, hatte eben dem Freiherrn von Dux auf sein Klingeln geöffnet. Noch eine kurze Weile hörte ihn Dorita sich auf dem Flur bewegen, und dann war der Augenblick gekommen, und er stand vor ihr.

„Wie danke ich Ihnen, gnädige Frau —"

„Ich habe zu danken für die schönen Blumen, durch die Sie mich beschämt haben, Herr von Dux. Aber auch Ihre Zeilen riefen ein angenehmes Gefühl in mir hervor —" betonte Dorita und bat den Gast durch eine anmuthige Bewegung, Platz zu nehmen. „Ich muß in der That zugeben, daß ich —

Sie stockte.

„Ich bitte, gnädige Frau."

„Nun ja! Daß ich meine Zusage bereute. Eisenbahnbekanntschaften! Welche Dauer haben sie? Der Augenblick schafft lebhafte Empfindungen und Entschlüsse. Die nächste Stunde hat Alles wieder verwischt. Und das ist begreiflich. Nachdenken, Vorsicht stellen sich ein. Gehen doch die größten Schurken unter der Maske der Ehrbarkeit einher."

„Ich verstehe, gnädige Frau, und ich stimme Ihnen zu. Aber nicht wahr? Jetzt mißtrauen Sie mir nicht mehr?"

„Ich habe Sie empfangen, Herr von Dux. Darin liegt die Antwort auf Ihre Frage!" entgegnete Dorita kurz im Ton. — „Es trat aber auch noch eine egoistische Ueberlegung hinzu, nämlich die, daß Sie mir vielleicht helfen könnten.

Ist Ihr Interesse aus irgend einem mir nicht erkennbaren Grund für mich so groß, daß Sie Ihre Reise unterbrechen, gar ausharren, nachdem, wie Sie schreiben, Ihr erstmaliger Gang zu mir vergeblich war, so sind Sie vielleicht auch zu Thaten fähig. Ich habe Niemanden! Dem Einzigen, den ich hatte, traue ich auch nicht mehr. Ich empfing bei der heutigen Unterredung mit meinem Rechtsanwalt den Eindruck, daß er vielmehr auf der Seite der anderen Partei steht, und es ist mir sogar der Gedanke gekommen, ob man ihn nicht gar durch Geld bestochen hat."

„Aber, meine gnädige Frau! Welcher Pessimismus! Ein Mann in solcher Stellung!

Der Standpunkt, daß man zunächst immer annehmen soll, Jeder sei ein Schurke, statt umgekehrt, ist doch ein allzu trauriger und sicher ein ungerechtfertigter!

Wie kann ich Sie wenigstens von meinen guten, von meinen besten Gesinnungen überzeugen?

Sie sagten, ich könne helfen? Bitte, sprechen Sie!"

„Ja, ich will's, Herr von Dux. Vorher aber, ich bitte, möge es Ihnen gefallen, ein einfaches Abendbrot zu verzehren — — Und nicht wahr? Sie entschuldigen mich einen Augenblick."

Bei diesen Worten erhob sich Dorita und trat, des Gastes Zustimmung durch einen liebenswürdigen Blick einholend, auf den Flur hinaus.

Als Dorita zurückkehrte und Dux ihr in's Speisezimmer folgte, warf er hin:

„Eine sehr hübsche Wohnung, mit einer reizvoll behaglichen Einrichtung, gnädige Frau. Namentlich gute Bilder besitzen Sie! Das ist in meinen Augen stets das Criterium für den höheren Bildungsstand des Menschen. Das, und was —" hier lächelte der Gast annuthig überlegen — „was in meiner Wohnung nicht vorhanden ist."

„Dann wird Ihr Auge jedenfalls hier sehr befriedigt. — Es fehlt fast Alles," — warf Dorita leicht, mit feinem Spott hin und machte eine Bewegung, durch die sie ihn aufforderte, sich ihr gegenüber zu setzen.

Dann aber wieder von dem neckischen Ton in einen herben übergehend, fuhr sie fort:

„Montag Abend können Sie sogar in dem Nichts hier schwelgen. Dann hat der Executor mit Allem ein Ende gemacht!" Sie sprach's, während sie den Thee einschenkte und nun auch die gefüllte Tasse auf ein zum Darreichen bestimmtes Tablett setzte.

„Um Gotteswillen, gnädige Frau! Was Sie sagen! Und man vermag Ihnen das nicht abzuwehren? Ihr Rechtsbeistand wird das leiden?"

„In diesem Falle folgt er der Nothwendigkeit. Es ist nicht zu ändern, und eben zum letzten Mal empfange ich heute in meinen Räumen einen Besuch, wie früher so oft in den glücklichen Tagen, wo meine Mutter noch lebte. Dann ist's vorbei mit der Herrlichkeit. Ich begebe mich auf die Straße. Alles, bis auf meine Garderobe ist gepfändet oder Eigenthum von Leuten, die noch Forderungen besitzen!"

„Aber was soll denn werden? Wohin wollen Sie gehen?"

„Heute Morgen besuchte ich das Grab meiner Mutter. Es war mir, als ob ich ihre Stimme hörte, als ob sie mich zu sich herabriefe — und allerdings, dort wäre mein bester Platz."

„Sie sagen das Alles so kalt — so unheimlich resignirt, gnädige Frau — es thut mir weh —"

„Können Sie sich nicht denken, Herr von Dux, daß man nicht mehr weinen kann! Ich vermag nicht mehr zu weinen und habe Stunden, in denen ich zu Folge der ausgestandenen Qualen völlig gefühllos bin. Auch in dieser Richtung zieht die weise Natur Grenzen."

Die Frau schwieg und sah mit fest geschlossenen Lippen und einem verlorenen Blick vor sich hin. Und dann sich besinnend:

„Doch was thue ich! Wie unrecht! Ich verschaffe Ihnen unangenehme Eindrücke, statt meiner Pflichten als Wirthin zu gedenken — Vergeben Sie mir! Und ich bitte! Hier! — Etwas kaltes Geflügel. — Ich glaube, es ist schmackhaft.

Und darf ich bitten, daß Sie sich von dem Wein bedienen? Ich habe auch rothen! Ziehen Sie ihn vor? Ich werde ihn holen!"

So sprach sie gütig, sich unterordnend, mit dem ganzen verführerischen Reiz ihres Wesens.

Und als sie aufstand und sich trotz seines Widerspruches zum Buffet herabbeugte, umfaßten seine Blicke voll Bewunderung ihre anmuthige Gestalt. Es drängte ihn auch zu Worten, als sie nun wieder, durch das Bücken ein wenig geröthet und dadurch noch verschönt, sich zu ihm wandte und mit einem sanft zuvorkommenden Ausdruck in Auge und Mienen ihn anblickte, seine Empfindungen zu äußern.

„Sie verstehen es in der That, gnädige Frau, als Wirthin den Gast zu umstricken. Sie erlauben, daß ich es sage. Und unfaßlich ist es mir — auch das muß ich aussprechen — daß man eine Frau, wie Sie, freiwillig lassen konnte! — Haben Sie — ich bitte fragen zu dürfen — wieder Etwas von Ihrem Herrn Gemahl gehört?"

Dorita nickte kurz und ohne von seinen Artigkeiten Notiz zu nehmen. Gerade weil sie sah, welch ein Interesse sich für sie in ihm zu regen begann, kam sie ihm nicht entgegen. Sie erwiderte vielmehr mit dem früheren Behagen, ihn zu enttäuschen:

„Ja, allerdings, heute! Und ich habe dem Rechtsanwalt auf seine Forderungen erklärt, daß ich mich scheiden zu lassen, weigere, daß ich, solange ich lebe, Frau Zarpen bleiben will."

„Ist denn das —" Dux sprach's mit dem Ausdruck tadelnden Mißfallens — „in Ihrem Interesse, gnädige Frau? Ich glaube verstanden zu haben, das Sie Nichts lieber wünschten, als eine Separirung —"

„Gewiß, an sich! Aber ich habe diesen Entschluß gefaßt, um meinen Mann und seine Familie möglichst tief zu verwunden."

Unerwarteter Weise entgegnete Baron von Dux hierauf Nichts, aber ein spröder Ausdruck, derselbe, welchem Dorita bei der ersten Begegnung in dem Coupé begegnet war, erschien in seinem Angesicht. Auch nahm er das Gespräch über ihre Vergangenheit nicht wieder auf, stellte andere Fragen und berührte allgemeine Gegenstände in der ernsten anregenden

Art, die seine Bildung, seine Kenntnisse und seine Weltgewandtheit verriethen.

Nach aufgehobener Tafel bat er Dorita, ihm Bilder ihrer Mutter und Geschwister zu zeigen; legte auch dafür Interesse, aber sichtlich mehr ein äußerliches an den Tag, und erst als Dorita, durch seine unpersönliche Art gereizt, selbst wieder das Gespräch auf ihre Ehe und jetzige Lage brachte, kam von Neuem stärkeres Leben in ihn. Er drang in sie, ihm Ausführlicheres zu erzählen, und als sie dem entsprach und zwar weit umfangreicher, lebhafter und rücksichtsloser, als sie gewollt, aber fortgerissen von ihrer Bedrückung und dem Drang nach Mittheilung, aber auch gereizt durch seine vorherige Unbiegsamkeit, sagte er rücksichtsvoll im Ton, doch auch in einer Weise, die verrieth, daß er durchaus nicht ganz für sie Partei nahm:

„Und Alles, was man Ihnen vorwarf, war natürlich aus der Luft gegriffen? Hm — Natürlich! Nur glaube ich, verehrteste gnädige Frau, Sie thaten nicht recht, in solcher Hast das Haus zu verlassen — Eben dadurch haben Sie sich doch Ihre Zukunft verscherzt —"

„Mag sein! Aber ich wollte es einmal so!" gab Dorita, abermals geärgert durch des Sprechenden kühles Wägen, durch die Kritik, die er zu üben wagte, schroff zurück.

Und ihre Worte noch verschärfend:

„Muß denn Alles immer in der Welt nach dem Gesichtspunkt materieller Nützlichkeit erwogen werden? Kann man sich nicht hineinversetzen in das gequälte Innere eines Menschen, das von nichts Anderem erfüllt wird, als von dem heißen Verlangen, das Unnatürliche, die Lüge abzustreifen, den Torturen der täglichen Sklaverei zu entgehen?"

„Gewiß, gewiß, gnädige Frau!" fiel Dux einlenkend ein.

„Aber, verzeihen Sie, — was haben Sie jetzt? Sie sagen selbst, daß Sie dem Nichts gegenüberstehen! Ist der Tausch, den Sie, besonders als eine Frau der gebildeten Stände, eingegangen, nicht ein allzu ungleicher, ein weit schlechterer? Sie hatten nur noch eine Weile die Lippen zusammenzubeißen und konnten dann Forderungen stellen! Jetzt gehen Sie — eine von allen Mitteln Entblößte — noch weit größeren Demüthigungen und Entsagungen, solchen, wie das Leben sie auferlegt, entgegen."

„Sie sprechen, wie Sie es verstehen, Herr von Dux! Aber es ist anders! Als ich von Westerthal fortging, lebte meine Mutter noch. Ich hatte ein Heim! — Und ich hatte noch mehr!"

Hier flammten Doritas Augen auf:

„Ich besaß die Liebe des einzigen Mannes, den ich je geliebt habe. Ich hatte den Schwur des Bruders meines Gatten, daß er mich nie verlassen werde. Und dieser selbe Mensch, dieser Schurke — belog und betrog mich, ließ, selbst nachdem meine Mutter gestorben, Nichts von sich hören — Nichts —

„Und jetzt —“ Dorita sprang empor und reckte sich und ballte die weißen Hände — „sagt er aus, ich habe unerlaubte Beziehungen zu ihm gehabt. Man fordert mein Eingeständniß, damit die Scheidung erfolgen kann.

Der Wirklichkeit entspricht es, daß er sich zu mir drängte, sich in mein Vertrauen stahl, um mich, trotz meiner Zurückhaltung, warb und zuletzt sogar mir hierher nachreiste und feierlich um meine Hand anhielt.

Nicht wahr? Nun urtheilen Sie etwas anders, Herr von Dux? Und jetzt auch zu Ihrer Frage! Natürlich habe ich Manches versehen. Ich bin ein Mensch und besitze Fehler! — Aber meine Vergehen beruhten nicht in der Unterlassung oder gar Vernachlässigung meiner Pflichten — aus letzterer konnte mir kein Vorwurf entstehen, da nicht böser Wille mich leitete, sondern die Unfähigkeit, so rasch mich gänzlich anderen unbekannten Dingen erfolgreich zuzuwenden, — in der Schwierigkeit, der Familie Geschmack abzugewinnen, auf ihre widerwärtigen Kleinlichkeiten, ihren Geiz, ihre medisanten Gespräche einzugehen, mich vor der Mutter meines Mannes wie ein unmündiges Kind zu beugen, ihr die Hände zu küssen und endlich meine durch Verbitterung über ihr eheloses Dasein und durch ihre Vereinsamung gemüthlich völlig versumpften Schwägerinnen zu umschmeicheln, ihnen Artigkeiten zu sagen und ihre Autorität anzuerkennen.

Ich schwieg allezeit oder drückte in kurzer, knapper Form meine entgegengesetzten Ansichten aus. Ferner that ich Alles, um den Verkehr zwischen uns einzuschränken, um möglichst jedem Unfrieden aus dem Wege zu gehen.

Meine Schwiegermutter ist — ich sage nicht zu viel — eine Megäre. Die Söhne, vollständig von ihr abhängig, sind solche Schwächlinge und Egoisten, daß sie Verachtung einflößen! Mit solchen Menschen vermag man nicht zu leben, wenn man selbst eine freigeborene Seele besitzt, die Welt betrachtet als einen Garten, in dem zwar Arbeits- und Pflichtaufgaben täglich zu lösen, aber auch goldene Früchte jeden Tag zu pflücken, wenn man von der Sehnsucht nach dem Wahren, Guten und Schönen erfüllt ist, wenn die Brust sich spannt in Menschenliebe und Annäherungsdrang, wenn Freude an allem edlen und fröhlichen Genießen die Seele durchzittert.

Alles haben sie in mir getödtet. Schlecht haben sie mich gemacht. Unsühnbar haben sie an mir gehandelt. — Am Ende kam noch der Schurke, verwirrte mein Herz, verließ mich in höchster Drangsal und schrie zu allerletzt sogar, zum ehrlosen Verleumder werdend, meine angebliche Schande auf die Gasse —“

Dorita hielt inne in ihrer ungeheuren Leidenschaft, und der Mann, der mit steigendem Interesse zugehört, hielt in tiefer Bewegung das Haupt gesenkt.

Und dann erhob er sich, wagte sich ihr zu nähern und sagte:

„Und was kann ich nun thun, meine liebe, verehrte, gnädige Frau? Sie sprachen vorher davon, daß ich Ihnen helfen könnte —“

„Sie haben mir schon halb geholfen, indem Sie mich anhörten. Ich erstickte schier an der Qual, die ich allein in mir herum tragen mußte. Ich fand auch Gelegenheit, heute Morgen vor dem Advocaten mein Herz auszuschütten, aber das war doch ohne die rechte Sättigung, da ich seinen kalten Augen begegnete.

Bei Ihnen, — Ihnen habe ich das Gefühl, daß Sie wirklich für das arme gemarterte Weib ein warmes Empfinden besitzen, — daß Sie mir glauben und Verständniß für mich haben —"

Unwillkürlich machte Dorita bei diesen letzten Worten eine sich ihm zuneigende Bewegung, unwillkürlich sank der Kopf zur Seite, aus dessen dunklen Augen verzehrende Thränen stromweise hervorquollen.

Und so geschah es, daß er sie für Secunden sanft umfaßte, und daß sie es litt, daß er mitleidig über ihre Schulter strich.

Als er dann aber später wieder auf die ihr von ihm zu gewährende Hülfe zu sprechen kam, wich sie aus.

Es sei nicht vonnöthen; sie habe sich zufolge der zwischen ihnen stattgehabten Unterhaltung anders besonnen.

Sie habe hinreichend von ihm empfangen, er habe ihr Theilnahme und Verständniß entgegengetragen. Das sei ebensoviel! Sie danke ihm herzlich.

Und endlich, als die Zeit allzusehr vorrückte, bat sie ihn mit einer den Mann tief rührenden Resignation und einer Weichheit und Demuth des Wesens, die ihm bewies, welchen wirklichen tieferen Werth sie besaß, wie viel in ihr schlummerte und wie viel Köstliches sie unter gerechten und glücklichen Verhältnissen ihrer Umgebung bieten würde, nunmehr aufzubrechen.

Und als er doch Einwände erheben und neue Abreden treffen wollte, bezwang sie ihn durch einen einzigen stummen Blick, durch jenen sittenreiner und wahrhaft vornehm gearteter Frauen, dem jeder Mann sich beugt. Sie bat ihn, nicht wieder zu kommen, und in tiefer Bewegung nahm er von ihr Abschied. —

* * *

Es war wenige Tage später, am Schluß der Woche, um die Spätnachmittagstunde, als Dorita, mit der Beantwortung eines wiederum von Toni eingegangenen Briefes beschäftigt, durch ein leises und dann stärkeres Klingeln aufgestört wurde und, als sie die Thür öffnete, den Juwelier vor sich sah.

Er komme, um Bericht abzustatten, um ihr eine wichtige Mittheilung zu machen, erklärte er mit einer, Dorita gleich auffallenden Beschwerung in Ton und Wesen.

Und als sie sich gegenübersaßen:

„Ich muß Ihnen leider sagen, gnädige Frau, daß fast alle Diamanten sich als — unechte — herausgestellt haben. Ich empfing eben Bericht und bin selbst auf's Höchste erschrocken.

Den Brief habe ich mitgebracht. Bitte, lesen Sie!"

Und Dorita nahm, sich stark verfärbend, was der Mann ihr bot, und als sie Alles geprüft hatte, fiel ihre Hand herab, und einen Augenblick starrte sie mit einem leeren Ausdruck vor sich hin.

„Nicht 3000 Thaler, sondern kaum 300 Thaler —" stieß sie mit zitternd erregter Stimme heraus. — „Ah! Also auch das noch —!"

Und dann sich mühsam fassend:

„Was Sie mir sagen, ist absolut zuverlässig! Herr Kroll!?

Sie würden die Diamanten für nicht mehr als 900 Mark annehmen können?"

„Nein, gnädige Frau! Für mich ist überhaupt kein Geschäft damit zu machen. Wer kauft einen Schmuck solcher Art bei uns? Er muß in Hamburg oder Frankfurt in den Handel gebracht werden. Ich müßte nunmehr noch erst anfragen, ob meine Geschäftsfreunde ihn wollen.

Wenn Sie wünschen, daß ich Schritte thue, soll's geschehen. Ich will Ihnen dann berichten. —

„Ja, — ja — ich bitte —" bestätigte Dorita fügsam und schon von Angst erfüllt, daß eine noch größere Enttäuschung folgen werde.

Und nachdem Kroll gegangen, schritt sie mit wild pochendem Herzen im Zimmer auf und ab und überlegte die Folgen dieser neuen Enttäuschung.

Nun wurden wieder all ihre Pläne über den Haufen geworfen.

Von einer Erwerbung des Geschäftes in Kiel konnte nicht mehr die Rede sein.

Sie stand nun thatsächlich nicht nur dem Nichts gegenüber, sondern die genügende Befriedigung der Gläubiger stand durchaus in Frage.

Und alle Brücken bereits abgebrochen!

Immer handelte sie doch noch zu rasch, folgte sie zu sehr den momentanen Impulsen und mußte grausam dafür büßen.

Mit dem einmal gesprochenen Ja, das sie Hermann Zarpen gegeben, hatten die Widerwärtigkeiten begonnen, und — der Fluch der unbesonnenen That gebar immer neue Schrecknisse.

Was nun thun?

Nichts! — Und doch Etwas! —

Am Morgen war eine Antwort von dem Manne, der eine Wirthschafterin und eine Gesellschafterin für seine Tochter suchte, eingegangen. Er erklärte, daß er Dorita vor den anderen Bewerberinnen den Vorzug gäbe, wenn sie auf seine Bedingungen eingehen könne.

Sie müsse sich zwei Jahre binden, dann wolle er auch das Reisegeld vergüten und das Gehalt, falls Alles nach Wunsch ausfalle, schon nach dem ersten halben Jahr um zwanzig Thaler für's Jahr erhöhen.

Ja, so war's in der Welt. Zwanzig Thaler jährlich war auch für die Gebildeten weiblichen Geschlechts schon ein erhebliches Mehr, wenn Wohnung und Nahrung geboten ward!

Plötzlich, mitten in diesen Ueberlegungen ergriff Dorita die Gedanken, daß vielleicht Harms noch nicht nach Aussicht geschrieben habe. Vielleicht konnte sie erreichen, daß der Schmuck zurückgesandt wurde, dagegen die Möbel ihr ausgeliefert wurden. Dann gestaltete sich wenigstens Alles einigermaßen, dann konnte sie abwarten, ob sich nicht eine bessere Stellung für sie fand, oder ob sie nicht, wie es noch immer ihren tieferen Plänen entsprach, nach Kiel zu gehen vermochte.

Der Zwang, zwei Jahre gebunden zu sein, drückte sie. Eine Ahnung, die sie nicht zu bannen vermochte, beherrschte sie, daß ihr dort das Gegentheil von dem werden würde, was sie ersehnte.

Zunächst einmal Ruhe, Sammlung, Ablösung von all' den fortwährenden Wirren und Sorgen.

Und doch gab sie die Idee wieder auf, weil sie vor Harms nicht als ein schwankendes Rohr erscheinen wollte, weil sie sich erinnerte, mit welcher Entschiedenheit sie ihr letztes Wort gesprochen.

Aber etwas Anderes blitzte durch ihr Gehirn.

Er, Kroll, sollte nach Aussicht fahren. Er konnte erklären, daß er Dorita den Schmuck beliehen habe und sein Geld brauche. Er konnte das Geschmeide dort um eine angemessene Summe anbieten.

Und wie gesagt, so gethan. —

Sie griff nach Hut und Mantel, sah sich noch einmal rasch in der Wohnung um und verließ dieselbe.

Aber während sie die erste Treppe hinabstieg, hörte sie Jemanden die letzte heraufkommen. Ein unwillkürliches Gefühl ließ sie in Folge dessen innehalten, ja, als das Geräusch der Schritte nicht verklang, drückte sie sich in eine unter den Stufen befindliche freie Ecke, horchte und wartete.

Und dann stieg die unbekannte Person auch zur dritten Etage empor, und wenige Augenblicke später — Dorita vermochte ihn zu erkennen, — erschien Baron von Dux vor ihren Augen.

Im wirbelnden Durcheinander ging's durch das Gehirn der jungen Frau.

Er war also nicht abgereist! Oder er war wieder zurückgekehrt? Er kam in später Stunde, um sie trotz ihres Gebotes aufzusuchen!

War's ein Wink des Schicksals? — Sollte er doch ein Helfer sein?

Ihn zog die — Leidenschaft zu ihr zurück, ihre Sprödigkeit hatte ihn — die Frau sagte es sich mit ihrer Weltklugheit — doppelt bezwungen.

Wenn sie wollte, hielt sie ihn — konnte sie selbst über ihn verfügen!

Und doch entschied sie sich anders. —

Männer!? — Nein! — Ihr ekelte! Am Ende wollten sie doch nichts Anderes, als ihre Sinne befriedigen.

So drückte sie sich noch tiefer in die Ecke und ließ ihn vorübergehen. Und als er dann oben angelangt war und klingelte, huschte sie wie ein Schatten die Treppe hinab und athmete befreit auf, als sie die Straße gewonnen.

Als sie des Goldschmieds Laden betrat, war er mit einer Kundin beschäftigt.

In Folge dessen setzte sich Dorita auf einen neben der mit Scheiben versehenen Thür stehenden Stuhl, und als die Geschäfte sich zwischen den Beiden nicht so rasch abwickelten, ergriff sie eine starke Abspannung und statt, wie bisher, dem Gespräch Jener zu folgen, richtete sie ihre Blicke auf die Gasse.

Und da — da ging Dux vorüber — und sie sah, daß er sie erkannte! Noch mehr! Er grüßte sie mit glücklicher Ueberraschung — und es war sicher — er wartete ihrer draußen. Also nun doch vergebens! Sie erlag ihrem Schicksal.

Jetzt endlich aber entfernte sich die Käuferin, und Kroll stellte sich Dorita zur Verfügung.

Nachdem sie ihm Alles gesagt, wie sie es sich ausgedacht, kniff er die dicken Lippen in dem breiten, rothen, von weißen Haaren mähnenartig umrahmten Gesicht zusammen und stieß heraus:

„Gewiß, gewiß, gnädige Frau! Aber wie nun, wenn die Familie selbst weiß, daß der Schmuck falsch ist?

Daß sie, wie Sie selbst sagen, so sehr auf der Rückgabe bestehen, ist vielleicht mehr ein schlechtes, als ein gutes Zeichen. Die Herrschaften fürchten die Entdeckung! Sie glauben nicht, wie oft derlei vorkommt! — Ich hegte deshalb kein Mißtrauen, weil Sie mir den Schmuck brachten. In der That vermag auch nur ein scharfer Kenner die unechten von den echten Steinen in diesem Geschmeide zu unterscheiden. Sie sind ausgezeichnet nachgemacht —"

Dorita schwieg betroffen. Dann aber schüttelte sie den Kopf.

Sie wollte nicht noch diese Enttäuschung erleiden. Sie wollte — weil's der letzte Rettungsanker war — das Günstige glauben! Jedenfalls bat sie Kroll, einen Versuch in Aussicht zu machen.

Er habe ja noch immer Sicherheit. Er möge ihr nach der Hafenstraße 5, wo sie in der nächsten Woche von Montag ab wohne, Nachricht geben.

Nach nochmaligem Schwanken erklärte er sich endlich bereit. Er wolle, trotzdem er dringende Arbeiten zu erledigen habe, am Montag nach Aussicht reisen und versuchen, die Sache in einem Tage abzumachen.

Nachdem Dorita ihm ihren Dank abgestattet, trat sie mit zitterndem Herzen auf die Straße. Und wirklich! Dux ging vor dem Laden auf und ab, und indem er sich ihr mit der ihm eigenen feinen Verbindlichkeit näherte und mit anschmiegenden Worten ihre Verzeihung einholte, noch

einmal vor ihr zu erscheinen, erklärte er, bereits vergeblich in ihrer Wohnung gewesen zu sein.

In Dorita vollzog sich ein schwerer Kampf, aber die durch die jüngsten Geschehnisse verstärkte Rathlosigkeit und die grenzenlose Verlassenheit ihrer Lage gaben den Ausschlag.

Es drängte sie abermals, sich auszusprechen. Dieses stete Insichzurückdämmen zerrüttete Gemüth und Nerven, hatte seelisch schon so auf sie gewirkt, daß sie sich in den schlaflosen Nachtstunden mit dem Gedanken einer Selbstbefreiung vom Leben getragen.

Und so saßen sie sich denn nach nicht allzu langer Frist wiederum einander gegenüber — diesmal ohne das damals draußen hantirende Mädchen — und wie am ersten Abend war Dorita gezwungen, des Gastes Entschuldigung einzuholen, um noch eine Vorbereitung für den Abendtisch zu treffen. Da sie Nichts im Hause hatte, mußte sie selbst forteilen, um etwas kalte Küche und eine Flasche Wein zu besorgen.

Und dabei befiel sie die unruhvolle Erinnerung, daß sie kein Geld mehr besaß; schon hatte sie überlegt, sich am folgenden Tage ein Goldstück von Harms zu holen. Aber sie wußte auch nicht einmal, ob man ihr borgen werde.

Ringsum in der Nachbarschaft war nur zu genügend bekannt, wie traurig es mit den Verhältnissen der Familie Busch bestellt war.

Und da derjenige, der kein Geld besitzt, sich die Dinge immer noch schwärzer an die Wand malt, als sie sind, ergriff Dorita, während sie schon auf der Treppe stand, neben diesem vielleicht doch ungerechtfertigten Zweifel eine nicht zu bezwingende Scheu, überhaupt einen so geringfügigen Betrag an zwei verschiedenen Stellen anschreiben zu lassen. Besser war's schon, Dux um Geld anzugehen, ihm ein Darlehn abzufordern.

Und wiederum verbot die Scham ein Eingeständniß der wirklichen Sachlage.

Einem Theilnehmenden erklären, daß man sich in Noth befindet, und ihn ersuchen, seine Theilnahme in Thaten umzusetzen, ist zweierlei!

Sie mußte sich also verstellen, sie mußte die Wahrheit umgehen.

So trat sie denn mit der Miene schelmischer Selbstbespöttelung wieder in's Zimmer und sagte:

„Meinem Mädchen gab ich Geld zum Wechseln. Ich sehe sie, da ich keinen Besuch erwartete, erst morgen früh wieder.

So muß ich Sie bitten, Herr von Dux, mir ein Goldstück anzuvertrauen —“

„Ich bitte, ich bitte — gnädige Frau —“ Er zog die Börse.

„Hier — aber ich habe auch nur einen großen Schein —“

„Dann nützt es Nichts —“

„Weshalb — Sie können mir ja ebenso gut eine große, wie eine kleine Summe zurückerstatten!

Darf ich nicht wenigstens so einmal für Sie handeln, statt bloß Worte zu machen?"

Diesen letzten Satz begleitete der Mann mit einem freimüthig gewinnenden Blick, und Dorita beendete die Komödie, die ihr selbst nur allzusehr widerstand, nahm den Kassenschein von 100 Mark und eilte die Treppe hinab.

Aber während sie dann fort war, streifte auch der Mann die vorgesteckte Maske cavaliermäßiger Zuvorkommenheit ab und hielt ein Zwiegespräch mit seinem Ich.

Die Leidenschaft hatte ihn wieder hergeführt, — ein Gemisch von Leidenschaft und ein Mitgefühl für die Lage der Verlassenen.

Aber eben dieser Zwischenfall, den er nicht nach Doritas Worten, sondern so auslegte, wie er sich wirklich verhielt, wirkte solchergestalt auf seine Vorstellungen, daß ihn plötzlich eine nicht abzustreifende Nüchternheit ergriff. War — so fragte er sich — die Frau nicht etwa doch nur eine Abenteurerin? Nein! Er hielt sie nicht für eine solche, aber in jedem Fall war's eine große Thorheit, sich in Verhältnisse zu drängen, denen Andere mit aller Vorsicht aus dem Wege gehen würden.

Ja, in diesem Augenblick erfaßte ihn sogar der Gedanke, ohne irgend eine Vertiefung der Beziehungen anzustreben, lediglich mit Dorita die Stunde oberflächlich zu verplaudern und unter Verzicht auf die hundert Mark, die er ihr eben gegeben, und die er als ein Entgelt für die Gastfreundschaft betrachten würde, ihr für alle Zeiten den Rücken zu kehren.

Ueber tausend Magnete verfügt der Mensch, von dem die Welt glaubt, daß er Etwas besitzt, und Zweifel und Feigheit über Feigheit blähen sich auf in der Brust der Menschen, wenn sie ihre Brüder und Schwestern in Noth, Elend und Verlassenheit sehen.

Ja, es giebt häufig nicht so viele Steine auf der Gasse, mit denen sie denjenigen anklagend bewerfen möchten, welchen Temperament oder Schicksalsfügung in's Unglück brachte.

Und eben ein solcher Weltmensch war Dux, nicht schlechter, als irgend ein Anderer, sogar wohl ein Mensch von weicherem Gemüth, von größerem Geschmack und von größerer Schätzung menschlicher Eigenart, als die Meisten, aber zu schwach, der ihm durch Erziehung und Lebensverwöhnung eingeprägten Vorurtheile Herr zu werden, ohne einen gewissen, wenn auch von ihm selbst geschaffenen Nimbus, an abweichende Lebensverhältnisse heranzugehen.

Und mitten unter solchem Hin und Her seiner Gedanken kehrte dann Dorita zurück, deckte den Tisch, bat ihn, Etwas von ihrem einstigen fröhlichen Uebermuth zurückgewinnend, gar, ihr behilflich zu sein, und nahm endlich, wie jüngst, ihm gegenüber Platz und reichte ihm eine Tasse Thee.

Und er, doch nun wiederum von dem Reiz ihres Wesens bezwungen, gab sich mit großer, fortreißender Liebenswürdigkeit, warb um sie durch Blicke und Worte, vergaß völlig seine Entschlüsse und gab sich lediglich dem

Rausch hin, allmählich zu erobern und damit jene Eitelkeit zu befriedigen, die sich mit der Eroberungslust verbindet.

Immer fragte er wieder nach den Beziehungen zu Leo, und als sie sich dann überwand, ihm Alles so zu erzählen, wie es wirklich gewesen, als sie — gegenüber der Entstellung und Lüge von der anderen Seite, dazu heiß gedrängt — die Hand erhob und sagte:

„Ich schwöre vor dem Höchsten und Heiligsten, bei dem Andenken an meine theure Mutter und meinen edlen Vater, daß es die reinste Wahrheit ist —“ glaubte er ihr und fiel immer tiefer in die Maschen des Netzes, aus dem er sich hatte lösen wollen.

Und in der Erregung, alle Zurückhaltung bei Seite setzend, schloß die junge Frau:

„Die Welt hat sich mit meiner Flucht von Westerthal öffentlich beschäftigt, in der Stadt kennt man meine und meiner Geschwister desolate Lage. Geschieden kann ich nur werden, wenn ich eine Lüge spreche, die meine Ehre als Frau preisgiebt, einen neuen Lebensweg einzuschlagen, wird mir um so schwerer werden, als man meine Vergangenheit herbeizieht und mir natürlich die Schuld beimißt — Was kann ein solches armes Geschöpf Anderes thun, als —“

In diesem Augenblick ward kräftig draußen geklingelt, und Dorita schrak zusammen und hielt inne.

„So spät? Wer kann's sein?“ hauchte sie betroffen.

„Ich bitte, Herr von Dux, verhalten Sie sich ruhig. Ich will nicht öffnen. Ich kann doch Niemanden jetzt empfangen —“

Sie horchte, sie horchten Beide.

Nun abermals Ziehen an der Glocke.

„Ist's vielleicht Ihr Mädchen, gnädige Frau?“

„Nein, in keinem Fall! Ich wüßte Niemanden, der so spät noch Etwas von mir wollen könnte —“

„Vielleicht eine Botschaft von Ihrer Fräulein Schwester? — Ein Telegramm? Sie sagten, daß Ihr Fräulein Schwester Toni vielleicht plötzlich zurückkehren könne!

Dorita fuhr zusammen. „Hm, das wäre möglich —

Toni! — Aber ich möchte auch nicht, daß diese Sie hier anträfe —

Ich möchte doch vermeiden, daß irgend Jemand Sie hier bei mir findet, findet um eine solche Stunde —“

Nun nochmals und nochmals Klingeln.

Und dann: Es mochte sein, wie es wolle, Dorita ging fort, um zu öffnen.

Sie würde schon die Mittel finden, Ungelegene vom Eintritt zurückzuhalten, ihre Schwester über den Besuch von Dux zu verständigen.

Und dann — beleuchtet von der noch auf der Treppe brennenden Lampe — erschien vor ihren Blicken Leo Zarpen, und die schier in den Knieen Wankende hauchte in eisigem Ton:

„Was wünschen Sie — Ich bin für Sie nicht zu sprechen —“

Aber schon war der Mann, das Aeußerste wagend, durch die Thürspalte geschlüpft, hatte sich ihr mit demüthiger Miene genähert und sprach, Alles, was er an geschmeidiger Verführungskunst besaß, zusammennehmend, auf sie ein.

Dorita überlegte. Sollte sie um Hülfe rufen, Dux um Beistand bitten?

Aber der schmächtige Dux! Und in solchem Falle das sichere Preisgeben ihres Rufes als ehrbare Frau, und zumal vor diesem Leo!

Nein, es blieb nur ein Mittel!

Sie gab seinen inständigen Bitten nach und hörte ihn in dem dem Flur gegenüber befindlichen Sterbezimmer ihrer Mutter an. Er erklärte, daß er sie nur für kurze Zeit sprechen wolle, um zunächst alle Mißverständnisse aufzuklären, daß dann alles Weitere ihrer Entscheidung anheim fallen solle.

Er beschwöre sie bei der Liebe, die sie einst für ihn empfunden, daß sie ihm wenigstens das nicht abschlagen möge.

So ergriff sie denn die auf dem Flur stehende Lampe und schritt ihm voran.

„Nun?“ wollte sie anheben, und ihre Gestalt schwankte, und die Zähne schlugen zusammen. Aber schon war er neben ihr, hatte sie umklammert und kam ihr zuvor.

„Dorita, meine Dorita, bin ich Dir denn gar Nichts mehr?“

„Zurück!“ schrie die Frau, riß sich von dem Manne los und faßte die Klinke der nach dem Wohngemach führenden Thür.

„Noch eine solche Zudringlichkeit, Herr Zarpen, und ich rufe den Hauswirth zu Hilfe.

Sprechen Sie, was Sie zu sagen wünschen, in einer Entfernung und Zurückhaltung, die Sie einer Dame gegenüber zu beobachten haben!

Und ich bitte! Ich habe Eile! Ich wünsche, nicht in so später Stunde Besuche zu empfangen!“

„Ich muß weit ausholen, theure Dorita, um Dir Alles auseinanderzusetzen. Es ist das nicht in wenigen Momenten geschehen —

Ich bitte Dich, setze Dich mir gegenüber, gieb Zeit, wirf den Zorn ab, höre mich ruhig an. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich an's Ende gelangt bin, nicht ich eine Vergebung nachsuchen muß, sondern Du mir diese schroffe Begegnung abbitten wirst —“

Und dann die junge Frau:

„Nein, ich will nichts Ausführliches hören. Aber ich will, mich an die Thatsachen haltend, fragen:

„Haben Sie sich nach dem Tode meiner Mutter bei mir sehen lassen? Nein!

Haben Sie erklärt, ich sei zu Ihnen in ein sträfliches Verhältniß getreten? Ja!

Letzteres ist eine so empörende Verleumdung, daß ich Ihnen, stände

mir jetzt eine Waffe zur Verfügung, das Blei in die Stirn schießen würde. Ersteres ist ein solcher Treubuch der Freundschaft, eine solche ungeheure Feigheit, daß mir vor Ihnen ekelt! Also sparen Sie sich alle Worte, es bleiben Worte. Ihre Thaten sprechen, und durch Ihre Thaten haben Sie sich für alle Zeiten selbst gebrandmarkt. Und nun, ich bitte, mein Herr, entfernen Sie sich, ich werde Sie nicht zum zweiten Mal darum ersuchen, sondern im Weigerungsfall ausführen, was ich vorhin verhieß."

Aber Leo Zarpen ging nicht. Er erhob sich, und indem er den Arm emporstreckte, sagte er:

„Du ließest mich doch eintreten, um mich anzuhören. Und ich, ich schwöre Dir, daß ich mich zu rechtfertigen vermag, wenn es geschieht. Ich wurde ein Opfer der Umstände — glaube es, Dorita! Und wenn ich behaupte, uns habe ein geheimes Band verbunden, so sprach ich diese Wahrheit — es ist doch Wahrheit — nur, weil ich Dir die Wege zu einer Scheidung mit meinem Bruder ebnen wollte!"

„Nun, und wenn's geschehen, was sollte dann werden, mein Herr? Meinten Sie, da Sie darauf anspielten, daß Sie mich umstrickten und mir die Ehe verhießen — daß ich jemals mich mit einem Menschen verbinden könnte, der es über's Herz zu bringen vermochte, die Frau seiner Liebe unter solchen Umständen nicht allein im Stich zu lassen, sondern einen solchen unerhörten Vertrauensbruch zu üben! Nie durften Sie eine solche Aussage ohne meine Zustimmung machen, ich aber hätte zu einer solchen niemals meine Einwilligung gegeben!

Ich will Ihnen Alles sagen, was Sie mir erklären wollen.

Als Sie nach Aussicht zurückkehrten, umgirrte Sie erst die intrigante Therese, die sich schon mir gegenüber verrieth, und Sie ließen sich — zum Ekel eitel, wie die meisten Männer — umspannen, doppelt umspannen, da sie plötzlich eine brillante Partie geworden! Dann erklärte Ihre Frau Mama, daß sie Sie enterben werde, wenn Sie auf Ihrem Drittel bestehen würden, und die Unmöglichkeit stieg vor Ihnen auf, eine Frau zu Ihrem Weibe zu machen, welche die Familie die fromme Milde besaß, eine Dirne zu schelten. Ich habe auch ein Schreiben Ihrer Schwester, ein Musterstück von Unverschämtheit und Gemeinheit.

Gut, aber lassen wir das Alles so! Sie sind eben keinen Pfifferling besser, als die Durchschnittssorte der sogenannten Cavaliere. Mein Herz hätte zwar in Wehen geschmerzt, wenn Sie mir erklärt hätten, Sie seien eben wie die Anderen, Sie vermöchten nicht über Ihren Schatten zu springen, doch ich hätte mich, Ihre Ehrlichkeit achtend, gefügt! Aber daß Sie eine solche erbärmliche Feigheit an den Tag legten, nicht ein einziges Mal, wenn auch nur schriftlich, von sich hören ließen — Sie vermieden es natürlich, weil Sie mir auch nicht die geringste Waffe gegen sich in die Hand geben wollten! — überschreitet doch wohl die Grenzen dessen, was selbst die Präsidenten der Gefühl- und Gewissenlosigkeit bisher verübten.

Und jetzt kommen Sie nur, weil ich nicht Frau Zarpen bleiben soll, weil Ihre Familie dadurch geschändet wird! Deshalb erscheinen Sie, deshalb wollen Sie mich mit schönen Worten umstricken!

Ich aber erkläre Ihnen, daß ich auf meinem Entschluß bestehe, oder mich tödte!

So! Nun denke ich — sind wir mit einander fertig, umso unzweifelhafter fertig, da die Thatsachen durch keinen Entschuldigungsgrund anders werden!

Und Sie sehen, ein Gott kann nicht tiefer in das Innere seiner Geschöpfe blicken, als wie ich Ihre und Ihrer Frauen grenzenlose Erbärmlichkeit durchschaue."

Und als der von der Wahrheit Betroffene und deshalb zitternd und bleich vor Erregung und zorniger Leidenschaft dastehende Mann noch einmal anheben wollte, riß sie die Thür auf, war im Nu im Wohnzimmer und rief, nachdem sie den Schlüssel abgedreht und auch in solcher Weise blitzschnell die Thür dieses vom Flur zu erreichenden, eben von ihr betretenen Gemachs geschlossen, ihm ein:

„Werden Sie gehen, oder soll ich ein Fenster aufreißen und von der Gasse Beistand rufen?" von drinnen zu. Erst geschah nichts. Noch schien er zu überlegen.

Endlich aber hörte sie, daß er den Flur betrat und daß die Etagenthür geöffnet und zugedrückt wurde. Ein langer Laut der Erlösung ging aus ihrer Brust, und indem sie dem auf ihre stumme Bitte auch jetzt noch ruhig sich verhaltenden Dux einen Blick der Befriedigung, aber auch einen solchen sanfter Ermunterung zuwarf, griff sie nach einer Lampe, öffnete die Thür und trat, von ihm begleitet, auf den Flur. Sie wollte zur besseren Sicherheit die Etagenthür mit einem Schlüssel abschließen.

Aber eben das war ihr Verderben!

Aus dem Dunkel schoß der Mann, der sie durch das Geräusch des Entfernens nur hatte täuschen wollen, jählings wieder empor, und indem er der entsetzten Frau ein rachsüchtiges: „Ah! Das ist also Deine Tugend und deshalb Deine Entrüstung — —!" entgegenrief, faßte er die Klinke und entwich, ehe sie überhaupt zur Besinnung zu gelangen vermochte.

* * *

Dorita und Baron von Dux waren an diesem Abend noch eine zeitlang beisammen geblieben. Das Unerwartete, das geschehen, drängte Beide nur zu sehr nach Mittheilung, und ohne Rückhalt erzählte Dorita Alles, was Dux nicht als unfreiwilliger Zeuge selbst von dem Gespräch zwischen ihr und Leo vernommen hatte. Und daran hatten sich dann Erörterungen über Doritas Zukunft geknüpft, bei denen die junge Frau besonders die Kieler Pläne in den Vordergrund gestellt und ihren Worten

einen Inhalt verliehen, der dem Gast die Förderung solcher nahe gelegt hatte.

Aber sie fand Dux, wenn auch in der Form äußerst zuvorkommend, in der Sache durchaus nicht entgegenkommend.

Ohne Capital und genügende Kenntniß des Geschäftes ein solches zu übernehmen, sei — betonte er — mehr als gewagt. Wenn sie viel Glück habe, werde sie höchstens nach Jahren zu einer bescheidenen Existenz gelangen. Und Concurrenz und Krankheit könne auch diese Berechnungen über den Haufen werfen. Auch passe derartige Thätigkeit doch eben nicht für sie, die gebildete Frau von Stande.

Und Dorita hatte mit verschlossenen Mienen zugehört und ihr Theil gedacht. Nicht an sie, sondern an sich selbst hatte er seine Worte gerichtet! In seinem heftigen Abrathen erblickte sie, abgesehen von der ihr einen genauen Einblick in sein Inneres gewährenden Unfähigkeit, die ihm anhängenden Vorurtheile abzustreifen, die Einleitung zu seinem Entschluß, ihr auf ihr Gesuch um Geldhilfe überhaupt einen abschlägigen Bescheid zu ertheilen.

Und weil sie ihn durchschaute, sank auch sogleich das Barometer des bisher für ihn empfundenen Interesses völlig herab, ja, sie ergriff, entsprechend ihrer Veranlagung, sich mit halben Dingen nicht abzugeben, den Entschluß, den ihr gegenübersitzenden Mann ebenso entschieden abzuthun, wie vordem den Anderen.

Was hatte sie von ihm, wenn er kein Förderer und als solcher kein Mann der That sein wollte? Sie konnte sich durch einen Verkehr mit ihm nur noch stärker bloßstellen, als es bereits geschehen war. Sie sah ihn fortan nur als ein lästiges Anhängsel an.

Was wollte er?

Ihre Pikanterie fesselte ihn; seine Sinne, nicht sein Herz zogen ihn zu ihr.

Um aber nicht ohne nochmalige Prüfung zu handeln, sagte sie:

„Wir wollen, mit Ihrer Erlaubniß, einmal zwischen uns Klarheit herbeiführen, Herr von Dux.

Als Sie jüngst bei mir waren, äußerte ich, daß ich Sie um Ihre Hilfe bitten möchte. Die Sachlage war dann aber später eine solche, daß ich deren nicht bedurfte.

Heute ist dies nun anders.

Ich bin trotz Ihres Abrathens entschlossen, zunächst wenigstens danach zu streben, mir eine Existenz in Kiel zu gestalten.

Gestatten Sie mir also die Frage, ob Sie geneigt wären, mir ein Capital für diesen Zweck vorzuschießen?

Der Zufall hat uns zusammengeführt. Sie erklären fortdauernd Ihr Interesse für mich. Da liegt's also nahe, Sie um Ihren Beistand zu bitten.

Freilich, Jemanden um Geld angehen heißt meist die Freundschaft einbüßen. Aber ich muß es doch wagen. Also, ich bitte, würden Sie wollen und können? Mit einigen tausend Mark kann ich die Sache so in Scene setzen, daß ich nach menschlichen Voraussetzungen reüssire —"

„Wollen! Ja, — gnädige Frau, obschon ich Ihnen meine Bedenken aussprach! Aber mit dem Können ist es anders, obschon Sie es mir kaum glauben werden.

Ich bin leider völlig abhängig von meinem Vater. Ich befinde mich in einem ähnlichen Verhältniß wie Ihr Herr Gemahl und Ihr Herr Schwager, ich verfüge selbst über kein eigenes Vermögen —"

„Und wenn Sie heirathen würden —" fiel Dorita kalt und mit einem Ausdruck in den Zügen ein, der hinreichend verrieth, was in ihr vorging.

„Sie meinen, gnädige Frau —?"

„Ich meine, wenn Sie heute in solcher Weise sich selbstständig machen wollten, würde Ihnen Ihr Herr Papa die Mittel dazu verweigern —?"

„Gewiß nicht, gnädige Frau. Aber das ist doch etwas ganz Anderes —"

„Natürlich!" — bestätigte Dorita. „Da kommt's eben Ihnen zu Gute!"

Und dann mit frostiger Gleichgiltigkeit:

„Also reden wir nicht mehr über die Sache. Aber —" hier sah sie nach der Uhr und legte eine kühle Entschiedenheit an den Tag — „etwas Anderes, Herr Baron.

Es ist sehr spät geworden — Ich bitte, mich zurückziehen zu dürfen. Und da wir uns also zum letzten Mal gesehen haben: möge es Ihnen wohl gehen!"

Bei diesen Worten erhob sie sich und legte durch Haltung und Mienen an den Tag, daß sie seine Entfernung wünschte. Jede Freundlichkeit und Güte waren von ihr gewichen. Sie zeigte ihr vereistes Herz, sie zeigte, daß sie mit ihm fertig war für alle Zeiten.

„Ah, Sie zürnen, meine gnädige Frau! Es thut mir sehr weh —" stieß Dux, stark berührt, heraus.

„Ich bitte, lassen Sie uns nicht so auseinandergehen. Vielleicht findet sich ein anderer Weg, eine andere Form, Ihnen doch dienlich zu sein!

Ich bitte, versetzen Sie sich in meine Lage. Sie sehen mich an als einen der tausend Dutzend-Menschen, die wohl empfangen, aber nicht geben wollen. Aber wenn nun wirklich das Unvermögen vorhanden ist! Es besteht, glauben Sie es! Ich wüßte wirklich nicht, was ich meinem Vater sagen sollte. — Wie viel meinen Sie denn, daß Sie brauchen würden? Sehen Sie, wenn es sich um eine monatliche Zuwendung handeln würde, und wenn ich hoffen dürfte, nicht ganz von Ihrer Schwelle gewiesen zu werden, ließe sich ja —"

Aber der Mann gelangte nicht weiter, weil die Frau das während seiner Rede gesenkte Haupt rasch erhob und ihn mit einem Blick stolzer Zurückweisung anblickte.

Und dann fügte sie in Worten hinzu:

„Sie sind das, was ich im Grunde vermuthete und weshalb ich schon jüngst mich beschied, von Ihnen Hilfe zu erbitten, Herr von Dux. Ich bin deshalb nicht allzusehr enttäuscht. Ich danke auch jetzt! Ich wünsche auch keinerlei Zuvorkommenheiten von Ihnen — sie mögen einen Namen haben, welchen Sie wollen.

Daß hinter Ihren letzten Worten nicht gar unlautre Dinge sich verbergen, will ich hoffen. Sie waren wohl nur ungeschickt in der Form —"

Nach diesem Schluß wandte sie sich, kurz den Kopf neigend, zu ihrem Schreibtisch und nahm den von ihr vordem benutzten und dorthin gelegten Etagenschlüssel an sich.

Er aber war blitzschnell an ihrer Seite.

Gerade dieses völlig veränderte Wesen, diese Gleichgiltigkeit, diese Entschiedenheit bei aller Lebensnoth, packten den Mann und rissen ihn unwiderstehlich zu ihr.

Selbstgefühl und Eitelkeit ergriffen ihn gleichzeitig. Nichts flößt dem Schwachen eine größere Achtung ein, als Kraft und fester Wille.

Er wollte anders vor ihr erscheinen! Sie sollte an ihn glauben, sie sollte sich in ihrem Urtheil über ihn irren.

Und sie würde jetzt Alles von ihm erlangt haben, wenn sie seinen Bitten nachgegeben, wenn sie ihm nur einmal wieder jenes verführerische Lächeln gespendet hätte, das sie so hinreißend machte.

Aber in ihr war Alles todt.

Er war ihr widerwärtig. Wo ein Wille, so urtheilte sie, da war ein Weg, besonders für einen Mann in seiner Lage. Aber er war ein Schwächling.

Sie hatte auch keinen anderen Gedanken mehr, als sich seiner zu entledigen.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr von Dux, was ich Ihnen sagte. Wir passen durchaus nicht zu einander. Die Probe, die ich machte, haben Sie nicht bestanden. Ich erkläre ehrlich: Ich empfinde Nichts mehr für Sie, gar Nichts —!

Und so bitte ich nicht nur, — ich muß die Forderung stellen, daß Sie nunmehr aufbrechen. Meine Kräfte sind am Ende. Nur mühsam habe ich mich nach der Scene vorhin aufrecht erhalten. Ich wollte Ihnen den Abend nicht ganz verderben!"

Und das gab dann dem Manne den Rest. Plötzlich erschienen leidenschaftliche Feuer in seinen Augen, etwas unheimlich Verlangendes gelangte in seinem ganzen Wesen zum Ausdruck, und unter den Worten:

„Ach, süßes, unvergleichliches Weib, habe doch Mitleid mit mir! Du weißt ja, welchen Brand Du in mir angefacht. Ich sterbe ohne Dich! Habe

Erbarmen!" fiel er vor ihr nieder, umfaßte ihre Glieder und stöhnte in Liebesqual.

„Werden Sie mein, Dorita! Lösen Sie den Bund mit Ihrem Gatten! Ich will Ihnen helfen mit Allem, was ich kann und habe.

Versetzen Sie sich mit Ihrem Gerechtigkeitssinn in meine Lage —" immer noch fuhr er fort, obschon sie ihren Körper mit einer ihren Ekel verrathenden Kraft und Entschlossenheit von ihm befreit hatte.

„Ich mußte Sie doch erst prüfen. Wir trafen uns auf der Reise. Sie waren mir eine ganz Fremde. Sie konnten eben so gut eine Abenteuerin sein. Was geschieht nicht Alles täglich in der Welt! Ich habe Vieles mit Frauen erlebt, nicht das Beste —

Auch schwöre ich Ihnen nochmals, daß ich nicht unabhängig bin. Ich bestehe schon starke Kämpfe mit meinem Vater, weil ich aus dem Staatsdienst ausgetreten bin. Seine Eitelkeit ist verletzt. Er ist ein starrer Aristokrat, zudem voll Ehrgeiz und an Aeußerlichkeiten hängend. Ich würde den größten Widerstand finden, wenn ich ihm mit all den Dingen kommen würde, in denen Sie, theure Frau, verwickelt sind, und sich gar noch verwickeln wollen! Deshalb bat ich auch, daß Sie wenigstens von den Kieler Plänen abstehen möchten. Ich wollte mit Ihnen überlegen, wie Alles in anderer Weise zu gestalten.

Und meinen harmlosen letzten Worten haben Sie einen Sinn untergelegt, der mit meinen Gedanken nicht die geringste Gemeinschaft hatte. Ich schwöre —"

„Nein! Schwören Sie nicht, Herr von Dux. Fügen Sie nicht der Selbstbeschönigung noch das hinzu. Ich sehe in Ihr Inneres mit einer unzweifelhaften Klarheit.

Sie möchten und möchten wieder nicht. Unfähig, sich über einen Charakter klar zu machen, schon deshalb, weil sie selbst unklar in sich, weil Sie eine von Eindrücken abhängige Künstlernatur sind, schwanken Sie und werden immer schwanken. Man glaubt, Sie zu haben, und Sie entwischen.

Sie sind eine Fortsetzung des Mannes, den ich eben verließ, und ich habe genug davon.

Nicht um eine Idee, nicht um eine Ueberzeugung, um einen Besitz wollen Sie ein Streiter sein, sondern es soll Ihnen Alles in den Schooß fallen.

Immer ist die Ueberlegung: Was kommt danach und: „Gefällt's den Großen mit ihrer gesellschaftlichen Ueberhebung und ihrem aristokratischen Dünkel." Und deshalb nochmals, nochmals und zum letzten Mal:

Ich will nicht Ihre Freundin sein, Herr von Dux, und noch weniger Ihre Frau, und wenn Sie mir Millionen zu Füßen legen, ja, wenn Sie selbst die Mittel mir zur Verfügung stellten, durch die ich das Gesindel in Westerthal sicher verderben könnte, selbst um diesen Preis nicht.

Gehen Sie, ich bitte, ich beschwöre Sie. Bringen Sie mich nicht

abermals in die Lage, das Verlangen zu stellen. Ich zürne Ihnen nicht, ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Ich halte Sie, abgesehen von dem, was ich als Mangel an Ihnen empfinde, für eine anständige Natur. Ich werde auch des Guten eingedenk bleiben, was Sie mir erwiesen. Unsere Wege aber gehen auseinander!" —

Dux machte nach diesen ihn vernichtenden Worten noch eine Bewegung, Dorita zu umklammern. Leidenschaftlich flehentliche Blicke drangen aus seinen Augen. Je härter sie ihm begegnete, desto wilder schwoll's in ihm auf, desto stärker wurde seine Leidenschaft.

Sie aber trat auf den Flur, öffnete, obschon ihr bangte, Leo noch draußen zu finden, die Etagenthür, wartete mit ausdrucksloser Miene, bis der Mann sich mit seinem Ueberzieher bekleidet hatte, und entließ ihn, gezwungen besänftigt den heftigen Druck seiner Hand erwidernd, seiner Erregung nicht achtend, wenige Secunden später.

„Adieu! Adieu! Möge es Ihnen gut gehen! Leben Sie wohl!" Das waren ihre letzten Worte.

Und ein, von einem tiefen Athemholen begleitetes: „Gott sei gelobt!" drang über ihre Lippen, als sie in's Zimmer zurücktrat.

Und: „Nun denn nicht, Madonna! Es giebt ja Andere in der Welt —" murmelte Dux, während er sich die dunkle Treppe hinabtastete. Schon als er auf die Straße trat, beglückwünschte er sich wegen seines Glückes.

Die Sinne waren bereits zur Ruhe gelangt. Mit der Flucht der Leidenschaft hatte ihn nicht nur die alte Nüchternheit ergriffen, sondern es regte sich sogar eine starke Auflehnung gegen die in ihm, welche ihm so rücksichtslos den Spiegel seiner selbst vorgehalten hatte.

Nein! Nein! Es war entschieden besser so.

Wie nun? Wenn er als der Verlobte einer solchen heruntergekommenen Person die Stufen herabgestolpert wäre!

Vorbei! Ein anderes Bild! Sie hatte vielleicht Recht, er aber hatte ganz Recht! —

(Schluß folgt.)

Die Malaien und ihre Litteratur.

Eine culturhistorische Skizze.

Von

Gertrud Danne.

— Jena. —

Die Malaien! Wer kennt dieses ferne Naturvolk, wer hat je von ihrer Litteratur reden hören? Haben die Malaien überhaupt eine Litteratur, fragt mit Recht der Laie, der Nichtgelehrte. Sind sie nicht ein wildes, in Stumpfheit und Aberglauben lebendes Naturvolk, dessen Geist jeder höheren Einsicht, dessen Gemüth jeder feineren Empfindung unfähig ist? Ich möchte das Gegentheil beweisen und hoffe, daß es mir gelingen wird. Denn jenes ferne Volk, das ich in seinem eignen Lande kennen lernte und dessen Leben und Treiben ich während dreier Jahre beobachtete und studirte, ist mir wahrlich an's Herz gewachsen, und es hat sich mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß der Mensch nicht die so hoch gepriesene europäische Civilisation nöthig hat, um sittlich hoch zu stehen. —

Wenn ich hier von Malaien spreche, meine ich natürlich damit nicht die Menge von Volksstämmen, die, zur malaiischen Rasse gehörend, über den größten Theil der asiatischen Inseln verbreitet sind, sondern die eigentlichen Malaien, jenes Volk, das die malaiische Sprache spricht. Die Insel Sumatra scheint man für das Vaterland der Malaien zu halten. Nach ihrer eignen Ueberlieferung sollen sie von Menschen abstammen, die zur Zeit der Sintfluth aus Noahs Arche an der Ostküste Sumatras gelandet und sich dort niedergelassen haben, und es ist in der That nicht unwahrscheinlich, daß, zu welcher Zeit diese sagenhafte Landung auch stattgefunden haben mag, der größte Theil der Insel noch unbewohnt war. Auch als sie in das Innere eindrangen und dort das Reich Menang-Karabaw gründeten, scheinen

sie auf keinen Widerstand gestoßen zu sein. Der Name Menang-Karabaw ist aber späteren Ursprungs, der Ueberlieferung gemäß erzählt man sich darüber Folgendes: Ein Fürst von Java, der das Land der Malaien erobern wollte, entsandte eine Expedition dorthin, die den Malaien vorschlug, zwei Büffel (karabaw) mit einander kämpfen zu lassen unter der Bedingung daß dasjenige Volk, dessen Büffel siegte (menang), als Ueberwinder gelten solle und das andere sich ihm unterwerfen müsse. Die Javanen hatten zu diesem Zweck einen starken Büffel mitgenommen, der jedoch dem der Malaien unterliegen mußte. Seitdem trägt der Platz, wo das Gefecht stattfand, den Namen Menang-Karabaw, „Sieg des Büffels".

Nicht sehr lange Zeit sollten sich die Malaien in Ruhe ihres Besitzes erfreuen. Bereits in einer Zeit, über welche selbst die Ueberlieferung keine bestimmten Angaben macht, fielen die Hindus und später die Hindu-Javanen in Mittel-Sumatra ein. Letztere entwickelten dort eine solche Macht, daß sie sich die Malaien unterworfen und sie zum Theil von ihren Wohnsitzen vertrieben zu haben scheinen. Lange Zeit hat sich die Hindu-Herrschaft auf Sumatra behauptet; noch kann man ihre Spuren verfolgen in vorhandenen Monumenten und in dem Einfluß, den die Hindus auf die Bildung der Malaien ausgeübt haben. Die Geschichte der Malaien aber ist noch in tiefes Dunkel gehüllt, das sich erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts lichtet. Im Jahre 1160 verließ eine große Anzahl Malaien Sumatra, sei es in Folge der fremden Herrschaft, sei es, weil sie sich bei ihrer zunehmenden Vermehrung nach Norden zu, wo sie gegen die Battas stießen, nicht ausbreiten konnten. Unter Anführung von König Sri Tri Buana steuerten diese Pioniere von Palembang längs der Küste nordwärts bis zur Mündung des Indragiri und setzten von dort nach der Halbinsel Malakka über, an deren südöstlicher Spitze sie sich festsetzten. Es scheint, daß sie jetzt zuerst den Namen Malaien „orang melayn", „Schwärmer", der früher als Volksname nicht vorkommt, angenommen haben, während sie bis dahin nur unter dem Namen „orang di bawa anggin", das Volk unter dem Winde, oder Volk des Ostens, bekannt waren. Hier an der Süd-spitze von Malakka gründeten sie auf einer kleinen Insel die Stadt Singa-pura, von wo sie aber später wieder von den Hindu-Javanen vertrieben wurden.

An der Westküste der Halbinsel entlang nach Norden ziehend, bauten sie eine neue Stadt, die sie Malakka nannten nach einer Baumart, die es dort in größeren Mengen giebt. Die Macht der Malaien nahm zu, ihre Grenzen breiteten sich mehr und mehr aus, und die ganze Halbinsel führte bald den Namen „tana melayn", Land der Malaien. Um die Hälfte des 13. Jahrhunderts nahm ein König, Radja Tengga, den Islam an, und seitdem führen die malaiischen Fürsten den Titel eines Sultans. Schon früher waren die Malaien mit anderen, selbst mit fernen Völkern, durch den Handel in Berührung gekommen, ohne daß diese Einfluß auf

ihren Gottesdienst gewonnen hätten. Später jedoch lockte ihre zunehmende Wohlfahrt die Fremdlinge und darunter auch die Araber, in nähere Beziehungen mit ihnen zu treten. Durch diese eifrigen Bekenner und Vorsteher der muhamedanischen Lehre wurden die Malaien mit ihr vertraut, und bald bekannte sich der größte Theil derselben zum neuen Gottesdienst.

Das blühende Reich der Malaien auf Malakka war später vielerlei feindlichen Einfällen ausgesetzt. Von ihren Herrschersitzen durch Siamesen, Portugiesen und zuletzt von den Niederländern, denen sie sich feindlich gegenüberstellten, vertrieben, büßten sie ihren Einfluß mehr und mehr ein, und innere Uneinigkeiten zerrütteten ihre Macht. Auch die Malaien, die bei der Völkerwanderung 1160 in ihrem Vaterlande zurückblieben, haben ihre frühere Macht verloren. Nachdem die Hindu-Javanen-Herrschaft auf Sumatra aufgehört, blieb Menang-Karabaw der mächtigste Staat. Später jedoch hat der berühmte Padri-Krieg, der 25 Jahre lang auf der Westküste wüthete, und die Herrschaft der Europäer auch das Reich von Menang-Karabaw verschwinden lassen und der Unabhängigkeit der Malaien auch auf Sumatra ein Ende gemacht.

Die malaiische Sprache, „**bahâssa melâyn**“ genannt, ist ein Zweig des großen malaiischen Sprachstammes, der sich über die meisten Inseln des indischen Archipels ausbreitet. Daß sie in ihrer Jugend und so, wie sie wahrscheinlich von den ersten Malaien auf Sumatra gesprochen wurde, sehr arm war und nur Namen für stoffliche Gegenstände und sinnliche Empfindungen und Bedürfnisse besaß, während ihr Ausdrücke für abstracte Begriffe ganz fehlten, war eine Erscheinung, die sie mit allen noch nicht entwickelten Sprachen gemein hatte, und eine natürliche Folge von dem noch ebenso unentwickelten Zustand des Volkes, das sie sprach.

Eine größere Vervollkommnung und Ausbreitung der Sprache wurde erst durch eine zunehmende Bildung des Volkes möglich, indem dieses mit anderen Nationen durch den Handel oder anderweitig in Berührung kam. Und dieser fremde Einfluß ließ nicht lange auf sich warten. Schon früh machte sich die Hindu-Cultur auf Sumatra geltend, und das Malaiische wurde durch viele Sanskrit-Worte bereichert. Während verschiedener Jahrhunderte hat der Einfluß der Hindus auf die Malaien gewirkt, ihnen haben sie hauptsächlich ihre Bildung und die Bereicherung ihrer Sprache zu danken. Eine andere Sprache, die auf die malaiische einen bedeutenden Einfluß ausübte, ist die arabische. Seitdem die Lehre Muhameds den Hinduismus verdrängte und von den Malaien mit Feuer und Begeisterung aufgenommen wurde, entstand natürlich ein Mangel an Bezeichnungen für Alles, was auf diesen neuen Gottesdienst Bezug hatte, und so lag es am nächsten, die fehlenden Ausdrücke von dem Volke zu entlehnen, das sie mit der neuen Lehre bekannt gemacht hatte. Von da an scheint es für ein Zeichen besonderer Gelehrsamkeit und höherer Bildung gegolten zu haben, wenn sich Jemand arabischer Ausdrücke bediente. Auch mögen wohl die

Sucht, als eifriger Muhamedaner zu gelten, und schließlich die Achtung, in der solche, die mit der Sprache des Koran bekannt waren, beim Volke standen, starke Triebfedern zum Gebrauche arabischer Ausdrücke gewesen sein. Doch hierauf beschränkte sich der Einfluß des Arabischen nicht. Auch die dieser Sprache eigenen Schriftzeichen wurden von den Malaien, die bis dahin keine eignen gehabt zu haben scheinen, angenommen. Man hat nachgewiesen, daß eine alte Schrift, die sogenannte Rentjong-Schrift, von den Malaien auf Palembang gebraucht wurde; aber jene Schrift ist indischen Ursprungs und von den Hindus nach Sumatra gebracht, also keinesfalls das Eigenthum des Volkes unter dem Winde oder der Malaien.

Außer den erwähnten haben auch noch andere Sprachen zur Bereicherung des Malaiischen beigetragen. Das Persische hat Worte, den Handel betreffend, und andere, die durch Uebersetzung persischer Erzählungen zurückgeblieben sind, geliefert. Bedeutend ist die Anzahl javanischer Worte, eine natürliche Folge der fortwährenden Berührung der zwei Völker.

Man pflegt in der malaiischen Sprache einen Unterschied zwischen Hoch- und Niedermalaiisch zu machen. Der holländische Sprachgelehrte Marsden will die malaiische Sprache gar in viererlei Idiome eingetheilt wissen und zwar, wie er sich ausdrückt: 1) in die Hofsprache, 2) die Sprache der gebildeten Stände, 3) die Sprache der Kaufleute, 4) die vermischte Volkssprache der Bazars und der größeren Seehäfen. Marsden giebt aber selbst zu, daß der Unterschied in der Sprache, sowie sie von den verschiedenen Klassen der Bevölkerung gesprochen wird, vielmehr im Stil als in der Sprache selbst zu suchen ist; auch der Unterschied zwischen Hoch- und Niedermalaiisch ist ein ähnlicher. Wie alle anderen Sprachen, so hat auch die malaiische ihre Dialekte, von denen aber nur zwei hervorzuheben sind, nämlich der Dialekt, der auf Malakka und den umliegenden Inseln, und jener, der im Reiche Menang-Karabaw (gegenwärtig das Oberland von Padang) und an den Küsten Sumatras gesprochen wird. Menang-Karabaw aber ist in Bezug auf die Sprache ungefähr dasselbe, wie bei uns die Stadt Hannover; so wie hier das feinste und reinste Deutsch, wird dort das beste Malaiisch gesprochen.

Den ersten tieferen Einblick in das malaiische Volksleben und die malaiische Litteratur gewann ich durch einen Eingeborenen, der, nachdem ich seine Bekanntschaft auf höchst prosaische Weise gemacht hatte, bald mein Freund wurde. Es war ein alter Hadji, einer jener vielen Priester, die sich diesen Titel durch eine Pilgerfahrt nach Mekka mehr oder weniger leicht erwerben. Er trieb sich auf unserer Plantage umher, handelte mit sarongs*) und war nebenbei Schneider. Als solcher engagirte ich ihn mir sammt seiner Nähmaschine zum Nähen und Schneidern. Angethan mit seiner

*) Sarong = ein malaiisches Kleidungsstück, sowohl von Männern als Frauen getragen.

ganzen Priesterwürde, dem langen weißen Mantel und Turban, saß er auf meiner Veranda auf der Matte, vor sich auf einem niedrigen Bänkchen seine Nähmaschine, die er geschickt hantirte. Das Nähzeug ging aus meiner Hand in die seine, und so zusammen arbeitend, verplauderten wir die langen einsamen Nachmittagsstunden. Durch den Mund eines malaiischen Schneiders gewann ich Einblicke in das Leben und Treiben seines Volkes, und während er mit übergeschlagenen Beinen mir zu Füßen auf der Matte saß und weiße Jacken zuschnitt, hielt er mir in seiner Art culturhistorische Vorträge, eine Zugabe, die den Werth seines Tagelohns, der in 40 Centen bestand, nicht wenig überstieg. Die Pausen, die er sich gönnte, um heimlich eine Cigarette zu rauchen, dehnte ich mehr und mehr aus, und so kam es, daß er schließlich auch ohne Nähmaschine ein gern gesehener Gast war, der, was gute Sitte und angeborenes Tactgefühl betrifft, Nichts zu wünschen übrig ließ und mir endlich ein gewandter Lehrer wurde bei Erlernung der arabischen Schriftsprache. Er erzählte mir, stolz auf seinen errungenen Titel — Herr Priester, tuan hadji, nannte auch ich ihn — von den Mühsalen einer solchen Pilgerfahrt, von den Strapazen, denen die ahnungslosen Malaien, von Natur an ein ruhiges, beschauliches Leben gewöhnt, ausgesetzt sind. Die unwissenden, mit den Verhältnissen der großen Welt zu wenig vertrauten Menschen werden von den schlauen Arabern auf die schändlichste Weise betrogen und ausgesogen. Ich selbst hatte Gelegenheit, einer Schaar malaiischer Priester zu begegnen. Es war in Jedda, dem Hafenplatz an der arabischen Küste, von wo aus die Reise durch die Wüste nach Mekka beginnt. Zurückgekehrt von ihrer Wallfahrt, lagen die müden Pilger halb verdurstet vor den Moscheen und belagerten die wenigen Brunnen — abgezehrte Frauen, kranke Kinder, ebengeborene Säuglinge, die wie kleine Leichen, welk und mager, an der Brust der Mutter hingen, die ihnen keine Nahrung mehr zu geben vermochte. Wie sehnsüchtig starrten all die müden schwarzen Augen über das Meer, voll Verlangen nach ihrer feuchten, üppigen Heimat! Erbarmungslos brannte die Sonne auf den weißen Sand; soweit das Auge blickte, kein Baum, kein Strauch. Hellgrün breitete sich der heiße Abendhimmel, die gluthdurchzitterte trockene Luft über der gelbweißen Wüstenstadt aus, als die großen Segelboote, mit heimkehrenden Pilgern beladen, sich langsam durch die Korallenriffe, die jenen Küstenstrich verbarricadiren, hindurch arbeiteten, um unser Schiff zu erreichen, das, zu groß, um sich durch die gefahrvollen Klippen hindurchzuschlängeln, von der Küste entfernt geankert hatte. Aber wir hörten die Brandung leise die unheimlichen Riffe umspülen und sahen den weißen Schaum gleich einer Perlenschnur sich unweit der Küste fast ohne Unterbrechung entlang ziehen. Vom Lande her erhob sich plötzlich ein Wind und blähte die großen, ungeheuerlich geformten Segel; athemlos verfolgten wir den immer schneller werdenden Lauf der Pilgerböte, wie sie durch die schäumende Brandung sausten, die Riffe geschickt umgehend. Lautlos, wie

Geisterschiffe, kamen sie daher, näher und näher und legten an. Dreihundert Pilger, Männer, Weiber und Kinder wurden damals an Bord unseres Schiffes gebracht. Wie Gepäckstücke wurde die stille Schaar verladen und zusammengepfercht, kaum daß Frauen und Kinder einen getrennten Schlafplatz erhielten. Nie werde ich den Agenten, dieses Ungethüm in Menschengestalt, vergessen — es war einer jener häßlichen Mischlinge, halb chinesischen, halb englischen Ursprungs —, der den Platz controlirte und abmaß, in den sich die Pilger zu theilen hatten. Die Malaien ließen sich ruhig die Schiffsleiter hinaufschieben und harrten lautlos ihrer Bestimmung; nur die Frauen schrien auf, wenn man im Gedränge ihre Kinder drückte. Und das waren keine armen, an Ungemach und Strapazen gewöhnten Menschen, sondern meist wohlhabende Familien, die ihr eigenes Haus, ihre Bedientenschaar in der Heimat zurückließen und ein stilles, beschauliches Leben ihrer religiösen Ueberzeugung zum Opfer brachten. Aber geduldig hielten sie aus, stolze Befriedigung auf den abgezehrten Gesichtern. Waren sie doch in Mekka gewesen, in der heiligen Stadt, schmückte doch das Priesterzeichen ihr Haupt! Je näher sie der Heimat kamen, desto mehr thauten sie auf. Als wir uns der Küste von Malakka näherten und zum ersten Mal die feuchte Luft der Dschungeln zu uns herüber wehte, lebten die erschöpften Pilger vollends auf. In den hellen Nächten, wenn sie, im Mondlicht kauernd, über die glitzernde See schauten, hörte ich sie zum ersten Mal singen, jene schlichten Volkslieder, deren es unzählige giebt mit immer neuen Variationen, je nachdem die Stimmung sie eingiebt, jene sanften, eintönigen Melodieen, die Jedem, der sie einmal in ihrer Heimat gehört, die ganze Herrlichkeit der tropischen Mondnacht vor die Sinne zaubern. Der Gamelan, ein javanisches Musikinstrument, mit dem sanften Geklingel seiner silbernen Glöckchen ertönt; Männer und Frauen sitzen im Kreise beisammen am Wege, die Melattiblüthen, der indische Jasmin, mit denen die Frauen ihr Haar geschmückt, duften berauschend, und die Schaar der Millionen Grillen zirpt ein leidenschaftliches Liebeslied. Das ist die Zeit, wo man das malaiische Volk belauschen muß; da offenbart sich seine Eigenart, da tritt sein innerstes Leben an's Licht: die Volksseele wacht auf und redet ihre Sprache, Naturlaute, aber voll Poesie! Da ist kein Schreien, kein wüstes Lärmen zu hören, wie bei uns Civilisirten, wenn der Mann aus dem Volke sich ausruht und genießen will. Sie reden in leisem Ton mit einander und pflegen eine eigenthümliche Art der Unterhaltung: in Sinnbildern besprechen sie Personen und Verhältnisse, so daß dem Uneingeweihten der Sinn ihrer Rede kaum verständlich ist. Diese seltsamen Scherzreden nennt der Malaie „sindir,“ eine charakteristische, echt orientalische Redeweise, die die Dinge niemals beim rechten Namen nennt, sondern Alles verblümt, in anmuthige, bilderreiche Form gekleidet, ausspricht, dieselbe Art, wie wir sie in höchster poetischer Vollendung in der Sprache der Bibel wiederfinden. Solche Ge-

spräche aber sind voll Humor und feinem Witz. Da sitzen ein paar Kampong- (Dorf-) Bewohner beisammen und reden mit ernsten Mienen über ein Reiskorn, wissen aber ganz genau, daß sie einen bestimmten Menschen damit meinen, dessen Schicksale und Verhältnisse sie auf diese vergleichende sinnbildliche Weise charakterisiren. So die Alten; die Jungen bilden eine Gruppe für sich, und aus ihrem Kreise tönt Gesang. In poetischer Wechselrede singen sie das ewig alte Lied der jungen Liebe in ihren tausend und abertausend Variationen. Wenn Zwei sich lieben, kein Dritter wird es gewahr; die malaiischen Mädchen kokettiren auf feine Weise, und die Jünglinge verbergen ihre glühenden Gefühle unter einer stillen Maske, kaum ein Blick fliegt von Einem zum Andern. Im „pantun“ aber kosen und plaudern sie singend mit einander. Das „pantun“ ist der Name für das malaiische Volkslied, das in stets gleicher Form, eine Wechselrede zwischen Mann und Weib bildend, nur die Liebe der Geschlechter untereinander behandelt. Dieser Liebesliedchen giebt es unzählige; ein jedes Liebespaar dichtet neue oder verändert die allbekannten nach seiner Weise, sie den persönlichen Verhältnissen anpassend. Diese pantun sind der Form wie dem Inhalt nach am besten mit unseren Schnadahüpferln zu vergleichen; diese wie jene verflechten, in Gleichnissen redend, die Dinge in der Natur mit dem menschlichen Leben.

Hadji Ali hatte ein Töchterlein, ein Mädchen von dreizehn Jahren, halb Kind, halb Jungfrau. Man hatte sie verlobt mit einem der jungen javanischen Arbeiter, die auf der Plantage beschäftigt waren, und eines Abends — es wurde gerade das muhamedanische Neujahrsfest gefeiert — stellte man das Kind als Braut vor. Das zarte Geschöpfchen mit den kindlichen Formen, das gestern noch mit den Kleinen und Kleinsten im Staube des Weges spielte, erschien heute im vollen Schmuck der Braut. Sie trug einen prachtvollen bottik-sarong, eine lange cabaya (Jacke) von schillernder Seide, und schwerer Goldschmuck leuchtete von dem zierlichen Kinderhalse und im schwarzen Haar, das gestern beim Spiel noch lose um den Kopf flog, heute jedoch in einen sittigen kondé (ein im Genick aufgesteckter Haarknoten) aufgesteckt war. Melatti-Blüthen schimmerten darin und wetteiferten an Elfenbeinweiße mit dem mattgepuderten Gesichtchen, aus dem die dunkeln Augen mit den künstlich gezeichneten schwarzen Rändern wunderbar scheu und doch verlockend hervorleuchteten. Unbeachtet stand die Kleine umher. Erst spät in der Nacht, als das Geräusch des Festes verklang, fand ich das Brautpaar wieder in einer Gruppe junger Leute, singend. Da saß die kindliche Braut und sang zu meiner nicht geringen Verwunderung mit einem Nachtigallenstimmchen die zärtlichsten, leidenschaftlichsten Liebeslieder. Später, als sie bereits verheirathet war, nahm ich sie oft zu mir in's Haus und lauschte ihren Liedern. „Mendjandji, Njo,“ „singe, Njo,“ rief ich ihr zu: da öffnete sich schon ihr Mund, und das silberne Stimmchen zirpte mit den Grillen um die Wette:

Er:

Warum hebst Du nicht die Frucht auf,
Die vom Baum fiel sammt dem Stiele?
Warum ist verwirrt Dein Sinn nicht?
Schön sind Beide — Kleid und Mädchen.

Sie:

Wenn der Cocusbaum gefällt wird,
Schälst Du aus dem Blatt die Rippen;
Warum soll Dein Sinn verwirrt sein,
Bin wohl schön, doch schlechten Herzens.

Er:

Noch so tief sei der Fluß von Palembang,
Auszuwerfen wag ich die Netze;
Noch so scharf sei der Kris an der Hüfte,
Wegzuwerfen wag' ich die Seele.

Sie:

Hoch am Himmel steht die Sonne,
Kann bis nach Malakka schauen;
Ist die Frau verloren — such' sie,
Elend wirst Du, ist's die Geliebte.

Oft klingt tiefe Trauer, glühende Zärtlichkeit, versteckte Leidenschaft aus den einfachen Strophen:

Er singt:

Badet das junge Kind im Flusse,
Reicht zu den Füßen das freie Haar ihr;
Sah Dich vom Morgen nicht bis zum Abend,
Wirr ist mein Herz und ohne Ruhe.

Sie:

Hast es gewußt, daß die Brücke glatt ist,
Wer befahl Dir, hinüber zu gehen?
Hast es gewußt, daß ich elend und arm bin,
Wer befahl Dir, mich zu lieben?

Der betrogene Liebhaber singt:

Viel des Vorraths in der Kammer,
Will nur eine Stammas schneiden;
Viele Leute gehen und kommen,
Nur um Eine muß ich weinen.

Sie:

Gieb wohl Acht beim Siebeflechten,
Beim Siebeflechten auf den Hügel;
Gieb wohl Acht auf Deinen Kummer,
Steter Kummer wird zur Krankheit.

Oder gewährende Liebe singt:

Er:

Taube holt sich Bast vom Palmbaum,
Wo die Schmetterlinge spielen.
Komm, mein Gold, komm, meine Seele,
Komm, laß uns beisammen sitzen.

Sie:

Grille zirpt auf der Angsana,
Flöte bläst im Gras die Eidechs.
Komm allabendlich herüber,
Findst bereitet Matt' und Kissen.

So ist es die Liebe und immer wieder die Liebe, die im pantun besungen wird; spielt sie doch die Hauptrolle im Leben aller Naturvölker. Bei den Malaien aber hat sie, trotz aller Leidenschaft, etwas Zartes, trotz aller Sinnlichkeit etwas Keusches, eben Natur durch Sitte gemildert und verfeinert. Die malaiische Sitte in Bezug auf den Verkehr der Geschlechter unter einander ist in mancher Beziehung gerade das Gegentheil der unsrigen, jedoch nicht minder streng. Die jungen Mädchen genießen alle möglichen Freiheiten; sie dürfen lieben und sich lieben lassen, wann und von wem sie immer wollen; Keiner verdammt sie, wenn sie fehlen, und der malaiische Liebhaber ist immer Ehrenmann genug, um die Mutter seines Kindes zu heirathen. Jedoch von dem Augenblick ihrer Verheirathung an hört für die malaiische Frau jede Freiheit auf; streng wird sie vom Manne bewacht und hart verurtheilt, wenn sie sich der kleinsten Untreue schuldig macht. Noch vor nicht allzu langer Zeit pflegte man die Frau, die sich der Untreue, des Ehebruchs schuldig gemacht, in einen Sack gebunden, in den Fluß zu werfen, eine Strafe, wie sie bekanntlich bei vielen muhamedanischen Völkern in Gebrauch war und theilweise noch ist. Obgleich die Ehen bei den Muhamedanern leicht zu lösen sind, giebt es doch sehr viele Ehepaare, die bis an ihr Ende zusammen bleiben, und auch die berüchtigte Vielweiberei kommt seltener vor, als man denken sollte. Nur die Reichen und Hochstehenden können sich diesen Luxus erlauben; arme Kulis und Dorfbewohner haben nie mehr als eine Frau, es sei denn, daß die alte Frau schwach und krank wird, dann pflegt sie zu ihrem Manne zu sagen: „Es ist besser, Du nimmst Dir eine junge Frau, die kann Dir mehr sein als ich, und mir wird sie im Hause helfen und mich im Alter pflegen." Und meist leben die beiden Frauen, die alte und die junge, im besten Einvernehmen. Voll Zärtlichkeit und Innigkeit ist oft das eheliche Verhältniß der gebildeten Malaien und die Liebe zu ihren Kindern, was in dem Gedicht „Bidasari" wunderschön und poetisch zum Ausdruck gebracht wird. „Bidasari" ist der Titel eines sogenannten Saïrs, einer bei Weitem höher stehenden Dichtungsart als die des Volksliedes.

Das saïr ist gewöhnlich ein längeres erzählendes Gedicht, das ziemlich ausführlich romantische oder geschichtliche Begebenheiten besingt. An

dichterischem Werth stehen die saïr weit über der übrigen malaiischen Poesie. In zierlichen Schilderungen tragen sie gut gewählte Gleichnisse, eine kindliche Naivität, eine schlichte und klare Darstellung der Begebenheiten und Zustände, eine natürliche Ausdrucksweise der Gemüthsbewegungen zur Schau. Um diese Gedichte vollkommen zu würdigen, muß man freilich nicht allein mit der malaiischen Sprache vertraut sein, sondern sich vor Allem in den Geist des malaiischen Volkes versetzen können.

Man darf nicht jedes Wort, jeden Satz für sich allein anschauen und beurtheilen, man muß eben die ganze Vorstellung einer Begebenheit oder eines Zustandes, die ganze Schilderung eines Bildes mit einem Blick umfassen können. Für alle Poesie, aber besonders für die malaiische ist Analyse tödtlich, und Jeder, der, mit dem Wörterbuche in der Hand, ein saïr übersetzen will, wird es langweilig finden. Mit einem Wort: nur derjenige kann die Schönheit der malaiischen Poesie würdigen, der bedenkt, daß er ganz andere Charaktere und Sitten antrifft, als er sie unter unserem Himmelsstrich kennt. — Eines der schönsten und bedeutendsten saïr ist das Gedicht über „Bidasari“. — Der kurze Inhalt ist folgender: Der Fürst von Kambajat wird durch das Ungeheuer garuda (einen fabelhaften, unheilbringenden Riesenvogel, dessen häufig in malaiischen Dichtungen Erwähnung gethan wird) gezwungen, sein Reich zu verlassen, und streift nun mit seiner Gemahlin in der Wildniß umher. Dort giebt die Fürstin einer Tochter das Leben, die von den Eltern, da diese das Kind nicht mitnehmen können, am Ufer eines Flusses ausgesetzt wird. Das wunderschöne Kind wird von einem reichen Kaufmann aus der Stadt Indrapura gefunden und Bidasari genannt. Die Gemahlin des Fürsten von Indrapura aber, eine sehr eifersüchtige Frau, hatte von der Schönheit des Mädchens gehört, und da sie fürchtete, daß der Fürst sie vielleicht später einmal zur Frau nehmen würde, verfolgte und quälte sie Bidasari so sehr, daß deren Pflegeeltern beschlossen, ihr außerhalb der Stadt an einem abgelegenen Platz ein Haus zu bauen und sie darin wohnen zu lassen. Hier aber findet sie der Fürst während einer Jagd und nimmt sie zur Frau.

Der Fürst von Kambajat war unterdessen in sein Reich zurückgekehrt und hatte einen Sohn bekommen, der Bidasari sehr ähnlich war, wodurch man später zu der Entdeckung kommt, daß die zweite Frau des Fürsten von Indrapura das ausgesetzte Kind des Fürsten von Kambajat ist.

Besonders poetisch ist die Scene geschildert, da die Sultanin im nächtlichen Walde nach qualvoller Wanderung einem Kinde das Leben giebt und der Vater das Letztere aussetzt, nachdem er es vorher mit zärtlichen Worten in Schlaf gesungen hat. Die Stelle lautet:

Es war im Monat, der Raja heißt,
Metallhell des Mondes Hälfte gleißt.
Aus Süden aber erhob sich ein Wind,
Wie zu verjagen das Fürstenkind;

Im Holze der Schrei des Waldhuhns schallt,
Und wie im Zorne antwortet der Wald.
Gleichwie eine Jungfrau ihr Angesicht
Verhüllt sich der Mond hinter Wolken dicht.
Zu der Zeit gebar die Sultanin
Ein Mädchen, gleichwie ein Feenkind.
Und dem Gatten, der sie gebettet gut,
Der Sultanin Haupt im Schooße ruht.
Das Königskind aber war wunderschön,
Wie eine Knospe anzusehn.
Gleich der Blume Tjempacca Blüthenblatt
War des Kindes Antlitz, gelblich matt.
Doch der edle König nahm auf sein Kind,
Und bettet's auf seinem Schooße lind:
„Schlaf wohl, meine Seele, Du Herzblatt mein,
Du Königskind, meiner Augen Schein!
Betraure die Mutter nicht allzusehr,
Sie wollte Dich tragen — es ward ihr zu schwer.
Schlafe, mein Kind, in der Krone Schein,
Du Lust meiner Augen, schlafe ein!"

Die deutsche Uebersetzung kann nur eine schwache Wiedergabe des Originals sein; denn was den Reiz jener Verse so unendlich erhöht, ist der Wohllaut der malaiischen Sprache und die Sangbarkeit des Versbaus. Einige Zeilen in der Ursprache, und zwar das Schlummerlied des Königs, seien hier eingeschaltet:

Tídurlah njáwa, tídur anakkánda,
Tídur tjahája, máta ajánda.
Djánganlah sánggat bertjíntaken bónda,
Héndak di báwa, búkanja múda.
Tídurlah ánakku, tjahája makóta,
Anak ajánda bídjilah máta.

Es ist selbstverständlich, daß die ganze Poesie eines Naturvolkes, wie die Malaien es sind, etwas Gleichförmiges und Eintöniges hat. Ist doch die gesellschaftliche Stellung der Malaien und vor Allem ihr Mangel an nationaler Mythologie und Götterlehre, die anderen Völkern einen so reichen Stoff für dichterische Erzeugnisse geben, ein hinreichender Grund dieser Erscheinung.

Und wie kann es anders sein bei einem Volke, das über den ganzen indischen Archipel verbreitet ist und doch nur sehr unvollkommene Begriffe hat von einem Gottesdienst, der ihm und anderen Völkern erst überbracht wurde? Wo nicht die Liebe für ein gemeinschaftliches Vaterland, für gemeinschaftliche Altäre zu ruhmreichen Thaten antreibt und große Männer hervorbringt, die von den kommenden Geschlechtern als Helden besungen werden; wo keine unsichtbare Welt, durch fruchtbare Einbildungskraft mit einem Heer von Göttern und Geistern bevölkert, den Geist fesselt — da muß er sich wohl oder übel dem Stofflichen, dem gröber Sinnlichen, dem Alltäglichen zuwenden. Und welcher Stoff läge dem Dichter denn wohl näher als die Liebe! Kein Wunder daher, daß diese für den malaiischen

Dichter ein unerschöpflicher Quell ist. Unrecht würde man den malaiischen Dichtern thun, wollte man sie nach dem Maßstab unserer gesellschaftlichen Entwicklung und Bildung beurtheilen, ebenso wie man damit Homer Unrecht thun würde. Nicht, daß ich der malaiischen Dichtung denselben Werth zuerkennen wollte, wie der Ilias und Odyssee — denn die Griechen besaßen ja im hohen Maße alle die Vortheile, die den Malaien fehlen, und verstanden davon meisterhaft Gebrauch zu machen — doch jener einfache Stil der Erzählung, jene natürliche Beschreibung von Orten, Begebenheiten und Zuständen, jene wahren und schönen Charakterschilderungen, wie wir sie in dem saïr der Malaien finden, haben etwas Homerisches. Weist auch fast jedes Gedicht Stellen auf, die Nichts mehr als gereimte Prosa sind, so versöhnt uns doch der unendliche Wohlklang der melodisch dahinfließenden Verse, und ein Zug hoher Sittlichkeit, der durch all diese Dichtungen geht, berührt uns wohlthuend und sympathisch. — Von dem erwähnten Gedicht „Bidasari" sind, wie bei den meisten jener saïr, weder der Verfasser, noch Zeit und Ort der Entstehung mit Sicherheit bekannt. Der Dichter erzählt im Anfang des Gedichtes selbst, daß er ein Fakir oder Bettelmönch ist, der die Erzählung erst in Prosa aufstellte und später in Verse umschrieb, man nimmt an, daß Palembang das Vaterland dieses saïr ist; die Zeit, in der es aufgeschrieben, stellt man zwischen die Einwanderung der Araber und Europäer im indischen Archipel.

Der malaiischen Dichtungsarten giebt es außer dem pantun und dem saïr, welche die bei Weitem bedeutendsten sind, noch verschiedene andere, wie z. B. das gurindam, eine Art Sinngedicht, das aus zweizeiligen Couplets besteht, die aufeinander reimen:

Wer im Reichthum versäumet, wohlzuthun,
Auf dessen Schätzen wird kein Segen ruhn.

Wo Du den Neid lässest säen,
Werden Dir scharfe Pfeile aufgehn.

Die Prosawerke der Malaien, die den größten Theil ihrer litterarischen Erzeugnisse bilden, sind nicht alle ursprünglich. Viele sind der Litteratur heidnischer Völker entlehnt und umfassen Uebersetzungen und Nachahmungen von Schriften, die in der Sprache des Sanskrits, im Hindostanischen, Siamesischen u. s. w. verfaßt waren. In diesen, soweit sie nicht ganz romantisch sind, spielt natürlich die indische Götterlehre und Mythologie die Hauptrolle. Nicht minder zahlreich und verschieden sind die von muhamedanischen Völkern, besonders von Arabern und Persern übernommenen Schriften. Hier bildet der Koran mit den von den Priestern gegebenen Auslegungen die Grundlage. Die ursprünglichen malaiischen Werke sind vielleicht die wenigst zahlreichen, aber eben darum nicht die mindest wichtigen. Sie umfassen Gesetzes-Sammlungen aus früherer und späterer Zeit, Ueberlieferungen, Erzählungen aus der Geschichte, sitten-

geschichtliche Werke und erdichtete Erzählungen, denen bisweilen eine historische Thatsache zu Grunde liegt.

Was die Mythen anbetrifft, so sind sie alle der hindostanischen Götter- und Fabellehre entlehnt und aus dem Sanskrit übertragen. Aus dem Sanskrit wurde unter Anderem ein berühmtes Fabelbuch „Kalila dan Damina" übersetzt. Es enthält eine große Anzahl tiefsinniger Fabeln, von denen viele im malaiischen Volke leben und von Mund zu Mund sich überliefern. Dies Volk ist der Fabel sehr zugethan, sie ist wie geschaffen, sein Interesse zu erwecken, pflegt es doch selbst im täglichen Leben in der Sprache der Fabel zu reden.

Mein Hadji Ali steckte voll solcher sinniger Fabeln und wußte bei jeder Gelegenheit eine zum Besten zu geben, sei es als Antwort auf eine Frage oder zur Erläuterung einer bedeutungsvollen Thatsache. Die Moral, die in den Schriften einer jeden Fabel beigefügt ist, pflegte er hinwegzulassen, stand sie doch zur Genüge in dem schelmischen Blick seiner Augen geschrieben. So erzählte er die Fabel:

Der Klausner und der Oelkrug.

„Es war einmal ein Klausner, der wohnte Haus an Haus mit einem Mann, der Honig und Oel verkaufte. Eines Tages geschah es, daß jener Mann dem Klausner von seinem Oel und Honig darbrachte. Da überlegte der Klausner in seinem Herzen Folgendes: Wenn ich nun das Oel verkaufe, so kann ich für den Erlös eine Ziege erstehen und sie aufziehen, auf daß sie später Zicklein bekomme. Dann verkaufe ich die Milch und die jungen Zicklein, die männlich sind, und es wird nicht lange dauern, so bin ich ein reicher Mann. Darauf suche ich mir eine reiche Frau, mit der ich Kinder bekomme. Wenn es Mädchen sind, gebe ich ihnen schöne Namen, sind es Knaben, so müssen sie Priester werden — und wenn sie nicht wollen, so schlage ich sie mit diesem meinen Stock! Und der Klausner schwang seinen Stock, schlug rechts und links um sich und traf den Oel- und Honigkrug. Der aber zerbrach in Scherben, die flogen ihm um Kopf und Gesicht." —

Wer sich in jene alten Sanskritfabeln vertieft, kann die interessante Beobachtung machen, daß manche derselben ihm nicht nur bekannt vorkommen und an Aesopische und La Fontaine'sche Fabeln erinnern, sondern daß er sie selbst fast wörtlich in unsern europäischen Fabelbüchern gelesen hat. So vermuthet Niemand in der bekannten Fabel von der „Biene, der Taube und dem Jäger" eine alte Sanskritfabel, und auch ich war nicht wenig erstaunt, diese fast wörtlich, wie ich sie kenne, aus dem Munde meines malaiischen Freundes zu hören. Die Fabel ist eben die ursprünglichste Form der Erzählung, mit der sich sein jedes Volk zuerst unterhält; je feiner und tiefsinniger die Moral, desto höher entwickelt das Volk. Eine der interessantesten Sanskritfabeln ist die Fabel vom „Kantjil" (tjerita Kantjil auf malaiisch). Das Kantjil ist eine Art Zwerghirsch, der

auf den sundanesischen Inseln zu Hause ist und beim Volke im Rufe großer Schlauheit, Behendigkeit und Hinterlist steht, gerade wie bei uns der Fuchs. Diese „tjerita Kantjil“ erzählt nun, gleich wie unser „Reineke Fuchs“, in einer fortlaufenden Folge von Fabeln von der Klugheit des Kantjil, das sich in den schwierigsten Lagen zu helfen weiß, ebenso wie Reineke Fuchs Thiere und Menschen zum Besten hat und Alles zu seinem Vortheil ausbeutet.

I.

Das Kantjil trat aus dem Walde und wollte über den Fluß setzen. Da es aber einsah, daß es ihm allein nicht gelingen würde, rief es, unter dem Vorwande, sie zählen zu wollen, eine große Anzahl Krokodile zusammen. Das Kantjil hieß sie sich aufreihen quer über den Fluß, von einem Ufer zum anderen. Darauf fing es an zu zählen: eins, zwei, drei u. s. w., bis es, von einem Krokodil zum andern schreitend, am jenseitigen Ufer angelangt war.

II.

Drüben angekommen, verspürte es Hunger; da legte es sich mitten auf den Weg, als wäre es todt, so daß die Fliegen anfingen, sich darauf zu setzen. Bald kam eine alte Frau des Weges, die trug in einem Korb Essen zum „ladang“ (Reisfeld). Als sie das todte Kantjil erblickte, hob sie es auf, legte es in ihren Korb und dachte: Das wird ein gutes Gericht geben. Im ladang angekommen, wollte sie das Essen hervorholen — da war das Kantjil fort, und die Speisen alle hatte es aufgegessen. Darob verwunderte sich das alte Weib sehr.

Hadji Ali pflegte diese Fabeln vom Kantjil mit dem größten Vergnügen zum Besten zu geben. Der Malaie hatte augenscheinlich seine Freude an der Schlauheit des Thieres, die er als Naturmensch hoch zu schätzen wußte, und sagte immer wieder im Tone innigster Bewunderung: „Ist es nicht schlau, das Kantjil, ist es nicht zu schlau!“ und sah dabei selber aus wie der leibhaftige Reineke Fuchs.

Eines Abends erschien Hadji Ali wieder bei mir mit einem dicken Buche in der Hand oder vielmehr auf der Hand — die Malaien pflegen schwere Gegenstände nicht im Arme, sondern auf der erhobenen nach rückwärts gebeugten Handfläche zu tragen. „Njonnja,“ (Herrin) sagte er voll Würde, „hier habe ich die ‚Krone aller Könige‘.“ — „Was,“ rief ich lachend, „die Krone aller Könige? Noch sah ich nur den Turban Dein würdiges Haupt schmücken“. — „Nicht so,“ sprach er lächelnd und reichte mir das Buch. Ich schlug es auf, da stand in arabischen Schriftzeichen: „Makota segalla radja,“ das heißt „Die Krone aller Könige“. Und nun wurde ich eingeweiht in das interessanteste Werk der malaiischen Litteratur, das bei Weitem interessanteste, da es ein ursprünglich malaiisches ist. Es ist eines der wenigen Werke, von denen außer der Jahreszahl der Entstehung der Verfasser und dessen Wohnort bekannt sind. Bochari ist der Name des Verfassers, eines Malaien, der — möglicher Weise arabischer Abkunft — von Djöhor gebürtig, im Jahre 1012 muhamedanischer Zeitrechnung (1603 n. Chr.) sein Meisterwerk „Die Krone der Könige“ vollendete. Der Zweck dieses Werkes ist, den Menschen aller Stände ihre Pflichten

vor Augen zu führen, wie sie diese in allen Lebenslagen, denen sie ausgesetzt sein können, zu erfüllen haben. Ein großes Vorhaben, das Bochari mit aller Weisheit zu Ende führt, mit einer Weisheit, die wir um so mehr bewundern, als der Prediger derselben ein schlichter Malaie ist, der, von der bildenden Hand der Civilisation unberührt, Nichts wissend von den himmlischen Weisheitslehren eines Christus, doch eine Moral predigt, die an Erhabenheit der christlichen nicht nachsteht, vereint mit praktischen Lebensregeln, die, von einer gesunden Ichsucht getragen, das Wesen des Orientalen charakteristisch beleuchten. Ich möchte die „Krone der Könige" eine Art muhamedanische Bibel nennen, ein Buch, das die Lehren des Koran, auf volksthümliche Weise redend, dem Volke zum klaren Verständnisse bringt. Bochari, der Name des Schreibers, soll nach der Erklärung kundiger Malaien ein Ehrenname sein, der besonders gelehrten Schriftstellern in früheren Zeiten beigelegt wurde, eine Erklärung, die um so mehr gerechtfertigt erscheint, als in einem altarabischen Dialekt „Bochar" Weisheit bedeutet. Hadji Ali war ganz durchdrungen von dem hohen Werthe seiner „Krone"; der schlichte priesterliche Schneider verwandelte sich völlig, wenn er, das Buch auf den Knieen, mir vorlas. Seine Gestalt nahm eine eigene Würde an, auch seine Kleidung schien eine gewähltere, wenn er zum Vorlesen kam. Sein grünseidenes Priesterjäckchen schillerte im Lampenlicht, und der weiße Mantel bauschte sich beim Sitzen auf der Matte, was seiner hageren Gestalt etwas Würdevolles verlieh. Die hohe Stirn unter dem Turban und die alten durchdringenden Augen sprachen von Verständniß und Einsicht. So schien er mir mit seinem grauen Bart ein rechter Verkünder jener poetischen, weisheitsvollen Legenden. Er begann: „Die Krone der Könige! Das Buch trägt diesen Namen, sagt Bochari, wegen der Außerordentlichkeit seines Werthes; denn welcher König dieses Buch besitzt, alle Zeit darin liest und nach desselben Worten handelt, derselbe ist ein vollkommener König; denn das Buch ist dann seine Krone. Gleichwie aber der Krone Werth in ihren Edelsteinen liegt, also der Werth dieses Buches in seinen Worten; denn der Sinn dieser Worte ist voll hoher Bedeutung für alle Jene, die sie begreifen. Fürwahr, er ist glücklich, der die Zierde dieser Krone besitzt!" Und nun folgt das erste Capitel: „Wie der Mensch sich selber kennen lernt, welchen Ursprungs er ist und welcher Art sein Wesen":

„Als der Glorreiche, der Allerhöchste, den Menschen erschaffen wollte, machte er ihn ursprünglich von Erde, die geringer ist als alles Andere in der Welt und unansehnlicher als Alles, was sie umfaßt, indem Alles, was Leben hat, darauf wandelt und Alles verwelkt und vergeht, was darin stirbt. Das ist die Art Deines Ursprungs, o Mensch! der Du gebrechlich bist und sehr verächtlich, auf daß Du Deine Art sollst erkennen und Dich selbst nicht überheben. Denn Deine gebrechlichen und verächtlichen Eigenschaften bestanden vor Deinen löblichen Eigenschaften, durch die Weisheit

16*

Gottes, des Allerhöchsten: Ebenso wie Dein Tod früher war, denn Dein Leben, Deine Schwachheit früher denn Deine Kraft, Deine Dummheit früher, denn Deine Erkenntniß, Dein Unvermögen früher, denn Deine Stärke, und Du auf dieselbe Weise früher blind warst als sehend, früher taub als hörend, früher stumm als beredt, früher arm als reich und früher irrend, denn auf dem rechten Wege wandelnd! Kann nun noch ein Mensch, dessen Zustand ein solcher ist, sich selbst überheben? Er muß vollkommen sich demüthigen und seine Seele niederbeugen."

„Was aber, tuan hadji, sagt Bochari der Weise von der Welt und ihrer Bedeutung?" fragte ich. Und Hadji Ali schlug ein anderes Capitel auf und las: „Etliche der Klugen sagen, daß die Welt der Einbildung gleicht: Besteht sie oder besteht sie nicht? Etliche der Vernünftigen sagen, daß die Welt gleich wie ein Traum ist und alle Menschen gleich Schlafenden, die beim Erwachen Nichts von dem Traum erlangen. Etliche der Gelehrten sagen: Die Welt gleicht dem Blitz, der leuchtend vergeht; Etliche der Verständigen sagen: Die Welt gleicht einer alten Frau, die sich mit allerlei Zierrathen und bunten Kleidern schmückt und von Weitem sehr anmuthig erscheint; wer sie nicht kennt, verliebt sich in sie, wer sie aber kennt, verabscheut sie. Etliche Einsichtige sagen: Die Welt gleicht einer jungen Frau, die wunderbar schön von Angesicht ist und sich mit allerlei Zierrathen schmückt. Jeder, der sie erschaut, hängt sein Herz an sie; doch die Frau ist sehr gefährlich und leichtsinnig und kennt keine Scham; denn jeden Tag geht sie einem andern Manne nach und hält Keinem ihr Versprechen. Alle verständigen Männer geben ihr einen Scheidebrief und begehren nicht, ihr Antlitz zu schauen, alle Unverständigen aber lassen sie nicht und werden ihre Sklaven."

Es folgt nun, erläutert durch Beispiele aus der geschichtlichen Ueberlieferung, in geordneter Reihe von vierundzwanzig Capiteln eine Aufzählung der Pflichten aller rechtgläubigen Menschen, namentlich aller Fürsten, Volksoberhäupter, Beamten und Untergebenen in ihren gegenseitigen Beziehungen zu einander. Der Text fließt über von Gleichnissen und Bildern, die, wenn auch nicht immer gleich zutreffend, doch vollkommen im Geschmack des malaiischen Lesers sind, der als echter Orientale sich erfreut an einer gewissen Zierlichkeit und Anmuth der Sprache. So erzählt Bochari in dem Capitel von der Einsicht rechtfertiger Fürsten, ein Beispiel aus der geschichtlichen Ueberlieferung angebend:

„Eines Tages zürnte der Sultan Abu Djaffa auf einen Menschen, den er zu tödten befahl. Nun war da Mubaraku gegenwärtig, der berühmt war durch seine Weisheit. Er nahete ehrfurchtsvoll und sprach: „Vernimm zuerst das Wort des Propheten, über dem Friede sei!" Der Sultan fragte: „Was ist es? Thue es mir kund!" Und er sprach also voll Ehrfurcht: „Am Tage des Gerichtes, wenn alle Menschen sich versammeln, kommt eine Stimme von Ferne, also sprechend: ‚Wer Gott lieb hat, der

stehe auf!' Und Niemand steht auf, als der allein, der die Gebrechen der Menschen entschuldigte. — Der Sultan, diesen Bericht vernehmend, sprach: „Ich entlasse Jenen und spreche ihn frei von seiner Schuld." —

In dem Capitel von der „Bekämpfung des Hochmuths" heißt es:

„Eines Tages saß der Prophet Saliman (Salomo), über dem Friede sei! auf seinem Reichsthron, und der Wind hob ihn empor in die Luft. Alle Menschen und Geister, deren Zahl unberechenbar war, begleiteten ihn, und der Prophet Saliman verwunderte sich über den Glanz seiner Herrschaft. Zu dieser Zeit überwältigte der Hochmuth seine Seele, und seine Krone wurde krumm. Der Prophet Saliman wollte sie eilig wieder gerade machen, da sie noch krummer ward, und als er sie zu dreien Malen gerade machen wollte und sie doch nicht gerade wurde, sagte er: ‚O Krone, warum wirst Du nicht gerade?' Und die Krone antwortete auf Befehl Gottes, des Allerhöchsten: ‚O, Saliman! mache erst Deine Seele gerade, auf daß ich Dir gerade werde.'"

Die Sprache, deren Bochari sich in seinem Werke bedient, ist vollkommen rein und gehört den blühendsten Zeiten des malaiischen Reiches an. Es ist dieselbe, wie sie damals gesprochen wurde an den fürstlichen Höfen von Djohor und Malakka und vielleicht noch heute im Reiche Menang-Karabaw im Gebrauch ist. Die „Krone der Könige" verdient in der That ihren Namen. Es ist ein Werk, das sich in seiner Art den vortrefflichsten Erzeugnissen aller Litteraturen zur Seite stellen kann. Es legt Zeugniß davon ab, daß die malaiische Litteratur in einer früheren Zeit auf einer weit höheren Stufe gestanden hat, als man jetzt beim Anblick dieses Volkes vermuthen sollte. Die ältesten Handschriften der Malaien sind zugleich die schönsten und kräftigsten, und hieraus sollte man den natürlichen Schluß ziehen können, daß die Malaien durch die Berührung mit arabischen und persischen Volksstämmen viel an Bildung gewonnen haben, daß jedoch durch den Verfall des Handelsverkehrs mit jenen Nationen, die durch das Erscheinen der Europäer verdrängt wurden, ihre Litteratur und schönen Wissenschaften einen bemerkenswerthen Rückschritt erfuhren. Roorda van Eysinga, der im Anfang dieses Jahrhunderts sich der großen, aber lohnenden Mühe unterzog, die „Krone der Könige" in's Holländische zu übersetzen, sagt in seiner Einleitung:

Es ist vorauszusehen, daß der Malaie, von Natur intelligent, bei regelmäßiger Entwicklung schnell wieder an Bildung zunimmt.

Was Roorda van Eysinga hoffte, wage ich zu bezweifeln. Ich zweifle, ob das Christenthum und unsere heutige Civilisation, zwei Bahnbrecher, die sich in unserer Zeit mit einer zu jähen Heftigkeit und Hast ein Gebiet erobern wollen, auf die Gemüther jener heißblütigen Orientalen, denen die Lehre Muhameds mit ihren echt orientalischen Gebräuchen und ihrem leidenschaftlichen Cultus in Fleisch und Blut übergegangen ist, eine überzeugende Macht ausüben werden. Der gebildete Malaie ist in seiner Art, unberührt

von europäischem Einfluß, ein sittlich hochstehender Mensch. Gegen den Europäer aber, den Eindringling, den Träger der Civilisation und des Christenthums, hegt er im tiefsten Innern einen stillen Grimm, und wenn er, im Verkehr mit ihm, ein angebornes Tactgefühl und feine Umgangsformen zeigt, so ist dies mehr dem Bestreben zuzuschreiben, auf diese Weise seinen Zweck zu erreichen und die ihm durch den Europäer gewordenen Vortheile auszunutzen. Man sollte den Malaien zuerst die Lehren des Koran zum Verständniß bringen und ihnen deutlich machen, wie Muhamed diese verstanden haben will, sagt einer der größten Orientalisten der Jetztzeit, um jenem wüthenden Fanatismus entgegen zu treten, wie ihn nur ein Mißverstehen der Lehre Muhameds möglich machen kann, und der gerade die Malaien der Sunda-Inseln zu den entsetzlichsten Excessen führt; denn nirgends im Koran steht geschrieben, daß Muhamed seine Lehre durch Feuer und Schwert verbreitet wissen will. Des „nabi Isa", des Propheten Jesus, wird vielmehr mit Ehrfurcht im Koran Erwähnung gethan und eine Annäherung an die christlichen Schriftgelehrten gerathen.

„Wer wird den Sieg behalten bei den ‚Fürsten der Erde'," (wie sich stolz die Malaien nennen), fragte ich Hadji Ali, „der Muhamedaner oder der orang mesehi (Christ), der Koran oder die Bibel?"

„Walahu Allam! Gott weiß es!" antwortete er als echter Fatalist, schien es aber doch besser zu wissen, als er vorgab, denn er fügte hinzu: „Allah illalah, Muhamed al rasul!"

Es war der letzte unserer geselligen Abende, Hadji Ali hatte die „Krone der Könige" beendet. Auf dem dunklen Urwald, der uns umgab, lag bereits die tiefe Ruhe der Nacht. Die letzten Worte der Weisheit waren verhallt, Hadji Ali erhob sich und rüstete sich zum Aufbruch. In der erhobenen Rechten seine geliebte „Krone", in der Linken die Nähmaschine, deren stählerne Glieder im Mondenschein glitzerten, schritt er langsam und würdevoll in seinem wehenden Mantel den Pfad entlang und verschwand unter den hohen, dunklen Bambusbäumen, gerade als der Halbmond über ihre Wipfel trat und ihre schlanken Zweige und feingliedrigen Blätter wie ein Kunstwerk von Silberfiligran erschimmern ließ. Unter dem Zeichen des Halbmondes schritt er dahin, der strenge Priester. Aus dem nahen campong aber klang eine jener süßen pantun-Melodieen herüber:

„Melatti-Blüthen auf dem Hügel
Duften herüber, duften hinüber" —

dann schwieg die Stimme, wie im Schlaf erstickt.

Wie lange wirst Du noch leben in Deiner Eigenart, Du leidenschaftliche, kindliche Volksseele? Wirst Du der Wucht eines Maschinen-Alters, das seinen eisernen Fuß auch auf die schillernden Gebilde Deiner morgenländischen Phantasie setzen will, widerstehen können? Wallahu Allam!

Kunst und Spiel der Thiere.

Von

Hans Schmidkunz.

— Pasing bei München. —

I.

Der Mensch, der als Erdentreter dem fliegenden Vogel über sich mit neidischer Bewunderung nachsieht, darf auch als Künstler, wenigstens im technischen Sinn, bewundernd zu manchen Leistungen der Thiere hinüberblicken. Des Bibers Bau und der Stock der Bienen, der Spinne Netz wie die seidenen Gespinnste der Raupen, ja schon das Nest und der Gesang der Vögel, wie die kampfspielartigen Tollheiten junger Hunde, sind Kunstleistungen, feiner bald und gröber, die, wenn einem Menschen gelungen, bereits ein Verdienst der Technik und Phantasie bedeuten würden, wenn aber von Thieren ausgeführt, erst recht unsre Bewunderung herausfordern. Nicht so sehr das Kunstwerk selbst ist's, das uns staunen macht; welcher Mensch könnte denn nicht mit oder ohne entwickelte Technik das Bauen und Weben einer Wespe und eines Webervogels säuberlich nachbilden, und wie wäre es denkbar, daß der Mensch nicht auch ohne jene Vorbilder, wann Noth und Gelegenheit ihn reizen, aus eigenem mühevollen Ersinnen heraus ihnen Gleiches herzustellen vermöchte? Aber daß die Thiere ohne solch sinnende Mühe schaffen, was sie können, daß ihnen wie vom Himmel gegeben ist, was wir erst mit irdischem Schweiß uns erringen müssen — das ist's, was uns auch hier zu neidischer Bewunderung fortreißen darf. Allein zugleich giebt es uns ein hartes Räthsel zu knacken auf: es läßt uns die Thiere bald hoch über uns, bald ganz nahe an uns, bald wieder tief unter uns erblicken. In welchem Verhältniß stehn wir denn zu ihnen, wie ist unsere Kunst der ihrigen gegenüberzustellen, kurz: sind sie uns nahe verwandt oder trotz allem Widerspiel Fremdlinge?

Es ist interessant zu verfolgen, wie im Wechsel der Jahrhunderte und der allgemeinen Anschauungen über Welt und Menschheit dieses Räthsel verschieden zu lösen versucht wurde. Man zog die weite Reihe, die vom Menschen über die Thiere und Pflanzen bis zu den Steinen führt, bald enger zusammen, bald weiter auseinander oder riß sie etwa mitten entzwei; insonderheit rückten die Thiere bald zum Rang unserer niedrigen Verwandten auf und wurden bald wieder so tief als nur möglich degradirt. Erst standen sie überaus hoch, dann fielen ihre Actien, und endlich stiegen sie wieder Schritt für Schritt höher. Die Urzeit, Schöpferin weltdeutender Mythen, hat sie so eng in ihre Bilder vom Menschenleben und Weltenbau eingeflochten, daß wir heute noch in zahlreichen Gebilden unserer Ornamentik und selbst der übrigen Künste auf Thiere stoßen, die mitsinnend, mittragend, mithandelnd mit ihren menschlichen Freunden uns an ferne Denkweisen erinnern, in denen die Thiere sich nicht nur einer günstigeren Beurtheilung, sondern auch einer wärmeren Hingabe des Menschen erfreuten als in Zeiten anderer Auffassungen. Auf der Höhe antiken Denken und Handelns, bei den zwei großen griechischen Philosophen, dem göttlichen Platon und dem irdischen Aristoteles, überrascht uns eine Neigung, Gemeinsamkeiten zwischen Mensch und Thier zu finden; ja es wird viel Systematik darauf verwandt, eine strenge Stufenfolge herzustellen, in der immer Eins zum Andern kommt; und Thiere wie Pflanzen haben ihre Seele. Kaum ist jene Höhe der Antike von den Anfängen ihres Endes abgelöst, kaum sind die rigorosen Vernunftherrn von der stoischen Philosophie großentheils Führer des antiken Denkens geworden, fällt auch schon Stück für Stück der früheren Bundesgenossenschaft. Die Pflanzen müssen ihre Seele hergeben; die Thiere dürfen sie behalten, verlieren aber die Gemeinsamkeit mit den Menschen. Dem armen Schwein soll die Seele nur gleichsam als Salz, d. h. um sein Fleisch vor Fäulniß zu bewahren, verliehen worden sein.

Indessen versäumt man doch nicht, was uns wohl zu allernächst am Herzen liegen dürfte: die einzelnen Leistungsarten der Thiere zu beachten. Ihr Instinct und zumal ihr Kunsttrieb werden auch von diesen Weisen anerkannt, und Viele der großen Männer des Alterthums finden wir als Kritiker der Thiere wieder. Es ist dabei merkwürdig, wie manche Gedanken, die unserer Zeit anzugehören scheinen, schon in den Köpfen der ältesten Weisen herumgewälzt wurden. Die Frage, mit der wir immer wieder gern spielen: ob Raffael auch ohne Hände der große Maler geworden wäre, würde des Perikles Freund, der Philosoph Anaxagoras, wahrscheinlich verneint haben, da er meinte, der Mensch sei deswegen das weiseste Thier, weil er Hände habe. Nein, hielten ihm später Aristoteles und Plutarch und der Arzt Galenus entgegen: er hat deswegen Hände, weil er der weiseste ist. Und Einer nach dem Andern wies dazu auf die jungen Thiere hin, die ihre Handlungen schon eher zu verrichten bemüht sind, ehe ihre körperlichen Gliedmaßen die gehörige Vollkommenheit haben.

Die Schätzung der Thiere darüber hinaus zu heben, hatte die mittelalterliche Folgezeit, soweit wir sie meist überschaun, kaum einen Anlaß. Selbst jener französische Weltweise des 17. Jahrhunderts, den man an den Eingang modernen Philosophirens zu stellen pflegt, Descartes, neigte sogar dazu, die Thiere nur als Maschinen zu betrachten, wie es ja im nächsten Jahrhundert seitens der philosophischen Materialisten Frankreichs und in unserem seitens der Physiologie und Medicin auch dem Menschen gegenüber beliebt wird. Jedenfalls hat jene maschinöse Auffassung der Thiere lang nachgewirkt: sie finden ab und zu ein Interesse, aber noch immer keine nähere Würdigung. Auch ein Buffon, der Naturhistoriker aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, blieb noch so sehr innerhalb der Maschinen-Ansicht befangen, daß er selbst in den allerkunstreichsten Handlungen der Thiere keinerlei Weisheit, Kunst und Erfindung sah und im Wachsbau der Bienen Alles aus einem bloßen Druck und Gegendruck der arbeitenden Bienen begreiflich fand. Unter den führenden Geistern von damals war es wohl nur der Philosoph der erwachenden Marmorstatue, Condillac, der von den Thieren wesentlich anders dachte und sie ihre Künste auf menschliche Art erwerben, ihre Kunstwerke vorher erfinden ließ, so daß ein Biber schon zum Voraus den Riß oder das Modell zu seinem Bau, ein Vogel zu seinem Nest entworfen habe.

Heute ist es uns nicht schwer, solche Extreme zu vermeiden. Unsere Darwin, Brehm, Büchner u. A. haben uns einerseits eine willkommene Fülle einzelner Aufschlüsse über das Treiben der Thiere vermittelt, andererseits das Verhältniß zwischen den Menschen und den Thieren soweit aufgehellt, daß wir in diesen weder Maschinen noch Menschen zu suchen haben. Namentlich waren es zwei Punkte, die in letzter Zeit zu größerer Klarheit gebracht wurden. Erstens sehen wir die Thiere durch den Instinct, dieses „vererbte Gedächtniß," zahllose Fähigkeiten auf die Welt mitbringen, wie sie der Mensch, in höchster Unbehilflichkeit geboren, erst in jahrelangem Lernen erarbeiten muß. Zweitens aber wurde die Stufenreihe vom Menschen bis zu den Pflanzen, die schon in der besten Zeit des Alterthums einigermaßen eng zusammengeschnürt war, noch viel enger zusammengezogen. Auch abgesehn von der Hypothese, daß diese Reihe eine Entwickelung des Höheren aus dem Niederen bedeute, haben die vergleichende Anatomie, die Physiologie des Menschen und die Psychogenesis (Kindespsychologie) die körperlichen und seelischen Besitzthümer so sehr auf Grundlagen, die wir mit den Thieren gemein haben, zurückgeführt, daß wir uns nicht mehr scheuen brauchen, sowohl in den Thieren Vieles von uns, als auch in uns Vieles von den Thieren wiederzufinden. Daß dieser Weg zugleich zu Abwegen verlockte, ist ja bekannt und begreiflich. Darwin hatte hier wohl am wenigsten Schuld; er überschätzte gerade die thierische Kunst als Kunst keineswegs, that aber das Seine, um ihr gerecht zu werden. „Es muß ein beschränkter Mensch sein", — sagt er im „Ursprung der Arten" — „welcher bei Untersuchung

des ausgezeichneten Baues einer Bienenwabe, die ihrem Zwecke so wundersam angepaßt ist, nicht in begeisterte Verwunderung geriethe. Wir hören von Mathematikern, daß die Bienen praktisch ein schwieriges Problem gelöst und ihre Zellen in derjenigen Form, welche die größtmögliche Menge von Honig aufnehmen kann, mit dem geringstmöglichen Aufwand des kostspieligen Baumaterials, des Wachses nämlich, hergestellt haben." Inzwischen sei doch die Schwierigkeit nicht so groß, wie es anfangs scheint; denn all dies schöne Werk lasse sich von einigen wenigen, sehr einfachen Instincten herleiten. Dann giebt Darwin seine näheren Beobachtungen und Versuche darüber an und versucht die Erklärung aus seiner bekannten „natürlichen Zuchtwahl". Allerdings handelt sich's hier nicht eigentlich um Kunst für sich, um Aesthetisches, sondern um ein technisches Mittel im Kampf um's Dasein. Hingegen haben auch Versuche nicht gefehlt, das eigentlich Künstlerische, wie es den Menschen auszeichnet, die Kunst als Gegenstand des ästhetischen Wohlgefallens, und zwar namentlich die Musik, bei den Thieren wiederzufinden und dort den Ursprung unserer, anscheinend rein menschlichen, Schätze der Schönheit anzusetzen. Allein all dem, was da an theilweise unbestrittenen Thatsachen auftauchte, fehlte doch meistens das, was Kunst zur Kunst macht: so dem Vogelgesang das Musikalische. Dieser Zweig des Darwinismus, die „evolutionistische Aesthetik," hat nun einmal Fiasco gemacht; die Thiere sind eben weit weniger Künstler, als unsre häufige Bewunderung uns glauben lassen möchte.

II.

Doch lang bevor es moderne Forschung und Speculation so weit gebracht, war ein Mann als Dolmetsch der thierischen Künstler aufgetreten, der zwar uns Heutigen dem Namen nach in guter Erinnerung ist, dessen nähere Verdienste jedoch unserem Dank entschwunden sein dürften. Zu Ende des Jahres 1894 gedachte die Oeffentlichkeit eines Schriftstellers, der damals gerade vor zweihundert Jahren, am 22. December 1694, zu Hamburg geboren ward, Hermann Samuel Reimarus hieß und vielleicht durch die philosophischen Werke, die unter seinem Namen herausgekommen, trotz ihrem damaligen großen Erfolg kaum einen besonderen Nachruhm erlangt hätte, wäre er nicht identisch gewesen mit einer der interessantesten Einlagen in unsrer classischen Litteraturperiode. Er ist kein Geringerer als Lessings „Ungenannter", der berühmte Wolfenbüttler Fragmentist, durch dessen „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" Lessing als ihr Herausgeber in die bekannte Fehde mit dem vielberufenen Pastor Goeze gerieth. Jener philologische und philosophische Gelehrte hatte, wie er erzählt, seit vielen Jahren zu seinem eigenen Vergnügen besondere Beobachtungen von den verschiedenen Kunstfertigkeiten der Thiere aus den glaubwürdigsten Naturforschern gesammelt, sie jedoch nicht selbst veröffent-

licht, sondern zunächst zu einer kleinen lateinischen Abhandlung aus dem Jahr 1725 und dann zu „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe: zum Erkenntniß des Zusammenhanges der Welt, des Schöpfers und unser selbst", benützt; ein Buch, das 1760 zum ersten und 1798 zum vierten Mal erschien und in's Holländische und Französische übersetzt wurde. Erst fünf Jahre nach seinem Tod, im Jahre 1773, wurden seine „angefangenen Betrachtungen über die besonderen Arten der thierischen Kunsttriebe aus seiner hinterlassenen Handschrift herausgegeben, mit einigen Anmerkungen und einem Anhange von der Natur der Pflanzenthiere begleitet", durch seinen Sohn, den Arzt J. A. H. Reimarus; sie beziehen sich zumeist auf die Bewegungen der Thiere. In jenem anziehenden Werk, dem wir bereits manches Vorige entnommen, zeigt unser Autor einerseits, wie man gemeiniglich, weil wir Menschen mehrentheils lauter erworbene Fertigkeiten und Künste haben, in den wesentlichen Begriff der Fertigkeiten und Künste mit hineinschiebt, daß sie Geschicklichkeiten sind, die wir uns durch fleißige Uebung erworben haben, und wie demgegenüber die Kunstfertigkeiten der Thiere sich lediglich als natürliche, angeborene Triebe erweisen, ohne also die Thiere den Menschen als den alleinigen Besitzern der damals so viel angerufenen „Vernunft" näher zu stellen, ohne ihren wesentlichen Unterschied in einen blos stufenweisen zu verwandeln. Andrerseits aber weist er nach, daß in den Kunsttrieben der Thiere das Vornehmste, nämlich ihre regelmäßigen Kunstwerke, die sie mit vieler Geschicklichkeit und Fertigkeit zu machen wissen, sich „weder aus einem bloßen Mechanismo, noch aus einer damit verknüpften äußerlichen und inneren körperlichen Empfindung oder auch sinnlichem Witze zureichend auflösen" läßt. Sie entspringen nicht mechanischen, sondern willkürlichen Trieben; sie setzen ein seelisches Bemühen voraus. Beispiele, die er giebt, „zeigen klärlich, daß die Thiere ein bestimmtes Modell oder Muster ihrer Arbeit im Kopfe haben und das abweichende oder zerrüttete, nach solcher Vorschrift, ändern und zur Einstimmung bringen; folglich, daß sie nicht als bloße Maschinen zu ihrer gewissen Arbeit determinirt sind, sondern zugleich nach einer Vorstellung handeln." Aber nicht mehr; selbst was sie noch an höheren Geisteskräften besitzen, stehe in keiner Verknüpfung mit ihren Kunsttrieben, und gerade je mehr sie davon haben, wie Hunde, Pferde, Elephanten, desto geringer seinen ihre natürlichen Kunsttriebe. „Die Geschicklichkeit, welche wir an ihnen bewundern, ist bloß eine Erfindung der Menschen, welche die rohen Triebe und Fähigkeiten dieser Thiere nach ihrer Absicht zu bestimmen wissen. Ein offenbares Zeichen, daß die Kunsttriebe der Thiere nicht aus ihren eigenen Fähigkeiten des Verstandes entstehen, nicht von ihnen selbst erdacht oder erfunden sind. Denn sonst würden diejenigen Thiere, welche vor andern fähig sind, menschliche Erfindungen zu fassen und anzunehmen, auch von selbst auf mehrere Künste, die zu ihrer Bequemlichkeit, Lust und Nothdurft dienen, gerathen sein. Allein das sieht

man nicht, sondern im Gegentheil, je weniger bei den Thieren, wegen ihres kurzen Lebens und verlassenen Zustandes, oder finstern Aufenthaltes, Erfahrung, Erziehung, Beispiele, und also auch Nachdenken und Erfindung stattfinden, desto mehrere und feinere Kunstfertigkeiten besitzen sie von Natur."

In 27 Thesen giebt dann Reimarus einen Ueberblick über die Eigenschaften der Kunsttriebe. Daß jedes Thier solche hat, und daß es diese und keine anderen besitzt, zu seiner und seines Geschlechtes Erhaltung und Wohlfahrt, führt er auf die Bedürfnisse der verschiedenen Arten ihres Lebens zurück. Wir sehen also, zumal wenn er fortfährt: „Keine Thierart hat unnöthige und überflüssige Kunsttriebe," daß für ihn die thierischen Künste Mittel zum Existenzzweck und Wirkungen der Noth sind. — Damit scheinen sie so weit nur möglich von den menschlichen Künsten entfernt zu bleiben. In der That huldigen wir den ästhetischen Künsten nicht aus Hunger, nicht um unsere Existenz zu fristen. Allein es ist nur der leibliche Hunger, nur das Thierische an unserer Existenz, was in diesem Sinn tief unter der menschlichen Kunst bleibt. In einem höheren Sinn treibt auch uns der Hunger nach der Kunst, ist in unseren Existenzbedingungen auch diese mit eingeschlossen. Seit Richard Wagner mehrfach darauf hingewiesen, welche Bedeutung die Noth, die schreiende Noth — freilich nicht als „Magenfrage" — im Kunsttreiben spielt, seitdem mögen auch die thierische und die menschliche Kunst einander wieder näher gekommen sein, als jener Sohn des optimistischen Jahrhunderts ahnte.

Von Sonstigem erfahren wir noch Folgendes. „Kein einzig Thier hat von Natur fremde, falsche und verkehrte Kunsttriebe." Reimarus meint, wir dürfen die Triebe nur in Gedanken vertauschen, so können wir uns leicht vorstellen, welche Unordnung alsdann in der Natur entstehen würde; er giebt ein Bild davon in der bekannten Manier: „wie's wär', wenn's anders wär'." Ferner: „Alle einzelne Thiere einer Art handeln, wenn sie frey sind, in ihren Kunsttrieben nach einerley bestimmten Weise, Regel und Modell, wenigstens in dem Wesentlichen; so daß ihnen bloß zufällige Beschaffenheiten verschiedentlich zu bestimmen überbleiben." Nun aber die Einschränkung: „Die Kunsttriebe der Thiere sind von der Natur nicht so gänzlich und in allen Stücken determinirt, daß ihnen nicht Eins und Anderes, durch ihr eigenes Erkenntnißvermögen, nach den Umständen, verschiedentlich zu bestimmen übrig bliebe." So der Ameisenlöwe nach den Mittheilungen Bonnets, des philosophischen Nachfolgers von Condillac: er „brauchet sonst seine vordere Zange zur Schaufel, die Steinchen, welche in seiner Sandgrube ein Hinderniß geben, hinaus zu werfen. Allein, wenn ihm der Stein für einen solchen Wurf zu groß ist, so suchet er das Hintertheil seines Körpers unter den Stein zu schieben, und selbigen sich auf solche Weise auf den Rücken zu laden. Wie er nun auch sonst allezeit rücklings kriecht: so bemühet er sich, den aufgeladenen Stein immer weiter

rückwärts, in einer Schneckenlinie, aus der Sandgrube bis zum obersten Eingange zu schieben. Aber, siehe, der Stein rollet ihm oft im Schieben von dem Rücken wieder herunter in die Tiefe, fast wie die Fabel von des Sisyphi Steine saget. Dennoch ist mein Ameislöwe unverdrossen, sich den Stein, wie vorhin, und so oft aufzuladen, bis es ihm gelingt, diese Last ganz in die Höhe und aus der Grube zu schaffen." Zu demselben Punkt gehört auch folgende Erfahrung: „Wenn die Thiere zuweilen selbst von der regelmäßigen Vorschrift ihres Kunstwerkes unvermerkt abgewichen sind: so suchen sie solchen Fehler wohl durch Nachgeben und Einlenken wieder gut zu machen." Diese Ueberschreitungen des blos Maschinenhaften gehen jedoch nicht so weit, daß die Kunsttriebe einer und derselben besonderen Art, in den Hauptstücken, nach Ländern und Nationen verschieden wären oder von den Nachkommen zu einer weiteren Vollkommenheit gebracht würden: es kommen auch eben so wenig neue Künste unter den Thieren auf, als alte verloren gehen oder schlechter werden. Das Gegentheil bekanntlich bei den Menschen. Ebenso: „Ein jedes Thier äußert die Kunsttriebe seiner Art, gleich das erste mal, mit einer völligen regelmäßigen Fertigkeit, ohne vorgängige Anweisung, Uebung, oder Brudeley." „Es sind vom Anfange lauter Meisterstücke."

An diesem Naturcharakter thierischer Kunst ändern auch scheinbare Ausnahmen Nichts. So äußert sich ein Theil der Kunsttriebe „erst in einem gewissen Alter und Zustande, auch wohl nur ein mal im ganzen Leben; aber dennoch bey allen auf einerley Weise, und so gleich mit völlig regelmäßiger Fertigkeit. Demnach sind auch diese Kunsttriebe nicht durch Uebung erworben, sondern in der Natur selbst von ferne bestimmt, daß sie sich zu ihrer Zeit entwickeln müssen." Selbst das ist nur eine scheinbare Ausnahme, „daß einige Thiere, welche zuerst, Schwachheits halber, der Aeltern Pflege anvertraut sind, von denenselben auch, so weit es nöthig ist, lernen und angeführt werden, bis sie zu vollen Kräften gekommen sind, und bis sich ihre eigenen Kunsttriebe entwickeln." Beispiele zeigen jedoch, daß die Erziehung der unwissenden Jungen nicht über die Nothwendigkeit geht. Auch noch eine andere Ausnahme — „die Kunsttriebe der Thiere sind von der Natur nicht so gänzlich und in allen Stücken determinirt, daß ihnen nicht eins und anderes, durch ihr eigenes Erkenntnißvermögen, nach den Umständen, verschiedentlich zu bestimmen übrig bliebe" — reicht nur so weit, daß die angewandten Mittel immer noch eine allgemeine Aehnlichkeit mit den gewohnten ihres Triebes haben und demnach keiner höheren als eben thierischer Seelenkräfte zur Erklärung bedürfen.

III.

So mögen uns die Thiere auch als Künstler gleich lieb und vertraut werden, wie sie es sonst sind. Erniedrigt uns ein Entgegenkommen gegen

sie keineswegs, so dürfen wir auch nicht fürchten, daß unsere Kunst erniedrigt werde, wenn wir Einiges von ihr ebenfalls an den Thieren wiederfinden.

Noch mehr: wir finden Einiges von unserer Kunst auch an einer näheren Stelle wieder: in unseren Spielen; und ebenso finden wir Einiges von unseren Spielen ebenfalls bei den Thieren wieder. Kunst und Spiel beim Menschen, Kunst und Spiel beim Thier werden uns so zu einem Bündel nahe verwandter Fragen. Besonders die Spiele der Thiere geben uns dadurch Räthsel auf, daß wir uns nicht leicht in ihren Sinn hineindenken können, und daß sie hinwider mancher Wirklichkeit ähnlich sind, die wir wohl kennen und wohl zu verstehn glauben.

So wenn die Thiere in ihrem Spiel ein Jagen oder Kämpfen darstellen, oder wenn sie nachahmen, was sie wahrgenommen. Warum thun sie das? Warum thun die Menschen Aehnliches? Und was hat es, vielleicht als höchste Erscheinung all' dessen, zu bedeuten, daß wir in unserer eigentlich menschlichen Kunst eine eigene Welt aufrichten, die abermals mancher bekannten und verständlichen Wirklichkeit ähnlich, oft bis zum Verwechseln ähnlich ist und doch nicht wesentlich gleich auf uns wirkt wie diese? Wenn wir mit Jemandem ein Spiel spielen: wollen wir ihm dadurch ebenso über werden wie im ernsten geschäftlichen oder kriegerischen Kampf, oder „thun wir nur so, als ob" — und welchen Sinn hat dies? Wenn wir die Bühnendarstellung eines Mordes ruhig ansehen und darüber sogar noch das bekannte „Vergnügen am Tragischen" fühlen: was hat diese Abweichung von dem, was uns sonst eine solche Begebenheit bedeutet, zu bedeuten? Kurz: worin besteht das Wesen der Kunst und des Spieles?

Um diese Fragen zu beantworten, wird vor Allem eine umfassende Kenntniß dessen nothwendig sein, was an Thatsachen im Bereich der erwähnten Erscheinungen beizubringen ist. Eine gleich hinreichende Kenntniß wie von der menschlichen Kunst haben wir von den menschlichen Spielen wohl noch nicht, und noch weniger von der Kunst und den Spielen der Thiere; die davon vorhandenen Bruchstücke oder Gesammtvorräthe sind gerade im Rahmen unserer Zeilen nicht genügend wiederzugeben. Auf Grund solcher Kenntnisse beschreibender Art aber wird sich allmählich eine Erklärung im Sinn jener Fragen geben lassen, wenn man sich zuvörderst an das allen diesen Erscheinungen Gemeinsame hält und lieber mit einem Eingehen in die Besonderheiten so lange wartet, bis der allgemeine Grund sicher genug gelegt ist. Dazu mag folgende Betrachtung dienen.

Ein großer Bestandtheil unseres seelischen Lebens sind die Vorgänge, in denen wir irgend Etwas glauben oder nicht glauben — im weitesten Sinn dieses Wortes. Wir glauben z. B., daß ein Ereigniß, das wir sahen oder erfuhren, ein Mord war; wir glauben nicht, daß die sociale Frage bald gelöst werde; wir glauben, daß es einen Gott giebt, oder glauben daran nicht. Solche Vorgänge sind im weitesten Wortsinn Urtheile; in mehrfachem engeren Sinn kennen wir die „Urtheile" des Richters, des

Kritikers u. s. w. Wesentlich verschieden davon sind die Vorgänge, in denen unsere Seele irgend eine Angelegenheit lediglich, wenn wir so sagen dürfen, sich gegenüber hat, ohne darüber Etwas zu glauben. Wir haben z. B. einen Gesichtseindruck von einem Gegenstand, der, wenn wir uns vielleicht später nach unserem Urtheil darüber fragen, für einen Baum gehalten werden kann; oder wir erinnern uns eines solchen Eindrucks, oder wir construiren ein ihm ähnliches Bild selber in unserer Seele. Oder wir sehen ein Ereigniß, das sich für unser etwaiges Urtheil als ein Mord auffassen läßt; oder wir beschäftigen uns lediglich mit dem Gedanken — nicht mit dem Glauben — daß ein Mord geschieht. Oder wir denken an die sociale Frage, oder gar an ihre baldige Lösung, ohne irgend ein Ja oder Nein darüber. Oder wir machen uns in unserm Geist ein Bild von Gott, ohne an ihn zu glauben oder ihn zu leugnen; noch mehr: wir können selbst den Glauben oder Nichtglauben an Gott, also ein Urtheil, in unserer Seele haben, ohne wirklich zu glauben oder nicht zu glauben, d. h.: ohne das Urtheil in der That zu fällen. So, wenn wir den Atheismus zu widerlegen beginnen: wir müssen dann den Unglauben der Gegner, obschon wir ihn nicht mitmachen, doch in uns „gegenüber haben", uns „vorhalten" — gleich einer Urkunde, die wir uns erst vor Augen halten, ehe wir sie anerkennen. Dieses Gegenüberhaben oder Vorhalten verdient den technischen Namen des „Vorstellens" und zwar ohne Rücksicht darauf, ob wir von Etwas einen sinnlichen Eindruck haben oder es gegenwärtig in unserm Geist finden (wie wenn wir das Auftauchen einer Freude in uns erfahren) oder es sonstwie als Stück unseres seelischen Lebens bekommen.

IV.

In allen Fällen der Kunst oder des Spiels ist der Inhalt dieser Beiden kein Gegenstand des Glaubens, sondern ein Gegenstand des Vorstellens. Der Dramatiker, der die Worte: „Ich will Dich tödten" niederschreibt; der Schauspieler, der sie spricht; der Kunstfreund, der sie liest oder hört: sie Alle meinen dies nicht in dem Sinn eines Urtheils — Niemand will tödten — sondern lediglich in dem Sinn, daß sie sich dieses keineswegs gefällte Urtheil vorstellen. Sie fällen dieses Urtheil ebenso wenig, als der Prediger den Unglauben an Gott, den er bekämpft und sogar in Worte kleidet, zu dem seinigen macht, oder als der Staatsanwalt eine strafbare Aeußerung, die er zur Anklage bringt und dazu genau feststellen muß, zu seiner eigenen Ansicht oder Aussage macht. Und ebensowenig als der Staatsanwalt eine solche religions- oder sittenwidrige Stelle in einem dichterischen Werk nothwendig selber für richtig hält, ebensowenig hält sie der Dichter als solcher für richtig, ja, er hält sie auch nicht einmal für falsch: denn ihm war es einzig um die Vorführung des Inhalts jener Stelle, um eine Vorstellung zu thun, und zwar bei sich wie bei Jedem,

der mit dem Dichtwerk zu thun bekommt. Er kann im Uebrigen den betreffenden Inhalt für wahr oder falsch halten; aber nicht als Dichter, sondern als Theoretiker, oder etwa als Lebenspraktiker. Er kann auch mit jener dichterischen Stelle die Absicht verfolgt haben, sein Publicum an ihren Inhalt glauben zu machen, und vielleicht mit Erfolg; allein in eben dem Maß, als er dies thut, als er dieser „Tendenz" huldigt, ist er nicht Künstler, und in dem Maß hinwider, als sein Werk künstlerisch gerathen ist, war die Tendenz in Kunst aufgelöst worden.

Man könnte nun den Dichter, der die Worte: „Ich will Dich tödten," vorführt, so auffassen, daß er oder sein Darsteller den Hörer täusche, d. h. ihm die falsche Meinung beibringe, der Dichter oder sein Darsteller wolle wirklich Jemanden tödten. Ebenso beim Spiel: hier sei der Knabe, der als „Gendarm" den „Räuber" verfolgt, bestrebt, den Partner über sich zu täuschen und sich von ihm wirklich für einen Gendarmen halten zu lassen; und desgleichen bei Spielen der Thiere. Allein man sieht nach dem Vorigen leicht ein, daß dies ebensowenig zutrifft als die etwaige Auffassung, der Dichter denke in der That an Mord, der spielende Knabe in der That an eine Verhaftung, und Jener wolle seinen Hörer, dieser seinen Partner über seine Absichten täuschen und in die Sicherheit wiegen, es handle sich um keinen Mord und keine Verhaftung. Denn weder Mord noch Verhaftung noch der Verzicht auf Beide, sondern lediglich das anschauliche oder der Anschauung gleichkommende Bild solcher Thätigkeiten steht hier in Betracht. Nicht Irrthum noch Wahrheit, nicht Täuschung noch Entlarvung oder Berichtigung, nicht Schein noch Sein gilt es hier; vielmehr soll statt der Wahl zwischen Schein und Sein blos die Erscheinung der Sache erfaßt werden.

Wenn der Anblick eines Baumes in der Nacht, vereint mit unserer Angststimmung, uns die Täuschung erweckt, dies sei ein Gespenst, so ist das eine Illusion; wenn Potemkin seiner Kaiserin durch Coulissen die Täuschung „Potemkin'scher" Dörfer vorzaubert, so war dies ebenfalls eine Illusion. Wenn aber der Theatermaschinist uns Coulissen vorführt, die ein Dorf darstellen sollen, so ist dies kein Potemkin'sches Dorf und überhaupt keine Illusion. Wir glauben weder, vor einem Dorf zu sitzen, noch zweifeln wir daran; wir geben uns mit der Erscheinung eines Dorfes zufrieden, und nur wenn unsre Vorstellungskraft, speciell unsere Phantasie, sehr unselbstständig entwickelt ist — nicht etwa, wenn sie sehr vollkommen ist — dann machen wir's so, wie es manche Anekdoten von Ungebildeten berichten, die den Gegenstand ihrer Vorstellung für einen Gegenstand ihres Urtheils halten, etwa auf die Bühne zu Hilfe eilen od. dgl. Die künstlerische Vorzauberung ist ebensowenig wie der Zauber des Spiels eine Illusion, sondern etwas davon wesentlich Verschiedenes; nur die scheinbare Aehnlichkeit mit ihr und die Unvollkommenheit unsrer ästhetischen Einsichten bewirken den zweideutigen Gebrauch des Ausdrucks „künstlerische Illusion". Daß sich somit auch die strafrechtliche oder moralische Verfolgung von Kunstwerken ob religiöser, sittlicher, politischer oder sonstiger

Vergehen als eine ästhetische Einsichtslosigkeit herausstellt, und daß zum Schutz der Kunst gegen diese ein Gesetzesparagraph nöthig wäre: „Die Kunst und ihre Ausübung ist frei,“ dürfte nach dem Gesagten einleuchten.

Man könnte andrerseits den Zuschauer vor der Bühne oder den Knaben, der im Spiel vor einem „Gendarmen“ flieht, so auffassen, als versetze er sich selbst in die (irrige) Meinung, ein Dorf oder einen Gendarmen in Wirklichkeit vor sich zu haben. Diese Annahme einer Selbsttäuschung wird wohl schnell wieder verlassen werden; man könnte sie aber mit der Ergänzung wieder aufnehmen, daß die Selbsttäuschung durchschaut und berichtigt werde, daß man um sie wisse und sie so zu einer bewußten mache. Nun ist es wohl allgemein bekannt, daß eine durchschaute Täuschung aufhört, eine Täuschung zu sein. Wir glauben entweder an die Sache oder glauben daran nicht; Beides zusammen bedeutet eine logische Unmöglichkeit und ist beim geistig normalen Menschen eine psychologische Unwahrscheinlichkeit höchsten Grades. Annehmbarer wäre die Auffassung, die blos eine Absicht, sich ebenso zu täuschen, wie man einen Andern täuscht, und ein Mißlingen dieser Absicht voraussetzt; die Umständlichkeit jedoch, die in einem solchen Hin und Zurück liegt, macht dies ebenso wie den Gedanken eines Hin- und Herpendelns zwischen Täuschung und Berichtigung als Erklärungsversuch von Kunst und Spiel ebenfalls unwahrscheinlich. Dagegen dürfte der Gedanke einer bewußten oder durchschauten Selbsttäuschung ebenso ein Widerspruch sein wie der eines hölzernen Eisens oder eines runden Vierecks oder einer potentiellen Energie; ganz abgesehn von seiner Unzulänglichkeit, indem er unter den Künsten und Spielen nur auf die darstellenden, wie auf Dichtung, Mimik, Malerei und Plastik, auf Jagd-, Kampf- und ähnliche Spiele, nicht aber auf die selbstschaffenden, sogenannten formaleren Künste und Spiele anwendbar wäre, auf Musik, Architectur, auf das meiste Decorative und auf den nicht mimischen Tanz, sowie auf die diesen Künsten ähnlichen Spiele.

V.

Indem wir so den Inhalt der Kunst und des Spiels in dem weiten Reich des bloßen Vorstellens untergebracht, fehlt es uns doch noch an seiner Unterscheidung von Anderem, was ebenfalls bloße Vorstellung, aber weder Kunst noch Spiel ist. So leicht und allgemein die bisher gegebene generelle Erklärung von Beiden war, so schwierig und von besonderen Einsichten abhängig dürfte die noch ausständige specielle Erklärung Beider sein. Der Versuch einer solchen wird zunächst die bisherige Ausführung insofern ergänzen müssen, als sie in abstracter Weise mit der Annahme isolirter seelischer Vorgänge, diesmal der Vorstellungen, rechnete. In der concreten Wirklichkeit haben wir mit solchen Isolirtheiten kaum jemals zu thun: an die Vorstellungen schließen sich in der That wohl immer Urtheile (wenngleich nicht

nothwendig gerade die Anerkennungen des Inhalts jener Vorstellungen) und Vorgänge der Lust und der Unlust, der Zuneigung und Abneigung an — oder was für seelische Klassen man sonst annehmen mag. So kann uns Alles, was wir vorstellen, gefallen oder mißfallen in jenem weitesten Sinn, in welchem wir von positiven (Lust-) und negativen (Unlust-) Gefühlen sprechen.

Beispiele: nach langwieriger Beschäftigung mit einer Sache bereitet uns eine andere den Genuß ihrer Neuheit, sei sie nun selber von der oder der, vielleicht sogar von einer recht widrigen Beschaffenheit; oder ein Ding erfreut uns als unsere Speise (sei es im Essen oder sonst wann), mag sie auch weder neu sein noch sonstige Vorzüge haben; oder ein Geräth gefällt uns ob seiner Bequemlichkeit, eine Anordnung ob ihrer Zweckmäßigkeit, ein Besitz ob seiner Nützlichkeit, ein Ausspruch ob der edlen Gesinnung seines Urhebers u. dgl. m.; und endlich ein Stück schöner Natur oder ein Kunstwerk oder ein Bruchstück daraus oder auch nur ein Anklang daran im Phantasieleben eines Geistes von Geschmack gefällt uns ebenfalls. Achtet man auf den Unterschied zwischen diesem letzten Beispiel und jenen vorhergehenden, so fällt bei jenen der Umstand auf, daß die in uns erweckte Lust sich auf den jeweiligen Gegenstand nur heftete, insofern er in gewissen Beziehungen stand. Eine Sache, die uns durch den „Reiz der Neuheit“ fesselte, kann ohne diese Relativität uns anwidern; ein eßbarer Gegenstand, auf dessen Verzehrung wir verzichten müssen, erfreut uns nicht mehr oder nur durch andere Beziehungen; ein unbequemes Geräth, eine unzweckmäßige Anordnung, ein unnützer Besitz, ein unedler Ausspruch mißfallen uns — und zwar auch dann, wenn gegen früher das Geräth, die Anordnung, der Besitz, der Ausspruch gleichgeblieben sind und nur die „Verhältnisse“ sich geändert haben.

Künstlerisches oder Kunstartiges hingegen gefällt uns ohne ein solches „Insofern“: ein erhabenes Bauwerk, eine Stelle aus einer guten Musik, ja selbst ein Witz oder ein Reim oder ein wohlproportionirtes Rechteck haben für uns keine solche relative Bedeutung der Neuheit oder der Ernährung oder der Bequemlichkeit u. s. w., sondern vielmehr die beziehungslose („absolute“) Bedeutung, daß uns ihre Beschaffenheit gefällt. Hinzukommen kann allerdings jegliche Beziehung dieser Art, namentlich die einer Uebereinstimmung mit dem Zeitgeschmack; dann muß sich mit der Zeit neben einem solchen veränderlichen Factor ein gleichbleibender feststellen lassen, wenn es sich wirklich um Kunst handelt, oder er muß fehlen, wenn dies nicht der Fall war. Hinzukommen kann die Bedingung eines solchen Gefallens hinwider zu den Bedingungen jedes sonstigen Gefallens: ein Ofen mag uns nicht nur ob seiner ausgestrahlten Wärme, ob seiner bequemen und praktischen Einrichtung, ob seiner Zugehörigkeit in unser Eigenthum, ob seines Ursprungs u. dgl. freuen, sondern auch lediglich als solcher oder selbst einschließlich derartiger Beziehungen als eigenes Ganzes, wenn sein

Zusammenhang und seine Einzelheiten uns denjenigen Eindruck der Zusammenstimmung, Angemessenheit, oder wie man es nehmen und nennen mag, erwecken, der dem sogenannten Schönen oder Künstlerischen oder Aesthetischen zugehört. Ebenso kann eine Maschine und selbst ein mathematischer Beweis, abgesehn von allem Anderen, uns im ästhetischen Sinn gefallen. Dieser Sinn aber war wesentlich der, daß Etwas die Eigenschaft hat, lediglich durch seine Beschaffenheit, nicht durch seine Beziehungen zu Anderem, also in diesem Sinn „absolut" zu gefallen.

Allein Gegenstände gefallen uns nicht bloß, sondern wir begehren ihrer auch und streben dabei zugleich nach verschiedentlichen Thätigkeiten, die sich daraus ergeben. Dieses Streben und Thun kann als ein Bestandtheil des sonstigen Lebens gedacht sein, wenn z. B. der Gendarm sich bemüht, seine Pflicht zu erfüllen, und darum einem Räuber nachstellt; oder ohne solche Beziehungen, wenn ich z. B. jetzt mein Schreiben oder Lesen unterbreche und an den Rand Figuren zeichne, mit denen ich nicht gerade einen Zweck verfolge. Ebenso wenn Kinder oder Thiere eine ihrer Unterhaltungen aufführen. Dort der Ernst, hier das Spiel. Daß Beide zusammengehen, in einander überfließen können, daß ein Spiel selbst wieder in den Dienst eines Ernstes gestellt werden kann, daß verschiedene Wesen verschiedenen „Geschmack" haben u. s. w. — das braucht wohl nur nebenbei erwähnt werden.

Unser Ergebniß ist: Gegenstände des Schaffens, Darstellens und Genießens der Kunst (einschließlich des sogenannten Naturschönen) sind wesentlich dadurch bestimmt, daß sie lediglich als vorgestellte und kraft ihrer eigenen Beschaffenheit, nicht kraft ihrer Beziehungen zu Anderem gefallen oder gefallen können. Gegenstände des Spiels sind wesentlich dadurch bestimmt, daß wir uns mit ihnen lediglich als mit vorgestellten und kraft ihrer eigenen Beschaffenheit, nicht kraft ihrer Beziehungen zu Anderem beschäftigen.

VI.

Zu diesen Ausführungen gab uns der Umstand Anlaß, daß seit einiger Zeit die hier aufgeworfenen Fragen mit einem Eifer erörtert werden, an den frühere Bemühungen der Aesthetik nicht heranreichen. Namentlich waren es Vertreter der Entwicklungstheorie, die darein eingriffen: Darwin, Spencer u. A. Eine naheliegende Uebertreibung, die schon erwähnte evolutionistische Aesthetik, d. h. die Erklärung der menschlichen Kunst durch thierische Kunst und thierische Triebe, wurde von philosophischer Seite überzeugend zurückgewiesen (beispielsweise von Stumpf in der „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" 1885). Dann war es der Kunsthistoriker K. Lange, der in seiner „künstlerischen Erziehung der deutschen Jugend" (1893) auf die Bedeutung des kindlichen Spiels für die Erkenntniß des Wesens der Kunst aufmerksam gemacht und den künstlerischen Charakter des

Spiels nachzuweisen versucht hat; Andere haben den lebenfördernden Werth des Spieles hinzugefügt, wie Th. Ziegler, der die Arbeit ein Kind des Spieles nannte („Das Gefühl" 1893) und selbst den studentischen Spielen gerecht wurde („Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts", 2. A. 1895). Lange hat später (1895) „die bewußte Selbsttäuschung als Kern des künstlerischen Genusses" durchzuführen gesucht und in seinen „gegenwärtigen Aufgaben der Aesthetik" („Die Aula" 1895 Nr. 1—3) die derzeitige Lage dieser Fragen beleuchtet und als eine der wichtigsten Aufgaben der zukünftigen Aesthetik die „wissenschaftliche Ergründung und Analyse" (besser wohl umgekehrt: „Analyse und Ergründung") des Spieltriebes bezeichnet.

In der That wird jetzt dieser einst von Schiller so glücklich vertretene Begriff wieder aufgenommen. E. Grosse („Die Anfänge der Kunst" 1894) stellt das Spiel als eine Uebergangsform zwischen die praktische und die ästhetische Thätigkeit hinein. Ausländische Forscher wenden sich, gegenüber dem Streben Deutscher nach umfassenden Theorien, verschiedenen Einzelforschungen zu. Unter den Franzosen hat P. Souriau das „Gefallen an der Bewegung" und die „Aesthetik der Bewegung" erörtert; unter den Engländern hat W. H. Hudron in seinem Werk „Der Naturforscher in La Plata" (3. A. 1895) neues überraschendes Material auch über die hiehergehörige Seite des Thierlebens gebracht. Während unter den deutschen Aesthetikern J. Volkelt („Aesthetische Zeitfragen" 1895) die Probleme des Verhältnisses zwischen Kunst und Natur zu Gunsten einer Selbstständigkeit der Kunst als „Schöpferin einer zweiten Welt" beantwortet, Th. Lipps (in verschiedenen Schriften) besonders den Sinn des Gefallens an elementaren Formen, C. Ueberhorst das Wesen des „Komischen" (1896) zu ergründen sucht, hat Professor K. Groos in Gießen sich eigens dem Thema des Spiels gewidmet, das bereits durch M. Lazarus' „Reize des Spiels" (1883) der öffentlichen Aufmerksamkeit nahe gebracht war. Groos gab zunächst in seiner „Einleitung in die Aesthetik" (1892) eine Analyse des Illusionsspiels, ähnlich wie nachher K. Lange; ganz in dessen Sinn ist z. B. der Satz gehalten, den spielenden Knaben begleite durch alle Erschütterungen hindurch „die Gewißheit, daß es sich um ein freiwillig übernommenes Spiel handelt, aus dem er nur herauszutreten braucht, um Allem ein Ende zu machen".

K. Groos verspricht uns eine Schrift von den Spielen der Menschen, ebenfalls mit Benützung der Lehre von der „Scheinthätigkeit", und hat uns einstweilen, zum Theil in gleichem Sinn, mit einem werthvollen Werk über die „Spiele der Thiere" erfreut (Jena, G. Fischer, 1896). Mit Benützung und selbstständiger Verwerthung einer reichen Litteratur, unter der aus älterer Zeit namentlich P. Scheitlins „Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde" (1840) zu Ehren kommt, erhalten wir einen Ueberblick über die verschiedenen Erklärungsversuche und eine Fülle von

Einzelbeobachtungen aus eigener und fremder Hand. Ein erstes Capitel weist die Erklärung des Spiels durch „Kraftüberschuß" zurück, die von H. Spencer, aber nach des Verfassers Hinweisen schon von Schiller vertreten wurde, und sieht die Grundlage, von der man hier ausgehen müsse, in dem Instinct, wenngleich nicht alles Spielen reine Instincthandlung sei.

Ein zweites Capitel, „Spiel und Instinct", führt diese Beziehungen näher durch. Die Handlungen der Thiere und Menschen seien „soweit instinctiv, als sie durch (vermuthlich selectiv entstandene) ‚ererbte Bahnen' ohne Motivirung durch Zweckvorstellungen veranlaßt werden." Je niedriger die Thiere stehn, desto reiner seien ihre Instincte; je höher sie stehn, desto mehr werde die Wirkung der vererbten Bahnen durch erworbene Bahnen theils verstärkt, theils ersetzt, theils verändert. Instincte treten aber nicht nur mit „ernstem Anlaß" in Thätigkeit, sondern auch ohne einen solchen; und dies sei der entscheidende Punkt bei dem Gegensatz von Ernst und Spiel. Das Gemeinsame aller thierischen Spiele wird später darin gefunden, „daß sich Instincte auch ohne realen Anlaß äußern"; der Spielcharakter einer Handlung liege vor Allem darin, „daß dabei Instincte ohne ernsten Anlaß zur bloßen Vorübung oder doch „Einübung in Thätigkeit treten". Dann aber knüpft sich an die spielende Ausübung des Instincts eine Lust, die der an seiner ernsten Ausübung mindestens gleich, weit eher sogar gegen diese erheblich verstärkt sei. Zur Ausbildung der Instincte, wie sie für ernste Anlässe dem Thier erforderlich sind, dienen die Spiele, vor Allem die Jugendspiele. Der treffende Satz: „Je höher die Meisterschaft, desto länger die Lehrzeit," bringt auf den Gedanken, daß vielleicht die Jugendzeit um der Spiele willen da sei; nur sie mit ihren Spielen mache es den Thieren möglich, „die — für sich allein ungenügenden — ererbten Bahnen durch individuelle Erfahrung rechtzeitig so zu vervollkommnen, daß sie den Aufgaben des Lebens gewachsen sind".

Ein drittes, das umfangreichste Capitel, führt näher in den Umfang der „Spiele der Thiere" hinein, gegliedert in acht Gruppen: Das Experimentiren, Bewegungsspiele, Jagdspiele, Kampfspiele, Baukünste, Pflegespiele, Nachahmungsspiele, Neugier. Die Jagdspiele zerfallen wieder in solche mit der lebenden wirklichen Beute, mit der lebenden Scheinbeute; die Kampfspiele in Neckerei, Balgerei unter jungen Thieren, spielende Kämpfe unter erwachsenen Thieren. Wir können hier der Fülle des darin Gebotenen nicht folgen und nur Einiges herausgreifen. Vor Allem ist es immer wieder der Gedanke der Vorübung und Einübung, der die Spiele verstehn lasse. Wenn sich die Lust zum Experimentiren und der namentlich bei der Erörterung des Schmuckes hervorgehobene „Besitztrieb" besonders solchen Gegenständen zuwenden, die durch ihre bunte oder glänzende Außenseite die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so sei darin eine Vorstufe des ästhetischen Genießens und in der Verwendung solcher Dinge für die Bauten der Thiere eine Vorstufe der künstlerischen Production zu erblicken.

Der Trieb zur Nachahmung (die mit Recht weder für das Spiel, noch für die Kunst als einziges Princip genügen soll) wird gegenüber seiner Erklärung durch ein Erwerben auf dem Weg von Associationen vielmehr als ein Instinct aufgefaßt; die Aufmerksamkeit wird in beachtenswerther Weise als ein Spannungszustand bestimmt, und zwar als „die Erwartung eines zukünftigen Eindruckes, verknüpft mit der Vorbereitung auf die instinctiven Bewegungen, die dieser erwartete Eindruck hervorrufen wird"; entwickelt werde sie ganz besonders durch die Spiele und trete als ein selbstständiges Spiel in der Neugier auf, die als „spielend ausgeführte theoretische Aufmerksamkeit" definirt wird.

Wichtig ist bei jedem thierischen Spiel die Frage nach seiner sexuellen Bedeutung. Entgegen den hier beliebten Uebertreibungen haben wir an den bisher besprochenen Spielen keine wesentliche Beziehung zum Sexuellen. Mit Recht heischt der Verfasser Beachtung für den Gedanken, „daß in den blos experimentirenden Geräuschen und Stimmübungen eine Vorstufe der Kunst gegeben sein würde, die nicht mit der Bewerbung verknüpft wäre". Andererseits treten manche Spiele, namentlich die baukünstlerischen, in Verbindung mit Geschlechtlichem auf: beim Erwachen der sexuellen Leidenschaft werden „auch andere, damit zusammenhängende Instincte miterregt", und die „aus einfacheren Reflexen gezüchtete Bewerbungskunst" wird „associativ auch auf den Ausdruck nicht sexueller Regungen übertragen". Den wirklichen „Liebesspielen" nun gilt das fünfte Capitel. Ist jedes Spiel eine Einübung, keine Ausübung des Instinctes, so bieten diejenigen, bei denen die Einübung sich zugleich als Vorübung darstellt, keine solche Schwierigkeit der Erkenntniß wie diejenigen thierischen Handlungen, die erst in der Ausübungszeit des Instinctes hervortreten. Mit einer Polemik gegen die darwinistische Erklärung der Bewerbungserscheinungen durch die bewußte oder unbewußte Auswahl der Männchen durch die Weibchen gelangt Groos zu seiner eigenen Erklärung: es sei im Interesse der Arterhaltung, daß die Entladung des Geschlechtstriebes, der offenbar eine ungeheure Gewalt haben müsse, erschwert werde; diese Erschwerung geschehe durch die „instinctive Sprödigkeit der Weibchen", und so entstünden aus den rohen Anfängen der Werbung die männlichen Bewerbungskünste beim Thier wie selbst beim Menschen, in denen „die sexuelle Wuth zur Liebe sublimirt wird". Also nicht sexuelle, sondern „natürliche" Auslese. Nach diesen Erklärungen werden fünf Arten von Liebesspielen durchgegangen. Liebesspiele unter jungen Thieren, Bewerbung durch Bewegungskünste, Bewerbung durch das Zeigen auffallender oder schöner Farben und Formen, Bewerbung durch Geräusche und Töne, Kokettiren der Weibchen. Interessant ist u. a. die Zurückführung der Bewegungskünste auf einfache Erregungsreflexe. Als ziemlich selbstverständlich scheint Groos die active Rolle bei Thieren und Menschen fast ausschließlich, ausgenommen das Auftreten „männlicher Instincte beim Weib", dem männlichen Theil

zuzuschreiben; welche scheinbare Selbstverständlichkeit doch mindestens näher zu prüfen wäre.

Ein sechstes und letztes Capitel bringt „die Psychologie der thierischen Spiele". Die ursprüngliche psychische Begleiterscheinung des Spiels sei das Lustgefühl, das auf der Befriedigung des Instinctes beruht; die ursprünglichste Ausführung des Spiels geschehe lediglich aus einem ererbten Drang; die aufsteigende Entwickelung stelle es zunächst subjectiv einer praktischen Thätigkeit nahe (so daß selbst Billard- oder Schachspieler „die Besiegung als ernste Kränkung empfinden") und erhebe es dann zu einer Scheinthätigkeit mit äußeren Zwecken, die allmählich gegen die Lust an der Thätigkeit immer mehr, doch nicht völlig verschwinden. Eine bemerkenswerthe Erörterung wird noch der Phantasie zu Theil, die Groos, getreu der ganzen diese Litteratur durchziehenden Theorie, als die Fähigkeit definirt, „blos Vorgestelltes für wirklich zu halten": im Traum u. dgl. durchschaue das Ich diese „thatsächliche Täuschung" nicht, in Spiel und Kunst sei es sich dieser („thatsächlichen"?) Selbsttäuschung bewußt. Schließlich wird noch der grundlegende Begriff der „Freude am Ursache-sein" für sich herausgehoben und werden als die drei wichtigsten Principien von Spiel und Kunst die Selbstdarstellung, die Nachahmung und die Ausschmückung aufgeführt.

VII.

So das vorliegende Werk. Es greift, wie wir sehen, über seine nächste Aufgabe hinaus zu allgemeineren Bereicherungen mehrerer Wissenszweige. Auch das Gebiet der Suggestion erhält mannigfache Förderung. Insonderheit gilt dies von den noch sehr wenig erkannten „suggestiven Zuständen"; beispielsweise erscheint die Erwartung, in der die lauernde Katze ganz aufzugehen vermag, als „eine Art Autohypnose". Die Erkenntniß der Nachahmung hätte sich vielleicht durch eine Benützung suggestionistischer Lehren erweitern lassen. Vornehmlich aber ist es die Entwicklungstheorie und zumal der Darwinismus, die den Erörterungen von Groos Mannigfaches verdanken dürften. Das Spencer'sche Princip der Vererbung individuell erworbener Eigenschaften wird im Sinn Weismanns verworfen, die natürliche Auslese — im Sinn des Nutzens für die Erhaltung der Art — neu verwerthet, und als ein älterer Gewährsmann für sie sowie gegen die Vererbung des Erworbenen in einer wohl überraschenden Weise Kant angeführt. Daß das Selectionsprincip „allgemein anerkannt" sei, dürfte jedoch kaum stimmen. Den Analogien zwischen Mensch und Thier ist Groos im Allgemeinen günstig gesinnt, mit manchen beachtenswerthen Nachweisen. So in der Darstellung des Mannes als „angenehmen Schwerenöthers"; so im Vergleich zwischen den gewöhnlichen Lauten, die von männlichen Thieren im Affect, also auch in der Brunstzeit ausgestoßen

werden, und der gepreßten Stimme wie dem schwergehenden Athem bei dem Culturmenschen, die alle auf den weiblichen Partner erregend wirken — „die Verfasserinnen der ‚Gartenlaubenromane' schwelgen bekanntlich in der Schilderung solcher Erscheinungen". Der Hinweis auf die menschenähnlichen Züge eines erschreckten Löwen, den eine Augenblicksaufnahme wiedergab, ist für Verehrer der Kunst Oberländers beachtenswerth. Trotz Allem scheint doch etwas zuviel „Darwinistisches" zwischen Mensch und Thier angenommen; ganz abgesehn davon, daß der Verfasser sich innerhalb seiner ganzen Untersuchung auch nicht ein Mal fragt, ob denn mit der Artenentwicklung zugleich schon die Artenabstammung, mit der Evolution die Descendenz gegeben sei. Mit Recht ist Groos skeptisch gegen die Auffassung der thierischen Bauten, selbst der primitiven Menschenwohnungen, als eigentlicher Kunstbauten; und über „Vorstufen der Kunst" oder der „künstlerischen Production" geht seine evolutionistische Aesthetik glücklicher Weise kaum hinaus.

Auffallen muß bei einem Fachmann wie Groos die Behandlung und Anordnung des Stoffes. Man möchte mit Recht vermuthen, daß eine Lösung der im Buchtitel gestellten Aufgabe zuvörderst einer Beschreibung des einschlägigen Stoffs an Thatsachen bedürfe, mit allen Feinheiten, deren eine kunstgerechte Beschreibung fähig sein mag. Dann erst ist der Versuch, die so beschriebenen Thatsachen zu erklären, d. h. ihre Realgründe anzugeben, am Platz; und dabei oder besser nachher mag die Auseinandersetzung mit anderweitigen Versuchen kommen. So will es, abgesehn von allem Anderen, schon die Rücksicht auf den belehrungsbedürftigen Leser. Groos aber beginnt, gleich so vielen gelehrten Autoren, sein Buch mit zwei erklärenden oder eine Erklärung versuchenden Capiteln und selbst sein drittes, endlich halbwegs beschreibendes, Capitel mit einem Litteraturüberblick. Aber auch dann steht seine Kunst der Herstellung des Erörterungsstoffes hinter seiner Kunst der Erklärung und der Ueberwindung unzureichender Theorien zurück; die Beschreibung, vorwiegend in werthvollen Einzelberichten bestehend, wird hauptsächlich nach Rücksichten der Erklärung vertheilt, die Definitionen werden nicht übersichtlich herausgehoben und sind zum Theil nur genetisch, und zuletzt kommt wieder eine Fortsetzung der ursprünglichen Erörterungen. Wenn man sieht, daß selbst so bedeutende Leistungen wie R. Muthers „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert" ihren Werth dadurch beeinträchtigen, daß auf unzureichende Minima von Beschreibung sofort Maxima an Erklärung und kritischer Werthung, wie trefflich sie auch sein mögen, gebaut werden; wenn man der „Psychopathia sexualis" von Krafft-Ebing vorwerfen hört, sie sei „nur descriptiv", während dies doch kein Fehler wäre und andererseits dieses Werk eher hinter dem Muster einer Description zurückbleibt: dann wird wohl die Einsicht immer nöthiger werden, daß wir erst vollkommen wissen müssen, was ist, ehe wir nach dem Warum und nach dem Werth fragen.

Auch im Uebrigen möchte man wünschen, der Verfasser könne seinen dankenswerthen Einzelkenntnissen und seinen ebensolchen Geschicklichkeiten der Erörterung seine allgemeinere theoretische Sicherheit gleichstellen. So darf man sich doch wundern, daß Groos in Unkenntniß über die Bedeutung der Metaphysik als der „ersten Wissenschaft“ meint, sie gehöre vielmehr an das Ende einer Untersuchung, und daß er dabei mit einigem Affect einen Ausspruch citirt, der die exacten Wissenschaften nach unten, nicht nach oben bauen läßt; oder daß er von dem „gleichen“ Verfasser, dem „gleichen“ Object spricht, wo er den nämlichen Verfasser, das nämliche Object meint; oder daß er die Beobachtung über ganz junge Kinder, die richtig gehalten, „in völlig coordinirter Weise einige Schritte“ machen, zu Gunsten der von ihm überhaupt sehr hoch gehaltenen menschlichen Instincte anführt, während es sich hier vielmehr blos um (physikalische) Pendelbewegungen, nicht um (physiologische) Reflexe handelt.

Wenn ein so einsichtiger und der Philosophie nicht etwa nur als Liebhaber nahestehender Autor die Lehre von der bewußten Selbsttäuschung annimmt und weiterbildet, so wird dies begreiflich dadurch, daß die im Vorigen benützte Unterscheidung zwischen Urtheilen und Vorstellen, die keineswegs neu ist, noch so wenig Beachtung gefunden hat. Groos sagt einmal: „Eine bewußte Vorstellung, daß wir den Schein selbst hervorbringen, ist auch in der That in dem intensiven Spielgenuß eben so wenig nachweisbar, wie die Vorstellung: ‚Das ist nur ein Schein‘.“ Wer so spricht, meint ein Glauben, daß wir den Schein hervorbringen, und daß nur ein Schein vorliege, ein Glauben also, das der Leugnung dieses Sachverhalts gegenübersteht; ein solches Glauben bedarf des technischen Namens „Urtheil“ und ist verschieden von dem bloßen Sichvorhalten eines Bildes des Sachverhalts, also von dem, was den technischen Namen der „Vorstellung“ verdient. So wird es erklärlich, daß Groos selbst die Phantasie in den Bereich des Urtheils hineinzieht und Angelegenheiten, die eine selbstständige Welt für sich ausmachen, d. i. eben das Aesthetische, unter den Begriff und Namen des „Scheines“ faßt, der uns abermals in die kaum überwundene Welt des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen oder Schlechten, der Wirklichkeit und des Scheines, der Scheinoperationen u. dgl. mehr zurückversetzt.

Hans Richter.

Von

Gustav Schoenaich.

— Wien. —

Es ist nicht allzulange her, daß die künstlerische Oeffentlichkeit einem Musiker lediglich in seiner Eigenschaft als Dirigent eingehende Beachtung schenkt. Die große Evolution der Instrumentalmusik aus der vorangegangenen Epoche der Vocalmusik hatte sich mit so drängender Schnelligkeit und tropischer Ueppigkeit in einem Zeitraum von siebzig Jahren — etwa vom Auftreten Josef Haydns bis zum Tode Beethovens — vollzogen, daß Musikern und Laien deren unerschöpflicher Gehalt, angesichts der damals so seltenen Gelegenheit, sich mit ihm durch Aufführungen vertraut zu machen, nur sehr im Allgemeinen in's Bewußtsein trat. Die vorhergehende Epoche war im Wesentlichen, sei es in der Oper oder im Oratorium, auf den Sänger gestellt. Gluck hatte eine genaue Vorstellung von der Art, wie die von ihm beabsichtigten Wirkungen zu erreichen waren, und die Gabe, diese ihm vorschwebende Vortragsweise auf die Ausführenden seiner großen Pariser Werke zu übertragen. Georg Friedrich Händel war ein großer Aufführungsmensch. Ein gewaltiger Musiker und ein gewaltiger Praktiker. Er schrieb immer direct für den Zweck der Aufführung. Für die Massen, für ein Opernpublicum, für Kenner, für Andächtige. Nie verlor er seine Zuhörer, nie die Mittel aus dem Auge, durch die sein Organ, der Sänger, das Specifische seiner jeweiligen Arbeit zur Geltung bringen sollte. Ganz anders, und wesentlich schlechter stand es mit überzeugenden Aufführungen S. Bach'scher Vocalwerke. Zwar hatte der große Meister einen organisirten Körper zur Verfügung, dessen Aufgabe es war, seinen Werken tönendes Leben zu geben. Wir kennen aber auch die Schwäche dieses Körpers und

dessen durchaus ungenügende Ausbildung. Der uns eröffnete Einblick in das ausgedehnte und schwierige Schaffen S. Bachs auf dem Gebiete der Vocalmusik, der ungeheure Ausdrucks- und Formenreichthum seiner Cantaten, Messen, Motetten und Passionen läßt uns keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß ihr Schöpfer deren Ausführung in dem von ihm gedachten Sinne besseren künftigen Zeiten überlassen hat. Er wäre dazu auch dann noch gezwungen gewesen, wenn die Väter der guten Lindenstadt Leipzig ein tieferes Verständniß für die musikalischen Bedürfnisse des Meisters und die Erziehung des Thomanerchores an den Tag gelegt hätten. Selbst wenn wir letzteren nicht als eine Rotte von zweifelhaftester musikalischer Correctheit und unzweifelhafter Disciplinlosigkeit uns vorzustellen hätten, welche dem Meister nur wenig Freude und Befriedigung gewährte, so hätte der totale Mangel an Solokräften ersten Ranges, denen dort eine so bedeutende Rolle zugewiesen ist, eine vollkommene Aufführung dieser complicirten Werke unmöglich gemacht.

Wenn wir uns das erste Entstehen einer lebendigen Wechselwirkung zwischen dem Dirigenten und dem ihm unterstehenden Instrumentalkörper vergegenwärtigen wollen, so müssen wir uns, etwa ein Vierteljahrhundert nach dem Tode S. Bachs, nach Eisenstadt in Ungarn versetzen und den jungen J. Haydn in seinem Verkehr mit der Capelle belauschen, welche die Kunstbegeisterung des Fürsten Ezterhazy dem erfindungsreichen Meister unterstellt hatte. Hier war das, was zur Ausführung bestimmt war, mit der Kraft und dem Können der Ausführenden in völligem Einklang, und hier trat in der Person des genialen Symphonikers jenes belebende, alle Details durchdringende Element hinzu, welches die Gewähr bot, daß das vom Meister geschaffene Gebilde für die Hörer auch zu vollkommener klingender Erscheinung kommen sollte. Josef Haydn war zweifellos ein großer Dirigent, aber — in Eisenstadt. Allerdings dirigirte er hie und da auch Wien. Aber diese von ihm einer weiteren Oeffentlichkeit gegebenen Beispiele waren bei Weitem nicht zahlreich und darum nicht folgenreich genug, um eine Dirigentenschule in's Leben zu rufen. Die geniale Dirigentenfähigkeit Mozarts konnte bei dem phänomenalen Charakter seiner Erscheinung, die verlosch, noch ehe sie der Welt in ihrer ganzen Größe zum Bewußtsein gekommen war, ebenso wenig eine nachhaltige Wirkung ausüben. Nun kam Beethoven, wahrscheinlich auch nach dieser Richtung ungewöhnlich veranlagt — wofür eigentlich die überraschende Plastik seiner Thematik bürgt —, aber schon am Schlusse der ersten Hälfte seines Lebensweges von völliger Taubheit geschlagen, also grausam daran gehindert, für das tönende Leben seiner Geisteskinder zu sorgen. Als einen Ausbruch seiner Verzweiflung über die ihm versagte Möglichkeit, die Ausführungen seiner Werke selbst lebendig zu beeinflussen, hat man es zu betrachten, daß er die Erfindung Mälzels unterstützte, um durch sie wenigstens die Correctheit des Haupttempos zu sichern. Es ist bekannt, wie wenig der Metronom, zu dem noch R. Wagner in

seinen ersten Werken Zuflucht nahm, sich als geeignet erwies, einen untrüglichen Anhalt für die Absicht des Componisten zu gewähren. Das künstlerisch richtige Tempo einer Melodie läßt sich durch einen Mechanismus nicht einfangen, sondern nur aus einem Organismus heraus empfinden. So stand denn der größte der Tonheroen, derjenige, der seine musikalische Sprache aus den tiefsten Tiefen der thatvollbringenden und leidenden Menschheit hervorgeholt hatte, hilflos neben seinen Werken — unvermögend, die Ausführenden diejenigen Accente zu lehren, welche die Geheimnisse seines Schaffens den durch die Neuheit des Inhaltes ohnehin genug überraschten Zuhörern überzeugend vermittelt hätten. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Bei symphonischen Concertaufführungen wurden, weil die großen Instrumentalwerke Beethovens eine größere Besetzung verlangten, von Fall zu Fall eine große Zahl von Dilettanten herbeigezogen, denen die unerläßliche Höhe der technischen Ausbildung mangelte. Ein starker Hemmschuh für den Schwung und die Correctheit der Ausführung. Endlich zeigten sich zu jener Zeit erst die Anfänge der Begründung unserer Concertinstitute, und der Mangel an solchen Organisationen ließ Wiederholungen der schwierigen Meisterwerke nur in langen Zwischenräumen zu.

Das Ergebniß der voran geschilderten Umstände ist es, daß die Traditionen für den Vortrag der von Haydn, Mozart und Beethoven hinterlassenen großen Instrumentalwerke, soweit sie von deren Schöpfern herstammen, nur wenig zahlreich und vielfach unverläßlich sind. Hier also war den mitlebenden und nachfolgenden Dirigenten eine große und schwierige Aufgabe gestellt, deren Lösung nur das Ergebniß tiefsten Sichhineinlebens in diese großen Geister sein konnte. Zunächst drängte in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts der über die ganze Welt verbreitete Enthusiasmus für die italienische Oper, später auch für die großen Opern Meyerbeers, das Interesse an den hohen Gebilden der classischen Musikepoche zurück. Auch Felix Mendelssohns schöne und erfolgreiche Bemühungen vermochten ebensowenig wie die Schöpfungen der Romantiker Carl Maria von Webers in der Oper und Robert Schumanns auf den mannigfachsten Gebieten der Instrumental- und Vocalmusik, das richtige Gegengewicht zu diesen von der herrschenden Mode so vorwiegend patronisirten Erzeugnissen herzustellen. Man war also bei der Pflege des deutschen Musikgeistes getheilten Herzens. Führende Geister, welche der mitstrebenden und werdenden Generation ihren Stempel aufdrückten, wie Hegel, schwelgten in der Kehlenfertigkeit und den Stimmen der Italiener, und dessen großer Gegner Arthur Schopenhauer hörte aus der verblaßten Melodie der Rossini'schen Tankredarie „di tanti palpiti" den überzeugendsten Triumph musikalischer Erfindung heraus. Es ist das nicht zu schmälernde Verdienst Felix Mendelssohns, praktisch eingreifend die Partei der deutschen Musik raillirt und ihr wieder ein bedeutendes Haupt gegeben zu haben. Mendelssohns Ausgrabung der Matthäuspassion aus dem

Staub der Archive und seine anregende und belebende Dirigententhätigkeit in Leipzig und Berlin haben jene Entwickelung eröffnet, welche, durch einen Größeren vollendet, den Geist der deutschen Musik zur entscheidenden Vormacht auf diesem Gebiete in allen Culturländern erhoben hat. Die Schule des poetischen, aber allzusehr „verinnerlichten" Robert Schumann hat sich, was die Aufführung der eigenen sowohl als fremden Musikwerke betrifft, zu einer lediglich negativen Bedeutung zu erheben vermocht.

Unter den Zeitgenossen Mendelssohns fanden sich einige höher verlangte Dirigenten, wie der hochbegabte Componist der „lustigen Weiber von Windsor", Otto Nikolai, der Gründer der Wiener philharmonischen Concerte. Zweifellos aber ist es, daß Mendelssohns Nachfolger an den entscheidenden Orten Deutschlands einen echten Aufschwung in die Darstellung der großen classischen Musikwerke nicht hineinzutragen im Stande waren, und daß weder Franz Lachner in München, der es nur zu äußerer Correctheit zu bringen vermochte, noch Ferdinand Hiller in Köln, dem auch diese unerreichbar war, reine Spiegelungen etwa einer Beethoven'schen Symphonie hervorzuzaubern vermochten. Ein gesundes, eindringendes, poetisches und schwungvolles Verhältniß zu den Werken der großen Musiklitteratur wurde erst geschaffen, tief begründet und auf Andere übertragen durch Richard Wagner. Wem der Entwickelungsgang des Meisters bekannt ist, weiß, wie eingehend vertraut der Letztere schon in frühester Jugend namentlich mit den Werken Beethovens gewesen. Der zweiundzwanzigjährige Jüngling gewann jedes Mal die Wette, daß er eine beliebige Seite der „Neunten" notengetreu aus dem Gedächtniß auf einen Kaffeehaustisch aufzuschreiben im Stande sei. (Es ist uns im Gegensatze zu diesem Factum ein wirklich hochbegabter Dirigent bekannt, der, als er, keineswegs in den Jünglingsjahren stehend, bei Gelegenheit der Schillerfeier einer großen Stadt (1859) die neunte Symphonie zu dirigiren hatte, deren Partitur bei der ersten Probe auch zum ersten Mal zu Gesicht bekam). Wagner, der geborene und echte Dramatiker, hatte, tiefer als jeder Andere, die Musik seiner Vorgänger auf ihren Ausdruck hin geprüft, die unendliche Mannigfaltigkeit ihres melodischen und plastischen Gehaltes und dessen sich bekämpfende oder ablösende Gegensätze als Erlebniß in seinen Besitz übernommen. Der Dramatiker in ihm ließ ihn auch in der sogenannten absoluten Musik dasjenige suchen und finden, was er als solcher nie aus dem Auge verlieren durfte — die plastische, gefühlsbestimmende Wirkung. So erblühte aus der großen Anschauung, welche Wagner von der Anwendung der Musik auf das Drama gewonnen hatte, die Möglichkeit und Fähigkeit, den Darstellungen der großen Instrumentalmusik jenes sichere, unverschwommene, die innere Vision zu einem fest umrissenen Bilde gestaltende Gepräge zu geben. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf alle die zahlreichen Beispiele hinweisen, welche Wagner im Laufe seines Schaffens als Dirigent, als praktisch Ausführender gegeben hat. Wir verweisen auf seine

neunjährige Thätigkeit in Dresden, wo er sowohl in- als außerhalb des Theaters — im Concertsaal — weithin bemerkte, ja epochemachende Aufführungen älterer Werke, wie Glucks „Iphigenia in Aulis", Méhuls „Joseph und seine Brüder", der neunten Symphonie, des Stabat mater von Palestrina und mehrerer Werke von J. S. Bach veranstaltete. Nach Aufhebung seiner Verbannung ist er wiederholt als Leiter seiner eigenen und fremden, namentlich Beethoven'scher Werke, vor das Publicum getreten. Aufführungen wie die der Freischütz-Ouvertüre in Wien, der C-moll-Symphonie in Berlin, sowie die denkwürdige Aufführung der neunten Symphonie aus Anlaß der Grundsteinlegung in Bayreuth wirkten wie Offenbarungen. Im Jahre 1869 erschien Wagners Schrift „Ueber das Dirigiren". Selten haben anscheinend rein theoretische Ausführungen über eine Disciplin der reproducirenden Musik zu einer so augenfällig nachweisbaren Regeneration der Praxis geführt. Das ganze Gebiet ist durch eine Reihe glücklichster Beobachtungen und aus der Tiefe geschöpfter Erfahrungen glänzend erleuchtet, und jeder Musiker kann aus den Weisungen des Meisters die anregendsten Belehrungen schöpfen. Freilich verhält es sich mit der Schrift über das Dirigiren wie mit allen die Kunstübung betreffenden Theorien. Niemand wird durch deren Kenntnißnahme ein Dirigent werden — wer aber echten Beruf dazu hat, wird durch sie kräftig gefördert werden, ein Licht wird ihm aufgehen, das ihm ermöglicht, mit künstlerischem Bewußtsein zu vollbringen, was er früher nur im dunklen Drange seiner richtigen Veranlagung gethan.

Schon in das Schweizer Asyl des Meisters zog es einen Mann, der später berufen sein sollte, von der Fruchtbarkeit dieser Lehren in aller Welt glänzendes Zeugniß abzulegen, Hans von Bülow. Die vor Kurzem veröffentlichten Briefe aus der Jugend Hans von Bülows und das Schreiben Wagners an dessen Mutter geben uns ein treues Bild der intimen Förderung, deren sich der junge Bülow durch Wagner zu erfreuen hatte. Nach weiteren anderthalb Jahrzehnten kam wieder ein junger Musiker in die Schweiz zu Meister Wagner. Bescheiden zögernd, mit einigem inneren Bangen, betrat der 28jährige Hans Richter die Villa Triebschen am Luzerner See, die, nach mannigfachen Lebensstürmen, Wagnern wieder äußere und innere Ruhe zur Arbeit sichern sollte. Die Meistersinger von Nürnberg, jenes sonnige, vom Behagen an deutscher Art und Tüchtigkeit geschwellte Werk voll intimer, poetischer Reize und lebensvoller Figuren, dessen Grundpfeiler in der Zeit der ärgsten Lebenswirren des Meisters eingesenkt wurden, reiften der Vollendung entgegen. Es mußte eine Reinschrift zum Zwecke des Stiches der Partitur hergestellt werden, und diese Aufgabe war dem Ankömmling übertragen. Heinrich Esser und Dr. Standthartner aus Wien hatten den jungen Mann als sehr begabt, verläßlich und für diese Arbeit besonders geeignet bezeichnet. Wagner war den Beiden für diese Empfehlung zeitlebens dankbar, denn in dem sympathischen

jungen Musiker sollte dem Meister für die entscheidendste Schlacht, welche er noch zu schlagen hatte — für die Aufführung des Ringes des Nibelungen im Festspielhause zu Bayreuth 1876 — der tüchtigste Helfer heranwachsen.

Hans Richter war als Vollblutmusiker geboren, und sein Lebens- und Bildungsgang, sein Werden und Wachsen, das Aufsteigen in seiner äußeren Stellung, sowie das sich Geltendmachen als souveräner Dirigent sind typisch für die Carriere eines ausführenden Musikers ersten Ranges der jüngst vergangenen Zeit. Hans Richter ist am 4. April 1843 zu Raab in Ungarn geboren. Er stammt aus einer deutschen Musikerfamilie. Sein Vater, Anton Richter, bekleidete die Stellung eines Domcapellmeisters in Raab. In der Selbstbiographie Otto Nicolais finden wir seiner erwähnt. Nicolai brachte während einer Reise in Ungarn eine Messe seiner Composition im Dom zu Raab zur Aufführung. Der freundlichen Erinnerung an dieses Ereigniß gedenkt er mit den Worten: „Der Domcapellmeister Richter in Raab benahm sich bei dieser ganzen Gelegenheit sehr freundlich und achtungsvoll gegen mich, und Alles ging nach Wunsch. Das waren drei sehr angenehme Tage.“ Eine schöne Altstimme und seine in frühester Jugend hervortretenden starken musikalischen Anlagen ebneten dem jungen Richter den Weg in das Löwenburg'sche Convict, eine Anstalt, in welcher stimmbegabte Knaben zur Mitwirkung in der k. und k. Hofcapelle herangebildet werden — denn das weibliche Element ist aus letzterem Institute auch heute noch verbannt — und unter Einem die ersten vier Klassen des Gymnasiums absolviren. Er traf dort mit einigen Knaben zusammen, denen später sehr ansehnliche Stellungen in der musikalischen Welt vorbehalten waren. Mit Josef Sucher, der bis zum Abblühen ihrer Stimmen die Sopranpartien sang, verbindet ihn heute noch eine enge Freundschaft. Ein weiterer Convictscollege Richters war der Oratoriensänger Josef Staudigl, der Sohn des großen Bassisten Staudigl. Im Jahre 1859 trat Richter als Schüler in das Wiener Conservatorium ein. Er hatte das Horn gewählt und brachte es auf diesem Instrumente unter Richard Levys Anleitung zu anerkannt virtuoser Fertigkeit. Aber den geborenen Orchestermenschen ließ sein Talent erkennen, sich aller Instrumente zu bemächtigen. Es bleibt immer ein merkwürdiges Phänomen, daß starke productive Geister in der Musik, wie Hector Berlioz, es kaum über die dilettantische Behandlung der Guitarre oder Flöte hinausbrachten und sich bei enormer Entwickelung der Orchesterphantasie in Bezug auf die praktische Verwendung der Instrumente hilflos zeigten — während ausführende Musiker, wie Richter, sich in kürzester Zeit mit der ganzen Orchestertechnik vertraut machen. Hans Richter konnte man ohne jede Gefahr für die Aufführung so ziemlich an jedes Pult setzen. Orgel, Clavier, Streicher, Bläser, Schlaginstrumente — sie machten und machen ihm heute noch keine Schwierigkeiten. Freilich, ein ungeheurer Vortheil für einen Orchesterdirigenten, wenn

er jedem Mitwirkenden auch technisch genau sagen kann, wo es allenfalls fehlt. In seinen Mitteln nicht allzu üppig gestellt, nahm der junge Mann bald Stellungen in allerlei Theaterorchestern an und blies munter das Horn unter dem Taktstab Offenbachs im damaligen Treumanntheater am Franz-Josefsquai und im Theater in der Josefsstadt. Ein Concurs, den das Wiener Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthor wegen der Besetzung einer Hornistenstelle ausschrieb, veranlaßte Richter, sich zu bewerben. Er siegte und benutzte die Zeit seiner Mitgliedschaft im Hofopernorchester zu fernsten Studien im Contrapunkt bei dem berühmten Lehrer Simon Sechter. Dieser in seinen Disciplinen grundgelehrte Mann, von dem Tüchtiges zu lernen war, litt sein ganzes langes Leben an der Sucht, zu componiren, ohne daß ihm je etwas Nennenswerthes eingefallen wäre. An vier Stehpulten, die er in den vier Ecken seines Arbeitszimmers aufgestellt hatte, suchte er diesen unabweislichen Drang zu befriedigen. War an einem derselben die aufliegende Seite beschrieben und die Tinte noch naß, so begab er sich zum nächsten Pult, um eine dort begonnene andere Composition fortzusetzen. So machte er täglich ungezählte Male die Runde, einem zwangvollen, aber ergebnißlosen Müssen folgend. Richter erzählt heute noch mit gutem Humor, wie er zu jener Zeit Sechter die Partitur des „Tannhäuser" übergeben habe, begierig, ein Urtheil des contrapunktischen Höllenrichters darüber zu erfahren. Sechter behielt den Band sehr lange bei sich, und als er ihn endlich, daran gemahnt, Richter zurückstellte, lautete sein lakonischer Begleitspruch: „Es componiren halt Manche."

So kam das Jahr 1866 heran. Im April dieses Jahres schied Richter aus seiner Stellung im Wiener Hofoperntheater und begab sich, mit den schon angeführten Empfehlungen versehen, zu Richard Wagner nach Triebschen bei Luzern. Seine Stellung im Hause des Meisters, die in der ersten Zeit eine ziemlich vereinsamte war, hob sich bald, als der Meister und alle Hausgenossen zu dem blonden, bescheidenen Jüngling, der in unaufdringlicher Weise sich vielfach nützlich zu machen verstand, Vertrauen faßten, und er mehr und mehr als willkommener Mitarbeiter in den engeren Familienkreis hineingezogen wurde. Wagner zog ihn nun als Begleiter auf seinen täglichen längeren Nachmittagsspaziergängen heran, und Richter erhielt den Einblick in die umfassende Ideenwelt des Meisters. Seine Aufgabe, die Copie der Partitur, löste Richter natürlich glänzend. Die Wiener Theater- und Musikausstellung im Jahre 1892 gab Gelegenheit, die peinliche Sauberkeit dieser complicirten Arbeit zu bewundern. Zwischen Wagner und Richter stellte sich sehr bald ein festes Verhältniß heraus, das bis zum Tode des Meisters keine irgendwie nennenswerthe Anfechtung erfahren hat. Das Herz Wagners urtheilte über Richters Wesen gerade so sympathisch, wie sein Verstand über den Umfang und die Intensität seines Könnens. Er sagte sich: Richter ist menschlich verläßlich und treu, kein Achselträger, kein Streber. Seine Fähigkeiten als aus-

übender Musiker sind geradezu enorm, es ist ihm gegeben, meine Vortragsintentionen einem großen Orchesterkörper in einer Sprache zu übermitteln, die diesem geläufig und sympathisch ist, er besitzt unbedingte Herrschaft über einen solchen Körper, und er ist in meinen Partituren zu Hause, wie ich selbst kaum mehr. Er ist also mein Mann. Ich liebe ihn und nehme ihn, so wie er ist — mit Haut und Haar. Ich brauche keinen Feldherrn — der bin ich selbst — ich brauche ausgezeichnete Corpscommandanten, und ein solcher ist er. Das war das Urtheil, welches sich beim Meister über Richter herausgebildet hat, und demzufolge er mit schönem Tact immer darauf verzichtet hat, bei seinem geliebten und hochgeschätzten Helfer Saiten zum Erklingen zu bringen, die versagt haben würden. Wagner beschied sich damit, in Richter einen vortrefflichen Menschen und einen specifischen Musiker ersten Ranges für sich gewonnen zu haben.

In der Neujahrsnacht des Jahres 1868 — er hatte es um einige Stunden hinausgeschoben — schrieb Wagner den Schluß-C-dur-Accord in die Meistersingerpartitur. Schon im Dezember des vergangenen Jahres 1867 war Richter mit den ausgeschriebenen Stimmen als Chordirigent und Solocorrepetitor nach München vorangegangen, um die Aufführung des Werkes vorzubereiten. Sie erfolgte bekanntlich im Juni 1868 und ist die erste große theatralische Veranstaltung Wagners, an der Richter einen hervorragenden Antheil hat. Es ist bekannt, mit welch' außerordentlichem Gelingen dieses seit jenem Zeitpunkt der Welt und insbesondere den Deutschen so tief in's Herz gewachsene Werk in München zur Erstaufführung gelangte. Wagner als geistiger Leiter des Ganzen, Hans von Bülow am Dirigentenpulte, Betz als unübertrefflicher Hans Sachs, Fräulein Mallinger in der allerersten Blüthe als derzeit noch unerreichte Eva — es würde weitaus zu viel Raum einnehmen, wollten wir alles des Vortrefflichen gedenken, das damals geboten wurde. Richter hatte sein redlich Theil dazu beigetragen. Die musterhafte Einstudirung sämmtlicher Solopartien, sowie der schwierigen Chöre, worunter der durch seine absolute Neuheit das Personal überraschende Raufchor am Schlusse des zweiten Actes, waren sein allseits anerkanntes, nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst. Seit jener von ihm fertig gestellten Copie und der Aufführung in München sind die „Meistersinger" Richter in Fleisch und Blut übergegangen — wie kein anderes Werk. Aus dem Geiste der Meistersinger heraus hat sich sein ganzer Musikgeist um ungezählte Stufen gehoben. Damals fanden programmmäßig sechs Aufführungen in München statt. Bei der letzten erkrankte der Sänger des Kothner. Richter zögerte keinen Augenblick, sich als Kothner anziehen zu lassen und die Partie für den erkrankten Sänger „ohne Fehler — glatt und gut" mit so viel Stimme, als er zu bieten hatte, zu singen. Für diese außergewöhnliche Leistung erhielt er einen humoristischen Anerkennungsbrief des Meisters. Am 25. August desselben Jahres, dem Geburtstage des Königs, wurde Richter zum königlichen Musik-

director an der Seite Bülows ernannt. Er sollte bald allein an dieser Stelle stehen — denn Bülow verließ im Frühjahr des Jahres 1869 seine Stellung am Münchener Hoftheater. Die Ungeduld des Königs forcirte nunmehr die Aufführung des ersten Theiles der Nibelungentetralogie. „Das Rheingold" mußte in München gegeben werden — gegen den berechtigten Wunsch Wagners, der die Aufführung des ganzen Werkes dem zu erbauenden Festspielhause vorbehalten wissen wollte. Nichtsdestoweniger gab Wagner nach, um dem König entgegenzukommen. Die Münchener Theatertechniker erwiesen sich jedoch den hochgespannten decorativen Ansprüchen des Werkes als so unzureichend, daß die Vorbereitungen für eine den Intentionen des Meisters entsprechende Aufführung keinerlei Gewähr boten. In einer Sitzung unter dem Vorsitze des königlichen Intendanten Baron Perfall, erklärte Richter, die Verantwortung nicht übernehmen zu können, das Werk des Meisters angesichts der durchaus ungenügenden Lösung der technischen Probleme dem unausbleiblichen Mißverständniß auszusetzen, und verließ München und seine Stellung. Nach endlosen Unterhandlungen mit allen, Wagners Sache nahestehenden Dirigenten, die zu keinem Erfolg führten, kam die verfehlte Aufführung endlich unter Wüllners Leitung Ende September 1869 zu Stande.

Der glänzende Aufstieg seines Gestirns schien nun jäh unterbrochen, und Richters Zukunft bedroht. Die Proben aber, die er von seinem Können bereits abgelegt, waren zu überzeugend und schwerwiegend, als daß der Wunsch, sich einer so bedeutenden Kraft zu versichern, nicht an zahlreichen Stellen hätte rege werden sollen. Ein kurzer Aufenthalt in Paris brachte ihm zwar zunächst eine Enttäuschung. Pasdeloup, der die Absicht hatte, Wagner mit „Rienzi" in die Seinestadt einzuführen und Richter mit der Einstudirung der Oper zu betrauen, stieß in seinen geschäftlichen Abmachungen mit dem Théâtre Lyrique auf Hindernisse und mußte seinen später ausgeführten Plan verschieben. Zu derselben Zeit aber hatte das Théâtre de la Monnaie in Brüssel beschlossen, den „Lohengrin" zuerst in französischer Sprache zur Aufführung zu bringen. Auf Betreiben des ausgezeichneten Musikers und Pianisten Louis Brassin wurde Richter mit der Leitung der Vorstellung betraut. Unter mannigfachen Mühen und nach Ueberwindung zahlreicher Hindernisse löste er — am 21. März 1870 — seine Aufgabe glänzend. Sänger von großem Ruf, wie Blum vom Théâtre Lyrique in Paris, Madame Halancier-Sternberg, Trois-ainée und Madame Derasse vertraten die Partien des Lohengrin, der Elsa, des Telramund und der Ortrud. Von den schneidenden Geburtswehen dieser Aufführung aber mag der Umstand Zeugniß ablegen, daß es in Belgien keine Choristen giebt, welche Noten lesen können. Richter war genöthigt, den einzelnen Stimmen ihren Part durch Vorspielen auf der Geige einzuprägen. Aber auch auf diesem mühsamen Wege wußte er Correctheit und Schwung zu erzielen und dem Werke einen enthusiastischen Erfolg zu ver-

schaffen. Die Wiederholungen wurden so zahlreich fortgesetzt, als die Umstände das Zusammenwirken der Gesellschaft gestatteten, und der „Lohengrin“ ist seit jener Zeit vom Repertoire des Théâtre de la Monnaie nicht verschwunden.

Nachdem Richter seiner Verpflichtungen in Brüssel ledig geworden, erschien er wiederholt in Triebschen, wo es bei der gerade damals hochgesteigerten Thätigkeit des Meisters wieder so Manches zu helfen gab. Wagner war mit der Vollendung des „Ringes des Nibelungen“ beschäftigt. Trotzdem fand er Zeit, sich mit den ihm so vertrauten letzten Quartetten Beethovens wiederholt intim zu beschäftigen. Ein Abend der Woche war dazu bestimmt, einer talentvollen Vereinigung von Musikern aus Luzern die Geheimnisse des Vortrags dieser schwierigen Werke zu lehren. Richter betheiligte sich regelmäßig an diesem Zusammenspiel und rechnet diese Stunden, in denen er von Wagner auf die schwindelnden Höhen des Beethoven'schen Geistes geleitet wurde, zu den entscheidendsten seines Künstlerlebens. Eine gemüthvolle Episode aus jener Zeit hat für immer das aus Kunst und Leben geschlungene Band gefestigt, das ihn mit Wagner und seiner Familie verbunden. Am 6. Juni 1870 jährte sich der Tag der Geburt von des Meisters Sohne Siegfried. Wagner hatte für diesen Tag ohne Wissen seiner Familie ein Stück für kleines Orchester componirt: das Siegfried-Idyll. Die Themen des dritten Actes seines eben mannwerdenden jungen Siegfried verflochten sich in der Phantasie des Meisters mit seinen Vorstellungen über das erwachende Anschauungs- und Gefühlsleben seines Sohnes zu einem musikalischen Gebilde von seltener Innigkeit und feinstem Zartsinn. Das Siegfried-Idyll sollte am Morgen des Geburtstages zur Ueberraschung von Frau und Kindern zum ersten Mal erklingen. Richter war schon 14 Tage früher vom Meister beauftragt worden, das nöthige kleine Orchester aus tauglichen Musikern von Luzern auszuwählen und das Stück mit ihnen einzuüben. Die sinnige Huldigung gelang vollständig. Am Morgen des Geburtstages schlichen die Musiker leise in den Innenraum der Villa Triebschen. Auf der Treppe des Hauses wurden sie disponirt, und unter Richters Leitung durchtönten die Räume des beglückten Hauses diese duftigen Weisen, denen die Vaterfreude einen ganz besonderen Stempel von Gefühlswärme und fürsorgender Erregung aufgedrückt hat, zum Entzücken der Insassen. Die Aufstellung der Musiker veranlaßte Wagners Kinder noch Jahre später vom Siegfried-Idyll als von der „Treppenmusik“ zu sprechen.

Im nächsten Jahre erfolgte, auf Liszts Vorschlag, Richters Berufung an das Nationaltheater von Budapest. Die Magyaren haben bisher Talente aller Art, darunter aber am wenigsten Musiker, hervorgebracht. Unter den producirenden finden wir gar keine — unter den ausführenden Musikern dieser Nation nur wenige Namen ersten Ranges. Der chauvinistische Geist aber, der in diesem aufstrebenden Staatswesen Gutes und

Schlechtes, Richtiges und Verdrehtes, Imponirendes und Lächerliches neben einander zu Tage fördert, sträubt sich dagegen, entscheidende Stellen an das Ausland zu verleihen und damit das Geständniß abzulegen, daß innerhalb der Nation Mangel an Begabung herrsche. Es wird demnach mit Vorliebe der Ausweg ergriffen, in Ungarn geborene Deutsche, denen Sprache und Sitte des Landes fremd geblieben, mit dem Titel und Charakter eines Vollblutmagyaren an solche Posten zu befördern. Mit Hans Richter wurde dieses System am Nationaltheater inaugurirt. Es genügte, daß er in Raab geboren war und hie und da auf amtlichen Schriftstücken statt: Hans Richter — Richter Janos unterschrieb. Mit seinen Nachfolgern dieser Qualification nahm die Sache in der Regel kein gutes Ende. Dem stürmischen Nationalsinn der Ungarn vermochte es auf die Dauer nicht zu genügen, bloße Scheinmagyaren zu Führern zu ernennen — den Kernmagyaren aber fehlte die Begabung, wenn auch nicht der Ehrgeiz, zur Ausfüllung dieser Stellung. Daher die unausbleiblichen Frictionen, deren Opfer so hervorragende Talente wie Gustav Mahler und Arthur Nikisch geworden sind. Hans Richter aber genoß und genießt noch heute eine unbedingte Popularität in Ungarn, und das Andenken an sein Wirken ist in Budapest ein ungetrübtes. Schon dort zeigte sich Richters Neigung, den Schwerpunkt seiner Thätigkeit auf die Concertdirection zu verlegen. Er verjüngte die völlig desorganisirten und vom Publicum im Stiche gelassenen philharmonischen Concerte, hob das Institut mit einigen gewaltigen Rucken seines Meisterarmes auf eine ungeahnte Höhe und weckte damit den Musiksinn der Bevölkerung. Auch als Dirigent der Nationaloper fand er dort einige Kräfte vor, mit denen sich schöne Siege erfechten ließen. Vor Allem die vortreffliche Pauli-Markovits, deren reizvolle Stimme, meisterhafte Gesangsbildung und echtes dramatisches Talent poetisch-musikalischen Gebilden, wie Elisabeth im „Tannhäuser“ oder der Elisabeth in Franz Liszts Oratorium eine vollendete Verkörperung lieh. Das letzte Jahr seiner Thätigkeit in Budapest brachte ihm sogar die Ernennung zum Director der Nationaloper. Sein inneres Behagen und seine künstlerische Befriedigung wurde durch diese Verschiebung nach oben mehr gestört als befördert. Nicht nur der starke Ballast ihm wesensfremder bureaukratischer Erledigungen, der mit seiner neuen Stellung verknüpft war, nicht nur der leidige Verkehr mit dem unablässig sich untereinander befehdenden, von Aspirationen aller Art nervös erregten Theatervölkchen ließen ihn seiner neuen Stellung nicht froh werden. Er wurde es inne, daß er eigentlich kein Theatermensch sei, daß seine Beziehungen zur Bühne sich in dem mächtigen Factor, zu dem das Orchester in der Oper herangewachsen war, erschöpften.

Unter diesen Umständen mußte der Ruf aus Wien, der Richter die erste Capellmeisterstelle an der Wiener Hofoper anbot, in ihm einen freudigen Widerhall finden. Es ist nicht das einzige Verdienst, das sich der zu jener

Zeit sein Amt antretende Director Franz Jauner um die Wiener Hofoper erworben, das Engagement Hans Richters, als des neben Bülow bedeutendsten Dirigenten, als Inaugurations-Maßregel seiner Directionsführung vorangestellt zu haben. Zur Annahme des consolidirten Wiener Postens entschloß er sich um so lieber, als er gleichzeitig im Begriffe war, sich mit einer Dame aus einer der besten Familien Ungarns zu vermählen und er sich an diesem Platze den wechselnden Chancen eines musikalischen Wanderlebens am sichersten entrückt sah. Seit 1. Mai 1875 ist Wien der Mittelpunkt von Richters Wirken, das sich aber bald nach dem Antritt seiner Stellung, soweit es die Verhältnisse seines Dienstes gestatteten, (vielleicht noch ein klein wenig weiter) zu einem internationalen gestaltet hat. Mit dem Jahre 1875 war auch der Zeitpunkt herangerückt, in dem Hans Richter die größte Aufgabe zu lösen begann, die seiner künstlerischen Thätigkeit aufgehoben war. Im Sommer 1875 wurden die Vorproben für die Aufführung des „Ring des Nibelungen" in Bayreuth abgehalten. Das Jahr 1876 brachte die Aufführung. Heute, da wir diese Werke in Fleisch und Blut der deutschen Nation eingedrungen sehen, da fremde Culturnationen sich ihnen mit enthusiastischer Liebe hingeben, haben wir den Maßstab für die Größe der Leistung verloren, die darin lag, als souverainer Beherrscher der Riesenpartitur vor das Nibelungen-Orchester hinzutreten, durch die Sicherheit des Führers die Sicherheit, endlich die Liebe und Begeisterung der Geführten wachzurufen. Hier zeigte sich Richter auf der höchsten Höhe einer enormen Aufgabe. Mit dem Meister zusammen arbeitend, der auf der Bühne mit seiner stupenden Regisseurbegabung alle Details der Vorgänge belebte, den großen Stil des Vortrags angab und jeden Moment der Tragödie bedeutsam zu gestalten verstand, folgte Richter mit seinem Orchester dem Fluß des Dramas in allen seinen Wandlungen mit seltenem Feingefühl, erzielte die höchste Correctheit der Leistung und ließ es an mitreißendem Schwung so wenig als gegebenenfalls an der nöthigen Discretion der Begleitung fehlen. Erst mit dieser überzeugenden und imponirenden Leistung stand der Dirigent der Wagner'schen Schule fix und fertig vor dem Publicum. Da kam es der Allgemeinheit zum Bewußtsein, daß es mit dem Dirigiren doch seine eigene Bewandtniß habe und daß diese Kunst nicht zu verwechseln sei mit der Gewohnheitstactschlägerei niederrheinischer Festdirigenten. An Wagners Nibelungenwerk hat diese Schule sich formirt und ist daran groß geworden. 1876 hörte Hermann Levi zu, der 1882 für immer classisch den Orchestervortrag des letzten Werkes des Meisters, des „Parsifal", feststellen sollte, Anton Seidl und Felix Mottl halfen bei der Aufführung als Correpetitoren und musikalische Leiter auf der Bühne mit. Der Letztere vielleicht der berufenste Erbe der Wagner'schen Aufführungstraditionen, da er neben eminenten Dirigentenfähigkeiten einen eben so sichern Blick für die Bühne besitzt, den er in nunmehr 15jährigem Wirken in Karlsruhe, dessen Hofoper er zu einem Klein-Bayreuth erhob, und durch

seine wiederholten Triumphe als Tristan-, Tannhäuser- und Lohengrin-dirigent in Bayreuth bekundet hat. Richard Strauß, Felix Weingartner und Andere wuchsen nach. Auch Hans von Bülow fand für seine eminente Directionsbegabung erst von dieser Zeit an das volle Verständniß und gewann enthusiastische Sympathien. Bei alledem bleiben es immer nur Wenige, denen diese Kunst in vollem Maße eigen ist. Das war zu allen Zeiten der Fall. Was aber nicht zu allen Zeiten der Fall war, ist, — daß das Publicum den Unterschied sehr wohl merkte, daß es, im Gegensatz zu Ehemals, empfindlich geworden ist für die Darstellung der Meisterwerke aller Stile.

Im Jahre 1877 erschien Hans Richter zum ersten Male an der Seite seines Meisters in London. Das Deficit der Bayreuther Aufführungen und die Gleichgiltigkeit, auf welche die Nothwendigkeit seiner Deckung in allen maßgebenden Kreisen stieß, für die dessen Beseitigung eine Ehrensache gewesen wäre, zwangen den Meister, selbst für dessen Ausgleich zu sorgen. Mehrere große Concerte in der Alberthalle wurden abwechselnd von Wagner und von Richter dirigirt. Der junge blonde Führer mit seiner erstaunlichen Sicherheit, seiner praktischen Art, mit dem Orchester in wenigen, aber bezeichnenden Schlagworten zu verkehren, gewann sogleich die Bewunderung der fremden Musiker und des Londoner Publicums. Die „Richterconcerte“ sind seit dem Jahre 1877 eine ständige Institution der Londoner Saison und die Popularität ihres Leiters eine ungeschwächte. Seit 1885 hat Richter auch die Direction der alle drei Jahre wiederkehrenden großen Musikfeste in Birmingham übernommen und bei diesen Veranstaltungen namentlich mit Werken, die auf orchestrale und chorische Massenentwicklung berechnet sind, wie dem große Requiem von Hector Berlioz, ungeheure Erfolge erzielt.

In der Wiener Hofoper verknüpft sich die Erinnerung an große Abende mit dem Namen Hans Richter. Die beiden Aufführungen, welche im November 1875 und Januar 1876 unter Wagners Bühnenleitung von „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ veranstaltet wurden, bei denen Richter das Orchester leitete, waren Musteraufführungen — „soweit die vorhandenen Kräfte reichten“. Es ist für die Zustände unseres Operntheaters in mehr als einer Richtung charakteristisch, daß man an den Traditionen dieser Aufführungen nicht festzuhalten vermochte; ja daß sie heute unter einem Wust von Theaterroutine und Nachlässigkeit begraben sind. Es waren Zeiten, in denen der „Ring des Nibelungen“ in Wien ebensogut wie in Bayreuth 1876, ja in der Hauptpartie des Wotan, der durch Emil Scaria genial vertreten war, sogar besser hatte gegeben werden können. Saß doch Richter am Dirigentenpult eines bewunderungswürdigen Orchesters. Es fehlte nur Wagner oder wenigstens irgend ein der Sache gewachsener Regisseur auf der Bühne. Damit aber war es in Wien schon vor fünfzehn Jahren nicht gut und ist es heute sehr schlecht bestellt. Das Kleine trifft

in Wien bei der Direction auf großes, das Große nur auf ein minimales Verständniß. Die Aufführung der „Meistersinger," als des ihm am meisten an's Herz gewachsenen Werkes des Meisters, hat Richter auf eine glückliche Höhe gehoben, sie von Strichen ganz befreit, und er versteht es, ihr jedes Mal den Charakter einer Festvorstellung zu geben. „Fidelio" und „Don Juan" sind orchestrale Meisterleistungen. Der eigentliche Schwerpunkt von Richters Wirken in Wien aber liegt in seiner Direction der philharmonischen Concerte, jener jährlichen Abonnementsaufführungen, welche vom Orchester der k. k. Hofoper unter selbstgewähltem Leiter auf eigene Rechnung unternommen werden. Er hat sie zu einem Musterinstitut erhoben, das jedem Programmstück eine geradezu meisterhafte Ausführung sichert. Die neun Beethoven'schen Symphonien, als die Karyatiden eines modernen Orchesterrepertoires, stützen das Ganze wie neun Riesen, deren michelangeliskes Muskelspiel das Publicum mit stets erneutem Entzücken betrachtet. Im Laufe jeder Saison wird dem Programm der Philharmonika Bedeutendes einverleibt. Nieten sind bei der Sorgfalt der Auswahl nur selten zu verzeichnen. Zwischen Richter und dem Wiener Publicum hat sich im Laufe der einundzwanzig Jahre seines Wirkens ein herzliches Verhältniß herausgebildet. Richter ist die populärste Künstlergestalt der Kaiserstadt. Das trat in die hellste Betrachtung, als es ihn vor etwa drei Jahren anwandelte, einem Rufe nach Amerika Folge zu geben. Die Verweigerung der Auflösung seines Wiener Vertrages seitens der obersten Theaterbehörde wurde als ein Glück empfunden und Richter war mehrere Wochen lang bei seinem Erscheinen im Theater oder Concertsaal Gegenstand stürmischer Ovationen.

Die Memoiren der Frau Vigée-Lebrun.

Studie.

Von

Alfred Friedmann.

— Berlin. —

Jüngst hat der alte kokette Intransigeant Henri Rochefort, der in Ostende am Spieltisch paradirt und eine schwarzäugige Nichte mit sich führt, die man mit Nichten als solche anerkennt, behauptet, seine Memoiren schreiben hieße: zu nichts Anderem mehr taugen. Echt französisch, eitel und parador! Etwas geleistet und gesehen zu haben und es Anderen in litterarischer Form zugängig zu machen, den Schleier von nun abgethanen, intimen Geschichten zu heben, in discreter Weise die Zeitgenossen vorführen, mit denen man gelebt, gestrebt, erlebt hat; sich selbst, mit seinen Tugenden und Fehlern, der Zeit, deren Kind man war, den Spiegel vorzuhalten — und viel Anderes mehr — das ist doch nicht die letzte Aufgabe eines decrepiden Wüstlings, aufreizenden Volksverhetzers oder am Gehirnschwund leidenden Greises — das Memoirenschreiben ist immerhin noch des Schweißes eines edlen Menschenkindes werth. Und auch Herr Rochefort wird denken, sein Buch sei eine That, wie die Denkwürdigkeiten eines Xenophon und Cäsar, die doch auch nur Memoiren schrieben; er wird sich ein Villehardouin für die dritte Republik glauben und neben Froissart, Brantôme, Sully, neben Rousseaus „Bekenntnissen" genannt werden wollen! Vielleicht träumt er auch von Goethe, der, ein Sechsziger, sich in die Denkweise des Knaben, des Jünglings, des Mannes zurückzuversetzen versuchte, und dem wir das Buch „Wahrheit und Dichtung" verdanken. 1830 schrieb Goethe an Zelter, sein ernstestes Bestreben sei gewesen, das eigentliche Grundwahre möglichst darzustellen, das, insofern er es einsah, in seinem Leben

obgewaltet hatte. Und in seiner Biographie sagt er gleich Eingangs, es scheine ihm Hauptaufgabe zu sein, den Menschen in den Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt.

In bescheidenem Maße ist das „geforderte, kaum Erreichbare" von einer Frau und Malerin geleistet worden, deren dreibändige „Souvenirs" mir jüngst bei meinem Jugendfreunde, dem bekannten Frankfurter Buchhändler und Antiquar Joseph Baer in die Hände fielen. Es ist Madame Louise Elisabeth Vigée-Lebrun. Sie setzt ihren vielen Titeln das Motto aus Rousseau nach: „Indem ich meine Erinnerungen aufzeichne, werde ich der Vergangenheit gedenken und so, so zu sagen, mein Dasein verdoppeln." — Die Bände waren bei Fournier in Paris 1835—37 erschienen. Der zweite enthält noch eine ganz verblaßte Widmung: à Monsieur Le Chevalier de Chazot de la Part de l'Auteur. Zufällig machte ich zur Zeit meines Fundes dem Altmeister Wilhelm Jordan meine Aufwartung und fand bei ihm eine Copie des berühmten Selbstportraits der Autorin. Sie muß bezaubernd schön gewesen sein; ein Greuze-Gesichtchen. Lieblich sieht sie den Beschauer an, Palette und Malstock haltend. Der Schwiegersohn des greisen Skalden und Rhapsoden, der mit Jordan vor dem Original gestanden, hatte den Bewundernden mit dem Nachbild überrascht.

Die „Souvenirs" der Malerin sind an die Prinzessin Kourakin gerichtete Briefe. Wie Giotto Schafe in den Sand kritzelte, zeichnete, malte sie schon mit 6 Jahren im Kloster. Ihr Vater sah ihr erstes Debut, einen Mann im Bart, und rief: „Du wirst Malerin, mein Kind, oder es wird keine mehr geben!" Vigée war selbst Portrait-Pastellmaler. Sie erzählt, daß er einst mit Perrücke und Degen zu einem Essen en ville ging, unterwegs aber eines Bildes auf der Staffelei gedachte, an dem er noch Etwas ändern wollte. Er kehrt um, setzt seine Nachtmütze auf, malt und geht dann wieder aus. Lachende Nachbarn reißen ihn erst aus seiner nachdenklichen Zerstreuung. Er soll auch geistreich gewesen sein. Eine Dame fand, er male ihren Mund zu groß. „Beruhigen Sie sich, Madame," sagt er, „wenn Sie wollen, mache ich Ihnen gar keinen." In Louisens Jugend fallen schon die Schatten der Revolution. Eines Tages kommt der Alte sehr ernst nach Hause. Er hat mit den Philosophen Diderot, Helvétius, d'Alembert gespeist, und die Mutter fragt ihn nach dem Grund seiner Traurigkeit. „Meine Freundin, Alles, was ich gehört habe, läßt mich glauben, daß die Welt bald auf dem Kopfe stehen wird."

Aehnliches findet sich in allen Biographien aus der Zeit, bei Melchior Grimm und Anderen.

Sie copirt jetzt Rubens, Rembrandt, van Dyk, Greuze. Den Nieder-

ländern verdankt sie Kenntniß von Licht- und Schattenvertheilung, die sie dann besonders an Raphael bewundert, den man nur unter Italiens schönem Himmel beurtheilen könne. Dort fand sie ihn über seinem immensen Ruf. Sie verkehrt damals schon in den höchsten Kreisen. Man stellt sich die Aristokratie von 1789 sehr verderbt vor. Bemerkenswerth ist jedoch ein Zug, den Louise aufbewahrt. Die Courtisanen pflegten damals große Bouquets auf der Straße zu tragen, die das starke Parfum, welches von ihnen ausging, noch vermehrten. Es war die Zeit der eleganten hübschen Mademoiselle Duthé, welche Millionen verspeist hat. Die jungverheirathete Herzogin von Chartres sieht zum Fenster hinaus; ein Edelmann deutet auf die Straße und sagt hinter ihr:

„Voilà des filles!“ (fille = Mädchen und Dirne).

„Wie können Sie wissen, daß sie nicht verheirathet sind?“ fragt die Herzogin in ihrer reizenden Unwissenheit.

Schon 1775 schenkt Louise der Académie française Bilder von Fleury und La Bruyère; d'Alembert schreibt ihr Dank und meldet, die Akademie habe einstimmig beschlossen, ihr freien Eintritt zu allen Sitzungen zu gewähren.

Man lernt einen Herrn Lebrun kennen, der eine famose Gemäldegalerie besitzt. Er läßt Louise die schönsten Meisterwerke copiren und leistet ihr dadurch größte Dienste. Man heirathet ihn — widerwillig — mit 20 Jahren, um einem grantigen Stiefvater zu entfliehen. Louise verdiente damals schon viel Geld. Lebrun war ein Wüstling und Spieler. Louise schreibt: „1789, als ich Frankreich verließ, hatte ich nicht 20 Francs Einkommen, nachdem ich allein eine Million verdient; mein Mann hat Alles aufgegessen.“

Louise hat nun eine Malschule. Sie kommt eines Tages herein, sieht ihre Zöglinge — Seilspringen. Sie hält eine Standrede über den Werth und Verlust der Zeit — nur fünf Minuten später halten zwei Grazien das Seil, und sie springt mit. So schelmisch-lieb sieht sie auch auf ihrem Bilde aus. Dann hat sie eine sechsjährige Tochter, welche ihr einst den größten Schmerz bereitet. Jetzt führt sie sie zu den Fantoccini des Carlo Perico, Marionetten, an deren Leben und Dasein das Kind glaubt. Später, im Théâtre Français, fragt die Kleine: „Und die da, Mama, sind die auch lebendig?“ Sie erzählt auch naiv, daß sie am Tage der Geburt ihrer kleinen Brunette an ihrer Venus, die Flügel Amors bindend, gemalt. —

Sie sagt: „Das Glück, das ist das Interesse in der Ruhe.“ — Nun führt sie ihr Gatte nach Flandern. In Antwerpen bestaunt sie einen Rubens — dessen Frau in einem Strohhut — und müht sich ab, nicht nur sich selbst in ähnlicher Weise zu zeichnen, sondern auch die Lichteffecte in Worten wiederzugeben, die sehr merkwürdig auch für unsere Pleinairisten

klingen: „Die Lichter sind in der Sonne; das, was ich die Schatten nennen müßte, das ist der Tag!“

In Paris, Rue de Clery, empfängt sie dann allabendlich; ihr Ruf ist bereits so groß, „daß, wegen Platzmangel, Marschälle von Frankreich auf dem Boden sitzen, es war sehr lächerlich, zu sehen, wie der dicke Maréchal de Noailles sich nur mit Mühe erheben konnte.

Sie hat das Glück, die großen Schauspieler Larive, Le Kain, Talma zu hören.

Sie beurtheilt in einem Capitel die Actricen Dumesnil, Raucour, Sainval, Clairon, Dugazon, Contat, Mars, lauter Sterne der Zeit, deren Glanz nur noch in ihren Namen fortlebt. Sie sieht als letzte Vorstellung in der Salle Gennevilliers Beaumarchais' Mariage de Figaro, von den Schauspielern der Comédie Française — die Sainval als Gräfin, die Contat als reizende Suzanne, und bezeichnet diesen Vorläufer der Revolution damals ganz begreiflich als in allen Theilen unpassend. Es war sehr heiß, Beaumarchais sehr glücklich, und da er, um frische Luft einzulassen, die Fenster einstieß, sagte man: sein Stück habe zweimal cassé les vitres (soviel, wie dem Faß den Boden ausgeschlagen). Sie wird intim mit der Dubarry, der einstigen Freundin Louis' XV., deren Haupt 1793 fiel.

„Sie ist die einzige Frau,“ sagt Madame Vigée, „unter so vielen Frauen, welche in jenen Schreckenstagen starben, welche den Anblick des Schafots nicht ertragen konnte. Sie schrie, sie erbat ihre Gnade von der entsetzlichen Menge, die sie umgab, diese Menge war so erschüttert, daß der Henker sich mit seiner Arbeit beeilte. Dies hat mich stets überzeugt, daß, wenn die Opfer jener fürchterlichen Tage nicht den edlen Stolz gehabt hätten, mit Muth zu sterben, die Schreckenszeit (Terreur) früher geendet haben würde. Menschen mit geringer ausgebildeter Intelligenz lassen sich von einem inneren Schmerze nicht so leicht hinreißen, bewegen, und man erregt viel leichter das Mitleid des Volkes als seine Bewunderung.“

Schöne Worte und schön gesagt. Ob aber damals das Mitleid den Vesuv-Ausbruch aufgehalten hätte? Erzählt sie doch einige Seiten weiter, daß zu jener Zeit Elende hinten auf den Carrossen aufsprangen und in die Fenster riefen: „Nächstes Jahr sitzen wir drinnen, und Ihr steht draußen.“ Es ist das ewige Ote toi, que je m'y mette! Ein Hoher sagte: „Man hat mich angeklagt, die Thürme von Notre Dame genommen zu haben. Sie stehen zwar noch; aber es ist Zeit, daß ich mich aus dem Staube mache — es ist klar, man will mir Etwas anhaben.“ — Den Rest des ersten Bandes füllen einige Portraits im Genre Plutarchs aus. Von Abbé Delille erzählt sie, daß er ebenso unpünktlich war, als er Antwort auf Alles hatte. Er war bei ihr zum Diner eingeladen, es kam aber Jemand ihn zu einer anderen Lustbarkeit abzuholen. Man macht ihm Vorwürfe, daß er warten ließ, und er meint: „Ich habe mir eingeredet,

daß der, welcher mich zu holen, kommt, es eiliger hat, als der, der — auf mich wartet.“ — Freundliche Worte hat sie für den Prinzen Heinrich von Preußen, den Bruder des großen Friedrich. — Von 1768—1779, da sie Frankreich verließ, hatte Louise Vigée-Lebrun nach ihrer eigenen Liste 454 Portraits und Geschichtsbilder gemalt. Da sie mindestens 3 bis 5000 Francs erhielt, glaubt man ihr, daß Herr Lebrun ihr bis eine Million durchgebracht.

Die Adressatin der Briefe, die Prinzessin Kourakin, wurde 1831 von der Cholera in St. Petersburg dahingerafft. Im zweiten Band erzählt daher die Autorin einfach. Sie bereist Oberitalien; die Führer sagen von ihr, sie hätten wohl Prinzessinnen durch die Galerieen geleitet, aber keine war so in der Kunst bewandert. Ihre kleine „Brunette“ sieht zum ersten Male Cypressen und bemerkt sehr fein: „Diese Bäume laden zum Schweigen ein.“ Sie selbst hatte immer „Heimweh nach Rom“ gehabt. Im Petersdom „muß man niederknieen!“ Sie empfindet, daß die enormen eckigen Pilaster sich nicht gut ausnehmen, wünscht, es seien Säulen. Man erklärt ihr, das Gefühl sei richtig. Ursprünglich seien es Säulen gewesen; da sie zu schwach schienen, die ungeheure Last zu tragen, habe man sie zu Pilastern verstärkt. —

Man erfährt durch sie, daß ihr Freund, der Landschafter Robert, das Kreuz aufgepflanzt hat, das eine der höchsten Stellen des Colosseums ziert.

Auch auf die directe Nachahmung der Natur wurde damals schon wieder hingewiesen; Louise erzählt von einem Galeriedirector, welcher zu seinen Schülern sagte: „Was habt Ihr an den Köpfen, von Raphaels Hand gemalt? Geht auf die Piazza del Popolo — da findet Ihr dieselbe Sache — seine Modelle!“

Ihre Erlebnisse in Italien muß man selbst nachlesen. Sind sie auch nicht mit Goethes Reisebriefen zu vergleichen, so enthalten sie doch viel stofflich Interessantes. Einmal ist sie bei Cardinal Bernis, 1715—1794, damals Gesandter Louis' XV. in Rom, eingeladen; es waren einige dreißig illüstre Gäste anwesend. Am folgenden Morgen um sieben Uhr wurde die arme Künstlerin, die in dem lärmenden Italien überhaupt keine ruhige Schlafstätte finden konnte, von der „Familie“ Bernis geweckt. Sie springt auf: es sind fünf große Lakaien, welche la buona mano, ihr Trinkgeld, verlangen. Sie giebt zwei Scudi und gesteht, an diese Sitten noch nicht gewöhnt zu sein.

Gegen Lärm ist sie sehr empfindsam, weshalb sie oft die Wohnung wechselt. Sie nennt sich Madame Calme und kennt „runde“, „spitze“ Geräusche; angenehme, wie das einschläfernde der Meereswellen. In der Villa des Hadrian, in der ursprünglich der römische Kaiser Alles hatte nachbilden lassen, was das Alterthum vor ihm an Schönstem kannte, ruft Madame Vigée aus:

„Ach, wie macht doch das, was von Allem bleibt, träumen. Wie

klein macht die Zeit unsre größten Dinge. Seit Urbeginn sind die Wunder des Himmels die einzigen, die sich nicht verändert. Wie können wir noch stolz sein, wenn jeder Schritt in der Umgegend Roms uns von der Vergänglichkeit der menschlichen Dinge spricht."

Ihre Kleine sieht jetzt zum ersten Mal das Meer, das sie stets nur gemalt sah.

„Weißt Du, Mama," meint sie — „das ist doch übernatürliche Größe!" (Plus grand que nature.)

Interessant sind Louisens Aufzeichnungen über Lady Emma Hamilton, eine Abenteurerin und Intrigantin, die natürliche Tochter eines Dienstmädchens aus Wales, von welcher auch in den Mémoires d'une Contemporaine der Frau von St. Elme viel die Rede ist. Der Londoner Arzt Dr. Graham zeigte sie zur Zeit ihrer tiefsten Erniedrigung als Göttin Hygieia in dünner Schleierhülle. Sie lebte dann mit Charles Greville-Warwick; dieser, dem Ruin nahe, sandte Emma Harte zu seinem Onkel, Sir William Hamilton, der, von ihren unverwüstlichen Reizen mächtig angezogen, sie zu seiner Gattin machte. Sie wurde dann die Vertraute der Königin von Neapel und die Geliebte des berühmten Admirals Nelson. Sie starb in Calais, 1815.

Diese nun malte Louise als am Seestrande gelagerte Schöne, welche eine Trinkschale hält, und als ihre berühmte Sibylle. Der edle Lord scheint einen einträglichen Handel mit Kunstwerken getrieben zu haben, denn ein Herr Talleyrand sagte von ihm, als Jemand bemerkte, er beschütze die Künste: „Sagen Sie lieber, die Künste beschützen ihn!" Er verkaufte das Bild Emmas, das ihm Louise für 100 Louisdors gemalt, in London für 300 Guineas. Auch eine Copie des Kopfes der Sibylle, die Mad. Lebrun ihm schenkte, verkaufte er sofort. Auf einem Landgut hatte Louise zwei ausdrucksvolle Kohle-Zeichnungen von Köpfen gefertigt. Sehr erstaunt war sie, diese Skizzen später in England bei Lord Warwick wiederzufinden. Lord Hamilton hatte das Stück Wand über der Thür seines Landhauses aussägen lassen und die beiden Köpfe der Künstlerin verkauft.

Bei einer Besteigung des Vesuv fragt die kleine Brünette, als die Erde unter ihnen erzitterte: „Mama, soll ich jetzt Furcht haben?"

Dann lernt Louise den berühmten Componisten Paësiello kennen (1741 bis 1816), der u. A. die Oper „La Serva Padrona" geschrieben. Er saß ihr und componirte gleichzeitig. Sie war entzückt, die Züge des großen Meisters zur Stunde der Inspiration festhalten zu dürfen.

Dann kommt sie nach Wien und hat dort eine Reihe interessanter Erlebnisse in den ersten Adelskreisen. Sie erzählt manchen Romanstoff, manches Bonmot. So das sehr feine des Grafen Louis von Narbonne, zu dem der Usurpator Bonaparte sagt: „Ihre Mutter liebt mich nicht; ich weiß es." „Nein, Sire," lautet die Antwort, „sie ist noch nicht über die Bewunderung hinausgekommen." Früher erzählt unsre Autorin eine

schöne Replik, welche die galante Herzogin von Fleury dem Parvenu von Corsica gegeben. Dieser fragte die schöne Dame in seiner brüsken Weise: „Lieben Sie die Männer noch immer?“ Und sie: „Ja, Sire, wenn sie höflich sind!“

Sie nennt Wien, was es noch heute ist, die Stadt des Windes, des Staubes und des Walzers. Im Theater war es damals noch Mode, in den Logen Strümpfe zu stricken, sie sieht die schöne Comtesse Kinski und viele herrliche und stolze Frauen, deren Namen noch heute in der Wiener Welt fortleben, also beschäftigt. In Hitzing malt sie die Fürstin Lichtenstein, die ihr als Engel erscheint und die sie auch so malt. Die Schöne schwingt sich in die Lüfte, eine irisfarbige Scharpe wallt ihr nach, sie ist bloßfüßig. Man kann sich ganz gut den alten Fürsten Lichtenstein denken, der da ausruft: „A Schand, a Schkandal, a Lichtensteinische ohne Pantoffel!“ Und er läßt ein Paar Schuhe dazu malen, die „so aussehen, als ob sie ihr eben ‚abifall'n wär'n‘.“

Gleich darauf erzählt Madame Vigée eine kleine Geschichte von einem Schiffer, der auf der Donau, am Kahlenberg, aus seinem Boote nach Raben schießt. Er trifft einen, den er auf den Boden seines Kahnes legt. Aber eine Wolke von Raben stürzt sofort auf den Jäger nieder, der sich in eine Cabine seiner kleinen Barke flüchtet. Die Vögel ergreifen ihren Kameraden und schleppen ihn auf einen nahen Baum. Lange noch zeichnet Louise die Baumgruppe, hört das Jammerkrächzen der Thiere, vergleicht diese mit den Menschen und — steht ganz auf Seite der Raben. Es freut uns Modernen, die wir uns einbilden, die „Thierliebe“ erfunden zu haben, immer, bei früheren Geschlechtern Naturgefühl, Mitleid für unsre Vorgeschaffenen, aber nicht Kronen der Schöpfung Genannten, zu finden. Merkwürdigerweise berichtet eine Zeitgenossin der Louise Vigée, Madame d'Oberkirch, die auch genau den Prinzen, die Prinzessin Kourakin gekannt hat, an welchen die Briefe des ersten Bandes der Souvenirs gerichtet, eine ähnliche Thiergeschichte. Dort vertheidigt ein Storchenpaar sich und die Jungen gegen einen Geier. Schon ist das Weibchen halbtodt, das Männchen droht zu erliegen, da nimmt es mit letzter Anstrengung das Nest in den Schnabel, kehrt es um und sendet seine Liebsten lieber in den Abgrund, ehe es sie dem grimmigen Feinde ausliefert. Der Geier tödtet dann den Helden mit einem Schnabelhieb, und die Frau von Oberkirch, gerührt und bestürzt, spricht von einem wahren „drame de famille“.

Unter ähnlichen Qualen, wie sie die Prinzessin von Zerbst, die spätere Kaiserin Katharina die Große von Rußland, durch die schlechten Landstraßen erduldet, gelangt Louise nach St. Petersburg, den 25. Juli 1795. Die Bauten der Hauptstadt erinnern sie an die Agamemnons — antiker, fabelhafter Zeiten. Sehr interessant ist es für den Liebhaber, Kenner und Forscher, ihre russischen Aufzeichnungen mit denen des Herrn K. Waliszewsky, der zwei dickleibige Bände über die große Katharina ge-

schrieben, zu vergleichen. Die Kaiserin sagt der neu Angekommenen: „Ich bin erfreut, (charmée), Madame, Sie zu empfangen. Ihr Ruf ist Ihnen vorausgeeilt. Ich bin keine Kennerin, aber Freundin (amateur) der Künste." So schildert die Zarin auch ihr Biograph. Was sie, Louise Vigée, nun erlebt, malt, sieht, hört; das muß man bei ihr selbst nachlesen. Der berühmte Potemkin, der Günstling der Zarin, lernt z. B. die Prinzessin Katharina Dolgoruki kennen. Er giebt ein Fest, angeblich zu Ehren der Kaiserin. Nach dem Diner wurden Schalen servirt, aus denen die Damen Diamanten und andere Edelsteine mit Löffeln schöpfen konnten und durften. Die Kaiserin scheint ungehalten. Aber er besänftigt sie. „Da ich Ew. Majestät feiere, wie kann Ew. Majestät Etwas wundern!" Der Günstling, der so viel Brillanten zu verschenken hatte, starb auf offenem Felde, unter seinem Soldatenmantel, krank durch kaiserliche Ungnade — den 15. October 1791. Die chronique scandaleuse des Zarinnenhofes muß man eben selbst nachlesen.

Louise erzählt von einer schönen Polin, Madame de With, später Gräfin Potocki. Sie war so verwöhnt und verschmeichelt, man machte so viele Madrigals auf ihre entzückenden Augen, daß sie eines Tages ganz im Ernste von diesen entzückenden Unheilstiftern sagte:

„Meine schönen Augen thun mir weh."

Auch von Politik und Revolution und Gesandten und großen Festen ist die Rede. „Die Franzosen," bemerkt sie traurig, „sind die Einzigen, welche ihren Landsleuten in der Fremde zu schaden suchen, auch durch die Verleumdung. Engländer, Deutsche, Italiener unterstützen sich untereinander!"

Conform mit Herrn K. Waliszewski erzählt unsere Malerin, daß die hohe Beherrscherin aller Reußen alle Morgen ihren Raben Futter streute und Abends kleine Kinder kommen ließ und mit ihnen Blindekuh oder ähnliche Spiele spielte. Wer über Tod und Leben verfügt, mag manchmal das Bedürfniß haben, recht kleinmenschlich zu sein.

Von einem Prinzen Bezborodko erzählt sie eine artige Anekdote: Katharina befiehlt ihm eines Tages, einen Ukas zu redigiren, und giebt ihm eine Menge Notizen zu dem Gesetzentwurf. Das nächste Mal will sie die Schrift sehen. Er hat aber Nichts gethan — zieht ein Blatt aus seinem Portefeuille und liest, ohne zu zaudern, Alles ganz genau vor. Katharina war sehr zufrieden, sie ergreift das Blatt, es ist leer. Bezborodko will sich ihr zu Füßen werfen — sie gebietet Stillschweigen und ernennt ihn zum geheimen Staatsrath.

Einer so gefeierten Künstlerin fehlt es an öffentlichen Huldigungen nicht. Sie theilt sie mit, und Manche mögen ausrufen: Wie eitel. Ich gestehe, daß ich Stellen wie die folgenden nur mit Rührung gelesen:

Kurz nach ihrer Heirath las La Harpe in der Akademie seinen Aufsatz über das Talent der Frauen vor. Es heißt da von ihr, sie sei der Maler und das Modell der Schönheit, sie vereinige die Stimme der Favart

dem Lächeln der Venus — da stand das ganze Auditorium, darunter die Herzogin von Chartres und der König von Schweden, auf und applaudirte ihr, so daß sie vor Beschämung einer Ohnmacht nahe war.

Ein andermal lädt sie der Architect Brongniart mit dessen Frau ein, in einer Loge ein Vaudeville: La Réunion des arts anzusehen. Eine Schauspielerin erscheint, welche Louise Vigée copirt, wie diese die Königin Marie Antoinette malt. Das ganze Publicum dreht sich ihr zu und applaudirt wie besessen. Nie war sie so glücklich, so zufrieden, wie am Abend jener Ueberraschung.

Ludwig XVI. sagte zu ihr: „Ich verstehe mich nicht auf die Malerei, ich verstehe Nichts von ihr. Aber Sie, Madame, machen mich sie lieben."

Später in Rom kamen junge Akademieschüler, darunter Girodet und brachten ihr als Huldigung die Palette des früh verstorbenen Drouais, sie dagegen um einige ihrer Pinsel als Andenken bittend.

In Neapel besuchen sie einige hoffnungsvolle Maler und bitten sie, eines ihrer Werke zu zeigen. Sie nimmt das Tuch ab, welches ihre Sibylle bedeckt, zu welcher ihr Lady Hamilton gesessen und das sie immer mit sich führt. Die Leute stehen sprachlos, sie weidet sich an ihrem Staunen, einer sagt endlich, das könne der größte italienische Maler gemacht haben, und ein Anderer wirft sich ihr mit Thränen in den Augen zu Füßen. Sehr richtig fügt sie hinzu, ihre Leser könnten sie der Eitelkeit zeihen, aber sie beschwört dieselben, zu bedenken, daß ein Künstler sein ganzes Leben arbeitet, um einen oder zwei solcher Augenblicke zu genießen.

Bei ihrer Ankunft in Mailand bringen ihr junge Leute ein Ständchen. Sie ahnt zuerst nicht, daß es ihr gilt, und hört mit Entzücken zu.

In Wien wieder besingt sie der Prince de Ligne in artigen Versen.

In Rußland malt sie die schöne Fürstin Dolgoruki. Diese schickt ihr einen prächtigen Wagen und steckt ihr ein Bracelet an den Arm, bestehend aus einem Haargeflecht, darauf Diamanten so vertheilt sind, daß sie die Worte bilden: Ornez celle, qui orne son siècle. Schmücket Diejenige, welche die Zierde ihres Jahrhunderts ist.

Zu dem Kreise der Dolgoruki, Kourakin gehörte auch der Graf Strogonoff. Dieser verliebte sich in eine Pariserin, eine Schauspielerin, und trug reichlich zu deren Unterhalt bei. Seine junge Frau liebte ihn sehr und verbarg ihren Schmerz.

Sie hieß Mdlle. Lachassaigue und genoß 6000 Rubel Pension von ihm. Er fiel gegen die Franzosen kämpfend. Seine junge Wittwe beließ der Nebenbuhlerin die Rente, und Louise Vigée erzählt mit Rührung diesen edlen Zug. — In Rußland wird ihr der Auftrag, mehrere Familienbilder Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens auszuführen, welche sie so genau gekannt hat. Aber sie glaubt nicht, daß sie die Bestellung annehmen kann. Die Thränen würden ihr die Gestalten verschwimmen machen.

Sie druckt einen Dankbrief Maria Theresia Charlottens, der späteren Herzogin von Angoulême, — der Tochter der enthaupteten Königin — für ein Bild ihrer Mutter ab. —

Sie erlebt den Tod Katharinas ganz in der Nähe.

Die Kaiserin stand jeden Morgen um 9 Uhr auf und klingelte. An ihrem Sterbetage wartete man bis weit über 10. Dann trat die erste Kammerfrau ein. Die Zarin war nicht in ihrem Zimmer, als man aber die Thüre der kleinen Garderobe öffnete, fiel der Körper der vom Schlage Getroffenen, den Eintretenden entgegen, auf den Boden. Sie lebte nur noch kurze Zeit. Sie blieb sechs Wochen ausgestellt. Ihr Sohn Paul ließ die Leiche seines ermordeten Vaters Peters III. ausgraben und ihr dieselben Ehren erweisen, wie der Mutter. Zwei alte Offiziere, Freunde Peters, hatten die Ehrenwache in der Kirche zu Kasan. Die Mörder mußten die Zipfel des Leichentuches halten. So mußten die Granden Portugals der von ihnen getödteten, von Dom Pedro dem Grabe entrissenen und mit den Kroninsignien angethanen Ines de Castro zu Alcobaça huldigen.

Im Zeitraum, den der zweite Band beschreibt, hat Madame Louise Vigée-Lebrun 88 Bilder gemalt, darunter solche der ersten damals lebenden Capacitäten und Aristokraten.

Das Bildniß der großen Katharina, in weißem Haar mit Brillantdiadem, einer weißen Krause, ist dem zweiten Bande vorgegeben. K. Waliszewski erzählt in dem Buche Le Roman d'une Impératrice, die Zarin sei mit dem Portrait nicht ganz zufrieden gewesen, die große „Liebende" sei sich zu alt vorgekommen. Als unsre Malerin sich mit der Idee des Bildes der Beherrscherin von 40 Millionen Menschen trug, sagte Jemand zu ihr:

„Nehmen Sie als Leinwand die Karte des russischen Reiches, als Hintergrund die Finsterniß der Unwissenheit; die Fetzen Polens als Draperie, Menschenblut als Colorit, als Skizzen die Baudenkmäler ihrer Regierung und als Schatten sechs Monate Herrscherthum ihres Sohnes." Es ist Wahres in dem Bilde; aber es fehlen doch viele Lichter, Lichtseiten und Lichteffecte Katharinens.

Waliszewski (E. Plon, Nourrit & Co., Paris 1894) meint übrigens, Katharina habe Madame Louise Vigée nie gesessen, sie habe aus der Erinnerung gemalt, und sie hätte das Vorgehen der Zarin ihr gegenüber nicht zu loben gehabt. Aber wie reimt sich das mit einer Fußnote Louisens (Band 2, Seite 355), die sich gegen die Memoiren der Herzogin von Abrantès richtet und ihr vorwirft, die Zeugnisse des Fürsten von Ligne und des Grafen von Ségur nicht beachtet zu haben. „Sie würde dann mit mehr Hochachtung dieser verkannten Kaiserin gegenüber treten, und sie hätte das Andenken einer Frau mit mehr Respect behandelt, die in so vielen wichtigen Punkten unsrem Geschlecht zur stolzen Zierde gereicht."

Im dritten Bande schildert sie nun zunächst das Schreckensregiment Pauls; in dem Satze: „Man kann seine Mitmenschen nicht quälen, ohne sich selbst zu quälen," gipfelt ihr Urtheil. Uebrigens ernannte sie der Tyrann am 16. Juni 1800 zum Mitglied der St. Petersburger Akademie. Es geschah öffentlich durch den Grafen Strogonoff. Sie mußte zu ihm durch eine Menge meistens bekannter Herrschaften aus der Gesellschaft gehen, man klatschte laut, als der Graf ihr das Diplom nach einem ehrenden Spruch überreichte. Sie weinte Thränen der Rührung. Sie schenkte der Akademie ihr Bild; sie saß malend, mit der Palette.

Ihre Tochter war nun 17 Jahre alt geworden und bereitete der Mutter den größten Schmerz. Sie muß reizend gewesen sein, wir besitzen zwei Bilder, Mutter und Tochter, sich umschlingend, Beide jung, reizvoll, rührend schön. Das eine Bild, das frühere, ist dem dritten Bande in Lithographie von Delaunois-Belliard vorgegeben. „Brunette" hatte blaue Augen, ein keckes Stumpfnäschen, einen süßen Mund, herrliche Zähne; schlank, graziös, lebhaft, lud sie zur Liebe ein. Louise hatte Brunette sehr gut erziehen lassen, besonders das Deutsche liebte sie sehr. Nun sah sie einen Herrn von Nigris, einen Dreißiger, von romantischem Aeußeren — aber er war völlig mittellos. Intriguen wurden gesponnen, man drohte mit Entführung und geheimer Heirath. Man drohte mit dem Kaiser. Aber Louise sagte: „Ich würde ihm vorstellen, daß Mütter ältere und wahrere Ansprüche haben, als alle Herrscher der Welt." Man hielt sie für sehr reich und verlangte eine Mitgift, die weitaus ihr Vermögen überstieg. War sie doch mit 80 Louisdors aus Frankreich geflohen. Sie hatte große Verluste durch die Bank von Venedig gehabt. Sie hätte alle bösen Reden und Kabalen ertragen, aber — ihre Tochter, ihr Einziges, Liebstes, entfernte sich allmählich von ihr, und das ertrug sie nicht. Sie willigte ein, und am Tage der Hochzeit borgte sich ihr adeliger Schwiegersohn einige Ducaten von ihr aus, um den Kirchgang zu bezahlen.

Man muß das Ende des interessanten Romanes des jungen Ehepaares aber selbst nachlesen. — Louise kommt dann nach Moskau, sie lebt in einem ihr von der Gräfin Strogonoff ganz überlassenen Hause, das übrigens der Kälte, dem Rauch, selbst dem Regen so ausgesetzt, daß die Marschallin Strogonoff sie einst bei einem Besuche um — einen Regenschirm ersucht! Sie erlebt, erzählt viel Interessantes: auch die Ermordung Pauls durch Pahlen. Fünf Verschworene bringen ihn um, und wie Cäsar zu Brutus, sagt er sterbend zu seinem Freunde: „Auch Du, Zouboff!!" Die Zarin Marie führte alle Tage ihre Söhne Nicolas und Michaël an das Todtenschaubett; Nicolas flüsterte einmal: „Warum schläft Papa immer?" Den dritten Alexander schuldigte lange seine Mutter an, im Einverständnisse gewesen zu sein, bis er vor Gott schwor, dem Verbrechen ferne zu stehen. Dann fiel sie ihm zu Füßen und sagte: „So grüße ich denn meinen Kaiser."

Die hübsche Actrice, Madame Chevalier, hatte von dem ermordeten Paul einen riesigen Krondiamanten erhalten. Bei seinem Tode fürchtete man, sie würde nächtlicher Weile mit ihrem Schatze St. Petersburg verlassen. So traten denn Nachts einige Abgesandte zu ihrem größten Schreck in ihr Zimmer und — forderten ihr, ohne sie sonst zu belästigen, das Krongut wieder ab. — Aber — sie hatte doch Dienste dafür geleistet! — Louise vertrug das Klima nicht und reiste ab. Die Trennung von den Kourakin, Dolgorouki, Strogonoff fiel ihr schwer; aber selbst die Majestäten wollten sie nicht fortlassen. Der neue Zar bot ihr der Kaiserin Reitpferd an; sie konnte nicht reiten — er schenkt ihr einen Stallmeister, — daß sie's — für ihre Gesundheit — lerne! Unter Thränen verläßt sie das ihr so gastlich gewesene Rußland.

Nach vielen Leiden kommt sie nach Berlin, wo die Königin Louise sie nach Potsdam befiehlt. Sie ist außer sich über die Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit der einzigen Frau, die ihren Gast mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Sie kommt auf die Pfaueninsel, malt zwei Pastellbilder, die Familie des Prinzen Ferdinand. Sie lernt die berühmte Frau von Krüdener kennen. Sie behauptet, die Königin Louise sei außer durch so viele andere Leiden, durch Verleumdung gestorben. (S. Band 3, S. 115.) Sie reist über Dresden, Weimar, Frankfurt a. Main, wo sie sich sechs Tage langweilt und deshalb — ihre Strümpfe stopft, sowie ihre Hemden ausbessert. In Paris wieder angelangt, sagt ihre neue Bonne zu ihr: „Man sieht wohl, daß Sie aus einem barbarischen Lande kommen, — denn so näht nur der — Teufel!" In einem der Häuser Lebruns, rue de Clery, wird sie mit Applaus und Tusch empfangen. Alle Kirchen waren durch die Revolution geschlossen, Herr Lebrun hatte den Saal zur Verfügung gestellt, damit man die Messe dort lesen könne. Auch die schöne Madame Tallien war da. — Am nächsten Morgen erhält Louise den Besuch des berühmten, ihr stilverwandten Malers Greuze, die „Comédie Française", der berühmte Tänzer Vestris kommen zu ihr, vor ihr zu spielen, zu tanzen!

So liest sich die Lebensgeschichte der gefeierten Frau wie ein Märchen. Sie sieht noch alle Berühmtheiten des Consulats der Directoire-Zeit. Am 15. April 1802 geht sie nach London. In Westminster Abbey ruft sie vor dem Denkmal Chattertons, des Dichters, der sich aus Noth vergiftet: „Von diesem Gelde hätte man ihm eine süße Existenz gründen können!" „O Nachruhm!" — Sie erzählt von dem berühmten Sir Joshua Reynolds: Er habe ein Bild des M. de Calonne von ihr besichtigt und es sehr gelobt. Ein Nörgler meinte, es müsse sehr schön sein, denn man habe Madame Vigée 4000 Francs dafür bezahlt. Und Sir Joshua: „Wenn man mir 100000 gäbe, so könnte ich es nicht so gut machen." Von einem englischen Maler angegriffen, schreibt sie ihm einen Brief, der ein Stück Kunstgeschichte ist. (Bd. 3, S. 181.) — Sie malt den damaligen Prinzen von Wales, Lord Byron, den Fürsten Bariatinski, Lady Georgine

Gordon, Madame Catalani, Madame Murat, die Herzogin von Berri — im Ganzen 145 Bilder in dieser dritten Periode! —

Sie verläßt nun England mit seinen großen Erinnerungen. In Richmond hat sie bedauert, daß die praktischen Albionssöhne einen uralten Baum niedergeschlagen, unter dem Milton dichtend gesessen. Was ist das gegen die Axthiebe der Revolution wider den Baum der menschlichen Gesellschaft? Sie sieht Holland und die Schweiz und schreibt fortab Reisebriefe an die Gräfin Vincent Potocka. — Beauharnais, Präfect von Rotterdam, Schwager der Kaiserin Josephine, befiehlt ihr, zehn Tage in einer Stadt zu verharren. Es reiste damals Niemand, wie er wollte; besonders, wenn er von dem Napoleon verhaßten England kam! — In Paris sieht sie ihre Tochter wieder. Die Liebe zwischen den Eheleuten war geflohen, der Gatte hatte vom Fürsten Narischkin die Mission erhalten, Künstler für Petersburg zu engagiren, d. h. er war ein damaliger Strakosch, Impresario, geworden. Louise hatte keinen Einfluß mehr auf Brunette, und diese liebte la mauvaise compagnie. —

In der Schweiz verbrachte sie eine Woche in Coppet bei Madame de Staël und malte sie als Corinne, die ihr während des Sitzens declamiren mußte, damit sie den Ausdruck der Begeisterung träfe. Das Bildniß vollendete sie jetzt in Paris. Sie veröffentlicht in Band 3 einen ganzen Briefwechsel darüber. Als Gouverneur hatten in Coppet die zwei Söhne der Staël „le littérateur allemand Schlegel!“ Eine dichtende Zeitgenossin, Madame Beaufort d'Hautpoul, besang das Bild der Staël mit der Schlußstrophe:

> Staël offrait à Lebrun un talent digne d'elle;
> Lebrun méritait seule un si parfait modèle;
> L'Univers étonné de cet ensemble heureux
> Sans choix tombe en silence au pied de toutes deux.

In Ferney besuchte sie Voltaires Wohnung. Sie fand sie damals so schmutzig, als ob sie seit seinem Tode nicht gereinigt worden wäre. Auf der Insel Saint-Pierre das Haus J. J. Rousseaus eine Trinkstube geworden, Ferney mit Spinnweben überzogen, Miltons Baum gefällt — Louise, selbst groß, beklagt das Schicksal der Größe. Heute ist man pietätvoller geworden!

Am 31. März 1814 ist Louise Vigée in Louveciennes. Die Alliirten kommen; Engländer und Preußen plündern das Dorf. Ihr Schweizer Kammerdiener Joseph hält vergebens drei fürchterliche Soldaten auf, die Nachts in ihr Zimmer dringen, alle ihre Pretiosen rauben und ihr Betttuch mit dem Säbel durchschneiden, um zu sehen, ob kein Geld da verborgen. „Die Franzosen haben schlimmer bei uns gehaust,“ antworteten sie den Bitten Josephs. Und Louise muß dies zugeben. (Bd. 3, 304.)

Sie sieht noch die Restauration und fragt sich, „ohne das Andenken

eines großen Feldherrn, seiner tapferen Generäle und Soldaten schmälern zu wollen, — wohin alle diese schönen Siege geführt haben, und ob ein Zoll Erde Frankreich verbleibt, das so viel Blut verloren und vergossen?" Und damals sagte der Schauspieler Talma, den Napoleon mit Wohlthaten überhäuft, von dem leutseligen Ludwig XVIII.: „Ich ziehe die Gnade, Grazie (grâce) Ludwigs der Pension Bonapartes vor!" —

Bei einer Revue riefen noch einzelne Soldaten: „Vive l'Empereur!" Und der Herzog von Berri, der Sohn des späteren Karl X., entgegnete: „Recht so, meine Freunde, Jedermann muß leben!" Darauf schrieen diese selben Soldaten: „Es lebe der Herzog von Berri!" — Geistesgegenwart imponirt immer. — Louise ist total Bourbonin und des Lobes dieser Familie, besonders der Herzogin von Angoulême, voll. Im Jahre 1819 kaufte der Herzog von Berri Louisens „Sibylle", das ihr theuerste Bild. Sie malte seine Gemahlin. Einmal, während einer Sitzung, stand diese auf, holte ein Buch aus ihrer Bibliothek und las ihr daraus einen lobenden Artikel auf sie, Louise Vigée-Lebrun, vor.

So, mit Ehren überhäuft, im Umgange mit den Größten und Besten der Zeit, harrt Louise ihr Alter heran. Einem so überaus glücklichen Dasein sind die letzten Schmerzen nicht erspart. Sie verliert ihren Gatten, den Maler Lebrun, von dem sie zwar schon lange getrennt lebte. 1818 stirbt ihre Tochter, — deren liebreizendes Antlitz war so entstellt, daß Louise in Ohnmacht fällt, als sie Brunette erblickt — man reißt sie hinweg, — und am anderen Morgen hatte sie kein Kind mehr. — 1820 stirbt ihr Bruder, ein talentvoller Mann, der sie innig geliebt. Es bleiben ihr zwei Nichten, Madame Tripier-le Franc, Madame de Rivière. Diese werden ihre Kinder. Sie hinterläßt ihnen u. A. einen sehr interessanten Aufsatz über die Portraitmalerei, der heute noch Werth hat. Zwischen ihnen beschließt sie ein Wanderleben, aber doch ein ruhiges, ein ehrbares und fleißiges Leben.

Ist Der wirklich zu nichts Anderem mehr tauglich, der seine Mémoiren schreibt? Die der Madame Vigée geben ein köstliches Zeitbild, ein intimes Stück Weltgeschichte — sie sind das jetzt so Seltene: Ein Buch!

Gangolf.

Novelle.

Von

Gustav Jäger.

— Reichenberg i. B. —

Ein wildes Jahrhundert war angebrochen, als man 1601 schrieb. In den Köpfen der Menschen sah es toll und wüst aus, man grübelte und suchte nach dem Stein der Weisen und nach den Metallen, aus denen mühe- und kostenlos Gold zu gewinnen wäre. Auf der alten Königsburg im alten hundertthürmigen, verrauchten Prag saß ein düsterer Kaiser, dessen liebste Gesellschaft flunkernde Adepten und Astrologen waren, die ihm kein Gold in die Truhen, wohl aber aus den Truhen zauberten. In der Brust der Lebenden pochten gar harte Herzen, die sich an Nichts freuten, es wären denn die brennenden Scheiterhaufen gewesen, auf denen die Hexen unter grausigem Geschrei und Gefluche verkohlten, während der dicke Qualm die Sonne verdunkelte, die sich darob entsetzte und dann wochenlang nicht den Gräuel anschauen wollte.

In dieser Zeit lebte mitten in den mächtigen Wäldern, die auch heute noch zum größten Theil das Grenzgebirge bedecken, das man den böhmischen Wald nennt, die Familie eines Försters in den grauen Mauern eines vergessenen Jagdschlosses. Der Fürst, welchem das weite Waldland eigen war, hielt sich am Hofe des Kaisers auf, wo ihm die vielen Nebenbuhler um die kaiserliche Gunst genug zu schaffen machten, so daß er keine Zeit fand, im Schatten seines Besitzes dem braunen Wild nachzuspüren, so schwer ihm auch diese gezwungene Enthaltsamkeit ankam. Die früheren Jahre führte zu der Försterei ein wohlgebahnter Weg, auf dem des Oefteren schillernde Jagdzüge mit gesprächigen Herren und Damen in Sammt und Seide und hoch zu Roß dahinzogen, umsprungen von kläffenden, scheckigen Rüden, die

wild an der Leine der Piqueure rissen, während die Sonne lustig auf die blanken Hörner blitzte, und das arme Gethier, so man jagen wollte, aus seinem Versteck mit flehenden Augen dem fröhlichen Zuge nachsah, bis das dunkle Laub hinter ihm zusammenrauschte und der Lärm nach und nach im Schweigen des Waldes verging.

Das waren immer goldene Tage für die Försterei. Der hohe Jagdherr beliebte, sich recht leutselig zu geben und dem Förster die gute Strecke mit klingendem Dank zu lohnen, denn ein voller Wildstand war seine Freude. Die Fürstin theilte die Leidenschaft ihres Herrn; belohnte dieser den Förster, vergaß sie der Hausfrau nicht. Manche Spange glitt in die Hand der Försterin. Ihre Schränke bargen feines Gewebe, das schon in den fürstlichen Truhen geruht, und lächelnd deutete die hohe Frau auf das zarte Töchterchen der Untergebenen, und den schönen Zweck der freundlichen Geberin wohl wissend, küßte die Beschenkte frohen Herzens die gütige Hand.

Die Zeiten waren aber vorüber, und wie die jungen Jahre des neuen Saeculums langsam wuchsen, so überwucherte auch der wachsende Wald langsam, aber stetig den schattendunkel gewordenen Weg. Mächtige Wurzeln traten aus dem weichen Boden und verloren sich wie Schlangen im Moose, Himbeer- und Brombeergesträuch drohte mit seinen Stacheln, das abgefallene Laub wurde nicht mehr zusammengedrückt, das besorgte jetzt der Regen und Schnee, von den gewaltigen Bergen waren grobkörnige Steine herabgerollt, und wo sonst die Bäche unter festen Bohlen schäumten, ergossen sie sich jetzt, nur das Laubdach über sich, wie toll über den einsamen Pfad.

Tiefste Einsamkeit lagerte auch über dem alten Jagdschloß. Auf dem weiten Platz davor wogte langhalmiges Gras, die Bänke und Tische aus dem grauen Gestein des Gebirges überzog ein silberfarbig Geflecht, das auch die Bäume umspann, unter denen man sonst so froh gezecht hatte. Dasselbe Gefilz rankte mit dem wilden Wein an den Mauern des Gebäudes empor und wollte neugierig in den Bankettsaal lugen, aber die hohen, mit Rundsäulen eingefaßten Fenster waren schon lange verhüllt, und nun strebte das Gerank dem steilen Ziegeldache zu, um dem gelbgrünen Moose, das sich dort angesiedelt, Gesellschaft zu leisten.

In den unteren Räumen wohnte der Förster. Aber wie draußen in der Natur, so waren auch hier innen mit den Menschen Veränderungen vorgegangen. Die Försterin war gestorben, ihre brechenden Blicke hatten sich unsäglich schwer von ihren Kindern getrennt, die, kaum den Ernst der Stunde fassend, an das Sterbebett der Mutter geschlichen kamen und sie unverwandt mit großen Kinderaugen anstarrten, bis sie der Vater sanft aus der ganz still gewordenen Kammer führte. Im Freien waren Bruder und Schwester wieder froh geworden, und Susanne schaute lachend Gangolf zu, wie er sich abmühte, dem jüngsten dummen Teckel Manieren beizubringen.

Sein todtes Weib aber begrub der Mann in einem alten Gemäuer, das unfern der Försterei verwitterte. Er und sein Gehilfe senkten die

Todte tief in den treuen Waldboden, die Kleinen sahen in banger Erwartung zu, die alten Rüden, die auch merkten, wen sie verloren, heulten recht kläglich und weckten eine Eule, die in einem Mauerloch nistete und nun vorwurfsvoll mit den Augen blinzte, weil es noch Tag war; dann führte der Vater recht trübselig die weinenden Kinder nach Hause, wo sie ihrer Thränen bald wieder vergaßen.

Aber es war die alltägliche Geschichte, so bedürfnißlos auch die Waldbewohner waren, ohne eine weibliche Hand war kein rechtes Leben, und übellaunig rief eines Wochentags der Förster seinen Hunden und schritt weit ausholend davon, um erst nach Tagen wiederzukommen, an seiner Seite ein dürftig gekleidetes, aber recht trutzig blickendes Weiblein führend, das er nolens volens aus einem Dorfe geholt, wo er noch eine spärliche Verwandtschaft besaß. Nach einigem Sträuben der Erkorenen ging ebenso schnell wie die Werbung die Trauung vor sich, und nun blickten die Kinder scheu auf die neue Mutter. — Mit dieser zog auch ein ander Regiment in die stillen Räume. In ihrem Dorfe war sie als überflüssige Verwandte recht kleinlaut gewesen; bei den immer schlechter werdenden Zeiten wurde scheel auf jeden Bissen geblickt, der nicht dem eigenen Leibe zu Gute kam, und Jungfrau Regine, die früher in der Stadt gelebt, genoß recht unliebsam das fremde Brod und wurde herb und bitter und mußte doch schweigen, deswegen war sie dem Förster ob der Entführung nicht gram, und so war beiden Theilen geholfen.

Wenn aber ein geduckter Mensch plötzlich Herr seines Willens wird, so ist der Tyrann fertig, und das süße Recht der Heimzahlung wird schonungslos ausgeübt, ob es nun die Rechten oder Unrechten betrifft. So auch hier. Kaum empfand sich Frau Regine nach vorsichtigem Fühlen als Herrin, als sie die neue Würde auch mit der unnöthigen Strenge versah, die immer fürchtet, bei Lockerlassen an Nimbus einzubüßen, die böse Stiefmutter war auch hier fertig. Der Förster bekümmerte sich kaum um die Hauswirthschaft. Wenn er dem Keifen seiner neuen Hälfte entgehen wollte, hatte er den weiten Wald, anders Susanne und Gangolf, die um die neue Mutter sein mußten und deren junge Herzen so zur Lieblosigkeit erzogen wurden. Heimlich knirschend, zog oft Gangolf die Schwester zu der rechten Mutter Grabe, und böse Worte kamen gegen die Lebende über seine Lippen, Worte, über die sich das Schwesterlein entsetzte und nicht wußte, wer sie ihm gelehrt, aber der Haß ist ein guter Schulmeister und that auch hier seine Schuldigkeit.

Die große Welt da draußen, wo die dunkeln Wälder aufhörten, ging ihren Lauf weiter, aber recht unruhig geberdeten sich die Menschlein. Man schrieb nun Sechzehnhundert und einige zwanzig, und das Leben der Menschen fing an billig zu werden. Ein abgesetzter Burggraf hatte den Statthaltern in Prag das Fliegen gelehrt, und darob war ein Krieg ausgebrochen, gegen den alles bisherige Blutvergießen in der Welt ein Kinder-

spiel gewesen. In das Jagdschloß drang nur seltene und verworrene Kunde von dem unseligen Völkerhader, aber als einmal in einer rauhen Novembernacht der Förster mit dem alten Forstgehilfen den hohen Berg, den man noch heute Osser benennt, überschritt, sahen sie weit draußen über dem Flachlande einen breiten, gelbrothen Schein am Nachthimmel, und als der Herbstwind durch die steinalten Fichten rauschte und mit den Wipfeln und Klippen des Berges seltsames Zwiegespräch führte, schauerte den rauhen Männern, und sie eilten hinter das schützende Thor, das sie fester als sonst schlossen.

Ungern betrat aber der Förster die hohe gewölbte Stube, die ihm vor Zeiten nach seinen Waldgängen immer doppelt behaglich erschienen war. Nun empfand er schon vor der Thür den Mißmuth, der in dem Raume brütete, und mürrische Gesichter empfingen ihn jetzt. Frau Regine sprudelte auf ihn los und hielt ihm eine ganze Litanei neuer Bosheiten seiner Kinder vor; diese saßen ein jedes einzeln trotzend in einer Ecke, und dem hungrigen Vater verschlug es den Appetit. Er hatte sich redlich bemüht, die frühere Harmonie seines Haushaltes wieder herzustellen. Sein guter Wille scheiterte an dem Starrsinn des Weibes. Gangolf war ein derber Bursch geworden, der auf eigenen Füßen stehen konnte, wenn es sein mußte, und seiner Stiefmutter kein Haar breit Recht über sich einräumte; der ihr Groll ergoß sich über die liebliche Susanne. Schöner war noch kein Gotteskind im Walde groß geworden. Wie der Enzian blauten die schüchternen Augen des Mädchens, und die reine Luft, die sie Zeit ihres Daseins eingesogen, machte sie frisch wie der klare Waldquell.

Im letzten Jahr war aber der kluge Adebar im Waldschloß eingekehrt. In einem Korbe lag der kleine Nachkömmling und träumte zur verrauchten Decke empor. Die Mutter besah ihr Kind mit eifersüchtigem Stolze, und kränkend waren ihre Worte, wenn sie Susanne zur Wartung der kleinen Brigitte befahl. Denn noch lag in den Schränken und Truhen der ersten Frau aufgespeicherter Hausschatz, der mit seinen Linnen und kostbaren Stoffen wie einzelnen Schmuckstückchen für Susanne bestimmt war. Es war für Frau Regine unerträglich, ihr Kind blutarm zu wissen, und die Stiefschwester empfand hart den ungerechten Groll. Sie versuchte sich sanft zu vertheidigen, wenn ihr Lässigkeit vorgeworfen wurde, aber ein Schwall von bösen Worten machte sie schweigen. Da legte sich Gangolf in's Mittel, kräftig wies er das harte Weib zurecht, wildes Gezänk und Geschrei durchtobte die Stube, und fluchend und drohend rannte der leidenschaftliche Bursch zuletzt in das weite Gebirge.

Es war ein schwüler Sommernachmittag, als Gangolf mit der Schwester an der alten, theils eingefallenen Mauer saß, in deren Schatten der Mutter Grab lag. Beim einfachen Mittagsmahle waren wieder rohe Zänkereien entstanden, und der gereizte Vater hatte dem hinausstürmenden Sohne die Rückkehr in das Haus verboten, bis er der Stiefmutter Ver-

zeihung erfleht. Der Bursch brach in ein, durch die Wuth in Heulen verwandeltes Hohnlachen aus, als er diese Zumuthung wiederholte. Bittend legte ihm die Schwester die weiche Hand auf seine heiße Stirn, doch der Zorn kochte zu gewaltig in den geschwollenen Adern, und das Gras ausraufend, den Kopf in die Erde bohrend, raste und tobte sich diese gewaltthätige Natur in schnelle Ermüdung, dann lag er, heftig athmend, lange Zeit da und starrte durch die vernetzten Zweige in die flimmernde Luft; still weinend saß Susanne neben ihm.

Die Stunden vergingen, keines hatte gesprochen, und die Schwester wagte endlich in Erwartung einer heftigen Antwort, den Bruder zagend zu bitten, doch dem Vater zu Willen zu sein, wenn es ihm auch schwer ankomme. Da stand Gangolf auf, ging zu dem nahen Grabe, küßte inbrünstig die kühle Erde desselben, dann trat er vor die Schwester und sprach:

„Bin ich denn an dieses Haus da unten gekettet, wie die verdammten Seelen in die qualvolle Hölle? Was bin ich denn bis heute mehr gewesen, als ein wildes Thier dieser Wälder, das man anstatt zu zähmen, reizte? Mein Leben liegt noch lang vor mir, und was steht mir hier, im Laub vergraben, bevor? Du leidest wie ich unter dem Dache da unten, und ich kann keine Aenderung ersehen. Mich verlangt es aber hinaus, diese Wälder haben auch ein Ende, und die fremden Menschen werden nicht alle lieblos sein, darum laß mich heute von Dir Abschied nehmen, gieb mir das kleine Kreuz von Deiner Brust, dann will ich wandern, so lange mich noch das Tageslicht leitet, und in der Nacht habe ich einen guten Begleiter.“

Damit ging er zu einer grauen Eiche und entnahm der Wurzelhöhlung einen Stutzen, den er über den Rücken warf; dann reichte er abgewandten Gesichtes der Schwester die Hand.

„Gangolf, ich bin dann ganz allein, wenn Du gehst,“ rief bittend das geängstigte Mädchen, „bleibe, es wird doch einmal gut werden, und draußen ist wilder Krieg, ich will Dich nicht fortlassen!“

Aber Gangolf faßte sanft ihre Hand. „Nicht für immer geh' ich, ich will Prag zu erreichen suchen, dort lebt in der Altstadt der Mutter Sippschaft, habe ich dann Alles ausgekundet und kann für Dich sichere Fahrt erhoffen, so will ich auch Dich hinausholen und für Dich sorgen, denn wenn ich für Jemand Glück wünsche, bist Du es.“ Da legte die Schwester das Kreuz um des Bruders Hals, das noch warm von ihrer jungen Brust war, und küßte ihn lang und stumm; denn sie war ein Kind des Waldes, ungeübt in schmeichelnden Worten, und die Natur hatte ihr gelehrt, daß auf jeden noch so langen Winter endlich doch ein Sommer kommt, und sie vertraute fest auf Gangolf. Dieser sah ihr noch einmal in die treuen, reinen Augen, dann deutete er auf die neigende Sonne, das dürre Laub raschelte, knisterte — er war gegangen. Aus dem Hochwald

scholl das süße Lied einer Drossel, grüngoldig waren die Buchenwipfel anzusehen, und Susanne betete an dem einsamen Grabe. — —

Ueber dem unseligen böhmischen Lande lag der Schrecken der gewaltthätigen Zeit. Als Gangolf die schützenden Wälder verlassen, wollte sich der Kleinmuth an ihn heranschleichen, aber da gedachte er an den heillosen Unfrieden, der ihn fortgetrieben, und sein Schritt wurde wieder fest. Nun stand er auf dem letzten Vorberge und sah zurück auf die verblauenden Waldmassen, die freudlose Jugend zog an seiner finsteren Stirn vorüber, aber auch die liebliche Schwester trat vor sein Auge, da murmelte er warm den Namen „Susanne" und stieg rasch in die Ebene hinab, entschlossen, auch mit dem schlimmsten Schicksal unverzagt zu ringen. Und er hatte seinen ganzen Muth zu erproben, als er durch das mißhandelte Land zog und die Schrecken des Krieges in der vernichtenden Gestalt der Verwesung und Verödung zum ersten Male sah. Wo er spärlich bewohnte Weiler passirte, hörte er Grausenvolles über Freund und Feind erzählen, und er eilte, aus dem Elend des Flachlandes herauszukommen und die Hauptstadt zu erreichen.

Da stand er nun auf der steinernen Brücke, durch die grauen Bogen zog die breite Moldau, aus dem Giebelgewirr der Kleinseite hob sich mit zahllosen Fensterreihen der stolze Hradschin, vom hohen Gerüst des Domes überragt, aus den Festungsmauern stiegen die uralten Heidenthürme, Kanonen reckten ihren drohenden Mund auf die Stadt, über welcher dumpfer, nebliger Dunst schwebte. An beiden Zugängen der Brücke standen vielzinnige Thürme, in deren Thorbogen grimmige Musketiere scharf die Passirenden musterten. Auf der Brücke kreuzte sich unaufhörlich reges Leben von durchwegs kriegerischem Gepränge, aber Frauen waren fast keine zu sehen, und die wenigen, die an Gangolf vorübereilten, blitzten ihm freche Blicke zu.

Der arme Waldsohn saß lange auf der Brüstung und ließ das noch nie gesehene Bild lange auf sich einwirken. Jeder Augenblick brachte ihm neue Eindrücke, und wenn hoch zu Roß herausfordernde Kriegergestalten vorübertrabten, regte sich immer dringender der begreifliche Wunsch, solchen gleich zu sein.

Mit dieser Zukunft hatte er schon den langen Weg gerechnet, den er halb bettelnd, halb nehmend, wo sich Verlassenes fand, bis heute zurückgelegt hatte. Jetzt mußte ein Anfang mit dem Schicksal gemacht werden, wenn er nicht in dem Getreibe verstromern wollte. Da brach er auf und begann in den engen Gassen der Altstadt nach der Mutter Verwandten zu suchen, aber Niemand gab sich die Mühe, seinen rauhen Walddialekt zu verstehen, und so gelangte er, theils geschoben, auf den großen Ring, wo sich die Menge vor einem, auf einer Holzkanzel predigenden Jesuiten staute. Da hielt auch er und versuchte, den schallenden Worten zu folgen. Es war eine Predigt im echten Sinne einer fanatischen Zeit, gegen des Kaisers

Feinde, ein Aufruf an die Gläubigen, die Waffen für die bedrohte Kirche zu ergreifen; der Unduldsamkeit Samen wurde hier rührig gesät.

Der Redner verstand, seine Zuhörer zu begeistern, und Gangolf hörte hier, wie sein Plan heilige Billigung fand. Nachdem er mit den Umdrängenden den Segen empfangen, schob er sich entschlossen an den Pater heran, der für die flehenden Augen des ärmlichen Burschen Interesse faßte und seine Bitte um Rath freundlich anhörte. —

* * *

Ununterbrochen dauerte der Krieg fort. Die Menschen verzweifelten, als die blutigen Jahre kein Ende nahmen. Eingeleitete Friedensverhandlungen scheiterten, und das Entsetzen stürmte wieder durch die brandrothen, leichenbesäten Länder, und wenn Jemand gewagt hätte, zu verkünden, daß die Zeit des namenlosen Elends erst zur Hälfte abgelaufen sei, so hätte man ihn wie einen tollen Hund erschlagen, denn die Menschen waren vom Blutgeruch wahnsinnig geworden und wütheten erbarmungslos gegen das eigene Fleisch. Fortuna ergötzte sich weidlich, Fürsten und Feldherren, Soldaten und Bauern waren ihr gleichwerth, und Mancher, der Morgens goldstrotzend zu Pferde prunkte, an dem fraßen Abends die Raben, aber die Anbeter der launischen Göttin wurden doch nicht alle, denn in jenen Tagen war Alles ein Glücksritter.

Prag, das alte unruhige Herz des Landes, hörte wieder einmal Kanonendonner und Feldgeschrei. Der glänzende Friedländer warf die Sachsen aus der Hauptstadt, und über den zornig rauschenden Strom zuckten die krachenden Feuerstrahlen der Musketen. Aus dem Thor des Kleinseitner Brückenthurmes drangen im Sturmschritt bunte Musketiere und bearbeiteten mit Aexten und Haken den verrammelten Schwesterthurm der Altstadt. Mancher blieb röchelnd auf den Fliesen der Brücke liegen, Mancher trank Moldauwasser, aber die Vertheidiger gaben schließlich als die Klügeren nach und eilten mit den bereits geworfenen Regimentern nordwärts aus der Stadt. Auf dem Platze vor dem genommenen Thurm sammelten sich auf den Ruf der Trompeter die tapferen Angreifer. Ein großer Lieutenant formirte unter energischem Commando seine Mannschaft und führte sie auf die Kleinseite hinüber, wo sie in der Nähe des weitläufigen Herzogspalastes Quartiere bezog. — Kühlend senkte sich nach dem heißen Tage der wolkenlose Maiabend auf die erschöpfte Stadt. Aus dem Thore des Hauses, wo er Unterkunft gefunden, trat der Lieutenant mit anderen Kameraden, frohlaunig nahmen sie ihren Weg in die aufsteigende wälsche Gasse und verschwanden in einer Weinschänke, die, nach dem Lärm zu urtheilen, der aus ihr weit hörbar war, sich großer Beliebtheit erfreuen mußte.

Die Schankwirthschaft nahm einen hohen gewölbten Raum des Hinterhauses ein, der sich nach einem verwüsteten Garten öffnete. In

einem Nebel beißenden Tabakqualms tobten hier in ärgster Weinlaune alle Waffengattungen des Friedländers durcheinander. Einige besonders Trockene hatten sich mit ihren Krügen zu den spendenden Fässern gesetzt und gossen das unaufhörlich strömende Naß maßlos in die braunen Kehlen, auf den Beinen ritten ihnen kräftige, verwilderte Schenkinnen, die vom Wirth auf die Praktiken der Behandlung solcher Gäste abgerichtet waren und selben die Doublonen aus den Taschen cajolirten. Heiser gebrüllte Lieder wurden mit Gläserklirren begleitet, vor dem massiven Schanktisch rasselten zwei Raufhähne schmähend die Degen aus der Scheide, zerschlugen aber anstatt ihrer Köpfe dem jammernden Wirth ein Dutzend Krüge. Im Garten quiekten Dudelsäcke, und auf dem zertretenen Grase drehten sich im tollen Reigen voll getrunkene Soldaten mit arg zerzausten Dirnen. Lachend sah der Lieutenant dem Taumel zu, er hatte sich einen Sessel in's Freie getragen, und behaglich schlürfte er das kühle Getränk. Von seinem Platze aus konnte er eine dunkle Treppe erblicken, die in den Oberstock des Seitengebäudes führte, auf welcher ein Soldat ein arg verlebtes Mädchen, den Arm um ihren Leib geschlungen, scherzend herabführte und sie unten küssend freigab. Die Schöne mußte, um in die Schenkstube zu gelangen, bei dem Lieutenant vorbei, da, plötzlich — wie abgeschnitten hatte das Toben der Zecher aufgehört, unerschrockene Krieger wurden bleich, Alles horchte, — da kam es wieder, entsetzlich, grausenhaft anzuhören, ein zweiter zum dunkelblauen Nachthimmel brüllender Schrei, wie vom in's Herz getroffenen mächtigen Urwaldthier ausgestoßen, — die Soldateska drängte wild in's Freie, da stand der Lieutenant und wühlte in den Haaren eines zu Boden gesunkenen Mädchens, und anklagend, herzerschütternd, zum Himmel heulend klang es: „Susanne, Susanne!"

Aber scheu und mit der Hand nach der Waffe suchend, traten die Neugierigen zurück, als sie das Gesicht des Lieutenants sahen; das war ein Dämonenantlitz, etwas Unmenschliches, ein in entsetzlicher, höllischer Qual erstarrtes Angesicht. Die im grausigsten Schrecken erprobten Soldatenherzen fingen an zu pochen, Manche schlugen ein Kreuz und verzogen sich heimlich, die Anderen flüsterten über das unerklärliche Ereigniß, und die zu einem Knäuel gedrängten Dirnen sahen furchtsam auf die zuckende, bebende Kameradin zu Füßen des Schrecklichen. Da, jetzt regte sich der Lieutenant, die starren Züge verzogen sich unsäglich schmerzlich, ein todesmüder Seufzer kroch langsam aus seiner Brust, und dann weinte und schluchzte er wie ein Kind, das sein Liebstes verloren. Die flackernde Laterne hoch haltend, trat jetzt der Kneipwirth zu der Gruppe; da löste sich die Zunge des Lieutenants, zärtlich richtete er die Gebrochene auf und sprach die zwei Worte: „Komm, Schwester!" Bereitwillig öffnete man ihm die Thüren, als der Wirth den Weg vertrat. „Die Dirne schuldet mir schweres Geld, ich habe sie von ihrem letzten Souteneur abgelöst, laßt das Mädchen oder gebt mir meine Ducaten." Aber da rissen

Gangolfs Genossen, empört über diese, selbst für jene düstere Zeit unglaubliche Rohheit, den Wirth hinweg und verhinderten so einen Mord. Gangolfs Worte hatten sie über die Unterbrechung des Bacchanals aufgeklärt; ein zerhauener Kämpfer leitete die Geschwister auf die Gasse, rauh drückte er des Gehenden Hand. „Der Hund von einem Wirth hat sein Geld," rief er, im finstern Thorweg wieder verschwindend.

Sanft und auf ihre Schritte achtend, führte Gangolf die Gefundene die unbeleuchtete Straße hinunter. Am Ausgange der anschließenden Brückengasse rief er der Kleinseitner Thurmwache das Feldgeschrei zu und schritt dann dem Strom entgegen, auf die offenen, mit Gesträuch besetzten Wiesen, die sich hier zwischen dem Wasser und der Stadtmauer ausbreiteten. Dort lag ein umgestürzter Kahn, Susanna sank, das Gesicht mit der Schürze verhüllend, auf sein Holz; Gangolf blieb stehen; noch hatten Beide Nichts gesprochen, aber das Schweigen war beredter als alle Worte der Welt. Der Himmel glänzte voll zahlloser Sterne, die der frühlingsstarke Strom zurückblitzte. Auf dem dunklen Brückenstreif glänzte ein einsames Licht, dort hatte vor Zeiten ein Heiliger sein Leben gelassen, nachtschwarz hoben sich die Thürme und Dächer vom Himmel, und das weite Land durchzog kosende Lenzluft.

Da hub Gangolf an: „Schwester, als ich vor Jahren hier einzog, fand ich den Muth, einen frommen Pater um Rath anzugehen; der prüfte mich mit wenig Fragen, dann führte er mich, ob meines Vertrauens zu ihm erfreut, in die herzogliche Kammer. Seine Fürsprache beim Hauptmann war mächtiger als geleistete Thaten. Ich bereue nie, ein Wallensteiner geworden zu sein, und habe für diese Ehre gern geblutet. Verwandte unserer todten Mutter habe ich vergebens gesucht, der Krieg verwehte sie wohl, denn sonst, beim großen Gott, hätte ich Dich geholt, so schien es mir aber verderblich für Dich."

Er schwieg und nahm den schweren Hut von der heißen Stirn. Da fing Susanne an zu sprechen, und als er wieder die lieben Laute hörte, ließ er sich neben ihr nieder und barg den Kopf in ihrem Schoße, wie er es als Knabe gethan, wenn er einen großen Schmerz hatte. Susanne erzählte aber, wie sie vergebens auf ihn gewartet und die Schmähungen der zweiten Mutter geduldig ertrug, bis auch ihr sanftes Gemüth sich eines Tages zu harten Entgegnungen ermannte. Da hatte sie das böse Weib in belfernder Wuth blutig geschlagen, und als sie gedroht, das Haus zu verlassen, war ihr von Frau Regine der Schlüssel zu ihrer, von der eigenen Mutter sorglich gefüllten Truhe entrissen und hohnlachend ein: „Geh', Betteldirne!" zugerufen worden. Auf dem Waldwege hatte sie dann des heimkehrenden Vaters gewartet und diesen auf den Knieen gebeten, sie gehen zu lassen. Um des Friedens willen brachte sie dieser zu einem Heger am Ausgang des Waldes, wo er sie doch manchmal sah und auf mildere Zeiten vertröstete.

Da trabten einmal versprengte kaiserliche Reiter vorbei, und als sie Nichts des Mitnehmens werth fanden, heischten sie einen Trunk von dem zitternden Mädchen. Der Corporal forderte sie auf, ihr hübsches Gesicht doch in Prag zu zeigen, und als sie den Namen hörte, der auch des Bruders Hoffnung gewesen, war sie halb dem schmeichelnden Zureden gewonnen, halb folgte sie der Gewalt, und das war der Anfang vom Ende.

Gangolf schauderte. Er kannte die erbarmungslosen Kriegersitten, er fühlte heiße Tropfen auf seinem Nacken, und als er versuchte, in der Schwester trübe Augen zu sehen, die er einst im Walde so blau und rein verlassen, da war es ihm, als müßte sein Herz zerspringen.

Nun hielt er ihre Hände fest in den seinigen, die Nacht schritt lautlos weiter, und wieder schwiegen sie lange; von den Thürmen der uralten Stadt mahnte die Zeit das erwachte Gewissen, kühler Morgenwind raschelte im Gesträuch.

Susanne schreckte auf, sie sah die nüchterne Wirklichkeit; an des Bruders Hand trat sie zum Ufer und sprach: „Diese Wasser sind uns nicht fremd, Gangolf, man sagte mir, ihre Quellen entspringen den Wäldern unserer Heimat. Dort sind sie hell und unbefleckt, wie es unsere Jugend war, nun hat sie der Lauf des Lebens reifer, aber auch trübe gemacht, und sie eilen dem reinigenden Meere zu. Ich danke Dir, Bruder, Du hast mich nicht verachtet in meiner namenlosen Verworfenheit, ich danke und lohne es Dir."

Den steilen, schmalen Rand glitt sie hinab, die Wellen umfingen sie liebkosend wie eine längst Erwartete, ein vergehendes „Lebewohl!" klang an Gangolfs Ohr, endlos zog der breite Strom vorüber.

Im grauenden Morgen fanden Soldaten Gangolf bewußtlos am Ufer.

* * *

Blauer Frühlingshimmel sah sonnenglänzend auf die Laubmassen des böhmischen Waldes. Schweigend lagen die Höhen und Thäler, als wenn wie die Leidenschaft den Weg in ihr Dunkel gefunden hätte. Unter den hohen Wipfeln breitete sich der nadel- und laubbesäte Boden aus, und im Braun desselben verkrochen sich die selten betretenen Pfade. Der Wald war derselbe geblieben. Unverändert war die Sprache der klaren Bäche und das Rauschen der Bäume. Der Specht konnte sein Klopfen noch auswendig, und der Kuckuck hatte zu seinem Namen Nichts dazu gelernt. Ein Füchslein mehr windete über den Weg, aus versteckten Aesten lugten der Luchs und die Wildkatze, und im tiefsten Waldinnern brummte auch wohl ein Bär. Aber im Winter, wenn der Schnee so hoch lag, daß die Bewohner des Jagdschlosses meinten, solche Massen würde kein Frühling mehr schmelzen, da durchheulten verschwunden geglaubte Gäste die kältestarrende Nacht, Wölfe, Erzeugte des langen Krieges, die mit funkelnden Augen das Gethier des Waldes verfolgten.

Grauer war das Jagdschloß geworden, trüber die Fenster des Stockwerkes, eine grüne Wildniß entstand rings herum, die sich Niemand Mühe gab zu roden. Mit einem neuen Gehilfen durchzog der alternde Förster sein Gebiet; wortkarg, oft ausruhend, den grauen Kopf grübelnd gesenkt, verrichtete er theilnahmlos seinen Dienst. Die gestrenge Frau Regine versah die kleine Wirthschaft wie sonst, an schönen Tagen erstieg sie mit ihrem Kinde die Berglehne, wo inmitten einer kleinen Lichtung ein sonnendurchwärmter Granitblock lag. Hier spielte das Kind mit den jungen Rüden, im Schatten des Steines bewachte es sinnend die Mutter.

Unhörbar bewegte sich ein fremder Schatten durch die Stämme. Er näherte sich dem Forsthause, belugte es scharf durch die dichten Zweige. Nichts regte sich im Hause, kein Gesicht erschien am Fenster, lautlos ließ sich die Gestalt niedergleiten, sie schien zu warten, jetzt erscholl Kinderjauchzen und Hundegebell von der Höhe, da verschwand der Fremde.

Oben auf der Lichtung sprang fröhlich das Kind um den Stein, die Hunde hetzten nach, Frau Regine sah lächelnd auf ihr Glück; mitten im Laufe schlugen jetzt bösartig die Thiere an, die Försterin rief bang ihr Kind, da donnerte ein Schuß durch den erschrockenen Wald, hart schlug ihr zerschmetterter Kopf gegen den Granit, aus dem Gebüsch trat ein Mensch, die rauchende Muskete in der Hand. Vor seinem Blick schwieg das schreiende Kind, die Hunde krochen furchtsam am Boden. Der trat zur Todten, machte ein Kreuz über sie und sprach leise „Susanne!"

Angstvolle Stille war eingetreten, und wenn es auch nicht die rechte Mutter war, so war es doch ein entsetzlicher Mord, ein Frevel gegen Gottes und der Menschen Gebot, aber höhnisch sah Gangolf auf die Leiche und gedachte der gerächten Schande.

Und da geschah etwas Unheimliches. Dort, wo der Stein in den Rain verlief, begann es in der Sonne zu glänzen, wenig, nun mehr, nun gleißte der ganze Fels, und helle Tropfen fielen auf die Todte, und es weinte das harte Gestein ob der unerhörten That.

* * *

Wieder kamen und gingen die Jahre. Der furchtbare Krieg nahm noch immer kein Ende und forderte weitere zahllose Opfer, hohe und niedere. Der große König fiel bei Lützen. In Eger, in einer Winternacht schlug dem mächtigen Wallenstein seine Stunde, einem der Wenigen, die den Frieden gewollt. Ueber den Grüften der Gewaltigen aber rangen die geschwächten Parteien in blutigen Schlachten entscheidungslos weiter.

Der todeskühne Pappenheim hatte in Johann von Werth einen leuchtenden Nachfolger gefunden, die Kämpfer von Nördlingen und Speier kannten seine ungestümen Regimenter, und seine Reiter hielten unter den Mauern des erschrockenen Paris.

Die Schlacht von Allersheim war geschlagen, der kaiserliche General Mercy gefallen, Werth hatte mit seinen Schwadronen den rechten französischen Flügel vernichtet und sich nach Uebernahme des Oberbefehls geordnet zurückgezogen. Unbehelligt von den Franzosen, glühten die Wachtfeuer des Gefürchteten durch die Nacht, grimmige Reitergesichter phantastisch färbend.

Auf weichem Rasenlager lag ein zerhauener Rittmeister; kopfschüttelnd besah der Feldscheer die rechte Hand des Liegenden, an der alle Finger fehlten. „Mit dem tollen Kriegsleben ist es wohl aus, Herr Offizier," meinte der Chirurg gerade heraus, „sonst wird man Euch aber leidlich zusammenflicken." Bald traten Kameraden zu dem Verbundenen, in ihrer rohen Manier tröstend. Aber dieser verlangte nach seinem Wachtmeister. Klirrend kam die Kriegswetter gewöhnte Figur. Aus grauumhaartem Antlitz blitzten zwei scharfe Augen über gefurchte Narben, mehr denn ein Menschenalter steckte er in seinem Koller. Hohnlachend hörte er Anderer Abenteuer erzählen. „Flunkernde Knaben," hänselte er sie. Fürchterliches wurde über ihn geraunt, hieb- und schußfest sei er, mit dem Gottseibeiuns verkehre er wie mit einem Bruder, und in den Schlachten sollte er den Erschlagenen das Blut aussaugen. Auf einen Wink des Rittmeisters ließ er sich neben diesem nieder und wartete seiner Rede. Aber dieser zeigte dem Untergebenen den Handstumpf und fand ein verständnißvolles Nicken. Sinnirend schwieg er eine Weile, dann begann er zögernd: „Wißt Ihr noch, Rupert, wie ich Euch nach der Nördlinger Schlacht frug, wie man einen Mord sühnt?" Fast ängstlich erwartete der Fragende die bekannte Antwort. „Das war vor elf Jahren," erinnerte der Wachtmeister, „als wir vor Leichen keinen Weg sahen und wir über die weichen Leiber trabten! Ein fröhliches Reiten! An der Pferde Hufen blieb manchmal ein Menschenfetzen hängen, da frugt Ihr dasselbe; Herbstluft und Blutgeruch ließ wohl wie heute die Melancholei an Euch heran. Hört nun: An der Stätte, wo das Ermordete verröchelte, muß der Mörder ein ander Menschenleben vom Tode erretten, das entsühnt den Thäter, und Satanas kann die arme Seele in seinem Buche ausstreichen. Habe freilich noch nie gehört, daß solches geschehen. Bleich seid Ihr geworden, Herr Rittmeister, Nachtkühle und Blutverlust, ich will Euch in das Gezelt geleiten."

Mit dem Strom glitt eine breite Zille die Donau hinunter. Verwunderlich Volk lag auf den Bohlen verstreut. Keiner erfreute sich eines ganzen Leibes, wo bei andern Menschen Arme und Beine, gab es da Stümpfe oder Holzstiele, manche ermangelten der Nase und Ohren, wohin gerade das feindliche Schwert seinen Weg genommen, ohne den noch ganzen Menschen zu fragen. Es waren Verwundete aus den letzten Zuckungen des Krieges, darunter der seiner Finger ledig gewordene Rittmeister aus der Schlacht von Allersheim. Dann und wann hielt das Fahrzeug und setzte einen Part seiner Gäste aus, die konnten nun betteln gehen oder Schnapphähne werden, je nach Talent und Neigung.

Gemächlich trugen die nimmermüden Wellen die Menschenreste weiter. Verlorenen Blickes sah der Rittmeister die Dörfer und Städte des Ufers auftauchen und schwinden, Spuren des Krieges zeigten alle. Dann kam die lichte Herbstnacht, aus der Ferne klang tröstendes Glockensummen, nun ragten spitze Schatten in die Luft, spärliche Lichter spiegelten sich in den Wellen, die ein dunkler Streifen überspannte, und der Verwundete starrte in die Wasser und suchte nach einem schwimmenden Körper, den die Wellen rasch forttrugen, und an sein Ohr tönte es wie verhauchend: „Lebewohl!" da rief er tiefschmerzlich: „Susanne, Susanne!" und wachte auf aus den alten Träumen, und man belehrte ihn, daß das da drüben Regensburg sei.

In Straubing verließ er mit seinen zwei Burschen die Zille, der Steuermann schielte auf das Goldstück, das in seine Hand gefallen, und er zog tief den Hut.

Drei Reiter trabten nordwärts durch den bayrischen Wald nach Böhmen zu. Eilig hatte es der Rittmeister und achtete nicht der herbstlichen Waldespracht; aber so schnell er ritt, das mahnende Gewissen blieb bei ihm, wie die qualvollen langen Jahre. „Mußte es sein," frug die Stimme, „mußte es sein?" Es war doch Deine Mutter, o die unselige Hand!" Schmerzhaft glühte der Stumpf, scharf ansprengend, verbiß der Gefolterte die Qual. —

Hohe Berge stiegen aus dem Laubgold. Einer, zweigipfelig, klippenübersät und fichtenstarrend; neben ihm lief die Landesgrenze, Osser hieß er bei den Waldbewohnern, und sein Rasen war schon böhmisch. Schnaufend erklommen die Rosse den ungewohnten Weg, dampfend erreichten sie den Gipfel. Majestätische Waldeinsamkeit ruhte meilenweit in der Runde. Im weichen Duft zerrannen die scharfen Waldkämme und verwebten sich in der Ferne mit der Unendlichkeit. Reinster Odem quoll aus den hunderttausend Stämmen, und tief und langsam sog der Schauende den Frieden der Natur in das pochende Herz. Erstorbene Gefühle entstiegen der Vergessenheit, und der Boden der Heimat mahnte an die schuldlose Jugend.

Eine lichte Rauchsäule verrieth menschliche Stätte im Thal. Bergab stiegen die Drei, die Rosse am Zügel führend. Der Rittmeister, weit voraus, warf scheue Blicke zwischen die Stämme, Sonnenlicht drängte jetzt breit herein, er stand überrascht, denn reges Treiben belebte einen weiten Plan, auf dem Arbeiter beschäftigt waren, mächtige Bäume zu fällen und einen Weg anzulegen, der Befehl des fürstlichen Besitzers verlangte die Schaffung eines bequemen Jagdpfades, eifrig waren die Frohnbauern bei der Ausführung.

Einige Spannen unterhalb eines Steinblocks ruhte ein weißhaariger Mann in Försterkleidung und beaufsichtigte die Arbeitenden, ein schlankes Mädchen suchte liebevoll seine Augen mit Zweigen vor der Sonne zu schützen. Steinalt war der Mann, und er liebte das wärmende Licht, eine Krücke verrieth, daß seine Beine anfingen, den Dienst zu versagen.

Der Rittmeister sah die Gruppe und trat in das Dunkel zurück, seine Augen suchten über das gerodete Waldland, stöhnend griff er plötzlich nach seinem Herzen, und todesbang blieben seine Blicke auf den Steinblock gebannt. Glänzendes Geriesel überzog den Granit und tropfte abfallend in den weichen Waldboden, hohe Farne und grünes Moos umwucherten ihn und bezeugten die Feuchtigkeit der unterwaschenen Erde.

Und hätte man dem Starrenden versprochen, alle Schätze der Welt zu geben, er würde nicht mit der Wimper gezuckt haben, und wäre neben ihm der furchtbare Blitz niedergegangen, er hätte sein Haupt nicht gewendet.

Aber nun rührte sich seine Gestalt, weit bog er den Körper vor, die Augen quollen schreckhaft heraus, er wollte in rasender Angst schreien, aber nur ein mißtöniger Laut verließ seine Lippen, seine Füße schienen in den Boden gewurzelt, doch nun ermannte er sich mit gewaltiger Willenskraft, heulend durchflog er den Raum, der ihn von dem Steine trennte; denn dieser fing an, sich zu bewegen, zu senken, zu rollen, — die nächste Secunde entschied über das Leben des Alten und der Jungfrau — da geschah ein Wunder, der Block lag wieder ruhig, unbewegt, unter ihm drängte das Wasser heraus, nicht mehr hell und waldrein, ein rother Streifen sickerte darunter, denn unter dem Stein lag mit halbem, entsetzlich zermalmtem Körper ein Mensch begraben. Die aufgestörten Leute hatten den grausigen Vorgang gesehen und schnell begriffen. Nun sprangen sie mit Hebebäumen und Brechstangen herbei, der alte Förster krückte mühsam an dem Arm des Mädchens hinzu, erbleichend wandte sich diese von den Menschentrümmern hinweg.

Unsägliche Schmerzen mußte der Begrabene erleiden, aber sein Antlitz war ruhig, friedlich. Er bat röchelnd den Förster sich herabzubeugen, und als dieser zitternd willfahrte, suchte der Armstumpf die Hand des Greises, und ein Wort noch sprach der Todgeweihte, ein Wort noch, flehend, Verzeihung heischend: „Vater!“

Heftiger zitterte der alte Mann, tastend fuhr er über das nasse Haupt des Sterbenden, und von Niemand als diesem vernommen, flüsterte er mit unendlicher Liebe: „Gangolf, mein armer Gangolf!“

Heller schien die Herbstsonne auf die Betenden; der Waldhauch zog durch die Zweige und erzählte Blatt und Halm die entsühnende That, dann erhob er sich zum leichten Winde, umflog den trotzigen Opfer, stieg hoch hinauf in das Aetherblau und verkündete das Opfer dem Himmel.

Der Lungenfisch, Ceratodus forsteri.

Illustrirte Bibliographie.

Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken. Von Richard Semon, Professor in Jena. Mit 85 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig, Wilhelm Engelmann. —

Australier („Old Tom").

Australien ist derjenige Erdtheil, der bisher am wenigsten den deutschen Forscher angezogen, so reiche Ausbeute seine merkwürdige Fauna und Flora und seine ethnographischen Verhältnisse bieten, und so dringend nothwendig bei dem bevorstehenden Aussterben der australischen Eingeborenen die Sammlung ethnographischen und anthropologischen Materials ist. Um so erfreulicher ist es, daß sich neuerdings den ausländischen Reisenden, wie dem Norweger Lumholtz, der 1880—84 in Queensland geweilt, ein deutscher Gelehrter angeschlossen hat, der unsere Kenntniß des jüngsten Erdtheils in außerordentlicher Weise bereichert hat: der Jenenser Professor Richard Semon.

Semon, dessen selbstständig begonnenes Unternehmen durch die reiche pecuniäre Unterstützung des Dr. Paul von Ritter und den wissenschaftlichen Rath der Professoren Häckel und Fürbringer wesentlich gefördert wurde, verließ Jena am 13. Juni 1891 und gelangte Anfang August nach Australien. Nach kürzerem oder längerem Aufenthalt

Papuanisches Pfahldorf. Im Hintergrunde eine Lakotai unter Segel.
Aus: R. Semon, Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres.
Leipzig, Wilhelm Engelmann.

in den Küstenstädten Adelaide, Melbourne, Brisbane, Sidney, ging er von Maryborough in's Innere des Landes, machte Forschungen am mittleren Burnett, in dessen Quellengebiet, am Boyne; bereiste dann die Nordostküste Australiens von Brisbane bis Cap York, und nach mehrwöchigem Aufenthalt auf Thursday Island, das ihm als Ausgangspunkt für Fahrten in die Torresstraße diente, trat er Anfang April 1892 die Reise nach Neu-Guinea an; von Jule Island ging es zum Südcap, dann die Küste entlang bis zum Ostcap. Am 26. Mai war Semon von diesem kurzen, aber an Anregungen und Sammelerlebnissen reichen Ausfluge nach Guinea wieder nach Thursday Island zurückgekehrt. Mitte November 92 — nachdem er mehr als ein Jahr in Australien geweilt — betrat er Java, wo er u. A. in Mitteljava die imposanten Denkmäler altjavanischer Cultur: den berühmten Kolossal-Tempelbau Boro-Budor und die brahmanischen Tempelruinen von Prambanan besuchte; von Java ging die Reise um Celebes und die nördlichen Molukken zur Insel Ambon. Nach einem Besuch der Banda-Inseln trat Semon die Heimreise durch Indien an. —

Es waren vorwiegend zoologische Ziele, welche der Reisende verfolgte: das Studium der wunderbaren australischen Fauna, der eierlegenden Säugethiere, der Beutelthiere und der Lungenfische war — wie der Verfasser im Vorwort angiebt — die eigentliche Aufgabe, die er sich gestellt, und die befriedigend zu lösen ihm geglückt ist. Diese Resultate und die von Semon mitgebrachten Sammlungen werden von ihm unter Mitwirkung einer größeren Anzahl von Zoologen und Anatomen in einem streng wissenschaftlichen Reisewerke unter dem Titel: „Zoologische Forschungsreisen in Australien und dem malayischen Archipel" veröffentlicht, von dem bereits mehrere Hefte erschienen sind.

Bogen aus Palmholz mit Rotangsehne und Bambuspfeil. (St. Josephs-Fluß.)

Mit den wichtigen zoologischen Ergebnissen, welche die wissenschaftliche Welt dem Forscher verdankt, ist aber die Bedeutung seiner Reise nicht erschöpft; er selbst fühlte das Bedürfniß, auch die anderweitige reiche Ausbeute derselben, zahlreiche Einzelbeobachtungen an Thieren und Pflanzen, Studien über Land und Leute, die Eindrücke und Erlebnisse der Reise festzuhalten, kurz ein Gesammtbild der letzteren zu geben, das sich an ein größeres Publicum als den Kreis der Fachgelehrten wendet. Aus diesem Bedürfniß ist das vorliegende Werk hervorgegangen, für welches die gebildete Leserwelt dem Verfasser dankbar zu sein alle Ursache hat. Er versteht es ebenso den Leser für seine Forschungen und die dabei zur Erörterung gelangenden wissenschaftlichen Fragen zu interessiren, wie ihn

Speere (Aroma).

Fischspeer (Aroma).

Boro-Budor.
Aus: R. Semon, Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres.
Leipzig, Wilhelm Engelmann.

durch die Darstellung seiner persönlichen Erlebnisse zu fesseln, den Sinn für die Genüsse, welche die Betrachtung von Natur- und Menschenleben gewährt, zu erschließen resp. denselben zu befriedigen. —

Auf die bedeutsamen wissenschaftlichen Resultate, die in diesem Werke niedergelegt sind, näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur ein paar Worte über Semons Beurtheilung der australischen Eingeborenen, die er durch ein fast 3/4jähriges enges Zusammenleben kennen gelernt, mögen hier Platz finden.

Bauornament am Prambanan.

Semon bestreitet die von früheren Beobachtern behauptete thierische Häßlichkeit und Affenähnlichkeit der Australier. Sie sind keine Zwischenglieder zwischen Affen und Menschen, sondern Menschen durch und durch; sie bilden in körperlicher wie geistiger Beziehung eine einheitliche verhältnißmäßig wenige Varietäten bildende Rasse, die freilich zu den tiefststehenden der Erde gehört. Ihre Cultur befindet sich — wie die der höher stehenden Papuas von Neu-Guinea — auf einer Stufe, die dem Steinzeitalter des europäischen Urmenschen entspricht. Nutzanwendung und Bearbeitung jeglichen Metalls ist gänzlich unbekannt; alle selbstgefertigten Waffen und Geräthe bestehen aus Stein, Muschelschale, Knochen, Holz, Pflanzenfaser, Thiersehne. Hauptwaffen sind Speer, Keule, Schild und der merkwürdige Bumerang. Ackerbau ist den australischen Eingeborenen unbekannt. Sie sind

nomadisirende Jäger, deren Geist und Sinn vorzüglich in Bezug auf alles mit der Jagd in Zusammenhang Stehende entwickelt ist, deren Intelligenz im Uebrigen aber außerordentlich gering ist, wovon auch die unentwickelte Sprache Zeugniß ablegt. Der Erfolg der Mission muß bei so tief stehenden und unstäten Menschen gleich Null sein. Gottesglaube fehlt bei den meisten Stämmen von Queensland; bei einigen findet sich Glaube an gute und böse Geister.

Die Anschauung, daß die Australier eine degenerirte Rasse seien, deren Vorfahren eine höhere Cultur besessen hätten, wird von Semon bestritten.

Die Papuas von Neu-Guinea, obwohl auch sie noch durch und durch Kinder der Steinzeit sind, in Pfahldörfern, mitunter auch auf hohen Bäumen wohnen, stehen geistig hoch über dem Australier, aber ebenso tief unter dem Neger. Sie sind ein phantasiereiches, kunstfreudiges Volk mit hoch entwickeltem Farben- und Formensinn. Als Jäger können sie sich mit den Australiern nicht messen; ihre Waffen sind Wurfspeer, Bogen und Pfeil und die Keule, in manchen Gegenden nur Speer und Keule. — —

Das mit zahlreichen, zumeist nach eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers hergestellten Illustrationen geschmückte, in jeder Beziehung vortrefflich ausgestattete Werk sei hiermit dem gebildeten Publicum auf's Wärmste empfohlen. O. W.

Bibliographische Notizen.

Dreißig Jahre deutscher Geschichte. 4. (Volks-) Ausgabe 2 Bände. Von K. Biedermann. Breslau und Leipzig, Schles. Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Dieses Werk ist schon ehedem ein „Volksbuch" im besten Sinne des Wortes gewesen und wird es auch bleiben in dem neuen Gewande einer „Volksausgabe", wie die vorliegende es ist. Der Inhalt ist demgemäß im Großen und Ganzen derselbe geblieben, nur hat der Verfasser am Schlusse eine Uebersicht über die Geschicke des neuen Reiches in dem ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens hinzugefügt, eine Zugabe, die mit Dank zu begrüßen ist und geeignet erscheint, nach dem rauschenden Jubel der gefeierten Jubiläumsfeste zu ernstem Nachdenken anzuregen. — Der günstigen Kritik über das Werk in seiner Gesammtheit kann kaum noch etwas hinzugefügt werden. Wer wissen will, wie das deutsche Reich geworden ist, welche „Wacken und Klötze" zu beseitigen waren, ehe das lange ersehnte Ziel erreicht wurde, der findet hier in der schönen, fließenden und immer spannenden Darstellung eines Mitstreiters beim Einigungswerke erschöpfenden Aufschluß, wie er eigentlich keinem fehlen sollte, der irgendwie in die Lage kommt, sich über das politische Dasein seines Volkes ein Urtheil bilden zu müssen. Möge das Buch besonders auch ein Begleiter sein des im neuen Reiche heranwachsenden jungen Geschlechtes, das nur dann würdig und berufen sein kann, das Errungene festzuhalten, wenn es der Väter und ihrer politischen Thaten verständnißvoll und gern gedenkt. Wd.

Aus deutschem Leben. Autorisirte Uebersetzung von Dr. W. Henkel.

Psychologie der deutschen Armee.

Der deutsche und englische Arbeiter.

Von Sidney Whitman. — Hamburg, Haendcke & Lehmkuhl. —

Der Verfasser, ein geistreicher und scharfer Beobachter, der lange Jahre in Deutschland gelebt hat, entrollt in dem erstgenannten Werk in höchst anziehender Weise ein Bild deutschen Lebens und Treibens, das jeden Deutschen um so angenehmer berühren muß, als er eine derartige, aus englischer Feder stammende, sympathisch klingende Sprache sonst gerade nicht gewohnt ist. Der Verfasser kennzeichnet seinen Standpunkt bei einer Begegnung mit einem Bekannten, der ihm die Sympathie für Deutschland vorwarf und diese für geradezu unerklärlich bezeichnete, durch die diesem entgegengestellte Frage: „Sie sind doch selbst genug dort (in Deutschland) gewesen; in welchem der beiden Länder, in England oder in Deutschland genießt der Mensch in der großen Masse der Bevölkerung mehr harmlose und vernünftige Lebensfreude?" „Unbedingt in Deutschland."

„Gut, da haben Sie es, erwiderte der Verfasser, „warum ich mich zu den Deutschen hingezogen fühle." — Der Verfasser lobhudelt aber nicht blos, sondern unterläßt es auch nicht, da und dort die Kehrseite der Medaille hervorzuheben. — In elf losen Capiteln: „Deutschland einst und jetzt, Der Arbeiterstand, Der deutsche Wald, Das Lied, Das Theater, Der Antisemitismus, Eine

deutsche Fabrik, Deutsches Badeleben, Feldmarschall Graf Moltke, Bismarck in Friedrichsruh und Nochmals in Friedrichsruh," entwirft der Verfasser sehr interessante Schilderungen, die den Leser von Anfang bis zu Ende fesseln. Die mit Genehmigung des Verfassers etwas freiere Uebersetzung namentlich der Stellen, die dem deutschen Leser selbstverständlich erscheinen müssen, ist vortrefflich und das Buch, das der Verfasser dem Andenken an die Fürstin Johanna von Bismarck gewidmet hat, recht empfehlenswerth. —

Das zweite Buch, in Broschürenform, ist ein erweiterter Abdruck aus dem größeren Werk des Verfassers: „Das Kaiserliche Deutschland", übersetzt von O. Th. Alexander. — Auch hier versteht es der Verfasser, in richtiger Weise den Kern zu erfassen und diesen in geistreicher Weise, auch durch Hinzuziehung kriegsgeschichtlicher Beispiele, namentlich aus den Jahren 1866 und 1870 zu beleuchten und hierbei gleichzeitig Streiflichter auf andere Armeen zu werfen. Am Schluß giebt er eine kurze Kritik des englischen Militärsystems. Wir können, so schreibt er S. 33, von der englischen Armee mit gutem Gewissen sagen: „Solange sie so verwaltet wird, wie jetzt — hin und wieder von einem Sturm in den Zeitungen oder von einem Schreckschuß öffentlicher Redner aufgeregt — so lange wird sie ein Abgrund sein, um Millionen hineinzuwerfen, nie aber ein verläßliches Vertheidigungsmittel für unser Land." —

In der dritten, gleichfalls in Broschürenform gehaltenen Arbeit beleuchtet der Verfasser in der ihm eigenen geistreichen Weise, ähnlich, wie er dies im erstgenannten Werk im dortigen Capitel „Der Arbeiterstand" gethan hat, die Arbeiterverhältnisse in England und Deutschland. Er versteht es vortrefflich, hier Licht und Schatten von einander zu trennen, und erblickt schließlich den Hauptgrund der besseren Lebensbedingungen der deutschen Arbeiter in den besseren socialen Verhältnissen des Alltagslebens des deutschen Arbeiterstandes. Den Extract dieser Studie den deutschen Arbeitern eindringlich vorzuführen, wäre eine sehr lohnenswerthe Arbeit. — K.

Helgoland und die deutsche Flotte. Von Stenzel, Kapitän zur See a. D. — Berlin, Carl Ulrich & Co. —

Obgleich diese Broschüre schon vor mehreren Jahren erschienen ist, so dürfte auf dieselbe, bei dem großen Interesse, das unsere maritimen Verhältnisse erheischen, wiederum hinzuweisen sein. — Der Verfasser giebt in klarer Weise einen Ueberblick über den Werth von Helgoland und über die damit verknüpften militärischen Forderungen, indem er gleichzeitig die hierüber erschienenen Arbeiten des Contre-Admirals a. D. Werner, sowie des Vice-Admirals Batsch und des Oberstlieutenants a. D. Wagner einer kritischen Besprechung unterzieht. Am Schluß wird mit einigen Worten die „weitere Entwickelung der Flotte" erörtert. K.

Herbstblätter. Nachgelassene Gedichte von F. W. Weber. 9.—12. Aufl. Mit Stahlstich-Portrait. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Der „Sänger von Dreizehnlinden" — diese Bezeichnung F. W. Webers nach seiner erfolgreichsten Dichtung ist traditionell geworden — hat das Erscheinen dieser von ihm selbst noch im Jahre 1893 vorbereiteten neuen Folge von Gedichten nicht mehr erlebt; am 5. April 1894 ist er verschieden. Nach des Dichters Absicht sollte der Gedichtband vorwiegend kleinere Dichtungen aus den letzten Jahren enthalten, wie auch der von ihm selbst gewählte Titel „Herbstblätter" erkennen läßt. Indeß hat man, über den vom Dichter gezogenen Rahmen hinausgehend, den „Herbstblättern" auch einige „Frühlingsblüthen" gesellt, d. h. einige poetische Leistungen des jugendlichen Dichters, die für seine damalige dichterische Kraft wie für seine Charakter- und Geistesrichtung bezeichnend sind. Schon bei diesen Jugendgedichten, denen der stürmische Ueberschwang der Jugend fehlt, ist eine gewisse milde Abgeklärtheit auffallend, sie unterscheiden sich von den Schöpfungen des greisen Dichters mehr durch die geringere Reife und Formvollendung, als durch eine wesentliche Verschiedenheit des Stimmungs- und Stoffgehalts. In einem Gedicht aus dem Jahre 1834: „Drei Worte" nennt er als seine Ideale „Vaterland, Liebe und Religion", und auf diesen Dreiklang baut sich überhaupt Webers Dichtung auf. Am stärksten tönt bei ihm die religiöse Saite. Er selbst nennt sein Dichten — und mit Recht — eine „fromme Kunst". Eine echte, tiefe Frömmigkeit, die aber von confessioneller Engherzigkeit und Intoleranz frei und mit edelster Humanität innig verknüpft ist, durchzieht, bald mächtig hervortretend, bald als leise Unterströmung sein gesammtes Dichten. Dieser ehrlichen, milden Frömmigkeit sind die Augenverdreher und Zeloten mehr zuwider als charaktervolle Freidenker,

wie die beiden „den Scheinheiligen" gewidmeten Epigramme (S. 161) beweisen.

„Ihr macht ein überfromm Gesicht,
Das läßt ein falsches Herz vermuthen,
Geht, die Zeloten lieb' ich nicht,
Ich liebe nur die Guten."

Die erotische Liebe spielt bei Weber eine verhältnißmäßig geringe Rolle, auch sie ist von der Leidenschaft, der Unruhe des Verlangens frei, von milder Innigkeit. Der didaktisch-moralisirende Zug, der auch in seine Lyrik eingreift, ja oft allzusehr hervortritt (z. B. in „Halt aus"), kommt im zweiten Buche, das vorwiegend Spruchartiges und Epigrammatisches enthält, zur Geltung. Das dritte Buch, in dem kleinere epische Dichtungen vereinigt sind, zeigt uns den Dichter auf seinem eigensten Gebiete, auf der Höhe seines Könnens. Glanzstücke in epischer Schilderung und Schwung der Sprache sind „Wotan auf den Karpathen," (S. 187), „Der Gladiator", „Gerd Vogel". In dieser Abtheilung findet sich auch das herrliche, tief empfundene Gedicht „Uhlands Tod", aus dem, wie auch aus andern, Webers liebevolle Verehrung für den Dichter, mit dessen reiner, edler Muse die seine verwandt ist, hell hervorleuchtet. — Neben eigenen Dichtungen enthalten die Herbstblätter eine reiche Fülle von Uebertragungen aus den nordischen Litteraturen, die Weber auch als trefflichen Uebersetzer offenbaren. —

Der Einfachheit und Deutschheit seines Wesens, sowie seiner Auffassung von der Poesie als einer frommen Kunst entspricht es, daß ihm jede Formspielerei widerstrebt. In dem einzigen Sonett, das sich „ihm zum Trotze" geformt hat, sagt er, daß ihm, dem „herben Sachsen" der ferne Ost, wie die welschen Reime, Terzinen, Glosse, Stanzen, Triolette fremd geblieben sind — was bei Weber gewiß nicht in mangelnder Formbeherrschung seinen Grund hat. Daß der Dichter in seinem letzten Bande eines „Bettlers Gabe" — wie er in dem Einleitungsgedicht meint — bietet, wird auch der Leser, welcher in dem Fehlen der Töne fortreißender Leidenschaft einen Mangel empfindet, verneinen. Sehr Viele aber werden sich an diesen schönen Früchten eines reichen Herbstes in ungetrübtem Genuß dankbar erfreuen. O. W.

'Bin der Schwärmer. Idyll von J. V. Widmann. Mit Zeichnungen von Fritz Widmann. Frauenfeld, J. Huber.

„Nur ein Idyll. Aus eines Dichters Leben
Ein Nektarschälchen Jugendmorgenroth —"

Mit diesen Schlußzeilen charakterisirt der Dichter seine anmuthige Schöpfung, in der die „blöde Jugendeselei" eine reizvolle, mit feiner Ironie gewürzte poetische Darstellung gefunden hat. Ein Hauch von Wieland'scher Grazie liegt auf dieser Dichtung, deren Formschönheit durch einzelne zu wenig geglättete Verse nicht wesentlich beeinträchtigt wird. Die Handlung bedeutet in diesem Idyll wenig, die Stimmung, in welche die Schilderung der Natur und Vorgänge getaucht ist, Alles. Eine Reihe köstlicher Genrebilder, die, mit subtilem Pinsel gemalt, wahre Cabinetstücke sind, fügen sich zu einem bezaubernden Ganzen zusammen, das nur ein paar wenige „todte Stellen" enthält. Vielleicht hätte statt der achtzeiligen Strophe mit wechselnden Reimen die echte Stanze, die mit dem schließenden Reimpaare die Herausarbeitung humoristischer Pointen, wie sie auch Widmann in seiner Dichtung beliebt, formell so außerordentlich unterstützt, den Reiz der Dichtung noch erhöht. — Das Büchlein hat F. Widmann mit einigen hübschen Zeichnungen geschmückt. O. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Antiquarischer-Catalog I. Theologie und deren Grenzgebiete. Berlin, Hannemann.

Bericht über die volksthümlichen Universitätsvorträge im Studienjahre 1895/96. Wien, Druck von Adolf Holzhausen.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes Nr. 930—948. Halle, O. Hendel.

Biographische Blätter. Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Band II. Heft 3. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Buchner, Dr. Wilhelm. Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet. Mit 106 in den Text eingedruckten Abbildungen. 6., verbess. Aufl. Essen, G. D. Bädeker.

Clausen, Ernst, Judas, Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Deutschlands Ruhmestage 1870/71. In Schilderungen von Mitstreitern. Lfg. 10. 11. 12. 13. Vollständig in ca. 40 Lieferungen. Rathenow, Max Babenzien.

Die deutsche freiwillige Kriegskrankenpflege im Kriegsjahre 1870/71. Gedächtnissrede gehalten am 8. Mai 1896 im weissen Saale des Königlichen Schlosses von B. von dem Knesebeck. Herg. vom Central-Comité der deutschen Vereine vom rothen Kreuz. Berlin, Karl Heymanns Verlag.

Erdmann, Heinrich, Deutsche und Hamburger Theaterzustände. Zwei Vorträge. Zugleich ein Beitrag zur Pathologie der Presse. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung.

Fellmann, Johanna, Onkel Johns Principien. Eine Geschichte a. d. englischen Leben. (Litterarisches Schatzkästlein 4. Band) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. Liefr. 1. Leipzig, S. Hirzel.
Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. 23. Band. Görres von Joh. Nep. Sepp. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Gelléri, Moritz. Aus der Vergangenheit und Gegenwart des tausendjährigen Ungarn. Budapest, Pester Buchdruckerei-Actien-Ges.
de Goncourt, Edmond und Jules, Germinie Lacerteux. Der Roman eines Dienstmädchens. Einzig autorisirte Uebersetzung von Emma Adler. Wien, Verlag der ersten Wiener Volksbuchhandlung. (Ignaz Brand.)
Hausbuch der Lyrik deutscher Frauen. Ein Sammelwerk zeitgenössischer Lyrik deutscher Dichterinnen. Herausg. und geleitet von Otto Rühle. I. Jahrg. Nr. 4. Grossenhain, Hermann Starcke (C. Plasnick).
Henckell, Ada Negri. Ein Vortrag. Mit dem Portrait der Dichterin. Zürich, Karl Henckell & Co.
Jacoby, Leopold, Cunita. Ein Gedicht aus Indien. Zürich, Karl Henckell & Co.
Jenny, Chr. Rud., Fünf Decorierte. Epos in 7 Gesängen. Auch eine Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg. Mit 7 Bildern von Karl Krattner. Zürich, Th. Schröter.
Kiehne, Hermann, I'y pense. Neue Gedichte. Diamant-Ausgabe. Nordhausen, Selbstverlag.
Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Hrsg. von Karl Schneidt. III. Jahrg. Nr. 86. 87. 88. 89. Berlin, Kritik-Verlag.
Kunstgeschichte, Allgemeine, in Verbindung mit Anderen herausgegeben von H. Knackfuss. Zweite Abtheilung. Mit zahlreichen Abbildungen. Bielefeld, Velhagen und Klasing.
Künstler-Monographien. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von H. Knackfuss. Band XII. Franz Hals. — Band XIII. A. van Dyck. Bielefeld, Velhagen und Klasing.
Lenbach, Ernst, Auf der Sonnenseite. Geschichten. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger.
Lentz, Was ist Gott? Was ist unsere Seele? Wo leben wir weiter? Eine systematische Erklärung auf mathematischer Grundlage, volksthümlich abgeleitet. Strassburg, Fritz Schlesier.
Löwenthal, Dr. Eduard, Geschichte der Philosophie im Umriss für Studirende, sowie für jeden Gebildeten. Berlin, Hannemanns Buchhandlung.
Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. Zwölfter Band. Mauria bis Nordsee. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.
Michael, Wolfgang, Englische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert. I. Band. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.
Muther, Richard, Die Muther-Hetze. Ein Beitrag zur Psychologie des Neides und der Verleumdung. München, G. Hirth.
Neumann, Karl, Der Kampf um die neue Kunst. Berlin, Hermann Walther.
Palmer, Ludwig, Gedichte eines Arbeiters. Ausgelesen und zusammengestellt von Walter Kellerbauer. Mit L. Palmers Bildniss. (Litterarisches Schatzkästlein 6. Band.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Pochhammer Adolph, Einführung in die Musik. Frankfurt a./M., H. Bechhold.
Polenz Wilhelm von, Reinheit. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.
Poritzky, J. E., Abseits — vom Leben! Skizzen aus der Anatomie. Berlin, R. Boll.
Poschinger, Margareta von, Wie Künstler lieben. Novelle. (Litterarisch. Schatzkästlein 5. Band.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Renner, Gustav, Gedichte. 3. Aufl. Zürich, Th. Schröter.
Roland, Emil, Sein Ich. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.
Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, hrsg. von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. Heft: 216. 217. 221. 223. 225. 227. 229. 231. 233. 235. 239, 241. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.)
von Schabelsky, Elsa, Harem und Moschee. Reiseskizzen aus Marokko. Berlin, Siegfried Cronbach.
Schafheitlin, Adolf, Saturnische Phantasien. Gedichte. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Schultz, Alwin, Kunstgeschichte 9. und 10. (Doppel-) Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
Semon, Richard, Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebnisse eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken. Mit 85 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig, W. Engelmann.
Spamers illustrirte Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte unter Mitwirkung von Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. F. Rösiger, Prof. Dr. O. E. Schmidt und Dr. K. Sturmhöfel neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kämmel. Dritte, völlig neugestaltete Auflage. Mit nahezu 4000 Text-Abbildungen nebst vielen Kunstbeilagen, Karten, Plänen etc. Band III. (Geschichte des Mittelalters. Erster Theil.) Leipzig, O. Spamer.
Stona, M., Menschen und Paragraphe. Wien, Karl Konegen.
Stratz, Rudolf, Berliner Höllenfahrt. Heiteres und Ernstes aus der Reichshauptstadt. Berlin, F. Fontane & Co.
Vely, E., Mente. Roman. Berlin, Richard Taendler.
Wereschtschagin, Wassily, Selbstbiographie unbedeutender Leute. Skizzen aus dem russischen Volksleben und Portraits. Einzig autorisirte Uebersetzung von Dr. Alexis Markow. Berlin, Karl Siegismund.
Windholz J. L., Ritter, Tod und Teufel. Ein Drama in Versen. Berlin, S. Fischer.
Zaeslin, Emanuel, Eine Tragödie. Berlin, Richard Taendler.
Zimmer, D. Friedrich, Der Evangelische Diakonieverein. 3., durchgesehene Auflage. Herborn, Verlag des Ev. Diakonievereins.
von Zobeltitz, Fedor, Ein Schlagwort der Zeit. Roman. 2 Bde. Berlin, F. Fontane und Co.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Band 78. — Heft 234.

September 1896.

September 1896.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: August Schneegans.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilage zu diesem Hefte
von der
Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.
(Finck, Wagner und seine Werke.)

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXVIII (Juli bis September 1896), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXVII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII

elegant broschirt zum Preise von *M* 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M* 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233

zum Preise von *M* 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXXVIII. (Juli bis September 1896)

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII

zum Preise von *M* 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

A. Schneegans

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXVIII Band. — September 1896. — Heft 234.

[illegible]

Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXVIII. Band. — September 1896. — Heft 234.

(Mit einem Portrait in Radirung: August Schneegans.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Leiden einer Frau.

Von

Hermann Heiberg.

— Schleswig. —

(Schluß.)

Es war vierzehn Tage später nach den geschilderten Ereignissen. Dorita befand sich in dem kleinen Gemach, das sie von der nach Flensburg verzogenen Pastorenfamilie, Mann und Frau, damals gemiethet hatte, und schrieb an ihre Schwester Toni. Aber in diesen zwei Wochen war abermals so viel geschehen, daß ihr gequältes Inneres es schon kaum mehr fassen konnte.

Zunächst war dem Verlassen der Wohnung die Auction des Eigenthums gefolgt. Vorher hatte Dorita die wenigen Gegenstände, die sie behalten wollte, und die sie behalten konnte, in eine Kammer gebracht, welche ihr der Hauswirth einstweilen überlassen.

Mitten in der Beschäftigung mit den Tagesdingen war ihr dann plötzlich auf die Seele gefallen, daß sie ja Dux das Geld zurückzugeben habe. Sie war in Folge dessen zu Harms gegangen, der ihr eine Summe vorgeschossen, aber sie auch zugleich wieder durch die Mittheilung, daß neue Nachrichten von Aussicht eingetroffen seien, geängstigt hatte.

Sie wolle, hatte sie erklärt, ihn am nächsten Tage aufsuchen, jetzt fehle ihr die Zeit und Ruhe. Der Gedanke, Dux könne abreisen, ohne die hundert Mark zurückempfangen zu haben, sie, Dorita, würde gar in die Lage gerathen, ihm, dem Hin- und Herreisenden, aus Unbekanntschaft mit seinem Wohnungsaufenthalte die vorgeschossene Summe überhaupt nicht zustellen zu können, beunruhigte sie auf's Höchste.

Und in der That war ihre Befürchtung nicht ohne Grund. Der Bote, den sie sogleich nach ihrer Rückkehr von Harms in's Hôtel sandte,

kehrte mit der Erklärung zurück, daß Freiherr von Dux am Mittag abgereist sei und seine Adresse nicht zurückgelassen habe.

Die Hände der jungen Frau preßten sich in der Enttäuschung unwillkürlich zusammen, und ihr Athem ging stockend. Nun stand sie also doch da als Eine, die ihn hatte benutzen wollen, die sich eine Theestunde mit einem Geldschein bezahlen ließ! —

Der Gedanke, Edelmuth, Mitleid mit ihrer Lage, der Wunsch, wenigstens mit einer kleinen Summe ihr beizustehen, habe ihn den Verlust dieser Bagatelle leicht verschmerzen lassen, kam garnicht in ihr auf.

Von Harms erfuhr die junge Frau am folgenden Tage, daß Leo ihn aufgesucht und noch in Flensburg anwesend sei. Und kaum, nachdem sie sich gesetzt, begann der Advocat auch schon mit seinem Vortrage.

„Sie erklärten neulich, gnädige Frau —“ hob er in einem anschmiegenden Ton an — „daß Sie überhaupt fernere Conferenzen über die Aussichter Angelegenheit ablehnten. Ich begreife ja Ihre Verstimmung und solche Entschlüsse. Aber wir müssen doch schon wegen der pecuniären Schwierigkeiten die Dinge dort mit in Betracht ziehen. Gestatten Sie also, daß ich Ihnen vortrage, was Ihr Herr Schwager proponirt.“

Dorita bewegte stumm das Haupt. Sie sagte nicht Ja und nicht Nein.

„Die Familie besteht darauf, daß die Trennung stattfindet. Wünschen Sie nicht auf den Ihnen bisher gemachten Vorschlag einzugehen, so würde der Antrag beim Gericht auf Grund gegenseitiger Abneigung erhoben werden.“

Die junge Frau, die bisher ausdruckslos dagesessen, warf nach diesen Worten das Haupt, wie vom Schlage getroffen, zurück.

„Weshalb ist man denn darauf nicht gleich gerathen?“ stieß sie mit finster sich auflehnender Miene heraus. Und unbeirrt fortfahrend, da Jener ausweichen zu wollen schien: „Weshalb haben denn Sie, mein Rechtsbeistand, darauf nicht hingewiesen, Herr Harms?“

„Hören Sie gütigst erst, gnädige Frau, ich bitte. Aus dem Zusatz, der eine Forderung enthält, werden Ihnen die Gründe klar werden.

Man verlangt die stricte Verpflichtung Ihrerseits, sich Ihrem Herrn Gemahl niemals wieder in irgend einer Weise zu nähern —“

„Ah —! Nun — verstehe ich“ — ging's über die Lippen der Frau, und ihr Angesicht hellte sich verächtlich auf. — „Die Weiber in Aussicht standen unter der Furcht, daß ich mich dem schwachen Sohn wieder nähern könne, wenn die Noth, wenn der Hunger mich mürbe gemacht hätten!

Und irgend eine Annäherung sollte unter allen Umständen vermieden werden. Wenn ich zugab, daß ich mit Monsieur Leo ein verbotenes Verhältniß hatte, dann waren sie sicher, daß mein Flehen bei dem Junker erfolglos sein werde, wenn ich aber die Lüge nicht von mir geben wollte, war's denkbar, daß er noch einmal schwachmüthig zu werden vermöge.

Ah, diese — gemeine Gesellschaft! Doch genug! Ist noch Etwas?“

„Ja, gnädige Frau! Wenn Sie in solcher Weise die Trennung bewirken, sich auch verpflichten, vor der formellen Scheidung nichts die Familie Zarpen Compromittirendes zu unternehmen, — man hat, wer weiß wie, nicht durch mich — Kunde erhalten, daß Sie ein Putzgeschäft in Kiel beginnen wollen, — ferner jedenfalls sich niemals wieder Frau Zarpen zu nennen — dann will man die Möbel gegen den Schmuck austauschen, auch zuerst Absender sein und Ihnen für die Zeit von fünf Jahren monatlich hundert Mark ausbezahlen."

„Wundervoll! Wundervoll!" sprühte es von den Lippen der Frau. Diesmal brannten keine Feuer der Leidenschaft in ihren Augen. Sie lachte hämisch.

Und sie fuhr fort:

„Sie haben noch Etwas vergessen, Herr Harms. Sicher! —

Wenn ich mich dennoch Frau Zarpen nenne, so verwirke ich die königliche Gabe von hundert Mark sofort!" Und abermals lachte sie, fast wie eine Irrsinnige, also, daß dem Manne schier bange ward um ihren Verstand und ihre Sinne.

Doch war's nur ein anderer Ausbruch der grenzenlosen Qual, die in ihr saß. Dem Lachen folgte, obschon sie sich mit allen Kräften dagegen zu wehren suchte, ein verzehrendes Weinen, das ihr reizendes Angesicht so rührend gestaltete, daß der Anblick selbst dem nüchternen Juristen heiß durch die Seele jagte. —

Aber da der Ekel doch zu stark nachwirkte, siegte wiederum bei ihr Empörung über Weichheit.

„Sagen Sie," hob sie mit wegwerfendem Stolze an — „der Familie Zarpen, daß ich für das Aufgeben aller Rechte und Namenswürden die Summe von, sagen wir: zwanzigtausend Mark jährlich bis an mein Lebensende verlange.

Wenn das als Basis der Verhandlungen dient, so bin ich bereit, solche wieder aufzunehmen —"

„Aber, gnädige Frau — Nutzlose Dinge treiben — Sie kennen den Geiz der Leute! — Ich bitte —"

„Nun gut, denn nicht! Zahlen, oder auf die Freuden verzichten, mich von sich abzuthun!

Es ist in der That in dieser neuen Phase der Dinge ein vortrefflicher Gedanke, nunmehr die Angelegenheit zu einer Geldsache zu machen.

Die Leute sind ja so reich, daß eine Summe von zwanzigtausend Mark kaum ein Ausfall ist. Meine Schwiegermutter wird auf Millionen geschätzt. Und vielleicht haben Sie Glück! Ich sterbe, weil der Ekel mich erstickt. Dann können Sie wieder Hosiannah singen —"

Und nach einer Pause:

„Sehen Sie, Herr Harms. Das ist ja, was mir immer wieder das

Blut in die Schläfen treibt. Diese, jeder Vornehmheit bare Gesinnung, diese widerwärtige Knauserei!

Immer schimmern von Neuem die geizigen Knochen durch das armselige Gewand —"

„Würden Sie denn auf zweitausendvierhundert Mark eingehen, gnädige Frau?" fiel Harms belebt ein. Es war ihm offenbar sehr darum zu thun, irgend etwas Greifbares zu erreichen, — überhaupt endlich zu einem Abschluß zu gelangen.

„Nein, Herr Harms. Ich thu's nicht anders. Will man zahlen, dann unterdrücke ich um meiner Geschwister willen Alles, wozu mich mein Selbst- und Vergeltungsgefühl treibt.

Will man es nicht bewilligen — ich habe doch überhaupt die ganze Angelegenheit bereits ad acta gelegt — gehe ich nach Kiel und eröffne das Geschäft unter meinem jetzigen Namen!"

Harms schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Ich wiederhole, daß an eine solche Zuwendung nicht zu denken ist, gnädige Frau. Ich bitte Sie dringend, überlegen Sie. Vielleicht läßt sich die Familie auf etwas mehr, im äußersten Fall auf dreitausend Mark ein. Aber zwanzig! Ich finde auch, ehrlich gesprochen, eine solche Forderung durch Nichts gerechtfertigt —"

„Durch Nichts gerechtfertigt?" fuhr's mit stolzer Erbitterung aus dem Munde der Frau.

„War es Nichts, mich zu einer Dirne herabzustempeln, und blos, wie es sich jetzt herausstellt, aus gemeinen Nebengründen? War es Nichts, mir die Ehe zu versprechen und mich wie eine Verworfene sitzen zu lassen? Ist der empörende Brief Nichts, den mir meine Schwägerin Magdalene geschrieben hat? Ist der widerwärtige Schacher mit den Möbeln und dem Diamantschmuck, ist überhaupt das ganze Verfahren Nichts? Weshalb soll ich denn überhaupt der Amboß sein? Weil ich arm bin? Natürlich! Das ist der Standpunkt der sich vor dem Gelde bückenden elenden Menge. Aber ich will nicht! Ich bin stolzer als des Himmels Wolken! Ich bin kein Kind und kein Schwächling. Ich will ihnen beweisen, daß mein Geistes-Adel von einem anderen Schnitt ist, als der ihrige.

Ich lasse mich nicht beschimpfen, und ich lasse mich nicht drücken. Und weshalb läßt man mich nicht endlich in Ruhe? Ich habe ja erklärt, daß ich nichts, garnichts mehr hören will. Ueberhaupt habe ich bisher alle Zumuthungen abgelehnt.

Mich auf dieser neuen materiellen Basis in Unterhandlungen einzulassen, wäre, wie gesagt, die Rücksicht auf meine Geschwister. Und so will ich mein letztes Wort sagen:

Tausend Mark monatlich während meiner Lebenszeit! Also nicht zwanzig, sondern zwölftausend. Wollen Sie darauf noch einmal mit dem Herrn Leo Zarpen sprechen, so bin ich einverstanden!"

Als die junge Frau nach dieser Unterredung in ihre kleine Wohnung zurückkehrte, fand sie daselbst den Juwelier Kroll.

Er erklärte sofort, daß er Nichts ausgerichtet habe. Es schwebten, wie die Aussichter gesagt hatten, Verhandlungen wegen eines Austausches, Zug um Zug, deshalb seien vor der Hand Erörterungen über den Ankauf des Geschmeides zwecklos.

„Haben Sie denn nicht erklärt, daß das Geschmeide Ihr Eigenthum sei, Herr Kroll?"

Der Mann nickte.

„Man glaubte mir nicht. Das seien die Finten, die man bei Ihnen gewohnt wäre, meinte die alte Dame."

„Die Finten, die man bei mir gew —" setzte Dorita mit vor Empörung brechender Stimme an. Aber „Es ist gut!" entschied sie und zwang sich zur Beherrschung vor dem Fremden.

Auch machte sie der Unterredung ein schnelles Ende.

Sie sprach ihm für seine Bemühungen ihren freundlichen Dank aus, fragte, wie viel sie ihm an Auslagen, Zinsen und Vergütigung schulde, und erklärte, daß sie ihm das Geld innerhalb der nächsten acht Tage zurückzahlen werde.

Und Kroll nannte die Summe, und sie schieden.

Als er gegangen war, schritt Dorita lange sinnend auf und ab. Sie marterte ihr Gehirn, auf welche Weise sie Kroll befriedigen könne. Er hatte keine Anforderungen gestellt, aber sie wußte, daß er dringend wünschte, mit der Angelegenheit abzuschließen. Es trieb sie, ihm dadurch ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen.

Vom Auctionator war Geld eingegangen, aber Harms hatte darüber bereits für die Hauptgläubiger verfügt. Er würde auch an sich selbst denken wollen, und sie wünschte, daß es geschah.

Also dort war Nichts zu erhalten und auf irgend Etwas von Aussicht rechnete sie nicht mehr.

Es blieb also nur der Schmuck selbst, und er besaß keinen Werth, weil die Steine falsch waren!

Und zu alledem hatte Toni gemeldet, daß sie es auf dem Gute in Schwansen nicht auszuhalten vermöge, daß ihr nach einer maßlos heftigen Scene erklärt sei, ihrem Fortgehen stehe nicht nur Nichts im Wege, es sei vielmehr sofort erwünscht.

Und eben an diesem Tage schrieb die junge Frau ihrer Schwester, sie möge zurückkehren, sie erwarte sie am Abend des kommenden Tages. Sie hoffe, daß der Wittwer auf der Nordsee-Insel Tonis Dienste statt ihrer annehmen werde. Sie selbst, Dorita, habe andere Pläne und werde sich schon einzurichten wissen. Bei dieser Erklärung wirkten verschiedene Umstände zusammen.

Sie wollte, solange es in ihrer Macht stand, verhindern, daß ihre

Schwester von Aehnlichem betroffen werde, wie es ihr geworden seit der Flucht aus Westerthal. Ihr selbstloses Herz stellte die eigenen Interessen in den Hintergrund, auch wollte sie sich durch dieses Abkommen zwingen, ihren Kieler Plänen treu zu bleiben.

Und wenn der Herr auf der Insel ihre Schwester durchaus nicht wollte, so mußte anderweitig Rath geschafft werden. Andere fanden doch auch eine neue Thätigkeit, wenn sie eine alte aufgaben!

Man mußte den Göttern die Arme hinstrecken, man durfte sie nicht in den Schooß sinken lassen!

Sehr störend war das Anerbieten von Kroll dazwischengetreten. Das hatte ihrem Ansehen geschadet! Ja, sie fühlte, sie wußte es. Man würde sagen: Sie spiele Komödie! Wenn die Noth sie ferner mürbe gemacht, würde sie schon mit einem Bischen sich abfinden lassen!

Ja — und war Krolls Anerbieten nicht wirklich eine kleine Intrigue gewesen?

Wie ein Regenschauer fiel's der Frau auf die Seele! — Ein heißes Schamgefühl ergriff sie: auch nur einen Augenblick von dem geraden Weg abgewichen zu sein, sich dem großen Haufen der Nützlichkeitsjäger angeschlossen zu haben.

Ihr fiel ein Wort ein, das sie einst gelesen: „In den Schwankungen des Lebens hältst Du Dich nur aufrecht, wenn Du in allen Lagen Deinen Schwerpunkt in Wahrheit und Gerechtigkeit suchst."

Sie erkannte des Ausspruches Weisheit, sank zusammen und suchte, stumm grübelnd, nach dem Rechten, nach dem Glück, das, sie wußte es, nur ein wahres war, wenn es keine mahnenden Gewissensstimmen gab.

* * *

Eine Woche war wieder vergangen, und ein Lichtpunkt in der Oede hatte sich wenigstens aufgethan! Der Wittwer hatte geschrieben, auch Toni solle ihm willkommen sein, wenn Frau Zarpen durch Familienverhältnisse an der Ausführung ihres Entschlusses behindert werde. Er setze voraus, daß sich auch Toni zwei Jahre binden werde, und sähe unter solcher Annahme deren Eintreffen sogleich entgegen.

Allerdings hatte es starker Zureden von Seiten der jungen Frau bedurft, und hatten wiederholte Auseinandersetzungen stattgefunden, bevor Toni sich gefügt.

Dem schönen, lebensfrohen, feurigen Mädchen graute vor der Einsamkeit und dem einförmigen Einerlei. Die Schwierigkeit, anderer Leute Diener zu sein, hatte sie bereits erprobt. Auch grollte sie mit ihrer Schwester, als diese ihr von dem Fortgang der Verhandlungen mit Aussicht erzählte.

„Sofern Du 300 Mark monatlich gefordert hättest, würdest Du wahr-

scheinlich und absolut sicher dann zum Ziel gelangt sein, wenn Du Dich mit einer Bitte um Förderung Deiner Wünsche an Leo gewandt hättest. Dann vermöchten wir Zwei äußerst behaglich zusammen zu leben, könnten noch verdienen, uns wahrhaft des Daseins freuen!

Ist Sinn und Verstand darin, um das nicht erforderliche Zuviel Alles aufzugeben? Wer schenkt Dir Etwas für Deine Noblesse, und wer würdigt Deinen Stolz, solches Uebermaß zu verlangen?

Das Richtige liegt in der Mitte.

Als Du Herman Zarpen heirathetest, wolltest Du unter Dach und Fach kommen, die Ungewißheit der Zukunft abstreifen, uns erleichtern, gar später uns unter die Arme greifen. Was ist das Resultat?

Wir gehen bettelarm einher und klopfen wie Bettler an Fremder Thüren!"

Diese Worte hatten wie glühendes Eisen die Seele und das Gemüth der jungen Frau getroffen. Vom Standpunkt kluger Nüchternheit war Alles unanfechtbar richtig!

Es war aber nicht mit dem gerechnet, was Stolz und Selbstgefühl im Innern der Frau geboren hatten. Ein Mädchen wie Toni hatte den Lebensgenuß vor Augen. Was die Menschen von ihr sagten, sofern das Gewissen rein, sofern sie sich keine unsittlichen Handlungen vorzuwerfen hatte, galt ihr gleich. Sie faßte die Welt als einen Tanzsaal auf, der lediglich gebaut war, damit man sich auf ihm fröhlich und ausgelassen tummele.

Sie wußte auch nur halb, was geschehen war, und ihr fehlte bei ihrer Jugend und dem Mangel an Erfahrungen die Fähigkeit, sich in eine Gemüths- und Seelenstimmung hineinzuversetzen, in der sich Dorita befand. —

„Wenn Du eine kleine Summe nicht nehmen willst, so darfst Du Dich mit einer größeren doch noch weniger abfinden lassen!" hatte Toni gereizt, und ob ihrer Logik triumphirend, geschlossen.

„So scheint es, Toni, aber es ist eben doch nur Schein. Dann entbindet mich mein Gewissen. Dann bezwinge ich mein Ich, meinen Stolz, meine Verachtung und meinen Haß, um Euer willen, die Ihr ein Anrecht auf meine Liebe und Opferfähigkeit besitzt. Um den Preis, Euch unbedingt für die Zukunft sorgenfrei machen zu können, ginge ich wohl gar freudig in den Tod. Was Jene aber bieten und bieten werden, ist zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Es ist Nichts!"

Und Toni hatte die Achseln gezuckt und hatte von Sophismen reden wollen, aber aus Zartgefühl nicht nur geschwiegen, sondern sich gefügt.

Zwingen konnte sie ihre Schwester nicht, und sie wollte es auch nicht mit ihr verderben. Sie wußte, daß Zureden zwecklos waren, sobald in deren Mienen ein gewisser Ausdruck zum Vorschein gelangte. Und dieser,

Wiederschein des unbeugsamen Willens ihres charaktervollen Ichs war eben in ihrem blassen Angesicht erschienen.

Im Uebrigen war es wieder wahrhaft rührend, mit welcher liebevollen Hingebung sich die ältere Schwester der jüngeren annahm. Bis in die späte Nacht hinein saß sie und arbeitete mit der Nadel, um die Schäden an deren Garderobe auszubessern, und mit dem letzten Geld, das sie in Händen hatte, vervollständigte sie am Tage durch Einkäufe, was Toni in der Zwischenzeit eingebüßt.

Auch unterließ sie Nichts, was zu ihrer inneren Aufrichtung beitragen konnte, indem sie ihr entweder mit dem Ton der Ueberzeugung versprach, ihre Zukunft werde sich sicher noch auf's Beste gestalten, wenn sie jetzt nur noch eine Zeit lang Lasten auf sich nähme, oder ihr vorhielt, daß sie ja im äußersten Falle nach Jahresfrist wieder vereinigt sein könnten. In einer solchen Zeitspanne vermöge zudem unendlich viel geschehen. Vielleicht komme gar ein Prinz und hole sie, Toni, das von Natur mit so vielen Reizen geschmückte Mädchen, ab, schwänge sie auf's Roß und führe sie auf sein Schloß. Und wenn's kein Prinz wäre, so wenigstens ein Mann mit gutem Auskommen und einem braven Herzen. Und dabei hätschelte und küßte und tröstete sie sie mit heiterer, liebevoller Miene, obschon sie selbst des Trostes bedurfte, obschon es in ihrem eigenen Herzen zuckte, obschon sie selbst Nichts von dem glaubte, womit sie Jene zu ermuntern und zu ermuthigen bestrebt war.

Und zuletzt kam denn auch der Tag dieser neuen Trennung. Toni fuhr in das menschenleere Land der Einsamkeit, und Dorita trat zurück in den Wirrwarr und widmete sich nunmehr wieder ihren eigenen Angelegenheiten.

Sie wurden ihr unerwartet dadurch erleichtert, daß ihre liebenswürdigen und theilnehmenden Wirthe, der Pastor und die Pastorin, denen sie wiederholt von ihren Schicksalen erzählt hatte, in der Lage waren und sich bereit erklärten, ihr die Summe vorzustrecken, deren sie benöthigte, um den Schmuck von Kroll auszulösen und auch eine Reise nach Kiel zu unternehmen.

Mit dem ersteren dann in der Hand, schrieb sie Harms, er möge die Güte haben, den Tausch sofort in Scene zu setzen. Sie sei bereit, auf die Forderung der Zarpener einzugehen und das Geschmeide gegen eine Sicherheitsgewähr auszuliefern.

Nachdem das geschehen, setzte sie sich auf die Eisenbahn, langte wie damals um die Mittagzeit in Kiel an und nahm sogleich den Weg in die Schloßstraße.

Das Wetter war an diesem Tage herrlich. In der Natur regte sich bereits der Frühling. Die Luft war milde; etwas Verheißendes lag über den jenseitigen Ufern des Kieler Hafens, über dem Wasser selbst und hinter dem in blauseidener Ferne verschwindenden Horizont.

In dem Putzgeschäft angekommen, war es Dorita schon sehr auffallend, daß das ihr gegenübertretende junge Mädchen keine bestimmte Erklärung darüber abgeben konnte, ob das Fräulein sprechbar sei.

Sie trat zurück, ließ Dorita lange warten und berichtete bei endlicher Rückkehr, das Fräulein liege unpäßlich im Bett und bedauere außerordentlich, Frau Zarpen nicht sehen zu können. Im Uebrigen lasse sie sagen, daß, wenn die Dame etwa wegen der Verkaufsangelegenheit gekommen sei, diese leider nicht mehr erörtert werden könne. Sie habe, da sie Nichts ferner von Frau Zarpen gehört, und da auch die Erklärungsfrist lange abgelaufen, ein vor wenigen Tagen an sie herangetretenes, sehr günstiges Anerbieten acceptirt und das Geschäft definitiv verkauft. Es gehe schon Ende der Woche Alles an den neuen Besitzer über, sie selbst aber ziehe nach Lübeck.

Dorita wollte schier erstarren bei dieser Mittheilung, bewahrte aber ihre Selbstbeherrschung, nickte nur kurz und verließ ohne Worte den Laden.

Draußen angekommen aber, gab sie sich dem Ansturm ihrer Gedanken völlig hin und eilte zerstreut und verstört, nur mit diesen beschäftigt, die Straße entlang. Alles wirkte in ihr zusammen. Neben der grenzenlosen Enttäuschung machte sich die Reue über ihre Sorglosigkeit breit, wirkte der Ingrimm über ein so rücksichtsloses Verfahren. Vornehmlich aber blieb der Gedanke in ihr haften: was denn nun geschehen und wie sie jetzt die Zeit zubringen solle?

Da der Zug erst am Nachmittag abging, konnte sie Kiel nicht sogleich wieder verlassen. Und Jemanden aufzusuchen, dadurch die Zeit tödten, ihre Gedanken ablenken? Sie hatte Niemanden! Nur Therese Hacke und — jetzt fiel's ihr plötzlich ein — ihr Schwager Leo waren ihr hier bekannte Personen!

Und eben diesen Beiden durfte und wollte sie unter allen Umständen nicht begegnen, und um das am sichersten zu bewerkstelligen, gab's nur einen Weg, den, bis zum Abgange des Zuges die innere Stadt zu meiden.

Infolge dessen beschritt Dorita den Düsternbrocker Weg, erkundigte sich, als sie das Kurhaus Bellevue erreicht hatte, auf welche Weise sie auf einem Umwege sich der Stadt wieder nähern könne, und wandte sich, nachdem sie Auskunft erhalten, zur Linken in die sogenannte Knooper Gegend.

Als sie aber dann nach längerem Fortschreiten Abspannung und gar Hunger fühlte, kehrte sie wieder um und betrat, von den reizenden Forstecker Anlagen angezogen, die sogenannte Baumschule, fand eine Bank und nahm eine Weile zum Ausruhen dort Platz. Aber gerade dieses Rasten sollte ihr Verderben werden.

Nachdem sie kaum eine Minute hier ausgeruht hatte, hörte sie hinter sich in der Nähe sprechen. Zwei Herren, auf verschiedene Richtungen angewiesen, trennten sich, und gleich darauf schritt nicht nur der eine, offen=

bar von ihrer Erscheinung angezogen, dicht an ihr vorüber, sondern sie sah aufblickend — in das forschende Antlitz von Leo Zarpen!

Einen Moment trafen sich Beider Augen mit dem Ausdruck jähen Schreckens, nur der hatte Raum in ihnen. Dann aber gedieh in jedem ein Entschluß:

Dorita hatte nur den einen Gedanken, so rasch wie möglich zu entfliehen, und Leo Zarpen war fest entschlossen, sie diesmal nicht entschlüpfen zu lassen!

So schön wie heute war sie ihm noch nie erschienen! Das blasse, feine Angesicht war umhüllt von einem schwarzen Spitzentuch; ein eng anschließender, mit Pelz besetzter Mantel umschloß ihre vornehme Gestalt, und Alles das zusammen, Schönheit und Reiz der Züge, Formen und Farben, entflammten sein Inneres wie nie.

Und nun begann die Jagd.

Dorita floh den Waldpfad hinab und suchte und spähte nach einem mit Häusern besetzten Weg. Aber wohin sie blickte, lag noch unbebautes Feld, nur eine vereinzelt liegende Villa in rothem Backstein schimmerte in der Ferne hinter den entlaubten Winterbäumen hervor. Und obschon sie wie ein Wild dahinflog, hatte er sie doch bald erreicht, und endlich nach einem letzten äußersten Anlauf war er an ihrer Seite, griff nach ihrer Hand und zwang sie, innezuhalten.

„Ich bitte Dich inständig, Dorita, weiche nicht abermals aus —" hob er flehend an, schob sich dichter an sie heran, suchte ihr Auge und fesselte ihr Handgelenk.

„Erlaube, daß ich Dir einen Vorschlag mache. Nicht weit, kaum fünf Minuten von hier, ist meine Privatwohnung. Wir können sie betreten, ohne daß es auffällt.

Gestatte mir dort eine Unterredung, damit endlich Alles, was noch unaufgeklärt, besprochen und eine Verständigung erreicht wird. Du hast Forderungen gestellt! Laß uns darüber sprechen.

Ich schwöre Dir, daß ich Nichts unterlassen werde, Deine Wünsche nach Kräften zu fördern. Ist es gerecht, ich wiederhole auch dies: Jemanden zu verurtheilen, ohne ihn zu hören? Wenigstens das gewähre. Du magst Dich dann entscheiden!

Ich will Nichts beschönigen, ich werde mich genau an die Wahrheit halten, ich will mich auch nicht besser machen, als ich bin. Aber trenne die Familie — meine Mutter und Schwestern — von mir! —

Nun, theure Dorita —?

Hast Du denn gar, garnichts mehr für Deinen Freund übrig, für ihn, der Dich noch immer leidenschaftlich liebt. O, süße Frau — sei nicht so grausam. Ich flehe Dich an, antworte — gewähre —"

Und dem Weibe, die das hörte, schauderte. Immer dieselben Worte

der Leidenschaft gingen über die Lippen der Männer. Einer sprach genau wie der Andere.

Sie hörte Hermann, sie hörte Dux. Und dann sprach sie, tief aufstöhnend, sich von ihm reißend und ihn anblickend mit den Mienen grenzenloser Kälte:

„Ich befehle Ihnen, mich in Ruhe zu lassen, ich wünsche und will meinen Weg allein gehen. Ich will weder in Ihre Wohnung treten, noch Sie hören. Ich will — das ist mein letztes Wort — Nichts, Nichts mehr mit Ihnen zu schaffen haben, und wenn Sie nicht so viel cavaliermäßiges Gefühl mehr besitzen, wenigstens diesen Forderungen einer Schutzlosen nachzugeben, so schreie ich die Natur an, daß sie mir helfen möge! Also gehen Sie! — Ich rufe um Hülfe, so lange ein Athem in mir ist —"

„Nein, nein, ich lasse Dich nicht, Du Herrliche, Unvergleichliche. Und sollte ich im Bußhemde mit nackten Füßen vor Deines Hauses Schwelle stehen tagelang! Ich werde nicht aufhören, dies Eine von Dir zu erbitten!" hauchte der Mann und fesselte sie von Neuem.

„Höre mich wenigstens!

Ich leiste einen Schwur, Dich zu lassen, mich Dir nie wieder zu nahen, wenn Du nach meinen Erklärungen dennoch zu gehen wünschest —

Nun, Dorita? Du hast mich einst geliebt, so zeige, daß Deine Liebe echt war, indem Du diese einzige Bitte mir erfüllst.

Und wäre es nur — sieh, schon sind wir angelangt, drüben, in dem Hause mit den spitzen Giebeln und der Fahne, wohne ich — damit wir uns über Deine Zukunft verständigen.

Du sollst doch leben! Ich will, daß Du reichlich leben sollst, daß Du glücklich wirst!"

Während sich diese Worte von den Lippen des Mannes lösten, zog er Dorita seitab auf einen einsamen Weg, von dem man von hinten in die von ihm bewohnte Villa eintreten konnte, und verschloß, als sie schreien wollte, der Wehrlosen den Mund.

Und als sie athemlos, schwankend vor Erregung, dennoch die Kraft hatte, sich von ihm zu befreien, war er blitzschnell wieder neben ihr, bettelte und flehte und umschlang ihre Gestalt.

„Bitte, habe Erbarmen mit einem kämpfenden, Dich beispiellos liebenden Mann, süße Frau. Komm — komm — hier — hier — Ach nein! Rufe nicht, um Gottes willen.

Ich muß, ich muß Dir Alles sagen! —

Und es ist auch nutzlos, daß Du Dich sträubst! Hier hört Dich Niemand. Ich bin allein im Hause. Zufällig sind die Leute ringsum auf Reisen. Ach! Sei doch nicht so unbarmherzig!"

Und nun hatte er sie auch schon, trotz ihres verzweiflungsvollen Ringens, auf den Flur und in sein Arbeitsgemach gezerrt, fiel vor der fassungslos in einen Sessel Gleitenden nieder und hauchte, sie zudringlich

umfassend und küssend, werbende, beschwörende Worte. „Vernimm das Eine, Dorita: „Mit meinem Herzen blieb ich immer bei Dir, werde bei Dir sein bis an mein Lebensende. Aber die äußeren Verhältnisse — der grenzenlose Starrsinn meiner Mutter insbesondere, verbieten, daß ich Dich zu meiner Frau mache. In diesem furchtbaren Widerstreit liegt die Erklärung für mein Verhalten und mein Schweigen —"

Aber sie hörte nicht, was er sprach, sondern stieß ihn mit äußerster Gewalt zurück. Und als er sie dann ließ, jedoch nicht, um sich zu fügen, sondern emporsprang, um gar die Thüren abzudrehen, raffte sie die letzten ihr zu Gebote stehenden Kräfte zusammen, flog sturmschnell auf das Fenster zu, riß es auf, schwang sich zur Brüstung empor und wagte — der Himmel schützte sie — den Sprung in den Vorgarten. Und hier angekommen, raste sie mit der Schnelligkeit eines verfolgten Thieres die Straße hinab — —

* * *

Eines hatte Dorita wenigstens erreicht. Sie war unbehelligt nach Flensburg zurückgekehrt, saß wieder in ihrem gemüthlichen Zimmer, aus dem sich eben die Frau Pastorin Wenthin mit der Meldung entfernt hatte, daß das Abendbrot auf dem Tische stehe und daß heute ein Gast, ein Architekt und Verwandter aus Hamburg, der geschäftlich in Flensburg zu thun habe, daran theilnehmen werde:

Zuerst wollte Dorita ein bestimmtes Nein sagen. Ihr war nach dem Geschehenen zu Muthe, als ob sie Wochen brauche, um sich von den furchtbaren Eindrücken zu erholen. Aber da die Frau des Hauses wiederholt in sie drang, fügte sie sich aus dankbarer Rücksicht und nahm sich sogar vor, deren Wunsche durch äußerliche Unbefangenheit und Heiterkeit Rechnung zu tragen.

Als sie zufolge dessen eine Weile später das Wohngemach ihrer Wirthe betrat, war Frau Wenthin bereits beim Aufgießen des Thees beschäftigt, und die Herren, die nebenan bei dem Pastor im Cabinet plauderten, verließen beim Eintritt der Frau sogleich ihre behaglichen Ecken und begrüßten sie auf das Zuvorkommendste.

Zuseiten des gutherzigen, dürren und bartlosen Pastors erschien der Gast als ein wahrer Hüne und fesselte das Interesse sogleich im höchsten Maße. Er besaß einen Körper von solcher machtvollen Größe und Fülle, auch drückte sich in dem Gesicht des edelgeschnittenen Kopfes so viel Kraft und geistige Ueberlegenheit aus, daß Alles ringsum neben ihm sich verkleinerte, gleichsam nur als Staffage, und Dorita trotz ihres junonischen Wuchses im Vergleich zu dem Fremden wie ein weiblicher Page erschien.

„Sie würden eine herrliche Brunnenfigur abgeben, Herr van Hoken," scherzte Dorita, als im weiteren Verlauf des Beisammenseins Speise und

Trank die Zungen freier gemacht und das Gespräch einen leichteren Charakter angenommen hatte.

„Gerade eine solche? Weshalb, wenn ich bitten darf?" gab van Hoken ebenso aufgeräumt zurück, zeigte seine regelmäßig gewachsenen Zähne und sah Dorita mit erhöhter Antheilnahme in die lächelnden Augen.

„Weshalb? Ich stellte mir eben vor, wie ich Sie künstlerisch verwenden würde! Meine Phantasie malte sich aus, daß Sie in der Gestalt eines kraftvollen Germanen der Vorzeit aufrecht dastünden, daß ihre Rechte das wollige Genick eines sprungbereiten Löwen gepackt halte, und daß aus dem Rachen der bezwungenen Creatur statt des heißen Athems ein rauschender Quell hervorsprudele.

Wäre das nicht ein Motiv, Herr Pastor? Würde dafür nicht Ihr Herr Neffe ein herrliches Modell abgeben, Frau Pastorin?"

Die beiden Alten nickten lebhaft. Van Hoken aber schüttelte den Kopf.

„Zunächst meinen Dank für die liebenswürdige Verwendung meiner Person, gnädige Frau," betonte er mit launiger Verbindlichkeit. „Sodann aber mit Ihrer Erlaubniß einen Einwand gegen das Motiv:

Es ist eine Verkennung der Aufgaben der Kunst, wenn man meint, daß es erlaubt ist, Heterogenes zusammenzuwerfen.

Im Leben ist's doch ein Unding, daß aus dem Rachen eines wilden Thieres Wasser sprudelt. Aus dem Erdreich, aus dem Gestein springt's hervor, aber nicht aus dem Munde lebendiger Geschöpfe.

Höchstens würde eine solche Darstellung bei Meer-Ungeheuern am Platze sein.

Ich muß Sie also schon bitten, gnädige Frau, mich mit einem anderen Ungethüm zu postiren!"

„Gut! So reißen Sie, wie Simson, dem Löwen den Rachen auf, und das Wasser soll der dem Schlund enttriefende Geifer sein!"

„Auch das geht nicht, gnädigste Frau! Das würde nicht ästhetisch wirken!"

„Das gebe ich zu. — Und um einen Compromiß zu schließen:

Ich schlage vor, daß Sie als Moses dargestellt würden und mit eisernem Stabe einen Felsen zerspalten, aus dem silbernes Wasser herausstürzt —"

„Ich danke! Ja! das lasse ich mir gefallen, und nur an dem einen Umstand würde die Ausführung scheitern, daß meine Bescheidenheit mir verbietet, das Modell zu einem solchen geschichtlichen Heros abzugeben. Denn Moses war entschieden einer der bedeutendsten Menschen aller Zeiten, in ihm vereinigte sich der Heerführer, Gesetzgeber und National-Enthusiast!"

Dorita nickte still und sagte, des Gastes Einwand übergehend, sinnend:

„Es gehört ein starker Glaube an die Menschheit dazu, sich solchen Aufgaben zu widmen!"

„Sie meinen, gnädige Frau —"

„Nun ja! Man kann ein Volk nicht regieren und nach seinen Wünschen leiten, ohne den Besitz einer großen Menschenkenntniß, und aus ihr muß nothwendigerweise Menschenverachtung hervorgehen. Von welchem Idealismus muß also die Brust solcher Personen erfüllt sein! Oder sollte die Selbstbefriedigung der Eitelkeit — die Triebfeder zu den größten Handlungen — einen Mann wie Moses und einen Staatsmann wie Bismarck geleitet haben, ihre gesammten Lebenskräfte der Masse zu widmen?"

„Ich denke, es wirkt Alles zusammen, gnädige Frau.

Was aber Ihren Pessimismus anbetrifft, so bin ich der Meinung, daß die Einsicht in menschliche Verirrungen nicht Verachtung, sondern lediglich Mitgefühl erweckt.

Jeder Gerechte, aber auch jeder wahre Lebenskünstler, der also darauf bedacht ist, in möglichst harmonischer Weise sich mit dem Dasein abzufinden, wird sein eigenes Ich prüfen, bevor er sich mit der Toga umhüllt und den Richterstuhl besteigt.

Thut er's, so wird er kaum einmal verdammen können!"

Aber Dorita schüttelte abwehrend den Kopf.

„Es giebt bewußt-überlegte, nicht durch Vererbung dem Individuum anhaftende Schlechtigkeiten, für die als Strafe selbst der Strick nicht genügt —"

„Zugegeben, gnädige Frau, daß es Ausnahmen giebt! Aber ist das Gehirn solcher Personen wirklich normal? Ich glaube es nicht!

Und dann soll auch Jeder seine Fähigkeiten gebrauchen, damit er nicht von seinen Nebenmenschen überwältigt wird. Er hat auch nach dieser Richtung Aufgaben zu erfüllen. Unterläßt er es, sich deren zu entledigen, so trägt er einen Theil der Schuld an seinem Schicksal.

Wenn zum Beispiel Jemand, der stets getäuscht ward, immer noch hofft, ist er entweder ein Narr oder ein — Engel.

Beide aber müssen in dieser Welt der Unvollkommenheit den Kürzeren ziehen!"

Der Inhalt dieser Antwort wirkte so eindrucksvoll auf die junge Frau, daß sie keine Antwort gab.

Es zuckte nur in ihrem Angesicht. Sie überlegte: Hatte der Fremde absichtlich so gesprochen? War's auf sie gemünzt, oder spielte der Zufall? So viel war sicher: Jegliches, was der Gast geäußert hatte, enthielt Stoff zum Nachdenken.

Mitgefühl müsse emporsteigen, nicht Haß und Verachtung!

Das sagte ein Mann!

Also auch er war Keiner!

„Ich liebe, die mich lieben, und hasse, die mich hassen. So hab' ich's stets gehalten und will davon nicht lassen!" drang's in Doritas Ohren.

Stetig redete sie sich auch mehr in eine solche Beurtheilung ihres Gegenüber hinein.

Ein Riese mit einer — Frauenseele! Sie aber war, sie wollte es fortan sein, ein Weib mit einem Männerwillen. Sie wollte nicht zu den sanftmüthigen Schwächlingen gehören.

Der leichte, neckische Ton, der bisher geherrscht und sie in kürzester Zeit einander näher gebracht, verschwand.

Anfänglich knüpfte noch van Hoken wiederholt an. Er warb um Dorita durch kleine Aufmerksamkeiten, durch seine ganze Haltung. Aber ihre Zuvorkommenheit war dahin.

Sie antwortete höflich, sachlich, wich auch nicht aus, aber ihre Mienen besaßen einen unpersönlichen Ausdruck und blieben so ausdruckslos oder schwermüthig, daß der Fremde zuletzt von besonderen Rücksichten absah. Wohl aber entwickelte er eine Fülle von Kenntnissen, sprach über die Begegnung mit bedeutenden Leuten und seinen dabei gewonnenen Eindrücken, äußerte sich klug, oft scharf in Einzelheiten, aber zeigte am Ende immer wieder sein gerechtes und warmfühlendes Herz, starke Liebe zur Menschheit und Natur und Lebens- und Genußfreudigkeit in einem von allen Pedanterien abgelösten Sinne.

Niemals sprach er in der Folge speciell mit Dorita, sondern redete allgemein. Er begegnete ihr genau so gemessen, wie sie ihm.

Nur, als sie wieder einmal sich fortreißen ließ und eine zum besseren Verständniß des Gesagten gehörende Frage an ihn richtete, ertheilte er, um den Cavalier nicht zu verleugnen, in artigster Weise Antwort.

„Sie reisen bereits morgen wieder?“ stieß Dorita, endlich in stark vorgerückter Stunde sich erhebend, hervor. Und da er, stumm sich verneigend, bejahte:

„Dann werden wir uns wohl schwerlich wiedersehen! Leben Sie wohl —“

Und er faßte ihre Rechte, die sie ihm bot, verbeugte sich förmlich, aber sichtlich mit äußerster Bezwingung seiner stark erregten Gefühle für sie, wünschte auch ihr alles Gute und trat zurück. —

Als die Pastorin, die Dorita in ihr Zimmer geleitete, in gewohnter Güte noch einige Fragen an sie richtete, endlich auch sagte:

„Was hatten Sie, liebe Freundin? Sie waren anfänglich so guter Dinge — ich freute mich so recht von Herzen — wurden aber später so ernst und verschlossen? Wurden Sie durch irgend Etwas gestört? Durch meinen Neffen etwa, durch uns? Es würde mir sehr leid thun!“ fiel die junge Frau der alten Dame um den Hals und weinte verzehrend.

„Was ist? Was ist? Ich bitte! Sprechen Sie sich aus, theure Frau! Sie wissen, hier schlägt ein warmes, treues Herz für Sie. War Ihre Reise nicht nach Wunsch?“

Die Weinende blieb auch jetzt und unter verstärktem Schluchzen die Antwort schuldig.

„So — so — Und heut Abend übermannten Sie die Eindrücke der Erinnerung daran?"

Dorita nickte stumm. Und dann weich:

„Ach, liebe Frau Pastorin, wenn Sie in mein zerrissenes Inneres blicken könnten!

Und gleich lassen Sie mich es Ihnen sagen: Bitten Sie Ihren Verwandten, er möge nicht zürnen, namentlich nicht glauben, daß ich den Werth seiner Persönlichkeit und all dessen, was er gegeben, verkenne! Im Gegentheil! — Er ist ein seltener, hervorragender Mann.

Ich bin krank — sehr krank — und es will mir scheinen, daß mit dem heutigen Tage für lange Zeit meine Kräfte dahingegangen.

Aber nun, bitte, entziehen Sie sich nicht ferner den Ihrigen. Gehen Sie hinüber.

Nein, nein! Ich danke Ihnen, ich brauche Nichts mehr! Ruhe. — hoffentlich Schlaf — dadurch Erlösung von einer von Neuem mich durchbringenden Pein —

Ich habe so Schreckliches heute erlebt, daß ich staune, überhaupt noch aufrecht gehen — noch reden — ohne fortwährende Ausbrüche des Ekels und der Empörung athmen zu können."—

Nach diesen Worten entließ sie die alte Dame sanft, sie selbst aber streifte die Kleider ab und warf sich — blaß wie der Tod — auf ihr Lager. —

* * *

Die kommenden Tage mußte Dorita das Bett hüten. Die volle Nachwirkung der Aufregungen trat jetzt ein. Sie hatte immer nur den Wunsch, zu schlafen. Eine völlige körperliche und geistige Abspannung machte es ihr unmöglich, sich aufrecht zu erhalten, und namentlich dieser Ruhebedürftigkeit trug die Frau Pastorin Rechnung, indem sie der Kranken jede Störung und Aufregung fern hielt.

Endlich am Schluß der folgenden Woche vermochte sie sich wieder zu erheben, genoß mit Appetit das von der unermüdlich liebenswürdigen Pflegerin auf einem niedlich gedeckten, mit duftenden Maiglöckchen und Krokostöpfen besetzten Tisch hergerichtete Frühstück und nahm hinausschauend, mit einer Art von stürmisch wiedererwachendem Wonnegefühl das Bild des friedlich ruhenden Seehafens mit seiner seidenblauen Fläche und der in smaragdnen Schleiern gehüllten Waldufer in sich auf.

Selbst Etwas von alter Lebenslust begann sich in ihr zu regen. Sie überlegte, was ihr die nächste und spätere Zeit bieten könne, bis sie plötzlich die Erinnerung an die trostlose Wirklichkeit wieder erfaßte und alles so herrlich Emporsteigende in dunkle Nacht versank.

Ihr graute davor, die Pastorin zu fragen, ob Briefe eingelaufen, ob Jemand dagewesen sei.

Erstere konnten von den Geschwistern, von Harms eingetroffen sein, und keiner, sie wußte es, enthielt etwas Erfreuliches. Vielleicht hatte auch Leo Zarpen geschrieben.

Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr, daß er, nachdem er gesehen, daß alle anderen Annäherungsversuche vergeblich verlaufen, noch auf diese Weise eine Ansprache an sie richten werde.

Und dann wieder bei dem Andenken an diesen Menschen ein solches heißes Kochen in ihrem Innern, daß es sie schier verzehren wollte, nicht gleich ausführen zu können, was sich in ihr an Vergeltungsgedanken regte. Zuletzt durchschritt sie den Corridor, der zu den Vordergemächern der Pastoren-Wohnung gehörte, und trat unter gleichzeitigem Klopfen in's Wohngemach.

Doch weder hier noch in des alten Herrn Cabinet war Jemand zu finden, auch nebenan rührte sich Nichts.

Während Dorita noch überlegte, fiel das die behagliche Einrichtung umfassendes Auge auf einen neben dem Secretär stehenden Tisch, und da sah sie dort eine Anzahl noch ungeöffneter Briefe liegen und beim Nähertreten, daß diese Schriftstücke sämmtlich an sie gerichtet waren.

Und rasch griff sie danach und trat wieder in ihr Zimmer.

Ein Schreiben war von Harms, zwei andere trugen Handschriften, die ihr unbekannt waren.

Und dann las sie zunächst jenes mit fieberhafter Spannung, aber noch bevor sie an's Ende gelangt war, fiel sie, wie von einem Krampf befallen, zurück.

Harms theilte mit, daß die Aussichter ihm geschrieben hätten, es könne von keinen Unterhandlungen wegen einer höheren Rente die Rede sein, bevor einerseits Dorita eine schriftliche Vorerklärung abgegeben habe, in der, unter Verzicht auf jedweden späteren Widerruf, ein durch Gründe belegter formeller Antrag auf Scheidung ausgesprochen sei, und ferner, bevor von ihr die Diamanten zurückgeliefert wären, die sie dem Geschmeide entnommen habe. Im Begriff, die Möbel auszutauschen, habe man eine Prüfung vornehmen lassen und gefunden, daß fast alle falsch seien. Man enthalte sich jeder Bemerkung über diese Thatsache, man constatire nur und verlange die Rückgabe —

„Ah, wo ist das Eisen —“ schrie die Frau, nachdem sie sich emporgerafft, „um es diesen Weibern in die Brust zu stoßen! Also darauf war Alles berechnet!

Man wollte erst den Schmuck, damit man unter solcher Erklärung die Möbel behalten und somit mir Alles entziehen konnte, was einen Werth besaß, was in Geld umzusetzen war!

Ja, ja, Ihr frommen Frauen und ehrenwerthen Männer, Ihr bringt es fertig, mich durch Eure Niederträchtigkeiten so mürbe zu machen, daß ich, schon um den Hunger zu stillen, zu Allem Ja sagen muß.

Mit diesem Schriftstück schlugt Ihr die erste größere Bresche, und die

zweite wird sein: Wir wollen auf Diamanten verzichten und aus dem Diebstahl, den Du begingst, Nichts machen, wenn Du nun blindlings unterschreibst.

Aber eben unterschreiben mußt Du, weil wir nur so Dir beikommen können, um auch noch das letzte Ziel unserer geheimen Pläne zu erreichen! Denn wenn Du, also gebunden, Dich scheiden lassen mußt, dann wollen wir Dich wegen Deiner Ansprüche auf eine Jahresrente wie einen Schelm auslachen.

Das ist das Ei, über dem unsere Giftherzen brüten. Erst nachdem das gelungen, ist unser lechzender Durst, Dich ganz zu zerfetzen, erfüllt."

Und unter dieser Erregung flossen der jungen Frau auch noch andere Gedanken zu.

Da die Aussichter in solcher Weise sprachen, so empfanden sie also keine Furcht mehr vor dem Erwerb des Kieler Putzgeschäftes! Sie mußten demnach wissen, daß sich Doritas Erwartungen nicht erfüllt hatten! Sie steckten sicher selbst dahinter! Sie, sie hatten Jemanden gefunden, der ihr zuvorgekommen war, oder hatten die Besitzerin bestochen.

Dafür hatten sie Geld. Wenn es sich aber um die Existenzmittel der Frau des Sohnes handelte, dann wichen sie nicht nur aus, sondern bedienten sich der gemeinsten Intriguen, um sie brodlos zu machen! —

Dorita warf das Schriftstück von sich und griff nach den anderen Briefen.

Auf einem halbzusammengefalteten Schreibpapierbogen in einer durchaus leserlichen, aber alterthümlich verschnörkelten Handschrift, fanden sich die nachstehenden Worte:

„Die gnädigste Frau wollen es mir gütigst nachsehen, wenn ich diese Zeilen schreibe. Ich möchte gern der gnädigen Frau, die ich so hoch verehre und die wir kleinen Leute alle hier in dankbarster Erinnerung behalten haben, sagen, daß ich ganz zu der gnädigen Frau Diensten bin, wenn die gnädige Frau Etwas wissen wollen, was der gnädigen Frau nöthig sein könnte.

Ich weiß Alles, was meine Herrschaft gegen die gnädige Frau unternommen hat, und meine alten Augen stehen voll Thränen, daß Alles so ein Ende haben sollte.

Heute schreibe ich wegen des Schmuckes und der Steine. Ich weiß, daß der Herrschaft bekannt war, daß die Diamanten keine echten sind. Der gnädige verstorbene Herr hat ein Schriftstück vorgefunden von seinem Herrn Vater, Excellenz, worin dieser bekennt, daß die Steine von ihm, bald nach seiner Heirath, wegen rückständiger Spiel- und anderer Schulden für 48000 Mark Hamburger Courant verkauft wurden, und daß die jetzigen von einem Dresdner Juwelier eingesetzt worden sind.

Wenn die gnädige Frau mir etwa schreiben, so bitte ich, daß Sie so gut sein möchten, den Brief an Frau Trina Frehse in Westerthal zu

adressiren. Sie hat sich, wie die gnädige Frau wohl nicht wissen werden, wieder gut verheirathet, nachdem ihr Mann, bald nachdem die gnädige Frau von Westerthal weggingen, im Delirium gestorben ist. Von ihr erhalte ich die Briefe sicher. Ich bin der gnädigen Frau ehrerbietigster Diener

Christian Wehse."

Doritas Augen feuchteten sich! Doch noch ein treuer Mensch auf dieser Welt! Freilich einen Nutzen hatte dieser Brief schwerlich. Denn wenn sie den Inhalt verwerthete, stellte sie den Schreiber bloß, fügte ihm gar unberechenbaren Schaden zu. — Sie konnte ihm ja Nichts bieten, wenn er seine Stellung aufgeben mußte.

Endlich öffnete Dorita auch noch das letzte Schreiben.

Es kam von einer Hamburger Agentur und richtete an Dorita, die sich an diese gewendet hatte, die Anfrage, ob sie die Stellung einer Repräsentationsdame bei dem Großkaufmann Ernesto Hanken in Lübeck annehmen wolle.

Dessen Frau sei gestorben, er sei mit einem Sohne allein und wünsche eine Dame, die ihm das Hauswesen besorge.

Im Fall möge sie sogleich antworten. Man habe bereits alles Nothwendige dem Herrn Hanken mitgetheilt, und nur ihre Photographie zu erhalten, sei dem Reflectanten noch erwünscht. Man biete ihr bei freier Wohnung und Station monatlich 125 Mark, und auch andere Vortheile würden sich noch erreichen lassen, wenn erst eine principielle Einigung erfolgt sei.

Auch diese Zeilen wirkten auf das Gemüth Doritas besänftigend.

Es gab doch eine Möglichkeit, sich des Lebensdranges, der Noth, zu erwehren. Für Leistungen boten sich Gegenleistungen. Sie athmete auf, und nach kurzer kräftiger Ueberlegung steckte sie das Schreiben zu sich und begab sich zu ihrer Freundin, der Pastorin, um mit dieser zu berathen. —

Und nochmals stand sie dann am Nachmittag Harms in seinem hohen Arbeitszimmer gegenüber und erörterte ihren Standpunkt.

Sie sagte ihm all dasselbe, was sich ihr nicht nur als Verdacht, sondern als halbe Gewißheit schon am Morgen aufgedrängt hatte, und forderte ihn auf, die Klage wegen Herausgabe der Möbel anzustrengen.

Da er selbst auf Uebersendung des Schmuckes vor Auslieferung des Heirathsgutes gedrungen habe, so werde er wohl die Pflicht in sich fühlen und den Wunsch haben, Dorita vor unliebsamen Consequenzen zu schützen.

Harms hatte darauf nicht viel zu erwidern, aber eine starke Sprödigkeit machte sich an ihm bemerkbar. Zuletzt stieß er heraus:

„Und was soll denn nun sonst werden? Wollen Sie also die gewünschte schriftliche Erklärung nicht geben?"

Dorita erhob den Kopf und sah Harms mit einem Ausdruck an, als ob er irre gesprochen habe.

„Ob ich sie geben will? Sie fragen, nachdem ich Ihnen gesagt, was die nichtswürdige Gesellschaft drüben damit bezweckt?“

„Sie können sich ja einen Gegenrevers ausbedingen?“

„Und der wäre?“

„Man zahlt Ihnen und Ihrem Leibeserben monatlich 200 Mark bis an Ihr Lebensende, respective bis zu Ihrer Wiederverheirathung — und —“

„Leibeserben? Was soll denn das nun wieder? Und eine Rente von 2400 Mark, statt 12000, die ich Ihnen doch als Minimum bezeichnete —“

Und nach kurzem Besinnen, verächtlich:

„Ah — Ich verstehe! Immer bin ich noch so naiv, zu glauben, nun sei das Ende all der Niederträchtigkeiten gekommen. Und weil ich verstehe, will ich auch jetzt nicht mehr lange sprechen und verhandeln. Der Becher ist voll zum Ueberlaufen. Ich sage hier:

Erstens: Die Diamanten waren unecht! Die Aussichter wußten es. Ich erhielt inzwischen schriftliche Beweise dafür, und warne die Weiber, mich durch Veröffentlichung zum Außersten zu treiben.

Zweitens: Ich will keine Scheine vorher ausstellen, sondern jetzt einen solchen von jener Seite haben und dazu eine sichere Bürgschaft, daß mir jährlich 12000 Mark bis an mein Lebensende bezahlt werden.

Erfüllt sich das, so bin ich bereit, mich auf Grund des neuen Vorschlages wegen unüberwindlicher Abneigung scheiden zu lassen, sonst nicht, zum hundertsten Mal sei's wiederholt! —“

Harms hatte der jungen Frau auch jetzt mit einem sehr unangenehmen Ausdruck in den Mienen zugehört, und nachdem sie geendigt hatte, stieß er scharf, verletzend betonend und die bisherige Rücksicht völlig außer Acht lassend, heraus:

„Ich bedauere, gnädige Frau, daß meine Zeit es mir nicht ferner erlaubt, nutzlose Verhandlungen zu führen, Verhandlungen, bei denen es auch immer fraglicher wird — Sie mögen meine Offenheit verzeihen —, ob ich für meine Bemühungen eine pecuniäre Gegenleistung empfangen kann.

Wenn Sie unbefangen in Ueberlegung ziehen, welche endlosen Conferenzen seit dem Tage, an dem Sie mich mit der Führung Ihrer Angelegenheiten betrauten, stattgefunden, und sich dazu vergegenwärtigen, was bis jetzt erreicht ist, so werden Sie mir eine gewisse Langmuth nicht absprechen.

Sie fordern abermals Dinge, die absolut unerfüllbar sind, und wenn Sie darauf beharren, so darf ich Sie bitten, jemanden Anderes mit Ihren Geschäften zu betrauen.

Sie verbinden mich sogar dadurch. Ich sehe kein Ende — Meine Zeit ist kostbar —“

„Bevor ich Ihnen antworte, bitte ich meine drei Fragen zu beantworten, Herr Harms!“ fiel die junge Frau mit zitternd erregter Stimme ein.

„Stellten Sie, als Sie meinen Angelegenheiten sich zu widmen versprachen, Bedingungen über die Zeit, in der sie abgewickelt werden mußten? Erklärte ich Ihnen nicht, daß ich weder Etwas materiell besitze, noch über menschliche Hilfe gebiete? Ich brauche nicht für Sie zu antworten, denn bei solcher Sachlage lag es auf der Hand, daß Sie kein amüsantes Commissorium übernahmen, viel weniger eines, das mit bloßem Augenzwinkern zu erledigen war —

Und ferner: War ich es, welche die Schwierigkeiten erhob, oder wurde von jener Seite eine Schüssel von Niederträchtigkeiten aufgetischt, wie sie selbst wohl die Tafel eines Rechtsanwalts selten getragen hat.

Und endlich:

Hatten Sie nicht von mir den positiven Auftrag, nur auf Grund von 12000 Mark zu verhandeln, und haben Sie nun nicht schlankweg davon abstrahirt?“

„Sie haben doch wohl selbst nicht geglaubt, verehrte Frau, daß ich so vorgehen werde —“

„Ich habe das nicht geglaubt? Wie meinen Sie das? Bin ich ein Kind?“

„Nein, aber von einer unpraktischen Heißblütigkeit. Dergleichen Frauenerregungen kennen wir Rechtsanwälte. Man läßt in's eine Ohr hineingehen, und aus dem anderen entweichen.

Würde man den fortdauernden Inconsequenzen der verehrten Damen immer nachgeben, könnte man wahrlich —“

„Ich bedaure Ihre schlechten Erfahrungen! Ich muß aber jedenfalls bitten, daß Sie mich nicht als eine Puppe ansehen. Mir will sogar scheinen, Herr Harms, daß mein Scharfblick in dieser Angelegenheit viel weiter reichte, als der Ihrige. Was haben Sie bisher speciell in der Aussichter Angelegenheit gefördert?

Zu meinem Vortheil Nichts! Jetzt soll ich sogar offenen Auges in eine Falle gehen. Wahrlich, wenn Sie nicht den Ruf eines unbestechlichen Mannes hätten, möchte ich glauben, Sie interessirten sich weit mehr für das Gelingen der Pläne Jener, als für die einer hilflosen, getretenen, unglücklichen, durch Gemeinheiten fast zur Verzweiflung getriebenen Frau!

Wissen Sie, was jüngst der Schurke, der Herr Leo, in Kiel that? Er verstopfte mir, als er mir auf einsamem Wege begegnete, den Mund, riß mich in seine Wohnung, schloß ab und raubte mir durch seine Zudringlichkeiten Athem und Besinnung.

Aber nun zum Schluß!

Ich nehme Nichts zurück!

Müssen Sie die Geschäfte für mich niederlegen, so kann ich es nicht

hindern. Ihre Rechnung, die ich erbitte neben der Abrechnung, soll möglichst rasch erledigt werden. Für das, was Sie zur Ehrenrettung meiner Mutter thaten, für die Besänftigung der Gläubiger und alles Uebrige bleibt Ihnen mein unvergänglicher Dank. Aber da Sie selbst betont haben, daß wir uns nur als Auftraggeber und dafür Zahlung erhaltende Auftragnehmer gegenüberstehen, so werden Sie sich mit dem Empfange der Summe, die Ihre Liquidation aufweist, zufrieden geben müssen.

Leben Sie wohl! Ich wollte, Sie hätten nicht gesprochen. Ich habe schon eine solche reiche Sammlung von Enttäuschungen, daß in den kleinen Räumen meines Innern kaum mehr Platz ist. Noch einige dazu und Erstickung oder Zerreißung der Seele muß die Folge sein!

Adieu! Mögen Sie glücklich sein. Ich wünsche es Ihnen trotz alledem!"

Und er hielt sie nicht, weil er erkannt hatte, daß dieses Weib — ein Mann unter den Frauen — einen unbeugsamen Willen besaß, einen Willen und die Kraft, für das einzutreten, was sie als gerecht, vernünftig und ihrer Ehre schuldig erkannt hatte.

* * *

Während Dorita nach dieser Scene mit Harms ihrer Wohnung zuschritt, ward sie von einem solchen Gefühl der Verlassenheit und des Alleinseins ergriffen, daß sich ihr Mund unwillkürlich öffnete, und eine flehentliche Bitte zum Himmel emporstieg, sie endlich von der fortgesetzten Qual der Prüfungen zu befreien.

Selbst die Pastorenfamilie flößte ihr in dieser grenzenlosen Gemüthsverödung eine unruhige Furcht ein, weil die Vorstellung, dieser das Geschehene mittheilen zu sollen, zehrende Scham, aber auch heiße Reue in ihr weckten.

Sie sagte sich, daß man ihr Leichtfertigkeit vorwerfen könne, und daß dieser Vorwurf berechtigt sein werde. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß am Ende wirklich die braven Leute durch sie ihre Ersparnisse würden verlieren können.

Um dieser Geldverpflichtung willen hätte sie ihr tobendes Herz bemeistern, hätte sie Alles aufbieten müssen, sich Harms geneigt zu machen, statt ihm in solcher schroffen Weise den Abschied zu ertheilen. Und wen sollte sie nun mit der Weiterführung der Angelegenheiten betrauen? Die Umständlichkeiten, eine andere Person einzuweihen, beschäftigten sie, es widerstand ihr, von Neuem über all das Ekle zu reden, und auch der Gedanke, wie sie, um ihrem Stolz Genüge zu thun, Harms bezahlen könne, folterte ihr Gehirn.

Erst nach einer Wanderung vor die Stadt und einem Besuch auf dem Kirchhof, wo sie, wie jüngst, neben dem Grabe ihrer Mutter nieder-

gehockt, gelangte sie wieder zu einer Befestigung ihres Innern und zu dem Entschluß, jetzt gleich einen ihr dem Namen nach bekannten alten Herrn, den Justizrath Beck, aufzusuchen und ihn sowohl zu bitten, ihre Sache zu führen, als auch vorläufig Harms zu befriedigen.

Sie besaß doch ein unzweifelhaftes Recht auf ihre Aussteuer! Bedingungslos hatten die Zarpens erklärt, sie würden sie zurückgeben, sobald der Schmuck in ihren Händen sein werde.

Ein geschickter Rechtsanwalt konnte also den Proceß nicht verlieren.

In solcher Stimmung trat Dorita in das Haus des Justizraths, der mitten im Centrum in einem zurückliegenden, von einem Vorgarten umgebenen alten Gebäude wohnte.

Sie fand den kleinen Herrn, als sie, nach vorhergegangener Meldung durch den Bureauchef, die Thür seines Arbeitszimmers öffnete, auf einer Leiter stehen und in einem, die Wand bedeckenden Regal nach einem mit bunten Zetteln versehenen Actenstück suchen.

„Ich bitte, ich bitte, meine Dame, nehmen Sie Platz. Ich bin gleich zu Ihrer Verfügung. Verzeihen Sie einen Augenblick," rief er ihr gutgelaunt entgegen, fand denn auch bald, was er suchte, stieg behende wieder herab und reichte ihr die an einem großen Sacktuch vorher vom Staub befreite Hand.

Und dann nahmen sie einander gegenüber Platz, und der alte Herr hörte sehr aufmerksam zu, nahm indessen, wie es schien, die Sache, die Dorita ihm vortrug, durchaus nicht leicht. Fortwährend schob er die Unterlippe über die Oberlippe, und verlieh den Zügen seines breiten, runzeligen, von einem schmalen Seitenbart umrahmten und mit einer goldenen Brille versehenen Angesichts einen Ausdruck von mißtrauischer Bedenklichkeit, der äußerst deprimirend wirkte.

Vielleicht war's Absicht. Er wollte den Clienten gleich an den Tag legen, wie schwierig der Fall sei und welcher Mühe er sich dabei zu unterziehen haben würde. Möglicherweise aber war er auch ein umständlicher Pedant, dem die Fähigkeit fehlte, rasch, klar und entschieden zu denken. Jedenfalls hatte die junge Frau, als sie sich nach einem fast einstündigen Vortrag erhob, von ihm Nichts weiter erreicht als die Zusage, sich mit Harms wegen Auslieferung der nothwendigen Unterlagen in Verbindung setzen und sie, Dorita, nach Prüfung der Dinge wieder zu sich bescheiden zu wollen.

Ueberdies war sie zu einem Antrage, Harms pecuniär zu befriedigen, überhaupt gar nicht gelangt. Sie sah ohne besondere Prüfung ein, daß ihre Bitte erfolglos sein werde, ja, es wollte ihr sogar scheinen, daß Beck nur deshalb die Nothwendigkeit, erst sich mit Harms in Verbindung setzen zu müssen, so sehr in den Vordergrund gestellt, weil er sich erkundigen wollte, ob bei der ganzen Sache überhaupt für ihn Etwas zu lucriren sei!

Und so geschah es denn, daß die junge Frau bereits beim Durch-

schreiten des Vorgartens zu dem Entschluß gelangte, ihm noch in derselben Stunde einen Brief mit der Erklärung zu schreiben, daß sie ihren Auftrag zurückziehe. Dieser alte Fuchs war kein Mann für sie! Ihr ahnte divinatorisch, daß, sofern er überhaupt ihre Sache zu führen sich bereit erkläre, Alles in einem kostspielig schleppenden Gang sich vollziehen werde.

Und wiederum um eine Hoffnung ärmer und eine Enttäuschung reicher, betrat sie ihre Wohnung, und ein Zug gegen sich selbst gekehrter Bitterkeit umschattete ihren Mund, als sie nun wirklich gleich das Schreiben an den Justizrath aufsetzte.

Immer noch handelte sie zu rasch. Das Bessere falle Einem — so hatte sie einst gelesen — immer erst ein, wenn man die Zeit als Mithelferin in Anspruch nähme.

Würde sie dieser Wahrheit Inhalt befolgt haben, hätte sie sich jetzt Zeit, Umstände und Geld erspart. Die Conferenz kostete jedenfalls wieder Geld, und — Geld besaß sie weniger, als die Spatzen auf dem Dache.

Und so gab's denn auch nur eine Weisheit, nämlich das Nächstliegende in's Auge zu fassen, danach zu greifen und dementsprechend zu handeln.

Und das Nächstliegende und Natürliche war, offen Denen zu begegnen, die ihr bisher Vertrauen geschenkt hatten, und sie nicht nur zu bitten, Geduld zu üben, sondern ihr auch behilflich zu sein, nach Lübeck zu gehen, wenn von daher eine Zusage erfolgen werde.

Auch dort konnte sie ja ihre Sache weiter führen lassen. Es war umsomehr gerathen, als der Lübecker Rechtsanwalt von Harms nicht ungünstig beeinflußt werden konnte. Sie hatte es in ihrer Hand, dessen Namen ihm überhaupt zu verschweigen.

So machte die Noth sie besonnen, klug und erfinderisch.

* * *

Es war geglückt. Dorita reiste nach Lübeck. Herr Ernesto Hanken hatte angenommen, durch schriftlichen directen Verkehr hatten sie sich Beide geeinigt.

Und der brave Pastor und seine gutherzige Frau waren Dorita zur Seite gewesen, als ob sie verwandtschaftlich zu ihnen gehöre. Sie erhoben nicht nur keine Forderungen, sondern unterstützten sie mit Mitteln, um die Reise zu unternehmen.

Wie Luft, Sonne und Naß vom Himmel der Blume und dem Strauch zum Gedeihen verhelfen, wie sich die Natur die Hand reicht zum Fortkommen, so bieten sich auch immer noch helfende Hände den bedürftigen Menschen. Es wirken in ihnen, die sie auch nur ein Stück der Natur sind, dieselben, das Ganze fördernden Eigenschaften nach, mit denen jene von dem Schöpfer ausgerüstet wurden.

Seltsamer Weise hatte Harms Nichts wieder von sich hören lassen.

Entweder faßte er Doritas Absage nicht ernst auf, oder er hatte überlegt, daß er nur durch Herbeiführung eines Abschlusses in der Möbelangelegenheit sicherer zu seiner Forderung zu gelangen vermöge.

So urtheilte wenigstens Dorita und ergriff auch dieses Zipfelchen, das vorläufig zur Beruhigung ihres Gemüthes dienen konnte.

Es war an einem Sonnabend im Mai, als sie auf dem Bahnhof in Lübeck anlangte und sich nach der zu ihrem Empfange etwa anwesenden Person umschaute.

Es war brieflich abgemacht worden, daß der junge Hanken sie abholen und sie in das vor dem Thor belegene Wohnhaus des Herrn Ernesto Hanken geleiten sollte.

Erst nachdem sie an die Gepäckausgabe herangetreten war, schritt ein modern gekleideter, flotter, junger Mann auf sie zu, fragte, ob er Frau Zarpen vor sich habe, und stellte sich als der Sohn des Herrn Hanken vor.

Dorita erhielt freilich keinen sehr angenehmen Eindruck von ihm. Er schien recht übermüthig, sprach nach Art solcher selbstgefälligen jungen Leute mit wärmelos apodiktischer Sicherheit über Alles, was von Dorita während der Fahrt berührt oder von ihm selbst herangezogen ward, und stellte sich offenbar auf den Standpunkt, daß eine Person, die zwar gebildet und nicht ohne körperliche Reize war, dennoch in die Klasse der mit besonderer Auszeichnung zu Behandelnden nicht gehöre, weil sie doch eben Nichts — hatte und sogar in eine dienende Stellung sich begab.

Dorita waren derartige Bürschchen, die besonders in den Großstädten zahlreich zum Vorschein gelangen, schon früher bei ihren gelegentlichen Amüsements-Ausflügen begegnet, und sie hatte sie gerade so behandelt, wie sie es verdienten.

Diesmal leitete sie die Rücksicht, nicht gleich solcher Unbescheidenheit entgegenzutreten. Als aber der junge Herr sich immer mehr gehen ließ, beschloß sie, ihm doch lieber gleich zu zeigen, daß seine Art ihr weder gefalle, noch daß er damit bei ihr Glück habe.

Sie veränderte ihre Haltung und kehrte jene herablassende Frostigkeit hervor, durch die sie allezeit den Menschen Respect einzuflößen wußte. Aber sie wußte ihn auch sonst in Verwirrung zu setzen.

„Ich bitte! Das Geräusch des Wagens stört das Aufmerken. Ich verstehe Sie schlecht, und es greift mich an!“ erklärte sie in einem sehr wenig facilen Ton, lehnte sich mit künstlich nervösem Ausdruck in der Miene zurück und überließ dem verdutzten Bürschchen, sich darüber Gedanken hinzugeben, welche er wollte.

Und: „Sie holen also noch die große Kiste? Es steht mein Name: Frau Zarpen-Westerthal deutlich darauf gedruckt,“ wandte sie sich bei ihrer Ankunft an den Kutscher.

Und einen gemessenen, des Befehlens gewohnten Ton nahm sie an, als die beiden Dienstmädchen, zwei jedenfalls des Arbeitens nicht allzu-

gewöhnte, zierliche Püppchen mit weißen Häubchen und in frischgewaschenen Kleidern, an den Wagen traten.

Kurz das Haupt neigend, warf sie nicht ungütig, aber äußerst bestimmt hin:

„Nehmen Sie sich mit dem kleinen Koffer in Acht! Er enthält Zerbrechliches. Hören Sie!?"

Und dann betrat sie wie eine Gebieterin den Flur, ließ sich von den eingeschüchterten Dienstboten beim Abstreifen des Mantels bedienen und trat, als sich die Thür öffnete und ihr ein hagerer, großer Mann mit glattrasirtem Zahlengesicht und kühler Höflichkeit entgegenschritt, diesem ebenfalls in sehr starker Haltung gegenüber:

Sie war die Dame, sie zwang ihn sogleich, sich ihr gegenüber als Cavalier zu benehmen.

Herr Ernesto Hanken war auch sichtlich betroffen. Als sie aber im Wohngemach einander gegenüberstanden, zunächst den Verlauf der Reise, dann die Verhältnisse in Flensburg und endlich die Frage, ob Dorita ein Imbiß genehm sei, erörtert ward, fand sie bereits in seinem Auge ein Aufmerken und ein Interesse und jene nicht selten durch Frauen auf die selbstgefälligsten Männer ausgeübte Befangenheit, die ihr bewies, daß sie durch ihre Herablassung völlig den beabsichtigten Zweck erreicht hatte. Und rasch zog sie nun alle Register ihrer bezwingenden Liebenswürdigkeit auf.

Nachdem er also biegsamer geworden, gab sie sich mit reizvoller Zuvorkommenheit, hörte aufmerksam auf die Wünsche, die er wegen ihres Zusammenseins entwickelte, und legte überhaupt an den Tag, daß sie es mit ihren Pflichten sehr genau zu nehmen gewohnt und entschlossen sei.

Gegen Ende des Frühstücks gab er sich sogar schon mit großer Offenheit, sprach von seiner verstorbenen Frau, seiner Verwandtschaft und seinem Sohne und entwickelte dabei jenes stark ausgeprägte Gefühl für das nüchtern Vernünftige, das Verstandesmenschen eigen ist und sie befähigt, dem Dasein mit größerem Erfolg zu begegnen.

Und über seinen Sohn machte er sich, wie es sich zeigte, durchaus keine Illusionen.

„Er muß noch gehörig durch den Busch gezogen werden —" warf er hin. „Aber ich denke, überseeisch — er geht demnächst nach Brasilien — wird er sich die Hörner schon abstreifen. Unsere Söhne werden allzuleicht verwöhnt, da ist denn der Dienst in der Armee von unermeßlichem Werth. Aber ich habe mir's überlegt, er soll erst zwei Jahre hinüber, dann seinen Militärverpflichtungen genügen und nachher sich entscheiden, ob er zurückgeht oder hier bei mir wieder eintritt."

Auch aus diesen Worten schöpfte Dorita die besten Hoffnungen.

Wenn der junge Uebermüthige das Haus verließ, würde sich Alles machen. Mit dem Alten, sie sah's, würde sie schon fertig werden.

Bevor sie sich erhoben, ergriff der Mann das Glas, stieß mit Dorita an und sagte:

„Noch Eins, Frau Zarpen, — bezüglich meiner Schwiegermutter, Frau Voßpot!

Ich halte es für gut, Ihnen gleich einen Wink zu geben!

Sie ist keine Natur, mit der leicht umzugehen ist. Sie ist etwas herrschsüchtig und empfindlich und hat — hat — Sie verstehen — einen starken Patricierstolz.

Ihr Vater war der frühere Senator Sauerbier, der eine große Rolle in Lübeck spielte und sehr reich war.

Das kann sie nicht vergessen. Sonst ist sie ja keine üble Person! Ich meine — ich meine — suchen Sie sich mit ihr gut zu stellen. Ich thue es auch, aus Klugheit; sie ist mir sonst nicht gerade sympathisch — gar nicht. Aber sie herrscht hier in der Familie, und man will seinen Frieden haben —“

Und als Dorita zustimmend das Haupt bewegte:

„Und nun — ich muß gleich zur Börse — will ich Sie noch rasch einmal durch das Haus führen und Ihnen auch Ihre Zimmer zeigen. Sie wohnen nach dem Hintergarten! Es ist Ihnen doch recht —“

„Alles ist mir recht, gewiß, Herr Hanken. — Ich mache keine Ansprüche. Ich wünsche Ruhe und eine befriedigende Thätigkeit. Das ist mir die Hauptsache!“

„Na ja! Sonst können wir das auch noch ändern, wenn Ernesto erst weg ist — Ah, da ist er ja! Na, Junge?“ schloß er und warf trotz der vordem geübten Kritik einen stolz befriedigten Blick auf den selbstgefälligen jungen Menschen.

„War etwas Neues? Ist Nachricht aus Christiania gekommen?

Hm — hm —“ machte er sinnend mit dem Kopfe nickend, als Jener berichtete, wies auf den Frühstücktisch und trat mit Dorita eilig auf den Flur und von dort in die übrige Wohnung.

Er wollte rasch fort! Ein Kaufmann hat zur Geschäftsstundenzeit keine Ruhe. —

Noch vor Tisch, als eben Dorita ihren Koffer entleert und sich in ihren Räumen eingerichtet hatte, meldete das Dienstmädchen, daß Frau Senator Voßpot vorn im Wohnzimmer warte. Sie sei eben angekommen und wünsche, „Madame“ zu sprechen.

„Gut! Ja! Ich komme! Bitten Sie die Dame einen Augenblick zu verziehen. Ich muß erst Toilette machen —“

Als Dorita der von ihrer Neugierde getriebenen Frau Senator gegenübertrat, begegnete sie schon einem Anflug von starker Auflehnung in deren Angesicht.

Offenbar hatte sie es übel genommen, daß Dorita nicht sogleich herbeigestürzt war.

„Ich wollte, da ich gerade vorüberkam —“ hob sie obenhin an, „meinen Schwiegersohn sprechen, da hörte ich von Elise, daß Sie schon eingetroffen seien. Ich glaubte erst morgen!“ Und: „Freut mich —“ schloß sie hochmüthig gnädig und sichtlich mit der Absicht, Dorita gleich möglichst dafür herabzudrücken, daß diese ihr gegenüber als Dame aufgetreten war. Dorita hatte äußerst artig, aber ohne jede schmeichelnde Zuvorkommenheit den Kopf geneigt und überhaupt sich gegeben, als ob sie ein anderes, ihr einen Besuch abstattendes und gleichstehendes Mitglied der guten Gesellschaft empfange.

Als jedoch dieses herablassende „Freut mich“ in Doritas Ohren klang, als dieses Gesammtbild aufgeblasener Ueberhebung ihr Auge traf, warf sie vollends den Kopf zurück, nahm auch nicht das Wort, sondern sah die corpulente Frau Senator mit der übervollen Büste und dem protzig prangenden Frühlingsmantel in schwarzer Seide mit einem Blick und einer Miene an, durch die sie sehr deutlich verrieth, was in ihr vorging.

Und als Jene, gezwungen, zuerst wieder das Wort zu nehmen, in derselben unangenehm herablassenden Weise fragte, ob sie, Frau Zarpen, bereits einmal in Lübeck gewesen, entgegnete sie, ebenso herablassend:

„Nein, die kleineren Orte habe ich nicht kennen gelernt. Wir richteten auf unseren Reisen vorzugsweise unsere Wege in die Weltstädte, Genf, Berlin, Dresden, Paris, London. Später als verheirathete Frau kam ich selten von unseren Gütern fort. Es war immer Etwas.

Wir hatten großen Verkehr, ausschließlich mit unseren Standesgenossen, so ausschließlich, daß wir mit rein bürgerlichen Elementen wenig in Berührung gelangten.“

So! Das war recht unvermittelt und plump! Aber das saß gewiß! Und in der That, Frau Boßpot, geborene Sauerbier, rückte ingrimmig hin und her.

Sie warf auf Dorita einen feindseligen Blick, und nach einem kurzen geschickten Uebergang, in dem sie betonte, daß sie die Aufgabe des Lebens nicht in der Hingabe an Zerstreuungen betrachte, sondern in Pflicht, Häuslichkeit und besonders der Pflege geistiger, auch christlicher Dinge, erhob sie sich und rauschte, ohne Dorita die Hand zu reichen, und zu guterletzt noch etwas recht Verletzendes hervorsuchend, von dannen.

„Bestellen Sie gefälligst meinem Schwiegersohn —“ warf sie in einem Ton hin, als ob sie zu einer Untergebenen rede, — „daß wir das Diner bei uns Sonntag auf 6 Uhr festgesetzt hätten. Wir erwarteten ihn bestimmt. Adieu, Frau Zarpen, Adieu!“

Indem sie Dorita bei dieser Einladung umging, wollte sie ihr zu Gemüthe führen, in welcher Stellung sie sich, sie mochte früher gewesen sein, was sie wollte, jetzt befand.

* * *

Der Rest des Tages verlief Dorita ohne Störung, in angenehmer, ruhiger Weise. Mittags und Abends erschienen die Herren und gaben sich, wenn auch nicht mit besonderer Wärme, doch rücksichtsvoll und zuvorkommend, auch blieb Herr Ernesto Hanken noch ein halbes Stündchen plaudernd sitzen, bevor er sich, nach seiner Gewohnheit, allein in sein Zimmer zurückzog.

Der junge Mann schien niemals daheim zu bleiben, er wollte auch heute noch das Theater besuchen.

Am kommenden Tage nahm Dorita eine Besichtigung der Räume vor, besprach sich mit den Mädchen über Hausordnung, Wäsche, Lieferanten, Ausgehtage und andere mit ihren Aufsichtspflichten zusammenhängende Dinge und legte endlich auch noch die letzte Hand an die Einrichtung ihrer Gemächer.

Und wiederum verlief der Mittag wie tags vorher, und nur insofern trat Abends eine Abweichung ein, als Herr Ernesto Hanken allein zum Thee kam.

Und dann geschah Etwas, das die junge Frau, die sich bereits einem stillen Frohgefühl über die ihr gewordene Ruhe und Sorgenbefreiung hingegeben, belehrte, daß sie allzufrüh gute Hoffnungen genährt habe.

Schon als sie Herrn Hanken beim Thee bediente, zeigte er eine wenig gute Laune, war auch während des Essens wortkarg und zerstreut, und löste zuletzt, nachdem wieder abgedeckt worden war, auch Dorita selbst noch dem Tisch ein behagliches Ansehen verliehen, die Lampe gerückt und den Aschbecher herbeigeholt hatte, mit einer gewissen Gewaltsamkeit von den Lippen, was sein Inneres so stark beschäftigte.

„Ich bat Sie gestern, Frau Zarpen," hob er an, „meiner Schwiegermutter möglichst artig zu begegnen. Es scheint aber, daß gerade das Gegentheil der Fall gewesen ist! Als ich heute nach Tisch vorsprach, fand ich sie in sehr gereizter Stimmung. Sie behauptet, Sie hätten sie geradezu brüskirt." —

Der Mann hielt inne, weil er erwartete, daß Dorita gleich Etwas antworten werde.

Da sie aber Nichts sagte, deshalb Nichts erwiderte, weil sie sich nach diesen unerwarteten Worten nicht so rasch zu der geeigneten Entgegnung sammeln konnte, fuhr er fort:

„Sie hob mit Recht hervor, daß ihrem Alter schon eine rücksichtsvolle Begegnung gebühre. Sie aber wären ihr mit einer so ausgesprochenen Unehrerbietung entgegengetreten, daß sie am liebsten gleich wieder das Haus verlassen hätte. Nun, wie ist's, was haben Sie dagegen zu sagen, verehrte Frau? Ich muß gestehen, daß mir Unangenehmeres gar nicht geschehen konnte, als solche Differenzen gleich in den ersten Tagen" —

„Sie hatten den Wunsch ausgesprochen," fiel Dorita in einem von

jeder Erregung freien Ton ein, „daß ich die Frau Senator gewinnen solle. Dabei charakterisirten Sie die Dame zu meiner Orientirung.

Da ich nun auch ein stark ausgeprägtes Naturell besitze, so überlegte ich gleich, daß sich nur ein gutes Einvernehmen herausstellen könne, wenn gleich von vornherein Klarheit zwischen uns eintrete, und ich somit Ihrer Verwandten gegenüber an den Tag legte, daß ich durchaus die Rücksichten verlangen müsse, welche unter Gebildeten üblich sind.

Sie trat mir nicht entgegen, als ob ich ihr an Stand und Bildung gleichstehe, sondern als ob ich die Stellung einer bezahlten Dienst-Person im Hause einnähme.

Ließ ich das beim ersten Mal gehen, war ich für die Folge verloren. Ich mußte aus Klugheit so handeln, wenn ich Ihre Wünsche zur Erfüllung bringen sollte.

Glauben Sie, daß es mir schwer wurde und sehr peinlich war, aber es blieb nichts Anderes übrig. Ich bin übrigens überzeugt, daß ich den richtigen Weg einschlug. Wenn auch zunächst sich die Verstimmung entwickelte, so wird die Frau Senator doch bei ruhiger Ueberlegung mir gerecht werden, und ich, geehrter Herr Hanken, werde in der Folge Nichts unterlassen, mir ihr Wohlwollen zu erwerben —"

Nach diesen Worten hielt Dorita inne und sah den Herrn des Hauses versöhnlich und mit der Erwartung seiner Bestimmung an.

Zu Ihrer Enttäuschung aber schüttelte Herr Hanken den Kopf.

„Nein, verehrte Frau Zarpen, da täuschen Sie sich durchaus. Meine Schwiegermutter verzeiht nie. Mit der haben Sie es gründlich verdorben. Das ist es ja eben! Wenn man sich fügt, ganz fügt, kann man viel von ihr erreichen. Wer sie aber so nimmt, wie sie selbst ist, der hat für immer verspielt.

Sie wollte Sie mit zu Tisch einladen am Sonntag. Sie haben große Mittaggesellschaft. Absichtlich hat sie Sie fortgelassen. Sie wird Sie überhaupt nicht in ihrem Hause empfangen. —"

„Ich soll ja auch Ihnen zu Diensten sein, nicht Ihrer Verwandten, Herr Hanken —" bemerkte Dorita sanft. Sie ließ nicht merken, wie sehr sie seine Worte berührt hatten.

„Ja, ja, ganz schön! Aber man steht doch nicht allein in der Welt."

Und dann mit einem Ausdruck sehr starken Mißvergnügens:

„Es ist auch noch etwas, etwas — Anderes, das mir sehr unangenehm ist. Ich erhalte heut mit der Nachmittagspost ein anonymes Schreiben, in dem ich vor Ihnen gewarnt werde.

Es wird da etwas von einer Unehrlichkeit gesprochen, deren Sie sich schuldig gemacht haben. Ich gebrauche einen milderen Ausdruck! Ich gebe im Allgemeinen Nichts auf solche Briefe ohne Unterschrift. Aber ich muß doch darüber sprechen! Wissen Sie Etwas von einem Umtausch von Diamanten?

Man würde Sie, heißt es in dem Schreiben, noch zur Rechenschaft ziehen, und es könne nicht ausbleiben, daß der Skandal öffentlich zur Sprache gelange! —"

Dorita hörte, und es war ihr, als ob sie ein Schlag berühre. Der Herzschlag stockte, jede Farbe wich aus ihrem Angesicht, ihre Glieder zitterten in tobender Erregung.

Und das deutete der Mann mit der nüchternen Zahlenmiene bereits als ein Eingeständniß der Schuld, und in nervöser Weise den Kopf hin und herbewegend, um auszudrücken, wie wenig ihm all diese Dinge behagten, griff er in die Tasche und zog das Dorita belastende Schriftstück hervor.

„Hier — hier!" stieß er sehr unangenehm im Ton heraus und reichte es ihr hinüber. „Lesen Sie! Kennen Sie die Handschrift? Und ich bitte, wie ist die Sache?"

Diesen auffordernden Worten entsprach Dorita mit einem ruhigen Ton, hielt sich lediglich an die Sache und schloß mit den Worten:

„Sie werden als Mann von Welterfahrung begreifen, daß nicht eben glatte Verhältnisse mich veranlaßt haben, freiwillig Rang, Reichthum und Stellung zu lassen und in dienende Verhältnisse zu treten, Herr Hanken. Es ist also auch wohl verständlich, daß ich nicht auf einmal mit der Annahme einer solchen Stellung vor fernerer Unbill geschützt bin.

Was ich zu erdulden hatte, welche Personen mir gegenüberstehen, ersehen Sie aus den Mitteln, deren man sich zu meiner Verdächtigung bedient —"

„Gewiß, gewiß! Ich will Ihnen auch wohl glauben, oder vielmehr ich bezweifle nicht, daß Alles sich so verhält. Aber ich wünsche Ruhe, Friede, Annehmlichkeit. Nun sitze ich schon in den ersten Tagen zwischen solchen Feuern. Wer weiß, was noch kommt!

Sie müssen sich auch in meine Lage hineinversetzen! Die Verstimmung meiner Schwiegermutter ist schon sehr, sehr fatal, und dabei sind wir fortdauernd auf einander angewiesen. Nun kommen noch solche Dinge, die von sich fern zu halten, einfach nicht in Ihrer Macht liegen, die ich aber als das betrachte, dem ich gerade durch Ihr Engagement aus dem Wege gehen wollte. —"

„Mit anderen Worten: Sie wünschen, daß Alles wieder rückgängig gemacht wird, Herr Hanken?! Ich soll mich wieder entfernen?! Sie wollen nicht den Umständen und der Zeit vertrauen, die die Gelegenheit bietet, Ihre Verwandte davon zu überzeugen, daß ich ihrer Achtung, vielleicht sogar ihrer Freundschaft werth bin. Sie wollen nicht für diejenige, der Sie einen so wichtigen Vertrauensposten in Ihrem Hause anvertraut haben, auch ein wenig — wenn auch nur aus Menschlichkeit — auf ihre Schultern nehmen?"

„Werthe Frau!" fiel der Mann schroff und durchaus nicht durch

Doritas Worte besänftigt, ein, „die Moralpredigten gehören auf die Kanzel. Jedes an seinen Ort! Hier — ich wiederhole es — handelt es sich nicht um Acte der Erziehung und Thaten der Duldsamkeit, sondern um Austausch von Diensten! Ich setzte das und das eben bei Ihrem Engagement voraus, und ich hatte dafür das und das zu leisten. Alles Uebrige gehört nicht hierher."

Im ersten Augenblick antwortete Dorita nicht, weil sie keine Worte fand. Dann stieß sie, während eine unheimliche Blässe ihre Wangen färbte, in einem verächtlich resignirten Tone heraus:

„Sie haben Recht, Herr Hanken! Reden wir nicht mehr darüber, sondern nur über den Zeitpunkt meines Abganges.

Wann wünschen Sie, daß ich wieder gehe?"

„Es steht bei Ihnen, Madame! Und auf ein Vierteljahr Gehalt haben Sie Anspruch, und ich werde es Ihnen auszahlen."

„Also vielleicht schon morgen?"

„Ich habe Nichts dagegen, Frau Zarpen."

Bei den letzten Worten wagte der Mann die vor Empörung zitternde Frau nicht anzublicken. So viel Schamgefühl saß doch in ihm. Und sie, Dorita, stand auf, raffte ihre Sachen zusammen und begab sich nach einem tonlos gesprochenen: „Gute Nacht, Herr Hanken —" auf ihr Zimmer.

Und während dieser Nacht warf der Mond wiederholt mit bleichem Schimmer einen Blick in das Gemach der Ruhenden. Und jedesmal sah er, daß die blasse Frau nicht schlief, daß aber jedesmal das Kopfkissen von schluchzendem Weinen des armen geprüften Weibes stärker benetzt war.

* * *

Dorita saß wieder im Eisenbahncoupé. Der junge Herr Hanken hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, sich von ihr zu verabschieden, die Dienstboten waren, als sich die Droschke, mit demselben Gepäck beladen, das eben erst umständlich herabgehoben war, in Bewegung gesetzt, hämisch kichernd in den Flur zurückgekehrt, und der Herr des Hauses hatte seiner scheidenden Repräsentantin vom Bureau aus einen Brief gesandt, der ein schriftliches Lebewohl, ein paar Redensarten des Bedauerns und die Summe von dreihundert und fünfundsiebzig Mark enthielt.

Dadurch hatte er sich die Last abgekauft, die ihm ein unfreundliches Schicksal aufgebürdet. —

Und Frau Senator Voßpot triumphirte, und die Kirchen der guten Stadt Lübeck konnten ihre Thürme in die durch Anwesenheit einer solchen bedenklichen Persönlichkeit entweihte und nunmehr wieder reine Luft emporstrecken.

Dorita hatte ein Billet nach Hamburg genommen. Sie wußte nicht, wohin sie sich sonst wenden sollte. Erst dort wollte sie weiter überlegen,

was zu beginnen sei. Nach Flensburg zurückzukehren, hatte sie sich nicht überwinden können. Ein heißes Gefühl der Bedrückung überlief sie schon bei dem bloßen Gedanken, wieder vor der Familie Wenthin zu erscheinen und zu erklären, es sei nun doch Nichts, man habe sie sogleich wieder entlassen.

Eine Weile hat die Welt Geduld mit des Nebenmenschen Unglück. Nimmt's aber immer kein Ende, dann stumpft sie ab und gelangt gar zu dem Resultat, es müsse doch wohl Etwas nicht ganz richtig sein. —

Anders würden die Dinge liegen, wenn sie, Dorita, der Pastorin schreiben könnte:

„Es wollte in Lübeck nicht gehen, aber ich habe bereits etwas Neues gefunden."

Im endlosen Durcheinander waren während der letzten schlaflosen Nacht die Gedanken und Vorstellungen auf die geprüfte Frau eingestürmt. Zuletzt rieth das leidenschaftliche Herz, nach nichts Anderem mehr zu trachten, als sich an den Aussichter Weibern zu rächen.

Wechselnd stiegen ihr Mann, Leo, Therese Hacke vor ihr auf. Und all' den mit diesen Erinnerungen verbundenen Erregungen folgte dann wieder völlige Erschlaffung.

Eine grenzenlose Sehnsucht nach endlicher Ruhe kam über sie. Am liebsten wäre sie auf die einsame Insel geflohen und hätte ihre Schwester abgelöst. Ein andermal erwog sie, ob sie das Geld, das sie jetzt ihr Eigenthum nannte, benutzen sollte, um nach Lyon zu den Verwandten zu reisen. Aber als sie sich dann des Inhaltes der Briefe ihrer Schwester Thora erinnerte, verwarf sie diesen Plan als einen völlig unausführbaren, ebenso rasch, wie er entstanden war.

Und Harms und Alles, was mit den bisherigen Aussichter Verhandlungen in Verbindung stand, trat vor ihre Seele und beschäftigte sie so lebhaft, daß sie am liebsten jetzt in der Nacht gleich aufgestanden wäre, um einen Brief an ihn aufzusetzen, in dem sie ihn ersuchte, Abrechnung zu liefern und die für seinen Nachfolger erforderlichen Papiere zu senden.

Und bei dieser inneren Rückkehr zu den vergangenen Dingen erhob sich abermals ein Sturm wilder Leidenschaft.

Wie konnte ein Gott, wenn es einen barmherzigen Schöpfer gab, dulden, daß so Niederträchtiges unter seinen Augen geschah, daß eine Creatur, die er selbst aus Liebe geschaffen, so schutzlos gemacht, so gemartert wurde!?

Und Baron von Dux drängte sich in ihre Vorstellungen, und sie hörte ihn sprechen:

„Wenn zwei Menschen sich streiten, ist immer etwas Schuld auf beiden Seiten."

So hatte er sich geäußert.

Und nach diesem wohl sympathischen, aber unendlich schwachen Mann

mit den Weisheitsworten auf den Lippen sah sie den Architecten van Hoken vor sich, und auch, was er gesprochen, drang an ihr Ohr.

Und sein Bild, die Erinnerung an seine mächtige Gestalt, sein kluges Auge und seine milde Sprache schufen ein Gefühl der Sehnsucht nach der Stadt, in welcher er sich aufhielt. Ein geheimes Hoffen erfaßte das arme, hin und hergezerrte Weib, ihm zu begegnen, von seiner Freundschaft berührt zu werden.

Sie saß ja bis zum Ertrinken in der Fluth der Hilflosigkeit. — Der Selbsterhaltungstrieb regte sich, nach Allem zu greifen, was sie aufzurichten vermochte. —

Und vornehmlich unter den Gedanken an ihn flog sie dann jetzt in dem Eilzuge dahin und stand doch so grausam freudelos und ernüchtert da, als sie die Elbstadt erreicht, ein ihr bekanntes Hôtel garni am Jungfernstieg betreten und die Thür hinter dem nach ihren Wünschen fragenden Kellner geschlossen hatte.

Zunächst begab sie sich wieder an das Oeffnen des vor einigen Stunden geschlossenen Koffers, sie that's, obschon sie zunächst weder Zweck noch Nutzen darin sah. Sie handelte mechanisch. Und nachdem das geschehen, überkam sie ein solches Gefühl der Verödung, daß sie wie gelähmt in das kleine, die Mittelwand des Gemaches ausfüllende Sopha zurücksank und hier eine lange Zeit regungslos im inneren Verstummen sitzen blieb. Und als sie sich dann endlich aus dieser Lethargie löste, flüsterte ihr Mund:

„Was nun? Was beginnst Du? Der Tag ist lang! Gehst Du hinaus? Bleibst Du hier? Und wenn der Abend kommt, was dann? Und die endlose, dunkle, einsame Nacht! Und wenn sie vergangen, wieder ein Tag, der Nichts bringt, als grenzenlose Trostlosigkeit und die Unfähigkeit, irgendwie noch hoffnungsvoll an etwas Bestehendem anzuknüpfen."

Nun hatte die gequälte Frau wenigstens in Lübeck eine Thätigkeit gehabt, durch sie zugleich Ablenkung ihrer schwermüthigen Gedanken gefunden. Ja, Arbeit! Das war ein Segen! — Was konnte sie beginnen, jetzt gleich beginnen? —

Plötzlich schnellte sie empor, trat an's Fenster und schaute hinaus auf den von eilenden Menschen bevölkerten Jungfernstieg und die durch die rasch hin und herstrebenden Dampfböte belebte, reizvoll dem Auge sich darbietende Alster.

Und da ergriff sie im vollsten Gegensatz zu der grenzenlosen Freudenlosigkeit ihres Inneren jählings ein heftiger Drang, Etwas zu erleben, wieder wie einst mit Menschen in Berührung zu treten, sie zu gewinnen, sich vom Lebensglück Etwas zu erobern, fröhlich zu sein, dem Gemüth, dem Geist, der Phantasie Nahrung zu verschaffen, Liebe zu empfangen und Liebe auszutheilen.

Liebe! Liebe und Geld! Zwei Worte mit einem unermeßlichen

Inhalt, zwei Worte, die Alles enthielten, und die doch auch der Mensch nur schätzte, wenn er sie nicht sein Eigen nannte.

So philosophirte sie nun, während sie hinabblickte auf das eilende Hin und Her der Menge, während sie den Blick richtete auf das stille, blaue Wasser, auf die Ufer ringsum, auf den Alster-Pavillon zur Linken, vor dem die Müßiggänger saßen, sich das vorübereilende Publicum betrachteten und sich betrachten ließen.

Und doch war's ein grundfalsches Wort, nur ein Wort für die Halben: daß nur das Werth hat, was man nicht sein Eigen nennt.

Wohl flieht der Reiz des Erreichbaren, aber der Besitz erfreut doch alle diejenigen, deren Seele Empfänglichkeit besitzt, — wenn sie etwas Anderes sind, als nur vegetirende Geschöpfe.

Und ferner meditirte sie:

Die Welt war das, was man aus ihr machte, und man selbst war das, was man aus sich zu formen verstand.

Unter der Erwägung dieser Worte Inhalt und Wahrheit trat Dorita zurück, streckte lang und sehnsuchtsvoll die Arme aus und flüsterte:

„Ah, wenn ich noch einmal glücklich werden, wieder fröhlich lachen, Jemanden von ganzem Herzen lieb gewinnen könnte!"

Ein wahrer Hunger nach Zärtlichkeit, nach Verinnerlichung, nach Freundschaft, nach Geben und Nehmen, nach all dem Herrlichen, das einem gesunden Gemüth entspringt, erfaßte ihre Seele und verscheuchte die an Agonie streifende Krankheit ihres Innern.

Sie griff auch nach Mantel, Hut und Schirm und beschloß, sich draußen einen frischen Athem zu holen, irgendwo Etwas zu genießen und — später vielleicht ein Theater zu besuchen, endlich einmal wieder eines geistigen Genusses theilhaftig zu werden.

Und sie empfand eine glückliche Befriedignng, daß man sich draußen nach ihr umschaute, daß sie also noch schön und beachtenswerth war.

Als sie in ein größeres Geschäft trat, um eine Kleinigkeit einzuhandeln, begegnete man ihr sogar mit einer Auszeichnung, die sie verlegen machte.

Beim Wiederbetreten der Straße näherte sich ihr ein kleiner, sorgfältig gekleideter, alter Herr mit weißem Kopf und sprach sie lebhaft mit großer Ehrerbietung an.

„Ah, gnädigste Frau! Welche Ueberraschung! Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen?

Sie erinnern sich gütigst! Ich hatte im vorigen Jahr in Ratzeburg beim Landrath die Ehre, neben Ihnen bei Tisch zu sitzen. Mein Name ist Senator Holck!"

Und dann die Bitte, Dorita eine Weile begleiten zu dürfen, die Frage, wo sie abgestiegen sei, ob der Herr Gemahl auch zugegen wäre, und ob er die Freude haben könne, Dorita während ihres Aufenthaltes einmal bei sich zu sehen.

„Gerade morgen haben wir ein kleines Diner in unserm Hause auf der Uhlenhorst. Meine Frau und ich würden uns sehr glücklich schätzen."

Und von dem Erinnerungsrausch an Wohlleben und Beachtung und von der Sehnsucht nach einigen sorgenlosen Stunden fortgerissen, schlug Dorita das sich ihr aufdrängende Ablehnungswort nieder, nickte freundlich und nahm die Einladung an.

Und von dieser angenehmen Aussicht zehrte sie während dieses und des folgenden Tages. Sie begab sich des Nachdenkens über ihre Lage und Zukunft. Sie wollte einmal auf kurze Zeit wieder sorglos sich des Daseins freuen!

Nach einem einfachen Mittagessen, das sie sich in einem Restaurant serviren ließ, ruhte sie noch eine Weile in ihrem Zimmer aus und begab sich sodann in's Stadttheater, wo man Fidelio gab.

Die Aufführung nahm sie so gefangen, daß sie zunächst zu einem näheren Umblick gar nicht gelangte. Erst in der Pause zwischen den letzten beiden Acten richtete sie ihren Blick auf die Zuschauer. Und da vermeinte sie oben in der Loge die Gestalt van Hokens zu erblicken.

Eben beugte er sich zu einem blendend schönen, jungen Mädchen herab und sprach in lebhaftester Weise auf sie ein.

Ein unruhiges Gefühl zog durch Doritas Brust. Es war nicht Eifersucht und nicht Mißbehagen, aber eine gewaltige Sehnsucht erfaßte sie, in seine Nähe zu gelangen, mit ihm zu plaudern, von ihm beachtet zu werden.

Und ringsum all das funkelnde Licht, all die Menschen, die reizvollen Farben, die seidenen Gewänder der Damen und die blitzenden Uniformen der Offiziere.

Und hier unten die Verlassene, die kaum wußte, wohin sie ihr Haupt legen sollte, die man fortgejagt hatte, die nicht einmal das, was man ihr in Lübeck als Reugeld hingeworfen, ihr eigen nannte. —

Nochmals und nochmals wandte sie den Blick hinauf, und nun erkannte sie wirklich van Hoken, und er bemerkte sie, und ein Ausdruck höchster Ueberraschung flog über seine Züge.

Doch setzte nun eben die Musik wieder ein. Das Licht im Hause ward vermindert, die Helle wich, und der Vorhang ging wieder in die Höhe.

Als die Vorstellung sich ihrem Ende näherte, beschäftigte Dorita ausschließlich der Gedanke, möglichst rasch in die Garderobe zu gelangen. Sie wollte an diesem Abend wenigstens van Hoken nicht begegnen. Und es gelang ihr. Nach dem Fallen des Vorhanges erreichte sie als eine der Ersten den Corridor, bald darauf die Straße und nach kaum fünf Minuten ihre Wohnung.

Hier angelangt, bestellte sie sich Thee und legte sich nach Vollendung eines Briefes gegen zwölf Uhr schlafen.

Und ohne besondere Zwischenfälle und ohne neue Gemüthsbeschwerung verging dann auch der folgende Tag bis zur Mittagszeit.

Als diese gekommen war, trat Dorita in einem reizvollen dunklen Costüm auf die Straße.

Sie wollte einen kleinen Spaziergang unternehmen, dann sich nochmals umkleiden und endlich den Pferdebahnwagen besteigen, um nach der Uhlenhorst zu fahren.

Als sie in schon ziemlich vorgerückter Zeit in's Hôtel zurückkehrte und dem Portier den Zimmerschlüssel abforderte, wich er aus und erklärte, der Wirth bitte, die Frau Zarpen vorher noch sprechen zu dürfen.

Schon nichts Gutes ahnend, folgte Dorita der Aufforderung des Mannes und trat zur Linken in dessen Zimmer.

Und hier fand sie nicht nur ihn, sondern noch einen Fremden, der sich ihr als Gerichtsvollzieher vorstellte, und der erklärte, er habe im Auftrag der noch immer nicht voll befriedigten Flensburger Firma Hasler und Fritze Beschlag auf ihr Eigenthum zu legen. Auch das Geld, das sie bei sich führe, sei auszuliefern.

Zunächst könne der Wirth befriedigt werden, das Uebrige aber müsse er an sich nehmen.

Und trotz aller Erklärungen und Proteste, die aus dem Munde der erschütterten Frau drangen, geschah's, wie er angekündigt hatte.

Er versiegelte Doritas sämmtliches Gepäck und ließ ihr von dem Gelde, das ihr Portemonnaie barg, nur einen Rest von dreißig Mark.

Und als er dann gegangen, forderte der Wirth die Berichtigung seiner Nota und erklärte mit höflichem Bedauern, daß er die gnädige Frau nicht ferner beherbergen könne, da er das Zimmer, welches Dorita bewohnt, schon wieder vermiethet habe und ein anderes nicht frei sei.

Und so verließ denn die junge Frau das Hôtel und trat, entblößt von Allem, auf die Straße zurück.

Etwas hatte sie gerettet.

Zweihundert Mark, die sie von dem Gelde abgesondert hatte und in einer kleinen Ledertasche auf der Brust trug, waren ihr geblieben. Wenigstens Hunger konnte sie vorläufig nicht leiden.

Und dieser halbe Raubanfall war sicher wiederum ein Streich, zu dem die Aussichter ausgeholt hatten. Es war vielleicht auch die Antwort von Harms auf ihre trotzige Kündigung!

Die Frau stand da und biß die Zähne zusammen, wie Jemand, dem vor Schmerz, Qual und Empörung Leben und Athem vergeht.

Von Leidenschaft ergriffen zu werden und keine Möglichkeit zu besitzen, sie zu befriedigen, vermag einen krankhaften Zustand des Gehirns herbeizuführen.

Fast in einem solchen befand sich Dorita.

Erst allmählich kehrten ihre ruhigen Sinne zurück. Sie erinnerte sich, daß sie doch habe Toilette machen und nach der Uhlenhorst fahren wollen!

In dem Anzug, den sie für die Promenade gewählt hatte, konnte sie

bei einem solchen Feste nicht wohl erscheinen. Sie mußte also im letzten Augenblicke absagen.

Es war zunächst und überhaupt erst einmal erforderlich, eine neue Wohnung zu suchen, obschon es mehr als peinlich war, im Hôtel ohne Gepäck ein Zimmer zu fordern. Das erregte Aufsehen und Mißtrauen, das Beides sie vermeiden mußte.

Plötzlich ward die junge Frau von einer entsetzlichen Angst ergriffen. Ueberall sah sie Verfolger und Widersacher. Sie hätte fliehen, sich irgendwo verbergen mögen! Ihre Phantasie schuf die schwärzesten Vorstellungen. Man würde noch einmal kommen und nach Geld forschen, da sie doch, wenn sie wiederum in einem Hôtel Wohnung nahm, noch mehr davon haben mußte! Sie beschloß auch, der Einladung nach der Uhlenhorst keine Folge zu leisten. Sie besaß ja jetzt auch nicht einmal Toilette dafür. —

„O Herr über den Wolken! Was that ich Dir, daß Du mich so fürchterlich prüfst!" flüsterte das gehetzte Weib, während sie sich in völliger Erschöpfung auf einer der zu Seiten der unbelebteren Partien des Pavillons aufgestellten Bänke niederließ und mechanisch auf die am Steg angeketteten, sanft auf und ab schaukelnden Fahrzeuge schaute.

Und dann schrak sie doch wieder empor, weil sie bemerkte, daß man bereits neugierig um sie herumging. Infolge dessen verließ sie, ohne emporzuschauen, den Platz, nahm den Weg an der Alster entlang bis zur Esplanade und schritt von hier direct auf das Waterloo-Hôtel zu.

Hier angekommen, forderte sie ein Zimmer, fügte kurz gelassen bei, daß ihr Gepäck nachkommen werde, und fiel, nachdem man ihr gegeben, wonach sie verlangte, wie eine Halbtodte in dem öden, nach hinten belegenen Gemach in's Sopha nieder.

„Ach — wenn ich einen Dolch hätte, ich wüßte, wo ich ihn ansetzte," hauchte die Frau, und gleichzeitig fühlte sie einen Schmerz in ihrer Brust, als habe sie selbst die Spitze des von eigener Hand geführten Eisens getroffen. —

* * *

Nachdem sich Dorita ziemlich spät nach einer schweren Nacht erhoben und gefrühstückt hatte, begab sie sich zunächst in's Hôtel garni zurück, um nach eingegangenen Briefen zu fragen. In Lübeck hatte sie Herrn Hanken ihre Adresse zurückgelassen und ihn ersucht, ihr die Post nachzusenden. Es fand sich auch wirklich ein Schreiben von Harms. —

Und der Anblick dieses Briefes regte sie wieder heftig auf, und sie konnte es nicht erwarten, den Inhalt zu lesen.

Zu solchem Zweck trat sie gegenüber in den Alsterpavillon, suchte eine stille Ecke, fertigte den Kellner durch eine Bestellung ab und begab sich sogleich an die Lectüre. Es lautete:

„Frau D. Zarpen, Lübeck.

Hierdurch theile ich Ihnen ergebenst mit, daß ich Ihren sämmtlichen, noch vorhandenen Gläubigern und auch der Familie Zarpen in Aussicht geschrieben habe, daß ich Ihre Geschäfte nicht mehr führe.

Ich habe alle Betreffenden ersucht, sich an Sie selbst zu wenden.

Die Informationspapiere für meinen Nachfolger stehen zur Verfügung, sobald meine Nota eine Bestätigung gefunden hat. Ich füge dieselbe bei. Sie werden daraus ersehen, daß mir nach Bezahlung der in dem anliegenden Verzeichniß aufgeführten Vorrechtsgläubiger und nach Berechnung der Ihnen von mir à Conto gezahlten Beträge ein Saldo von 433,85 Pfennig verbleibt, um den ich Sie recht bald ersuchen möchte.

Ergebenst

Eduard Harms."

Dorita zuckte zusammen. Das, eben das hatte gerade noch gefehlt. Und als sie in diesem Augenblicke zufällig den Vorgängen im Restaurationszimmer das Auge zuwendete, ward die in's Freie führende Thür geöffnet, und vor ihren Blicken erschien — das Herz wollte ihr stocken — Leo Zarpen. — Und er sah und erkannte sie, stutzte heftig und verließ, nachdem er sich mit einem Ausdruck umgeblickt hatte, als ob er Jemand suchen wolle, wieder übereilig den Pavillon.

Und das Zusammenwirken dieser beiden letzten Eindrücke, der Brief und dieses Wiedersehen schufen plötzlich in dem Innern der verzweifelten und empörten Frau einen unabänderlichen Entschluß.

Sie wollte vom Dasein Abschied nehmen, aber bevor es geschah, nach Aussicht und dort zur Ausführung bringen, wozu ein beleidigtes, bis zum Aeußersten gemartertes Weib fähig ist.

Ein unheimlich entschlossener Ausdruck trat in ihre Züge. Ein Beobachter hätte vor dem in der Ecke hockenden jungen Weibe sich grauen können.

Sie glich einer Irrsinnigen.

Und dann nahm Dorita ihre Sachen zusammen, bezahlte und verließ den Pavillon.

Doritas Pläne empfingen zunächst eine Abänderung durch ein starkes Uebelbefinden, das sie bereits auf dem Wege nach dem Hôtel ergriff, und das sich beim Betreten des Hauses in einem solchen Maße steigerte, daß sie den Portier beauftragen mußte, nach dem Arzt zu schicken.

Aber während sie zu ihrem Zimmer emporstieg, verzog sich ihr Mund zu einem bitteren Lächeln über den Widerspruch zwischen ihren Entschlüssen und ihren Handlungen.

Sie wollte doch überhaupt Nichts mehr vom Dasein! Weshalb denn noch einen Doctor um Rath fragen? —

Und doch belehrte sie sich selbst: Sie mußte wieder gesund werden, um sich erst noch nach Aussicht begeben zu können!

Sie hatte noch Pflichten, bevor sie aus dem Leben schied. Sie mußte ihre Schuld bei Wenthins und bei Harms lösen und mußte zu solchem Zweck durch einen andern Advocaten ihre Rechte gegen die Aussichter geltend machen. Bevor sie Hamburg verließ, mußte sie einen solchen finden und ihn instruiren.

Während sich noch Dorita solchen Gedanken hingab und auch eben wieder durch zunehmendes Uebelbefinden an ihren Zustand erinnert ward, wurde die Thür geöffnet, und ein breitschultriger Mann mit starken dunklen Bart trat in's Gemach und stellte sich als Doctor van Hoken vor.

Dorita fuhr zurück. Der Zufall hatte sie vielleicht mit einem Bruder des Architecten zusammengeführt. Es drängten sich auch Worte der Ueberraschung auf ihre Lippen, aber sie unterdrückte dennoch eine Frage und hielt sich in dem nun folgenden Gespräch lediglich an die Sache.

Und die dann sich anschließende Untersuchung hatte die Folge, daß die junge Frau plötzlich, durch Schwäche überwältigt, die Besinnung verlor.

Als sie endlich mit des Doctors Hilfe sich wieder aufgerafft hatte, entwickelte sich zwischen ihnen ein längeres Gespräch, in dem er ihr nicht nur ärztliche Verhaltungsmaßregeln ertheilte, sondern zum Schluß auch persönliche Fragen an sie richtete.

Und sie, dadurch ermuntert, erkundigte sich auch nach seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem ihr bekannt gewordenen Architekten van Hoken und hatte Mühe, ihre starke Bewegung zu verbergen, als er ihr neben der Bestätigung, daß Jener sein Bruder war, gleich sehr lebhaft mittheilte, daß dieser glücklicher Bräutigam geworden sei. Er habe sich mit einer sehr schönen und äußerst begüterten Amerikanerin verlobt, werde solches jetzt öffentlich declariren und gedenke möglichst bald Hochzeit zu machen. Namentlich sei auch die Mutter der Brüder, die noch lebe und ihnen Beiden bisher den Haushalt geführt, darüber ungemein glücklich.

Nachdem hierauf van Hoken noch seiner Patientin ein Recept verschrieben, sie nochmals beruhigt und auf ihre Frage erklärt hatte, sie werde, wenn sie einige Tage sich im Bett Ruhe gäbe, sicher reisen können, auch versprochen hatte, sie täglich zu besuchen, nahm er in wärmster Weise von ihr Abschied.

Die junge Frau aber sank nach seinem Fortgange zurück, preßte die Hand auf die Brust und hauchte unter der Erinnerung an Hoken:

„O, Du unerbittliches Schicksal! Nun schnittest Du auch noch die letzten Sprößlinge an meinen Hoffnungshecken ab. Nun bleiben nur stachelige Dornen, die Du zuguterletzt neben den übrigen in meine bereits mit allzu vielen Wunden bedeckte Brust stößt?" — —

Ein wundervoller Tag blaute über Westerthal und Aussicht!

Ueber der großen grünen Verbindungswiese schaukelten in anmuthigem

Zickzack weiße und bunte Schmetterlinge. Der scharfe Geruch des Storchschnabels, halb verschlungen von den durch die heiße Sonne geweckten Düften der Kuhspuren, vermischte sich mit dem würzigen Athem des Heus, und das Alles schuf jenen belebenden Hauch des Landes, der durch kein künstlich erzeugtes Aroma übertroffen wird.

Die Natur feierte gleichsam den heutigen Sonntag, indem sie Allem, was sproßte und blühte, ein prangendes Aussehen verlieh, indem sie alle geheimen Kräfte weckte, die immer sich nur in ihrem Schooße verbargen.

In einem wahren Sonnengoldbad lagen das Gut, der Park, der Gemüsegarten, die Felder, Wiesen und Wälder.

Und so regungslos still und aufnahmefähig war die Luft, daß der sich aus der Pfeife eines alten, dem Gehölz zuschreitenden Mannes ringelnde Tabaksrauch als ein Wölklein emporstieg, das die heiße Sonnenluft in reizvolle blaue Fäden langsam vertheilte und zuletzt verschlang.

Und auch dieses Tabakwölkchen roch köstlich, und der Besitzer der Pfeife, der alte Wehse, in der rothweiß gestreiften Weste und der braunen, mit Perlmutterknöpfen versehenen Hauslivrée, der nach Ausrichtung eines Auftrages in Westerthal mit schwer beladenem Korbe dahinstrebte, nahm, trotz seiner Eile, all das Schöne und die Sinne Reizende behaglich in sich auf.

Auch fand er sich innerlich durch andere Dinge heute gehoben, durch sie in eine erwartungsvolle Stimmung versetzt.

Der Sohn des Hauses, Leo Zarpen, sollte am Spätnachmittag in der Westerthaler Kirche mit dem Fräulein Therese Hacke aus Kiel getraut werden.

Schon war Jegliches in Aussicht hergerichtet, das Haus geschmückt, oben in dem langen Festsaal die Tafel gedeckt und in Küche und Keller Alles bereit oder dampfend, zischend und brodelnd in den heißen Töpfen und Pfannen, was auf den Hochzeitstisch gelangen sollte.

Wehse hatte eben noch Tafelzeug von Westerthal geholt, silberne Leuchter und zwei Aufsätze, welche den Tisch zu schmücken bestimmt waren.

Schon hatten sich zahlreiche Gäste eingefunden, die Gemächer in beiden Gutshäusern waren voll, und noch viele Bekannte aus der Umgegend und aus Ratzeburg wurden in ihren Jagdwagen, Kaleschen und Equipagen erwartet.

Und das Brautpaar war selig.

Nachdem eben noch Leo Zarpen in Hamburg einige kostbare Geschenke für seine Braut eingehandelt hatte, war er mit ihr und den ihn begleitenden Schwiegereltern direct nach Aussicht abgereist. Und gerade als Wehse ein Stündchen nach seiner Rückkehr das Wohnzimmer betrat und zur Meldung brachte, daß das Frühstück für die anwesenden Herrschaften im Gartensalon aufgetragen sei, war er Zeuge, daß die Frau Zarpen ihrer künftigen Schwiegertochter den Diamantenschmuck der Zarpener

Familie überreichte, denselben, um welchen die Braut einst ihre Freundin Dorita Busch so sehr beneidet hatte. Und in dankbarer Rührung umarmte Therese ihre künftige Schwiegermutter, und ein verächtlicher Laut wollte sich über die Lippen des alten, mit den Familienangelegenheiten vertrauten Mannes drängen, als sich dieser Act vor seinen Augen vollzog.

Und einige Stunden später war das köstliche Leckerbissen darbietende Frühstück verzehrt, und alle Wagen standen bereit, welche die versammelten Hochzeitsgäste, achtzig an der Zahl, nach der Kirche führen sollten.

Das war ein Drängen, Laufen und Rufen, ein Heran- und Abfahren, ein Rollen und Peitschenknallen, ein Halloh und lustiges Durcheinander.

Und herrlich sah die Braut aus, die in weiße, mit Myrthen geschmückte Seide gekleidet war, und nicht minder imposant wirkten in ihren neuen kostbaren Gewändern Frau Zarpen mit der an diesem Tage leutselig gehobenen Miene und die drei Töchter, denen zwar die Jugend entflohen war, die aber diesen Mangel durch eine vornehm stolze Haltung und gnädiges Wesen ersetzten.

Und in einer besonderen Laune, und zwar in einer sehr guten, befand sich auch Hermann Zarpen. Er war den ganzen Vormittag bereits um die Elbstetten bemüht gewesen, dieselbe, die ihm schon vor seiner Ehe mit Dorita Busch von der Familie zuertheilt war. Allmählich war er zur Besinnung gelangt. In ihr fand er die Rechte. Sie paßte zu den Zarpenschen Damen. Sie kannte das Gutswesen von Kindsbeinen an, war sehr sparsam, häuslich wie eine Stubenmaus, fügsam wie ein Fußschemel und wollte nichts Besonderes, wie Dorita!

Wenn erst die Sache mit Jener in Ordnung gelangt sein würde, wollte Hermann sie heirathen. Halb verlobt waren sie bereits, da Hermanns Mutter der Baronin Elbstetten bei letzter Begegnung in's Ohr geflüstert, ihr Sohn trage sich mit solchen Absichten, und sie, die Baronin, zurückgeflüstert hatte, sie werde auf keinen Widerstand stoßen! —

Als die Wagen durch das Dorf Westerthal fuhren, standen von den ländlichen Einwohnern nur ein paar Kinder und zwei steinalte Männer, welche Letztere die Kirche nicht mehr besuchen konnten, vor der Thür, auch lugte Trina Frehse, dieselbe, die Wehse in seinem Briefe als eine Treue bezeichnet, versteckt hinter den kleinen Scheiben ihres Häuschens hervor.

Die anderen Bewohner des Dorfes befanden sich bereits im Gotteshause, aus welchem die Orgeltöne mächtig, feierlich und erhebend in ihrer Wirkung, den in ihren offenen Fuhrwerken herbeieilenden Hochzeitsgästen entgegenbrausten.

Und dann stiegen sie vor der Kirchenthür aus, und Hermann ordnete nach einem vorher sorgfältig überlegten Plan den Zug. Das Brautpaar mit den Brautjungfern schritt voran, ihnen folgten die Zarpen'schen und die Hacke'schen Familienmitglieder, und paarweise schlossen sich nach Alter,

Rang und Würde vertheilt, die Uebrigen an und nahmen, am Altar angelangt, hinter Leo und Therese Platz. —

Und nicht ein Kind hätte in der Kirche mehr einen Sitz finden können. So voll war der Raum, daß der Küster, der oben am Altar noch eine Verrichtung vornehmen mußte, Mühe hatte, sich durchzudrängen. Und auffallend war Allen, wie blaß der Bräutigam Leo dreinschaute, wie marmorweiß auch die Wangen der sonst so farbenfrischen und lebhaften Braut waren.

Aber freilich! Wann färben Rosenfarben das Angesicht einer Braut, die zum Altar schreitet!

Allzu Bedeutungsvolles soll sich vollziehen. Da ist der Sinn ernst, da hält der Mensch Einkehr, allzu feierlich ist ihm zu Muthe, allzu tief ist das Gemüth bewegt!

Und eben das war's sicher, was Beide so nachdenklich machte, was ihnen ein Beben durch die Glieder jagte trotz warmer Sommerzeit, trotz singendem Jubel draußen in der Natur, trotz des Glücks, das ihnen bevorstand. — —

Die Orgeltöne waren verrauscht. Der silberhaarige alte Pastor Nicolai, der schon während des letzten von der Gemeinde gesungenen Verses an den Altar getreten, und, der Gemeinde den Rücken wendend, still gebetet hatte, wandte sich nun um, verneigte sich mit seinem stillen Angesicht freundlich, feierlich gegen das Brautpaar und begann mit seiner Rede.

Als Text hatte er ein Bibelwort gewählt:

„Wer sein Haus auf Gott baut, der bauet nicht vergebens."

Er führte aus, daß ohne den Höchsten Alles in dieser Welt eitel Stückwerk, mit ihm aber Alles, trotz Noth und Ungemach zu einem glücklichen Ausgang gelange. Und ohne ihn, das bedeute: wenn Frömmigkeit und Gerechtigkeit dem Herzen entfliehe, und mit ihm: wenn der Mensch ehrlich kämpfe, seiner Mängel Herr zu werden und Jesus Christus nachzufolgen in allem Gottgefälligen und Guten.

Und nicht nur an das Brautpaar richtete er die Worte bei dieser besonderen Gelegenheit, sondern an die ganze Gemeinde, an Jung und Alt, Arm und Reich.

Und das Brautpaar umstehe die edle Mutter und die treuen, liebevollen Geschwister.

Sie, die Mutter, ein hohes Beispiel durch Frömmigkeit, Edelmuth, Wohlthun und Sitte, und sie, die Geschwister, auferzogen in gleichen Lehren und ihnen folgend, damit auch ihnen zu Theil werde einst der Himmel der Gerechten.

Und dann schloß er mit einem Gebet, und nachdem er es vollendet und nun eben den Mund öffnete zur Vornahme der eigentlichen Trauhandlung richtete sich aus der Tiefe der hochgelegenen, die Menge über-

schauenden Kanzel eine dunkle Frauengestalt empor, und ein lautes drohendes und laut schallendes „Halt“ drang aus ihrem Munde.

Erschrocken, entsetzt wandten sich Aller Augen zu dieser, wohl in der Geschichte der Menschheit kaum je dagewesenen Störung.

Ein Weib auf der Kanzel, da, wo nur der Geistliche ein Recht hatte, zu stehen und Gottes Wort zu verkünden, gerade heute vor der gesammten Gemeinde, die feierliche Handlung unterbrechend, Störung verursachend und Aergerniß gebend Allen und besonders den Herrschaften von Aussicht und Westerthal.

Aber was sich auch malte in den Zügen der Anwesenden: Auflehnung, Verwunderung, Schrecken oder Empörung, sie, die da oben stand wie ein dunkles Geheimniß, mit finster gefestigten Zügen und flammenden Augen, sie sah's nicht, und wenn sie es gesehen haben würde, hätte sie es nicht gekümmert und gehindert: Aus ihrem Munde drang's unaufhaltsam rasch und stürmisch:

„Ich, Dorita Zarpen, Gemahlin von Hermann Zarpen, erhebe hier von oben herab meine Stimme vor Vollziehung der Trauhandlung! Ich richte meine Worte an Dich, den Geistlichen, der Du, nachdem Du mich gehört, ein Richter sein sollst, aber auch an Euch Uebrigen, damit Ihr wißt, was geschehen ist in der Welt der Niedertracht, ohne daß es bisher geahndet ward.“

Und mit noch stärker erhobener Stimme, mit einer Stimme, die klang wie göttliche Gewalt, Rache und Vergeltung aus der Höhe:

„Ich klage die Frau Zarpen und ihre Töchter an der niedrigsten Handlungen, die ein Mensch begehen kann: der Heuchelei und Lüge, der Verleumdung und des feilen Eigennutzes, des Diebstahls und Betruges, und ihn, den Bräutigam, des elendesten Wortbruchs — und — hört, hört und reißt ihn vom Altar, von der heiligen Stätte, wohin er zu treten sich erfrechte — der Ehrnachstellung einer armen, verfolgten, bis in's Seelenmark getroffenen Frau.

Nachdem ich mich von meinem Manne und ihnen gelöst mit friedlich versöhnlichen Worten, freiwillig, um meines und um ihres Glückes willen in ehrlichem Wägen, haben sie einen Feldzug gegen mich begonnen, in dem die Reihen der Soldaten nicht aus Menschen sich zusammensetzen, sondern aus weiblichen und männlichen Teufeln.

Das von mir eingebrachte Heirathsgut haben sie mir, der völlig Mittellosen, vorenthalten! Als Scheidungsgrund haben sie mein Eingeständniß ehelicher Untreue gefordert!

Als ich empört die Zumuthung zurückwies, haben sie mich mit anderen nicht minder entehrenden Ansinnen gefoltert.

Meinen Rechtsanwalt haben sie zu ihren Gunsten zu beeinflussen gewußt! In meinem Fortkommen haben sie mich mit niederträchtigen Mitteln gehindert.

Des Betruges haben sie mich gescholten, obschon sie mich selbst bewußt mit demselben Gegenstande, mit einem Schmuck, hintergingen!

Berechnete Vorschläge haben sie mir gemacht, um mich in Fallen zu locken, durch die ich gebunden in ihre Hände geliefert, der Noth verfalle und dem Elend preisgegeben werde, zuguterletzt mich gar auspfänden lassen bis auf das Kleid, das ich hier an meinem Körper trage.

Ich frage, was verdienen solche Ausgeburten der Menschheit, Personen, die zudem mit frommen Bibelsprüchen auf den Lippen umhergehen, die sich von dem irregeführten Geistlichen vor versammeltem Volke ein Prunkzeugniß ausstellen lassen!? —

Und was verdient der Mann, der einer Anderen, mir, nach der Scheidung von ihrem Gatten, die Ehe versprach, dann sich zurückzog in frivolster Weise und endlich, nachdem er inzwischen einer Anderen das Jawort gegeben, mich abermals verfolgte, in Kiel in sein Haus zerrte und durch Zudringlichkeiten besinnungslos machte?

Ich weiß, was Ihr sagt, denn Ihr habt ein gerechtes Herz und Mitleid in Eurer Brust. Ihr ruft mit der Inbrunst der Empörung: Vor den Richter mit ihnen!

Aber Ihr sagt auch:

Das Alles ist so ungeheuerlich, daß es nicht wahr sein kann. Die Frau, die da oben spricht, die man bereits wiederholt durch Rufe, Geheul und Zischen zu unterbrechen sucht und die man auch jetzt niedersprechen und von ihrer Anklagekanzel herabzerren möchte, redet irre, sei eine Wahnsinnige —

Aber ich sage, es ist Wahrheit, und wenn ein armes Menschenkind geweint und gebettelt, gebeten und sich gekrümmt, sich gemartert und in schlaflosen Nächten dagelegen, endlich das Ende all der grenzenlosen Seelenqualen und Gemüthserregungen herbeigesehnt und erfleht, ja — sich dem Unglück und der Niedertracht ohne Vergeltungstrieb gefügt hat — so bin ich es gewesen.

Aber es giebt Stacheln, die allzuviel Blut fließen lassen. Zuletzt bäumt sich der Mensch wie das in der Arena gefolterte Thier tollwüthig auf.

Und nun, trotz Eures Rufens und Eures Lärmens, trotzdem Eure Schergen mir bereits das Kleid fassen und mich herabzerren wollen —" die Frau sprach's, mit der letzten Kraft der zarten Hände sich an die Brüstung der Kanzel krallend: — „ein Fluch aus der brennenden Brust der Verfolgten und Geschmähten, Dir, Frau Zarpen, und Deinen herzlosen Töchtern, Dir, Leo Zarpen, dem Betrüger und — —"

Aber weiter kam die von einem Theil der Menge Umschrieene, bis zur Kanzeltreppe bereits herabgerissene Frau nicht.

Man packte sie und schloß ihr den Mund, knebelte sie und brachte sie hinaus. Und draußen ward sie durch einen Landgendarmen, in Be-

gleitung des Amtsvorstehers — Alles auf raschen Befehl der Gutsherrschaft — in's Dorf und hier zunächst als eine gemeingefährliche Wahnsinnige in ein separates Cabinet des Armenhauses gebracht und dort von ihren Fesseln befreit und hinter geschlossenen Fensterladen und verschlossener Thür auf ein Lager gebettet.

Und all das war leicht gewesen, denn sie hatte zuletzt mehr einer Todten als einer Lebendigen geglichen.

In der Kirche aber trat nach Beendigung des „Ungeheuerlichen", nach Eintritt endlicher Ruhe und Besänftigung der Gemüther der auf's Aeußerste erregten Gemeinde, der Prediger an den Altar und sprach wie folgt:

„Der Versammlung habe ich im Auftrage der Frau Zarpen zu sagen, daß ihre frühere Schwiegertochter schon seit einiger Zeit an Gehirnstörungen gelitten und unbegreifliche Handlungen vorgenommen hat.

Was sie und die Ihrigen der Gesunden nie verzeihen würden, sähen sie willig der armen Geistesgestörten nach, erklären Alles, was Jene geredet hat, lediglich als eine Ausgeburt ihrer gestörten Sinne und bitten nun — und ich bitte auch darum — der kirchlichen Handlung fernere Theilnahme zu schenken.

Zunächst aber wollen wir Alle, die wir hier versammelt sind, den letzten Vers des Liedes singen, mit dem wir vorhin schlossen, und mit diesem Gesang ein Gebet gen Himmel senden, daß der gnädige Gott die Arme baldigst aufrichten und wieder gesunden lassen möge. Wir wollen es thun, weil der Mensch Mitleid haben soll mit jeglicher Creatur, insbesondere mit einer, die von einem bösen Geist besessen, wir wollen es thun, weil sie einst Herrscherin auf Westerthal war, uns Allen eine gütige Herrin gewesen und noch heute, wenigstens äußerlich, mit unserem allverehrten Herrn auf Westerthal verbunden ist.

Und die Anwesenden, ob sie dem Gottesmanne glaubten, oder ob sie auch das, was sein Mund sprach, als eine ekelhafte Fortsetzung der Lüge und Gemeinheit betrachteten, welche dem schutzlosen Weibe zugefügt war, murmelten beifällig, und der vorher benachrichtigte Organist und Küster setzte mit der Orgel ein, und Alle sangen:

„Herr, erbarme Dich der Sündigen und Verirrten."

Und nachdem der Gesang der Lügner und der Ehrlichen verklungen, sprach der alte, treuherzige Geistliche warme, tief zum Herzen gehende Worte, Worte, die ebensogut ausgelegt werden konnten als eine eindringliche, auf das Geschecht der Zarpens berechnete Mahnung, denn als eine der Trauung vorangehende abermalige Weihrede.

Ihr aber folgte dann die kirchliche Trauhandlung und die vorgeschriebene Frage an die Beiden, die vor ihm standen mit fliegenden Gliedern und blassen Wangen, ob sie sich gehören und ob sie einander Treue geloben wollten bis an ihr Ende.

Keiner vernahm das Ja! Die schuldbewußte Brust vermochte nur einen Laut zu stammeln, der einem „Ja“ glich.

Und zuletzt wieder Gebet und Orgelklang, und am Ende der feierliche Heimgang der Vermählten und ihrer Angehörigen, die aber nicht einherschritten wie innerlich gehobene Hochzeitsgäste, sondern wie Menschen, die einem Sarge folgen.

* * *

Es ist drei Uhr Nachts!

Lachen, Schwatzen, Musik sind verklungen, das junge Paar ist abgereist, die Wagen sind davongerollt, die Lichter ausgelöscht. —

Das Herrenhaus in Aussicht liegt in Schweigen und Dunkelheit, und nur einmal schlägt der Haushund an, um jedoch gleich wieder zu verstummen.

Ein vorüberraschelndes Thier ist's gewesen, ein Fuchs, ein Iltis oder eine Ratte. Das ist kein Grund, um durch Bellen die Schläfer zu wecken.

Auch als eine Weile später das Geräusch von Schritten hinten an der Hofthür an des Wachenden Ohr dringt, macht er keinen Lärm. Er erhebt sich, winselt sogar liebebedürftig und schmiegt sich an den Spätling, an den alten — Wehse.

Und der schreitet rasch und vorsichtig über den Hof, biegt oberhalb des Gehölzes auf die Landstraße und nimmt die Richtung in's Dorf.

Und als er es erreicht hat, geht er nicht auf der Hauptstraße weiter, sondern auf einem Umweg über die Felder, der in den zu dem Armenhause gehörenden Garten mündet.

Die Hinterthür dieses Gebäudes ist selten verschlossen, sie wird auch heute nicht verriegelt sein!

Und Wehses Voraussetzung trifft zu. Er beschreitet ohne Hinderniß den Corridor, pocht behutsam an eine der Stubenthüren und ruft einen Namen:

„Lene! Lene! — Lene, mach' auf! Ich bin es, Christian!“

Es ist eine Verwandte, die er anspricht.

Endlich öffnet sie, mit einer kleinen Lampe ihm entgegenleuchtend, und läßt den nächtlichen Störer, die Sprache dämpfend, in ihre Kammer schlüpfen.

Lange sitzen sie beisammen. Er sagt, weshalb er gekommen ist. Er will sich mit der jungen Frau, die man als Irrsinnige eingesperrt hat und wohl morgen in eine Anstalt bringen wird, in's Einvernehmen setzen.

Er hat die Absicht, sie zu befreien noch in dieser Nacht, sie zunächst zurückzubringen zu Trina Frehse, bei der sie am Vormittag verkleidet eingekehrt ist und sich bis zur Eröffnung der Kirche aufgehalten hat.

Durch ein Zettelchen, das eins der Kinder im Auftrage von Trina

dem Alten in der Kirche während des Frühstücks zugestellt, hat er ihre Anwesenheit erfahren. Und im Gotteshause ist er auch Zeuge gewesen des Ungeheuerlichen, was sich dort zugetragen.

Und er fragt, ob sie, Lene Ohrt, irgend Etwas von der Frau Zarpen gehört hat, ob Jemand inzwischen bei ihr gewesen ist und wer?

Hierauf berichtet die Ohrt:

Der Amtsvorsteher hätte gesagt, daß sich die junge Frau gleich auf's Bett gelegt und auf seine Frage, ob sie noch Etwas wünsche, nur um eine Lampe in der Finsterniß gebeten habe.

Auch möge er dem Pastor mittheilen, daß sie ihn im Laufe des Tages zu sprechen wünsche.

Er, der Ortsvorsteher Haesen, habe den ersten Wunsch erfüllt und der alten Mieck, im anderen Flügel, den Auftrag gegeben, einige Male im Laufe des Tages nach der Inhaftirten hinzuhorchen, ihr zu essen und zu trinken zu geben, aber sie unter keinen Umständen — dies habe Frau Zarpen strengstens befohlen — entwischen zu lassen.

Am nächsten Morgen solle, so habe sie bestimmt, der Doctor Mewes aus Prankendorf sie fortbringen. Und die Hand dazu zu bieten, daß die junge Frau aus diesem Gefängniß befreit werde, sei sie gern bereit, aber sie wisse nicht, wie es, ohne daß die Herrschaft auf Aussicht Verdacht schöpfen werde, zu bewerkstelligen sei.

Der Amtsvorsteher habe schon fallen lassen, daß Jeder, der sich in diese Angelegenheit mische in irgend einer Weise, seines Platzes im Armenhause verlustig und überdies dem Gericht übergeben werden würde.

Wehse nickte zu ihren Worten, dann sagte er in entschiedenem Ton:

„Dir wird Nichts geschehen! Verlasse Dich darauf. Sage nur, wenn Du gefragt wirst, daß ich Dich zu Allem veranlaßt hätte.

Und nun vorwärts! Schleiche Dich rasch in der Alten Zimmer, nimm vorsichtig den Schlüssel an Dich und bringe ihn mir!

Sollte die Mieck erwachen und fragen, so sage, ich sei im Auftrage der Herrschaft da; ich solle die junge Frau gleich fortbringen. Will sie nicht gehorchen, so rufe mich!"

Eine Weile zauderte die Alte noch, dann that sie nach nochmaligem Zureden, was er von ihr verlangte.

Und während sie dann abwesend war, saß Doritas treuer Freund in ungeheurer Spannung da und überlegte.

Zwang auf die Mieck konnte er nicht ausüben. Weigerte sie sich, verlangte sie einen schriftlichen Befehl, war Nichts zu machen.

Und was er, wenn Alles gelang, der Alten sagen solle, war ihm jetzt noch ein Räthsel. Das mußte sich finden. Wenn's nicht anders, verlor er seine Stellung. Aber er nahm die Geheimnisse des Zarpen'schen Hauses mit sich. Und das und eben das fürchtete die bereits von Gewissensbissen gefolterte Frau.

Schon hatte sie ihn vor einiger Zeit angeredet und hingeworfen, sie hoffe, daß er sich auch ferner des Vertrauens würdig erweisen werde, das man in ihn setze.

Mitten in diesem Hin und Her seiner Gedanken trat Lene Ohrt, eine kleine, runde, freundliche Frau, die ein wenig hinkte und eine schlichte leinene Nachtmütze auf dem Kopfe trug, wieder in's Zimmer und brachte, wie sie meinte, das Verlangte.

Die Alte sei nicht aufgewacht. Ein Schlüssel — dieser! — habe auf dem Tisch neben ihrem Bett gelegen.

„Ah! — Dann rasch gehandelt! Führe mich an das Zimmer der Gefangenen!“ entschied Wehse. — „Sobald Letztere es wieder verlassen hat, schließe wieder ab, trage den Schlüssel zurück und lege ihn auf denselben Platz. Hoffentlich haben wir auch ferner Glück!“

Und dann schlichen sie nicht ohne starkes Herzklopfen an das äußerste Ende des Corridors, und Wehse steckte den Schlüssel in's Schloß und trat rasch in's Gemach.

Er fand Dorita, die sich bei dem Geräusch wie eine von Schrecken erfaßte Irrsinnige in die Höhe reckte, an einem in der Stube befindlichen, kleinen Tisch sitzen und mit einer Bleifeder einen Briefbogen beschreiben. Als sie aber Wehse erkannte, sprang sie wie elektrisirt empor und richtete einen freudestrahlenden Blick auf ihn.

Es fand auch secundenschnell eine Verständigung zwischen ihnen statt.

Er sagte, weshalb er komme, daß er Schlimmstes für sie fürchte, wenn sie nicht sofort die Flucht ergreife. Jeder Widerstand werde nutzlos sein. Noch in der Nacht müsse sie in einem von ihm anzuschaffenden Fuhrwerk nach Ratzeburg fahren.

Und nachdem er dann noch vergebliche Versuche gemacht, die Laden der Fenster zu lösen, und so den Verdacht auf eine Flucht zu lenken, schritten sie behutsam und eilend hinaus und begaben sich ohne Aufenthalt in den Garten.

Hier traten sie zunächst in eine Laube, dann schritt Wehse noch einmal in's Haus zurück. Er wünschte zu erfahren, wie Alles verlaufen. Im ungünstigen Fall wollte er seiner Verwandten neue Verhaltungsmaßregeln geben.

Allein schon nach kurzer Zeit kehrte er zurück und berichtete, die Alte schliefe fest. Lene sei bereits wieder in ihrer Kammer und habe ihre Lampe ausgelöscht.

So gefestigt, nahmen sie Beide rasch den Weg zu dem Häuschen der Frau Frehse, und wenige Secunden später hatte die Dunkelheit ihre Gestalten verschlungen.

Nachdem sie das Haus von Trina erreicht hatten, und Wehse unter möglichst geringem Aufsehen die Frau geweckt, fand sogleich eine Berathung über die zunächst zu ergreifenden Maßregeln statt.

Sie Alle waren sich darüber einig, daß die sofortige nächtliche Entfernung von Westerthal für Dorita bei der Sachlage geboten sei. Aber die Ueberlegung, daß derjenige, welcher ihr zu diesem Zwecke sein Fuhrwerk zur Verfügung stelle, nicht unentdeckt bleiben und sich die alte Zarpen für alle Zeiten zur erbitterten Feindin machen werde, bestimmte die junge Frau zu dem Entschluß, jetzt gleich zu Fuß nach Ratzeburg aufzubrechen.

Sie sei, erklärte sie, ohnehin auf's Höchste bedrückt, daß sie Wehse in Ungelegenheiten bringen, auch den Frauen im Armenhause sicher Nachtheiliges zufügen werde. Sie wolle deshalb nicht noch mehr Personen in Mitleidenschaft ziehen, vielmehr ferner die Folgen ihres Vorgehens allein auf sich nehmen.

Sie händigte Wehse ein Geldstück für seine Verwandte ein, belohnte auch Trina und trat, das Bündelchen unter dem Arm, das ihr Gesellschaftskleid enthielt, und angethan mit dem Costüm einer einfachen Handwerkerfrau, in dem sie gekommen, den Rückweg an.

Unterwegs brachte Wehse, der sie noch ein größeres Stück zu begleiten, sich nicht nehmen ließ, seine Meinung über die Familie Zarpen und die seit Doritas Entfernung stattgehabten Vorgänge zum Ausdruck. Er erzählte, daß Therese Hacke nach Doritas Flucht Alles in Bewegung gesetzt habe, sich den Damen in Aussicht angenehm zu machen. Auch habe sie Leo allmählich völlig zu umstricken gewußt. Bei Allem, was er später unterlassen oder unternommen, habe sie, wie er annehme, ihre Hand direct oder indirect mit im Spiele gehabt. Sie habe ihn eben heirathen wollen!

Im Uebrigen habe die Alte ihrem Sohne wiederholt in der schroffsten Weise erklärt, daß sie sich völlig von ihm lossagen werde, falls er sich irgendwie ferner mit Dorita abgeben und ferner Forderungen auf Auszahlung seines Erbtheils erheben werde.

Ein Gleiches habe sie Hermann eröffnet, und dadurch Beide rückgratlosen Männer in armselige Puppen verwandelt.

„Und was wollen Sie, mein guter, alter Wehse, thun, wenn Sie wegen der Beihilfe, die Sie mir gewährt haben, zur Verantwortung gezogen werden?" fiel Dorita ein. „Ich zittre um Sie! Die Sorge Ihretwegen schmälert mir meine Errungenschaft fast ganz!"

„Ich weiß es noch nicht, gnädige Frau. Aber mögen die gnädige Frau ganz unbesorgt sein. Ich kann leben, wenn ich den Dienst verlassen muß. Ohnehin trage ich mich mit einer solchen Absicht, weil ich kein Doppelspiel spielen mag und will und doch nicht anders kann. Was ich gethan habe, dazu trieb mich mein Herz, das sich gegen all das Unrechte täglich aufgebäumt hat. Die gnädige Frau wissen, wie sehr ich an Ihnen hänge! —

Aber ich darf fragen, was die gnädige Frau nun vorzunehmen gedenken. Werden Sie nach Hamburg zurückkehren?"

„Ich hatte —" erwiderte die junge Frau — „zwei Aufgaben zu er-

füllen! Die eine habe ich gelöst. Ich habe mich an den teuflischen Weibern und an dem gemeinen Sohne gerächt!

Es konnte, ich sag's frohlockend, keine größere Strafe für sie geben, als so vor aller Welt an den Pranger gestellt, so all der Niedertracht beschuldigt zu werden.

Wenn ich Aussicht in Brand gesteckt hätte oder der Brut mit sammt meinem Schwager das Leben geraubt, wäre solche Rache ein Nichts gewesen, weil ihre Seelen dabei nicht getroffen, nicht verwundet und zerfetzt wären. Dieses Vorgehen, der Racheact der verfolgten, bis in's Mark getroffenen Creatur, wird, ich hoffe es, die verdiente Wirkung üben, er wird die Familie verächtlich machen vor allen Gutgearteten, er wird sie vereinsamen und dadurch noch mehr bis an's Lebensende ihnen die Gewissensstacheln in's Herz treiben.

Ueber ihnen liegt zudem mein Fluch, ein Act gerechter menschlicher Empörung, der, ich fühle, ich weiß es, jeden künftigen Segen von der Schwelle scheuchen wird.

Die zweite Aufgabe, die ich erfüllen will, bis ich mich von einem Leben befreie, das in kurzer Spanne Zeit alle seine Schrecken über mich gehäuft, besteht in der Befriedigung der Gläubiger meiner Mutter und meiner eigenen.

Auch ihrer mich zu entledigen, wird mir gelingen. Ich hoffe es zu Gott! — Und dann ist meine Mission hier auf Erden beendet!" schloß die Frau mit einem todtkranken, verzichtenden Blick, der Wehse auf's Tiefste erschütterte.

„Ah, gnädige Frau, — theure gnädige Frau —" stieß er hervor. „Ich bitte, geben Sie sich nicht solchen entsetzlichen Gedanken hin. Es wird noch Alles gut —"

„Gut?" stieß die Frau rauh, fast abstoßend heraus.

„Sie sind ein alter Mann, mein Freund! Es wäre geschmacklose Prüderie, wenn ich Ihnen mein Inneres verschlösse.

Ein Kind ruht unter meinem Herzen! Meinen Sie, ich sollte denen je Anrechte auf mein Fleisch und Blut einräumen und andererseits mit gesunden Sinnen helfen, daß ein Wesen zur Welt kommt, das vielleicht auch ein solcher Spielball des Schicksals wird, wie ich?

Zu viel Liebe und Erbarmen habe ich in meiner Brust!

Nein, mein Freund, mein Leben ist durch die Elenden vernichtet. Es hat auch keinen Werth für mich. Niemand kann eher entbehrt werden auf dieser Erde!

Ich habe keinen Glauben an die Menschheit, keine Hoffnungen und keine Freude am Dasein mehr. Das Herz ist vereist, es wohnt nur Bitterkeit und grenzenloser Lebensüberdruß in mir.

Meine Schwestern sind zudem versorgt. Auch nach der Richtung besitze ich keine Pflichten —"

Die Frau hielt erschöpft inne. Eben stieg im Osten die Sonne auf. So herrlich war der Anblick, daß Beide unwillkürlich die Schritte hemmten und sich dem Anschauen des erhabenen Anblicks hingaben.

Der feurige Ball hing gleichsam wie von unsichtbaren Fäden gehalten, am tiefen Himmel.

Es war, als ob er sich in seiner ganzen, namenlosen Pracht der Menschheit noch einmal zeigen wollte.

Ringsum färbte er die Wolkeninseln glühendroth, flamingoroth oder schwefelgelb, und nur eine feinfädige, schmale Wolkeninsel, welche sich quer über dem dunkelgluthenden Gestirn gelagert, als ob es in zwei gleiche Theile gespalten sei, trug silberglänzende Farbe.

Und silberweiß und brandroth und schwefelgelb die Sonne und ihre Umgebung, und hoch oben der Morgenhimmel in seidenblauer Färbung!

Keines Malers Pinsel konnte Gleiches auf die Leinewand zaubern!

Als endlich Dorita sich vom Anschauen dieser hehren Himmelspracht gelöst, trieb sie den Alten mit eindringlichen Worten, sich auf den Heimweg zu begeben.

„Leben Sie wohl, Sie einziger, treuer, braver Mann! Sie wissen, was mich bewegt, daß ich Sie sehr lieb habe! Sie wissen, wie sehr ich traure, Ihnen meine Dankempfindungen nicht anders als durch diese armseligen Worte zum Ausdruck bringen zu können.

Wenn Etwas mir noch das Leben werth machen könnte, so wären Sie es und die unvergleichlichen Leute in Flensburg."

Und so schieden sie denn tief bewegt und unter gegenseitiger Abrede, einander Nachricht geben zu wollen. Jeder zog seine Straße.

Noch einmal wandte der alte Mann das Haupt, er hoffte, auch sie werde nach ihm zurückblicken. Und wirklich geschah's. Sie winkte ihm freundlich zu, aber mit dem Ausdruck jener grenzenlosen Trauer, die weiß, daß sie den Andern niemals wiedersehen wird. — —

Als Dorita nach einer in Folge ihrer körperlichen und seelischen Abspannung äußerst mühseligen Wanderung — einmal unterwegs auch belästigt durch zwei übermüthige Handwerksburschen — in Ratzeburg ankam, läuteten die Glocken zur Kirchzeit.

Es war Sonntag. Die Stadt war still und menschenleer, überall sah's feierlich aus. Die inzwischen höher gestiegene Frühsonne umschmeichelte mit sanften Lichtern die Häuser und Spitzen der Thürme oder kämpfte mit breitem hellen Goldglanz gegen die noch im Schatten ruhenden halbschlafenden Gebäude.

Die junge Frau überlegte, wie sie sich bis zum Abgange des Zuges einrichten solle. Noch fehlten zwei Stunden.

Sie beschloß, wie damals, vor die Stadt zu gehen und in einem kleinen, ihr bekannten, lieblich belegenen Wirthshaus ein Frühstück zu verzehren, ein wenig zu ruhen und dann langsam zurückzuwandern.

Und so geschah's, und während sie vor dem schmucken einstöckigen Landhause an der Thür an dem weißgedeckten Tisch saß, in den frischen sonnendurchfunkelten Morgen guckte und sah, wie nebenan im Garten die Thautropfen von den Blättern, Knospen und Blumen herabglitten und so nach ihrer Art sich den feuchten Schlaf aus den Augen wischten, sie auch das geschäftig pickende Federvieh und den schwarzen Pudel beobachtete, der bellend dazwischenfuhr im lustigen Uebermuth, ergriff sie das, was die Natur der bedrückten Seele des Menschen nie versagt: ein weiches Trost- und wieder aufkeimendes Hoffnungsgefühl.

Thränen lösten sich unter den Wimpern, und die Erinnerungen kamen ihr an ihre Mutter, die sie grenzenlos geliebt hatte, und an ihre seligen Kinderjahre.

In einem ihrer Schullesebücher hatte ein altdeutscher Spruch gestanden, den sie gelernt, behalten und oft, ohne über seinen tieferen Inhalt nachzudenken, wiederholt hatte. Heute kam er ihr wieder in's Gedächtniß:

„Welche Früchte bald entstehen,
Dieselben auch bald vergehen.
Und welche bald thun aufkommen,
Die sind gar selten vollkommen.
Aber was langsam mit viel Müh' aufgeht,
Dasselbe lang und glücklich besteht.
Und was langsam hat zugenommen,
Das ist satter und mehr vollkommen."

Wie war's auf sie selbst anzuwenden?

Was langsam mit Müh' aufging, hatte Bestand? hieß es.

Konnte denn auch so viel Kummer und Leid die Frucht zu einer bisher vorenthaltenen höheren Lebensglückseligkeit in sich tragen?

Waren all diese Prüfungen nur der Vorhof zum Eingang in jene Gefilde, die einst sie erträumt hatte?

Soviel traf zu: Für ein neues Leben brachte sie Vieles mit: eine reiche Erfahrung, Entsagungsfähigkeit und ein doppelt sehnsüchtiges Verlangen, Liebe zu empfangen und auszutheilen. —

„Willst Du alt werden, so werde bald alt!" hatte sie einen in Jahren stark vorgerückten früheren Freund ihres Vaters oft äußern hören.

Nun verstand sie auch erst den Inhalt dieser Weisheit ganz.

Das hieß: „Halte Dich von aller Leidenschaft fern, sei sparsam in Wünschen und Genüssen, dann winkt Dir ein rechtschaffen glückliches und langes Leben.

Aber was konnte ihr denn noch werden? Sie hatte doch Wehse erklärt, was ihr bevorstand, daran war nicht zu rütteln.

Welche Aussichten besaß sie, ihr Leben zu fristen? Sie lächelte bitter. Jedenfalls würde es eine Kette von Entbehrungen und Entäußerungen ihrer selbst sein.

Konnte sie ihre Wange noch einmal an eines Mannes Brust schmiegen? Nein! Sie war die Gattin von Hermann Zarpen, und wenn wirklich die Ehe gelöst würde — wer würde ein Weib begehren, das Nichts sein eigen nannte, als einen zerrütteten Körper und eine zerrüttete Seele, das ein Kind erwartete, dem der Vater die Anerkennung verweigerte, weil seine Umgebung die Rechtmäßigkeit schon aus Feigheit, Rachsucht und Bosheit ableugnen würde.

Sie war also eine Verworfene, sie blieb eine Ausgestoßene!

Und endlich: Wenn auch trotz alledem noch einmal, durch die Natur geweckt, etwas von Lebenslust in ihr emporsproß wie jetzt, es hatte keinen Bestand.

Das Räderwerk ihres Innern war zerstört, es tickte kaum mehr, und keines Meisters Hand vermochte es wieder zusammenzufügen.

So war doch wieder das Ende: die Vereisung ihrer Seele. Die Umstände schlossen die Möglichkeit für sie aus, Glück auszutheilen, und ihr fehlte neben der Kraft des Glaubens an Glück die Fähigkeit, darum zu kämpfen.

Pah! Weisheitssprüche! Was waren sie! — Die Welt der Wirklichkeit stieß allen Menschenwitz über den Haufen!

Noch einmal wanderte Dorita vor ihrem Fortgang in das gegenüberliegende Gehölz, trat vom Wege ab in ein einsames Revier, in dessen abgeschlossener Einsamkeit sich ihr ein stilles Leben aufthat. Die Ameisen, die hier geschäftig in einem großen, trockenen Hügel hin- und hereilten, hatten so wenig Wunsch, beachtet zu werden, wie die Vögel, die selig vergnügt in den belaubten Zweigen hüpften und zwitscherten, wie die Bienen und Käfer, welch Letztere entweder brummend durch die kleine Lichtung sausten oder, Nahrung suchend, sich zwischen den Blättern des Erdreichs hindurchwanden.

Und vollends verschmähten die jungen Bäumchen in diesem Unterholzrevier, die Buchen, Eichen und Tannen, ein Hinaustreten in die laute Welt. Sie keimten, grünten, blühten und dufteten, und hier und da bogen sich gar zärtlich liebkosend junge Zweige zueinander und folgten dem großen allmächtigen Naturtriebe der Lebensentfaltung und des Annäherungsdranges.

„Du bist mir augenblicklich näher denn sonst, großer, unerforschbarer Gott! Ich fühle es! So gieb mir ein Zeichen, was ich thun soll!

Darf ich freiwillig in den Schooß der Erde zurückkehren?" flüsterten die Lippen der Frau, und aus ihren Augen stürzten ohne ihr Zuthun stromweise die Thränen.

Und wieder klang die Stimme in ihrem Innern:

„Was lang' mit Müh' aufgeht, dasselbe lang' und glücklich besteht," und zugleich ertönte nicht weither ein glückseliges: „Juchhe!" und noch einmal aus der frohen Brust eines drüben über den Weg schreitenden

Wanderers, der so einem Kameraden zurief und von dem er auch mit einem übermüthigen „Holdrio" Antwort empfing.

Endlich raffte sich Dorita auf, schritt zurück, zahlte der freundlichen, rundlichen Wirthin, die sich neugierig erkundigte, woher sie komme, ob sie aus einem der umliegenden Dörfer sei und in Ratzeburg vielleicht in die Kirche wolle — und nahm von Neuem den Weg in die Stadt.

Als sie das Bahnhofsgebäude betrat und sich zunächst am Schalter ein Billet forderte, schaute sie sich spähend um, ob auch irgend etwas Verdächtiges in ihrer Umgebung sich zeigte.

Und ebenso hielt sie sich auf dem Perron seitab, stieg, sobald zum Einsteigen geläutet ward, in ein Coupé dritter Klasse, hockte sich hier nach der dem Perron abgewendeten Seite in eine Ecke, schaute auf den dortigen Bahnkörper, damit man ihr Gesicht nicht zu sehen vermöge, und athmete tief auf, als sich der Zug, ohne daß auch nur Mitreisende einstiegen, in Bewegung setzte.

So, nun war sie aus dem Bereiche ihrer Feinde! In Lübeck, der nächsten Station, beschloß sie, sich ebenso zu verhalten, und wenn der Zug erst von dort abgefahren, war sie hoffentlich überhaupt der Gefahr überhoben, von Augen gesehen zu werden, denen sie zu entweichen wünschte.

* * *

Hätte der Mensch nicht zwei Eckchen, in die er sich gelegentlich zu flüchten vermag, er würde sich mit dem Dasein nicht abzufinden vermögen. Das eine sitzt in seinem Innern, und in ihm hat der Geist Eintritt. Hier hält der Mensch jene besänftigenden Gespräche mit seinem Ich, die ihn befähigen, sich immer von Neuem dem Ganzen anzupassen.

Die andere Ecke, äußerlich wahrnehmbar, befindet sich irgendwo in der Heimstätte eines Jeden. Konnte er vordem nicht erwarten, der Enge des Hauses zu entfliehen, so eilt er nun, erschöpft von dem Zuviel, angewidert von dem Tumult und Wirrwarr, so rasch er kann, zurück, schließt das Kämmerlein auf, schlüpft in den Hausrock und athmet beseligt auf, hier wieder die Ruhe und jenes stille, unabhängige Wohlbehagen zu finden, das kaum mit einem in der menschlichen Brust wohnenden Frohgefühl vergleichbar ist.

Und unter solcher nicht zu bannenden Sehnsucht hatte auch Dorita Zarpen alle abrathenden und zweifelnden Stimmen in ihrem Innern erstickt und sich entschlossen, einstweilen wieder die heimlichen Räume im Hause der Pastorenfamilie aufzusuchen.

Welch' ein Augenblick, als sie, nach all' dem Geschehenen, mit der Sicherheit, gleich einer Tochter empfangen zu werden, die kleine Frau Wenthin mit freudig ausgestreckten Armen schon auf dem Treppenabsatz vor sich auftauchen sah, auch hinter ihr den Pastor in der offenen Etagen=

thür erblickte, der mit nicht minder gehobener Miene ihrer Wiederkehr begegnete.

Und nach dem ersten Wortaustausch nun das kleine, trauliche Gemach, ganz so hergerichtet, wie sie es verlassen mit seinen stillen Ecken, seiner behaglichen Abgeschlossenheit und seinem herrlichen Blick über den Hafen.

Ihr war, als ob sie nun erst wirklich geborgen sei, als ob so gar keine Fährnisse von Aussicht sie mehr treffen könnten! — —

Auch die nächstfolgenden Tage vergingen der jungen Frau noch in Ruhe. Als das größte Himmelsgeschenk erschien ihr das, was sonst der Mensch zum Mindesten sein Eigen zu nennen, den Anspruch erhebt: ein Heim, ein Bett, Speise, Trank und Stille der Seele!

Es trafen Briefe von ihren Geschwistern ein, deren Inhalt zufriedenstellend war. In Lyon hatte sich die einzige Tochter des Vetters mit einem französischen Ingenieur verlobt. Sie verließ das Haus, und Thora übernahm ihre Pflichten. Dadurch veränderte sich ihre Stellung zu der Familie in vortheilhafter Weise und namentlich zu der Frau.

Die Tante befand sich fortan nicht mehr in der Sorge, daß die Verwandte ihrer Tochter bei den Männern Abbruch thun könne.

Und Toni schrieb sogar übermüthig vergnügt. Sie meldete, daß ihr Herr mit seiner Tochter Anfang Herbst eine Reise nach dem Süden antreten und daß man sie mitnehmen wolle.

So würde sie also auch einmal die Einsamkeit mit einem anregenderen Dasein vertauschen, Etwas erleben und von der Welt sehen.

In solcher, auch durch Aussprechen mit ihrer Umgebung geförderten, ruhigeren Stimmung und unter solchen Eindrücken machte sich die junge Frau, einige Tage nach ihrer Wiederkehr in Flensburg, daran, nunmehr wieder die Aussichter Angelegenheiten in's Auge zu fassen, ihre Ueberlegungen auf Zukunft und Ende zu richten.

Als sie unter diesem Vorhaben Vormittags elf Uhr den ihre Gemächer von den Räumen der Pastorenfamilie trennenden Flur betrat und sie, da eben draußen geklingelt ward, arglos öffnete, erschien vor ihren Augen ein ernstblickender Mann in dunkler Kleidung und stellte die Frage, ob sich Frau Zarpen hier in der Wohnung aufhalte. Er habe Etwas mitzutheilen.

Halb zaghaft, halb hoffnungsvoll nickte Dorita.

„Ja! Allerdings, mein Herr, ich bin es selbst!“

Dann habe ich Sie zu ersuchen, mir unverzüglich zu folgen, gnädige Frau. Hier — mein Mandat. Sie haben sich auf Grund eines Antrages der Aussichter Amtsbehörde und Begutachtung des Arztes in Aussicht einer Untersuchung und Beobachtung zu unterwerfen. Sie haben Handlungen vorgenommen, die Sie als gemeingefährlich erscheinen lassen.

Ich bitte also, daß Sie sich ankleiden und ohne Widerstand meinem

Ansuchen Folge leisten. Unten steht ein Wagen, ich müßte, wenn Sie sich weigern, Sie zwangsweise an denselben geleiten."

Während der Mann noch diese, die junge Frau zunächst in einen Zustand der Fassungslosigkeit versetzenden Worte sprach, öffnete sich die gegenüberliegende Thür und die Frau Pastor, durch das Geräusch aufgestört, erschien.

„Ich bitte, ich beschwöre Sie, mein Herr," hauchte Dorita, vorerst zur Milde ihre Zuflucht nehmend und auf die Pastorin weisend: „Hören Sie, was Ihnen diese verständige Frau sagen wird, und lassen Sie ab von Ihrem Vorhaben. Ich bin vollständig bei klaren Sinnen — ich weiß — mir ahnt — was man mit mir vorhat." —

Aber ebenso rasch seinen empfindungslosen Mienen begegnend und durch wahnsinnige Angst und Erregung einem plötzlichen Weinkrampf unterliegend, warf sie sich an die Brust ihrer alten Freundin und rief:

„Um Gotteswillen, liebe Frau Pastorin, retten Sie mich! — Wo ist Ihr Mann? — Ausgegangen! — Ah! Das ist mein Verderben. —

Mein Herr, nochmals! Gehen Sie! Ich beschwöre Sie! Erklären Sie, mich nicht gefunden zu haben. Der Gott über den Wolken wird Ihnen diese That der Menschlichkeit lohnen. Etwas Entsetzliches hat man vor. Man will, — nicht wahr? — um ein lästiges Geschöpf zu beseitigen, eine völlig Geistesklare in ein Irrenhaus sperren" —

Aber da auch diese Worte an dem Manne abprallten, zudem der alten Dame vor Entsetzen die Sprache fehlte, ihr nur die Kraft blieb, die junge Frau schützend zu umklammern, riß sich Dorita, von einem anderen Entschluß gefaßt, jählings von ihr los, reckte sich empor und schrie, die Thür aufreißend:

„Ich schwöre, daß ich mich aus dem Fenster stürze, wenn Sie mich anfassen, mein Herr! Eher todt, als in ein Tollhaus gesteckt werden" —

Aber auf das Alles schien der Mann, der an ihren Irrsinn glaubte, gefaßt gewesen zu sein.

Im Nu warf er sich wie ein Diebsfänger auf sie, und im Nu erschien auch ein hinter der Etagenthür bisher verborgen gewesener Hilfswärter. Sie Beide bezwangen die sich Wehrende also, daß sie ihre Handgelenke umfaßten und ihr den Mund verschlossen!

Und demnach ganz in derselben Weise wie jüngst in Aussicht in der Kirche unschädlich gemacht, schleppten sie sie, trotz der Pastorin Flehen, heftigem Reden und Beschwören die Treppe hinab.

Noch einmal kehrte derselbe Beamte zurück und ersuchte um die für die Fahrt erforderliche Garderobe, auch erklärte er, daß alle übrigen, der jungen Frau gehörenden Gegenstände abgeholt und etwa bestehende Forderungen berichtigt werden würden.

Nachdem das geschehen, nachdem diesem furchtbaren Gewaltact ein solcher Abschluß verliehen, setzte sich das auf der Straße stehende Gefährt

in Bewegung und war wenig später mit seinen Insassen den Blicken der aus dem Fenster der Unglücklichen nachschauenden, vor Aufregung schier zusammenbrechenden Frau Pastorin entschwunden.

* * *

Die Irrenanstalt in †† liegt unmittelbar vor der Stadt auf einer von herrlichem Gehölz und sorgfältig gehaltenen Gärten umschlossenen Höhe. — —

Alles, was das Gemüth sanft und glücklich zu stimmen vermag, bietet diese schöne Welt mit ihrer Abgeschlossenheit, ihrem stillen Frieden und ihren wunderbaren Naturreizen. Ueberall schattige Wege und Lauben und Pavillons, überall mächtige Alleen, Bosquets und Parkwiesen, die in ihrer von hohen Bäumen und Gebüsch umgebenen smaragdenen Einsamkeit entweder das Bild eines unvergleichlichen Idylls hervorzaubern, oder, frei liegend, dem Auge Ausblicke auf von silbernen Bächen durchzogene Thalpartien und die in der Ferne auftauchende malerisch hingelagerte Stadt gewähren.

Und überall eine reizvolle, das Auge erfreuende Ordnung, Sauberkeit und Farbenpracht. Weißgetünchte, aus dem Grün hervorblitzende Krankenhäuser oder große, von schmucken Gärten umzingelte Gebäude in Backstein, in denen neben den Wohnräumen breite Corridore und Conversationsräume sich befinden.

In einer dieser mit Tannen besetzten Parkpartien saß auf einer Bank, acht Wochen nach den vorgeschilderten Vorgängen, eine Kranke und las in einem Buche.

Aber wenn auch ihre Augen auf den Buchstaben hafteten, — ihr Inneres war nicht bei der Sache. Sie überraschte sich wiederholt dabei, daß sie las, ohne daß ihre Gedanken den Sinn aufnahmen. Nun eben wurden erstere so lebendig, daß sie den Band in den Schoß fallen ließ und, in eine Fluth von Thränen ausbrechend, vor sich hinstarrte. —

Gegenüber dem Platze, wo sie saß, vergnügten sich auf einer zierlich eingefriedigten Parkwiese ein Paar Füllen. Mit ihren großen Augen schauten sie zutraulich zu ihr, der Kranken hinüber, aber nicht krank aus Irrsinn, sondern durch eine nicht zu bannende Schwermuth des Gemüthes und Hoffnungslosigkeit der Seele.

Jetzt eben kamen ihr die Erinnerungen an die Geschehnisse, die ihrer gewaltsamen Entführung in die Anstalt gefolgt waren, und wechselnde Ausdrücke von wilder Auflehnung und Empörung entstellten ihre Mienen.

In dem Kranken-Journal der Anstalt befinden sich über die Kranke nachstehende, von dem Director vorschriftsmäßig protokollirte Notizen:

„Frauenhaus Nummer 1. Zimmer Nummer 11:

Frau Dorita Zarpen, geborene Busch, Gattin des Hermann Zarpen

auf Westerthal bei Ratzeburg, Lauenburg. Genannte wurde hier am 11. Mai auf Antrag der Aussichter Ortsbehörde und auf Grund eines vorläufigen, später durch das Ortsphysikat dahin bestätigten Gutachtens des Doctor Mewes in Aussicht (Lauenburg) zwangsweise eingeliefert und soll, auf Wunsch der Familie, während einer längeren Zeit observirt werden.

Die Aufenthaltskosten trägt die Familie Zarpen. Berichte sind zu senden an Frau Zarpen auf Gut Aussicht (Lauenburg).

Die Kranke leidet an Verfolgungswahn und hat andere, auf Geistesstörung hindeutende Handlungen begangen.

Zunächst hat sie sich ohne ersichtlichen Grund vom Stammgut Westerthal entfernt, ist nach Flensburg gereist und hat von dort einen Proceß gegen die Familie wegen Herausgabe von eingebrachtem Heirathsgut angestrengt, die Scheidung von ihrem Gatten aber verweigert. Acht Tage vor ihrer Einlieferung hierselbst, hat sie sich nach dem Dorfe Aussicht begeben, daselbst sich auf die Kanzel geschlichen, die Trauhandlung ihres Schwagers, des Landraths Zarpen, ruhestörend unterbrochen und zu schweren Aergernissen Anlaß gebende Beschuldigungen öffentlich vor der Gemeinde gegen ihre eigene Familie erhoben.

Als man sie erst mit sanften Zureden, dann zwangsweise zu entfernen bestrebt gewesen, hat sie sich wie eine Tobsüchtige geberdet. Ihr Rechtsanwalt in Flensburg, Justizrath Harms, bestätigt gleich anderen Personen ihre außerordentliche, eine starke Anormalität beweisende Erregtheit bei allen Verhandlungen, gleicherweise Symptome beregten Verfolgungswahns.

Die Kranke hat fortwährend Behauptungen über ihr zugefügte Kränkungen, Hintenanhaltungen und Gewaltthätigkeiten aufgestellt, Behauptungen, welche von vornherein einen unglaubwürdigen Charakter trugen und sich dann auch stets als völlig aus der Luft gegriffene Elaborate herausgestellt haben.

Ihre Simulationsfähigkeit hat bisher ein richtiges Erkennen ihres Geisteszustandes verhindert, und wie in allen solchen Fällen die für sie günstige Gegenzeugenschaft einiger mit ihr bekannten Persönlichkeiten herbeigeführt. Siehe u. A. Aussagen des Pastor Wenthin und Frau in Flensburg —"

„W. d. 5. Mai. Doctor Praffart beobachtete die Kranke während vier Wochen und giebt zu Protokoll:

Die Kranke spricht nie. Sie bejaht nur stumm, oder schüttelt den Kopf. Vielleicht unterliegt sie der Furcht, durch Sprechen sich Nachtheiliges zuzufügen.

Ihre körperlichen Functionen sind normal, auch ergiebt sich zur Zeit nichts Auffälliges. Sie ist fleißig, beschäftigt sich mit Handarbeiten, liest viel und geht häufig spazieren. —"

Während Dorita in der geschilderten Weise im Freien verharrte,

tauchten am Ende des Tannenweges die Gestalten zweier Männer auf. Der Eine war der obenerwähnte erste Assistenzarzt der Anstalt, Doctor Prassart, eine dunkle Erscheinung mit ernsten, gefestigten Zügen und vertrauenerweckendem Ausdruck in den stillblickenden Augen.

Nicht ohne tiefe Bewegung betrachteten sie die Kranke. Ein ergreifender Anblick! Ein Bild grenzenloser Versunkenheit und schwermüthiger Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt!

Nun nahm, als sie neben ihr standen, der Doctor das Wort und sagte:

„Gestatten Sie, daß ich Sie einen Augenblick störe, gnädige Frau! Der Mann hier — ein alter Freund — möchte Sie gern sprechen. Er hofft, Ihnen nicht ungelegen zu kommen. —"

Aber die Frau rührte sich nicht. Sie blieb in sich zusammengesunken sitzen, wie bisher.

„Frau Zarpen, gnädige Frau! Ich bitte —" setzte der Doctor mit sanft eindringlicher Stimme von Neuem an und ließ Jenen vortreten. Nun hob sie langsam, unfügsam das Haupt, fast wie aus einem Traum erwachend, und blickte dem Fremden in's Antlitz.

Und dann, als sie dem tiefbewegten Ausdruck in seinen Zügen begegnete, als sie in seinen Augen ein zärtliches Mitleid schwimmen sah, jenes, das unverfälscht aus dem Innersten des Menschen emporsteigt, als gar Thränen seine Augen feuchteten, gewann sie noch einmal den Glauben an Menschen zurück, gestattete, daß er ihre Hand berührte, und ließ zuletzt, fassungslos vor Schmerz, ihr von Thränen überfluthetes Antlitz an seine Schulter sinken.

Und: „Wehse, Wehse — mein theurer, alter Freund —" hauchte sie und verharrte so unter verzehrendem Schluchzen neben den tieferschütterten Männern.

So herzbewegend war der Eindruck, daß dem Arzt unwillkürlich der Athem stockte, daß sich auch ihm das Naß in die Augen schlich. —

„Ich werde mich drüben in den Pavillon begeben, dort warten, falls Sie meiner bedürfen, gnädige Frau," erklärte er rücksichtsvoll, senkte sanft das Haupt und ließ die beiden Menschen allein.

Und dann sprach Wehse, nachdem er neben der Unglücklichen auf der Bank Platz genommen. Er komme, um zu sagen, daß er sich in Mecklenburg in seinem Heimatsort niedergelassen habe. Von Aussicht sei er fort, nachdem er sich in Frieden — absichtlich in Frieden — mit der Aussichter Familie auseinandergesetzt.

Vorher sei er in Flensburg gewesen, weil er Dorita dort bei der Familie Wenthin vermuthet habe.

„Wie? Sie wußten nicht, daß ich hier war, Wehse?"

„Nein, gnädige Frau. Erstlich hat man in Aussicht Alles sorgfältig vor mir versteckt — vielleicht, weil man vermuthete, daß ich zu Ihnen

hielt — und dann bin ich auch schon mehrere Wochen von dort fort. Ich lag schwer krank in Ratzeburg bei einem Bekannten. Sobald ich wieder Kräfte hatte, besorgte ich meine Uebersiedlung. Vorher begab ich mich, wie erwähnt, nach Flensburg. Der Herr Pastor läßt Ihnen sagen, daß die Familie Zarpen Alles berichtigt habe. Sie selbst, die Gläubiger Ihrer Frau Mutter und Harms hätten sämmtlich ihr Geld empfangen. Sie haben dadurch die gegen sie von Ihnen erhobenen Beschuldigungen entkräften wollen. Wenthins lassen Sie auf's Innigste grüßen. Weshalb die gnädige Frau aber auf all' ihre Briefe niemals geantwortet hätten?"

„Weil ich keine empfing, Wehse. Ich hielt auch diese Freunde für halbe, sie und den bisherigen besten, Sie selbst —

Von meinen Schwestern erhielt ich zweimal Nachrichten und habe es verstanden —" hier dämpfte sich der Sprecherin Stimme — „ihnen mit Umgehung der Aerzte zu antworten.

Denn Sie müssen wissen: Alle Zuschriften, die abgehen, unterliegen einer Controle. So hat es die heilige Familie in Aussicht angeordnet. Aber vielleicht hat man mir auch die ankommenden Zuschriften vorenthalten und somit auch die Zuschriften von Wenthins — —"

„Und was denken die gnädige Frau zu thun? Wollen die gnädige Frau denn das Alles über sich ergehen lassen? Ich war starr, als ich hörte, man habe Sie zwangsweise hierher gebracht."

„Ich will Nichts mehr, Wehse! Nachdem Sie mir eben die Freudenbotschaft gebracht, daß Alle, die Forderungen hatten, ihr Geld empfangen, da ich weiß, daß auch für meine Schwestern gesorgt, ist meine Aufgabe erfüllt!

Niemals, ich weiß es, wird man mich aus der Anstalt wieder entlassen —

Zu viel spricht gegen mich, da man die Ankläger für wahrheitsliebende Menschen hält, mich — für eine Verrückte!

Als ich hier eingeliefert wurde, hatte ich eine Unterredung mit dem Director, aus der hervorging, daß er mich als eine mit Verfolgungswahn behaftete Kranke betrachtet.

Zu einer anderen Ansicht ist man auch heute schwerlich gelangt, umsoweniger, da ich mit Niemandem gesprochen habe. Freilich unterließ ich es nur, weil mir der Ekel über diejenigen, die sich Menschen und Christen nennen, die Sprache nahm.

Ich will hier bleiben. Ein schwerer Druck, der Druck der Pflichten, die ich noch hatte, ist von mir genommen. Ich würde vielleicht sogar ausharren, wenn sich nicht Alles in mir aufbäumte, ferner ein von den Wohlthaten dieser entsetzlichen Familie abhängiger Kostgänger zu sein. Sie weigerten sich, der Gesunden ein Jahresgehalt auszusetzen. Nie war's ihnen mit ihren Anerbietungen wirklich Ernst! — Sie zahlen aber für die Irrsinnige bereitwillig, weil sie sich dadurch endgültig von ihr und ihren Anschuldigungen zu befreien hoffen."

„Ja — ja — Sie haben Recht, gnädige Frau. Ich verstehe und fühle Ihnen Alles nach. Dennoch bitte ich Sie, flehe ich Sie an:

Kehren Sie in die Welt zurück. Ich glaube sicher, man wird Ihnen in jeder Weise, wenn auch nur aus Furcht, entgegenkommen. Man wird Ihnen Ihr Leben sicher stellen, wenn Sie in die Scheidung willigen, Nichts gegen die Familie zu unternehmen versprechen und das Land verlassen —

Schon gilt Hermann mit der jungen von Elbstetten verlobt.

Seien Sie, obschon zum Haß berechtigt, die Klügere, drücken Sie Alles in sich nieder, gnädige Frau. Sie sind ja, wie fast Alle, die man in solcher Weise zu beseitigen strebt, vollkommen machtlos. Aller Widerstand, selbst der Anruf an die Oeffentlichkeit ist vergeblich, wenn Sie ihn überhaupt ermöglichen können. Es ist entsetzlich, aber wahr!"

„Nein, Wehse. Ich würde durch solches Entgegenkommen, wie Sie es mir darthun, nur Reue über meine Handlungsweise an den Tag legen, Jenen Rechte einräumen und mich selbst beschuldigen, während alles Unrecht von der Familie begangen ward. Ich will auch keine solche Almosen von diesen Teufeln in Menschengestalt. Ich will endlich — ich wiederhole früher Gesagtes — nicht mein Kind einer solchen Welt preisgeben, und ich fühle es, trotzdem die Menschen rufen: „keine größere Sünde als Selbstbefreiung vom Dasein!" daß mir Gott verzeihen wird.

Er sieht ja in die Herzen, er weiß, welche Megären unter den Weibern, welche Feige und Erbärmliche unter den Männern mich in den Tod getrieben" —

„Also immer noch solche schreckliche Gedanken, gnädige Frau? Ah! — Wie mich das betrübt! Könnte ich durch einen Fußfall, durch Hergabe von Jahren meines Lebens, Hingabe meiner Ersparnisse Sie auf andere Gedanken bringen, freudig sollte es geschehen!

Und wollen Sie denn wirklich, daß die Familie unter dem Fluch weiterleben soll, den Sie auf sie herabschleuderten?

Sie wissen, wie ich über Frau Zarpen und die Töchter denke, wie sehr ich Ihre Auffassung theile. Aber Gott spricht: die Rache ist mein, ich will vergelten!" —

Die Frau schauderte zusammen. Die letzten Worte aus dem Munde des einfachen Mannes wirkten auf sie wie eine Predigt aus den Höhen. Ein plötzlicher heftiger Weinkrampf befiel sie, und ehe er sich's versah, lag sie, die vornehme Frau, wie vordem an seinem Halse und schluchzte herzerbarmend.

Und dann sich von dem Tieferschütterten lösend, sprach sie:

„Ich will mir Alles noch einmal überlegen, lieber Wehse, Soviel verspreche ich Ihnen! Um der Liebe, die ich für meinen Mann einst empfand, um der Schuld willen, die ich als fehlerhafter Mensch zu sühnen habe, will ich wenigstens ihm ein gutes Abschiedswort senden.

Und eben ihm kann ich ja auch keinen größeren Dienst leisten, als aus dem Leben zu scheiden. Dann kann er ohne Verzug Derjenigen die Hand reichen, die nun sein Herz gewonnen, die auch in dem Sinne seiner Umgebung geartet ist! Auch diese Erwägung beeinflußt meine Entschlüsse."

„Die Scheidung führt doch dasselbe für ihn herbei, gnädige Frau! Wenn Sie darein willigen, ebnet sich Alles für alle Theile, für jene und für Ihre Zukunft! Noch einmal: Erhören Sie die Bitte des Mannes, der Sie ehrfurchtsvoll liebt. Erhalten Sie sich dem Leben, nehmen Sie den Fluch von Allen, und wenden Sie sich wieder dem Glück zu, nachdem Gott Sie schwer geprüft hat! Und verzeihen Sie, daß ich es wage, so zu Ihnen zu sprechen, gnädige Frau. Ich kann nicht von Ihnen gehen, ehe ich weiß, daß Sie alle die schrecklichen Gedanken an Tod und Vergeltung, Rache und Unversöhnlichkeit von sich geworfen haben, daß Sie wieder gesund werden wollen und leben wollen."

„O, Sie edler, seltner Mann, Sie wahrhafter Christ unter den Millionen und aber Millionen, die sich fälschlich so nennen!" rief hingerissen die tiefempfindende Frau.

„Vor des Höchsten Thron will ich Dir ein Anwalt sein. Ich will ihm zurufen: In ihm, dem Diener der Großen, pulsirt ein rechtes Herz, in ihm wohnt die Gesinnung, die Du forderst von Denen, die gottähnlich sein wollen!

Pflicht war Dein Stecken, wahres Christenthum Dein unvergleichlicher Schmuck —

Du legtest ein Wort ein für die Verirrten, indem Du batest, von ihnen den Fluch zu nehmen, Du übtest Liebe, vornehmes Denken und wahrhafte Sittlichkeit, indem Du mich ansprachst wie ein Vater, mich des Wortes erinnertest:

Kein Mensch ist unentbehrlich, aber Niemand darf sich entbehrlich dünken, solange er Mitbrüder und Mitmenschen besitzt. Und beugen würde ich mich Deinem Wort, wenn ich nicht durch dies Gespräch mit Dir geläutert und zu noch tieferer Einsicht gelangt, erkennen müßte, daß ich durch den Abschied vom Leben den Fluch in eine That höchster Liebe verwandelte.

Ich will sterben, weil ich nicht mehr leben mag und zu viel Mitleid mit dem Geschöpf habe, das unter meiner Brust ruht. Ich will aber auch sterben, weil ich Jene von mir befreie. Mein letztes Wort soll ein Gebet für meine Feinde, ein inbrünstiger Schrei zu dem Höchsten sein, ihnen zu verzeihen, sie glücklich zu machen, aber auch mir — zu vergeben —

Und nun leben Sie wohl, mein theurer Freund. Meine Kräfte sind am Ende. Ich achte und liebe Sie, wie kaum' Einen auf dieser Welt. Adieu! Adieu! — Gott sei mit Ihnen ferner auf allen Wegen —"

* * *

Nach diesem Vorgang sind vier Wochen verstrichen. Ein alter Mann, Christian Wehse, sitzt vor seinem kleinen, niedlichen Hause in St. vor der Thür und liest die Zeitung.

Ein blauer Himmel über ihm, smaragdfarbene Gebüsche um ihn, vor ihm die Stadt, hingestreckt wie ein Wunder stillen Friedens.

Plötzlich fährt die Hand an die Augen, sie verdunkeln sich; er zittert. — Allzu heftig hat ihn ergriffen, was er gelesen. Und dann prüft er noch einmal und liest bis an's Ende.

„Ein erschütterndes Ereigniß hat sich vorgestern in der hiesigen Irrenanstalt zugetragen. Eine dort seit einem halben Jahr befindliche Kranke, Frau Zarpen-Westerthal im Lauenburg'schen, hat sich Nachts heimlich fortgeschlichen und in dem sogenannten Mönchsteich, oberhalb der Anstalt, vom Leben befreit. Die Leiche ist daselbst gestern früh aufgefunden worden.

Wie man vernimmt, hat die Dahingeschiedene kurz vor der Ausführung des beklagenswerthen Entschlusses an ihren Gatten und dessen Familie einen Brief gerichtet, in diesem Schreiben einen bewegten und versöhnenden Abschied genommen und ausgesprochen, daß sie sich mit der Ausführung unmittelbar trage.

Die dann schon von den Angehörigen nicht mehr zu hindernde, mit großer Ueberlegung ausgeführte That wird auf eine starke Wiederholung von Verfolgungsvorstellungen geschoben, unter denen die Kranke litt, in Folge deren sie sich widersinniger Handlungen wiederholt schuldig machte, und deren Charakter ihre Ueberführung in die Anstalt seiner Zeit gebieterisch verlangte."

„Ja, ja! So wird das Alles der Welt verkündet," flüsterte Wehse und sah, gleichsam mit seiner Seele sich der Todten zudrängend, mit thränendem Auge hinaus in die Ferne.

„Ich aber weiß es besser! Wohl war sie ein Mensch wie andere mit Fehlern und Leidenschaften. Aber wenn ich ihr ein Wort auf ihren Grabstein setzen sollte, würde ich schreiben:

‚Verfolgt von der Rache unduldsamer Nebenmenschen, fliehst Du, ein verzeihender Engel, zu dem Höchsten empor!'" —

ENDE

Zur Geschichte der römischen Annalistik.

Von

Wilhelm Soltau.

— Zabern im Elsaß. —

Die historische Forschung der letzten Decennien hat sich zur Aufgabe gestellt, nicht nur im Allgemeinen mit schärferer Kritik die urkundlichen und glaubwürdigen Berichte von späteren Zuthaten zu scheiden, sondern auch im Einzelnen sorgfältiger auf die ursprünglichen Quellen unserer Ueberlieferung einzugehen. Diesen Bestrebungen verdankt namentlich die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte einen bedeutsamen Aufschwung, auf solchen Untersuchungen beruhn auch manche der wichtigsten Resultate, welche in den verschiedensten Zweigen der Alterthumskunde gefunden worden sind.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Ergebnisse solcher Forschungen, welche ja nicht immer unumstritten sind und hie und da zu radical erscheinen, nicht sofort nutzbar gemacht werden, um die historischen Einzelheiten festzustellen. Und befremden kann es nicht, wenn weitere Kreise sich diesen Forschungen gegenüber skeptisch und ablehnend verhalten, wo schon in Fachkreisen die Urtheile vielfältig auseinandergehn.

Vielleicht wird es daher erwünscht und von Nutzen sein, wenn hier eine Uebersicht der Ergebnisse der Quellenforschungen über ein begrenztes Gebiet gegeben wird. Aus mehr als einem Grunde möge hier die ältere römische Geschichte in's Auge gefaßt werden. Denn, abgesehen von der materiellen Bedeutung, welche die Entwicklungsgeschichte des Römervolkes besitzt, ist seit Langem schon die römische Geschichtsforschung das Feld, auf dem die geistigen Kämpfe der Kritik mit der Urtheilslosigkeit am heftigsten hin und her gewogt haben. Auch sind mehr als einmal die Siege, welche

die Kritik hier errungen hat, vorbildlich und bedeutsam für die Entscheidung in verwandten Wissenszweigen, namentlich für die biblische Kritik, gewesen. Niebuhr, Schwegler und Mommsen haben durch ihre kritischen Forschungen über die römische Geschichte indirect auch ihren Antheil an den Ergebnissen der neutestamentlichen Kritik. —

Welche Anfänge hat die römische Geschichtsschreibung genommen? Seit wann bestehen gleichzeitige Aufzeichnungen? Und wie hat sich bei den dürftigen Anfängen der älteren römischen Chroniken allmählich ein mächtiger Strom der Ueberlieferung bilden können, welcher mit behaglicher Breite ein Spiegelbild nicht nur der älteren geschichtlichen Zeit, sondern auch der sagenhaften Vorzeit zu geben gesucht hat? Das sind die Fragen, welche die Geschichte der römischen Annalistik zu beantworten hat*).

Bevor die hierauf von den neueren Forschungen gegebene Antwort und damit ein Bild des Entwicklungsganges der römischen Geschichtsschreibung gegeben wird, wird eine allgemeine Vorbemerkung am Platze sein.

Unsere Zeit, ein Zeitalter historischkritischer Forschung, hat gewiß viele löbliche Versuche gemacht, die Auswüchse der Tradition zu beschneiden und, was schwerer war, es oft genug verstanden, den so verringerten Bestand historischer Ueberlieferung mit Hülfe der Rechts- und Culturgeschichte, sowie durch Aufdeckung neuer Gesichtspunkte so zu verwenden, daß eine nicht blos richtigere, sondern auch anschaulichere Auffassung des Alterthums gewonnen und verbreitet werden konnte. Wenn irgendwo, so darf gerade bei der kritischen Durchforschung der römischen Geschichte darauf hingewiesen werden, daß sie nicht nur zerbröckelt, sondern auch neu gebaut habe. Mommsens römische Geschichte zeigt am besten, wie neues Leben aus den Ruinen erblühen konnte. Aber ebensowenig wird bestritten werden können, daß weitere Kreise den Zersetzungsprocessen, welchen die Ueberlieferung durch die historische Methode ausgesetzt gewesen ist, nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern auch mit einer gewissen Abneigung gegenüberstehen; und das ist nicht unbegründet. Mag immerhin die Historie von Romulus und Remus, von König Numa und dem Weisen Pythagoras, von Mucius Scävola oder von Coriolan in's Gebiet der Sage gehören: man darf nicht erwarten, daß darum in weiteren Kreisen das Interesse an diesen Erzählungen abnimmt, noch daß das Bestreben, die historische Wirklichkeit an die Stelle jener Sagen zu setzen, zunimmt. Gerade bei dem jetzt herrschenden Interesse für Cultur- und Sittengeschichte wird umgekehrt, so sollte man denken, die Mehrzahl der Alterthumsfreunde geneigt sein, die sagenhafte

*) Von älteren, jetzt aber zum Theil veralteten Schriften mögen hier erwähnt werden: George Cornewall Lewis, Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte, deutsch von Felix Liebrecht, 2. B., Hannover 1863, und K. W. Nitsch, Die römische Annalistik von ihren ersten Anfängen bis auf Valerius Antias, Berlin 1873. Vortrefflich kann zur allgemeinen Orientirung dienen Ernst Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode, 2. Auflage Leipzig 1894.

Tradition, welche doch wenigstens ein Bild jener alten Zustände giebt, eher festzuhalten, als das historische Schattenbild, welches nach ihrer Entfernung noch zurückbleibt. Sind nicht Homer und Nibelungenlied bessere historische Zeugnisse für das geistige Leben und Denken ferner Jahrhunderte, als manche glaubwürdige alte Priesterannalen und Kloster chroniken?

Diese Bemerkung, welche einem Versuche, weitere Kreise von der Sagenhaftigkeit der älteren römischen Tradition und von dem größeren historischen Werthe der dürftigeren Annalenberichte zu überzeugen, ungünstig ist, führt gleichwohl darauf hin, der Bedeutung solcher Betrachtungen das Wort zu reden. Denn gerade dasjenige, was uns Homer und die alte Volkspoesie so unschätzbar macht, daß sie ein Strom lebendigen Lebens in einer sonst bereits erstorbenen Vergangenheit ist, vermissen wir in der gesammten Tradition der älteren römischen Geschichte. Sie steht, wie gezeigt werden wird, der naiven Volksdichtung ebenso fern, wie der geschichtlichen Wirklichkeit, und mit derartigen Mißbildungen aufzuräumen, kann dem poetischen Geschmack wie dem historischen Urtheil nur förderlich sein.

Wenn sich aber einmal die Wahrheit Bahn gebrochen hat, daß die ältere römische Geschichtstradition keine größere Bedeutung beanspruchen kann, so ist damit auch gegeben, wie wichtig es ist, die Kunde dieser Thatsache auszubreiten und die einzelnen Phasen, in denen sich eine erdichtete oder gefälschte Tradition gebildet hat, nachzuweisen. Es kommt wahrlich auch hier darauf an, nicht nur die Mängel der historischen Ueberlieferung aufzudecken, sondern auch die mannigfaltigen Ursachen, welche sie erzeugt haben, festzustellen.

Das Urtheil über den Werth, welcher der Tradition über die Geschichte der fünf ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte (753—264 v. Chr.), d. h. bis auf den Beginn der punischen Kriege innewohnt, hat in den letzten Jahrzehnten einen vielfachen Wechsel erfahren. Noch sind die Gelehrten nicht ganz ausgestorben, welche an die römischen Könige sogar noch mit ihren Regierungsjahren glaubten. Andere gaben die Einzelheiten der Königszeit gern preis, um nur mit der strengen Lucretia und dem starren Republikaner Brutus, mit Valerius, „dem Volksfreund“ (Poplicola) und Menenius Agrippa, den beiden populären Aristokraten, eine glaubwürdige römische Geschichte zu beginnen.

Die noch zaghafte kritische Beurtheilung, welche Schwegler den Einzelheiten der älteren republikanischen Geschichte angedeihen ließ, mußte bald der schroffen Aburtheilung weichen, durch welche Mommsen die Zahl der haltlosen Berichte des Livius und Dionys*) abthat. Immer weitere Ausdehnung nahm die Skepsis an. Die berühmte, zum Theil noch im

*) Beide schrieben unter Augustus, Beide meist nach den jüngsten Annalisten, ohne genügende Kunde der älteren Schriftsteller und Urkunden.

Original erhaltene Liste der Consuln und der triumphirenden Beamten, welche von Augustus aufgestellt worden ist, wird von Matzat (Römische Chronologie 1, 353) „das Endproduct eines Verderbnißprocesses, wie ihn wohl kaum eines anderen Volkes Ueberlieferung durchgemacht hat", „ein Grabmonument der Wahrheit" genannt. Ja das, was bisher als der festeste Punkt der republikanischen Verfassungsgeschichte galt, „das licinische Ackergesetz", 367 v. Chr., wird von Niese*) (Hermes 1888, 23, 410) als eine Fälschung verworfen. Sind alle diese Ergebnisse unumstößlich oder haben wir es hier mit den Ausschreitungen einer einseitigen wissenschaftlichen Richtung zu thun?

Es ist ein allgemein anerkannter Grundsatz der historischen Kritik, daß die Berichte über geschichtliche Vorgänge nur dann einigen Glauben verdienen, wenn sie direct oder indirect auf solche Berichterstatter zurückgehen, welche den Begebenheiten selbst zeitlich und örtlich nahe gestanden haben. Auch dann noch sind subjective Täuschungen und eine parteiische Verdrehung des Thatbestandes nicht ausgeschlossen. Charakteristisch dafür, daß selbst noch bei den Berichten von Zeitgenossen bedenkliche Trübungen der historischen Wahrheit stattfinden können, ist die Erzählung, daß Sir Raleigh das Manuscript eines historischen Werkes in's Feuer geworfen haben soll, als er fand, daß ein von ihm selbst erlebtes Ereigniß von einem anderen Augenzeugen in völlig abweichender Weise erzählt worden sei. Wenn so schon selbst bei gleichzeitigen Berichterstattern grobe Entstellungen der Wahrheit nicht ausgeschlossen sind, wie viel mehr ist das der Fall bei den Berichten, welche von den Begebenheiten selbst viele Menschenalter getrennt sind!

Die Folgerungen, welche für die römische Annalistik hieraus gezogen werden müssen, sind die: Erst seit dem zweiten punischen Kriege (218 bis 201 v. Chr.) werden in Rom Annalisten erwähnt. Fabius Pictor, welcher nach der Schlacht bei Cannae (216 v. Chr.) im Auftrage des Senats das Delphische Orakel befragte, ist unbestritten der älteste Annalenschreiber Roms. Aber selbst von den Berichten dieses Mannes und seiner jüngeren Zeitgenossen sind uns nur schwache Spuren erhalten. Die Schriften der Historiker, welche uns (wenigstens größtentheils) vorliegen, gehören mit wenigen Ausnahmen der augusteischen Zeit an: so Livius, Dionys, Diodor, und auch diese Autoren haben mit Ausnahmen von Diodor meist nur spätere Quellen ausgeschrieben. Bei dieser Sachlage darf es nicht Wunder nehmen, daß der Glaube an die Ueberlieferung über die fünf ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte mehr und mehr schwankend geworden ist. Allerdings wäre Nichts verkehrter, als die ganze römische Tradition über die früheren Jahrhunderte in Bausch und Bogen zu verwerfen. Denn jedenfalls

*) Es ist im Hermes 30, 624 f. von mir gezeigt worden, daß dieses sachlich ein Mißgriff ist. Aber die Ueberlieferung über jene Gesetzgebung (377—367 v. Chr.) ist in der That so wenig vertrauenerweckend, daß aus ihr allein Niese nicht zu widerlegen war.

bieten uns die genannten Schriftsteller aus Augustus' Zeit ein klares Bild von dem, was im ersten Jahrhundert v. Chr. über die Vorgeschichte geglaubt wurde, und zahlreiche Berichte werden auf die Ausführungen der geschichtskundigen Pontifices zurückgehen, welche um das Jahr 130 v. Chr. die römische Stadtchronik in 80 Büchern zusammengestellt haben. Außerdem aber ist durch zahlreiche Quellenuntersuchungen der Nachweis erbracht worden, daß auch in den jüngern Berichten manche Spuren auf ältere schriftliche Aufzeichnungen zurückweisen.

Die Listen der Consuln und ihrer wichtigeren Siege, die Triumphaltafel, enthalten zwar manche irrige Zusätze, sind aber im Wesentlichen authentisch. Inschriften und Münzen, sowie manche monumentale Ueberreste weisen auf viel frühere Jahrhunderte zurück. Vor Allem aber war zu beachten, daß schon vor den ältesten Annalisten der römische Oberpriester, der Pontifex Maximus, ein Jahrbuch hielt, in welchem er zwar kurz, aber wahrheitsgetreu die wichtigsten Zeitereignisse eintrug.

Es ist klar, daß, wenn die späten Schilderungen bei Livius und Dionys oder bei den bekannten griechischen Historikern des zweiten Jahrhunderts nach Chr., Plutarch und Dio Cassius, vorzugsweise Angaben enthielten, welche auf solche gleichzeitigen pontificalen Berichte zurückgingen, sie einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit beanspruchen dürften. Um so beachtenswerther ist daher das Resultat neuerer Forschungen, welche ergeben haben, daß sowohl überhaupt, als insbesondere in Livius' 10 ersten Büchern, welche die Zeit von 753 bis 293 v. Chr. behandeln, nur geringe Spuren auf derartige glaubhafte Berichte der Stadtchronik hinweisen.

Zunächst ist die Beschaffenheit dieser Aufzeichnungen, wie man nach den Ueberresten derselben aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. schließen darf*), als überaus dürftig anzusehen. Sie enthalten nur Angaben über hauptstädtische Vorgänge. Auswärtiges wird nur nebenher berührt und, was die Pontifices jener Zeit interessirte, z. B. Todesfälle von Priestern, Wunderzeichen und Festspiele, ist meist historisch höchst gleichgültig. Sodann ist zu beachten, daß Livius, der später diese Nachrichten regelmäßig bringt, sie in den Berichten vor dem Jahre 300**) nicht bietet. Nur vereinzelt werden in der Zeit des vierten Jahrhunderts v. Chr. die römischen Pontifices derartige Jahresberichte geliefert haben. Auf dasselbe Resultat führen die Ergebnisse aller jener Untersuchungen, welche bestrebt gewesen sind, in der Masse der sonstigen Ueberlieferung die älteren, glaubwürdigen Berichte von jüngeren Zuthaten zu scheiden. Die älteren Berichte werden oft mit Angabe des Intervalls, des Jahresabstandes gegeben, und dabei ist in zahlreichen

---

*) Vgl. z. B. Livius 31, 19 oder 33, 42 und Philologus 52, 664. Daneben ist jetzt mein Aufsatz über die annales maximi (Philologus 1896) einzusehen.

**) Einer der ältesten solcher Jahresberichte findet sich Livius 10, 46 zum Jahre 293 v. Chr.

Fällen an natürliche Jahre zu denken, woraus sich ergiebt, daß mindestens in der größeren Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. noch keine nach Consulaten geordnete Jahreschronik in Rom bestanden haben kann*).

Daraus folgt nun nicht etwa, daß alle Berichte über dieses Jahrhundert jeder historischen Glaubwürdigkeit entbehren; sondern nur soviel, daß hier allein die Berichte, welche auf die ältesten Annalisten zurückgehen, keineswegs aber jene erst viele Menschenalter nach den Ereignissen zusammengestellten Jahresberichte mit ihren erfundenen Schlachtenschilderungen und Siegesbülletins historisch gesichert sind.

Noch weniger bestritten kann es sein, daß die Tradition über das erste Jahrhundert der römischen Republik (von 509 bis 400 v. Chr.) nur einen sehr geringen Grad von Glaubwürdigkeit besitzt. Ich erwähne nur zwei Beispiele als Beleg. Bei der Eroberung der Stadt Fidenae hat Aulus Cornelius Cossus den Vejenterkönig Tolumnius, welcher den Fidenaten zu Hülfe eilte, mit eigener Hand erschlagen. Die von Augustus aufgefundene gleichzeitige Inschrift setzte diese That in das Consulat des Cossus 326 nach Gründung der Stadt (ungefähr 425 v. Chr.), dagegen erzählt sie Livius 317 d. St., die meisten andern Berichte 328 d. St. Daß damit auch zahlreiche andere Vorgänge verschoben und entstellt überliefert worden sind, ist leicht begreiflich.

Bekannt ist ferner, daß die Beschlüsse der Plebs erst seit dem hortensischen Gesetze 287 v. Chr. volle gesetzliche Gültigkeit erhalten haben. Dem gegenüber verlieren die zahlreichen Berichte, welche ein umfassendes Gesetzgebungsrecht der Plebs schon für das fünfte Jahrhundert v. Chr. voraussetzen, allen Werth.

Die ganze, scheinbar historische Schilderung des 5. Jahrhunderts v. Chr. beruht, so wie sie uns bei den Schriftstellern der augusteischen Zeit vorliegt, auf späteren Restitutionsversuchen, von denen einige bis in's 2. Jahrhundert v. Chr. und auf wissenschaftliche Bestrebungen zurückzuführen sein mögen, die meisten aber jüngeren Datums und geringerer Herkunft sind.

Nur scheinbar besser steht es mit manchen Theilen der Geschichte der römischen Königszeit. Wenn hier namentlich die Entstehung der römischen Verfassung, der geistlichen und weltlichen Ordnungen eingehend und glaubwürdig beschrieben wird, so führt dies nicht etwa auf eine uralte Geschichtsdarstellung hin, sondern es sind dies nur Combinationen der rechtskundigen Römer, welche sich von den Einrichtungen ihrer Zeit einen Rückschluß auf die Vorzeit erlaubten. Das, was uns als die Geschichte der römischen Königszeit vorgetragen wird, ist nach Mommsen nur ein Bild der römischen

---

*) Es möge beachtet werden, daß erst seit den punischen Kriegen (völlig erst seit 153 v. Chr.) das römische Consulatsjahr mit dem Kalenderjahr zusammenfällt. Früher bestanden größere Differenzen, indem nicht selten die Consuln zu vorzeitigem Rücktritt veranlaßt wurden. Vgl. Soltau, Römische Chronologie 302 f. (Freiburg 1889).

Verfassung in historischem Gewande. Ich erwähne auch hier über die Unglaubwürdigkeit der Ueberlieferung im Einzelnen nur wenige Thatsachen, statt aller andern Beweise. Noch in der Zeit des zweiten punischen Krieges wichen sonst kundige Männer über das Gründungsjahr Roms nicht um Jahre, sondern um Jahrhunderte von einander ab. Der berühmte Dichter Ennius († 169 v. Chr.) setzte Roms Gründung 700 Jahre vor seine Zeit, d. h. um 880, während z. B. Fabius Pictor, der oben erwähnte älteste Annalist, 747 v. Chr. dafür annahm, und meist sogar damals der zweite römische König als ein Zeitgenosse des Pythagoras (um 530 v. Chr.) hingestellt wurde. Ja selbst da, wo etruskische Inschriften das Dunkel der römischen Königsgeschichte in etwas aufhellen, ist dies der römischen Geschichtstradition nicht eben günstig. König Servius Tullius, der Freund und Nachfolger des älteren Tarquinius, soll nach der Darstellung eines etruskischen Grabes den Tarquinius ermordet haben.

Wie konnte trotzdem eine so ausführliche, oft sogar ganz glaubwürdig erscheinende Schilderung der Thaten der alten Römer geboten werden?

In der Regel hat sich hier ein unwissenschaftlicher Quietismus bei der Annahme beruhigt, daß zwar die älteren Zeiten als sicherlich unhistorisch bei Seite gelassen werden müßten, daß aber seit Beginn der Republik (um 509 v. Chr.) allmählich mehr und mehr das Dunkel sich aufhelle und vielleicht auf irgend eine nicht näher nachweisbare Weise sich Spuren einer echten Tradition erhalten haben könnten!

Aber gerade eine solche bequeme Leichtgläubigkeit hat auch wieder andre Forscher zu einer übertriebenen Zweifelsucht geführt und einer wirklich wissenschaftlichen Erkenntniß der Entstehung einer vorgeschichtlichen Ueberlieferung im Wege gestanden.

Unter den Berichten über die ältere römische Geschichte finden sich zahlreiche Erzählungen, welche eine anschauliche Schilderung der Thaten einzelner berühmter Männer geben. Die Schicksale des Coriolan, die theatralische Selbstaufopferung der ehrbaren Lucretia, die Ermordung der Verginia durch den eigenen Vater: das scheinen in der That Vorgänge gewesen zu sein, wie sie keines Annalenschreibers Phantasie erfunden, vielmehr nur die Wirklichkeit selbst erzeugt haben kann. Gleichwohl ist bei diesen anmuthigsten und lebensvollsten Gebilden der älteren römischen Geschichte ihr unhistorischer Charakter unzweifelhaft nachweisbar. Allerdings ist die Vermuthung Niebuhrs, daß es bei den alten Römern üblich gewesen sei, an der Familientafel die Thaten der Voreltern in Liedern zu besingen, längst als irrig verworfen worden. Um so sichrer aber ist ihre poetische Herkunft geworden, seitdem es sich herausgestellt hat, von welcher Bedeutung der Dichter Ennius auch für die Entwickelung der römischen Geschichtsschreibung gewesen ist. Ennius, griechischer Herkunft, aus Süditalien gebürtig, kam im Jahre 203 v. Chr. nach Rom und wurde dort der eigentliche Begründer der epischen Poesie bei den Römern. Seine

18 Bücher „Annalen“ besangen die Thaten der berühmten Römer in genauer Anlehnung an Homer. Ein Werk wie dieses, welches eben so sehr die Freude an der Poesie, wie das nationale Selbstgefühl bei den Römern wecken sollte, ist zweifellos von größtem Einfluß auf die Geschichtsbildung d. h. für die Verbreitung bestimmter historischer Anschauungen über die Vorzeit bei den Römern geworden. Die römischen Knaben lernten es später wörtlich auswendig. Selbst die Darstellungen über Ennius'*) eigene Zeit sind nun bei manchen Annalisten nicht frei von dem Einflusse dieses historischen Ependichters geblieben. So wird uns z. B. in einem auf den Annalisten Coelius (um 120 v. Chr.) zurückgehenden Bericht über die Schlacht bei Zama (202 v. Chr.) von einem Zweikampf zwischen Hannibal und Masinissa erzählt, der gar keinen andern Ursprung als die Annalen des Ennius haben kann, in welchen selbst die historischen Schlachten nach dem Muster homerischer Poesie sich in Zweikämpfe auflösten. Wie viel eher wird Ennius bei den Schilderungen vorhistorischer Kämpfe der Römerzeit sein griechisches Muster ausgebeutet haben!

So kann es denn unter Urtheilsfähigen kaum zweifelhaft sein, daß die berühmten Zweikämpfe, welche Titus Manlius Torquatus und Marcus Valerius Corvus gegen die Gallier ausgefochten haben sollen, auf die dichterische Ausmalung des Ennius zurückgehen. Der zehnjährige Kampf gegen Veji und die spätere Verbannung des dort siegreichen Camillus sind darauf zurückzuführen, daß der Dichter Ennius diese Vorgänge nach dem Muster des zehnjährigen Kampfes um Troja und in Erinnerung an den grollenden Achill dargestellt haben wird. Die im Kreise ihrer Mägde züchtig waltende Lucretia hat ihr Vorbild in der Penelope, die Heldenthat des Horatius Cocles und die Einzelkämpfe der Horatier und Curiatier sind ebenfalls Erzählungen, welche indirect auf Homer und somit direct auf Ennius hinweisen. Namentlich bei der Gründungsgeschichte Roms, zu der größere Fragmente des Ennius vorliegen, haben die Schilderungen des Ennius durch ihre nachweisbar oft wörtliche Anlehnung an Homer dazu beigetragen, jene sagenhaften Vorgänge in einem historischen Lichte erscheinen zu lassen. So ist Ennius das wichtigste Medium geworden, durch welches griechische Dichtung und Sage zuerst in die römische Poesie, dann in die römische Geschichtsschreibung gelangt sind. — Aber sowohl vor als nach Ennius ist auch noch auf andere Weise manches historische Detail, welches griechische Geschichtsschreiber boten, in die römische Annalistik gekommen. Zwei Beispiele mögen hier stehen statt vieler. Coriolans Verbannung, sein früherer Haß gegen den Volskerfürsten und seine spätere Versöhnung, seine Unfähigkeit, dauernd den Landesverräther zu spielen, sowie endlich die Nachricht einer Quelle, daß er selbst Hand an sich gelegt habe, entsprechen

*) Vgl. hier die trefflichen Ausführungen E. Zarnckes: „Der Einfluß der griechischen Litteratur auf die römische Poesie“ (Leipzig 1888).

durchaus den letzten Schicksalen des Themistokles: diese Züge sind offenbar in vollem Bewußtsein aus der griechischen Litteratur in die römischen Annalen herübergenommen worden. Nicht minder klar ist, daß die Erzählung, Tarquinius habe seinem Sohne den Rath, die Häupter der Aristokratie Ardeas zu stürzen, dadurch angedeutet, daß er die größesten Aehren von den Halmen abgeschlagen habe, einem Berichte des Herodot (5, 92) entspricht. Auch hier giebt Thrasybul dem Periander auf ähnliche Weise zu verstehen, wie er seine Tyrannis befestigen solle. Selbst in den Berichten über historische Vorgänge sind derartige Entlehnungen aus der griechischen Geschichtsschreibung nachweisbar. Der Empfang des gefangenen Syphax durch Scipio (203 v. Chr.) wird ähnlich geschildert, wie nach Herodot Crösus durch Cyrus aufgenommen worden ist.

Durch den Nachweis, daß manche der bekanntesten und anziehendsten Erzählungen der älteren römischen Geschichte unter dem Einfluß der griechischen Litteratur entstanden sind, ist aber erst der kleinste Theil der Berichte über die ältere römische Geschichte hergeleitet und erklärt worden. Von noch größerem Einfluß für die Herstellung einer ausführlichen Schilderung der früheren Ereignisse der römischen Geschichte war das überaus verbreitete Bestreben der Annalisten, die Thaten der Vorzeit nach dem Muster späterer historischer Vorgänge auszuschmücken und darzustellen. So entstanden zahlreiche Doubletten und Wiederholungen. Je mehr sich die einzelnen Schriftsteller bemühten, auf diese Weise neues Material zu gewinnen, mußte auch das Interesse an den Personen und den Einzelheiten der Geschichte der Vorzeit zunehmen. Indem aber jeder einzelne Annalist seine eigenthümliche Auffassung der Vorgeschichte zur Geltung zu bringen suchte, zeigten ihre Berichte oft über dieselben Vorgänge solche Verschiedenheiten in Einzelheiten, daß dies wohl den Glauben erwecken konnte, es lägen hier wirklich verschiedene Zeugnisse für historische Facta vor. Eben diese Varianten in manchen Nebendingen waren der Probabilität des Ganzen förderlich. So wird z. B. von Livius (23, 46 und 25, 18 d. h.) unter den Jahren 215 und 212 v. Ch. von einem Zweikampfe zwischen einem Campaner mit einem Römer berichtet, den Livius bald Claudius Asellus, bald Titus Quinctius nennt. Die Verschiedenheit der Namen täuschte ihn darüber, daß beide Mal der gleiche Vorfall erwähnt ward. Die Stadt Antium ist den annalistischen Berichten zufolge mehrmals eingenommen und dann wieder den Römern untreu geworden. Der Bericht von der Einnahme gab jedesmal wieder den Anlaß dazu, eine Geschichte des Abfalles zu fingiren. Ganz naiv ward zuweilen von bedeutenden Männern dieselbe That zweimal erzählt. Sowohl nach der Einnahme von Veji (396), als auch nach der Vertreibung der Gallier (389) soll Camillus annalistischen Berichten zufolge einen Triumph mit einem Viergespann gefeiert haben, trotzdem ja der Abzug der Gallier mit Gold erkauft worden ist! Bei einem solchen Verhältniß der Annalisten zu einander und zu den

Vorgängen der Vorzeit, kann es nicht Wunder nehmen, wenn namentlich die Geschichte der römischen Königszeit und der älteren republicanischen Epoche in allen ihren Einzelheiten ein Abbild späterer Vorgänge wurde. Wie Romulus und Cossus den feindlichen Feldherren die Rüstungen abgenommen haben, das ist so erzählt, wie M. Claudius Marcellus den Gallierkönig Viridomarus 223 v. Chr. der Rüstung beraubt hat. Die Gefangennahme und Demüthigung des römischen Heeres vor Numantia 137 v. Chr. mußte herhalten, um in ähnlicher Weise die entsprechende Katastrophe in den caudinischen Pässen 321 v. Chr. zu schildern. Die Erzählung von der heldenmüthigen Aufopferung des P. Decius (Liv. 7,34) ist der muthigen That des Quintus Caedicius im ersten punischen Kriege nachgebildet. Der Opfertod des P. Decius Mus um 340 v. Chr. wird erzählt, wie der wohl jedenfalls historische Tod seines Sohnes 295 v. Chr. Die Qualen des verbannten Coriolan wurden im Einzelnen ausgemalt nach dem, was über die Marter des gefangenen Regulus von mancher Seite (Tubero) erzählt ward. Der nach des Livius' Bericht älteste Urheber einer Ackervertheilung Spurius Cassius (um 486 v. Chr.) gerirt sich in den Berichten des Livius, als wäre er ein Zeitgenosse und Anhänger des Tiberius Gracchus.

Weiterhin hat das an sich berechtigte wissenschaftliche Streben, die Entwickelung der römischen Verfassung, der sacralen, wie der weltlichen Ordnungen nachzuweisen, zur Aufstellung von zahlreichen Vermuthungen und Erklärungsversuchen geführt. Vielleicht reichen manche Angaben über die servianische Verfassung, über die Gründung der Republik und über die Entwickelung der plebejischen Rechte bis in's zweite oder dritte Jahrhundert v. Chr. zurück. Wir haben in ihnen aber doch nur die achtungswerthen Versuche gelehrter Römer zu sehen, welche auf Grund einer guten Kunde des damaligen Staats- und Privatrechts sich Rückschlüsse auf die Verhältnisse früherer Jahrhunderte erlaubt haben, ja, erlauben durften; es wäre Nichts verkehrter, als in derartigen Combinationen und wissenschaftlichen Theorien die Spuren einer wirklichen Geschichtstradition zu erkennen. Ein solcher Schluß wäre hier doppelt verhängnißvoll, da „die römischen Juristen", wie Ihering (Geist des römischen Rechts I², 93) treffend bemerkt, „so groß sie als Dogmatiker waren, doch gar keinen Sinn für die historische Entwickelung des Rechts hatten".

Schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. pflegten ferner die Annalisten, um ihre Darstellung genießbarer zu machen, Reden einzuschieben. Diese bei allen bedeutenden Historikern herrschende Sitte wurde hier aber sehr bald zu einer Unsitte, da es üblich ward, solche Reden „nach berühmten Mustern", besonders nach Demosthenes und Thucydides auszuarbeiten. Namentlich hat hierin der Zeitgenosse des Livius, Dionys, Hervorragendes geleistet, aber damit natürlich der geschichtlichen Wahrheit keinen guten Dienst erwiesen.

Mit der Zeit aber übten auch noch andere Elemente, welche ursprünglich der Geschichtsschreibung fern gestanden hatten, einen bestimmenden Einfluß auf sie aus: ich meine das Bestreben der einzelnen Familien und Geschlechter, den Antheil, welchen sie an den früheren Thaten und Kämpfen des römischen Volkes gehabt hatten oder vielmehr gehabt zu haben vorgaben, auch in der Geschichtsschreibung zur Anerkennung zu bringen.

Diese Thätigkeit der angesehenen römischen Geschlechter (oder gentes) zeigte sich nach einer dreifachen Richtung hin von Einfluß. Jede angesehene Familie in Rom hatte von ihren Ahnen lebensgroße Wachsmasken und dabei dann ein kurzes Verzeichniß der Thaten eines Jeden angebracht. Diese imagines oder Ahnenbilder mußten das Interesse an den Thaten der Vorfahren zunächst in der Familie wach erhalten. Von da ab aber konnte, namentlich wenn ein Mitglied der Familie selbst Annalen schrieb, es nicht ausbleiben, daß manche Angaben von ihnen auch in die Geschichtserzählung der Chroniken Aufnahme fanden. So ist nachweislich Manches über die Thaten der Fabier durch Fabius Pictor, über die Valerier durch Valerius Antias, über die Claudier durch Claudius Quadrigarius in die Annalen gerathen. Diese Hervorhebung der Thaten der berühmten Männer einzelner Geschlechter verdankte aber zweitens auch dem Umstande ihren Ursprung, daß es üblich war, daß die Beamten manche für ihre Amtsleitung wichtige Urkunden für sich bewahrten. So bildeten sich Familienarchive, und das „tablinum" mancher adligen Familie muß in der That eine wichtige, wenn auch keineswegs untrügliche Quelle für die Erforschung der älteren republikanischen Geschichte gewesen sein. Manche Thatsache konnte hier zwar ergründet werden, aber nicht minder haben viele jener privaten Aufzeichnungen dazu beigetragen, Erdichtetes in Umlauf zu bringen. Am Ende seines achten Buches ruft Livius verzweifelt aus, die Geschichtsdarstellung sei durch die lobenden Schilderungen nach dem Tode und durch gefälschte Unterschriften bei den Ahnenbildern getrübt, indem jede Familie auf ihre Mitglieder den Ruhm früherer Thaten und Ehren zu beziehen suchte!

Den bedeutsamsten Einfluß aber übten die angesehenen Geschlechter auf die Geschichtsschreibung durch die Laudationen aus, d. h. durch die Gedächtnißreden zu Ehren verstorbener Mitglieder. Ein naher Verwandter pries an der Bahre des Abgeschiedenen auf dem römischen Markte in einer längeren Rede dessen Verdienste und ging dann auf die Ruhmestitel seiner Ahnen ein. Indem es Sitte war, die imagines, jene oben erwähnten Wachsmasken aller bedeutsamen Ahnen, im Leichenzuge mit vorzuführen und jeder einzelne Ahnherr in seinen bemerkenswerthen Thaten und Ehren gepriesen wurde, ward die Leichenrede zu einem historischen Abbild der römischen Geschichte, welches jedoch in ganz anderer Weise als die älteren Annalen das Persönliche und Anekdotenhafte hervorhob. Die älteren Chronisten gaben einsilbig und eintönig die wichtigsten Thaten des römischen Volkes,

oft ohne selbst die Consuln hervorzuheben. Cato z. B. schrieb (um 167 v. Chr.) die römische Geschichte, indem er es möglichst vermied, die Namen der einzelnen Führer zu nennen. Hier in den Laudationen dagegen ging Alles von den einzelnen Personen aus. Sie waren es, um deretwillen allein die Thaten des römischen Volkes erzählt wurden.

Es bedarf hier keiner ausführlichen Schilderung, welch' eine Fluth von parteiischen, tendenziös entstellten, ja lügenhaften Berichten auf diese Weise in Umlauf gesetzt worden ist und so das Urtheil der maßgebenden Kreise beeinflußt hat, namentlich auch dann, als man anfing, die Laudationen niederzuschreiben und herauszugeben. So wurden die Leichenreden über die beiden Hauptfeldherren des zweiten punischen Krieges, Fabius und Marcellus, noch in ciceronischer Zeit gern gelesen — und ohne Zweifel auch in gutem Glauben hingenommen.

Unter dem Einflusse dieser Litteratur schrieben die jüngeren Annalisten, und zwar so, daß sie daneben noch durch die Untersuchungen der Alterthumsforscher, welche gleichfalls die persönlichen Einzelheiten mit Interesse zu ergründen suchten, nach Kräften unterstützt wurden. Varro schrieb z. B. fünfzehn Bücher „Imagines" d. h. Ahnenbilder, in welchen er das Leben von siebenhundert Männern kurz beschrieben hatte. Der speciellen Familiengeschichte der angesehensten Geschlechter, so der Junier, der Fabier, der Aemilier, der Claudii Marcelli, widmete Atticus, der Busenfreund Ciceros, zahlreiche Schriften.

Und endlich fehlte nicht die Rhetorik, welche die wissenschaftlichen Resultate solcher und ähnlicher Untersuchungen passend zu verwerthen suchte. Man schmückte die Darstellung mit zahlreichen Reden aus, man setzte an die Stelle der kurzen alten Siegesberichte breite Schlachtenschilderungen ein. So ist es vor Allen der Annalist Claudius Quadrigarius gewesen, welcher selbst noch die Geschichte des zweiten punischen Krieges*) mit einer Fülle von Kampfesberichten ausgestattet hat, welche eben so sehr allen historischen Berichten aus jener Zeit wie der gesunden Vernunft Hohn sprechen. Von ihm sind dann auch die Zweikämpfe des Titus Manlius Torquatus wie des Marcus Valerius Corvus mit den Gallierhäuptlingen in theatralischer Weise ausgemalt worden, von ihm stammt die rührende Geschichte von dem Arzt des Pyrrhus, dessen Anschlag auf Pyrrhus' Leben der Senat so hochherzig war zu vereiteln. Claudius hat noch aus der Zeit des zweiten punischen Krieges zahlreiche Schlachten ausführlich geschildert, welche nie geschlagen worden sind, und kein Anderer als er ist es gewesen, welcher uns die entscheidenden Kämpfe des zweiten und dritten Samnitenkrieges so geschildert hat, als wäre er selbst mit dabei gewesen.

Ueberhaupt hat der römischen Geschichte Nichts so sehr geschadet, als

*) Das ist eins der Hauptergebnisse meiner Schrift: Livius' Quellen in der dritten Decade (Berlin 1894, Mayer & Müller).

das Vorurtheil, welches mehr und mehr in ciceronischer Zeit Geltung gewann, daß man in erster Linie ein guter Stilist und Redner sein müsse, um die Geschichtswissenschaft zu fördern. Cicero selbst läßt sich in seiner Schrift „von den Gesetzen" durch den gelehrten Geschichtskenner Atticus als den gottbegnadigten Historiker der Zukunft feiern (1, 2, 5). Die Geschichtsschreibung galt ihm nur als eine Abart der Redekunst.

Was bei einer solchen Beeinflussung der Geschichtsdarstellungen durch die Familientradition, durch Leichen- und sonstige Lobreden herauskommen mußte, das hat Cicero kurz in die Worte zusammengefaßt: Durch diese Lobreden ist die Darstellung unserer Geschichte gefälscht worden. Vieles ist in ihnen geschrieben worden, was nicht geschehen ist, Triumphe sind erfunden, Consulate fälschlich beansprucht, sogar die Herkunft manches Geschlechtes ist erlogen.

Aus der hier gegebenen kurzen Uebersicht, wie viel verschiedene Hände thätig gewesen sind, um den anfangs spärlichen Stoff der älteren römischen Geschichte zu erweitern und auszuschmücken, ihm die Lebhaftigkeit der Farben historischer Treue und die Anschaulichkeit von wirklich geschehenen Vorgängen zu verleihen, kann ersehen werden, wie es im Einzelnen überaus sorgfältiger Untersuchungen bedarf, um die verhältnißmäßig dürftige authentische Ueberlieferung über die ältere römische Geschichte von späteren Zuthaten und Verfälschungen zu scheiden. Aber andererseits ist auch der Lohn nicht gering, wenn es gelungen ist, mißverstandene und erlogene Berichte zu beseitigen, das rhetorische Beiwerk zu entfernen und endlich die auf die ältesten Annalisten zurückgehenden Angaben in ihrer schlichten Einfachheit und Wahrheit als Grundlage einer gesicherten Geschichtskunde zu gewinnen.

Ein Beispiel, wie dieses mit Erfolg geschehen ist, stehe hier statt weiterer Ausführungen. In dem Jahrhundert nach Roms Eroberung durch die Gallier (390 v. Chr.) erwähnt Livius noch elf weitere Einfälle der Gallier. Auch einem oberflächlichen Kenner mußten mehrere dieser Galliereinfälle verdächtig vorkommen, zumal in älteren besseren Quellen nur eine geringere Zahl überliefert worden ist. Durch eine genaue Erforschung der älteren Quellenberichte und die Beachtung der Ursachen, welche Mißverständnisse hervorrufen konnten, war es möglich, zu zeigen*), wie nur fünf jener Züge authentisch und wann diese fünf Einfälle anzusetzen seien.

Vielleicht aber könnte mancher Leser fragen, ob diese neue Auffassung der Entwickelung einer römischen Geschichtsbildung nicht bald wieder einer andern, einer neusten, noch radicaleren Anschauung zu weichen habe. Und in der That giebt es Gelehrte, welche bei dem Maße dessen, was der Kritik zum Opfer gefallen ist, mehr und mehr den Glauben an den Rest der Ueberlieferung zu verlieren Gefahr laufen.

*) Vgl. meine Römische Chronologie S. 357 f.

Diesen Anwandlungen von Skepticismus gegenüber sei nur noch das Eine bemerkt.

Selbstverständlich ist es bei dem regen Forschungseifer, welcher sich den Problemen der älteren römischen Geschichte zuwendet, denkbar, daß hie und da manche der bisher noch geltenden Annahmen in's Wanken gerathen. Aber einerseits wird die Kunde der älteren römischen Geschichte vielfach durch Funde von römischen und etruskischen Inschriften gestützt. Man denke z. B. an die Auffindung des Tarquiniergrabes in Caere, wohin auch die annalistische Tradition ihre Grabstätte verlegte. Dann aber ist zu beachten, daß die hier vorgetragene Auffassung dem Hauptgrundsatz aller kritischer Geschichtsforschung, daß nur eine zeitgenössische Tradition historischen Glauben verdiene, schon so genügend Rechnung getragen hat, daß sie mit Grund hoffen darf, größere Irrthümer vermieden zu haben.

Unlauterer Wettbewerb.

Von

Cäsar Schoeps.

— Breslau. —

Mit dem 1. Juli dieses Jahres ist ein für das gesammte Erwerbsleben höchst wichtiges Gesetz in Kraft getreten, das seine Entstehung einer vornehmlich in Mittelstandskreisen verbreiteten Strömung verdankt: Das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs. Bisher beschränkte sich die Reichsgesetzgebung im Wesentlichen darauf, das sogenannte „geistige Eigenthum" gegen unlauteren Wettbewerb zu schützen, im Gegensatz zu dem in Frankreich herrschenden System, wo man im Anschluß an eine ganz allgemein gehaltene Bestimmung des code civil der concurrence déloyale auf's Nachdrücklichste entgegenzutreten wußte. Eine derartige gewohnheitsrechtliche Herausbildung von Rechtssätzen durch die Judicatur ist jedoch nicht nach unserem Geschmack. Man ist deshalb auch im vorliegenden Gesetz bemüht gewesen, den im Einzelnen als unlauteren Wettbewerb zu kennzeichnenden Thatbestand möglichst genau zu fixiren. Wenn gleichwohl dem richterlichen Ermessen immer noch ein weiter Spielraum eingeräumt werden mußte, so liegt dies an der Materie, die hier ähnlich wie beim Wucher schwer faßbar ist und eine gewisse Dehnbarkeit des Thatbestandes mit Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der Formen bedingt, in denen das zu bekämpfende Uebel auftritt.

Das Gesetz behandelt im Einzelnen 1) die schwindelhafte Reclame, 2) Verschleierung von Gewichts- und Maßangaben, 3) Betriebs- und Creditschädigung durch üble Nachrede, 4) Mißbrauch von Namen und Firmen, 5) Verrath von Geschäfts- oder Betriebsgeheimnissen; und zwar wird sowohl civilrechtlicher wie strafrechtlicher Schutz gewährt. In ersterer

Beziehung ist mit kurzfristiger Verjährung die Klage auf Schadenersatz und die Klage auf Unterlassung der schädigenden Handlungen gegeben, woneben zur schnelleren Abhilfe, wie sie zur Beseitigung illoyaler Reclame Noth thut, einstweilige Verfügungen unter erleichterten Voraussetzungen zulässig sind. Strafrechtlicher Schutz wird, abgesehen von dem Fall der Quantitätsverschleierung, nur auf Antrag gewährt, auch soll die öffentliche Klage von der Staatsanwaltschaft nur dann erhoben werden, wenn dies im öffentlichen Interesse liegt; anderenfalls steht der Weg der Privatklage frei. Neben der Strafe kann auf Antrag des Verletzten auf eine an denselben zu erlegende Buße erkannt werden. In einzelnen Fällen kann bezw. muß ferner dem Verletzten die Befugniß zugesprochen werden, die Verurtheilung auf Kosten des Schuldigen öffentlich bekannt zu machen, und zwar gilt dies nicht nur für's Strafverfahren, sondern auch im Civilproceß, bei der Klage auf Unterlassung. Auf der anderen Seite ist es dann nur billig, daß auf Antrag des im Strafverfahren freigesprochenen Angeschuldigten die öffentliche Bekanntmachung auch der Freisprechung gerichtsseitig angeordnet werden kann. Diese Bestimmungen rechtfertigen sich durch die Erwägung, daß sowohl der durch schwindelhafte Reclame und unwahre Bezichtigungen in seinem Geschäftsbetrieb Geschädigte, wie andererseits auch der zu Unrecht der illoyalen Concurrenz Beschuldigte das größte persönliche und geschäftliche Interesse daran haben, den wahren Sachverhalt öffentlich in authentischer Form klarzustellen.

Dem geringsten Widerspruch dürften wohl diejenigen Vorschriften des Gesetzes begegnen, welche sich gegen den Verrath von Geschäfts- oder Betriebsgeheimnissen richten, insbesondere nachdem unter Ablehnung der weitergehenden Bestimmungen der Regierungsvorlage die Schweigepflicht der Geschäftsangestellten auf die Geltungsdauer des Dienstverhältnisses beschränkt worden ist. Unbefugte Mittheilungen von Angestellten, Arbeitern, Lehrlingen über ihnen anvertraute oder zugänglich gewordene Geschäftsgeheimnisse sind überdies nur dann strafbar, wenn sie zu Zwecken des Wettbewerbs oder in der Absicht, den Geschäftsinhaber zu schädigen, dritten Personen hinterbracht werden. An der Verwerthung der in einer Stellung gesammelten Erfahrungen werden die Angestellten nach Aufgabe der Stellung nur insofern gehindert, als sie ihre Kenntniß durch eine gegen das Gesetz oder die guten Sitten verstoßende Handlung erlangt haben. Uebrigens macht sich nicht nur ein Angestellter, sondern ganz allgemein Jeder strafbar, der eine auf unlautere Weise erlangte Kenntniß von Betriebs- oder Geschäftsgeheimnissen zu Zwecken des Wettbewerbs unbefugt verwerthet oder an Andere mittheilt. Das Strafmaximum beträgt 3000 Mark Geldstrafe oder ein Jahr Gefängniß, eine Strafbestimmung, welche unter Anwendung der Vorschriften des Reichsstrafgesetzbuches auch auf den Anstifter zur Anwendung zu bringen sein wird. Aber auch der — selbst erfolglose — Versuch der Anstiftung ist als besonderes Delict im vorliegenden Gesetz

unter Strafe gestellt worden; und soll danach derjenige, der es unternimmt, einen Anderen zum Verrath von Geschäfts- oder Betriebsgeheimnissen zu bestimmen, mit Geldstrafe bis zu 2000 Mark oder Gefängnißstrafe bis zu 9 Monaten belegt werden. Daneben verpflichten Zuwiderhandlungen gegen die Schweigepflicht auf civilrechtlichem Gebiete zum Ersatz des entstandenen Schadens und haften mehrere Verpflichtete, z. B. Thäter und Anstifter, als Gesammtschuldner für denselben.

Der einzige Fall, in welchem nach dem Gesetz strafrechtliche Verfolgung von Amtswegen erfolgen soll, ist der der Quantitätsverschleierung. Es hat sich im Geschäftsverkehr der Mißbrauch eingeschlichen, durch eine für den Consumenten unmerkliche Verkleinerung des Inhaltes, Gewichts 2c. zum Schaden der Käufer, wie der reellen Concurrenten den Anschein eines besonders günstigen Preisangebotes hervorzurufen. Dem kann nunmehr der Bundesrath durch Anordnungen entgegentreten, nach denen bestimmte Waaren nur in vorgeschriebenen Einheiten der Zahl, der Länge und des Gewichts oder mit einer auf der Waare oder ihrer Aufmachung anzubringenden Angabe über Zahl, Länge oder Gewicht gewerbsmäßig gekauft oder feilgehalten werden dürfen. Derartige Vorschriften können jedoch nur für den Detail-Verkehr, nicht für den Verkehr zwischen Fabrikanten, Grossisten und Detaillisten, ebenso auch nur für den Verkehr im Inlande, nicht für den Exportverkehr erlassen werden. Dem Einzelverkehr in Flaschen oder Krügen ist dabei insofern eine Ausnahmestellung eingeräumt, als hier lediglich die Angabe des Inhaltes unter Festsetzung angemessener Fehlergrenzen angeordnet werden darf. Uebertretungen bezüglicher Verordnungen des Bundesrathes werden mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft; besondere civilrechtliche Folgen hat das Gesetz an derartige Uebertretungen nicht geknüpft.

In Erweiterung der im Handelsgesetzbuch hinsichtlich der Firmen getroffenen Bestimmungen wendet sich das Gesetz ferner gegen die mißbräuchliche Benutzung eines Namens, einer Firma, oder der besonderen Bezeichnung eines geschäftlichen oder gewerblichen Unternehmens oder einer Druckschrift im Geschäftsverkehr. Als mißbräuchlich gilt die Benutzung, wenn sie darauf berechnet und geeignet ist, Verwechselungen mit dem Namen, der Firma oder der besonderen Bezeichnung hervorzurufen, deren sich ein Anderer befugter Weise bedient. Dieser Letztere hat dann Anspruch auf Schadenersatz und Unterlassung der mißbräuchlichen Art der Benutzung. Criminelle Ahndung ist hier nicht vorgesehen, weil weniger ein Interesse der Gesammtheit, als das Interesse des im einzelnen Falle benachtheiligten Concurrenten in Frage kommt.

Eine weitere Vorschrift des Gesetzes beruht auf der Ausgestaltung eines bereits im Strafgesetzbuch zum Ausdruck gelangten gesetzgeberischen Gedankens. Nach dem Strafgesetzbuch wird wegen Verleumdung bestraft, wer wider besseres Wissen in Beziehung auf einen Anderen unwahre, dessen

Credit gefährdende Thatsachen behauptet. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß der durch diese Bestimmung gewährte Rechtsschutz nicht weit genug geht, und der Geschäftsmann des Schutzes auch gegen Andere sich nicht unmittelbar gegen seinen Credit richtende verleumderische Nachreden bedarf. Als solche sind in den Motiven exemplificirend angeführt: die Behauptungen, eine Fabrik sei durch Feuer zerstört, eine Kohlengrube von eindringenden Wassermassen betroffen, die Herstellung oder der Vertrieb eines bestimmten Erzeugnisses habe eine Anklage oder Verurtheilung wegen Patentverletzung hervorgerufen, ein Färber benutze giftige Stoffe, ein Conservenfabrikant bleihaltige Gefäße. Es ist deshalb im vorliegenden Gesetz auch derjenige unter Strafe gestellt worden, der wider besseres Wissen über das Erwerbsgeschäft eines Anderen, über die Person des Inhabers oder Leiter des Geschäfts, über die Waaren oder gewerblichen Leistungen eines Anderen unwahre Behauptungen thatsächlicher Art aufstellt oder verbreitet, welche geeignet sind, den Betrieb des Geschäfts zu schädigen. Derartige Verleumdungen können mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft werden. Civilrechtlich ist wegen solcher geschäfts- oder creditschädigender, nicht erweislich wahrer Nachreden die Klage auf Schadenersatz und Unterlassung nur für den Fall gegeben, daß die Aeußerungen „zu Zwecken des Wettbewerbes" verbreitet werden, dann jedoch auch, wenn sie nicht „wider besseres Wissen" gethan worden sind. Ausgenommen von civilrechtlicher Verantwortung sind in Berücksichtigung der für den Geschäftsverkehr unentbehrlichen Auskunftsertheilung solche Aeußerungen, an welchen der Mittheilende oder der Empfänger der Mittheilung ein besonderes Interesse hat.

Das Schwergewicht des Gesetzes aber liegt in den gegen die schwindelhafte Reclame getroffenen Bestimmungen. Zum Thatbestand der strafbaren Reclame wird in objectiver Beziehung erfordert, daß in öffentlichen Bekanntmachungen oder in Mittheilungen, welche für einen größeren Kreis von Personen bestimmt sind, über die Beschaffenheit, die Herstellungsart oder die Preisbemessung von Waaren oder gewerblichen Leistungen, über die Art des Bezuges oder die Bezugsquelle von Waaren, über den Besitz von Auszeichnungen, über den Anlaß oder den Zweck des Verkaufes unwahre und zur Irreführung geeignete Angaben thatsächlicher Natur gemacht werden. Subjectiv wird zur Strafbarkeit erfordert, daß der Urheber oder Verbreiter der vorgekennzeichneten Angaben deren Unwahrheit kannte, und dieselben in der Absicht machte, den Anschein eines besonders günstigen Angebotes hervorzurufen. Gegen derartige schwindelhafte Reclame ist für den Fall der ersten Bestrafung ausschließlich Geldstrafe, und zwar bis 1500 Mark angedroht, im Rückfalle aber kann neben oder an Stelle der Geldstrafe auf Haft oder auf Gefängniß bis zu sechs Monaten erkannt werden. Während so die strafrechtliche Verfolgung der unlauteren Reclame auf diejenigen Fälle derselben beschränkt ist, in denen Angaben

über die im Einzelnen vorangeführten geschäftlichen Verhältnisse in Frage kommen, wird zu Folge einer durch die Initiative des Reichstages in das Gesetz gekommenen Bestimmung, civilrechtlicher Schutz nicht nur in diesen Fällen, sondern auch bei unwahren, thatsächlichen Angaben über jedwede anderen „geschäftlichen Verhältnisse“ gewährt, wie z. B. bei unwahren öffentlichen Bekanntmachungen über die Menge der vorhandenen Vorräthe oder über Alter, Ausdehnung und Umfang des Geschäfts. Auch kommt es für die Civilklage nicht darauf an, ob der Urheber der unlauteren Reclame die Absicht hatte, den Anschein eines besonders günstigen Angebotes hervorzurufen, vielmehr genügt es, daß die betreffenden Angaben einen derartigen Anschein hervorzurufen geeignet sind. Des Ferneren wird die Klage auf Unterlassung der unrichtigen Angaben gegen den Autor beziehungsweise Verbreiter derselben auch dann gegeben, wenn derselbe deren Unrichtigkeit nicht kennt, während ein Anspruch auf Ersatz des durch die unrichtigen Angaben verursachten Schadens allerdings nur erhoben werden kann, wenn der Urheber bezw. Verbreiter die Unrichtigkeit seiner Angaben kannte oder kennen mußte. Der Presse, insbesondere dem Inseratenwesen ist hierbei eine günstigere Stellung insofern gewährt, als gegen Redacteure, Verleger, Drucker oder Verbreiter von periodischen Zeitschriften nur im ersteren Falle, d. h. wenn sie die Unrichtigkeit der verbreiteten Angaben thatsächlich kannten, die Klage auf Schadenersatz erhoben werden kann. Ein weiteres Anwendungsgebiet hat die Civilklage der strafrechtlichen Verfolgung gegenüber endlich auch insofern, als bei der Ersteren nicht nur Angaben thatsächlicher Natur, sondern auch bildliche Darstellungen und sonstige Veranstaltungen unter im Uebrigen gleichen Voraussetzungen als unlautere Reclame verfolgt werden können. Activ legitimirt zur Civilklage sowohl, wie zum Antrag auf strafrechtliche Verfolgung der unlauteren Reclame ist jeder Gewerbetreibende, der Waaren, oder Leistungen gleicher oder verwandter Art wie die angepriesenen hergestellt oder in den geschäftlichen Verkehr bringt; desgleichen Verbände zur Förderung gewerblicher Interessen, sofern diese Verbände als solche in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten überhaupt klagen können. Danach ist also nicht ausgeschlossen, daß Jemand auf Grund einer trügerischen Reclame von mehreren Seiten verklagt wird. Nicht legitimirt zur Erhebung der durch dieses Gesetz gegebenen Klagen ist der durch die unwahre Reclame etwa geschädigte Käufer, der nach wie vor etwaige Rechte nur insoweit geltend machen kann, als bezügliche landesgesetzliche Vorschriften bestehen.

Ob und inwieweit das vorstehend in knappen Umrissen skizzirte Gesetz die in dasselbe gesetzten Hoffnungen verwirklichen wird, läßt sich vor der Hand nicht absehen. Wie in allen Fällen, in denen auf Grund eines im Wesentlichen gleichen Thatbestandes civil- und strafrechtlicher Schutz gewährt wird, so dürfte wohl auch hier in erster Linie der strafrechtliche Schutz durch Anrufung der Staatsanwaltschaft in Anspruch ge-

nommen werden. Greift diese ein, so hat der Antragsteller zunächst den Vortheil, daß von Amtswegen dem Sachverhalt nachgeforscht wird und etwa fehlende Beweise herbeigeschafft werden. Wird dann selbst der Angeklagte schließlich freigesprochen, so fallen die Kosten des Verfahrens der Staatskasse zur Last und werden nur in Ausnahmefällen — bei wissentlich falscher Anschuldigung oder frivoler Denunciation, — dem Antragsteller zur Last gelegt. Würde aber die Staatsanwaltschaft, welche nach dem vorliegenden Gesetz nur im Falle eines öffentlichen Interesses eingreifen soll, hier in gleicher Weise wie bisher bei Strafanträgen wegen Beleidigungen vorgehen, d. h. der Regel nach den Antragsteller auf den Weg der Privatklage verweisen, so dürfte die strafrechtliche Verfolgung des unlauteren Wettbewerbes bald weniger beliebt werden. Denn im Privatklageverfahren hat ebenso wie im Civilproceß der Kläger die Beweise zu erbringen und für den Fall, daß die Sache zu Gunsten des Beschuldigten ausgeht, die gerade hier nicht unbeträchtlichen Kosten des Verfahrens zu tragen. Dabei kann sich der Privatkläger nicht einmal, wie der Kläger im Civilproceß, des Beweismittels der Eideszuschiebung bedienen. Einen Vorzug allerdings hat das Privatklageverfahren, ebenso wie das Verfahren auf öffentliche Klage gegenüber dem Civilproceß dadurch, daß in Letzterem bei aller freien Beweiswürdigung des Gerichts der Nachweis, daß und welcher Schaden im einzelnen Falle z. B. durch schwindelhafte Reclame eines Concurrenten entstanden ist, nur schwer zu erbringen sein wird, während im Strafverfahren die dem Geschädigten auf dessen Antrag neben der Strafe zuzusprechende Buße verhältnißmäßig leichter zu erlangen sein dürfte. Andererseits gewährt das civilprocessuale Verfahren durch die erleichterte Zulässigkeit von einstweiligen Verfügungen die schnellste Möglichkeit, dem unlauteren Wettbewerb gegenüber Abhilfe zu schaffen. Im Uebrigen steht natürlich, sofern die erforderlichen Voraussetzungen vorliegen, Nichts entgegen, zu gleicher Zeit auf civil- und strafrechtlichem Wege vorzugehen, wobei jedoch Zuerkennung einer Buße die Geltendmachung eines weiteren Entschädigungsanspruches auf civilrechtlichem Wege ausschließt.

Als Folge des Gesetzes wird nun zwar vermuthlich in dessen erster Wirkungszeit eine Sturmfluth von Denunciationen über die Staatsanwaltschaft hereinbrechen; wird aber der erste Andrang durch fortgesetzte Verweisung auf den Weg der Privatklage abgewehrt, so dürfte bald bei der Schwierigkeit des Beweises und der Höhe der Kosten im civilprocessualen, wie im Privatklageverfahren der Schutz des Gesetzes weit weniger in Anspruch genommen werden, als man dies nach der Heftigkeit der dem Gesetze vorangegangenen Bewegung jetzt allgemein erwartet.

Kaukasische Trachten.

Von

Bernhard Stern.

— Constantinopel. —

Es ist ein wahres Wunderreich, dieses himmelanstrebende Kaukasusland mit den schönen Völkern und den romantischen Burgen und Städten, den seltsamen Legenden und den gewaltigen historischen Traditionen.

Da erhebt sich der stolze Prometheusberg, da ragt der Ararat weit über die Wolken, da ist die Urheimat der nachsintfluthlichen Menschheit.

Hier ereigneten sich die größten Thaten der Welt, hier wurden die entscheidendsten Kämpfe gefochten; hier war der Hauptweg, den alle Völkerwanderungen im Alterthum und Mittelalter genommen, hierher strebten begierig die Feldherren und Eroberer seit den uralten Heroenzeiten bis zu den Zeiten der Romanow'schen Zaren.

In Kaukasien wurde Nimrod, Sohn des Kusch, der mythische Gründer des babylonischen Reiches, nachdem er die Welt erobert, zum ersten Male besiegt, und hier fand er seinen Tod.

Nach dem Kaukasus nahmen die Skythen ihren Weg, nach dem Kaukasus, dem alten Kolchis, kamen die Argonauten, um das goldene Vließ zu holen, wurde Odysseus, der irrefahrende König von Ithaka, verschlagen.

An den Ufern des Pontus Euxinus blühten lange Jahrhunderte vor der christlichen Zeit reiche griechische Colonien, welche den eigentlichen Handelskanal zwischen Orient und Occident bildeten.

Auf dem berühmten Marktplatz zu Dioskurias, der alten Pflanzstadt Milets, heutigen Tages noch Iskurias, Iskurtsche oder auch Sebastopol ge-

heißen, und an dem Flüßchen Marmor in Mingrelien gelegen, tauschten nach der Aussage des griechischen Kauffahrers Timosthenes dreihundert in Sprache und Sitte verschiedene Stämme ihre einheimischen Erzeugnisse gegen fremde Waaren aus.

Nach dem Kaukasus kam als Eroberer der Perser Kyros und gab dem Flusse, an welchem das herrliche Tiflis prangt, seinen Namen.

Der große macedonische Alexander berührte die Länder zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere auf seinem Siegeszuge nach Asien und ward hier der Gründer zahlreicher Städte, der Held zahlreicher Sagen und Legenden.

Der Kaukasus war die Hauptfeste des Mithridates, vom Kaukasus aus drang Pompejus nach den Steppen des Nordens vor, im Kaukasus herrschten lange die Römer, hier blühten aber auch mächtige jüdische Fürsten, und schon in frühester Zeit fand in diesen Ländern das Christenthum Eingang durch Gregorius Illuminator und die Apostelin Nina.

Dann schlug die Brandung der großen Völkerwanderungen über das Gebirge und begrub alle Cultur, die Blüthe des Handels und der Wissenschaften, aber nicht für immer. Bald entstanden neue Völker, neue Städte, neue Reiche.

Von Europa kamen die reichen Genuesen herüber und knüpften segensvolle Geschäftsverbindungen mit den Ländern am Schwarzen Meere an und belebten Handel und Verkehr, bauten Kirchen und Burgen und gründeten zahlreiche Städte. Den Genuesen, den „Jgenoas“, haben die Kaukasier daher auch eine dankbare Erinnerung bewahrt. Und wenn sie an den Ruinen einer genuesischen Kirche, an den Trümmern einer genuesischen Burg vorüber reiten, so steigen sie stets vom Pferde, um für das Seelenheil ihrer einstigen Wohlthäter ein stilles Gebet zu verrichten.

Nachdem die Genuesen von den Türken vertrieben worden, nahmen die kaukasischen Fürsten und Völker größtentheils den Islam an, und die einst so blühenden Reiche zwischen Kaspi und Pontus Euxinus verfielen wieder in vollständige Barbarei. Die Stätten, wo die herrlichsten Früchte der Cultur geprangt, wurden zu Tummelplätzen für Krieg und Mord; wo lange Jahrhunderte friedlicher Handel geblüht, schwangen nun abwechselnd Perser und Türken drohend funkelnde Schwerter, blitzten unablässig blutbedeckte Lanzen, erschollen Wehrufe Sterbender, Klagelieder von Wittwen und Waisen.

Da nahte endlich der russische Adler und senkte seine Flügel über die Länder des Kaukasus, und für immer erloschen ist der göttliche Prometheusfunken, der einst auf den Höhen des Kaukasus geleuchtet, und für immer gesunken die Mauer, welche die Civilisation vor der Barbarei geschützt!

So haben die kaukasischen Reiche wunderbarere Schicksale erlebt als jede andere Gegend der Erde. Hier finden sich Monumente und Reminiscenzen aus jeder Periode der Weltgeschichte. Neben den Wohnungen

der Troglodyten, neben Höhlenstädten und in Felsen gehauenen Ortschaften sieht man grandiose Trümmerstätten von Prachtbauten, Canälen und Aquäducten, welche in den Zeiten der Weltmonarchien Assyrien, Babylonien und Alt-Persien errichtet wurden. Neben Hütten aus Erde und Lehm, neben strohbedeckten Kosakenstanitzen, neben den Filzzelten der Nomaden und den Schneehäusern der Bergbewohner ragen althellenische und römische Burgen, genuesische Kirchen und Kapellen, mohamedanische Moscheen und Medressen, Bauten und Festungen der neuesten Zeit. Im Kaukasus sind die ältesten Städte, die ältesten christlichen Gotteshäuser. Im Kaukasus giebt es aber auch Städte, die kaum ein Jahrhundert alt sind. Man wandert hier immerfort zwischen uralter Vergangenheit und jüngster Gegenwart.

Zahlreich wie die Monumente und Ruinen sind auch die Völkerschaften dieses Gebirgslandes. Gleichsam als hätte jedes der hier durchgezogenen Völker auch lebende Spuren zurücklassen wollen. Noch heute werden, nach der Versicherung des Professors Heinrich Brugsch, im Kaukusus — von Dialekten abgesehen — mehr als siebzig Ursprachen geredet. Manche dieser Ursprachen haben sich nur in wenigen Dörfern, manche nur in wenigen Familien lebendig erhalten.

Alledem entspricht die Mannigfaltigkeit der Trachten der Kaukasier und Kaukasierinnen. Jedes Volk, jeder Stamm fast hat seine eigenen. Jedoch lassen sich zwei Grundtypen unterscheiden: ein tscherkessischer und ein persischer. Viele Völker haben den einen Typus, viele den anderen ganz rein angenommen, manche wieder beide Arten in reichen Variationen untereinandergemischt.

Schon die Alten bewunderten die originellen Trachten der Kaukasier. In einem Kampfe gegen Pompejus erschienen die Kaukasier auffallend reich bewaffnet. Außer Wurfspeeren, Bogen und Pfeilen, hatten sie Panzer und Helme aus Thierhäuten und Schilde, „so groß wie eine Thür". Als die Kaukasier, im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt, im römischen Heere dienten, kleideten sie sich nach Xenophon in Leinwand; ihre Helme waren aus Holz, ihre Schilde aus Rindsleder und klein, ihre Lanzen kurz, dagegen hatten sie gewaltige Messer.

Ali Abul Hassan Mahudi, der berühmte arabische Schriftsteller, erzählte im zehnten Jahrhundert von den Trachten der Tscherkessen, welche er Keschek (persisch: stolz, anmaßend) nennt: . . . Die Keschek kleiden sich in weiße Leinwand, in griechische Seidenzeuge, in Scharlach- und andere mit Gold durchwirkte Seidenstoffe. Die weiße Leinwand ist verschiedener Gattung und aus Flachs oder aus Hanf gefertigt. Man unterscheidet namentlich eine Sorte, Thali genannt, welche feiner als das Dabiki oder die ägyptische Leinwand und zugleich dauerhafter ist. Ein Kleid aus diesem Stoffe wird um zehn Goldstücke verkauft, und es werden deren viele in die muselmännischen Länder eingeführt. Man bezieht auch welche aus den benachbarten Gegenden; indessen sind die aus Keschek geschätzter als alle anderen . . .

Ziemlich Ausführliches wissen wir über die tscherkessischen Trachten des fünfzehnten Jahrhunderts und zwar besonders durch die Mittheilungen des Reisenden Georgio Interiano, welcher damals in Kaukasien war:

Die Oberkleidung — sagt er — ist von Filz in der Weise eines Pluviale gemacht; sie hat auf einer Seite eine Oeffnung, damit die rechte Hand durchgesteckt werden kann. Auf dem Kopf tragen die Tscherkessen eine Kappe, ebenfalls aus Filz, in der Form eines Zuckerhutes. Unter ihrem Oberkleid tragen sie sogenannte Terrilicci von Seide oder Linnen, welche von dem Gürtel an abwärts gefaltet und zusammengeheftet sind, gleichwie die Schöße des alten römischen Waffenrockes. Sie tragen Stiefel und Stiefeletten, die über einander gezogen und sehr zierlich sind. Ihre Beinkleider sind von Linnen und sehr weit. Sie haben sehr lange Knebelbärte. Sie führen beständig eine Waffe, und zwar ein Feuerrohr mit sich, in einem von ihren Frauen verfertigten Futteral von geglättetem Leder. Auch haben sie ein Rasirmesser und einen Schleifstein, um es zu schärfen, stets bei sich; mit dem Rasirmesser scheeren sie sich gegenseitig den Kopf ganz kahl, nur auf dem Scheitel bleibt ein Büschel langer Haare stehen, welcher geflochten wird; und dies geschieht, wie Einige sagen, damit der Kopf, wenn er abgeschnitten werden soll, daran gehalten und das Gesicht nicht von den blutigen Händen des Mörders beschmutzt werden könne. Sobald sie in die Schlacht gehen, rasiren sie auch das Brusthaar weg, weil sie es für eine Sünde und Schande halten, wenn man nach ihrem Tode an diesem Theile ihres Körpers Haare finden würde. Sie haben auch ein aus Ringen bestehendes Panzerhemd. Sie bedienen sich dessen, wenn sie schlafen, als eines Kopfkissens. Wenn sie schlafen, stehen die Waffen immer zur Seite. Wenn sie unvermuthet aufgeweckt werden, haben sie Panzer und Waffen gleich zur Hand . . .

Interiano erwähnt auch die außerordentlich weitgehende Freigebigkeit der Tscherkessen hinsichtlich ihrer Kleidung. Wenn ein Untergebener bei seinem Herrn ein neues schönes Gewand sah, verlangte er es gleich und bekam es auch unverzüglich . . . Ungehalten darüber zu sein, gilt für eine Schande. Sobald ihnen nur ihr Kleid abgefordert wird, ziehen sie es sofort aus, geben es hin und nehmen dafür das arme Kleid des gemeinen Bettlers, das größtentheils schlecht und schmutzig ist. Und so kommt es, daß die Adligen oft schlechter gekleidet sind, als die gemeinen Leute, — Stiefel, Waffen und Pferde ausgenommen, denn in diesen Gegenständen besteht vorzüglich ihr Stolz . . .

Im siebzehnten Jahrhundert besuchte der berühmte Reisende Johannes Chardin den Kaukasus. In einer in meinem Besitz befindlichen seltenen deutschen Ausgabe seines Reisewerkes heißt es über die damalige mingrelische Kleidung: . . . Die Mingrelier haben eine besondere Tracht und lest ihre Geistlichkeit allein den Barth wachsen, beschehren das Ober-Theil des Haupts in Gestalt einer Crone, und lassen das übrige ihres Haares

ringst um den Kopff biß auff die Augen herunter wachsen. Sie bedecken sich mit einem kleinen Mützlein von den feinesten Filz zubereitet, so ringst herum in Gestalt halber Monden ausgeschweiffet ist, die Winterszeit aber tragen sie eine gefütterte Mütze; Sie sind so karg und bettelhaft, daß sie ihre Mützen, wenn es regnet, abnehmen und in den Schub-Sack stecken, auch sich lieber auff den Kopff regnen als diese elende Mützen verderben lassen solten, tragen kleine Hembden, so ihnen biß auff die Knie gehen, welche sie unten eng zusammenziehen. Wird man also nicht leicht eine häßlichere Tracht in der Welt finden; Auch führen sie einen Strick, der ihnen etliche mahl um den Leib gehet, an der Gürtelstätte, damit sie ihren Nachtbarn abgenommene Personen oder Kriegs-Gefangene sambt denen geraubten Thieren daran festmachen können. Die Fürnehmen haben Gürtel von Leder, vier Finger breit mit silbern Blatten besetzet, woran sie ein Messer sambt einem Wetzstein und Feuerzeug und wiederum drey lederne Beutel, in deren einen Saltz, den anderen Pfeffer, in den dritten aber eine Schuster Ahle, Faden und Naedl führen. Das Armuth gehet fast nackend, dessen Elend ist unbeschreiblich, und wenn es viel hat, so ist es ein alter Filtz, womit es seine Blöße bedecket; Es bedienen sich diese Leute dieses Filtzes, wie die Alten sich der Chlamydum, der Wetter-Schilder, kriechen mit den Köpffen hinein, wenden und drehen dieselben nach der Seite, da der Wind und Regen herkömt, weil solcher Filtz-Habit nur eine Seite des Leibes bedecket, und ihnen nicht weiter alls auff die Kniee geht. Dergleichen werden auch gar feine, so den Regen widerstehen gemachet, und sind bey weitem nicht so schwer als wie die gemeinen, welche wenn sie naß werden einen fast erdrücken möchten. Der ein Hembde und ein Paar geringe Schlaffhosen hat, wird vor reich gehalten, sie gehen fast alle barfuß. Die hier gemachte Schuch haben eine winzige Sohle von Püffels-Haut, so nicht einmahl recht zubereitet ist. Diese Sohle wird durch einen Riemen über den Fuß fest gemachet, und werden die Schenckel bey deren Gebrauch ebenso kotig, als wenn sie barfus gingen. Wenn sie zu Pferde sitzen, so sind sie nebenst ihren Leuten von Kopff biß auff die Füße gewaffnet; Legen sie sich schlaffen, als denn haben sie allezeit das Gewehr an der Seiten, und wenn sie einschlaffen wollen, so legen sie sich auff den Bauch und das Gewehr darunter. Ihre Waffen bestehen in den Speer, Bogen und Pfeilen, einen geraden und nicht gekrümmten Säbel, einen Kolben und ein Schild, und werden ihrer wenig gefunden, so sich der Büchsen gebrauchen solten, seynd gute Soldaten und sitzen wohl zu Pferde, wissen sich der Lantze mit einer sonderbahren zierlichen Manier zu bedienen.

Von der weiblichen Tracht der Mingrelierinnen und Imeretierinnen seiner Zeit sagt Chardin: . . . ihr Habit ist dem Persianischen zu vergleichen. Ihr Kopff-Putz kommt mit des Europäischen Frauen-Zimmers an Schmückung und Frisirung sowohl in Kräuselung der Haar, als gewürckt und gewebter Spitzen überein. Sie tragen eine Flor-Kappe, so nur

das Gesicht und das Hinter-Theil des Kopffes bedecket. Die Häßlicheren und verlebten schmincken sich ungewöhnlich, streichen das Gesicht, die Augen-Brauen, Locken, Stirne, Nase, mit allerhand Farben an, die aber noch jung und hübsch seyn, mahlen nur die Augen-Brauen. Sie schmücken und putzen sich nach Möglichkeit . . .

Die georgische Tracht erwähnt Chardin nur mit wenigen Worten: .. Ihr Habit, Pracht und Kleidung kömmt mit dem Polnischen überein, absonderlich aber so tragen sie eben solche Mützen. Ihre Kleider haben sie auff der Brust offen, gebrauchen sie gleichfalls der Knöpffe und Häffte, ihre Schuhe sind der Persianer Schuen gleich, und kleidet sich das Frauenzimmer eben wie in Persien . . .

Die persische Tracht war damals in Georgien die Landestracht. Aus dem Reisewerk des Engländers Jonas Hanway, von welchem sich eine deutsche Uebersetzung aus dem Jahre 1752 gleichfalls in meinem Besitz befindet, wissen wir über die damalige persische Tracht Folgendes: . . . Was die persische Kleidung anbetrifft, — schreibt Hanway, — so lassen die Männer meistentheils ihre Häupter beschehren. Die jungen haben öfters an dem Schlafe eine Locke herabhängen, die ihrem Gesichte zum Zierrathe dient, fast auf die Art, wie einige europäische Stutzer es vor einigen Jahren trugen. Die Backen sind ihnen geschohren, sonst reichet ihnen der Bart bis an die Schläfe. Die Mannspersonen haben meist Mützen von Tuche, die zehn oder zwölf Zoll hoch sind, und oben vier Spitzen haben. Sie haben kleinere Mützen für den Sommer, welche vorne mit grauen Lämmerfällen aus Bochara besetzt sind. Ihre Ohren sind allezeit bloß, und hängen gemeiniglich herunter, indem sie von den schweren Mützen, die darauf liegen, so gedrückt werden. Carmoisinroth ist die Farbe, die sie gern auf ihren Mützen, sowohl als anderen Kleidern tragen, und es giebt auch ein vortreffliches Ansehen. Dunkelblau, welches man selten, außer in grobem Tuche tragen sieht, ist die Farbe der Trauer. Vornehmere Leute tragen eine Binde von chermantischer Wolle, die ihnen als Turbante um die Köpfe gewickelt ist. Einige sind so sehr fein, das sie 25 Pfund Sterling kosten, und der gewöhnliche Preis für die, welche gut sind, ist 2 bis 2½ Pfund Sterling. Ihre Köpfe werden also sehr warm gehalten, und zwar umsoviel mehr, weil sie ihre Mützen selten abnehmen. Das äußerste Kleid gemeiner Leute ist schlechter Kattun. Gemeiniglich tragen sie zwei oder drey leichte Kleider, die ihnen bis an die Knie gehen; daher ihnen ihre Kleider einen großen Vortheil vor den Türken geben, welche lange weibliche Röcke tragen. Außer ihren tuchenen Kleidern von der gewöhnlichen Art haben sie auch einige, welche mit Pelzwerk, als von Hermelinen, Eichhörnchen oder Zobeln gefüttert sind, die sie um der Wärme willen, und auch öfters Staat damit zu machen, tragen: denn es ist sehr gewöhnlich, einen vornehmen Mann im heißen Sommer in seinem Zobelpelze sitzen zu sehen. Es ist aber zu bemerken, daß diese Röcke sehr kurz sind. Sie be-

weisen sich also darinnen sehr vernünftig, daß sie sich nicht mit einer überflüssigen Last von Kleidern beladen. Seide wird von vornehmen Leuten im Sommer, insonderheit zu Unterkleidern getragen: allein diese sowohl, als auch ihre kattunen und wollnen Unterkleider, sind ausgestopft, welches sie warm macht, ohne schwer zu seyn. Unter dem Gürtel, den sie um den Leib haben, tragen sie ein langes spitziges Messer in einer hölzernen Scheide, welches mit Gold oder Silber besetzt ist. Ihre Hemden sind gemeiniglich von bunter Seide und Kattun. Sie haben weder an den Händen noch am Halse Bänder; denn sie gehen allezeit mit bloßem Halse. Die Aermel ihres Oberkleides gehen ihnen herunter bis auf die Finger. Bisweilen tragen sie Strümpfe von Tuche, die wie Stiefeln sitzen; gemeiniglich aber gebrauchen sie Socken von Wolle, die bis über die Knöchel reichen. Sie tragen Pantoffeln wie Weiberschuhe ohne Quartiere. Diese Pantoffeln sind von Chagrin und ganz hart. Da die Absätze hoch sind: so thun sie auf kothigen Wegen gute Dienste, sind aber denen, die nicht dazu gewöhnt sind, sehr unbequem. Ihre Hosen sind wegen ihrer Weite in einem heißen Lande sehr bequem, und überhaupt scheint ihre Kleidung für die Gesundheit viel besser zu seyn als die europäische. Die Binde um den Leib kann ihre Lenden gleichfalls warm halten. Das Gürten um die Lenden ist in der That eine von den ältesten Kleidungsarten, wovon wir lesen. Ihre Schreiber tragen ihre Dinte und Federn in einem Futterale, welches sie in ihre Gürtel oder in ihre Tasche unter dem Arme stecken . . .

Ueber die persische Frauentracht bemerkt Jonas Hanway: . . . Die Kleidung des Frauenzimmers in Persien ist ganz ungekünstelt. Sie dient mehr zum Unterschied der Geschlechter, als eine unnatürliche Gestalt vorzustellen. Sie zieren ihre Arme mit Armbändern nach Art einiger Europäerinnen, und ihre Häupter mit Juwelen von verschiedenen Arten. Eine davon besteht aus einem leichten goldenen Kettenwerke, das mit kleinen Perlen besetzt ist, und wovon eine dünne goldene Platte, in der Größe eines Kronenstückes hängt; worauf ein arabisches Gebeth geprägt ist. Sie haben große Ohrringe, und einige sollen auch große mit Perlen besetzte Ringe in der Nase tragen, welches der schlechteste Geschmack ist, den sie haben können. Die ärmeren tragen dasselbe von schlechterem Metalle. Ihre Haare hängen in Locken. Ihre Hemden sind sowohl als die Hemden der Mannspersonen, von dünner Seide und Kattun. Sie sind aber offen an der Brust, wie die Mannshemden in Europa. Die Frauenspersonen in Persien tragen solche Pantoffeln und Hosen wie die Männer.

Gelegentlich dieser Schilderung der persischen Frauentracht lobt Hanway die Einfachheit derselben im Vergleich zu der europäischen und giebt folgenden Stoßseufzer von sich, indem er insbesondere des europäischen Reifrockes gedenkt, der ja heutzutage öfter wieder in Mode kommen will: . . . Hätte ein Perser eine solch fischbeinerne Maschine sehen sollen, — spottete der ehrwürdige Jonas —, so würde er gewiß gefragt haben, ob

die Frauensperson etwa mit einer wilden Katze solle eingenäht werden, welches bey ihnen eine Strafe für Verbrecherinnen ist. Wollte man ihm sagen, daß die europäischen Frauenspersonen diese Maschine um die Hüffte tragen, so würde er glauben, daß sie damit wegen einer unanständigen Haltung bestraft würden; niemals aber würde ein Mann bey gesunder Vernunft sich vorstellen, daß dergleichen zu einer Zierde dienen soll, und daß, je größeren Reifrock eine Frauensperson besitzt, desto größer ihr Stand, und wie einige glauben, desto größer ihre Reizungen seyn müssen. Wie können Europäer über besondere Theile der Kleidung entfernter Nationen lachen, da vielleicht keine von ihnen etwas so lächerliches als einen großen Reifrock trägt? Ueber dieses, wenn auch die Gewohnheit machen kann, daß etwas für wohlanständig gehalten wird, so kann sie doch den Krankheiten nicht vorbeugen, die aus der Erkältung entstehen; auch können die Gassen nicht breiter werden, noch die Häuser, Kirchen oder Schauplätze ihre Mauern erweitern, um diese romanenhafte Erweiterung der Kleider fassen zu können . . .

Mit diesem Excurs des alten Hanway schließe ich die Mittheilung älterer Schilderungen über kaukasische Trachten.

Indem ich nunmehr eine Schilderung der wichtigsten und interessantesten kaukasischen Trachten der Gegenwart versuche, benutze ich dabei, von zahlreichen persönlichen Beobachtungen abgesehen, die hervorragendsten und zuverlässigsten ethnographischen Arbeiten über den Kaukasus, vor allen diejenigen von Karl Koch und Roderich von Erckert, ferner die Schriften von Klaproth, Güldenstädt, Reineggs, Eichwald, Brosset, Moriz Wagner, Karl Friedrich Neumann, Baron Haxthausen, Petersen, Petzholdt, Dubois de Montperaux, Baron Thielemann, Bodenstedt, Schweiger-Lerchenfeld, Gustav Radde und Professor Hahn in Tiflis.

Die am meisten charakteristische Tracht im Kaukasus ist die sogenannte tcherkessische oder richtiger kabardinische. Unter den verschiedenen tscherkessischen Männern waren die Kabardiner, welche Erckert ihrer Bildung, Vornehmheit und Eleganz wegen treffend „die Franzosen unter den Tscherkessen" genannt hat, seit jeher in der Mode tonangebend, sodaß nicht nur alle tscherkessischen Stämme ihre Tracht annahmen, sondern daß diese unter dem allgemeinen Namen der tscherkessischen Tracht sich auch in einem großen Theil des übrigen Kaukasus verbreitete. Eine schönere, kriegerischere Tracht kann aber auch kaum gefunden werden. Dazu kommen die regelmäßigen und ausdrucksvollen Gesichtszüge der Träger, ihre kräftigen, gedrungenen, man möchte sagen athletischen Körper, ihre Gelenkigkeit und kühne Haltung, eines Wüstenarabers würdig, mit dem sie auch sonst den Adlerblick und das ungezwungene Benehmen, nur leider nicht mehr den Stolz der Freiheit gemein haben.

Die Bestandtheile der männlichen Tscherkessenkleidung sind zunächst hauptsächlich Oberrock und Unterrock. Der letztere, Archalyk, Kaftan oder

Beschmet genannt, hat Aermel und reicht etwa bis zur Hälfte des Unterschenkels. Er schließt vorn bis zum Halse mit einer Reihe Haken und Oesen, besitzt einen niedrigen Stehkragen und an beiden Seiten von oben nach unten geschnittene Taschen. Der Stoff des Archalyks ist entweder Kattun oder ein gestreiftes oder geblümtes Baumwollzeug, bei Reicheren zuweilen von einfarbiger, rother, blauer oder weißer Seide. An den Händen, an den Aermeln und am Halse ist der Archalyk mit goldenen Tressen, häufig auch mit Stickereien verziert. Wattirt wird er mit Baumwolle, und diese näht man in einer bestimmten Ordnung an den Stoff so fest, daß ein einmal in den Stoff eingerissenes Loch nicht weiter greifen kann. Aus dieser Ursache ist zu erklären, daß die Tscherkessen ihren unteren Rock so lange tragen können, bis der Stoff vollständig in Fetzen zerfallen ist.

Ueber dem Archalyk trägt man den Oberrock, die Tscherkeska. Sie ist in allen Theilen länger und weiter als der Archalyk, die Aermel sind sogar so lang, daß man sie zurückschlagen und oft am Rücken zusammenbinden muß. Vorn wird die Tscherkeßka durch eine Reihe mikroskopischer, aus Zwirn gedrehter Knöpfchen vermittelst Oesen bis zur Mitte der Brust geschlossen, eine nicht wenig anstrengende und zeitverschwendende Arbeit. Am Halse geht sie auseinander und läßt den Archalyk sehen. Ein Kragen ist nicht vorhanden. Der Stoff der Tscherkeßka ist Tuch oder Wollenzeug von violetter, blauer oder gelbgrauer Farbe. Silberne Tressen schmücken die Enden und zuweilen auch den Rücken dieses Rockes, der dadurch ausgezeichnet ist, daß auf beiden Seiten der Brust Reihen von Hülsen für je sechs bis zehn Patronen angenäht sind. Vornehme legen die Patronen erst in Elfenbeinbüchsen oder in solche von Horn, welche mit silbernem Deckel verschlossen sind, nnd dann erst in die Hülsen. Taschen besitzt die Tscherkeßka keine, sondern nur Schlitze, durch die man in die Taschen des Archalyks greift. Archalyk und Tscherkeßka werden in der Taille durch einen schwarzledernen, mit Silber verzierten Gürtel zusammengehalten.

Die Beinkleider — nach Karl Koch tscherkessisch Hoschek oder Gonschek genannt — sind eng anliegend und am häufigsten von dunkelblauem Stoff. Silberne Tressen verdecken an den Seiten die Nähte und zieren zuweilen die Enden. Nur reiche Leute nehmen Tuch allein zu denselben, da dasselbe in Kaukasien ziemlich kostspielig ist. Gewöhnlich macht man die Beinkleider dadurch billiger, daß man den oberen Theil derselben, soweit ihn die Röcke decken, aus einfacherem Stoff, aus Baumwolle verfertigt. Beim Reiten zieht man zum Schutz der Hosen lederne, mit Tressen verzierte Gamaschen über die Waden und die Knie.

Die Schuhe sind einfache, dem Fuße genau angepaßte lederne Halbschuhe ohne Sohlen und Absätze. Die Naht ist unten in der Mitte. Auf dem Obertheile befindet sich ein nicht gar großer Ausschnitt zum Hineinschlüpfen. Die Spitze ist stark nach aufwärts gebogen. Die Farbe des

Leders ist roth bei Fürsten, gelb bei Adligen und schwarz beim gemeinen Volk. Der Ausschnitt wird mehr oder weniger mit Borten verziert. Die Kopfbedeckung, Kalpak oder Papach genannt, besteht gewöhnlich in einer runden, den Ober- und Hinterkopf schützenden, wattirten Mütze mit einem Deckel von carmoisinrothem oder weißem Zeug und einem Saum von schwarzem, seltener von weißem astrachan'schen Lammfell, welches man dort Bocharafell nennt. Die Kopfbedeckung ist das unter allen kaukasischen Kleidungsstücken verschiedenartigst gestaltete, und man muß dem Reisenden Thielemann Recht geben, welcher einmal gesagt hat, es sei ein durch den ganzen Orient durchgehender Zug, „daß ein Volk, wenn es auch noch so leicht die Tracht eines andern annimmt, doch mit einer besonderen Vorliebe und Festigkeit seiner angestammten Kopfbedeckung treu bleibt. Sowohl auf den ägyptischen Reliefs ist es ja, wie auf den altpersischen Felsenbildern und am Tempel zu Persepolis, stets die Kopfbedeckung, welche die einzelnen Stämme charakterisirt." Auf diese Weise kann man die zahlreichen Variationen der kaukasischen Kopfbedeckung erklären. Die gewöhnlichste Form ist der geschilderte Kalpak oder Papach. Daneben giebt es viele andere interessante Formen. So tragen die Bergvölker eine dem gewöhnlichen Papach ähnliche Mütze mit einem Tuchdeckel darin. Die Höhe dieser Kopfbedeckung ist merkwürdig. Nie geht sie unter 20 Centimeter herunter, doch übersteigt sie oft 40 und hat manchmal so langes und dichtes Fellhaar, daß die Breite der Höhe nicht nachsteht. Eine spitz zulaufende, oben etwas eingeknickte Mütze ohne Tucheinsatz und von nicht übermäßigen Dimensionen trägt der Georgier oder Grusier. Während die Bergbewohner den dichten zottigen Pelz vorziehen, liebt er fein gekräuselte Felle. Der Tatar und der Armenier haben alle denkbaren Formen, bald mit Tuchdeckel und Sammeteinsatz, bald mit Gold gestickt, bald einfach spitz zulaufend wie die persischen Bauernmützen. Die letztere Form haben auch die Juden in Mingrelien und Imeretien adoptirt; ihre Mützen fallen wegen ihrer ganz unglaublichen Größen auf. Die Tuschen und Pschawen und die ärmeren Leute in Georgien tragen eine niedrige Filzkappe mit aufgeschlagener Krämpe, die mohammedanischen Mollahs einen malerisch gewundenen Turban, die Swanethen einen grauen Filzhut, welcher den Tirolerhüten ähnlich sieht, die Gurier, Mingrelier und Imeretier einen sonderbar winzigen Deckel — und so fort. . .

Bei schlechtem Wetter, bei Sturm und Regen und Kälte bedienen sich die Tscherkessen noch dreier Stücke: des Mantels, der Regenhaube und der Ueberschuhe. Die letzteren unterscheiden sich nicht von unseren Regenstiefeln. Dagegen ist der Mantel ein ganz originelles Ding, eine Art Rotonde, welche im Allgemeinen Burka heißt. Sie wird aus Haaren halbkreisförmig zusammengefilzt, ist ziemlich steif und unbeholfen, aber desto nützlicher gegen Wind und Regen. Selbst bei der Fahrt über die Schneegefilde des Kasbeck empfand ich unter dem Schutz der Burka nicht die

geringste Spur des eisigen Frostes, welcher über uns dahinstrich. Die nach außen gekehrte zottige Haarseite hält ebenso vorzüglich Frost wie Regen zurück. Man trägt die Burka an einem Riemen lose um den Hals gehängt, und da sie immer nur eine Seite des Körpers schützt, dreht man sie nach der Richtung, woher Frost und Regen kommen. Diese Burka ist eines der ältesten kaukasischen Kleidungsstücke, welches wir schon von den citirten alten Reisenden beschrieben sahen.

Wärmt die Burka den Körper, so trägt man zum besonderen Schutz des Kopfes das Baschlyk, eine in zwei lange Enden auslaufende Haube von zuckerhutförmiger Gestalt. Die Enden wickelt man um den nackten Hals und verhindert dadurch das Hineinfließen des Regens oder Schnees in den Hals. Der Stoff des kaukasischen Baschlyks ist meist ein gelbgraues, zottiges, von den Frauen verfertigtes Gewebe aus Kameel- oder Ziegenhaaren, mit farbigen Borten und Trobbeln verziert. Man zieht das Baschlyk über die Kopfmütze und spürt dann keinen Lufthauch mehr durch. Seiner Vortrefflichkeit wegen ist dies Kleidungsstück in der russischen Armee eingeführt und wird auch sonst im Winter in ganz Rußland von Alt und Jung viel getragen. In Mingrelien, Gurien und Abchasien steht das Baschlyk nicht blos bei schlechtem Wetter oder im Winter in Gebrauch, sondern immerfort, doch wird es nicht einfach aufgesetzt, vielmehr statt jeder anderen Kopfbedeckung turbanartig gewunden.

Spricht man von der Kleidung der Tscherkessen, so darf man die Waffen, die gleichsam einen Hauptheil dieser Kleidung bilden, nicht vergessen. In den Waffen beruht manchmal der ganze Reichthum eines Tscherkessen, die Waffen führt er immer mit sich; selbst wenn er bei einem Freunde zu Gast erscheint, ist er kriegerisch geputzt, und sogar wenn er schläft, hat er wenigstens einen Dolch bei sich.

Die Flinte des Tscherkessen unterscheidet sich stark von der unsrigen durch einen kleinen schmalen Kolben und ein längeres schweres Rohr. Um sie gegen äußere Einflüsse zu schützen, trägt man sie in einem zottigen Ziegenfellfutteral über der Schulter.

Der Säbel, Schaschka, ist lang, nur wenig gegen das Ende hin gekrümmt, ohne Parirstange, und der Griff so einfach, daß die Hand, welche ihn führt, gar nicht geschützt ist. In einer schönen Scheide von schwarzem oder rothem Leder wird er an einem besonderen Bandeliergehänge aus schmalen Riemen um die rechte Schulter geworfen und halbschräg an der linken Hüfte, die Klinge mit der concaven Seite nach vorn, getragen. Griff und Scheide der Waffe, sowie Schnallen und Knöpfe am Gürtel und Gehänge sind reich mit Silber verziert.

Die Pistole, Pischtan, ist schmal und in die Länge gezogen. Sie befindet sich gewöhnlich im Gürtel, aber auf der Rückenseite.

Ein merkwürdiges Stück ist der Dolch, gewöhnlich Kindschal genannt, türkisch Chandschar. Er ähnelt dem kurzen, zweischneidigen Schwerte der

Römer, ist wie dieses über einen Fuß lang, sehr breit und hat mehrere Blutrinnen. Der Griff, mit auffallend kleinem Ausschnitt für die Hand, hat wie die Schaschka keine Parirstange; die Scheide ist ledern und schwarz. Getragen wird der Kindschal am Gürtel, aber nicht an der Seite, sondern vor der Mitte des Leibes. Gewöhnlich befindet sich in einem besonders dazu eingerichteten Täschchen der Kindschalscheide noch ein kleines Messer. Auf schöne, namentlich alte Kindschals wird großer Werth gelegt. Im Bazar zu Tiflis kann man, obgleich die Blüthezeit der kaukasischen Waffenfabrikation vorüber ist, noch prächtige Klingen erwerben.

Am Gürtel sind neben Pistole und Dolch noch vielerlei Gegenstände befestigt: ein silbernes Feuertäschchen mit Stahl, Stein, einer Art Zunder und einem Schraubenzieher, eine Büchse zum Fett für die Kugeln, ein lederner Tabaksbeutel und die kurze, meist hölzerne Pfeife. Das Pulverhorn befindet sich gewöhnlich in einer kleinen Tasche unterhalb der Patronenhülsen auf der Tscherkeßka.

Früher, wo die Feuergewehre im Kaukasus noch nicht so verbreitet waren, kannte man dort natürlich Bogen und Pfeile. Auch des Panzers bediente man sich. Derselbe bestand aus dem künstlich aus zahlreichen Ringen zusammengesetzen Panzerhemd oder Affeh, dem großen Helm oder Tasch und dem kleinen Helm oder Kipha, aus Armschienen, Achumbuch, und eisernen Handschuhen, Aschteld. Auch Nackenberge am Helme, Beinschienen und Schilde fehlten nicht. Solche vollständige Rüstungen finden sich heute nur noch in wenigen Familien und bei den in ganz abgelegenen Bergthälern wohnenden Stämmen, wie bei den Chewsuren.

Soviel über die tscherkessische Männertracht.

Die tscherkessische Frauentracht unterscheidet sich bedeutend von der sonst im Orient üblichen. Sie ist nicht bei allen tscherkessischen Stämmen gleich, sondern bei denen des Ostens zum Theil abweichend von der Tracht des Westens.

Ein langes dünnes Manneshemd mit unten sehr breit werdenden Aermeln, welche mit Silberband verziert sind, bedeckt zunächst den Körper; es ist aus seidenem, wenig glänzendem rothen Zeuge, Kanauß genannt. Ueber dem Hemd trägt man den Unterrock, Beschmet. Dieser Unterrock ist vorn offen, auf der Brust mit einem Häkchen festgehalten, mit oben ganz engen Aermeln, die unten weit und faltig und mit Verzierungen eingefaßt sind. Der Stoff ist hier ebenfalls Kanauß oder auch Baumwolle, die Farbe verschiedenartig. Der Oberrock ist aus Tuch verfertigt, mit Pelz besetzt und reicht bei den östlichen Tscherkessinnen bis an die Knie, während der Unterrock bis zu den Knöcheln herabfällt. Bei den westlichen Tscherkessinnen aber ist der Oberrock länger als der Unterrock, ja er hängt zuweilen so weit herab, daß er zu einer Schleppe wird. Nach vorn ist er

dann ausgeschnitten, und das hier kaum zu den Knien reichende Unterkleid läßt die Hosen sichtbar werden. Auf der Brust des Oberrockes befinden sich bei den östlichen Tscherkessinnen wie bei den westlichen zuweilen einige, den Patronenhülsen des männlichen Tscherkessenrockes ähnliche Verzierungen: drei parallele Reihen ganz kleiner kugelförmiger silberner Knöpfe gehen von oben nach unten und sind horizontal durch massive längliche silberne Prismas verbunden. Die Beinkleider der Tscherkessinnen sind weit und aus seidenem oder baumwollnem Stoffe. An ihrer Farbe erkennt man, ob die Trägerin Mädchen, Frau oder Wittwe ist. Weiße oder gelbe Hosen werden von jungen Mädchen getragen, rothe von Ehefrauen, blaue von Wittwen. Der Gürtel besteht aus Saffianleder und ist mit fein gewirktem Silberband eingefaßt; in der Mitte des Gürtels befindet sich eine silberne Litze. Vorn eine sehr massive Art Schnalle, eher ein Metallstück zu nennen, welches die Hälfte des Gürtels umspannt. Als Schloß dient eine senkrechte Röhre, in die von oben ein Stift gesteckt wird. Die Verzierungen der Schnalle sind von Gold, mit Ornamenten in Schwarz. An beiden Seiten von der Mitte befinden sich zwei silberne erhabene Knöpfe in ovaler Form, von oben nach unten gerichtet; in der Mitte selbst ebenfalls solch ein ovaler Knopf, über und unter ihr verschiedene runde Knöpfe. Die Fußbekleidung bilden Saffian-Schuhe aus einem Stück ohne Sohle, wie sie im Orient allgemein üblich sind; daneben Pantoffeln mit dicken Sohlen und hohlen Hacken, mit Silber und Goldband verziert, vorn ganz spitz zulaufend. Das Haar der jungen Mädchen wird in dicke Flechten nach rückwärts gelegt und in eigenthümlicher Weise verziert. Die Verzierung besteht aus weißem Zitz, welcher fest und schmal zusammengelegt ist, dann zu einer Art Zopf, aus zwei Stricken bestehend, gedreht wird, tiefer als die Mitte des Körpers herabhängt und von dort mit zwei schmalen glatten Bändern bis zu den Füßen reicht. In den zopfartigen oberen Theil der Verzierung wird der wirkliche Zopf hineingeflochten. Bei den verheiratheten Frauen wird das Haar nicht geflochten, sondern fällt in mehreren langen Locken über die Ohren nach vorn herab. Die Kopfbedeckung besteht bei den östlichen Tscherkessinnen aus einem wattirten Deckel, an dem vorn ein Diadem befestigt ist. Von diesem fließt ein schön gestickter Musselinschleier herunter. Die westlichen Tscherkessinnen haben eine runde wattirte Mütze mit einem Saum von Silbertressen. Daneben giebt es auch einen höchst originellen Kopfschmuck, welchen insbesondere die Kabardinerinnen tragen. Derselbe besteht aus einem fünfzehn Centimeter hohen Cylinder, dessen Weite gerade auf den Kopf paßt und horizontal mit mehreren silbernen und goldenen Tressen umnäht ist. Nach oben zu verengt sich der Cylinder zu einem halbrunden, aus sechs metallenen Dreiecken bestehenden Dach, das äußerst geschmackvoll mit Gold und Schwarz verziert ist. In der Mitte des Daches ist ein silbernes Rad mit acht Speichen eingravirt. Von der Spitze der Kopfbedeckung hängen feine silberne Kettchen mit silbernen Knöpfchen am Ende

herab. Solche silberne Knöpfchen sind auch am unteren Rande des Cylinders, sowie am oberen Rande, am Beginn der Rundung, angebracht. Von dieser Kopfbedeckung hängen endlich auch zwei feine goldene Schnüre lang nieder, sie endigen in zwei silberne und zwei goldene kleine Quasten unter der früher beschriebenen Zopfverzierung. Junge Mädchen haben auch ein Corset. Dasselbe näht man ihnen schon im zehnten Jahre um den Leib fest, so daß dadurch eine Entwickelung der Brust ganz und gar verhindert wird. Das Corset bleibt bis zur Hochzeit des Mädchens dasselbe, dann erst wird es vom Bräutigam mit der Spitze seines Dolches aufgeschlitzt. Bis zu ihrer Verheirathung gehen die Mädchen unverschleierten Angesichtes, dann zeigen sie sich meist nur mit einem großen baumwollnen Tuche verhüllt. Selbstverständlich lieben die tscherkessischen Frauen auch Schmuck, und sie behängen sich mit allerlei Flitterwerk über und über. Eine besondere Vorliebe haben sie wie alle Orientalinnen für riesige Ohrgehänge. —

Die tscherkessische Tracht wird, mit einigen kleinen Abweichungen, von den meisten Bergvölkern getragen. Seit dem Kriege Schamyls haben auch die Lesghier im Daghestan diese Tracht angenommen, dabei aber besondere Eigenthümlichkeiten beibehalten.

Die lesghischen Männer haben Tscherkeßka und Beschmet ganz wie die Tscherkessen. Im Hause wird das Oberkleid, die Tscherkeßka, abgelegt; auch die Waffen giebt der Lesghier in der Wohnung von sich; dagegen zieht er das Unterkleid oder Beschmet nie aus.

Eigentliche Pantalons besitzen die Lesghier der Gebirge nicht, sondern mehr Unterkleider, die am Unterschenkel mit einem Lederstück umschlossen sind. Dieses Lederstück ist der getrennte Schaft der Fußbekleidung. An den Schaft schließen sich für den häuslichen Gebrauch rothe oder schwarze Saffianschuhe ohne Sohle; bei einem Ausgang auf die Straße zieht man über die Saffianschuhe hohe und spitze Pantoffeln chinesischer Art.

Das Hemd ist ganz kurz und wird, ebenso wie das Beschmet und die falschen Pantalons, über Nacht nicht abgelegt; man trägt also Hemd und Kleider, mit Ausnahme der Tscherkeßka, so lange, bis sie in Fetzen vom Leibe fallen.

Die Weiber der Lesghier sind in dieser Hinsicht nicht sauberer. Die lesghischen Frauen sind unter allen Kaukasierinnen wohl die am meisten geplagten und gedrückten, und demnach ist auch ihre, wie ihrer Kinder Kleidung höchst ärmlich. Ihre gewöhnliche Tracht bilden Pantalons und darüber gleichfarbige bunte Hemden aus Baumwolle; die Farbe ist im Gebirge meist dunkelblau, in der Ebene verschieden. Das ziemlich lange Hemd ist bei der Arbeit mit einer Schnur um die Taille befestigt, um das Steigen und Klettern auf den zackigen Felsen, wo die Weiber das Holz zusammenlesen müssen, nicht zu behindern. Ueber dem Hemde trägt man ein offenes Kleid mit weiten Aermeln; dasselbe wird blos in der Taille mit einem Haken zusammengehalten. In der Ebene tragen die

Lesghierinnen Hemd und Ueberkleid viel kürzer. Dafür ist das bei den Lesghierinnen des Gebirges verhältnißmäßig enge Beinkleid hier so außerordentlich breit und in Falten gelegt, daß es wie ein Unterrock erscheint.

Neben dieser gewöhnlichen lesghischen Frauentracht giebt es bei reichen Leuten auch eine prunkvolle festliche Tracht. Erckert hat eine solche beschrieben: Den Kopf bedeckt alsdann ein gestreiftes seidenes Tuch mit nach vorn gebogenen Zipfeln; darunter ein weißes baumwollenes Tuch in der Art eines großen Handtuches um den Kopf gewunden, mit dem einem Ende hinter dem Zopfe auf der linken Seite, mit dem anderen Ende aber auf die linke Schulter nach vorn herabfallend; dieses Tuch ist gewöhnlich mit goldenem gemusterten indischen Galon eingefaßt, und zwar an den Enden in mehr als 30 Centimeter Breite. Das lange, breite ziegelsteinfarbene Hemd ist aus dünnem gewebten Stoff und mit spitzen Goldblättern durchzogen. Ueber diesem Hemd wird ein Oberhemd von dunkelblauer Seide getragen, dessen Aermel mit breitem schwarzen Stoff eingefaßt sind; auf dem schwarzen Stoff sind dreieckförmige Perlen und zwischen den Perlen verschiedenartige kleine Goldverzierungen aufgenäht. An den Fingern funkeln viele, außerordentlich große und hohe goldene Ringe, theils mit einem großen eiförmigen hoch emporstehenden Stein, theils mit verschiedenen kleinen Edelsteinen besetzt. Auf dem Handgelenk goldene, mit Edelsteinen — meist Türkisen — besetzte Armbänder von feiner Arbeit. Auf dem in Zöpfen geflochtenen Haar endlich ist eine Art Mütze befestigt, von der mehrere Zipfel unter das untere Hemd herabfallen. —

Der tscherkessischen Tracht ebenfalls ähnlich, aber lange nicht so schön und so gut ist die Kleidung der Tschetschenzen.

Auf der Vorderseite des Rockes, der in tscherkessischer Manier gearbeitet wird, sind verschiedenartige Stückchen Tuch für die Patronen aufgenäht. Außer dem Rock ist noch ein Paar plumper Beinkleider das Hauptstück des männlichen Anzuges. Dagegen geben die Waffen den Tschetschenzen ein imponirendes Aussehen. Außer einer guten Flinte haben sie ein Panzerhemd, Säbel und Dolch, vier Fuß lange Spieße, aus festem Doppelleder bestehende, einen Fuß lange ovale Schilde, auf deren Außenseite Eisenringe mit großköpfigen eisernen Nägeln befestigt sind, während die innere, mit Leder gepolsterte Seite einen Lederriemen hat, den man über den Vorderarm schiebt. Niemals geht der Tschetschenze auch nur vor die Thür seines Hauses ohne Waffen. Wenigstens trägt er außer dem Dolche, den er selbst beim Schlafen nicht ablegt, noch den Toppus mit sich, einen langen Eisenstock, dessen oberes Ende eine eiserne, mit drei Spitzen besetzte Kugel bildet.

Die Tschetschenzenfrauen sind von natürlicher Anmuth, kleinem, aber starkem Körperbau, gesundem Aussehen und heiterem Charakter. Ihre angenehme Erscheinung wird durch eine malerische Tracht erhöht.

Das Vorderhaar der Mädchen wird kurz geschnitten und nach vorn gekämmt, an der Stirn sorgfältig ausgebreitet, angeklebt und mit Bleiweiß glänzend gemacht. Die Hinterhaare hängen in vielen Zöpfen auf die Schultern und den Rücken herunter. Bei verheiratheten Frauen theilt man das Haar blos in zwei Zöpfe, jeder derselben wird mit einem seidenen, wollenen oder leinenen Bande so oft umwickelt, bis er an der Wurzel eines Zolles Dicke hat; dann bindet man die beiden Enden zusammen. Den übrigen Kopfputz bilden lange schwere Ohrgehänge von Kupfer, Messing oder Bergkrystall und das tscherkessische Diadem. Das Gesicht ist gewöhnlich unverhüllt. Ein großes Tuch, welches am Kopfe befestigt ist, dient nicht zum Verhüllen, sondern zum Schmuck und fällt nach hinten herab. Die Körperkleidung besteht aus einem, an den Schultern und auf der Brust oft fünf Finger breit reich gestickten Hemd, einem bis an die Waden reichenden, mit einem Gürtel zusammengeschnürten Oberrock und aus einem Paar Beinkleider, die am Ende mit einem schwarzen Rande eingesäumt sind. Auch bei den Tschetschenzinnen dienen die rothen, blauen oder weißen Farben der Hosen zur Erkennung, ob die Trägerin Mädchen, Gattin oder Wittwe ist. Im Winter tragen alle Tschetschenzinnen Schuhe, im Sommer gehen sie barfuß. Wenn sie ihre Hauswirthschaft versehen haben, beschäftigen sie sich mit dem Verfertigen von Teppichen oder Filzdecken. Auch dünnes wollenes Zeug, woraus sie Kleidung für sich, ihre Männer und Kinder bereiten, wird von ihnen hergestellt.

Die Osseten haben für ihre männliche Tracht die tscherkessische adoptirt, nur schmücken sie diese weniger aus. Die größte Sorgfalt wenden sie dagegen auf ihre Waffen. Diese sind zum Theil uralt, mit lateinischen Inschriften und verschlungenen Buchstaben und Wappen und stammen oft noch aus der Zeit, da die Genuesen das Schwarze Meer beherrschten. Als Professor Hahn sich 1888 auf einer Fußtour in den ossetischen Alpen befand, zeigte man ihm dort ein Schwert, auf welchem die Zahl 1097, ein Kreuz und ein Halbmond eingravirt waren; es stammte angeblich von einem Kreuzritter.

Im Gegensatz zu der tscherkessischen Tracht der ossetischen Männer hat die Kleidung der ossetischen Frauen mit Ausnahme derjenigen der schimittischen und digorischen Stämme, fast gar nichts Tscherkessisches.

Diese Kleidung besteht hauptsächlich aus einem einzigen Stück: einem weiten, zumeist blauen Gewand, das dem Körper nur leise angefügt ist und ihn vom Hals bis zu den Knöcheln vollständig umschließt. Ein Gürtel befestigt dieses Gewand um die Taille. Karl Koch erzählt, daß die echten Ossetinnen weder Beinkleider noch Kopfbedeckung kennen, doch giebt es nach Erckert einige Ossetenstämme, wie die Digoren und Schimitten, deren Frauen Beides besitzen, da bei ihnen zumeist die tscherkessische Tracht vorherrscht: Die Haare werden hier in einen Zopf geflochten, und dieser durch ein weißes, unter dem Kinn zusammengeschlungenes Tuch verborgen, während

die Enden des letzteren über die Schultern zurückfallen. Das weiße Unterhemd verfertigt man häufiger aus Baumwolle als aus Leinwand. Das darüber befindliche Oberhemd, mit einem schmalen Galon verziert, tritt oben am Halse und an den Händen unter den Oberkleidern hervor; es besteht meist aus carmoisinrothem Seidenzeuge, das an den Aermelöffnungen mit Silbertressen eingefaßt wird. Ueber dem Oberhemd befindet sich ein ganz kurzer, buntfarbiger Rock, vorn offen, weiter unten zugehakt; ein silberner Galon umgiebt die Borte des Rockes. In den unteren beiden Ecken der Schöße ist eine Art Schleife aus Silberstickerei, vorn auf der Brust eine Verzierung in Art der Husarenschnüre aus gediegenem Silber, wie bei den Tscherkessinnen, mit drei Knopfreihen; rings um den Halsausschnitt auch eine Galonverzierung. Ueber diesem kurzen Rock trägt man einen langen, der vorn offen, in der Taille zugehakt, und schräg steil vorn auf der Brust ausgeschnitten ist; ebenfalls wie bei den Tscherkessinnen. Die Aermel dieses Rockes sind gerade, eng, nicht sehr lang, die Brust ist mit schmalem Silbergalon eingefaßt; unter die Taille hinabreichend, bis fast zum unteren Rande des Kleides und diesen etwas entfernt herum begleitend, befindet sich ein Streifen von breitem geblümten Stoff von heller Farbe. Die Taille umschließt ein Ledergürtel, vorn aus gediegenem Silber bestehend, mit einigen kleinen erhabenen Vierecken als Verzierung; im Gürtel ist das Schnupftuch befestigt. Die Pantalons unter dem Hemd sind sehr breit und aus einem Stoff von bunter Farbe. Die Strümpfe aus Baumwolle sind mit Saffianschuhen bekleidet; für den Straßengebrauch sind hohe, spitze Pantoffeln bestimmt . . .

Theils tscherkessisch, theils persisch ist die Kleidung der Georgier oder Grusier. Die Männer tragen einen langen Oberrock mit tief herabhängenden und vorn mit Spitzen besetzten Aermeln, welche vom Ellenbogen an aufgeschlitzt und bequemer Handhabung halber über den Rücken zusammengeschlagen werden. Dieser Rock, Kaba genannt, ist einfarbig, meist aus Tuch, selten aus Merino oder Seide. Ein Kragen fehlt, und der Hals erscheint deshalb entblößt. Schnüre treten an Stelle der Knöpfe und Knopflöcher. Diese Schnüre näht man auf der einen Seite des Rockes zu Kiböebi oder Schlingen, während sie auf der anderen Seite zu Gilebi oder Knoten zusammengeknüpft werden. Unter dem Oberrock trägt man den Unterrock, Archalyk, welcher nicht bis über die Knie reicht. Er ist aus Seide oder Baumwolle und dicht wattirt. Die Beinkleider, Scharwali, sind weit und reichen manchmal bis zu den Knieen herunter, wo sie eng zusammengezogen werden. In der Regel ist, selbst bei Reicheren, nur der untere sichtbare Theil der Hosen aus Seide, der obere aber, welcher durch die Röcke verdeckt wird, aus Kattun. Aermere Leute verfertigen das ganze Beinkleid aus Kattun. Ein Band, Chonchar, hält die Hosen um die Hüfte fest. Reiche Leute tragen Strümpfe, welche aus zwei abgesonderten Theilen bestehen, aus den eigentlichen Fußsocken oder Zindebi und den

Oberstrümpfen, Paitschebi oder Tsugi, welche das Schienbein und die Wade einschließen. Die Oberstrümpfe werden manchmal durch ein Stück Leder, Kalaman, vertreten. Zu Hause trägt man die Koschabi, geschnäbelte Pantoffeln, welche nur bis etwas über die Mitte des Fußes reichen und mit hohen Absätzen versehen sind. Für die Straße aber dienen die Satzwethi, auf dem Untertheil durch eine Naht befestigte und in einen Schnabel auslaufende Schuhe. Auf dem Kopfe schließlich tragen die Georgier eine hohe, zuckerhutförmige Mütze, die Kudi, die aus Tuch und mit schwarzem Pelz besetzt ist; selten besteht sie ganz aus Pelz.

Die Georgier machen hinsichtlich der Kleidung große Ansprüche; bei wenigen Völkern kann man soviel Neigung zu äußerlichem Prunke finden. Nur der Allerärmste geht in schlechten Kleidern, wer es irgend vermag, kleidet sich schön, ja luxuriös. Auf schöne Kleider und Waffen, neben oft kostbaren Teppichen für seine Wohnung, legt der Georgier das größte Gewicht, und Mancher verausgabt seine ganze Einnahme dafür, spart sich deshalb ordentliches Essen ab. An dem Gürtel oder der Sartkewa wird der große zweischneidige Dolch, der Chanschal befestigt, in dessen Futteral noch ein Messer und eine Pfrieme befindlich sind. In dem Gürtel stecken neben dem Dolche noch: rückwärts die Pistole, georgisch: Dambtscha, vorn und an der Seite das Sapirißzamble oder Pulverhorn und die Patronentasche, Saßzabro. Der nur wenig gekrümmte Degen, Chinali genannt, hängt an einem Riemen an der Achsel. Die Flinte, Topi, wird meist, in einem Futteral, über die Schulter gehängt.

Zu den nothwendigen Toilettebedürfnissen der Georgier gehören auch Farbstoffe; besonders die älteren Männer färben sich das Haar roth und die Augenbrauen schwarz.

Noch eitler sind naturgemäß die Mädchen und Frauen. Dieselben schminken sich bis zur Unausstehlichkeit und behängen sich über und über mit Tand und Schmuck.

Die Frauen der Georgier tragen einen langen, aus Seide oder Kattun verfertigten und zuweilen mit Gold durchwirkten Unterrock oder Archalyk. Vorn auf der Brust ist derselbe offen und läßt das Giljeperi sehen, ein Vorhemdchen von meist rother Farbe, welches den Busen nur mangelhaft bedeckt. Ein reich verzierter, durch eine goldene oder silberne Spange geschlossener Gürtel, die Sartkeba, hält den Archalyk um die Hüften zusammen. Ueber dem Archalyk wird nur im Winter, und auch nur von den Reicheren, noch ein Rock, Kathibi, getragen. Unter dem Archalyk haben die Georgierinnen die meist rothen Beinkleider, Nipchepi, und unter diesen das Hemd, Peranga, welches bis zu den Knien reicht. Die Strümpfe und Pantoffeln sind wie die der Männer; Schuhe oder Stiefel besitzen jedoch die Frauen nicht. Die Kopfbedeckung besteht gewöhnlich aus dem Thawsakrabi, einem breiten, rund um den Kopf sich schlingenden Bande, und dem in der Mitte desselben angehefteten, meist aus Filz verfertigten

Deckel, Kopi. Bei feierlichen Gelegenheiten tritt an Stelle des Bandes ein Diadem, an welchem ein Schleier befestigt wird; derselbe heißt nach Koch Tschikila, nach Brosset Betschaki, hängt nach rückwärts und dient zum Verhüllen des Gesichtes. Diesen Zweck erfüllt die Tschadra, ein großes baumwollenes Tuch, welches den ganzen Körper einhüllt, ohne Gehen oder Bewegung zu hindern. Die Haare werden in zahlreiche kleine Zöpfe geflochten und hängen bei den Mädchen nach rückwärts herunter, bei den verheiratheten Frauen fallen zwei große Zöpfe nach vorne. Das Diadem als Kopfputz giebt dem meist schönen und regelmäßigen Gesicht mit den großen heißen Augen und der scharfgeschnittenen, manchmal langen Nase einen eigenthümlich romantischen und interessanten Ausdruck. Damit das Diadem ja recht gut passe, sollen die Georgierinnen ihren neugeborenen Mädchen die Stirn zurückdrücken, ähnlich wie die Chinesinnen ihren Töchtern bald nach der Geburt die Füßchen verstümmeln.

Dem georgischen Volke verwandt sind die Pschawen und Tuschinen. Die pschawischen Männer tragen die gewöhnliche Tracht der Georgier oder Grusier. Von der pschawischen Frauentracht ist eigentlich gar Nichts zu sagen: die pschawischen Frauen haben überhaupt keine Kleidung, sondern blos eine Anzahl Fetzen und Lumpen, darüber zuweilen einen schmutzigen zerrissenen Schafpelz mit hoher Taille.

Die tuschinischen Männer tragen ebenfalls eine Kleidung ähnlich der georgischen, aber mit einigen Abweichungen. Sie besitzen die Tscherkeßka und zwar in Blau oder Schwarz, doch gewöhnlich ohne Falten auf der Brust für die Patronen. Am Gürtel, der oft versilbert oder massiv silbern ist, hängt der Kindschal. Die Beinkleider sind kurz, sie reichen meist nur bis zu den Knien. Die Fußbekleidung bilden für die Straße eine Art lederner Gamaschen und schnabelförmig zugespitzte Schuhe ohne Absätze, nach Hahn hier Tschusti genannt. Zu Hause trägt man breite Schuhe aus grober Wolle, meist ohne Strümpfe; an diesen Hausschuhen wechseln ½ Zoll breite weiße und schwarze Querstreifen mit einander ab; die Sohle besteht aus 10 bis 12 Schnüren, die vielfach mit Garn umwunden oder zusammengenäht sind. Die Frauen tragen ausschließlich dieses Schuhwerk. Die Kopfbedeckung der Männer besteht aus einem, nach Art des Strumpfes gewirkten Filz oder aus zusammengenähten Filzlappen, welche zu einer Art Körbchen gerollt werden.

Interessant und malerisch ist die Tracht der tuschinischen Weiber. Ueber das weiße ausgenähte Hemd und die langen Beinkleider wird, wie Professor Hahn beschreibt, der lange dunkelblaue Rock mit hellem Saum getragen; der Brustlatz wird nach unten hin breiter und bauscht sich über dem Gürtel sackartig auf; über diesem Latz hängen an Schnüren Münzen und Perlen herab, um den Hals sind ebenfalls solche Schnüre gewunden. Das kurze, offenstehende, an den vorderen Enden abgerundete Jäckchen ist oftmals reich mit silbernen und goldenen Borten geziert. Ueber dem

Ganzen wird ein kurzer, etwa bis zum Knie reichender Schafpelz mit hoher Taille getragen — jedoch meist nur im Winter, seltener im Sommer — und darüber noch ein langes, schwarzes, hübsch gefaltetes Tuch, das vom Kopf über die ganze Gestalt herabfällt. Manche Frauen tragen ein Stirnband, um die Haare zusammenzuhalten, und bedecken das Gesicht von unten bis zum Mund nach Art der mohammedanischen Frauen. Sie haben wenig Schmuck, meist Fingerringe. An der Art des Haartragens unterscheidet man die Mädchen von den Frauen; erstere flechten das Haar in vier Zöpfe: zwei an den Schläfen, und zwei am Hinterkopf; sobald sich das Mädchen verheirathet, werden die zwei Zöpfe an den Schläfen abgeschnitten.

Einen höchst malerischen Rest aus dem Mittelalter bilden die Chewsuren, ein Völkchen von etwa fünftausend Seelen, welches das wilde Gebirge nördlich vom Tioneti bewohnt und sich von Jagd und etwas Schafzucht nährt. Thielmann sagt in seinem Reisewerk von den Chewsuren: „Mit ihrem Kettenpanzer, der altdeutschen Brünne gleich, mit dem Helm aus einer concaven Eisenplatte, mit dem kleinen, runden, eisenbeschlagenen Schilde, der altdeutschen Tartsche, mit den Armschienen und Beinschienen, erinnern sie lebhaft an die Reisigen aus den Kreuzzügen. Hierzu kommt noch der Rock von schwarzem Wollenzeug, der bis zu den Knien reicht und auf der Brust, den Schultern und den Aermeln mit aufgenähten kleinen rothen Kreuzen geschmückt ist. Manche haben auch weiße Röcke mit schwarzen Kreuzen.“ Aus dieser Tracht, sowie aus dem Umstand, daß die Chewsuren seit Urzeiten Christen sind, hat man schließen wollen, daß sie von versprengtem Volke aus den Kreuzzügen abstammen, was aber bisher bloße Vermuthung geblieben ist.

Nicht minder interessant als die Tracht der chewsurischen Männer, welche Gustav Radde in seiner klassischen Monographie über Chewsurien ausführlich beschrieben hat, so daß ich darauf verweise, ist die Tracht der chewsurischen Frauen. Dieselben tragen auf dem Körper zunächst einen sackartigen schweren Ueberwurf als Hemd oder Dschuba, welches bis an die Knöchel des Fußes reicht. Die Aermel an diesem Hemdrock sind auffallend kurz. Im Hause trägt man nichts Anderes. Auf der Straße aber hat man noch einen Gala-Oberrock, Tschocha genannt. Diese Tschocha ist aus feinem, aber hartem Wollengewebe, nicht sehr lang, mit einer bunten Einfassung am Rande und sonst auch vielfach verziert mit Perlenschnüren und Milchglasknöpfen. Die Aermel dieses Oberrockes sind auffallend lang, oben und unten von der Schulter an durch Silberband in vier gleich große Felder getheilt, und auf jedem Felde ist ein Kreuz schief aufgenäht. Auf dem Rücken des Rockes ist ein großes capuchonartiges und mit aufgenähten Kreuzen geschmücktes Viereck.

Der Leibgurt ist lang, aus grobem Gewebe und am Ende in plattgeflochtenen Schnüren auslaufend.

Sehr sonderbar ist der Kopfputz der Chewsurenweiber. Unter der

turbanartigen Kopfbedeckung schaut das aus grobem Leinen verfertigte Stirnband hervor, das in der mittleren Partie aufrecht stehende Kreuzformen besitzt. Unter diesem Stirnband, das zum Schmuck dient, befindet sich ein zweites schmales, welches die falschen Haare festhält; falsche Haare sind nämlich bei den Chewsurenweibern viel im Gebrauch.

Die Ohrgehänge endlich sind längliche Silberdrähte, mit mehreren hohlen Kugeln besetzt.

Wenig Eigenthümliches bietet die Tracht der Armenier. Die der Männer hat viel Aehnlichkeit mit der persischen, die der Frauen mit der georgischen. Uebrigens accommodirt sich der Armenier in Bezug auf Kleidung fast stets seinen Nachbarn, und so kommt es, daß man in Tiflis zum Beispiel den Armenier hinsichtlich der Tracht vom Georgier fast gar nicht unterscheiden kann, und nur ein geübtes Auge erkennt Beide am Schnitt des Gesichtes, welches bei den Georgiern im Allgemeinen fester, schöner und kräftiger ist, während die Züge der Armenier weicher, intelligenter, schlauer sind.

Bei den Armenierinnen findet sich in der gewöhnlichen Tracht blos ein auffallendes Stück in Gestalt eines um den Hals und den unteren Theil des Kopfes gelegten dunklen Tuches, durch welches die Trägerin am Sprechen und am Athmen durch den Mund verhindert wird, da es bis zur Nasenspitze reicht. Selbstverständlich ist die armenische Frau nicht zu ewigem Stillschweigen verurtheilt, sie braucht nur das Tuch herabzuschieben, und das Zünglein hat sofort freien Lauf ... Ein schönes Bild bietet armenisches Weibervolk bei festlichen Gelegenheiten und in den Kirchen am Sonntag. Da ist Alles im höchsten Staat, die Farbenpracht bunt und blendend. Die Hauptstücke der Kleidung sind die rothen Pluderhosen, die Jacke und der talarartige, oft schleppenartig auslaufende Ueberwurf; damit der letztere nicht im Staub oder Koth verdorben werde, wird die untere Hälfte bis zur Hüfte emporgezogen und dann um dieselbe in Form eines Shawlgürtels frei umgewunden. Dies geschieht aber häufig auch — tout comme chez nous — bei ganz gutem Wetter, auf trockener Straße, damit man die rothen oder gelben kostbar gestickten Lederpantoffelchen und nicht minder die in diesen Pantoffelchen steckenden zierlichen Füßchen recht bewundern könne. Die Stoffe der Kleider sind von rother oder grell bunter Farbe, meist sehr werthvoll, mit Stickereien reich versehen. Den Kopf bedeckt ein goldgesticktes Käppchen, um welches der Schleier gewunden wird. Im Haar und am Käppchen, an der Brust und an den Armen sind zahlreiche Münzenketten befestigt, und die klimpern und flimmern im Licht der feiertäglichen Sonne. Dazu denke man sich die entzückende Grazie, mit welcher sich die Armenierin in ihrem buntprächtigen Gewand zu bewegen versteht. Und die glutvollen Blicke, die sie kokett überallhin versendet wie Leidenschaft zündende Funken ... Schade nur, daß die meisten armenischen Frauen die nationalkaukasischen Costüme abgelegt und die unkleidsame

europäische Tracht angenommen haben. Ein großer Theil ihres Zaubers ist ihnen damit verloren gegangen . . .

Noch unverfälscht und rein hat sich die Tracht bei den Imeretiern erhalten. Dieselben sind georgischen Stammes, doch haben sie dunklere Hautfarbe, und ihre Kleidung ist weniger sauber. Diese Kleidung ist der georgischen ganz ähnlich, nur die Kopfbedeckung ist eigenthümlich; während die georgische hoch und spitz ist, legt der Imeretier einfach ein Stück Tuch, das bei Reicheren mit Seide gefüttert und außen mit Gold oder Silber gestickt wird, auf sein Haupt und befestigt es lose mittels einer unter dem Kinn herumlaufenden Schnur. Dieser Mütze wegen nennen die Türken die Imeretier Atschik Baschi oder Bloßköpfe. Die winzige Mütze unserer Couleurstudenten muß sich vor einer solchen imeretischen verstecken. Einen irgendwie nennenswerthen Schutz kann dieselbe ihrem Träger natürlich nicht gewähren; das wird von ihr auch nicht verlangt, sie dient nur zur Zierde. Zum Schutze aber dienen die wild und ungekämmt lang herabfallenden Haare. Der gemeine Mann trägt deshalb gar keine Mütze. Ueberhaupt ist der gemeine Imeretier in Bezug auf Kleidung so bescheiden, wie sonst gar Niemand im Kaukasus. Einige Lumpen, die kaum seine Blößen verhüllen, genügen ihm.

Die Imeretierinnen haben ein einfaches, aber effectvolles und höchst kleidsames Costüm. Den Leib umschließt ein langer, bis unter die Knie reichender dunkelblauer oder schwarzer Kaftan, unter welchem rothe Pumphosen getragen werden. Um die Hüfte haben die Frauen einen Metallgürtel, von welchem eine weiß und roth carrirte Schürze herabhängt. Die Füße werden mit bunten Schuhen bekleidet, der Kopf mit einem farbigen, meist rothen Turban bedeckt; von diesem Turban fliegt ein langer, an dem Ende mit rothem Band eingefaßter Schleier nach rückwärts.

Während der Imeretier, falls er arm ist, kaum ein paar Fetzen benöthigt, ist der Nachbar des Imeretiers, der Mingrelier, in dieser Hinsicht besser daran. Der Mingrelier hat doch, wenn er auch noch so arm ist, stets seinen braunen, mittelst eines Gürtels geschlossenen langen Rock, darüber gewöhnlich die Burka und bei Regen oder Kälte sogar ein Baschlyk, das bei schönem Wetter als Turban dient. Der reiche Mingrelier trägt die georgische Tracht mit der imeretischen winzigen Mütze. Die Mingrelierin kleidet sich ähnlich wie die Imeretierin.

Auffallend ist die Kleidung des Guriers, ein Mittelding zwischen der genuesischen des Mittelalters und der türkischen der Gegenwart. Neben dem imeretischen Deckel hat man den Turban. Statt des Rockes trägt man hier eine kurze Jacke, welche freie und schnelle Bewegung gestattet. Unter der Jacke befindet sich eine breite Leibbinde, an welcher allerlei Werkzeuge für den täglichen Gebrauch, aber zumeist auch ein ganzes Zeughaus von Waffen hängen. Die Gurierin trägt eigentlich nur malerisch umgeworfene Lumpen.

Die Tracht der Swanethen, sowohl der Männer als der Frauen, verdient keine besondere Aufmerksamkeit. Bei den Frauen fällt nur ein fast europäisch modernes Jäckchen auf.

Gar kriegerisch erscheinen die Trachten der Kurden. Die Kurden sind ausgezeichnete Reiter und vortreffliche Krieger, aber von einer fast weibischen Eitelkeit. Wenn sie in den Kampf ziehen, so legen sie ihre schönsten Kleider an und färben sich ihre Augenlider. Ihre Waffen sind meist persischen Ursprungs, so die gewöhnlich mit einem Büschel Pferdehaare geschmückte Lanze, deren Schaft aus Rohr von den südlichen Ufern des Euphrat und Tigris ist. Am Sattelknopf halten die Kurden in einer besonderen Tasche einen eisernen Wurfspieß und eine kleine Streitaxt, ferner besitzen sie einen kleinen, mit Seide gefütterten und mit einem Metallbuckel versehenen Schild. Obgleich die Kurden mohammedanisch sind, gehen ihre Frauen doch unverhüllten Angesichts und nehmen Theil an den Arbeiten der Männer, reiten sogar mit denselben um die Wette. Sie sind zwar selten schön, haben aber ein gutes, blühendes Aussehen. Ihre Kleidung zeigt nichts Besonderes.

Eine theilweise eigenthümliche Kleidung haben dagegen die Frauen der Nogaier: Auf dem Körper ein langes rothseidenes Hemd, auf welchem vorn, zugleich zum Schmuck wie zum Zuheften des Hemdes dienende Silbermünzen angebracht sind. Ueber dem Hemd trägt man als wichtigstes Kleidungsstück das Kaptal oder Oberkleid; dasselbe ist vorn offen, auf der Brust nach kabardischer Art mit mehreren Reihen von Silberstücken besetzt. Der Kopfschmuck, der noch besondere Erwähnung verdient, ist bei Mädchen und Frauen verschieden. Die letzteren tragen gewöhnlich eine Art Haube oder Mütze aus buntem Stoff, am Rande mit Silberfranzen eingefaßt, mit mehreren Trobbeln aus Glasperlenschnüren oder Silberfäden mit darangebundenen Glöckchen. Ein junges nogaisches Mädchen trägt blos ein eng anliegendes Kopftuch, auf welchem zahlreiche Silbermünzen angeheftet sind.

Von der kalmückischen Nationaltracht charakteristisch ist vor Allem die Mütze, welche sowohl von Weibern als Männern getragen wird. Sie besteht oben aus einem festen viereckigen Deckel; diesen verbinden eingebogene Seitenflächen mit einem den Kopf rings umgebenden breiten Fellrand; Mädchen tragen meist eine kleine runde Mütze aus buntem carrirtem Stoff. Das Haar wird von den Weibern vorn in zwei langen seitwärts herabhängenden Strängen getragen; diese Stränge stecken in schwarzen, baumwollsammtnen Ueberzügen. Die übrige Tracht besteht für gewöhnlich bei Männern als Weibern aus Beinkleidern und einem langen dunklen Hemd; nur bei festlichen Gelegenheiten trägt man über dem Hemd ein Unterkleid, Lanka, ferner einen Oberrock, Terlik, der reich gestickt und verziert ist, und über dem Terlik noch einen Oberrock, den Zegdik.

Fast ganz tscherkessisch ist wieder die Tracht bei den Kumyken und Karatschaiern, doch haben die Frauen der letzteren eine eigenthümliche Kopf-

bedeckung: Dieselbe ist bei den Mädchen ein fünfzehn Centimeter hoher konischer Cylinder, bestehend aus acht Querabtheilungen, von denen vier etwa drei und vier blos einen Centimeter breit sind. Der Cylinder ist der Länge nach mit Galons auf schwarzem Grunde besetzt. An der Spitze befindet sich ein großer silberner Schlußzapfen, von dem ein Schleier herabfällt und sich um den Hals schlingt. Verheirathete Frauen tragen statt des Cylinders gewöhnlich blos ein Tuch turbanartig umgewunden; auch von diesem Tuch fällt ein Schleier herab und umschlingt Hals und Schultern.

Die türkische Tracht im Kaukasus bietet nichts Besonderes, ebensowenig wie die tatarische, welche der persischen gleicht. Dagegen ist schließlich das Costüm der Juden dem tscherkessischen entnommen. Die jüdischen Männer tragen den Archalyk mit stehendem Kragen und die Tscherkeßka aus Tuch, ohne Kragen. Die Taille umschließt ein fingerbreiter Gürtel mit silbernen oder goldenen Verzierungen, Knöpfen und Schnallen. Auf der Brust der Tscherkeßka befinden sich wie bei den übrigen Kaukasiern Patronentaschen, am Gürtel hängt in goldverzierter lederner Scheide ein Dolch. Als Fußbekleidung dienen den Städtebewohnern die Ischim, Gamaschen aus Tuch, und Lederschuhe; die Bergbewohner aber tragen Stiefel mit Hufeisen und Stacheln auf den Sohlen. Die Tracht der Jüdinnen besteht aus einem Hemd, seidenen oder baumwollenen Kleidern nach tscherkessischer Weise und außerdem aus einem mit Gold und Silber gestickten Atlasrock, der für den Winter mit Watte gefüttert wird. Die Kopfbedeckung bildet ein nach beiden Seiten hin offener Sack, der Tschutka, um welchen ein Tuch turbanartig gewunden wird. Im Winter ist der Kopf noch außerdem mit einem warmen Wolltuch umhüllt. Die Fußbekleidung besteht aus Wollstrümpfen und leichten spitzen Schuhen aus gelbem oder rothem Saffian. Die Mädchen tragen Halsgehänge und Locken an den Schläfen, die Frauen Beides nicht, sie besitzen als Schmuck dafür silberne und goldene Ohrringe und zahlreiche Fingerringe aus Gold, Silber und Stahl. Als große Zierde betrachtet man gelb gefärbte Fingernägel.

Johann Gutenbergs Erfindungen in Straßburg in den Jahren 1429—1444.

Von

F. Thudichum.

— Tübingen. —

So wie sich im Alterthum zahlreiche griechische Städte um die Ehre stritten, die Geburtsstätte Homers zu sein, so entstand schon seit dem 16. Jahrhundert ein lebhafter Wettstreit darum, welche Stadt den Erfinder des Buchdrucks den ihrigen nennen dürfe, und wo das erste Druckwerk das Licht erblickt habe. Die meisten dieser Streitfragen sind im Lauf der letzten Jahrzehnte durch höchst gründliche Untersuchungen verschiedener Gelehrten, namentlich van der Lindes, endgültig und zwar zu Gunsten von Mainz entschieden worden, und es gewann den Anschein, als wenn auch für Straßburg im Elsaß nichts Anderes übrig bliebe, als auf seine Ansprüche, die Geburtsstätte der die Geisteswelt umgestaltenden Kunst zu sein, ganz und gar zu verzichten. Nun hat neuerlich Dr. Karl Schorbach, Assistent an der Straßburger Bibliothek, eine lange Abhandlung veröffentlicht*), welche für Straßburg von Neuem einen gewissen Antheil an der Erfindung in Anspruch nimmt, ohne unnöthigen Uebereifer, aber, wie wir glauben, mit gutem Glück, sodaß es sich lohnt, einem weiteren Leserkreis die Ergebnisse seiner sorgfältigen Forschungen vorzulegen.

Das Urtheil darüber, was Gutenberg in Straßburg erstrebt und geleistet hat, hängt wesentlich davon ab, ob die Acten über einen im Jahre 1439 gegen ihn geführten Proceß echt sind, und sodann, wie die Aussagen

---

*) In der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Neue Folge, Bd. 7, S. 577 bis 656. 1892.

verschiedener Zeugen ausgelegt werden müssen oder können. Im vorigen Jahrhundert und zwar im Jahre 1760 hatte der namhafte Straßburger Professor und Alterthumsforscher Schöpflin die Acten des Processes sammt lateinischer Uebersetzung zuerst veröffentlicht; sie sind dann im Jahre 1833 von Bernays und With, desgleichen im Jahre 1840 von Laborde nach neuer Vergleichung mit den Originalen abermals herausgegeben worden, und zwar von Laborde mit Facsimiles einiger Stücke. Bei der Beschießung Straßburgs im Jahre 1870 gingen sie mit der Universitäts-Bibliothek zu Grunde.

Einige englischen und holländischen Gelehrten, die übrigens die Originale noch gesehen hatten, glaubten die Beweiskraft dadurch wegräumen zu dürfen, daß sie dieselben einfach für gefälscht erklärten, eine Auffassung, die leider auch in allerneuesten deutschen Werken Aufnahme gefunden hat, obwohl sie längst von mehreren bedeutenden Gelehrten eingehend bekämpft worden war. Dr. Schorbach unternimmt es nun, die Unhaltbarkeit derselben noch entschiedener darzuthun; er weist nach, daß sowohl die Sprache der Proceßacten mit der in anderen Straßburger Urkunden aus der Zeit um 1439 angewendeten übereinstimmt, und ebenso die Schriftzüge der glücklicherweise von Laborde gefertigten Facsimiles anderen echten Acten entsprechen (Seite 617—623); er giebt ferner auf Grund aller bisherigen Ausgaben einen neuen vollständigen Abdruck der Acten, indem er zahlreiche Lesefehler Labordes, Hessels, selbst van der Lindes und irrige Uebersetzungen derselben nachweist, die sich aus ihrer unzureichenden Kenntniß des Deutschen überhaupt und der Straßburger Mundart insbesondere erklären, allerdings auch einzelne Irrthümer Schöpflins, der aber doch die Acten noch am besten verstanden hatte. Damit ist also nun eine sichere Grundlage für die Beantwortung der Streitfragen geschaffen.

Johann Gutenberg war in jungen Jahren dadurch nach Straßburg gekommen, daß sein Vater, Friede Gensfleisch, Angehöriger der Mainzer Münzer-Genossenschaft, im Jahre 1420 mit anderen städtischen Adelsgeschlechtern durch die Bürgerschaft zu Mainz aus der Stadt verbannt wurde und nach Straßburg zog, wo er nachweisbar im Jahre 1429 lebte. Als im Jahre 1430 der Erzbischof einen Sühnevertrag zu Stand brachte, wonach einer Anzahl namentlich aufgezählter Geschlechter, darunter auch dem „Henchin zu Gudenberg" (Henchin, Hengin = Johannchen) die Rückkehr gestattet wurde, machte Johann davon keinen Gebrauch, sondern blieb in Straßburg, wo er in dem ganzen Zeitraum von 1434 bis zum März 1444 in Urkunden, Listen und Steuerregister nachweisbar ist. Der Rath zu Straßburg bezeichnet ihn in dem Urtheil vom 12. December 1439 als „Hans Genßefleisch von Mentz, genannt Gutenberg, vnser Hindersoß", einer der im Proceß vernommenen Zeugen nennt ihn „Juncker", und aus den Zeugenaussagen geht zugleich hervor, daß er um 1439 vor der Stadt, in St. Arbogast, seine Wohnung hatte. Herrn Dr. Schorbach ist es nun

gelungen, aus Acten des städtischen Archivs und des St. Thomasstifts neue Aufklärungen zu beschaffen. Zunächst enthält das Salbuch des St. Thomasstifts zum Jahre 1441 einen Eintrag, wonach „Johannes dictus Gensefleisch alias nuncupatus Gutenberg de Moguntia“ für einen Schuldner des St. Thomasstifts Bürgschaft leistet, wodurch also sowohl Name als Herkunft neu bestätigt werden. Sodann wird er um 1439—1444 in einem Steuerbuch den „Konstoflen“ zugezählt, einer der nach acht Stadttheilen gebildeten Innungen, welchen Edelleute, Rentner und unzünftige Gewerbetreibende angehörten, und in einer Liste der waffenfähigen Einwohner, die der Rath am 25. Januar 1444 beim Herannahen der Armagnaken aufstellen ließ, „Hanß Gutenberg“ als „Zugselle“ der Goldschmiedezunft aufgeführt. Er war also nicht vollberechtigtes Mitglied einer Zunft, weil er nur als Hintersasse, als Schutzbefohlener, in der Stadt lebte, und hat nach den erhaltenen Bürger-Listen das Bürgerrecht auch nie erhalten. Die Angabe, daß er eine Straßburgerin zur Frau genommen habe, die an sich unbewiesen ist, fällt mit dieser Thatsache noch mehr zusammen, da er durch eine solche Heirath Bürgerrecht erlangt haben würde.

Daß Gutenberg sich im Jahre 1442 nicht in den günstigsten Vermögensverhältnissen befand, erhellt aus dem Umstand, daß er am 17. November 1442 in Gemeinschaft mit Martin Brechter beim St. Thomasstift ein Darlehn von 80 ℔. Straßburger Denare aufnahm, welches in zwanzig Jahren, jährlich mit 4 ℔. zurückgezahlt werden sollte. An der Urkunde hing noch das Siegel Gutenbergs, welches die Umschrift hat S. Hans Gense'sch dic Gutenbg und einen Pilger zeigt, dessen Mantel im Winde fliegt, auf dessen Kopf eine lange Kapuze sitzt, der sich mit der linken Hand auf einen Wanderstab stützt und mit der rechten wie ein Bettelnder einen Beutel oder Hut hinhält, ein Bild, welches sich wie eine Anspielung auf sein Schicksal ausnimmt. (Eine Abbildung bei v. d. Linde, Gesch. d. Buchd. 3, 786.) Er zahlte regelmäßig, auch späterhin noch von Mainz aus an der Schuld ab bis 1457, blieb aber von da an in Rückstand, wurde vom St. Thomasstift im Jahre 1461 beim kaiserlichen Hofgericht zu Rotweil verklagt, durch einen nach Mainz gesendeten Hofgerichtsboten vorgeladen und wegen Nichterscheinens in die Acht erklärt, wofür das Stift recht ansehnliche Gebühren zahlen mußte, schließlich aber doch Nichts erhielt. Diese Vorladung nach Rotweil war übrigens durchaus rechtswidrig, da die Unterthanen des Erzbischofs von Mainz und die Bürger der Stadt Mainz insbesondere, gegen alle auswärtigen Gerichte, insbesondere auch gegen das Hofgericht zu Rotweil gefreit waren.

Wenden wir uns nun zu der zweiten Hauptfrage, was die Proceßacten von 1439 hinsichtlich der Erfindung Gutenbergs ergeben.

Um das Jahr 1436 hatte Gutenberg einen Vertrag mit dem „Spiegelmacher“ Andreas Dritzehen eingegangen zur gemeinsamen Ausübung verschiedener Künste, darunter der Kunst, Edelsteine zu schleifen, zu „poliren“,

und ebenso beschäftigte er schon damals den Goldschmied H. Dünne zur Anfertigung von Dingen, „die zum Drucken gehören". Im März 1438 schloß er einen Gesellschafts-Vertrag mit dem Vogt Hans Riff von Lichtenau zu dem Zweck, „Spiegel" anzufertigen und auf der bevorstehenden großen Wallfahrt zum Heiligthum zu Aachen zu verkaufen; in diese Gesellschaft nahm er auch den Andreas Dritzehen auf und ferner auf Bitten des Priesters Anthoni Heilmann dessen Bruder Andreas Heilmann. Unerwarteter Weise wurde nun aber die Wallfahrt verschoben, und da der erwartete Gewinn sonach ausblieb, lagen die drei Theilhaber Gutenberg an, sie alle seine Künste und Afentur (Aventure), die er verstehe oder künftig erführe, zu lehren, und sie nicht vor ihnen zu verhehlen. Gutenberg ging gegen weitere Zahlungen darauf ein und lehrte sie seine geheimen Künste. Schon sehr bald darauf, am St. Johannistag zu Weihnachten (27. December) 1438, erkrankte Andreas Dritzehen auf den Tod, und Gutenberg schickte nun zu ihm und zu Andreas Heilmann und ließ „alle Formen" holen und schmolz sie vor den Augen des Priesters Anthoni Heilmann ein, was diesem um einige Formen leid that. Nach wenigen Tagen starb Andreas Dritzehen, und nun schickte Gutenberg in Dritzehens Wohnung mit dem Auftrag, man solle aus der dort stehenden Presse (die der Drechsler Konrad Sahspach gefertigt hatte) die „vier Stück", welche darin lägen, herausnehmen, von einander legen und auf die Presse legen, „damit man nicht sehen könne, was es ist". Als man aber die Presse aufschraubte, war „das Ding" fort. Der Zeuge Priester Anthoni Heilmann bekundet, Gutenberg habe seinen Diener beauftragt, „die Presse zu zerlegen," damit man nicht sehe, was es sei.

Gutenberg setzte mit Hans Ruff und Andreas Heilmann die Gesellschaft fort, lehnte es aber ab, des vorstorbenen Johann Dritzehen Brüder, Jorg und Klaus Dritzehen, in die Gesellschaft aufzunehmen. Diese stellten hierauf im Jahre 1439 beim Rath zu Straßburg Klage gegen Johann Gutenberg an, mit der Forderung, daß er sie entweder an Stelle ihres verstorbenen Bruders in die Gesellschaft aufnehme, oder ihnen die Einlagen ihres Bruders zurückerstatte. Von beiden Seiten wurden Zeugen vorgeführt und von Gutenberg ein schriftlicher Vertrag beigebracht, wonach für den Fall des Todes eines Gesellschafters verabredet war, daß dessen Erben keinen Anspruch auf Eintritt in die Gesellschaft, auch nicht auf Rückzahlung der Einlagen oder Antheil an den Vorrichtungen oder den „gemachten" Gegenständen haben sollten, sondern nur auf Zahlung einer bestimmten Summe nach Ablauf von fünf Jahren. Am 12. December 1439 erging das Urtheil des Raths, welches zu Gunsten Gutenbergs lautete.

Schöpflin hatte die „vier Stücke", welche sich in der Presse bei Andreas Dritzehen befanden, und die nach Gutenbergs Weisung zerlegt werden sollten, damit man nicht sehe, was es sei, für einen Drucksatz beweglicher und zwar in Holz oder Blei geschnittener (nicht gegossener) Lettern

gehalten, wozu man allerdings gelangen kann, wenn man die Angaben der Zeugen, deren Keiner ja die vier Stücke genau beschreibt, deren Keiner sie überhaupt selbst gesehen hat, nicht zu genau auf die Wageschale legt. Würden sich gedruckte Bücher oder Blätter aus der Zeit des Processes (1439) nachweisen lassen, so dürfte man schließen, daß sie aus Gutenbergs Werkstatt herrührten. Schöpflin glaubte allerdings acht alte Drucke als in Straßburg hergestellt annehmen zu dürfen; allein für einige derselben fehlen feste Anhaltspunkte und andere sind durch neuere Vergleichung der Lettern als späteren Druckereien zugehörig erkannt worden. (S. 634—635.) Schorbach läßt die Sache daher vorsichtig unentschieden. Mit Sicherheit ergeben indessen die Acten, daß Gutenberg eine neue Erfindung gemacht hatte, die er von Anderen nicht gesehen wünschte. Die hölzerne Presse selbst war es nicht; diese rührte von dem Drechsler Sahspach her, der nicht zur Gesellschaft gehörte; also kann es nur entweder die Verwendung der Presse zur Erzielung von gewissen Abdrücken gewesen sein, oder die Herstellung einer neuen Art von Formen zum Abdruck. Der Goldschmied Dünne sagt, er habe vor etwa drei Jahren, also etwa um 1436, bei Gutenberg über 100 Gulden verdient allein an dem, „das zu dem trucken gehöret“, also durch Herstellen von Dingen, die zur Herstellung von Drucksachen gebraucht werden. Der Zeuge Heilmann spricht von „Formen“, die Gutenberg holen ließ, als Andreas Dritzehen erkrankte, und die er einschmolz, woraus ersichtlich ist, daß sie von Metall waren. Es könnten also Metalltafeln mit Schrift gewesen sein, etwa Zinn- oder Bleitafeln, die um eiserne Stempel gegossen waren, die aber nach Gutenbergs Urtheil ihrem Zweck noch nicht genügend entsprachen.

Von Seiten derjenigen, die an bereits in Straßburg gemachte Erfindungen Gutenbergs nicht glauben wollen, ist die Ansicht aufgestellt worden, es habe sich bei Anwendung der Presse nur um Herstellung zierlicher Ränder zu Metall- oder Glasspiegeln gehandelt, die auf der Wallfahrt nach Aachen verkauft werden sollten; denn Gutenberg habe den Andreas Dritzehen, der als „Spiegelmacher“ bezeichnet wird, als Gesellschafter zum dritten Theil „in die Ochevart“ oder Ocher heiltums fart „zu den Spiegeln“ angenommen, ebenso wie nachher noch den Andreas Heilmann, Bruder des Priesters Anthoni Heilmann. Wenn man nun auch zugeben kann, daß bei einer Wallfahrt nach den Aachener Heiligthümern, zu der nicht blos arme Leute, sondern auch Reiche, selbst Fürstinnen aus allen Ländern herbeizuströmen pflegten, einige wenige theuere Metall- oder Glasspiegel mit kunstvollen Einfassungen vielleicht mit Gewinn zu verkaufen waren, so bleibt es doch unverständlich, wie man mit einer kleinen hölzernen Handpresse im Stande gewesen sein sollte, Verzierungen zu den Spiegeln herzustellen. Das müßte erst durch eine Probe dargethan werden, ehe man es glauben kann.

Ich wage es, eine andere Vermuthung aufzustellen, nämlich daß die Erfindung in der Herstellung g e d r u c k t e r B i l d e r bestanden hat. Nicht

sehr lange vor 1439 waren die ersten Holzschnitte und Kupferstiche angefertigt worden, von welchen die Abzüge mittelst Bürsten, Ballen, Walzen genommen zu werden pflegten; Gutenbergs Neuerung bestand nun darin, daß er für die Bilder ein weicheres Metall als Kupfer zu verwenden suchte und namentlich daß er die Presse zur Herstellung der Abzüge verwendete, wodurch die Abzüge viel besser ausfielen und sehr viel wohlfeiler zu stehen kamen. Heiligenbilder, Bilder der Mutter Gottes, von Christus am Kreuz, große und kleine, vielleicht mit einigen Zeilen Unterschrift versehen, ließen sich unter Wallfahrern tausendweise verkaufen, wohl besser und gewinnbringender als theuere Spiegel.

In sprachlicher Hinsicht dürfte gegen diese Auslegung Nichts einzuwenden sein. Das Wort Spiegel hatte ebenso wie speculum eine verschiedene Bedeutung; es galt auch für Brille (Augenspiegel), sodann für die Schilderung von Einrichtungen und Personen, wie in „Sachsen-Spiegel", „Laien-Spiegel", „Narren-Spiegel", und bezeichnet endlich ein Bild, Abbild, eine Abspiegelung, ja es war vielleicht anfänglich allgemein, oder doch in Straßburg die Bezeichnung für die erst seit Kurzem erfundenen Abdrücke von Holzschnitten und Kupferstichen; denn das Wort „Bild" wurde ursprünglich nur für plastische Kunstwerke gebraucht. (Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch 2, S. 9.) Der „Spiegelmacher" Andreas Dritzehen war hiernach in Wirklichkeit ein „Bildermacher", und darum stand die Presse in seinem Haus, nicht in dem von Gutenberg*).

Auf Bilder-Abdrücke führt entschieden auch das Zeugniß des Priesters Anthoni Heilmann, daß es ihm, als er Gutenberg die Formen einschmelzen sah, „um einige derselben leid gethan habe".

Daß Gutenberg selber Künstler gewesen sei, der Bilder zeichnete, schnitt oder stach, wird niemals angedeutet; er ließ die Bilder von Anderen entwerfen, vielleicht von dem Goldschmied Dünne, der wie Benvenuto Cellini zugleich Künstler gewesen sein kann, oder von Andreas Dritzehen, der häufig den ganzen Tag in St. Arbogast weilte und mit ihm aß; auch das Drucken besorgte Gutenberg nicht selbst, da die Presse vielmehr im Hause des Andreas Dritzehen stand; er war also der Unternehmer, der die neuen Gedanken angab und die Ausführung leitete.

Ist die Hoffnung gering, den Beweis zu erbringen, daß ein Schriftwerk um das Jahr 1439 in Straßburg gedruckt worden sei, so kann es dagegen vielleicht gelingen, dort entstandene gedruckte religiöse Bilder noch ausfindig zu machen.

Was Gutenberg in den Jahren 1439—1444 in Straßburg weiter gethan hat, wissen wir nicht; es ist aber zu vermuthen, daß der erfindungs-

*) Eine Bestätigung meiner Erklärung liefert es, daß man jetzt einen Abklatsch als „Spiegelabdruck" zu bezeichnen pflegt. Vgl. Ph.: Losch in Dziatzkos Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten Heft 8 S. 56—63. 1895.

reiche Mann unermüdlich fortgearbeitet hat, und sehr wohl möglich, daß er damals schon auf die Herstellung beweglicher Metall-Lettern verfiel*).

Im Jahre 1890 sind zu Avignon durch den Abbé Requin Urkunden aus den Jahren 1444—1446 aufgefunden worden, welche neues Licht in die Frage werfen, und die Dr. Schorbach ebenfalls noch bespricht. Es hielt sich in Avignon damals ein Gold- und Silberschmied Prokop Waldfoghel aus Prag auf, welcher am 4. Juli 1444 von dem Magister Manaudus Vitalis zwei Alphabete von Stahl, zwei Formen von Eisen, eine stählerne Schraube, 48 Formen von Zinn und verschiedene andere „zur Kunst des Schreibens gehörige" Dinge leihweise erhielt, zu deren Rückgabe er sich verpflichtete. Unterm 26. August 1444 erschien er mit einem Uhrmacher Ferrost vor dem Notar, ließ ihn bekunden, daß ihre Geschäftsgenossenschaft gelöst sei, und schwören, daß er eine gewisse Kunst, zu schreiben, welche auf künstliche Weise geschah (quandam artem scribendi quae artificialiter fiebat), die er von Waldvogel gelernt hatte, im Umkreis von zwölf Meilen Niemanden mittheilen wolle. Am 10. März 1446 macht sich Waldvogel vor dem Notar verbindlich, einem Juden 27 hebräische eiserne Lettern zu machen, wogegen der Jude verspricht, ihn in der Fertigkeit zum Färben von Geweben zu unterweisen. Es ergiebt sich hieraus, daß im Jahre 1444 Alphabete von einzelnen (beweglichen) Lettern zu Avignon im Gebrauch waren, und zwar von Stahl oder Eisen, welche freilich nicht hinreichten, um damals Bücher zu drucken; die aber verwendbar waren zum Drucken von Initialen und wahrscheinlicher noch zur Herstellung von Metalltafeln mit Schrift (mittelst Gießens oder Pressens, was der Beurtheilung von Sachkennern zu beantworten überlassen bleiben mag).

Waldvogel nennt sich, wie Schorbach hervorhebt, niemals den Erfinder seiner Kunst; es wäre möglich, daß er sie unmittelbar oder durch Mittelspersonen von Gutenberg gelernt hätte; ebenso aber auch, daß er sie selbst erfunden hat, da erfahrungsmäßig an gar manchem neuen Gedanken gleichzeitig Mehrere arbeiten. Jedenfalls aber ist er damit nicht weiter gekommen, sondern es blieb Gutenberg vorbehalten, die Verwendung beweglicher Metall-Lettern zum Buchdruck in Gang zu setzen und seine Vaterstadt Mainz, wo er nach mehrjähriger Verschollenheit am 6. October 1448 urkundlich wieder zum Vorschein kommt, zum ersten Mittelpunkt des Buchdrucks zu erheben.

---

*) In der „Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten" (Leipzig) Heft 8, 1895 spricht sich Professor K. Dziatzko entschieden dahin aus, daß Gutenberg in Straßburg den Typendruck begonnen haben.

Karl August Schneegans.

Von

Oskar Wilda.

— Breslau. —

Auf den gewaltigen Jubel, mit welchem das siegreiche Deutschland die Wiedergewinnung des einst schmählich entrissenen, vielbesungenen Straßburg, der „wunderschönen Stadt", und die Angliederung von Elsaß-Lothringen an das neu erstandene Deutsche Reich begrüßt, war eine unangenehme Enttäuschung erfolgt. Mit Verstimmung, mit Schmerz und schließlich mit Zorn erkannte man, daß die brüderlichen Gefühle, welche man den wieder in die Mutterarme Germanias Zurückgeführten mit überwallender Wärme entgegenbrachte, keine Erwiderung fanden, daß die ihnen dargebotene Hand nicht freudig ergriffen, sondern vielmehr zurückgestoßen wurde. Man hatte in dem Wahn gelebt, daß die zwei Jahrhunderte hindurch genährte Sehnsucht, mit welcher das deutsche Volk Straßburgs und des Elsaß gedacht, dort getheilt werde; man hatte nicht in Rechnung gezogen, daß die 200jährige Einwirkung des fremden Regimes nicht eindruckslos hatte bleiben können, daß das ursprüngliche Widerstreben einem Ergeben und zum Theil ehrlichen Hingeben weichen mußte. Man hatte vor Allem nicht beachtet, daß seit den Umwälzungen von 1789—1800 das bis dahin lockere Band zwischen dem Elsaß und Frankreich sich enger und enger geknüpft und eine Umwandlung der Gefühle sich vollzogen hatte. Wäre nach den Napoleonischen Kriegen, zu welchem Zeitpunkt dieser Umwandlungsproceß noch nicht so weit vorgeschritten war, Elsaß das unsere geworden, so hätte man wohl jenes Entgegenkommen erwarten dürfen, das man 1871 so schmerzlich erstaunt vermißte. Jetzt aber war das Elsaß, obwohl die deutsche Sprache noch in ihm

lebendig war, — denn erst nach 1830 war eigentlich die französische Sprache in seine Schulen eingeführt worden — französisch gesinnt; es war schon französisch gesinnt, lange bevor die französische Sprache die seinige war, unter der ersten Republik und unter dem ersten Kaiserreich. Diese Gesinnung offenbarte sich in dem Protest gegen die Annexion, sie offenbarte sich in den Wahlen, die eine Anzahl „Protestler", erklärte Franzosenfreunde, in den deutschen Reichstag sandten. Die Enttäuschung war schwer; und die schnöde Zurückweisung deutschen Liebeswerbens mußte einen heftigen Rückschlag der Gefühle zur Folge haben. Man ließ die sentimentale Regung bei Seite, stellte sich auf den Standpunkt praktischer Politik, erklärte, die Elsässer nicht um ihretwillen annectirt zu haben, wollte in Elsaß-Lothringen nicht mehr als ein einfaches Glacis gegen Frankreich sehen und entwickelte einen Germanisirungseifer, der die Gefühle der Eroberten zu verhärten geeignet war. Eine vermittelnde Stellung nahmen die elsässischen Autonomisten ein, die das Interesse ihrer Heimat sowohl gegen die Französslinge wie gegen die Mißgriffe der deutschen Verwaltung vertraten, dabei aber — gern oder ungern — die durch den Frankfurter Frieden geschaffene Sachlage anerkannten. Ihr Führer war August Schneegans. Aber nicht nur durch seine politische Thätigkeit gab dieser Mann ein erfreuliches Beispiel, das die Hoffnungen auf ein zukünftiges Wiedererwachen des deutschen Geistes im Elsaß wieder zu beleben geeignet war; er war auch der erste Elsässer, der, von seinem zum Durchbruch kommenden deutschen Stammesgefühl mehr und mehr bezwungen, die deutsche Sprache nicht nur im politischen Kampfe des Tages als Werkzeug benutzte, sondern der sich ihrer auch zu künstlerischen Schöpfungen bediente und als deutscher Schriftsteller Geltung erstrebte. Einer sympathischen Voreingenommenheit mußten seine ersten deutschen Novellen aus diesem Grunde ohne Weiteres begegnen — sie bedurften aber dieses begleitenden Interesses keineswegs: sie wirkten auch ohnedies lediglich durch ihren inneren Gehalt und ihre formelle Vollendung und sicherten ihrem Verfasser einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Novellisten. —

Die Familie Schneegans stammt aus Kreuznach; 1700 verzog ein Schneegans nach Straßburg — wo übrigens schon Mitte des 15. Jahrhunderts (1457) ein Peter Schneegans, ein Wirth, genannt wird — und war „Metzger und Bürger", dessen Sohn, „Beisitzer des Großen Rathes" daselbst.

Am 8. März 1835 ward hier Karl August Schneegans geboren; er erhielt seine Schulbildung im Protestantischen Gymnasium in Straßburg und bezog dann die dortige Universität (académie), wo er der philosophischen und litterarischen Facultät angehörte; er verließ sie 1857 als licencié-ès-lettres. Seine erste Erziehung war deutsch, wie denn auch seine ersten Jugendgedichte in deutscher Sprache verfaßt sind, und sein eigentlicher Erzieher war — seiner eigenen Aussage gemäß — jener große Deutsche, der

nach Nietzsche für uns eine ganze Cultur bedeutet, der so vielen, nach der Höhe reinen Menschenthums und harmonischer Ausbildung der in sie gelegten seelischen und geistigen Kräfte Strebenden Vorbild und Wegweiser gewesen ist und noch Vielen sein wird: Wolfgang Goethe.

Und wenn sich auch bei dem Jüngling der Einfluß dieses deutschen Erziehers noch nicht machtvoll genug zeigte, um der umgestaltenden Einwirkung der von 1852 an einsetzenden französischen Erziehung gegenüber einen festen Damm zu bilden, so sind doch die Keime, die er in die junge Seele gelegt, nur scheinbar durch den französischen Einfluß erstickt, lebendig und triebkräftig geblieben und haben sicher — nach jahrelangem Schlummer — wesentlich zu der Umwandlung beigetragen, durch die aus dem Franzosen und Elsässer ein Deutscher, nicht ein Mußdeutscher, sondern ein Deutscher im Fühlen, Denken und Handeln wurde, von dem Berthold Auerbach im Jahre 1880, bei dem Abschiedsfeste, das Schneegans vor seiner Abreise nach Messina seinen Berliner Freunden gab, das schöne Wort sagen konnte: er sei ein Palimpsest, dessen äußere Schriftfläche wohl lateinische Buchstaben getragen, doch darunter, auf dem alten Pergament habe die alte deutsche Schrift gestanden und sei schließlich wieder zum Vorschein gekommen. —

1857 war Schneegans als Secretär und Uebersetzer bei der europäischen Donaucommission in Galatz (Rumänien) thätig und machte eine Reise über Constantinopel, Athen, Rom, nach Paris. Hier wirkte er als Lehrer des Griechischen und Lateinischen an dem internationalen Institut von Kornemann, daneben war er in der Redaction des „Nord", später beim „Temps" — unter der Direction von Neffzer — beschäftigt.

Für den Temps schrieb er die, 1863 auch in Buchform, unter dem Pseudonym A. S. Bruière und unter dem Titel „Une saison en Allemagne"*) veröffentlichten Reisebriefe aus Deutschland, die für des Verfassers damalige Stellung deutschem Wesen gegenüber bezeichnend sind. Weniger die Natur, als das Leben und Treiben der Gesellschaft in Weltbädern, wie Baden-Baden, Kissingen, Karlsbad, als auch in den kleinen weniger bekannten, zum Theil fast unbekannten „reizenden Bädern" („bains charmants") des Schwarzwalds in's Auge fassend, schildert der Verfasser ganz vom Standpunkt des spottlustigen Parisers, den vornehmlich die Schwächen und Lächerlichkeiten des beobachteten Objectes anziehen, und der, seinen Witz an denselben übend, sich seiner Ueberlegenheit gerne bewußt wird, ein Stück Deutschland in seiner Krähwinkelei, seiner kleinstaatlichen Buntscheckigkeit, — die durch das in Kissingen herrschende Gewühl von Fürstlichkeiten jeden Grades, von großen und kleinen Souverainen, von Königen, Großherzogen, Herzogen, Durchlauchts, Excellenzen, von diis majorum und diis minorum gentium dem Beobachter sich so greifbar aufdrängte, —

*) Une saison en Allemagne. Souvenirs des bords du Rhin. Par A. S. Bruière. Paris, F. Hetzel.

seiner Titelsucht, die in den kleinen Bädern sich so lächerlich breit macht, seiner Philisterhaftigkeit, seiner pedantischen Gelehrsamkeit, für welch' letztere ein besonderes Prachtexemplar, „un savant homme, Allemand jusqu'à la moëlle des os, et docteur de plusieurs universités“, als Vertreter gelten muß. Kurz, in diesen satirischen Genrebildern ist von einem sympathischen Verständniß für die unter all' diesen den Spott herausfordernden Lächerlichkeiten verborgene Kraft und Tüchtigkeit deutschen Wesens, die sich schon in den nächsten Jahren zum Staunen der Welt so schlagend offenbaren sollte, ja von einem bloßen Verstehenwollen, das man bei dem in der Kindheit mit deutschen Bildungselementen genährten Elsässer wohl erwarten konnte, Nichts zu spüren — zum mindesten vermeidet er darauf einzugehen. Selbst die Anerkennung wird durch eine spöttisch-überlegene Form abgeschwächt; er spricht vom „bon pays d'Allemagne“, von d'honnettes et grosses figures allemandes“ von „un de ces orchestres allemands de braves musiciens en redingote râpée, peu ambitieux, point célèbres et dignes de l'être pourtant, comme presque tous les musiciens d'outre Rhin.

Besonders charakteristisch ist die an die satirische Schilderung des Kissinger Fürsten-Rendezvous berechnet angeknüpfte politische „Legende“, in welcher der geistreiche Plauderer, von einer politischen Herzenssache ergriffen, zum Dichter wird und in einer zu höherem epischen Stile sich erhebenden Sprache und in einer zur Anklage gegen die betheiligten drei Mächte sich zuspitzenden Darstellung die tragische Geschichte Polens in Form eines Märchens erzählt, das er einige Jahre später in seinen „Contes“ (1868) unter dem Titel „La reine morte, Légende allemande“ und mit dem zum sofortigen Verständniß des Märchens kaum nöthigen Motto „Finis Poloniae“ nochmals veröffentlicht hat. — So bieten diese „Souvenirs des bords du Rhin“ wohl eine treffende, mit ergötzlichen Genrebildern illustrirte Psychologie der Bädergesellschaft, aber nur eine einseitige, tendenziös auf das Negative beschränkte Psychologie der deutschen Volksseele.

Schneegans' kerniges altelsässisches Herz ist hier — um einen von ihm in einer Erzählung verwendeten Ausdruck zu gebrauchen — noch so völlig von dem französischen Lack überzogen, daß es nirgendwo hindurchschimmernd sich bemerkbar macht. Schneegans ist hier vollständig Franzose, ja Pariser — bis auf den impulsiven, nervös beweglichen, prickelnden, zu Exlamationen neigenden Stil. — Es bedurfte noch einiger Jahre und der weltbewegenden Katastrophe von seelenumschmelzender Gewalt, um den Verfasser in ein inneres, sich bis zu völliger Hingabe steigerndes Verhältniß zu Deutschland zu bringen.

Im Jahre 1862 war Schneegans nach Straßburg zurückgekehrt, um die Redaction des gemäßigt liberalen „Courrier du Bas Rhin“ zu übernehmen; von 1866—1870 war er zugleich als Correspondent des „Temps“ für die gesammte Rubrik „Deutschland“ thätig. Diese beiden

Blätter waren fast die einzigen französischen Zeitungen, welche den Krieg gegen Preußen offen zu verurtheilen den Muth hatten.

Jedoch hatte auch Schneegans die Beklemmung, mit welcher man französischerseits die Erfolge der preußischen Waffen von 1864 und noch mehr von 1866 betrachtete, durchaus getheilt, und seine Sympathien waren, obwohl er die überlegene preußische Tüchtigkeit und Intelligenz widerwillig und in ironischer Uebertreibung anerkennen muß, keineswegs auf Seiten des siegreichen Preußens, wie das in den „Contes" (1868)*) veröffentlichte Souvenir de 1866: „Les étonnements d'un pèlerin" beweist; in welchem, wie in dem Märchen „Les expériences d'un fou," das eine Art politischer Pädagogik giebt, und dem bereits erwähnten: „La reine morte", der Politiker den Dichter inspirirt hat. —

Er läßt in jenem „Souvenir" einen auf der Wanderung nach Mekka befindlichen Pilger auf falsche Wege, in unbekannte Länder und schließlich „dans la partie du monde, qui marche à la tête de civilisation", gerathen. Man sollte glauben, daß damit Frankreich gemeint sei, da doch französische Eitelkeit diese Phrase erfunden. Aber es stellt sich heraus, daß von Preußen, auf das wiederholt ironisch die Schlagworte peuple de l'avenir, intelligence supérieure Anwendung finden, die Rede ist. Eines Tages trifft der Pilger in diesem Lande Soldaten, welche Kriegslieder singen: „Ils étaient coiffés de casques à pointe et un drapeau à deux couleurs flottait au milieu de leurs bataillons." Auf des Pilgers Frage, wohin sie marschiren, erklären sie, zur Eroberung des Nachbars auszuziehn. Und warum? Weil sie den Fortschritt, die Freiheit, die Zukunft, der Nachbar die Reaction, die Vergangenheit repräsentire. Am nächsten Tage begegnet der Pilger Soldaten des Volkes, welches die Vergangenheit vertritt; sie tragen statt der Helme Mützen und führen statt der zweifarbigen eine dreifarbige Fahne — im Uebrigen sind sie Menschen wie jene. Sie erklären, ihren heimischen Herd, ihre Frauen und ihre Kinder gegen die Eindringlinge vertheidigen und die Letzteren verjagen zu wollen. Sie erscheinen dem Pilger als brave Bürger, die sich für die einzige Sache schlagen wollen, die gut in der Welt ist, und er erfleht von Allah den Sieg für sie! Eines Morgens erweckt ihn das Getöse einer Schlacht, und er sucht Zuflucht in einem Dorfe, wo die Männer Kugeln gießen, die Frauen Oel sieden, um die heranstürmenden „Philosophen im Helme", welche die „Zukunft repräsentiren", heiß zu empfangen. Ein Bürger belehrt den ob der Verwüstung, welche die Besitzer der höheren Intelligenz in friedliche Dörfer bringen, entsetzten Pilger, daß die feindlichen Soldaten, welche das Dorf angreifen, ehrbare Familienväter sind, die nur auf Befehl ihres Königs die Waffen ergriffen haben: „Drei Jahre haben sie sich geweigert" — rühmt er von ihnen — „ihrem Könige das Geld zur Führung dieses

*) Contes. Par A. Schnéegans, Paris, Strasbourg, 1868.

Krieges zu bewilligen. Es ist eine große Nation! Sie trägt den Fortschritt und die Freiheit im Schlunde ihrer Kanonen." — Eine Schaar der „guerriers à l'intelligence supérieure" erstürmt die Kirche, in der der Pilger eine Zuflucht gesucht. Als er in seiner Angst einen Koran-Vers citirt, wird ein feindlicher Corporal auf ihn aufmerksam und redet ihn in arabischer Sprache an: Er stellt sich dem Verwunderten als Professor der orientalischen Sprachen an der Universität der Hauptstadt vor, und indem er einen Gegner niederschießt, erklärt er: „Wir sind alle Soldaten in meinem Vaterlande, und weil bei uns die Professoren der orientalischen Sprachen Corporale sind, ist unsere Armee die beste der Welt." Unter den Waffengefährten des Professors lernt der zum Gefangenen gemachte Pilger Studenten, Künstler, Kaufleute, Advocaten, Journalisten, Abgeordnete, alles Leute von guter Familie und von Ansehen, kennen. Wie können, fragt der Pilger sich, Leute von so hoher Intelligenz ein so blutiges Handwerk treiben — und was können weniger intelligente Völker, die nicht die Zukunft repräsentiren, Schlimmeres thun? Sein Erstaunen erregt der Umstand, daß sich die Offiziere absondern. Er fragt den gelehrten Corporal, warum die Offiziere sich nicht unter sie mischen. Ihm schiene, sie könnten aus ihrer Unterhaltung Nutzen ziehen. „Nos officiers sont tous nobles, et il serait contraire à tous les usages" . . . belehrt ihn der Professor. Der Pilger versteht nicht, was das bedeutet, und von einer näheren Erläuterung begreift er nur, „que l'intelligence supérieure de ces gens instruits s'arrêtait oû commençait la noblesse."

Einem Trupp Gefangener, der vorübergeführt wird, muß der Pilger sich anschließen. Hier erklärt ihm ein Leidensgefährte: „Ces soldats qui sont venus ravager nos foyers, sont de la même famille que nous et hier encore nous étions un même peuple. Nous avons combattu l'étranger ensemble; notre sang s'est répandu sur les mêmes champs de bataille" . . . .

„Gerechter Himmel!" ruft der Pilger aus, „dans quel pays de cannibales le prophète m'a-t-il conduit! Que le feu divin détruise leurs villes maudites . . ." Ein Kürassier-Major sucht ihm die Sache vom „höheren Standpunkt" aus begreiflich zu machen. Es handelte sich um die Vereinigung der beiden Völker zu einer einzigen Nation, die unter einem Banner marschire; der Verwirklichung dieses Wunsches standen lange Zeit zahlreiche Hindernisse entgegen. „Enfin un homme se montra, homme providentiel s'il en fut, homme de tête et de volonté. Par le fer et par le feu il résolut de réunir ces peuples." Aber warum mit Eisen und Blut? fragt der Pilger. Waren die Völker nicht einig? Der Major aber belehrt ihn, daß die Völker ihre Hoffnungen verwirklichen wollten, wie sie es verständen, und nicht, wie es jener Mann meinte. Man mußte Gewalt anwenden. „Mit welchem Recht?" fragt der Pilger. „Kraft eines höheren Rechtes, des Rechtes der Zukunft," lautet die Antwort. Und

nun läßt der Verfasser die von dem „Lande der Zukunft" seinem Nachbar gegenüber befolgte Politik als ein Gewebe von skrupelloser Hinterlist und rücksichtsloser Gewaltthat darstellen, die sich mit der Berufung auf das „höhere Princip" genügend glaube decken zu können, worauf der Pilger genug gehört hat und, den Staub von seinen Sandalen schüttelnd, schleunigst in seine Heimat zurückkehrt. — In wie viel höherem Grade diese Auffassung auf die Politik des zweiten Kaiserreiches und wie viel mehr der am Schluß gebrauchte Vergleich mit einem Gaukler, der, um seine Kasse zu füllen, schamlos mit Gold- und Kupferkugeln, mit Dolchen und Bechern, mit Rechten und Principien jonglirt, auf den dritten Napoleon paßt, ist dem Verfasser nicht in den Sinn gekommen, der die preußische Politik von „einem höheren Standpunkt" zu betrachten, hier durch die französische Brille, die er trägt, behindert wird. —

Daß Schneegans, wie seine engere Heimat, das Elsaß, wie sehr auch dieses sich als das Vermittelungsorgan zwischen deutscher und französischer Cultur zu betrachten gewohnt war*) und wie energische Proteste es auch 1867 und 1870 gegen ein blutiges Zusammentreffen der beiden Völker erhoben hatte, gut französisch fühlte, bewies Beider Verhalten, nachdem einmal der Krieg ausgebrochen war; unbeirrt durch den Argwohn, die Verdächtigungen, die von französisch-clericaler Seite gegen die liberal-protestantische Bevölkerung des Elsaß gerichtet wurden, erfüllten sie ihre Pflicht gegen das Land, dem sie seit zwei Jahrhunderten angehörten. Schneegans ward während der Belagerung von Straßburg, die er in einer jetzt vergriffenen, uns leider nicht erreichbar gewesenen Schrift (Le siège de Strasbourg, 1871) beschrieben, zum Municipalrath erwählt und nach Uebergabe der Stadt Beigeordneter des Bürgermeisters Küß. Nachdem der „Courrier du Bas Rhin" von seinem bisherigen Eigenthümer Silbermann verkauft und die Redaction aufgelöst worden, übersiedelte Schneegans nach Bern, wo er die Zeitung „Helvétie" gründete. Bei den Wahlen zur französischen Nationalversammlung in Bordeaux wird er durch das Departement Niederrhein zum Abgeordneten gewählt und stimmt gegen die Annexion des Elsaß an Deutschland. Schneegans' Anhänglichkeit an Frankreich reichte auch über den Friedensschluß hinaus; und nach schwerem Kampfe, wie er die Pflichten gegenüber Frankreich mit denen gegenüber seiner engeren Heimat in Einklang bringen könnte, glaubte er sich für Frankreich entscheiden zu müssen, zumal da von Lyon der Ruf an ihn kam, den dortigen liberalen Republikanern zu helfen, eine gegen den Ultramontanismus und den Radicalismus gerichtete Zeitung zu gründen, in welcher er auch die Interessen von Elsaß-Lothringen sollte vertheidigen können. So optirt er für Frankreich und wandert mit Frau und Kindern aus. Diese Auswanderung war, wie er bald einsah und wie er später in seiner Vertheidigungsrede „Pro domo"

*) Vgl. Schneegans' Rede auf Errichtung einer selbstständigen Regierung in Elsaß-Lothringen in der Reichstagssitzung vom 21. März 1879.

(1877)*) eingeräumt hat, ein Fehler — aber, so sagt er, an das Wort eines Denkers anknüpfend: In bewegten Zeiten ist es leichter, seine Pflicht zu erfüllen, als gleich zu erblicken, wo sie liegt. Daß er hierin irrte, daß er nicht gleich das Rechte traf, konnte ihm wohl Parteieinseitigkeit und politische Berechnung hüben und drüben zum Vorwurf machen, kein ehrlich Denkender aber, der den Menschen „in des Lebens Drang" sieht, der sich in den Conflict der Pflichten, den Schneegans und so mancher andere gewissenhafte Elsässer auszukämpfen hatte, hineinzuversetzen vermag, wird ihm seine Anhänglichkeit an Frankreich einerseits, noch seine Rückkehr in seine Heimat und seine Deutschwerdung andererseits zum Vorwurf machen können, die Lauterkeit seines Charakters, die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung bezweifelnd. Diejenigen, welche Schneegans die Treue, mit welcher er während des Krieges und in der Nationalversammlung in Bordeaux seine Pflicht als Franzose, der er doch damals war, erfüllt, glauben zum Vergehen stempeln zu können, wie es Herr von Schorlemer-Alst im Reichstage 1879 that, mögen die Worte des Fürsten Bismarck, die dieser alsbald dem Letzteren entgegnete, sich zu Gemüthe führen: „Ich stelle mich zu solchen, der Vergangenheit angehörigen Erscheinungen bei einem Lande, das 200 Jahre und wohl darüber einer anderen Herrschaft angehört hat, nicht anders, als gegenüber einem hannöverschen Offizier, der sich bei Langensalza tapfer geschlagen hat. Er hat dafür meine Achtung." Seine Hingabe an Frankreich fand freilich auch französischerseits nicht die gebührende Anerkennung, die von ihm wiederholt bewährte Treugesinnung schützte ihn nicht vor den Verdächtigungen, mit denen die unter der Maske des Patriotismus die Geschäfte des Clericalismus besorgende Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen**) die ihr verhaßten Liberalen, Protestanten und Autonomisten verfolgte. Auch Schneegans, der von jeher in liberalem und anticlericalem Lager gestanden, der für die Autonomie gleich nach der Belagerung von Straßburg in der Broschüre „Quarante jours de bombardement" (Erschienen Neufchâtel bei Sandoz, Ende 1870) eingetreten war und für sie auch in Bordeaux, in der Schweiz — in der Zeitung „Helvétie" — und in Lyon — im „Journal de Lyon" — fortgekämpft, entging nicht seinem Schicksal, als „Verräther", als „innerer Preuße" denuncirt zu werden. Die clericale Reaction des Jahres 1872 und der sich immer stärker fühlbar machende Gegensatz zwischen seinen Anschauungen und denen der Franzosen bestimmten Schneegans, seine Stellung in Lyon aufzugeben, und, dem Rufe seiner elsässischen Freunde, der Autonomisten folgend, kehrte er, unter Rücknahme der Option für Frankreich, nach Straßburg zurück, um hier die Redaction des auf dem Boden des Frankfurter Friedensvertrages stehenden „Elsässer Journals" zu über-

*) Pro Domo. Rede, gehalten in einer Volksversammlung in Drulingen am 30. December 1877 von A. Schneegans, Reichstags-Abgeordneter. Straßburg, 1878.

**) Vgl. Die Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen. Von Alsaticus (Pseudn. für A. Schneegans). Berlin, 1878.

nehmen. Er hatte erkannt, daß er hier wichtigere Pflichten zu erfüllen habe, als in Frankreich, wo er sich zuletzt als Fremder unter Fremden gefühlt. Der praktische, nüchterne Zug, der durch das elsässische Gemüth geht, die Vernunft, die sich auf den Boden der Thatsachen stellt, war nach den Fieberaufwallungen des Krieges in ihm wieder zur Geltung gelangt; er hatte, obwohl er die französische Kriegserklärung als eine ungerechte verurtheilt, als französischer Patriot seine Pflicht gethan; nach der Niederlage Frankreichs, in der er eine gerechte Strafe des Himmels erblickte, und nach dem Friedensschlusse war sein Ziel die Herbeiführung der Versöhnung der beiden Völker. Aber er fand weder für seine Auffassung der historischen Vorgänge, noch für sein Bestreben, das den politischen Gegnern eine willkommene Handhabe zur Verdächtigung bot, Verständniß und Theilnahme.

Nicht Versöhnung wollte man, sondern Revanche, wer anders sprach, war ein Verräther; und ein Verräther war der, welcher die aus systematischer Verdrehung der historischen Wahrheit entstandene Legende über den Krieg, in der die französische nationale Eitelkeit Trost und Befriedigung suchte, nicht glauben mochte oder gar offen bekämpfte. Was aber die Kluft zwischen dem elsässischen Patrioten und den Franzosen zu einer unüberbrückbaren machen mußte, das war ihr Verhalten gegenüber dem ihnen entrissenen Lande, das sie durch einen völkerrechtlichen Vertrag aufgegeben hatten, und von dem sie doch zu verlangen sich das Recht zudictirten, daß es sich in seiner neuen Lage nicht nach eigenem Ermessen, den eigenen Interessen gemäß einrichte, sondern nach Frankreichs Pfeife tanze. Und als er erkannte, daß es den Revancheschreiern mehr darum zu thun war, daß das vielbeklagte Elsaß sich recht unglücklich fühle, als es ihm zu erleichtern, sich in das Unvermeidliche zu schicken und auf der neuen, durch den Krieg geschaffenen Basis ein neues, ihm möglichst angemessenes Staatsleben zu errichten — als er sah, daß hier nicht Liebe, sondern Egoismus, die nationale Eitelkeit zu Grunde lag, — da empörte sich in ihm das beleidigte elsässische Heimatgefühl, das er einst dem französischen Vaterlandsgefühl untergeordnet; der Bruch mit Frankreich war vollzogen, und als Elsässer — doch noch nicht als Deutscher — ein Mann, der kein Vaterland mehr besaß, ein Schlehmihl, der seinen Schatten verloren, verließ er Lyon und kehrte in seine geliebte elsässische Heimat zurück, um in ihrem Dienste, für ihr Glück zu kämpfen. Aus dieser Liebe zu seiner Heimat, der er bei allen scheinbaren Wandlungen der Jahre 1870—77 in Gesinnung und Wirken treu geblieben, ist Schneegans' Handeln zu begreifen und zu erklären. Aus dieser Heimatsliebe ist auch sein deutsches Vaterlandsgefühl hervorgewachsen, ist doch die Vaterlandsliebe nichts Anderes, als ein erweitertes Heimatsgefühl. Weil er sah, daß eine bessere Zukunft für sein Heimatland in absehbarer Zeit anders nicht zu erhoffen und zu erreichen war, stellte er sich, in das Elsaß zurückgekehrt, auf den Boden des Frankfurter Friedensvertrages — und fortan ist die deutsche Sprache seine

Waffe. In dem „Elsässer Journal", in den in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten „Briefen aus dem Elsaß", die 1875 unter dem Titel „Aus dem Elsaß. Zustände, Stimmungen und Erwartungen im Neuen Reichsland"*) in Buchform erschienen, stritt er für die Autonomie, für die „Regierung des Landes im Lande und durch das Land", ungeachtet der Angriffe der Elsässer Liga, welche die Autonomie — d. h. die liberale Autonomie — auf's Heftigste bekämpfte und als den eigentlichen Verrath brandmarkte — dagegen die clericale Autonomie begünstigte. In den oben erwähnten Briefen aus dem Elsaß, die ein anschauliches Bild der Lage und des Gemüthszustandes der Elsässer zu jener Zeit geben und die Mißgriffe der Reichsregierung beleuchten, welche durch ihr dictatorisches Vorgehen, durch die gewaltsame Neuorganisation von Administration, Steuerwesen, Justiz, Schule, durch die Options- und Militärfrage die „moralische Eroberung" gefährdete, constatirte Schneegans mit Bedauern, wie die Reichsregierung durch Verletzung der altelsässischen Gefühle der Elsässer Liga in die Hände arbeite und der im Ersterben begriffenen neue Lebenskraft eingeflößt habe. Indeß entscheidet sich schließlich der Kampf der Autonomisten mit der von jenseits der Vogesen, aus den Gambettistischen Kreisen heraus neu erweckten und genährten Liga zu Gunsten der Ersteren insofern, als bei den Wahlen das Unterelsaß sich für diese und gegen die Pariser radicale und clericale Bevormundung ausspricht. 1876 hatte der Wahlkreis Zabern Schneegans als Abgeordneten in den Reichstag geschickt, und 1878 erfolgte — fast einstimmig — seine Wiederwahl. — Im Reichstag bringt er am 21. März 1879 den, durch längere Rede begründeten Antrag auf eine Constitution für Elsaß-Lothringen mit Sitz der Regierung in Straßburg ein, welcher auch angenommen wurde. Er selbst wurde Ministerialrath der neuen elsässisch-lothringischen Regierung, aber schon 1880 in's Auswärtige Amt berufen und sodann zum deutschen Consul in Messina ernannt. Seit 1888 lebt er als General-Consul in Genua.

In Berlin erst, durch die Erfüllung seiner Pflicht als Reichstagsabgeordneter, durch den Verkehr mit Künstlern und Schriftstellern, besonders mit Auerbach, Dohm, Paul Lindau, Rudolf Lindau, Spielhagen, kam die deutsche Natur, der Atavismus seiner deutschen Vorfahren, völlig zum Durchbruch; er fühlte, daß er hier zu Hause sei, er fühlte sich wieder als Deutscher, als Einer, der sein Vaterland wieder gefunden. Die Zeit quälenden Zwiespaltes, schwerer Seelenkämpfe war vorüber. Es war ihm ähnlich ergangen, wie dem Schweizer Conrad Ferdinand Meyer, dessen Selbstcharakteristik — mutatis mutandis — auch für Schneegans paßt: „1870 war für mich ein kritisches Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüther zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig

*) Verlag von J. J. Weber, Leipzig.

ergriffen, that ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlaße das französische Wesen ab, und innerlich genöthigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich „Huttens letzte Tage'. Ein zweites Moment dieser Dichtung war meine Vereinsamung in der eigenen Heimat. Die Insel Ufenau lag mir sehr nahe, und eben so nahe lag es meinem Gemüthe, den dort einsam gestorbenen Hutten als Helden zu wählen." — Auch bei Schneegans war die befreiende Klärung erfolgt, und damit auch bald — insbesondere nachdem er seine politische Aufgabe, die er seinem Mutterlande gegenüber auf sich genommen, gelöst — die Stimmung und Muße für künstlerisches Schaffen in deutscher Sprache gegeben, das er mit der Novelle „Eurikleia" im Jahre 1883 eröffnete. Es war dieser Zeitschrift vergönnt, den elsässischen Politiker mit dieser Arbeit bei dem deutschen Publicum als Erzähler einzuführen, nachdem sie bereits Anfang 1881 eine historische Abhandlung von ihm veröffentlicht: „Straßburg nach der Uebergabe an Frankreich 1681—1698", in der an der Hand von Chroniken und archivalischen Documenten, insbesondere der Chronik des Ammeisters Reißeisen (1667—1710), den mehr religiösen und particularistisch-reichsstädtischen als politischen und nationalen Grundcharakter jener Ereignisse nachwies.

Bevor wir eine Würdigung des deutschen Erzählers Schneegans versuchen, müssen wir noch dem litterarischen Wirken seiner französischen Periode einige Worte widmen. Auf seine Jugendgedichte — deutsche wie französische — legte er nicht so viel Werth, daß er sie der Verborgenheit seines Schubfachs zu entreißen sich versucht gefühlt hätte; mit Ausnahme von drei französischen Gedichten aus den Jahren 1857—1858, die er, dem Drängen eines Freundes, nachgebend, in der „Revue Internationale" vom 10. October 1884 veröffentlichte, hat er Nichts davon dem Druck übergeben. — Seine Reisebriefe „Une saison en Allemagne" haben wir bereits charakterisirt.

Bei den „Contes" (1868) müssen wir noch verweilen. Der darin enthaltenen politischen Tendenzschöpfungen: „Les étonnements d'un pèlerin," „La reine morte" und „Les expériences d'un fou" haben wir schon gedacht; die beiden ersten spiegeln bestimmte politische Ereignisse: den Krieg von 1866, das Schicksal Polens — wie sie sich im Kopfe eines Franzosen damals malten — in Märchen wieder; das letztgenannte Märchen behandelt eine allgemeine politische Frage — obwohl auch mit gelegentlichem satirischen Seitenhiebe auf Preußen — die Frage, wie sich der Fürst zum Volke stellen müsse, um dieses wahrhaft glücklich zu machen, und gipfelt in der Lehre, daß das Glück des Volkes nur in der freien Bethätigung seiner Kräfte beruhe, und daß nur der Fürst seine Unterthanen glücklich mache, der sie zur Selbstständigkeit erziehe, nicht sie zu Maschinen erniedrige, der aus Kindern Menschen zu erziehen verstehe. —

Schneegans steht in seinen „Contes" — die oben besprochenen drei

Arbeiten lassen dies weniger deutlich erkennen, als die übrigen vier — unter dem Banne der Romantik: sie sind unverkennbar — sei es direct, sei es indirect — von E. T. A. Hoffmann, dem in Frankreich bekanntlich am meisten geschätzten deutschen Romantiker, beeinflußt. Eine Sonderstellung nimmt unter ihnen „Une histoire mystérieuse“ insofern ein, als sie eine durchaus auf dem Boden des Wirklichen bleibende Begebenheit erzählt, die aber in ihrer geheimnißvoll düsteren Beleuchtung und Scenerie, in der Gräßlichkeit der Vorgänge einen durchaus romantischen, Hoffmann'schen Charakter trägt. Stärker noch als diese nur wenige Seiten umfassende Erzählung, in der der Verfasser durch den einfachen, sachlichen Berichterstatterton den Glauben des Lesers an die Wahrheit der seltsamen Vorgänge zu einem unbedingten zu machen und damit die Wirkung dieses Nachtstücks um so eindrucksvoller zu gestalten weiß, zeigen die einen phantastisch-märchenhaften Charakter tragenden „contes“: „Le chevalier Pygmalion“, „Le maëstro Antonio Casca“, „Le petit masque rose“ den Hoffmann'schen Einfluß. Sie zeigen ihn im Ideengehalt, wie in der künstlerischen Technik, wie in den romantischen Requisiten.

Das Verhältniß vom Ideal zur Wirklichkeit, von Kunst zum Leben, das in ihnen variirt wird — besonders markant in „Le masque rose“, wo dem Deutschen, Raphael Herzgout, dem Vertreter des weltfremden deutschen Idealismus, welcher den Boden unter den Füßen verliert, der französische Doctor gegenüber gestellt wird, der das Ideal gehabt, aber verloren hat, der es nur in der Sehnsucht besitzt, und nun der Wirklichkeit gerecht zu werden sucht und weiß — ist eines der Grundthemen Hoffmann'scher Dichtung; das Gemälde im „Chevalier Pygmalion“, das zur Wirklichkeit wird, in dem nicht nur die Staffage lebendig wird, sondern in welchem auch der verzückt schwärmende jugendliche Zuschauer wandelt, ist so recht aus Hoffmanns Geiste heraus erfunden; wie eines der musikalischen Märchen Hoffmanns liest sich: „Le maëstro Antonio Casca“, worin der musikalische Wettstreit zwischen dem italienischen Meister Casca und dem französischen Jonas den grotesk phantastischen Humor des deutschen Erzählers besitzt.

Wie Hoffmann liebt Schneegans die Vermischung des Wirklichen, ja des Alltäglichen mit dem Phantastischen, mit der Welt der Träume und des Fiebers. Er hat dem deutschen Romantiker den Kunstgriff, den Leser unvermerkt aus der einen Welt in die andere zu versetzen, indem er ihn aus der Wirklichkeit durch das Wunderliche hindurch in's Wunderbare führt, mit Glück abgelauscht. —

Zwischen den französischen „Contes“ (1868) und der ersten künstlerischen Schöpfung Schneegans' in deutscher Sprache: der Novelle „Eurikleia“ (1883), liegen fünfzehn kampferfüllte Jahre — in der der Politiker den Dichter nicht hatte zu Worte kommen lassen. Und wie der Erstere unter dem machtvollen Zwange welt- und herzbewegender Ereignisse

ein Anderer geworden war, so knüpft auch der Letztere nicht mehr an die litterarische Production seiner französischen Vergangenheit an. Als Politiker hatte er im ernsten Kampfe mit den Mächten des realen, ihn umgebenden Lebens seinen Sinn für das Wirkliche, das Gegenwärtige geschärft und entwickelt; auch als Dichter stellte er sich jetzt durchaus auf den Boden der Wirklichkeit, der Erfahrung; jetzt sucht er nicht die Natur und Wesen und Lebensbedingungen des Landes und seiner Bewohner zu ergründen, um als handelnder Politiker auf ihre zukünftige Entwicklung einzuwirken; sondern um das Gegenwärtige und das Gewesene, wie er es geschaut und erkannt, festzuhalten in dichterischen Gemälden, zu verkörpern in Gestalten. Nicht das Phantastische reizt ihn, nur noch das Eigenartige, das Fremdartige, die Cultur wenig bekannter Länder und versunkener Zeiten.

„Aus fernen Landen" war der Titel seines ersten Novellenbandes (1886)*); die Bezeichnung „fern" war hier weniger in räumlichem Sinne gemeint — denn die Schauplätze der Erzählungen: Bulgarien und Sicilien liegen dem Gegenwartsmenschen nicht gar zu fern — sondern in tieferem, in culturellem Sinne gedacht, indem uns jene Novellen mit Cultur, Zuständen, mit Sitten und Anschauungen bekannt machten, die uns so wenig vertraut waren, daß sie einem andern Welttheil anzugehören schienen. Ihr ethnographischer und culturhistorischer Gehalt giebt diesen Novellen einen besonderen Reiz und Werth, und zwar ist in ihnen das Ethnographische nicht ein bloßes Drum und Dran, nicht ein äußerer Aufputz, es ist der eigentliche Grund und Boden, aus welchem heraus dem Dichter Gestalten und Vorgänge erwachsen; es ist das die schaffende Phantasie des Dichters anregende Element. Aus dem Allgemeinen der Natur, des Landes, dem Wesen, den Sitten, der Geschichte des Volkes bildet der Dichter das Individuelle heraus. Der Gefahr, die hier drohte, im Abstracten stecken zu bleiben und statt lebensvoller Gestalten blutlose Schemen zu bieten, ist Schneegans nicht erlegen; diese sicilischen Bauern, Fischer, Briganten, mit ihrer „rauhen Tugend" und ihrem „rauhen Laster", ihrer ungebrochenen Kraft, ihrer spitzbübischen Schlauheit, ihrer aufrichtigen Frömmigkeit und ihrem naiven heidnischen Aberglauben, sind zugleich Typen und charakteristiche Einzelwesen von greifbarer Plastik und überzeugender Echtheit. Daß der Verfasser Land und Leute kennen gelernt hat, nicht nur in flüchtiger Durchreise, daß er vielmehr unter dem merkwürdigen Völkchen, das er schildert, ja mit ihm gelebt und dasselbe, aller Schwächen und abstoßenden Züge ungeachtet, liebgewonnen hat, das würde man aus den sicilischen Geschichten Schneegans' herauslesen können, auch wenn er nicht in seinem schönen Buche „Sicilien. Bilder aus Natur, Geschichte und Leben" (1887)**) der Liebe und Bewunderung für die Schönheiten der ihm zu einer zweiten

*) Breslau, Verlag von S. Schottlaender.

**) Leipzig, F. A. Brockhaus.

Heimat gewordenen Insel und für ihren Volksstamm offen wärmsten Ausdruck gegeben hätte. —

Die Verschmelzung des Typischen mit dem Individuellen, die wahrheitsgetreue und doch dichterisch beseelte Wiedergabe der Physiognomie des Landes und seiner Cultur ist Schneegans nie glänzender gelungen, als gleich in seiner ersten Novelle „Eurikleia", die uns das Bulgarien in der Zeit bald nach dem Krimkriege schildert; — eine späte schöne Frucht der Eindrücke, welche Schneegans auf seiner Reise in die Donaufürstenthümer vom Jahre 1857 empfangen. In Ilia Michalowitsch ist hier ebenso die sich ihrer Ohnmacht bewußte, nach Männlichkeit ringende Charakterschwäche des bulgarischen Stammes, dessen Stolz mit dem unter dem Druck der türkischen Herrschaft anerzogenen Knechtschaftsgefühl beständig im Streite liegt und erst der Ermuthigung zur entscheidenden That bedarf, ebenso treffend verkörpert, wie der türkische Kawasse Demir Keran Hussein in der schäbigen Pracht seiner Ausrüstung, in seiner Grandezza und angeborenen Würde, mit der er auf die Giaurs, die er doch fürchtet, herabsieht, das leibhaftige Bild des Kalifenlandes ist. In wirkungsvollem Contrast mit der Unfreiheit des Bulgarenthums, der Herrscher-Willkür des Türkenthums stehen die Vertreter des freien, stolzen Griechenthums: die tapfere und doch so reizende und echt weibliche Eurikleia, die dem bulgarischen Geliebten den Muth zur befreienden That stählt, und der würdige, feine Kyrillos, der klug beschwichtigende, die Gegensätze mit vorsichtiger und kundiger Hand ausgleichende Abt des griechischen Bulgarenklosters, das wiederum in seiner weitläufigen Anlage, aber mit dem vom Verfasser in liebevoller, subtiler Kleinmalerei anschaulich geschilderten Verfall ein Bild der bulgarischen Kirche giebt, die „nicht eine Ecclesia triumphans, nicht einmal eine Ecclesia militans, sondern die trübseligste aller leidenden Kirchen, ein Märtyrerthum ohne Glorie, ohne Echo" ist. Würdig reiht sich diesen Gestalten, die ebenso als Vertreter ihres Volkes wie als Individuen mit Glück charakterisirt sind, die liebenswürdige Persönlichkeit des jungen Werner von Bergen an — eines echten Sohnes des Rheinlandes, eines schwärmerischen, optimistisch in die Welt schauenden Idealisten, von ritterlichem Sinne und leicht entflammbarem Herzen, stets schwankend zwischen der Rolle des edelmüthigen, uneigennützigen Beschützers fremder Liebe und der des rivalisirenden Liebhabers, — aber der bessern Natur schließlich gehorchend. — Die Novelle hatte ein merkwürdiges Schicksal: sie wurde — wie das bei dem Interesse, welches eine so treue und anschauliche Darstellung bulgarischer Zustände in Rußland erregen mußte, erklärlich — in's Russische übersetzt, wobei der Uebersetzer sonderbarer Weise den Namen des Autors russificirte. Aus dem Russischen wurde die Novelle durch eine weibliche Feder in's Deutsche rückübersetzt und in einer Zeitung veröffentlicht. Habent sua fata libri.

Die Entscheidung, welche von den vier Erzählungen aus fernen Landen

den Preis verdiene, wird von dem persönlichen Geschmack des Lesers abhängen, da jede Erzählung besondere Vorzüge hat, wie denn auch in den dem Buche gewidmeten Besprechungen bald die eine, bald die andere Erzählung als die beste gerühmt wird. — Wir geben von den beiden ernsten Erzählungen des Buches „Eurikleia", von den beiden heiteren „San Pankrazio von Evolo" den Vorzug. Die letztere steht, rein künstlerisch betrachtet, noch höher; sie ist in der Geschlossenheit ihrer Composition, in der Erfindung und Führung der Handlung, in der Symbolik, zu welcher die trotzdem auf dem Boden vollster Wahrheit und Wahrscheinlichkeit bleibenden Vorgänge mit überlegener Kunst erhoben sind, ein Meisterwerk, das in seiner Eigenthümlichkeit wenig Seitenstücke in unserer Novellen-Litteratur haben dürfte. Kann man sich ein besseres und ergötzlicheres Symbol für das Fortleben heidnischer Elemente im Christenglauben der heutigen Sicilianer denken, als dieser merkwürdige Heilige von Evolo — unter dem eigentlich der alte Gott der Winde Aeolus verborgen ist —, der sein christlich-ehrwürdiges Aussehen nur der äußern Bemalung, dem Heiligenschein und dem ehrwürdigen Bart, die man ihm vor langen Jahren angeheftet, und den Runzeln, die man auf das ehemals jugendliche Antlitz gepinselt, verdankt, und der in Folge der schlechten Behandlung seitens seiner Verehrer — man läßt ihn im brausenden Meere schwimmen, weil er seit Monaten keinen Regen gespendet — seinen christlichen Schmuck einbüßt und nun als Heiliger abdanken muß, obwohl er — was gar ergötzlich zu lesen ist — ein echtes Wunder und christliches Werk gethan, ein Liebespaar vor einem Fehltritt bewahrt und seine Vereinigung herbeigeführt hat. Ein anderer Heiliger nimmt seinen Platz in der Kapelle ein, der entlarvte alte Heidengott aber findet in der Laube des glücklichen Paares eine ihm zusagende Unterkunft.

Mit dieser prächtigen, humorvollen Schöpfung kann sich „Sirenengold", welche gleichfalls den auf dem Hineinspielen heidnischer Reminiscenzen in das Christenthum beruhenden Aberglauben des italienischen Volkes in einem heiteren Bilde wiederspiegelt, — eine Schatzgräbergeschichte mit einer Liebesgeschichte verknüpfend — nicht messen. Doch ist auch hier der Ueberlistungs-Wettkampf zwischen sicilianischer Pfiffigkeit und schwäbischer Geriebenheit erheiternd genug, und der Vertreter der letzteren: der geschäftstüchtige Don Paolo — eigentlich Fritz Lindwurm — der, wie der Deutsche Lerche in der Novelle „Romeo's Tochter", als ein nicht im Mindesten skrupulöser Geschäftsmann, als ein listiger Fuchs seine Schäfchen wohl zu scheeren weiß — und bei dem von der sprichwörtlichen plumpen deutschen Ehrlichkeit im Gegensatz zur welschen Uebervortheilungsgabe nicht die geringste Spur zu entdecken ist — ist eine originelle, mit köstlichem Humor gezeichnete Gestalt.

Die Nachtseiten dieses Volkslebens lernen wir kennen in der Erzählung „Auge um Auge", welche — uns in das Bereich der Briganten versetzend — das Thema von der sicilianischen Rache behandelt, die auch nach Jahren — wenn die Erregung der Leidenschaft schon erloschen — wie eine heilige

Gewissenspflicht ausgeübt wird, — sogar im Widerspruche mit dem eigenen menschlichen Empfinden. Durch diesen letzteren Zug — durch das Schwanken Filippus, der eine schon verjährte Schuld rächen will und sich dem Gefühl der Verehrung für das Opfer, seinen ihm vertrauenden edelmüthigen Herrn, den Marchese Gaëtano, nicht erwehren kann, hat Schneegans den Vorwurf zur Höhe eines tragischen Conflicts erhoben. Noch mehr hat der Verfasser die Theilnahme des Lesers mit feiner Berechnung zu erwecken gewußt durch die Gestalt der Mutter des Marchese, welche die Rache Filippus fürchtet; ihr angstvolles Bangen um den Sohn, ihre wachende Mutterliebe theilen sich dem Leser, sein Mitgefühl für den Bedrohten steigernd, mit. —

Die Hauptpersonen dieses blutig ausgehenden Dramas, insbesondere die alte Marchesa, welche den Schuldigen überführt und zur Rechenschaft zieht, sind sorgfältig und liebevoll ausgeführte Charakterfiguren, Gestalten aus einem Gusse, deren Beziehungen zu einander zu ergreifenden Seelengemälden Gelegenheit geben.

In den folgenden Arbeiten greift Schneegans mehr und mehr in die Vergangenheit Siciliens zurück — Sicilien bleibt — mit einer Ausnahme — der Schauplatz aller seiner Erzählungen. Die seinen zweiten Novellenband*) eröffnende Erzählung „Romeos Tochter" spielt um das Jahr 1847 und in und um Messina. Der Kampf gegen die Neapolitaner-Herrschaft bildet den Hintergrund der breit angelegten Erzählung, von welchem sich die tragisch verlaufende Geschichte eines Liebespaares abhebt, das durch die politischen Gegensätze, welche zwiefache Eifersucht auszunützen weiß, zu Grunde gerichtet wird. Durch eine straffere Concentrirung hätte die Wirkung der Erzählung, aus deren breitem epischen Flusse einzelne imponirende dramatische Höhepunkte herausragen — von tragischer Gewalt, wie die Scene eines Trauerspiels hohen Stils ergreifend, ist besonders die Schilderung der in eine Tragödie ausklingenden Faschingslust, die Scene, in welcher Felicita in dem den todten Carneval darstellenden angeblichen Strohmann den ermordeten Geliebten erkennt — wesentlich gewonnen. Doch diese Minderung der Spannung wird zum Theil wett gemacht durch die fesselnde Schilderung der Natur, der historischen und eigenartigen socialen Zustände, durch das lebendige Zeitbild, das der Dichter vor unseren Augen entrollt. Dem Ernst der Vorgänge ist auch eine Dosis Humor beigesellt, vornehmlich in der prächtigen Charakterfigur des alten Marchese della Rovere. —

In das 15. Jahrhundert versetzt uns die kurze Erzählung „Speranza", in der ebenfalls die Gegensätze zwischen Eroberern — den Spaniern — und sicilischem Blut und die Eifersucht eines unbändigen Naturkindes dem Glück eines Paares im Wege stehen, das jedoch den Widerstand des Vaters besiegend, über der Leiche des unglücklichen Hirtenknaben sich die Hände zum Bunde reichen darf.

*) Romeos Tochter. — Lenz im Herbst. — Speranza. Italienische Geschichten. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger, 1890.

Bis in die vorchristliche Zeit Siciliens geht Schneegans in seinem Roman Kallia Kypris*) zurück. Die Inspiration zu diesem Werke gab ihm das im Museum zu Syrakus aufgestellte, leider verstümmelte Marmorbild der „syrakusanischen Venus", zu der seine dichterische Phantasie das Modell in der anmuthigen Gestalt der Kallia, die er als Tochter des athenischen Feldherrn Nikias und als Gattin des sicilischen Bildhauers Ktesias vorführt, sich schuf.

Den historischen Untergrund des Romans bildet die letzte Empörung der Siculer, der alten Bewohner Siciliens, unter Duketios gegen die hellenischen Eindringlinge und der athenische Krieg von 461—413 v. Chr. Der die sicilische Geschichte beherrschende Gegensatz zwischen Eroberern und der beherrschten Bevölkerung ist auch hier für die Gestaltung der Fabel, für die Gruppirung der Figuren von entscheidender Bedeutung, und auch hier sind verschmähte Liebe und zerstörende Eifersucht, sowohl die noch durch heimliche politische Gegnerschaft gesteigerte Eifersucht des Mannes auf den ihn überstrahlenden Nebenbuhler, wie die Eifersucht des liebeheischenden Weibes die bewegenden Kräfte der Handlung. Man erkennt, wenn man bei Schneegans durch die äußere Hülle der Vorgänge in das innere Räderwerk sieht, daß bei aller Verschiedenheit des Costüms und der Situationen dieselben Grundmotive mehrfach wiederkehren. Es scheint uns, daß es Schneegans in diesem Werke weniger als sonst gelungen ist, die aus ihnen entwickelten Geschehnisse zu überzeugender Wirklichkeit zu erheben, die Gestalten einer entlegenen Zeit uns so nahe zu rücken, daß wir zum Miterleben gebracht werden; wir sehen mehr äußere Bewegung als inneres Leben. Auch die Sprache, der Dialog, den Schneegans der altgriechischen Sprach- und Denkweise in Wort- und Satzbildung so ähnlich als möglich zu gestalten gesucht hat, trägt dazu bei, den Eindruck des Gekünstelten, Gemachten hervorzurufen. Die bösen Klippen, die der historische Roman bietet, zu umschiffen, ist Schneegans so nicht völlig geglückt: Hier ist das von einem Kritiker einmal gebrauchte Wort von der bloßen objectiven Bewunderung berechtigt. Als Culturbild verdient auch dieses Werk alles Lob. Historisches und archäologisches Wissen verbinden sich mit der durch eigene Anschauung erworbenen Kenntniß des Schauplatzes, ein interessantes, farbenreiches Gemälde zu schaffen, zu welchem — wie zu den andern italienischen Geschichten Schneegans' — die in seinem überaus anziehenden Buche über „Sicilien" niedergelegten Ergebnisse historischer Studien und eigener Beobachtung reichliches Material, das vortrefflich verarbeitet worden ist, boten. — Die Kämpfe zwischen Siculern und sicilischen (dorischen) Griechen einerseits mit den jonischen Griechen (Athenern) andererseits, die landschaftlichen Bilder, in ihrer Anschaulichkeit und mit dem lyrischen Dufte,

*) Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893.

der auf ihnen liegt, zeigen Schneegans' Schilderungsgabe in glänzendem Lichte; und was er uns von den sich auf der Insel berührenden religiösen Culten, dem griechischen, egyptischen und namentlich dem altsiculischen, dem alten Palikenglauben mittheilt, das ist nicht nur in hohem Grade interessant, sondern erscheint auch in einem zum Theil mit dem Reiz des Geheimnißvollen, Ahnungsreichen wirkenden poetischen Dämmerlichte.

Daß Schneegans jedoch des Reizes fremdartigen Volksthums und fremdartiger Scenerie entbehren kann, das hat er in der Novelle „Lenz im Herbst" bewiesen, der einzigen, deren Handlung in die elsässische Heimat des Verfassers, und zwar in die Zeit der vierziger Jahre, verlegt ist: eine einfache, schlichte Herzensgeschichte, der das Chamisso'sche Drei-Sonnen-Motiv: die Liebe des bejahrten Mannes zur Tochter der einst Geliebten zu Grunde gelegt ist, — ein elsässisches Idyll, in dem wohl auch culturelle Gegensätze, nämlich zwischen Elsässer und Pariser, zwischen deutschem und italienischem Wesen, mehrfach angedeutet werden, aber nicht absichtlich scharf herausgearbeitet sind und durchaus nicht als Motoren der Handlung benutzt werden. Nicht die packenden Accente südlicher Liebesgluth und die Explosionen racheheischender südlicher Eifersucht werden hier laut, die stille Innigkeit nordischer Liebe, die edelmüthige Entsagung zu Gunsten fremden Glückes schaffen hier statt eines Dramas ein von leiser Wehmuth überhauchtes Idyll von echt deutscher Empfindung und Gemüthstiefe. Wenn der Verfasser diese Erzählung unter seine „italienischen Geschichten", zwischen „Romeos Tochter „und „Speranza" gereiht hat, so ist dies nur insofern berechtigt, als an der Vorgeschichte der Erzählung Italien betheiligt ist und in den Adern der Heldin mütterlicherseits italienisches Blut fließt. —

Wir müssen hier die Rundschau des Lebens und des litterarischen Wirkens Schneegans' schließen. Noch steht der Dichter, der noch nicht lange das sechzigste Lebensjahr überschritten, in dem Alter der Schaffenskraft und Schaffenslust, aber doch schon in jener Periode, in welcher der Mensch rückwärts auf die durchlaufene Bahn seines Lebens zu schauen liebt. Vielleicht knüpft der Dichter wieder an gewisse Stoffe und Motive seiner jüngeren Jahre an — in der litterarischen Gabe, die er für dieses Heft gespendet, in der Geschichte von dem idealistischen Schwärmer, dem Ritter Curtius, sehen wir ihn wieder im Ideenkreise und in dem Formenbanne seiner „Contes". Vielleicht knüpft er auch wieder einmal an „Lenz im Herbst" an, indem er von dem sicilischen Boden sich wieder in die Gefilde der Heimat versetzt. Vielleicht auch schreibt er seine „Dichtung und Wahrheit": die Geschichte seines innerlich und äußerlich reich bewegten Lebens, in dessen Wandlungen sich zugleich ein so wesentlicher Theil der neueren Geschichte von Elsaß-Lothringen spiegelt, und dessen Facit vorbildlich sein möge für die künftige Gestaltung der Dinge in dem von uns noch moralisch zu erobernden neuen Reichslande.

Die Sage vom Ritter Curtius.

Ein altes Märchen in neuer Fassung.

Von

A. Schneegans.

— Genua. —

Es war einmal in der alten Stadt Rom ein Jüngling, der hieß Curtius und war ein Schwärmer. Sein Vater war ein Ritter gewesen, und diese Eigenschaft hatte Curtius von ihm geerbt, wie er von seiner Mutter eine Menge schöner und edler Gefühle auf die Lebensreise mitbekommen hatte, von denen die Bücher und die Philosophen von jeher gesagt haben, sie seien das köstlichste Kleinod, von denen aber die Menschen sehr wenig halten, wenn es ihnen nicht gerade in den Kram ihrer Interessen und ihrer Selbstliebe paßt. Als er noch ein ganz kleiner Knabe war, hatte Curtius von seiner Mutter gehört, daß es nichts Schöneres und Erhabeneres gäbe auf der Welt, als einen Mann, der sich willig und freudig, im Bewußtsein seiner That, für sein Vaterland opfert; das Bild seines Vaters, der als tapferer Soldat, indem er Frau und Kind, Stadt und Tempel gegen den Feind vertheidigt, gestorben war, schwebte fortwährend vor seiner Seele, und zu sterben wie der Vater, ja eines noch ruhmvolleren Todes zu sterben, und dem Vaterland, dem Volk, den Freunden eine noch größere Opferwilligkeit darzubringen, das war es, was die Phantasie des Knaben berauschte, das war der goldene Traum seiner Kindheit. Die kleinen Freunde des Curtius sahen zu ihm auf, wie zu Einem, der aus edlerem Geschlechte stammt; sie beneideten ihn aber auch heimlich ob der Erhabenheit seiner Gefühle und rächten sich zuweilen in ihrer Knabenart, indem sie dem schweigsamen, von den Priestern bevorzugten Schwärmer die Theorie der Gleichheit recht praktisch mit ihren kleinen, derben Fäusten auf den kleinen, runden Rücken einbläuten. Curtius

wehrte sich seiner Haut, so gut es ging, und schlug sich wie ein junger Löwe; hatte er aber Schläge bekommen, so tröstete er sich bescheiden damit, daß er dachte, man müsse sich früh an Hiebe gewöhnen, wenn man sich überhaupt zu einem Opfertode vorbereiten wollte. Im Hause fand er dann seine Mutter, die ihm die Schultern mit warmem Oele einrieb, und seine kleine Base Julia, die ihm erklärte, sie sei ihm jetzt schon und für das Leben in Liebe zugethan, und sie werde nie eines Anderen als des braven Ritter Curtius Frau werden — was natürlich des Trostes genug war.

So wuchs der Knabe auf, und so trat er in die Jünglingsjahre ein. Die Priester stellten ihn den Anderen als ein Muster vor; die Väter des Volkes sprachen von ihm wie von der Zierde und Hoffnung Roms; die Frauen und Mädchen staunten ihn an, als Jemanden, von dem man nicht recht wisse, ob er menschlichen oder göttlichen Ursprungs sei; die anderen Jünglinge sahen ihn von der Seite an, halb ehrerbietig, halb neidisch, und sagten zuweilen achselzuckend unter einander: „Wie kommt nur der Curtius dazu, sich besser zu dünken als die Anderen?“ — Nur ein Einziger aber lachte ihm derb in's Gesicht ob seiner Phantasien und begoß mit dem kühlen Wasserstrahl seiner Ironie die glühenden Träume des edlen Ritters: es war dies sein Nachbar, der alte Freund seines Vaters, Marcus Spurius, seines Handwerkes Schreiber im Senat und Lehrer in der Kinderschule, ein vielbelesener Menschenbeobachter und aller Schwärmerei baarer Menschenkenner. — „So laß doch das eitle Geschwätz!“ pflegte er zu Curtius zu sagen, wenn sie miteinander auf den sieben Hügeln spazierten und wenn Curtius seinen Gefühlen wieder einmal freien Lauf gelassen hatte; „Du bist ein gutmüthiger Kauz, dem die Weiber und die Pfaffen dummes Zeug in den Kopf geschwatzt haben. Sich für das Wohl der Anderen opfern, war von jeher eine erhabene Thorheit, mein guter Curtius! Ein Jeder arbeite für sich, und lasse Jupiter einen guten Mann sein! Wenn das Unglück wollte, daß Du einmal in die Lage kämst, Deine einfältigen Theorien zu verwirklichen, und Deine Freiheit, Deinen Namen, oder gar Dein Leben für die Anderen hinzugeben, so würde Dir kein Mensch auch nur den geringsten Dank dafür zollen! Mit Freuden ließen sie sich retten, und aus der Rettung verstünden sie dann den schönsten Vortheil für sich zu ziehen; Deiner aber, Du überschwänglicher Thor, würde Keiner auch nur mit einem Wort gedenken, es sei denn, um sich und dem Nachbar zu beweisen, das wäre Alles auch ohne Dich so gekommen, Du hättest Dich geopfert aus Eitelkeit und Ruhmessucht oder gar Deiner persönlichen Vortheile willen — und Du seiest am Ende nur ein, des Spottes seiner Landsleute würdiger Intrigant!“ —

Zornig aber pflegte dann der edle Ritter Curtius auf diese Worte zu erwidern, der Senatschreiber sei eine ausgetrocknete Häringsseele, ein durch den Staub der Pergamente vergifteter Misanthrop, die Menschheit sei von besserem Stoffe, als er es glaube, und endlich brauche man sich auch nicht

um das Gerede von ein paar schlechten Leuten zu kümmern, man erfülle seine Pflichten und fände in dem Gefühl dieser Pflichterfüllung die schönste Belohnung.

„Dixisti!“ sagte dann der Andere; „werde ein Priester und erzähle den Weibern die Ammenmärchen des Saturn, der Kieselsteine frißt und meint, er ernähre sich von dem zarten Fleisch seiner lieben Kinderchen!“

Eines Tages nun saß Ritter Curtius mit seinem niedlichen Bäschen Julia im Schatten der alten Bäume seines Gartens und pflog mit ihr eine jener Unterhaltungen, wie sie unter Liebenden von jeher Sitte waren. Sie plauderten von ihrem künftigen Glücke, wenn sie ihren Haushalt gegründet, wenn liebkosende Kinder von des Vaters Schoß in die Arme der Mutter hüpften, wenn Curtius durch glorreiche, seiner Ahnen würdige Thaten, dem Vaterlande den Beweis seiner Hingebung geliefert haben würde: „Käme ein Krieg mit den nachbarlichen Räubervölkern,“ rief der Jüngling begeistert aus, „mit welcher Freude würde ich mich in das vorderste Treffen stellen und den ersten Schwerthieb thun gegen den feindlichen Heerführer! Wie wäre mein Arm so stark und mein Speer so wuchtig! Im Geiste sehe ich schon das Wogen des Kampfes: Hie Rom! Hie Feind! erschallt es ringsum! Die Sonne blitzt auf das Waffengetümmel. Gefolgt von den muthigsten Jünglingen Roms, werfe ich mein Roß in die Mitte der Schlacht, da wo die Heerfahne der Feinde weht! Halloh! Halloh! und drauf und dran! Den Stärksten unter den Feinden erkiest sich Curtius zum Gegner, den Feldherrn selbst, der dort von hohem Rosse herunter die Schaaren ordnet und den Schlachtruf donnernd über seine Mannen wirft. Die Schwerter begegnen sich; Funken sprühen von Helm und Schild; er wehrt sich tapfer; er ficht wie ein Held! — Rom aber muß siegen, denn die Götter kämpfen mit Rom! Ein Geschrei! ein Jauchzen hier, und dort ein wehklagendes Wuthgeheul: der Feldherr badet in seinem Blute, und den Fuß auf seinen Nacken setzt ihm der Sieger. Von meiner Hand ist Rom gerettet! Es fliehen die Feinde! Unser ist der Sieg!“

„Ehrgeiziger, Du!“ spricht lächelnd die Mutter, die neben den Liebenden unter den hohen Pinien sitzt und lauschenden Ohres dem Fluge dieser jugendlichen Gedanken folgt.

„Soll dieser Ehrgeiz kein gerechter sein?“ braust aber Curtius auf, „nicht Ehrgeiz nenne, Mutter, meinen Sinn! nicht eitles Ruhmesgelüste! Nach dem leeren Ruhme gehet nicht mein Trachten, und keinen Triumphzug noch Lorbeerkranz ersehnt sich des feindlichen Feldherrn Sieger: in die Reihen der gewappneten Bürger würde ich mich nach geschehener That zurückziehen, und träte Einer auf mich zu, um mich ob dieser Kriegsthat zu loben, nur Eins antwortete ihm mein Mund: ‚Ziehet hin auf das Capitol und danket den Göttern, und so Ihr mir, den sie beschirmten und dem sie zum Siege verhalfen, eine Ehre erweisen wollt, so gestattet mir in

den Reihen meiner Mitbürger, als treuer Soldat, zugegen zu sein, wenn aus allen römischen Kehlen das Danklied für Roms Errettung zum Himmel sich erhebt!' Ist dies Ehrgeiz, Mutter? so antworte ich: Wehe dem, der den Ehrgeiz nicht besitzt, dem Lande seiner Väter zu dienen! und glücklich aber der, dem die Götter zu diesem Dienste das muthigste Herz verliehen, den stärksten Arm und das wuchtigste Schwert!" —

Funkelnden Auges hatte Julia, die Römerin, zu dem Ritter aufgeschaut, wie er also gesprochen:

„Solchen Ehrgeiz lieben die Frauen," rief sie aus . . .

„Und diesen Ehrgeizigen da liebt Julia!" antwortete es lachend hinter ihr, und zu den traulich Kosenden trat der Senatsschreiber, und dem Ritter in seiner freundlich ironischen Weise auf die Schulter klopfend, setzte er hinzu: „Du bleibst ein Schwärmer, Curtius! verwehre mir es aber nicht, über Deine Träume zu lächeln, denn wenn ich auch die Achseln zucke über solche Unerfahrenheit, den Unerfahrenen liebe ich doch von Herzen und ehre seine überschwänglichen Gefühle, — und, höre mich an, Curtius, am Tage, wo ganz Rom wider Dich aufstehen und den Ehrgeizigen vom Capitol zum Tarpeischen Felsen schleppen würde, ein Freund bliebe Dir treu, — der alte Freund, den Du den prosaisch Klügelnden, langweilig Bekrittelnden nennst, und der ein langweilig prosaischer und klügelnd bekrittelnder Mensch geworden, seit er die Menschen kennt! —

Curtius war aufgestanden, und die dargebotene Rechte schüttelnd, war er im Begriffe, dem Freunde zu antworten; da, horch! — erhob es sich tief unten, wie ein langsam rollender, zu jähem Getöse sich aufbäumender, mit dröhnendem Krachen endender Donner, als wollten die Grundfesten der Erde übereinander zusammenstürzen. Ein Zittern durchbebte den Boden, auf dem sie standen. Aechzend knarrten, wie von einem plötzlichen Sturm durchsaust, die alten Pinien. Das Haus wankte auf seinen festgemauerten Pfeilern. Hinter dem capitolinischen Hügel erhob sich, den Himmel weithin bedeckend und die Sonne im Nu verfinsternd, eine dichte, schwarze, blitzdurchzuckte Rauchwolke; und, wie der Aufschrei eines, durch ein jäh hereinbrechendes Unheil aufgeschreckten Volkes, klang von der ewigen Stadt her ein Jammern und Wehklagen.

„Die Götter seien uns gnädig!" schrie Julia und warf sich ihrem Geliebten in die Arme.

„Auf! Auf!" rief aber Curtius; „jetzt gilt es, zu zeigen, daß wir Römer sind!"

Und den Senatsschreiber mit sich reißend, stürzte der Jüngling fort.

Die Straßen waren voller Menschen. Kinder, Frauen, Greise, Männer stürmten in dichtgedrängten Schaaren aus den Thoren Roms, schreiend, zitternd, die blasse Furcht auf den Gesichtern.

„Was ist's? was geschieht? Wohin flüchtet Ihr?" rief Curtius, der sich kühn dem Strome der Fliehenden entgegenwarf.

„Die Erde thut sich auf, uns zu verschlingen," jammerte es aus den Reihen des bebenden Volkes. „Rom versinkt in die Unterwelt! Rette, rette, wer sich retten kann!

Finster aber hatten sich des Ritters Brauen zusammengezogen:

„Nur in der Flucht erblickt Ihr Euer Heil, Wahnsinnige!" rief er aus. „Seit wann drehen die Römer der Gefahr den Rücken? Noch kann nicht Alles verloren sein! Noch steht dort oben das Capitol! Noch stehen die Tempel der unsterblichen Götter! Zurück, dorthin, wo die Väter des Volkes wachen!"

Und, das Schwert in der Rechten, als wollte er dem Volke den Weg seiner Pflicht zeigen, drängte sich der Jüngling durch die Reihen der Flüchtigen, dem Inneren der Stadt zu. Keiner aber folgte ihm nach; und hätte sein Ohr den Reden lauschen können, die hinter ihm sich Luft machten, er hätte manches Wort gehört, darob in hellen Flammen sein Zorn emporgelodert wäre: „Da will nun wieder Einer klüger sein, als wir Alle! Er mag es versuchen, der Vermessene!" —

Der Senatsschreiber, der aus Erfahrung wußte, wie wenig es frommt, wenn ein Einzelner es versucht, sich dem Willen der Menge zu widersetzen, hatte sich längst bei Seite geschoben, und, in die Ecke eines Thores sich drückend, ließ er das Gewühl an sich vorbeiziehen.

Nicht ohne Mühe gelangte Curtius, durch Seitengassen und Gäßchen einbiegend, bis in die Mitte der Stadt. Welch grausiges Schauspiel bot sich ihm dar, als er, von den hohen Stufen eines Tempels, vor welchem sich das jammernde Volk in dichtem Gewühl gedrängt schaarte, seinen Blick über das weite Forum streifen ließ! In der geborstenen Erde hatte sich ein klaffender Schlund eröffnet, finster dräuend, jäh hinunter sich senkend in eine gewaltige Tiefe, draus dichte, schwarzgelbe, schwefelgeschwängerte Dämpfe mit unheimlichen Zischen und Dröhnen sich emporballten, als ob es dort unten wie in dem Schoß eines Vulcans gährte und kochte, als ob die Götter der Unterwelt sich Raum schaffen wollten, um hervorzubringen mit plutonischer Macht und alles Lebende zu vernichten. Schaudernd blickte das eng zusammengedrängte Volk hinunter; schaudernd blickte es hinauf zu den schweren, bleifarbenen Wolken, durch welche die Sonne nicht mehr durchzubrechen vermochte und die schwül auf die Erde hernieder sich senkten.

Wie Curtius sprachlos in den gähnenden Schlund starrte, klopfte es ihm leise auf die Schulter. Neben ihm stand ein Priester, ein Freund seiner Familie, der Lehrer seiner ersten Kindheit. „Curtius," sprach er, „die Götter grollen. Sie fordern eine Sühne. Komme mit zum Tempel Jupiters, um mit den Priestern, Aeltesten und Rittern das Orakel zu befragen, daß es uns kund thue, durch welche Opfer wir sie besänftigen!" —

Curtius folgte dem Alten, und bald waren sie eingetreten in die Räume des Tempels, wo dichtgedrängt die Väter des Volkes der heiligen Offenbarung harrten.

Lautlose Stille herrschte unter den dunklen Säulenhallen. Priester, Senatoren und Ritter waren vollzählig erschienen. Unheimlich rollte draußen der Donner und leuchteten die Blitze durch die hohen Oeffnungen des Tempels. Durch die Seele des edlen Curtius zog ein andächtig inbrünstiges Beten um Errettung des Vaterlandes, um himmlische Hilfe aus dem drohenden Verderben, und, in sein Denken versunken, sprach der Jüngling in seinem Herzen: „Für Dich, heiliger Herd meiner Ahnen, für Dich gäbe ich gern Alles hin, Glück, Ruhm, Liebe, Stolz meines adeligen Geschlechtes, Alles! Nur daß Du errettet würdest aus der Noth!"

Die Priester hatten sich erhoben. Das Orakel hatte gesprochen:

„Das beste und höchste Gut, was es besitzt, werfe Rom in den Schlund, und sofort wird er sich verschließen und sofort verschwinden die Gefahr!" —

Ein armer Teufel, ein Plebejer aus den untersten Ständen, hatte sich in die erhabene Versammlung gedrängt: „Ihr habt es gehört," rief er aus, daß es durch die Säulengänge hallte: „Ihr Edlen, Reichen, Ihr Weisen und Tapferen! Wohlan denn, was zaudert Ihr noch? Werft ab Eure Spangen und güldene Ketten, Euren Schmuck und kostbare Juwelen und opfert Eure glänzende Habe auf dem Altar des Vaterlandes, daß das Volk ermessen könne, wie tief Ihr es liebt!" —

Der Wicht war ein Bettler, und selber konnte er natürlich Nichts opfern; darum drängte es ihn wohl so sehr, die Anderen zum Altar des Vaterlandes zu treiben. Curtius aber hatte ihn nicht ausreden lassen; mit einem kräftigen Ruck arbeitete er sich durch die Menge bis zu dem heiligen Raume, wo die Priester standen, und im Nu hatte er das kostbare Geschmeide, das an seinem Halse hing, die Ringe, die an seinen Fingern funkelten, das Kleinod, mit dem er seine Toga zusammenheftete, abgeworfen und auf den Altar gelegt. Er war im Begriff, auch noch sein Schwert abzuknüpfen — war das Schwert nicht das Beste, was ein Ritter besaß? Da legte sich eine Hand auf seinen Arm: „Halt ein, Curtius! Den Sinn des Orakelspruches hat jener Plebejer nicht verstanden," rief laut in die Versammlung hinein einer seiner ritterlichen Genossen, Cäsar Casca, der reichste Erbe von Rom, dem es ein Nichts gewesen wäre, für sich allein den Altar zu begraben unter einer Fülle von Kleinodien, köstlichen Gefäßen, Spangen, gemünzten und ungemürzten Silber und Goldes! „Gerne," so rief der brave und hochedle Casca, „gern wären wir Alle bereit, Deinem Beispiele zu folgen, Curtius! nicht aber nach Gold und Edelsteinen gelüstet es die Götter! und größer muß das Opfer sein, das wir ihnen darbringen, um die Stadt zu erretten! Das Beste, was Rom besitzt, das sind seine Bürger, und unter den Bürgern sind die Priester die Edelsten und Besten. Es werfe sich der Erste der Priester in die Kluft, und Rom ist gerettet!"

Der also gesprochen, war keiner aus der priesterlichen Sippe, hatte auch keine Ahnung von der Demuth und Bescheidenheit, welche in den

Herzen der Priester wohnen und ihr Denken und Handeln bedingen. Die Antwort, die ihm von Seiten des Pontifex zu Theil wurde, mochte ihm die Augen eröffnen.

„Freilich," sagte der majestätische Mann in schwarzem Vollbart und goldenem Reif in den Haaren, „freilich fordern die Götter von uns ein Sühnopfer, das größer und kostbarer sein muß als Gold und Edelstein: ein Bürger Roms muß alle Schuld des Volkes auf sein Haupt laden; als gewähltes Opfer muß er sich in den Schlund stürzen; wo aber sind, Ihr Bürger, die Besten Roms? Nicht hinter dem Altar dürft Ihr sie suchen! denn wir sind nur Diener, Diener der Götter zwar, Diener der höchsten Herren, nicht aber selber sind wir Herren und Gebieter, die erhobenen Hauptes vor dem Volke herziehen, die ihnen Befehle ertheilen, die in seinem Namen reden, die berufen sind, für das Vaterland einzutreten, sein Wohl zu berathen, sein Gebiet zu vertheidigen, für Rom allein zu leben, — und auch für Rom zu sterben! Aus den Reihen Derer muß das den Göttern gewählte Opfer hervorgehen, deren Haupt weithin über der Anderen Häupter sich erhebt, und in welchen das Vaterland seine Führer und Vertheidiger erblickt. Das Opfer zu wählen, sind die Priester bereit!" —

Ritter Curtius hatte, still in sich gekehrt, den Blick auf das Marmorbild Jupiters geheftet, gestanden. Es schien ihm, als ob die Blitze, welche die unheimliche Dämmerung durchzuckten, aus den Augen des Gottes flammten, und als ob diese Augen mit gewaltiger Macht auf seinem eigenen Haupte ruhten und in seine Seele sich hineinbohrten. Es schien ihm, als ziehe es durch die Luft wie ein leises Flehen, als spräche eine in dem Tiefsten seines Herzens widertönende Stimme zu ihm: „Was zauderst Du noch, Jüngling? Die Stunde hat geschlagen! Das Vaterland ist bedroht! Die Götter fordern ein Sühnopfer! Der Du träumtest, der Erretter Deines Volkes zu sein, was hält Dich zurück? Oder waren Deine Träume nur leere Luftgebilde, wie sie in dem Kopfe der Kinder erblühen? Da das Schicksal mit dem Aufrufe, von dem Traum zur That zu schreiten, an Dich herantritt, schrickst Du zurück, wie eine Memme? und lebt denn Deine stolze Liebe zu Deinem Volke auf Deinen Lippen nur, nicht aber in Deinem zagenden Herzen?" — Und wie er der inneren Stimme lauschte, dröhnten an sein Ohr die letzten Worte des Pontifex: „Aus den Reihen Derer muß das den Göttern geweihte Opfer hervorgehen, in welchen das Vaterland seine Führer und Vertheidiger erblickt. Das Opfer zu weihen, sind die Priester bereit!" — Er richtete sich empor; er trat vor den Altar; zum Gotte sich wendend, breitete er seine Arme aus:

„Weihet das Opfer," rief er mit starker Stimme, „ich bin bereit!" Und vor den Priestern zur Erde sich neigend, fügte er leise und zitternd hinzu: „So Ihr mich der Ehre, für Rom zu sterben, würdig erachtet, und so das Opfer den Göttern angenehm ist!"

Ein gewaltiger Donnerschlag, als wollten die Unsterblichen Antwort

ertheilen, machte den Tempel bis in seine Grundvesten erbeben. Die Priester traten mit erhobenen Händen auf den verzückten Ritter hin: „Wir weihen das Opfer!“ sangen sie, unter den stürmischen Zurufen der Menge, und führten den Jüngling in die inneren Gemächer, um ihn nach alter Sitte zum Opfertode vorzubereiten.

* * *

Als die römischen Bürger am Abend dieses denkwürdigen Tages sich wie gewöhnlich in ihren Stuben oder auf den öffentlichen Plätzen oder an den Ecken der Straßen versammelten, um in althergebrachter Weise die Ereignisse unter einander zu besprechen und des geselligen, spießbürgerlichen Klatsches zu pflegen, da war natürlich von nichts Anderem die Rede, als von dem Schlunde, der die Stadt zu verschlingen drohte, und vom Ritter Curtius, der sich bereit erklärt hatte, hinunter zu springen, um die Stadt zu retten. Daß Curtius ein Held sei, daß sein Name in goldenen Lettern auf den Tafeln der Geschichte eingegraben bleiben würde, daß seine That der ganzen Stadt zum ewigen Ruhme gereichen würde, das hätte wohl Keiner in der ersten Aufregung zu bestreiten gewagt; fühlten sich doch Alle durch die Verheißung der baldigen Errettung wie von einem Alpdrücken erlöst! freuten sie sich doch, daß Rom einen opferwilligen Jüngling erzeugt, der den Tod nicht fürchtete, wo es galt, für das Wohl des Vaterlandes einzustehen; und freute sich auch Jeder im Innersten seines Herzens, daß ein Anderer ihn selbst der Mühe enthoben, sein eigenes Leben vielleicht in die Schanze schlagen zu müssen.

Caius Spurius, der kleine Senatsschreiber, der an seinem gewohnten Platze an einer Straßenecke bei dem großen Marktplatze saß und den Gesprächen zuhörte, seufzte aber still in sich hinein und murmelte nur zuweilen traurigen Herzens vor sich hin: „Armer — und doch glücklicher Curtius! Denn wenn der Undank sich gegen Dich erheben wird, — Du wirst es wenigstens nicht mehr hören!“ —

Und gerade wie Spurius seinen düsteren Gedanken so nachhing, trat Ritter Casca an ihn heran und klopfte ihm auf die Schulter:

„Nun, was meinst Du dazu, mein lieber Senatsschreiber? Ein braver Junge ist dieser Curtius gewiß; — aber ein bischen Selbstüberhebung gehört denn doch dazu, daß er sich als Sühneopfer aufgeworfen, wo das Orakel erklärte, nur das Köstlichste und Beste, was Rom besitzt, könne uns retten! Nun! Curtius hielt sich ja auch von Kindesbeinen auf für einen aus Jupiters Hüfte direct herausgeschlüpften Menschen!“

Und zu den Bürgern sich wendend, fügte er, nachdenklich den Kopf schüttelnd, hinzu:

„Ich wünsche nur, daß es nütze! Denn wenn nun Curtius dieser Beste und Köstlichste **nicht** wäre, und wenn über ihm der Schlund sich **nicht** schlösse, — was dann?“ —

Nachdem er diese weisen Worte gesprochen, ging Casca weiter und überließ seine Freunde ihren Gedanken.

„Da fängt es ja schon an!" seufzte der Senatsschreiber: und richtig, schon hatte es angefangen, denn wenn Einer kopfschüttelnd und verständnißvoll mit den Augen zwinkernd, solche Worte unter die Menge der philosophirenden Spießbürger wirft, so sind dies Samenkörner, die sich um so schneller entwickeln, als die Menschen überhaupt viel lieber für feinnasige Spitzbuben, denn für ehrliche, vertrauensselige Schwärmer gelten zu wollen pflegen.

Der wackere Casca ließ es sich nicht nehmen, seine Bedenken von Straße zu Straße, von Platz zu Platz zu tragen: er sei gewiß der Erste, der dem großmüthigen Entschluß des Ritters die größte Hochachtung entgegenbrächte; es sei diese Opferwilligkeit ein Ruhm, der auf die ganze Stadt zurückfiele; man dürfe sich aber denn doch fragen, ob der Ritter das Richtige getroffen, ob sein Opfer auch der Stadt den Nutzen bringen werde, den man davon erhoffte; vielleicht gäbe es ja Einen, der den Göttern noch wohlgefälliger wäre; und ein unnützes Opfer könne ja unheilbringender wirken, als wenn man es unterlassen hätte; damit wolle er gewiß Nichts gegen Curtius gesagt haben, auch nicht in dem Falle, daß nach dessen Tode der Schlund sich nicht sofort schlösse, oder daß die Stadt noch einem schlimmeren Geschicke ausgesetzt wäre, wenn die erzürnten Götter, ob des unnützen Opfers eines ihnen nicht genehmen Mannes, die Mitbürger dieses Letzteren für dessen zwar großmüthige, aber immerhin vermessene Selbstüberhebung zu strafen beabsichtigten. So redete der edle Casca hin und her, und Mancher, der zuerst für Curtius geschwärmt, ging grübelnd nach Hause und sagte zu sich selber: „Der Ritter Casca könnte wohl Recht haben! Er ist ein kluger Mann und von besserem Geschlechte als Curtius, und er meint es gut mit Rom; und wer weiß, ob Curtius nicht zuvörderst daran dachte, daß durch seine That sein Name vor allen anderen einen unsterblichen Ruhm gewinne und in der Geschichte Roms über den Namen aller Zeitgenossen, neben den Namen der größten Helden gestellt würde!" —

Während aber die Männer Roms sich mit solchen Gedanken herumtrugen, lagen Julia und die Mutter des Curtius in den Armen des Ritters, weihten ihn mit ihren Thränen den unsterblichen Göttern und bedeckten mit inbrünstigen Küssen die Hand, die morgen das bäumende Roß zum Abgrunde lenken sollte.

* * *

Mit dem ersten Morgengrauen versammelten sich die Priester und Edelen Roms in dem Tempel des Jupiter. Sie sangen Gebete, um die Götter zu besänftigen, und flehten zu dem Himmel, daß er die Sühne als vollgenügend anerkennen, und daß er die Stadt vor fernerem Unheil ver-

schonen wolle. Dann trat Ritter Curtius, wie zum Streite gerüstet, in funkelndem Waffenschmuck, den goldenen Helm auf dem Kopfe, das breite Schwert an der Seite, hervor aus dem Heiligthume. Sein Schlachtroß stand bereit; die zwei ältesten Senatoren Roms hielten die Zügel; Curtius aber faßte die Mähne mit starker Hand, und, ohne den Bügel zu berühren, schwang er sich auf das Roß, als gelte es hineinzureiten, nicht in den finsteren Tod, sondern in eine fröhliche Schlacht. Er streichelte ihm den Kopf und den Hals, und freundliche Worte zu dem Kampfgespielen sprechend, tummelte er sein Pferd zum letzten Ritt in dem Vorhofe des Tempels umher, und mit weitgeöffneten Nüstern und funkelnden Augen, als fühle es sich stolz, solchem Herrn zu gehorchen, wieherte das Roß hell in die Morgenluft hinein. — „Das ist ein gutes Omen!“ murmelten die Priester; dann öffneten sich die Pforten, und durch die Gasse, die in der harrenden Volksmenge offen gelassen worden war, sprengte Curtius zu dem qualmendem Schlunde. — „Für Rom!“ rief er mit weithinhallender Stimme, als er, die Sporen in die Weichen des Rosses drückend, mit jähem Sprunge hineinstürzte in die schaurige Kluft. Ein Schrei des Entsetzens rang sich aus dem Volke empor — und geschehen war die That!

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Ritter war verschwunden. Die Priester, Edelen und Plebejer aber warteten des verheißenen Ereignisses, daß mit einem Rucke das Gestein sich wieder zusammenfügte, daß der Schlund sich plötzlich füllte, daß die ebene Erde wie durch einen Zauberschlag den Abgrund bedeckte. Es geschah aber Nichts von dem, was sie erwarteten: langsam zogen die Rauchwolken aus der Tiefe weiter hervor und weiter rollte der unterirdische Donner — langsamer vielleicht als vorher dampfte es, schwächer vielleicht als vorher rollte es — aber es dampfte und rollte doch! und die Kluft blieb offen und gähnte klaffend wie zuvor!

Ein Murren zog durch die Menge. Was war das? wie sollte man es deuten? wer hatte das Volk irregeleitet? wer hatte sich unternommen, den Göttern ein Sühneopfer darzubringen, das ihnen nicht genügte? Und lauter, immer lauter erhob sich die zürnende Stimme des Volkes: „Man hat uns betrogen! Die Kluft ist nicht geschlossen! das Unheil droht wie vorher!“ — Und gegen die Priester und Senatoren und Ritter wendeten sich die geballten Fäuste: „Ihr seid es, die uns irregeführt! In Eurer Vermessenheit habt Ihr geglaubt, das Beste und Kostbarste, was Rom besitzt, sei Einer der Euren! Wer erlaubt Euch, so zu denken! Wer erlaubt Euch, durch Euren Hochmuth das Vaterland zu betrügen?“ — Umsonst versuchten es einige Wenige, das Volk zu beschwichtigen; umsonst rief ihnen Spurius, der Senatschreiber, zu, sie möchten doch die Blicke zu dem Abgrunde hinwenden und mit ihren Augen schauen, wie der Qualm sich doch zu verziehen, wie die Quelle der Giftwolken zu versiegen, wie schon tief unten der Abgrund sich zu verschließen scheine! Das Volk hörte Nichts und wollte

Nichts hören, und drohender und immer drohender umringte es den Tempel und die Priester und die Edelen und verlangte Rechenschaft von ihnen, warum sie versprochen, daß die Kluft sich sofort schließen würde, und warum die Kluft noch nicht geschlossen sei!

Die Priester und Edelen aber berathschlagten untereinander, wie dem Zorn des Volkes zu begegnen sei, und auf wessen Haupt man ihn ablenken möchte. Der Pontifex trat auf die Stufen des Tempels und, mit erhobener Rechte Stillschweigen gebietend, sprach er:

„Nicht wir haben das Opfer erkoren! Aus eigenem Antriebe erbot sich der Ritter Curtius, als Sühnopfer zu sterben!"

Da erhob es sich wie ein Sturmgeheul aus der Mitte des Volkes: „Wer hat ihn geheißen, den Vermessenen, sich aufzustellen, als sei er der Beste in Rom? Daß sein Name in der Geschichte aufgeschrieben würde, als wäre er der Retter Roms, das allein hat ihn zu der unnützen, ehrgeizigen, frevelnden That hingerissen! Aber was ficht uns des Ritter Curtius Ehrgeiz an? Wir wollen Hilfe aus der Noth! Wir wollen, daß der Schlund sich schließe!" —

Und wie Einige aus der Menge den Ritter Casca erblickten, da erinnerten sie sich der mahnenden Worte, die er am Abende vorher zu ihnen gesprochen, und riefen ihn heraus aus dem Tempel: er sei der Erste gewesen, der gestern den Muth gehabt, gegen das Unternehmen des Curtius Einsprache zu erheben; er hätte auch vorausgesagt, daß die Sühne wohl nicht genügen würde! an ihm sei es, jetzt dem Volke zu helfen; an ihm sei es, zu sagen, wie man es anfange, daß der Schlund sich schlösse!

Gesenkten Hauptes hatte Ritter Casca zugehört. Er war ein berechnender Mann, der zu begreifen gelernt hatte, daß ein Jeder aus den Ereignissen den besten Gewinn für sich selber zu ziehen angewiesen sei, und auch daß nur, wer dem Wahne des Volkes schmeichelt, des Volkes Günstling ist. Langsamen Schrittes ging er durch die ehrfurchtsvoll grüßende Menge bis zum Rande des Abgrundes; sein Blick schweifte in die Tiefe: keine Rauchwolken zogen mehr aus dem Grunde hervor; kein Schwefelgeruch verpestete mehr die Luft; wie eine weit klaffende, aber doch nicht zu füllende Vertiefung lag die Kluft vor ihm; kein Donner rollte mehr in der Tiefe; kein Donner in den Lüften; und lächelnd schaute die goldene Sonne vom Himmel herunter. Wie Casca prüfenden Auges dies Schauspiel betrachtete, trat Spurius zu ihm heran, und mit der Hand hinunter deutend: „So sage ihnen doch," flüsterte er ihm zu, „daß sie sich irren, daß sie dem edelen Curtius Unrecht thun, daß . . ." Aber: „Für so thöricht hältst Du mich doch nicht, alter Graubart!" raunte ihm Casca zu, und den Senatschreiber von sich weisend und zu dem Volke sich wendend, rief er mit majestätischer Geberde:

„Ihr Bürger Roms! Ihr, die Edelsten unter den Menschen und die Muthigsten! Noch gähnt Euch und uns der drohende Abgrund entgegen,

den die Vermessenheit eines ehrgeizigen Jünglings zu schließen wähnte! Die Götter seien ihm gnädig, tief in der Unterwelt! An uns aber, Männer des Lebens und der muthigen That, an uns ergeht das Gebot, für das Vaterland Sorge zu tragen und es zu erretten! Sein Edelstes und Bestes, sagte das Orakel, müsse Rom opfern. Wohlan denn, Ihr Bürger Roms, was ist das Edelste und Beste in unserer Stadt? Was wäre es anders als die mütterliche, römische Erde, die Erde, die uns nährt, die Erde, aus der wir entsprossen, die Erde, aus der diese Zinnen und Thürme und Paläste, die Zierde Roms und seine Kraft, erbaut sind zu unserem ewigen Ruhm! Bringet römische Erde! führet römische Steine herbei! weihet sie den Göttern, und in gewaltigen Massen mögen sie hinunterrollen in diese Tiefe, so werden die Götter zufrieden gestellt, und ihr Zorn besänftigt, und die Kluft geschlossen!" —

„O Du ehrlichster aller Römer!" rief ihm hohnlachend der kleine Senatschreiber zu und verschwand unter der Menge.

Aber: — „Heil, Casca! Heil!" erscholl es von allen Seiten. „Holt Hacken und Schaufeln! Bringt Stein und Erde!" Da trat der Pontifex vor das Volk, und salbungsvoll, die Augen gen Himmel gerichtet, eröffnete er den wackeren Bürgern Roms, daß, um den Zorn des Himmels abzuwenden, um wieder gut zu machen, was die verfehlte Sühne des Ritters Curtius verschuldet, die vielen Steine, die in den Abgrund geworfen würden, aus dem Hause jenes Unglücklichen herausgebrochen werden sollten: „es müsse durch diese neue Sühne der Makel ausgewischt werden, der von dem ersten Opfer her auf der Stadt haften möchte, und die Priester würden durch ihre Gebete und Gesänge diese Steine weihen, auf daß der Fluch verschwinde, den die vermessene Unthat der Ritterschaft Roms aufgebürdet."

Und wie die Priester es wollten, so geschah es. Unter der Führung des edlen Casca zog ein mit Hacken und Brecheisen bewaffneter Haufe Volks vor das Haus des Ritters. Dort saßen, weinend und betend und nichts Schlimmes ahnend, die Mutter und die Braut des Unglücklichen. Als das Rufen der Menge in das stille Trauergemach drang, da wähnten die Frauen, es käme das Volk vor ihr Haus gezogen, um dem Retter des Vaterlandes Dank zu spenden, um die Laren seines Herdes mit Lorbeeren zu bekränzen, um seiner Mutter, als der Erzeugerin eines den Göttern wohlgefälligen Helden, Ehre zu erweisen. Auf den Arm der Julia gestützt, wankte die alte, ergraute Mutter auf den Söller des Hauses, und zwischen ihren Thränen leuchtete ihr müdes Auge, als ob ein Strahl himmlischen Trostes ihren Scheitel berührt hätte. Draußen aber wüthetete das Volk; schon wurden die Thürpfosten zerschmettert; schon krachte das Haus unter den Hammerschlägen; schon wankten und stürzten die Mauern.

„Hinweg mit ihnen! Hinweg mit der verdammten Brut!" rief die Menge, als sie die beiden Frauen erblickte.

„Die Götter seien uns gnädig!“ schrie bebend Julia, die Römerin. „Was ist geschehen? Haben wir uns in Curtius getäuscht? Hat er sich nicht geopfert? Hat ihn unmännliche Furcht übermannt?“

„Mein Sohn! Mein Sohn!“ rief händeringend die Mutter; „warst Du Deiner Väter unwürdig? bist Du zurückgeschreckt vor der edlen That?“

Ein gewaltiges Gelächter schlug an das Ohr der Frauen; ein Steinhagel flog in das Haus, und blutend, zu Tode getroffen, sanken die Unglücklichen zum ewigen Schlummer nieder.

Das Volk aber vollendete sein Werk. Das Haus wurde zerstört, die Gärten verwüstet, die hohen Pinien gefällt, und die schwerbeladenen Karren zogen von dem Hause des Ritters zu dem Schlund, und Stein auf Stein, Balken auf Balken rollten in die Tiefe.

Oben sangen die Priester und weihten die Opfer; und Jubel erfüllte die Luft, als die Römer wahrnahmen, wie sich der Schlund allmählich füllte. . . .

„Heil dem römischen Volke!“ rief der Ritter Casca der Menge zu; „noch einige Karren römischer Erde, und das Werk ist vollbracht, und die Kluft auf immer geschlossen, und Rom gerettet!“

Als nun die Arbeit so weit gediehen, daß nur noch eine kleine Höhlung den Ort bezeichnete, wo Tags vorher der Abgrund sich eröffnet hatte, da beschloß das Volk in seiner Weisheit, den Retter durch hohe Ehrenbezeugungen auszuzeichnen. Hoch zu Roß, in goldenem Harnisch und purpurnem Mantel, umgeben von den singenden Priestern, und gefolgt von allen Rittern, Senatoren und Bürgern Roms, wurde Casca der Edle, der Kluge, der Muthige, nach dem Capitol geleitet, wo die Kinder in festlichem Anzuge seiner harrten, um ihm einen Lorbeerkranz zu überreichen. Bescheiden und die Arme über der Brust gekreuzt, bog Casca das Knie und ließ sich bekränzen. Wie die Krone auf seinem Haupte saß, und wie er sich freudestrahlend erhoben hatte, um die Menge mit stolzer Geberde zu begrüßen, da hörte man, inmitten der Stille, die sich über das Volk gelagert hatte, die Stimme eines kleinen Kindes, das in den ersten Reihen stand und mit fragend staunendem Blicke um sich schaute:

„Warum,“ sagte das Kind, „bekränzt man denn den Casca, der nicht in den Schlund sprang? und warum nicht den braven Ritter Curtius, der doch hinunter gesprungen ist?“

Da trat der kleine Senatsschreiber an das Kind heran; seine Hand zitterte vor innerer Erregung; mit seinem philosophischen Gleichmuth war es aus, seitdem er auf dem Haupte des Ritters Casca die Lorbeerkrone ruhen sah, die seinem armen, lieben Curtius gehörte.

„Mein Kind,“ rief er mit seiner ironisch verachtenden, schrillen Stimme, daß das Volk weithin aufhorchte, „der Ritter Curtius war ein braver Mann; der ist ehrlichen Herzens in den Abgrund gesprungen, um sein Vaterland zu erretten. Er hat Nichts dabei gewonnen als den Tod.

Dieser Casca aber, den sie jetzt den Edlen nennen, den Selbstvergessenen, den großen Bürger, der hat Nichts gewagt und Nichts geopfert; sein Leben hat er für Niemand hergegeben; den Andern, der das seinige hingab, hat er um seine Ehre gebracht, — und daß er nun einherwandle als ein lebendiger Denkstein des römischen Undanks, haben sie auf Cascas Kopf den Lorbeer des Curtius gedrückt!" —

Mit geballter Faust und zornglühenden Augen hatte Casca sein Roß auf den Senatsschreiber hinübergerissen:

„Wahnsinniger!" rief er, „lege ein Schloß vor Deine Lippen, wenn Dir kein Unheil widerfahren soll!"

Aber der kleine Mann bohrte seinen Blick in Cascas Auge, und höhnisch lachend, fuhr er fort:

„Heil Dir, Casca, dem Selbstvergessenen, dem Opfermuthigen, dem für Rom in den Tod Gegangenen! Ob Deinem Lorbeer staunen jetzt schon unsere Kinder, aber höre, Casca! . . ." und finsterer schaute sein Blick, und es zitterte seine Stimme; „von Deiner Stirne werden sie ihn dereinst herunterreißen, wie ich ihn jetzt in den Staub werfe!"

Und ehe Casca es verhindern konnte, hatte sich der kleine Senatsschreiber hinaufgeschwungen zu ihm, die goldene Lorbeerkrone erfaßt und weithin in das Menschengewühl geschleudert. Kaum aber war es geschehen, so lag auch Caïus Spurius, von hundert Klingen durchbohrt, todt zu den Füßen des Triumphators, der, von der wüthenden Menge umjauchzt, feierlich einzog in die capitolinischen Hallen.

* * *

Der Ritter Curtius wandelte in den Elyseischen Feldern, ein blasser Schatten unter den Schatten der Helden der Vorzeit. In dem dämmernden Licht der unterweltlichen Sonne, ging er entlang den Wiesen, entlang dem Saume der leise rauschenden Pappelwälder, Gespräche führend mit Romulus und Remus, mit Achill und Patroklos, und mit einem stillen Gefühle der seligsten Wonnen gedachte er der Stadt seiner Väter, die er gerettet.

„O Rom!" flüsterte er, wie es einem Schatten im Hades geziemt, „o theures Vaterland! für Dich zu sterben ist das schönste Glück!"

Wie er das so vor sich hindachte, sah er aus bläulicher Ferne drei Schatten sich auf ihn herbewegen; sie zogen langsam über die in leichten Nebelflor gehüllte grünliche Rasenfläche, und es schien ihm, als erkenne er die Liebsten seines Herzens:

„Mutter! Julia! Spurius! wie seid so schnellen Fußes Ihr mir nachgeeilt!"

Die Anderen aber schauten traurigen Blickes zu Curtius auf, und himmlische Thränen glänzten in ihren Augen.

„Was ist Euch, Geliebte? Was weint Ihr? Nicht klage ich ja ob meinem Tode!"

Julia aber und die Mutter sanken ihm zu Füßen:

„Verzeih, Curtius, daß wir im Tode an Dir zweifeln konnten!"

„Zweifeln? an mir? und weshalb?" fragte betroffenen Sinnes der arme Ritter.

Da erzählte Spurius, wie es dort oben hergegangen; er erzählte es mit vor Zorn zitternder Stimme, denn selbst der Tod hatte es nicht vermocht, den furchtbar grollenden Gram in dem Herzen des kleinen Senatsschreibers zu stillen:

„Ach, Curtius!" rief er, „ich hatte Dir es ja immer gesagt! Du lieber, dummer, phantastischer, edler, thörichter, weitherziger Mann, der Du jetzt nur noch ein farbenloses Schemen bist, wie wir! ich hatte es ja immer gesagt, daß, wer sich für die Anderen zu opfern strebt, nur Jammer und Elend und Spott und Undank erntet! „Und jetzt ist es geschehen, wie ich es wußte!"

Der Ritter Curtius stand vor ihnen, als ob er nicht verstände, was sie ihm erzählten, als ob er nicht begreifen könne, was geschehen. Wäre es den Schatten in den Elyseischen Feldern gegeben, wie die lebenden Menschen in sich zusammenzusinken, die Sinne zu verlieren und in jähen Todesschlaf zu verfallen, — Ritter Curtius wäre hingesunken zu ihren Füßen, einen neuen Tod zu erleiden.

Lange stand er vor ihnen; sein Ohr hörte nicht; sein Auge sah nicht mehr; ein düsteres tiefes Denken hatte sich eingegraben in das Tiefinnerste seiner armen Seele, und traurig flüsternd umstanden ihn die Schatten der Helden und beklagten des Unglücklichen bitteres Loos. Endlich erhob sich seine Gestalt, und seiner Mutter, seiner Julia, seinem Freunde die Hand, die leblose, hinreichend, sprach er mit leiser Schattenstimme:

„Und wäre sie wieder zu wagen, die That vollführte ich doch!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf ihrem ehernen Throne aber hatte Persephoneia, die milddenkende Königin der Unterwelt, seine Worte vernommen, und es jammerte sie des Helden, der die unendliche Ewigkeit hindurch den nagenden Gram durch die Elyseischen Felder zu schleppen hätte; und aus den Fluthen des Lethe füllte sie einen Becher und trat vor ihn hin, und mit freundlich liebkosender Hand sein Haupt berührend, sprach die Göttin:

„Trinke, Curtius, und es fließe wie ein himmlischer Balsam das Vergessen in Deine Seele!"

Und Curtius trank und vergaß — vergaß Alles, was ihm geschehen, nur die Liebe nicht zu seinem Vaterlande, nur die freudige Opferwilligkeit nicht, mit der er für Rom sich dem Tode geweiht.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Deutschlands coloniale Helden und Pioniere der Cultur im schwarzen Continent. Von Rochus Schmidt. 2. Band. Mit 4 Portraits und einer Karte von Afrika. — Braunschweig, Albert Limbach. —

Im Anschluß an die Besprechung des ersten Bandes sei zunächst hervorgehoben, daß dem zweiten Bande eine gute und recht übersichtliche Karte von Afrika beigefügt ist, auf der die von den einzelnen Forschern eingeschlagenen Reiserouten bequem verfolgt werden können. In diesem zweiten Bande schildert der Verfasser in wiederum anziehender Weise die Thätigkeit der vier bedeutenden Afrikareisenden: Gustav Nachtigals, Dr. Carl Peters', Emin Paschas und von Wißmanns — Jeder derselben groß in seiner Art. —

Nachtigal verdanken wir die auf eigene Beobachtung sich stützende Kunde vom Lande Tibesti und seiner räuberischen Bewohner, sowie die Erschließung des östlichen Theils der Sahara und des bisher völlig verschlossen gebliebenen Reiches Wadai, in welchem Vogel seinen Tod gefunden hatte. —

Dr. Carl Peters' Thätigkeit in Ostafrika war von bahnbrechender Bedeutung. Seinen rastlosen Bestrebungen und seiner Energie gelang die Verwirklichung der Idee, in Ostafrika Gebietserwerbungen zu machen. War seine erste Expedition 1884 auch nicht groß, so waren doch die Resultate dieses Zuges sehr anerkennenswerthe und bildeten die Basis für unsere jetzige ostafrikanische Colonie. Bei seiner zweiten Expedition zur Befreiung Emin Paschas aus der Aequatorial-Provinz hatte er mit den schwierigsten Verhältnissen zu kämpfen, führte aber die Expedition mit großer Energie durch.

Kaum eine andere Person unter den Forschern und Reisenden hat eine Zeit lang, man kann sagen, in abenteuerlicher Weise, so im Vordergrunde gestanden, wie Emin Pascha. Seiner Person widmet der Verfasser einen großen Theil des vorliegenden zweiten Bandes. Der Verfasser beleuchtet die Verwaltungs-Thätigkeit Emin Paschas als Gouverneur der Aequatorial-Provinz, der sich dieser mit vielem Eifer und großer Geschicklichkeit hingab. Die weite Ausdehnung des Gebietes jedoch, sowie namentlich die geringe Unterstützung, die er bei der Central-Regierung fand, setzten ihm fortwährend Hindernisse entgegen. In alle diese Verhältnisse verschafft der Verfasser durch seine ein-

gehende Schilderung dem Leser einen klaren Einblick. Der ägyptischen Herrschaft im Süden, dem Auftreten des Mahdi und seinen Erfolgen im Süden, den gleichzeitigen Maßnahmen Emins in der Aequatorial-Provinz, sowie schließlich der Stanley'schen Expedition zur Befreiung Emins sind besondere Capitel gewidmet, die namentlich in der gegenwärtigen Zeit, in der sich die Blicke wieder nach dem Süden richten, von allgemeinem Interesse sein dürften.

Major von Wißmann.
Aus: R. Schmidt, Deutschlands coloniale Helden und Pioniere der Cultur im schwarzen Continent.
Braunschweig, Albert Limbach.

Den Schluß des zweiten Bandes bildet die Darstellung der Thätigkeit von Wißmanns. Seine erste und zweite Durchquerung Afrikas, die Erforschung des Kassai, sowie sein Wirken als Reichs-Commissar in Deutsch-Ostafrika beleuchtet der Verfasser in interessanter Weise, und man kann ihm nur beistimmen, wenn er die Leistungen v. Wißmanns in Afrika als enorm auf dem Felde der Forschung und als unübertreffliche auf dem Gebiete der colonialen Kriegs- und Friedenspolitik bezeichnet. Von den dem Werke beigefügten Portraits seien hier die von „Emin Pascha“ und „v. Wißmann“ wiedergegeben. — Das ganze Werk ist recht empfehlenswerth.

Emin Pascha.
Aus: R. Schmidt, Deutschlands coloniale Helden und Pioniere der Cultur im schwarzen Continent. Braunschweig, Albert Limbach.

Bibliographische Notizen.

Modernes Musikleben. Studie von Heinrich Ehrlich. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

Das Ehrlich'sche Buch besteht aus einer Reihe einzelner Aufsätze, die ehemals in verschiedenen Zeitschriften erschienen und, wie es scheint, ohne weitere Ueberarbeitung abgedruckt sind. Der Werth derselben ist, wie bei allen derartigen Publicationen ein ungleicher; Interessantes wechselt mit Indifferentem, Brauchbares und Gediegenes mit Minderwerthigem. Viel Beherzigenswerthes enthalten die Artikel über modernes Musikleben; was der Verfasser über Concertagenturen, Conservatorien, musikalische Marktschreierei, Musik-Amazonen und ähnliche fin-de-siècle-Erscheinungen sagt, liest man mit Behagen und Vergnügen. Weniger wird man dem beistimmen können, was Ehrlich über einzelne Componisten, nament-

lich über Wagner, schreibt; am allerwenigsten aber wird man sich mit den gelegentlich eingestreuten historischen Excursen befreunden können. So ist in dem Essay „Culturgeschichte des Clavierspiels“ auf Seite 120 von einem Michael Schütz die Rede, der nie existirt hat, und zwei Seiten vorher wird sogar der Engländer Dunstable, der im 15. Jahrhundert gelebt hat und keine Note für Clavier geschrieben hat, unter den Claviercomponisten des 17. Jahrhunderts aufgezählt. ob.

Das Buch der Habsburger. Von Sidney Whitman. Rechtmäßige deutsche Uebersetzung von O. Th. Alexander. — 2. Aufl. — Hamburg, Haendcke & Lehmkuhl. —

Der Verfasser liefert in diesem Werk eine sehr interessante völkerpsychologische Studie. In geistreicher Weise schildert er, theils aus eigener Anschauung, theils auf litterarischen Quellen basirt, das vielgestaltige Oesterreich-Ungarn und seine Bewohner. Schon die Ueberschriften der einzelnen Capitel: „Vergangenheit und Gegenwart, die Deutschen, die Czechen, die Ungarn, die Juden, der Wiener, der Kaiser, der Adel, die Armee, der Priester, der österreichische Mittelstand, der Bauer und schließlich die Frauen,“ eröffnen dem Leser die Perspective auf eine höchst fesselnde Lectüre, und eine solche bietet das Buch in Wirklichkeit. Einen sehr günstigen Eindruck macht die Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe des Verfassers, auch da, wo er Parallelen mit englischen und deutschen analogen Verhältnissen zieht und wo er, selbst mit herbem Urtheil nicht zurückhaltend, die Licht- und Schattenseiten der gesellschaftlichen Zustände gegenüberstellt. — Auf das interessante Buch sei hiermit besonders hingewiesen. K.

Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71. Von Fred Graf Frankenberg. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. —

Der als Politiker und Parlamentarier bekannte Verfasser übergiebt in dem vorliegenden Werke seine während der Feldzüge 1866 und 1870/71 niedergeschriebenen Tagebücher der Oeffentlichkeit und verschafft damit nicht nur jedem deutschen Patrioten eine höchst anziehende Lectüre, sondern erschließt damit gleichzeitig der Geschichtsforschung insofern eine werthvolle Quelle, als seine Schilderungen das getreue Spiegelbild der in damaliger Zeit, im Kreise hochgestellter Personen, durchlebten Ereignisse wiedergeben. Dabei steht der Verfasser auf einem ganz unabhängigen Standpunkt und entwickelt in seinen Schilderungen über Personen und Vorgänge aller Art eine Freimüthigkeit, die den Leser nur angenehm berühren kann. Anfänglich hatte der Verfasser einige seiner Tagebuchblätter im Feuilleton der Schlesischen Zeitung veröffentlicht und sich erst nach allgemein günstiger Aufnahme derselben zu einer Gesammtherausgabe entschlossen. Das Werk theilt sich in die zwei Abschnitte: Krieg 1866 und Krieg 1870/71. —

Ersteren machte der Verfasser als Ordonnanzoffizier im Stabe des VI. Armee-Corps mit, während er 1870/71 im Hauptquartier der III. Armee, als Malteser und Armee-Delegirter der freiwilligen Krankenpflege fungirte. Von der Mobilmachung im Mai an bis zur Kaiserparade am 3. März 1871 läßt der Verfasser die bedeutungsvollen Ereignisse jener Zeit am Leser vorüberziehen. Lebhaftes Interesse erregen auch die mit der Schilderung der Begebenheiten verflochtenen Aeußerungen hoher Persönlichkeiten, zu denen der Verfasser in näherer Beziehung gestanden hat. Ueberall tritt das warme nationale Empfinden des Verfassers hervor. So schreibt er aus dem Quartier Staatz am 29. Juli 1866 (S. 75): „Deutschland einig, groß und gewaltig unter dem Kaiserscepter der Hohenzollern, das ist das Friedenswerk, das sich nun auf dem durch die Schlachtfelder vorbereiteten Boden glorreich erheben soll.“ Und weiterhin erläßt er die Mahnung an das kommende deutsche Parlament, „doch Einsicht zu haben für die großen, wirklichen Schwächen und Schäden des deutschen Volkes und diese in ihren Wurzeln auszurotten, sowie sein Auge auf unsere eigene historische Entwickelung zu kehren.“ Doch es würde zu weit führen, auf alle die interessanten Reflexionen des Verfassers einzugehen; es muß dieserhalb auf den Text verwiesen werden. — Mitten unter den Kriegstagebuchblättern tauchen einige sehr friedliche Blätter vom Anfang December 1870 auf, die der Thätigkeit des Verfassers als Reichstag-Abgeordneter während einiger Tage gewidmet sind. Von der Reichstagsitzung am 5. Dezember 1870 unter Delbrücks Leitung giebt er ein kurzes, interessantes Referat. Die Schilderung der ganzen Zeit vor Paris, während welcher der Verfasser sich im Hauptquartier zu Versailles befand, ist besonders fesselnd. Treffend kritisirt der Verfasser „Gambetta“, den jungen Dictator, wie ihn seine Verehrer nennen, „den selbst Napoleon I. in seiner

schlimmsten Zeit an Gewaltthätigkeit, Rücksichtslosigkeit, Egoismus und Verlogenheit nicht erreicht hat." „Ich habe immer behauptet," schreibt der Verfasser (S. 301), „daß sich keine der europäischen Nationen so willig und leicht durch Tyrannei beherrschen läßt, als die Franzosen. Die Aera Gambettas ist hierfür das schlagendste Beispiel. Je verächtlicher und gewissenloser der Tyrann ist, desto leichter unterwirft er sich Alles, nur muß er zwei Dinge verstehen: „den Leidenschaften, die just an der Tagesordnung sind, mehr zu schmeicheln als jeder andere Franzose, und seine Furcht einflößenden Gewaltstreiche als im Namen der Freiheit, des Vaterlandes und der Civilisation geschehen zu proclamiren." — Als Anhang ist dem verdienstvollen Werk, das hierdurch warm empfohlen sei, ein Briefwechsel des Verfassers mit dem Bischof von Orleans, Dupanloup, beigefügt. Ein Personen-Register am Schluß erleichtert die Orientirung. K.

Die Sonne ist bewohnt. Ein Einblick in die Zustände des Universums. Von Karl Götze. Berlin W., Lutherstraße 2. —

Der Verfasser entwickelt in dem vorliegenden Buche höchst sonderbare, vom Standpunkt der heutigen Wissenschaft so abweichende Anschauungen, daß wir ihm auf seinem phantastischen Gedankengange nicht folgen können. In sehr selbstbewußter Weise glaubt er indeß viele räthselhafte Probleme gelöst zu haben. Wir wollen ihm diesen Glauben nicht rauben und lieber über uns die geringschätzende Beurtheilung, wie er solche (S. 69) über Andersdenkende ausspricht, ergehen lassen. K.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Becker, J., Das Geldfeuerchen am Wittstrauch. Eine oberhessische Dorfgeschichte. Leipzig, Reinhold Werther.
— Karthäusersch Anndort. Eine oberhessische Dorfgeschichte. Leipzig, Reinhold Werther.
— Der Wildhirt. Eine oberhessische Dorfgeschichte. Leipzig, Reinhold Werther.
Bienenstein, Karl, Feindschaften. Lebensbilder aus den österreichischen Voralpen. Zürich, Verlag von „Stern's litterarischem Bulletin der Schweiz".
Brandes, Georg, Moderne Bahnbrecher. Essays. Leipzig, H. Barsdorf.
— Menschen u. Werke aus neuerer europäischer Litteratur. Essays. Leipzig, H. Barsdorf.
Brandies, Bechtold, Absonderliche Geschichten. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto.
Bredenbrücker, Richard, Dörcherpack. Blätter aus einem bescheidenen Menschensein. Berlin. Verlag der Romanwelt.
Aesthetisch-politische Briefe von einem Aesthetiker. Leipzig, Reinhold Werther.
Dayot, Armand, Napoleon I. in Bild u. Wort mit ca. 500 Text-Illustrationen, Vollbildertafeln, Caricaturen und Autographen etc. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. Lieferung 18. 19. 20. 21. Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.
Dichtungen, ausgewählte deutsche, für Lehrer und Freunde der Litteratur erläutert von Karl L. Leimbach. X. Band. Lieferung 3. Frankfurt a. M. Kesselring'sche Hofbuchhandlung. (E. v. Mayer.)
Duimchen, Theodor, Die Kunst. Novellen und Skizzen. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto.
Dupont, Hermann, Enterbte des Glücks. Berliner Roman. Erste Auflage. Berlin, Max Rockenstein.
Frankenberg, Fred Graf, Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Gleys, Maria Carlita, Lieder einer Livländerin. Zürich, Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz".
Guthart, Leopold, Pastor Hammer. Ein Zeitbild. Leipzig, Reinhold Werther.
C. H., Morgengrauen. Zürich, Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz".
Haarhaus, Julius R., Auf Goethe's Spuren in Italien. I. Theil: Ober-Italien. Leipzig, C. G. Naumann.
Habenicht, Hermann, Grundriss einer exacten Schöpfungs-Geschichte. Mit 7 Karten-Beilagen und 2 Text-Illustrationen. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Hecht, Hugo, Gedichte. Oranienburg, Ed. Freyhoffs Verlag.
Hermann, Theo, Wetterleuchten. Gedichte, Sprüche und Gaben. Dresden, Oscar Damm.
Henschel, Anna, Herbstblätter. Lyrisches und Episches. Dresden, E. Piersons Verlag.
Heyse, Paul, Die Fornarina. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, C. G. Naumann.
Hirsch, Dr. Max, Wissenschaftlicher Centralverein, Humboldt-Akademie. Skizze ihrer Thätigkeit und Entwickelung 1878—1896. Ein Beitrag zur Volkshochschul-Frage. Berlin, Hugo Steinitz.
Hoepli, Litteratura Italiana. Catalogo No. 107. Mailand, U. Hoepli.
Hughes, Hug Price, Der atheistische Schuhmacher. Ein Blatt aus der Geschichte der West-London-Mission. Einzige vom Verfasser bewilligte deutsche Uebertragung. Leipzig, Reinhold Werther.
Isolani, Eugen, Merkwürdige Leute. Lebensbilder und Skizzen. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto.
Jahn, Dr. Hermann, Aus Deutschlands grossen Tagen. Erlebnisse eines 24ers im deutsch-französischen Kriege. Eine Jubelausgabe. II. Band. Der Feldzug an der Loire und die Occupationzeit. Braunschweig, Albert Limbach.
Jahrbücher, Preussische, herausgegeben von Hans Delbrück. 1896 Juli. (85. Bd. Heft 1.) Berlin, Georg Stilke.
Jarry, Alfred, Ubu Roi. Paris, Mercure de France.
Jensen, Wilhelm, Auf der Ganerbenburg. Eine tragikomische Historie. Weimar, Emil Felber.
— Aus stiller Zeit. Novellen. I. Bd. Unter den Schatten. — Lycaena Silene. 2., durchgesehene Auflage. Weimar, Emil Felber.

Karte von Salzburg, Berchtesgaden und Umgebungen. Mit Panorama vom Gaisberg. 3. Auflage. Wien, Hartlebens Verlag.
Knackfuss, H., Allgemeine Kunstgeschichte. Mit zahlreichen Abbildungen. I. Band. II. Abtheilung. Bielefeld, Velhagen & Klasing.
Knoerenagel, Julius, Dr. phil., Vollständiges praktisches Lehrbuch der Stolze'schen Stenographie. Für Schulen und zum Selbstunterricht bearbeitet. Mit 24 Schrift-Tafeln. 9. umgearbeitete Auflage. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).
Die Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schneidt. III. Jahrgang. No. 91. 92. 93. Berlin, Kritik-Verlag.
Kuno, H., Frische Naturen. Drei Novellen für den Familientisch. Deutsch-Krone, F. Ziebarth's Buchhandlung.
Deutsche Lyriker, Ein Sammelwerk mit Quellenangaben und litterarisch-kritischem Begleitwort herausgegeben v. Hermann Kiehne. Diamantausgabe. Nordhausen, Selbstverlag des Herausgebers.
Mauthner, Fritz, Die bunte Reihe. Berliner Roman. München, Albert Langen.
Meissner, J. Fr., Gedankensammlung. Lexikon pädagogischer, klassischer u. philosophischer Citate und Sentenzen. Heft 7. Mettmann, Adolf Frickenhaus.
Müller-Guttenbrunn, Adam, Deutsche Culturbilder aus Ungarn. Mit 9 Illustrationen. 2. Auflage. Leipzig, Georg Heinrich Meyer.
Müller, Sophus, Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. Lieferung 1 u. 2. Strassburg, Karl J. Trübner.
Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache. Lieferung 20. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhdlg.
Patzschke, Fr., Durch Sturm zur Stille. Ein Bild aus der Gegenwart gezeichnet. Leipzig, Reinhold Werther.
Perles, Dr. Joseph, Predigten. — Aus dem Nachlass herausgegeben von Dr. Felix Perles. München, Theodor Ackermann.
Präparationen zu deutschen Gedichten. Nach Herbartischen Grundsätzen ausgearbeitet von Aug. Lomberg. Erstes Heft. Ludwig Uhland. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.
Rabe, Joseph, Illustrirter Führer durch Salzburg und das Salzkammergut. Mit 70 Illustrationen, 3 Panoramen und 7 Karten. 3. vermehrte Auflage. Wien, A. Hartleben's Verlag.
Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. II. Band 2te Hälfte. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.
Rigutini, Giuseppe, und Bulle, Oskar, Neues italienisch-deutsches u. deutsch-italienisches Wörterbuch. Lieferung 9. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.
Rubinstein, Dr. Fr., Hamlet als Neurastheniker. Leipzig, Hermann Haacke.
Rückerts, Friedrich, Werke. Liefg. 7—12. Stuttgart, J G. Cotta'sche Buchhdlg., Nachf.
M. R. S., Meinem Justus zum Gedächtniss. Dresden, E. Piersons Verlag.
Sachse, Walther, Canossa. Historische Untersuchung. Heft 1. Leipzig, Theod. Thomas.
Schall, Eduard, Schwere Noth im Nähr-, Lehr- und Wehrstand. Leipzig, Reinhold Werther.
Schmarsow, August, Beiträge zur Aesthetik der bildenden Künste I. — Zur Frage nach dem Malerischen, sein Grundbegriff und seine Entwickelung. Leipzig, S. Hirzel.
Schmidt, Rochus, Deutschlands koloniale Helden und Pioniere der Kultur im schwarzen Kontinent. Zweiter Band. Mit 4 Porträts und einer Karte von Afrika. Braunschweig, Albert Limbach.
Schultz, Alwin, Kunstgeschichte. Liefg. 11. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
Sind „Politische Pastoren ein Unding"? Ein ungehaltener Vortrag über die Frage: Wie hat sich die christliche Kirche zu den öffentl. Angelegenheiten zu stellen? Pforzheim, Ernst Haug. (Otto Riecker's Buchhdlg.)
Sohm, Prof. Dr. Rudolf, Die socialen Pflichten der Gebildeten. Vortrag. 3. Auflage. Leipzig, Reinhold Werther.
Suttner, A. Gundaccar, von, Daredjan. Mingrelisches Sittenbild. 2. durchgearbeit. u. verbess. Auflage. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Tibesar, Dr. B. L., Fr. W. Weber's Dreizehnlinden. Eine litterarische Studie. Paderborn, Ferdinand Schöningh.
Török, Prof. Arpád v., Neue Klänge. Zur Erinnerung an den während der Millenniums-Ausstellung in Budapest am 19., 20. u. 21. Juli 1896 abgehaltenen XII. internationalen Thierschutz-Congress. Budapest, „Kosmos" Kunstanstalt.
Umlauft, Friedrich, Prof. Dr., Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Geographisch-statistisches Handbuch für Leser aller Stände. Lieferung 2. 3. 4. Wien, A. Hartleben's Verlag.
Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgeg. von Baronin Bertha von Suttner. 5. Jahrg. 1896. No. 6, 7. Dresden, E. Piersons Verlag.
Waldheim, Sibylle von, Die Frau ist schuld! Ein Weckruf zum Kampf gegen die sociale Noth. Leipzig, Reinhold Werther.
Wöry, E., Die Luxushunde, ihre Züchtung, Erziehung und Dressur, sowie ihre Krankheiten und deren Heilung. München, Heinrich Kissinger.
Wilhelm Zabern. Ein Roman aus der Zeit Christians des Zweiten. Herausgegeben von O. Hauch. Aus dem Dänischen von Johann Claussen. Leipzig, Reinhold Werther.
Zaeslin, Emanuel, So seid ihr! Eine Lustspieltrilogie. Berlin, Richard Taendler.
Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. Neue Folge im Verein mit G. Buchholz, R. Lamprecht, E. Marcks herausgegeben von Gerhard Seeliger. I. Jahrg. Monatsblätter No. 1. April. No. 2. Mai. No. 3. Juni. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. (Paul Siebeck.)
— Vierteljahresheft 1. April — Juni. Freiburg i. B. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. (Paul Siebeck.)
Zeitschrift, deutsche, für ausländisches Unterrichtswesen. Herausg. von Dr. J. Wychgram. I. Jahrgang. Heft 3 und 4. und Beiheft. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Nord und Süd.
Line deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
Paul lindau.
Achtundsiebzigfter Vand.
Mi! den por»rni»5 !»n:
«or! Vechstein, tz»n, »icht«l^, August Schnccg»»«.

3chl«sische Vuchdruckerei. «unft> und verlagS'Anstal»
v. 5. Lchottlaende«.

Inhalt des ?8. Bandes,

^uli. — August. — September.

Inhalt des 78. Vandes.

sei«

Mit den sortraits von:

Karl Vechstein, f>hotogravüre nach einem Gemälde von Hubert Herkomer, Hans Richter, radirt von Wilhelm Rohr in München; August 5chneegans, radirt von Ivilhclm Rohr in München.

-SMG

Zuli j896.

Inhalt.

——» p»!s pro <vua»<a! <l y»t!») » Mark, -—
All« U»ch!>andl»ng»n »>,!> p«st»nstal!»n !,»l>m»>> iedeizel! U»V»ll!«!g»n an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von ^Oord Ulltl Süd" l'e,
züglichen 5endungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die

Redaction von „Oord mit» Süd" Vreslau
5iebenhufenerstr. ^, t^3, ^5.

Beilagen zu diesem Hefte

3l>. sp«m«nu l„ Veiün, (vaz Musenm)

Aord und SÃ¼d.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul tindau.
I.XXVIII. Vand. â€” Juli ^896. â€” Heft 232.

VreFIau
5chlesische Vuchdinckeiei, IlnnftÂ» und verlags'Anstalt
v. 5. Lchottlaender.

Leiden einer Frau.

von . ^, ... ,

Hermann tzeiuerg. '-' - ' '

— Schleswig. — ^ . ^ . ' :.'

Flensburg, den 25. Februar 18—.

orita Vusch saß in dem kleinen, neben dein gemeinsamen Wohnzimmer befindlichen Cabinet und schrieb die nachfolgenden Zeilen an ihre frühere Schulfreundin, Therese Hacke in Kiel:

„Liebste Rese!

Nachdem ich die ganze Woche gefastet habe, um meinem Geist einen größeren Appetitreiz auf diesen Brief beizubringen, bin ich nunmehr für ein gauzes Stündchen bei Dir und werde Alles auskramen, was sich in nur zur Mittheilung für Dich aufgefpeichert hat.

Wolle also Deine kleineu Eselsohren spitzen und mir mit den: Respect zuhören, der meiner Person und meinem Vortrag gebührt. —

Ich bin in der Stadt Flensburg am 24. December 1869 von der Ehefrau des verstorbenen, pensionirten Oberforstmeisters Vufch geboren, wurde evangelisch getauft und zeigte schon als zartes Kind einen großen Hang, mich der Obhut und Bevormundung von Ammen und anderen weiblichen Geheimräthen zu entziehen.

Als mein größtes Unglück muh ich es betrachten, daß ich gerade an diesem Tage auf die Welt kam.

Da es wohl wenige Personen giebt, die mit einem so ausgesprochenen Sinn für die Entgegennahme hübscher und kostbarer Geschenke ausgestattet Und, mußte mich der Entschluß des Schöpfers, gerade den Weihnachtsllbendtag zu meinem Erscheinen auf der Welt zu wählen, schmerzlich berühren.

Es hat denn auch dieser Umstand auf meine gesammte geistige Ent-
wicklung einen erheblichen Einfluß geübt, in mir Neid gegen meine Mit-
schwestern erzeugt und den Gedanken in meiner Brust geschürt, ob ich nicht
eigenmächtig meinen Geburtstag auf einen anderen Tag verlegen könne.
Gegen diesen Plan aber fand ich starken Widerstand bei meiner
Mama, dagegen befürwortete sie, daß ich die Schule fleißig besuchen und
mich in allen weiblichen Künsten ausbilden solle.
Unter solchem mütterlichen Einfluß wuchs ich, täglich schöner an
Körper und Geist, heran und habe im vorigen Schnee-December das drei-
undzwanzigste Jahr zurückgelegt.
Es ist noch zu bemerken, daß ich zwei, hinter meinen Qualitäten zurück-
stehende, aber immerhin doch gut veranlagte Geschwister besitze, daß diese,
— zwei Schwestern —, sich im Hause befinden und daß sie, gleich mir,
von den Pfeilen Amors noch unberührt sind.
Ja, Nese, von den Pfeilen des allerliebsten Gottes noch nicht im Ge-
ringsten getroffei!, kam» einmal geritzt, ist Deine Dorita Busch. Und da-
mit komme, ich, .denn auch auf dasjenige, was meine gute Mama täglich
AbendZ vom Himwel für mich erfleht, nämlich auf den Mann, dem ich,
nach der 'Bestimmung des Weibes, gern angehören möchte, der sich aber
weder im Civilschnievel noch im Militärrock zeigen will.
Es ist nämlich hier. Liebste, ebenso dürr mit erfreulichen Annäherungs-
erscheinungen, wie im Allgemeinen in der Welt.
Wie geht's denn zu!
Ab und zu greift sich der zum tieferen Nachdenken gelangende Sterb-
liche, ob Mann, ob Fräulein, an die Stirn und überlegt, wer ihm wohl
gefallen könne, und wie reizvoll es sein würde, sich ein kleines Eheparadies
mit einem guten Apfelbaum und bereits vor Zeiten eingegangener Schlange
zu begründen. —
Aber wenn's dann an's Ueberlegen geht, so schießen lauter hohe
Brennesseln auf: ‚Er ist zu klein! Er soll die Nachte durch im Casino
sitzen. Er ist zu groß und mager. Er legt fortdauernd recht wenig Lebens-
art an den Tag. Die Freunde und Kameraden lachen über ihn. — Die
Familie soll daheim nicht eben angesehen sein. Man sagt, er sei Jude.
Sehr nett, aber kein Geld! Ein Spieler und Schuldenmacher! Er kommt
nicht vorwärts; seit Jahr und Tag wurde schon Beförderung erwartet.
Er ist ein hochmüthiger Geselle. Er tanzt himmlisch, aber Perstand hat
er gleich bei der Geburt ausgeliehen und nicht wieder gekriegt. Er ist
ein brillanter Mensch, aber er hat so schwache Augen, daß Blindheit vor
der Thttr steht. Er könnte schon der Nechte sein, aber er denkt nicht an
mich armes, weißes Kirchenmäuschen/ —
Und wiederum wägen die Herren der Schöpfung Alles auf der einen
Waaae:
„Hat sie Geld?"

leiden einer Frau, 3
Und da sie sonderbarer Weise gerade das in der Regel niemals bat,
so war der Gedanke eben nur flüchtig consistent wie eine Seifenblase, und
Alles bleibt bei», Alten.
Daß überhaupt noch Mädchen heirathen, Nese, ist mir räthselhaft.
Auch das, — paß auf, — wird noch ganz abkommen! —
Im Uebrigen sage ich Dir Folgendes:
Wir haben diesen Winter einige sehr nette Gesellschaften ohne Klatsch
mitgemacht, einigen guten Aufführungen mit abwesendem Publicum in:
Theater beigewohnt und ein paar vortreffliche Concerte gehört. Wären
sie um die Hälfte kürzer gewesen, hätte sich wenigstens auf diesem Gebiete
ein gesunder Fortschritt gezeigt.
Wir haben auch viel zusammen im Hause musicirt, uns einige junge
Mädchen unserer Bekanntschaft in ihren neuen Nintercostümen wiederholt
zum Kaffee eingeladen und verschiedene, sehr anregende Bücher gelesen.
Endlich haben wir, nach Vorschrift aller guten Christenmenschen, über
unsere Mitmenschen sieben Mal in der Woche zu Gericht gesessen und vier
Mal Hasensuppe und vier Mal Fischklöße während des letzten Monats ge-
gessen. Die, nämlich, geliebte Nese, liebe ich ausnehmend! Solltest Du
anderer Ansicht fein, melde es, damit ich mich nach Deinem reifen Ge-
schmacke zu bilden suche.
Und wann kommst Dn, dickes, süßes Mädel? Thoras Geburtstag
ist am 29. Januar. Da geben wir einen kleinen Witz! Du mußt dabei
sein und mit dem schlanken Hauptmann Cornelius — der die Banting-
Cur mit Erfolg gebraucht hat — den ersten Walzer tanzen. Ich schieße
mich todt, wenn Du nicht dabei bist.
Meine Schwestern, Toni und Thora, die vortrefflichen Mädchen,
grüßen Dich mit ungewöhnlicher Herzlichkeit, und ich bin mit schönsten
Empfehlungen an die Deinigen, Deine Antwort erbittende. Dich liebende,
einst auf der Schulbank neben Dir rutschende und immer noch ledige
Dorita Busch.
^L. Von unserem Halbuetter aus Lyon bekamen wir zu Weihnacht
Alle seidene Kleider.
Nichte Dich auf einen Kniefall, wenn Du kommst, neidloses Mädchen!
Du wirst und mußt niedersinken, denn sie sind wahrhaft entzückend!
Mch Eins:
Ich reise im Februar auf einige Zeit nach Natzeburg. Ernestine
Aubeck, die Tochter des Präsidenten Aubeck, hat mich eingeladen. Schon
deshalb mußt Du noch vorher, am 20. Januar, kommen. "
Nach der Absendung dieser Zeilen waren vier Monate verflossen. In
diesen hatte die Witterung mit gewohnter Unberechenbarkeit gewechselt,
sonnige Waschtage ersehnende Hausfrauen bitter enttäuscht, Landpartien
planende Menschenkinder befriedigt oder mit schleppend nassen Sommer-

kleidern nach Haus gesandt, gerade das den Meisten nicht erfüllt, worauf
sie doch nach ihren Wünschen und Voraussetzungen ein Recht zu haben ge-
glaubt, und trägen Egoisten das zuviel in den Schooß geworfen, was einer
Anzahl Bedürftiger Trost und Förderung gewesen wäre.
Auch hatte man von Krieg und Frieden, der Parteien Gezänk und
von Unglücksfällen wie sonst vernommen, sich besser gedünkt und besser ge-
wußt, als der Nachbar, und jeden Tag mit dem Nähren irgend eines
größeren Wunsches begonnen und sich schon zufrieden gegeben, wenn statt
dessen Erfüllung blos der leidige Schnupfen sich auf den Abzug begebe,».
Am ersten des Monats Juli aber stand in der Flensburger Zeitung
folgende Anzeige:
Hermann Zarpen auf Westerthal
Dorita Busch
Verlobte.
Und darüber ließ sich Dorita Busch an demselben Tage, und wiederum
in dein kleinen Cabinet sitzend und schreibend, in einein Briefe an Therese
von Hacke, wie folgt, vernehmen:
„Denn, o schöne, dicke Therese, es kam wie folgt: —
Bei einem Picknickfest, das die um Ratzeburg herumwohnenden Guts-
besitzer verabredet hatten und zu dem auch die ersten Familien am Orte
eingeladen waren, lernte ich meinen Verlobten kennen.
Er ließ sich mir nicht nur gleich durch Peter Aubeck (den Referendar)
vorstellen, sondern sprach gleich eine längere Zeit mit mir.
Er fragte, ob ich lange bliebe, ob ich mich bei Aubecks mnüsire, wie's
in Flensburg sei, wenn's fröre, und ob's heiß wäre, wenn die Sonne
brenne, endlich, ob ich gern tanze und spanische Wind äße (die gab's
nämlich) und schloß nach diesen Geistreichigkeiten mit der Bitte, ihm den
ersten Tanz zu schenken.
Daß darob das Herz des fremden Mägdeleins hüpfte, kannst Du
verstehen, und erst recht fand ich mich gehoben, als ich von Peter Aubeck,
den ich um Auslunftsertheilmigen bei Seite zog, hörte, wer eigentlich der
Mann mit den etwas niedrigen Schultern und der knochenstarken Nase sei.
Beides hat er nämlich, aufmerksame Leserin!
Und als dann die Antwort erfolgte, es sei der reiche Hennann Zarpen
von Westerthal, da schenkte ich mir im Gedanken doch wenigstens schon ein
Erinnerungsvielliebchen, in dessen Gewinnen'ich nämlich eine Force besitze.
Aber, dickes Schulmädchen von einst, es kam noch ganz anders! —
An diesen: Tage tanzte Zarpen nicht nur den ersten nnt mir, sondern
bat noch um zwei ganze und mehrere Extratouren. Ich muß wirklich ganz
bezaubernd gewesen sein. Denn höre:
Zwei Mütter mit nicht tanzenden Helenen und Marien mußten an
demselben Abend genäht werden. Sie waren vor Neid und Aerger geplatzt.

leiden einer Flau. 5
Und der nette Präsident Aubeck neckte mich schon nach dein Souper und meinte, Zarpen umstricke mich arglose Fliege wie eine Spinne.
Freilich! gut tanzen ist Hennann Zarpens Sache nicht.
Es war ein Husarenofsizier aus Wandsbeck da, Baron von Uckermark, der alle Mädchen einfach toll, machte.
' Weißt Du: es war ein Traumschweben mit dem. Man hatte beim Walzer das Gefühl: so müsse Schwänen zu Muthe sein, wenn sie, von Frühling, Duft und Kühle umfangen, sanft auf dem stilltiefen, klaren Wasser dahinrauschen.
Aber gerade dieser Uckermark war mein Glück. Zarpen hat's mir später gestanden. Die Eifersucht darüber, daß der Husarenofsizier sich so viel mit mir beschäftigte, brachte sein Herz zum Sieden.
Durch Uckermark legte er den Keim zu dem Gedanken, mich zur Frau Iarpen auf Westerthal zu machen.
Aber nun höre weiter:
Einige Tage darauf gab Graf Erkner auf Kleeholm ein Diner, zu dem auch wir eingeladen waren. —
Ich zog das Lnoner Seidenkleid an, das, bestes, dickes Mädchen, doch auch Dein Gehirn damals in eine vollständige Brummkreiselbewegung des Entzückens versetzte. Und ich muß auch wirklich gestehen, als ich mich oben in einem Zimmer bei Aubecks in dem Spiegel sah, vermeinte ich, ein solch „lieblich Gebilde" selten gesehen zn haben.
Selbstruhm ist mir wahrlich so fern wie Reichthum und gutes Brief- papier, aber was Wahrheit und Recht ist, kann selbst das Oberverwaltungs- gericht nicht antasten.
Und denke Dir! Ich bekam, obgleich ich ihm Ernestine Aubeck wirklich von Herzen gewünscht hätte, den Mann mit den tiefen Schultern zu Tisch.
Ein untadelhafter Frack und hellgelbe Handschuhe imponirten mir um so mehr, weil ich — denke Dir diese Aergerlichkeit! — die meinigen vergessen hatte und im letzten Moment bei Charlotte Erkner eine Anleihe inachen mußte. Charlotte Erkner ist ein gutes Mädchen, aber ihre Hand- schuhe — 8V4 — trage ich nicht gern!
Zuerst wurde allerlei Unsinn geschwatzt.
Zarpen behauptete, er habe eine Anzahl Thiere abgerichtet und einen Familienfrosch und einen Hammel so gezähmt, daß sie stetig eine Ecossaise zusammen im Stall tanzten.
Auch behauptete er, daß sein Onkel einen Papagei besäße, der zwei- tausend Jahre alt sei.
Er flöte eine Melodie, die, wie sich herausgestellt habe, die Bäcker- jungen zur Zeit der Aegypter auf den Straßen gepfiffen hätten.
Ein Aegyptologe habe das festgestellt. —
Später wurde Zarpen sehr ernsthaft, sprach über Landwirthschaft und Buttermilch, Salpeterdüngung und Hühnerzucht und erzählte von seinen

Dienst- und Referendarjahren. Er wollte ursprünglich Landrath werden,
hing aber die StaatsdiensttlMigkeit an den großen Mauernagel, der am
Thorhaus in Westerthal eingerammt ist, und wurde auf Wunfch feines
Vaters Landwirth.
Na, und dann, später im Garten, in der Nosenabtheilung, unter heim-
lichein Vogelgezwitscher und unter der Musik eines Büchleins, daß bei Erkners
durch den Park läuft, fragte er mich, ob ich noch nie an Heirathen
gedacht hätte, und als ich, der Wahrheit gemäß, entgegnete, daß ich einen
solchen Gedanken nicht einmal im Tranm gefaßt, wohl aber mich mit
Kloster-Einsamkeit und Auslegung der Schriften der Mönche Augustinus und
Franciscus vielstündlich täglich beschäftigte, meinte er erst, ich neige zun,
Ironisiren und könne niemals recht ernsthaft fein. — Auch ließ er später
seinen Wertherkopf mit der etwas großen, röthlich angehauchten Nase schwer-
müthig sinken.
Offenbar — o Mädchen mit den frischen Roseuwangen — hatte er
wenig Uebung darin, Anträge an junge und noch dazu mittellose Mädchen
zu machen. Er war völlig geknickt, und ich fürchtete schon eine Darm-
verschlingung seiner Seele. —
Aber da raffte ich mich denn anf und gab mich furchtbar ernsthaft.
Ich schenkte ihm Vertrauen, erzählte vom Elternhause, von meinem
verstorbenen Papa, von unserer unvergleichlichen Mutter und den Geschwistern,
ließ ihn einen Mick in mein kleines Inneres werfen und sagte ihm, daß
mich seine Zuvorkommenheit und seine Güte gegen meine Person sehr
gefreut und gerührt habe.
Ob ich ihm ein wenig gut fei?
Ja, — das auch —
Ob ich ihn wohl lieben könnte —?
Keine Antwort, und bei ihm farbenärmste Enttäufchung!
Weißt Du, Nese, das Gefühl einer unbändigen Znneigung hatte ich
nicht. Wenn Varon von Uckermark so zu mir gesprochen hätte, würde ich
vor Glückseligkeit unsere sämmtlichen einjährigen Rosenstücke in unserem
Garten gleich zu Hauptlenteu ernannt haben.
Vei Zarpen hatte ich die Empfindung: Er ist ein guter braver Mensch,
er besitzt einen anständigen Charakter — er liebt Dich, und Du wirst ihn
wieder lieben lernen.
Und deshalb und znletzt — o Mädchen — sagte ich ihm zu, daß ich
mir die Sache überlegen wolle. Ich forderte ihn auf, am nächsten Tag
in Natzeburg hinter der Kirche, Mittags 12 Uhr, wie zufällig vorüber zu
kommen, damit wir uns heimlich begegneten.
Und da küßte er die großen Handschuhe, 8^/4 von Charlotte Erkner,
ganz kaput — ich konnte sie nicht so schnell ausziehen bei seinem Ungestüm
— und ließ mich erst vorangehen — und kam dann auch hinter den

-—- leiden einei Frau. ?
Nosenbüschen hervorgebrochen und mischte sich unter die uor der Balcontreppe
conuersirenden, trinkenden, schwatzenden und rauchenden Gäste.
Er — Hermann — raucht nicht! — Ich hätte es gern. — Er hat
überhaupt nicht die üblichen Neigungen der Männer. Mr Jagd und
Reiten — darin ist er krankhaft pcissionirt. Ich soll es auch lernen —
Famos! Wie? —
Doch nun zum Schluß.
Wir trafen uns also versteckt in Natzeburg nach Abrede.
Es war ein geradezu scheußliches Wetter.
An Spazierengehen war nicht zu denken. Ich aber wußte Rath.
Ich bat ihn, sich die Schlüssel zur Kirche vom Küster zu holen, als
ob wir das Innere besichtigen wollten.
Und so ward's, und den alten Herrn mit der schwarzen Kappe auf
den: Silberhaar schickten wir wieder zurück und sagten, wir konnten das
allein abmachen. — Es paßte ihm auch sehr gut, da gerade seine Kerbcl-
snppe auf dem Tisch stand.
Erst waren wir Beide verlegen. Aber als wir ein wenig herum-
gewandelt waren und zuletzt unter der Kanzel standen, da sagte er:
„Ich begreife nicht, daß ich überhaupt noch lebe, mein Fräulein —"
„Schrecklich! — Wieso!? — Ich bitte! —"
„Ich habe mich so rasend nach Ihnen gesehnt und so furchtbare Angst
ausgestanden, Sie könnten am Ende doch —"
„Nein sagen?" — lachte ich lustig, packte ihn aber gleich und küßte
ihn tüchtig und herzhaft auf seinen Schnurrbartmund.
Und da hob er mich in die Höhe, tanzte mit mir durch die Kirche
und ließ mich zuletzt in einen Stuhl sinken, um mir den Kuß mit fünf-
undzwanzig Procent Nutzen zurückzugeben.
So — Mädchen — nun weißt Du Alles. Schüttle nur nicht Dein
blondes Haupt, daß wir diesen heiligen Ort zu solchen Liebesdingen
wählten. Es war eine heimliche Stunde, die wir verlebten. Er war so
rührend gut, liebenswürdig und selig in seinein Glück, daß mir ein paar
Mal die Dhränen in die Augen traten. Woher habe ich das verdient, so
verzogen, so angebetet zu werden, so — glücklich zu sein, denn jetzt glaube
ick, bin ich so glücklich, wie man bei solchen Gelegenheiten sein kann. —
Hennanns Familie hat freilich ziemliche Schwierigkeiten gemacht.
Er hat es mir nicht eingestanden, aber ich habe es gemerkt.
An: Sonnabend holt er mich nun von Flensburg nach Westerthal
ab. Seine Mutter hat ihre Einwilligung gegeben. Das Einzige, was mich
etwas ängstigt — o, Neschen, liebes, theilnehmendes Mädel — sind seine
Schwestern.
Er hat drei unverheirathete und dein Ehestand bereits entflohene,
altmodische, Ningellocken wickelnde Schwestern. Also mit der Mama, die
'ehr streng sein soll, vier weibliche Gefangenaufichcr.

Aber am Ende! Was scheeren mich die Damen? Wir — Hermann
und ich— gehören zueinander und werden'unser Heim für uns einrichten.
Also das ist die Verlobungshistoire der Jungfrau Dorita Cornelia Amalia,
Cäcilie Busch, Tochter des weiland Oberforstmeisters Gregor Busch.
Meine Mutter und meine Geschwister grüßen Dich herzhaft.
Letzteres könntest Du Dir, freundliches Stadtkind, eigentlich selbst sagen,
und es bittet Dich, daß Du Dich in dieser Beziehung besserst.
Deine » ^ .v> -^ «
Donta Buich.
Die starke Aufregung, welche Dorita Buschs Verlobung in Flens-
burg erregt hatte, war! lange gewichen. Zahlreiche andere pikante oder
gleichgiltige, erhebliche oder winzige Dinge hatten inzwischen den seinerzeit
interessanten Gesprächsgegenstand abgelöst, und erst, als der Tag der
Hochzeit genannt wurde, als es gar hieß, daß diese i» Flensburg statt-
finden solle, kam wieder Leben in die Conversation über die Angelegenheit.
Auch der Sommer war inzwischen verflogen, der Herbst hatte sich mit
kräftig durchsichtiger Luft und abziehenden, ihre Wanderschaft antretenden
Vögeln gemeldet, und heute war's Sonntag und der erste des Monats
August, in welchem vierzehn Tage später die Trauung zwischen Hennann
Zarpen und Dorita Busch in der St. Peterskirche in Flensburg voll-
zogen werden sollte.
Jetzt eben saßen Dorita und die bereits vorweg als Brautjungfer
eingetroffene Therese Hacke in der Elfteren kleinem Zimmer und beschäf-
tigten sich mit Aussteuergegenständen.
Zwei Morgenkleider waren noch zu umsäumen und viel Anderes mehr.
Und es war kurz vor der Mittagsstunde, als Therese Hacke das
Auge von der Arbeit erhob, die eifrig sich mühenden Hände ruhen ließ
und die neben ihr sitzende und gleichfalls so eifrig Nähende, aber heute
stumm sich gebende Freundin durch Wort und Bewegung zum Emporschauen
veranlaßte und dann sagte:
„Hast Du heute keinen Brief von Deinem Verlobten gehabt? Mich
dünkt. Du bist so ernst und nachdenklich, Dotta. Was hast Du?"
Erst seufzte die Braut leise auf, dann lehnte sie sich zurück und ent-
gegnete, den Kopf bewegend, nachdenklich:
„Ja, er hat geschrieben! — Nein, ich dachte an etwas Anderes,
Rese! Vor einigen Tagen las ich einen Roman, worin eine junge
Frau geschildert wird, die sich durch die Schuld ihres Mannes sehr
unglücklich in der Ehe fühlt. Sie hat nun die Wahl, ein langes, trauriges
Leben neben dem ihr unerträglich gewordenen Menschen zu führen, oder
davonzulaufen. — Was würdest Du in solchem Falle thun, beste
Therese?"

Therese Hacke spreizte die vollen Lippen in ihrem Puppenkopf. Sie besaß einen pausbäckigen Puppenkopf und würde durch die Ausdrucks-losigteit ihrer Züge kein Interesse geweckt haben, wenn nicht unter dem blondgekräuselten Haar hervorblitzende kluge, bewegliche blaue Augen angezogen, und wenn nicht ihre üppigen Formen den Blick gefesselt haben würden.

Sie glich einer der von Peine dereinst auf die Leinwand gezauberten Nococodamen aus der Schäferzeit, während Dorita Busch wie eine Künst-lerin aussah. Ihre Gesichtsfarbe war etwas grau, aber sympathisch weich. Die Backenknochen standen ein wenig hervor, verliehen jedoch dem Antlitz einen höchst interessanten Ausdruck, und die schlanke Größe, der vollendete Wuchs wurden durch eine wahrhaft klassisch geformte Büste noch gehoben.

Therese beantwortete die an sie gestellte Frage in ganz anderer Weise, als Dorita erwartet hatte.

Sie sagte:

„Wenn ich Kinder hätte, würde ich mich mit denen trösten. Wenn ich keine hätte, würde ich auch nicht weglaufen, aber mir einen Freund anschaffen, der mir durch seine Freundschaft Ersatz böte."

„So — so — das würdest Du thun!" flüsterte Dorita langsam nach-denklich. Und dann plötzlich lebhaft:

„Und wenn's nun keinen Freund gäbe?"

Die Angeredete zuckte die Achseln.

„Wie kommst Du überhaupt auf dergleichen, Dotta? Ueber solche Dinge nachzudenken, ist doch ganz zwecklos."

„Nein, Beste, das ist es nicht. Und Du sollst auch heute gleich ein-mal Alles hören. Du, Du allein.

Wenn ich mir denke, daß ich Hermann Zarpen heirathen soll, freue ich mich nicht wie ein ungestümes Reh, dein man Futter hinhält, aber ich habe doch ein angenehmes Frohgefühl, ich finde meine Allgemeinhoffnungen und meinen Ehrgeiz befriedigt.

Wenn ich aber an die Mama und die drei Schwestern denke — dann triege ich's mit der Angst."

„Du heirathest doch nicht die, sondern Zarpen, und wenn der Dich lieb hat und Du ihn, dann wirst Du auch über die Nebensachen fort-kommen."

„Ja!" bestätigte Dorita fest. „Aber wenn mein Mann auf deren Seite tritt und gegen mich Partei nimmt?"

„Wie follte er —"

„Wenn er es aber doch thut? Du glaubst nicht, welche Souveränität die geborene Heuschinkel auf ihre Kinder ausübt. Was dann?"

„Dann stelle die Wahl zwischen Dir und Jenen!"

„Da ist der Punkt. Daun packen sie ihn fest, und dann geht's für mich an's Weglaufen!

Ich muß es — es bleibt nichts Anderes übrig, und da ist's schon
besser, mau fängt's garnicht an!"
„Aber, Dorita! Du willst doch nicht? Du denkst wirklich — vier-
zehn Tage vor der Hochzeit —"
Das junge Mädchen gab dieses Mal keine Antwort. Sie schüttelte
sich, als ob sie ein Frost ergriffen habe, und die Züge empfingen einen
Ausdruck von wehmuthsvoller Nathlosigkeit.
Da sie nicht sprach, sagte Therese nach einer angemessenen Pause:
„Könntest Du nicht jetzt schon mit Deinem Verlobten über diese An-
gelegenheit sprechen, ihm sagen, daß Dich das bedrücke? Vor der Hochzeit
kann man Alles von den Männern erreichen!
Mi de Hochtid muht Du't wenne»,
Nah de Hochtid hett e'n (5i!!!'n."
„Nein, Veste! Es giebt Dinge, die man erst berühren kann, wenn
man durch den Drang der Nothwendigkeit dazu gezwungen wird. Fein-
gefühl und Tact sprechen dagegen. Man bringt's als Gemüthsmensch
nicht über die Lippen! Mein Verlobter erkennt in seiner Mutter das
höchste Ideal. Seine Schwestern sind wahre Musterpatent-Mädchen.
Denn weißt Du, Rese, übermäßig viel Verstand hat mein Verlobter
nicht, noch legte er sich jemals auf ein tieferes Nachdenken über sich, seine
Umgebung, über menschliche Beziehungen, den Unterschied zwischen dein
hergebrachten Brauch und neuem Leben mit neuen Zielen und Forderungen
und damit verbundenen! kräftigen und selbstständigeu Handeln. Die Woche
hat sieben Tage zum Aufstehen, Kaffee trinken, Arbeiten, Essen, nllmählig
den Abend abwarten, Gähnen und Schlafen. Kommt dann einmal eine
neue Dreschmaschine, ein Besuch vom Nachbargut, ein Steigen der Korn-
preise, die Geburt eines Dorftnäbleins oder eine Kreistagssitzung dazwischen,
so läßt sich das nicht ändern, aber besser, man träumt so weiter."
„Um Gotteswilleu! welch eine Schilderung! Ich hatte eine ganz
andere Meinung von Deinen: Verlobten."
„Ich würde wohl Manches aus ihm heraustreiben können, wenn ich
ihn allein für mich hätte," fuhr Dorita, ohne ihrer Freundin Worte auf-
zunehmen, fort.
„Aber es sind zwei Güter vorhanden, auf dem einen sollen wir
wirthschaften, auf dem anderen, blos durch eine große, blumenreiche Wiese
und einen stark eingetretenen Fußpfad von Westerthal getrennt, liegt das
Gut Aussicht, wo die Familie haust —"
„Aussicht?"
„Ja, es ist wirklich schade, daß diese Nachbarstätte gerade so heißt —
und liegt. Fernsicht, das würde mir besser gefallen —" schloß Dorita
spöttisch seufzend.
Und dann: „Weißt Du, Nese! Ich werde ja Zarpen Heiratben, weil

leiden einer Frau. ^
ich die Hoffnung habe, daß der Zufall irgendwie eingreift, daß ich vielleicht mit der Zeit meine Wünsche durchsetze, daß ich auch meinen Mann noch zu einem Änderen mache, — aber vernünftig ist's nicht, in diese Ehe zu gehen. Nichtig wäre es, noch jetzt zu erklären, daß ich zurücktreten wolle, wenn ich mit der Familie zusammen wohnen solle. —
Aber es sieht so, überlegend aus; es erscheint mir so unzart. Er könnte mir auch erwidern: Du mußt doch auch Unbequemlichkeiten mit auf Deine Schultern nehmen! Ein solches Vündniß bringt nicht nur Freuden, sondern legt auch Pflichten auf. Die Meinigen haben Ansprüche, wie Du, wie wir! — Solch' nüchternes Wägen vorher muß auf jeden Mann einen peinlichen Eindruck hervorrufen."
Diesmal entgegnete Therese Nichts, aber sie sah mitleidig auf die neben ihr in schwermüthigem Nachdenken herabgebeugte Freundin. —
Die Frau Oberforstmeister Vusch hatte eine große Aufgabe zu lösen gehabt. Abgesehen von dem nicht geringen Veitrag zu der Aussteuer ihrer Dochter Dorita, waren die Mittel für die Hochzeitfeier herbeizuschaffen gewesen. Es hatte sich um Toiletten für die Schwestern gehandelt. Die Wohnung hatte einer Auffrischung bedurft. Es war für die Vewirthung am Polterabend und für das Hauptdiner zu sorgen. Der Prediger hatte Ansprüche, und die Wagen kosteten Geld. Aber auch Blumen und Champagner erhielt man nicht umsonst.
Ueberhaupt flogen die Geldscheine nur so fort, und wenn nicht später die schon reiche Frau Zarpen ihren Schwestern die Aussteuer schenkte, — von ihrer Mutter hatten sie Nichts zu erwarten, weil diese alles bischen Ersparte hergegeben und zudem noch Jahre brauchte, um Alles, was nicht hatte berichtigt werden können, abzubezahlen, — dann sah es traurig aus.
Man hätte nun sagen können, das sei eine leichtfertige Handlungsweise gewesen. Wenn Frau Vusch ihrer Tochter Dorita keine Aussteuer geben konnte, so muhte es eben unterbleiben, und waren die Mittel für die Festfeier, für seidene Kleider, Schleppen, Vlumen und neue Gardinen nicht vorhanden, so gab's eben nur eine Fahrt nach der Kirche, den Segen des Priesters und den Einzug in's neue Heiin.
Aber der Wittwe Unfähigkeit, ihre Tochter auszusteuern und die Kosten der Hochzeitsfeier zu bestreiten, war garnicht zur Erörterung gelangt. Es mar einmal Sitte, daß die Vraut das und das mit in die Ehe brachte, und da die Trauung naturgemäß in Flensburg stattfinden mußte, so übernahm die Frau Oberförster selbstverständlich auch die Bestreitung dieser Kosten.
Sie konnte doch ihrem künftigen Schwiegersohn nicht erklären, daß sie ihrer Tochter nichts Anderes als einen Koffer mit Garderobe mitzugeben

habe; sie hätte es ihrem Schwiegersohn nur dann gestehen können, wenn
er sie gefragt hätte.
Die Frau und die Braut hörten im Geist die Westerthaler über die
der Braut zukommenden Verpflichtungen sprechen, und was sie sagten, war
von dein Gewohnheitsstandpunkt aus unanfechtbar.
Aber man hätte von dem Bräutigam erwarten können, daß er über
die Verhältnisse der Familie Busch Erkundigungen eingezogen, daß er in
Folge dessen zu solchen Anforderungen nicht gelangt wäre!
Und wenn's etwa geschehen, dann mußte Dorita aus der Unterlassung
eines Einspruches von seiner Seite ableiten, daß die Zarpener mehr auf
den Groschen sahen, als nobler Leute Art sein sollte und durfte.
Wo's nicht erforderlich, da that sich ihre Hand nicht auf. Wie die
Familie Busch das inachte, darüber zerbrachen sie sich nicht den Kopf.
Daß die Braut die Frau des Sohnes, ihre Tochter und Schwester werden
würde, wurde nicht in Betracht gezogen.
Aber wenn auch gerade dieser materielle Punkt, der ihrer Mutter so
Schweres, ja, fast Unmögliches auferlegte, der ihre Schwestern so ungerecht
benachtheiligte, des jungen Mädchens Zweifel und Schwermut!) verstärkten,
so bewirkten andererseits doch eben diese einmal gebrachten schweren Opfer,
daß ihr Mund stumm blieb, daß sie, entsprechend der Therese Hacke ge-
gebenen Erklärung, am Tage vor dem Polterabend voll ungeduldiger Er-
wartung an den Bahnhof eilte und ihren Verlobten Hermann Zarpen mit
strahlenden Mienen in Empfang nahm.
Sie wollte sich betäuben und betäubte sich. Es wurde ihr erleichtert,
weil Zarpen sie mit Aufmerksamkeiten überhäufte, weil er, wie alle Ver-
lobten, aus seiner Leidenschaft die Dauer ungetrübter Liebe und Glückselig-
keit ableitend, ihr und sich eine wunderherrliche Zukunft ausmalte.
Und sie zwang sich, ihn« zu glauben, weil sich dadurch ihre Wünsche
erfüllten. Es gab sogar Augenblicke, in denen sie die pessimistischen Ge-
danken, denen sie sich in den letzten Wochen hingegeben, als etwas Un-
verständliches, aus eineni krankhaften Zustande Hervorgegangenes von sich
zurückwies.
Schon beim Verlassen des Bahnhofs ergriff sie der -verzeihliche
Eitelkeitbefriedigungsrausch von Neuem. Wie die Menschen ihnen nach-
schauten, wie ehrerbietig die Meisten grüßten, wie die jungen Mädchen
aus dem Busch'schen Kreise Dorita zunickten, — mit Mienen, als seien sie
hochbeglückt, von ihr und Zarpen beachtet zu werden, — und endlich, —
wie glänzten und funkelten Ring, Brosche und Arm- und Halsband, die er
ihr — ein Familienstück der Zarpener Familie — im Namen seiner
Mutter nach der Begrüßung und Stärkung in Gegenwart der sich herbei-
drängenden Schwestern überreichte.
Es giebt Familienereignisse, neben deren Wichtigkeit Jegliches zurücktritt.

leiden einer Frau, ^3
Krieg zwischen Völkern, Verheerungen von Landschaften durch Natur-
gewalten, Kämpfe der Parteien, Errungenschaften auf deni Erfindungsgebiet,
Tod großer Menschen, Alles ist nebensächlich, wenn es sich um die Vor-
bereitungen für bestimmte Familienfeste handelt.
Die daran Betheiligten überwinden sogar Krankheiten! Erst noch die
Feier, der Tischgang und der Tanz, dann giebt's ein Nett und Ausruhen!
Und so schwammen auch die paar Tage in Flensburg wie eilfertig
vom Strom getriebene Schifflein dahin.
Und fanden die Buschens die Zarpener Damen stark altfränkisch und
höchst gemessen, so ergaben sie sich doch darüber keinem sonderlichen Nach-
denken.
Sie waren jedenfalls ganz bei der Sache, nahmen an Allem Antheil
und sparten nicht mit Nachschlagen. —
Und der Polterabend brachte viele und reiche Gaben von nah und
fern, auch einen telegraphischen Glückwunsch von dem eben auf einer
Weltreise begriffenen, einzigen Bruder des Verlobten aus Brindisi.
Wiederholt holten die Schwestern das zum einsamen Plaudern in ein
entferntes Gemach entschlüpfte Brautpaar unter freudigem Jubel herbei.
Es war etwas Außerordentliches eingetroffen; sie mußten es gleich
bewundern!
Auch der Abend verlief nach Aller Wunsch. Aufführungen lösten Auf-
führungen ab. Bald flog über das Angesicht des Paares ein Helles Lachen,
bald lösten sich Nührungsthränlein ans Doritas dunklen Mädchenaugen.
Und der nächste Tag hatte sich auch in der Natur draußen geschmückt.
Eine wundervolle Herbstsonne durchglänzte die Gegend, gab der Natur
ein funkelndes Gepräge und verwischte alles Ungleiche, Unebene und Un-
schöne. Eine prangende Welt that sich vor dem entzückten Auge auf; nur
frohes Genießen und wunschloses Glück schien alles Lebendige zu durch-
dringen.
Und volle Strahlenfluthen sandte auch die goldumpanzerte Himmels-
königin durch die hohen Bogenfenster der Kirche.
Kurz war die Predigt, eindrucksvoll waren die Worte.
Zuletzt fragte der Geistliche diejenigen, die da standen inmitten der
jugendfrischen, weißumflossenen Mädchengestalten, umgeben von den ernsthaft
dreinblickenden Verwandten und Freunden, angeschaut von der neugierigen
Menge, die in den Kirchenstühlen sich niedergelassen, oder in den Kirchen-
gängen sich aufgestaut hatten, um ihr Ja. — Und als das einmal laut
und einmal leise —- wohl so flüsternd im Ton wegen der glückseligen Ge-
müthserregung — erfolgt, und noch ein Wörtlein, der Segen und das
Vaterunser vom Geistlichen hinzugefügt war, da brausten erhebend und
ergreifend die Klänge der Orgel durch den Naum, und Alles hatte sich
erfüllt, was der Inhalt der Gedanken gewesen dieser beiden Menschen seit
so vielen Monaten.

Und vierzig Tafelnde erhoben dann später die Champagnergläser in den lichtdurchfunkelten Räumen der Vusch'schen Wohnung und ließen das Brautpaar leben, und vierzig Personen ließen sich von Neuem nieder an dem von Speisen strotzenden Tisch.
Alles vollzog sich in Frohsinn und Lust, Alles vollzog sich in Glück und Herrlichkeit, und Fortsetzung und Ende würden erst recht sein ein Meer von dauernder Seligkeit !
Es waren fast zwei Jahre vergangen, als wiederum Therese Hacke ein Schreiben, und zwar jetzt von Frau Dotta Iarpen, empfing. Der Inhalt lautete wie folgt:
„Liebe Nese!
Gestern las ich im Hamlet. Da fand ich:
„Wahrhaft groß sein, heißt nicht ohne großen Gegenstand sich regen. Doch eines Strohhalms Breite selbst verfechten, wenn Ehre auf dem Spiel steht."
Darüber habe ich sehr lange nachgedacht, und es hat nur geholfen. Etwas zu unterlassen, wozu ich mich bereits entschlossen hatte. — Statt dessen kam mir der Gedanke, Dich einzuladen, und bei der Vorstellung, Du konntest nach den wiederholten vergeblichen Versuchen wirklich einmal, kommen und eine längere Zeit auf Westerthal bei mir bleiben, zog plötzlich eine solche Frohempfindung in meine Brust, daß ich — eine seltene Erscheinung — abwechselnd pfeifend und ein Lied trällernd, die Treppe hinabstttrmte.
Freilich, als ich unten anlangte, hätte ich meine Schwiegermutter, den Glückspendel meines Daseins, bald über den Haufen gerannt, und ein gereiztes: „Kind, Kind, welch' ein unbesonnenes Stürmen. Du bist doch kein Schulkind mehr!" ward nur zum Lohne.
„Nein, ich bin's nicht!" wollte ich rufen — „Du aber bist der Schrecken meiner Tage, und wäre noch die Zeit der Wüuschelrnthen, würde ich Dich für alle Zeiten auf die höchste Spitze des Chimborasso hinaufspediren, dort, wo selbst die Eiszapfen sich Umschlagtücher kaufen und Wärmesehnsuchtslieder anstimmen!"
Also komme bald!
Ich setze es durch, daß wir einige amüsante Gesellschaften geben, und ich sorge dafür, daß uns nette Menschen einladen.
Und musiciren und lesen und spazieren gehen werden wir zusammen, und ich will Dich fürchterlich verziehen und lieb haben, auch Dich selbst durch die Landschaft tutschiren! Schreibe gleich, wenn Du kommst! Ich

leiden einer Frau. ^5
zähle die Stunden, bis ich Antwort habe, denn, Rese, — ich liebe Dich,
liebe Dich und sehne mich unendlich nach Dir —-!
Deine Dorita.
Vring mir, bitte, von den gefüllten Chocoladeubonbons ein Paar
Pfund mit. Du weitzt, welche ich meine. Auslagen erstattet dankend zu-
rück die Frau Dotta Zarpeu auf Gut Westerthal." —
Eine Woche später holte Dorita Zarpen ihre Freundin Therese Hacke
mit einem Zweigespann vom Bahnhof ab. — Hermann war nicht zugegen,
weil an diesem Tage schon seit längerer Zeit eine Jagd auf Forkenhcgen
beim Baron von Elbstetten angesagt war.
Aber die Beiden wußten auch allein sich einzurichten. Man sah's,
daß sie Mchts entbehrten, als sie schwatzend und lachend durch die Land-
schaft flogen. —
Um dieselbe Zeit saßen Frau Zarpen, Fräulein Franziska, Magdalene
und Lotte auf „Aussicht" beim zweiten Frühstück. Heute sollte die Ent-
scheidung über die neuen Kartoffeln getroffen werden, die sie aus dem
Bestände der Gutssaat zurücklegen wollten.
Es waren zwei Sorten vorhanden. Die beste war für den Verkauf
bestimmt, insofern sich ein hoher Preis erzielen ließ.
Die Rollen in, Zarpen'schen Hause waren so uertheilt, daß immer
Franziska, eine schwammig starke Riesendame mit Herkulesgliedern, zuerst
das Wort nahm. Und während die Repräsentantin der Familie sonst
ihrem Allencherrscherthum rücksichtslos die Zügel schießen ließ, war sie dieser
Tochter gegenüber von einer auffallenden Schwäche. Sie horchte fast immer
erst hin, was Franziska wollte.
Die Frau besaß, wie ihr Sohn Hermann, eine sehr starke Nase, und
in diesem Theil gelangten, und zwar durch eine eigentümliche, rothbraune
Farbe, die stärkeren seelischen Affecte zum Vorschein. Iu ihrem Gesicht
waren Eigensinn und Unduldsamkeit so deutlich ausgeprägt, daß schon ihr
Anblick ein gewisses Unbehagen hervorrief.
Nach Franziska kam im Alter Magdalene, genannt Magda, die las
geistliche Bücher und fromme Romane, strickte für Negerkinder Socken, war
Mitglied zahlreicher christlicher Vereine uud besaß neben einem sehr ent-
wickelten Selbstgefühl eine unbeugsame Unduldsamkeit. Magdalene hatte das
Aeußere einer älteren Gouvernante, trug viele Ringe an den Fingern und
kleidete sich stets in schwarzer Halbseide.
Lotte war eine sogenannte Inschwester. Sie sprach anderen nach dein
Mund, besaß wohl etwas Herz und eine starke Dosis Sentimentalität, aber
ihre bis zur Klatschsucht ausartende Freude am Schwatzen und Kritisiren
niachten sie werthlos.'
Sie besaß auch eine ziemlich starke Korperfülle und große Nase und
hatte nicht einen einzigen Zahn mehr im Munde. Allezeit hielt sie sich von

de» Männern geliebt, wie sie selbst noch immer still glühende Schwärmereien nährte. Dabei spielte aber das Alter keine Rolle. Wenn ein junger Cadett sie anblinzelte, funkelten ihre Augen in der Nachwirkung ihrer gehobenen Gefühle.

Soeben hatte Franziska decretirt, daß die Kartoffeln, die mehlige, und als solche von ihr als die schmackhaftes: geschätzte Sorte Kartoffeln, — gleichviel ob sie mehr Geld einbringen konnte, — in: Keller bleiben solle.

„Du meinst —" setzte die Frau an. Sie war anderer Ansicht, aber lenkte bereits ein.

„Ja, Mama! Wir stehen uns am besten dabei. Ich will noch heute Kracht Bescheid sagen."

„Ich bin aber für die gelben, ich ziehe die vor!" fiel Magdalene, die fast immer anderer Ansicht war als ihre Schwester und mit einer geradezu boshaften Freude ein Nein gab, wenn jene ein Ja gesprochen, ein.

„Ih bewahre! Weshalb denn?" entgegnete Franziska kühl und unempfindlich. Sie wußte, daß Magdalene Nichts mehr erregte, als n'enn man ihre Sottisen gar nicht zu bemerken schien.

„Weshalb denn? Ich sagte ja schon, daß ich die gelben lieber äße, Mama geht's ebenso. Weshalb soll denn stets und alle Zeit Dein Wille gelten?

Auch jetzt thuft Du wieder, als ob wir Anderen nur da wären, um gleich chinesischen Porzcllanpuppen mit dem Kopfe zu nicken.

Was meinst Du, Lotte? Bist Du für die mehligen oder die runden gelben?"

Lotte, die stets einen großen Appetit entwickelte, war gerade bei den: Verzehren eines Stückchens rohen Schinkens, das ihr bei ihrer Munduerfafsung große Beschwerden machte. Um es mit Niemandem zu verderben, sagte sie:

„Ich mag am liebsten Hermanns Sorte. Können wir davon nicht bekommen?"

Franziska warf ihr einen verächtlichen Blick zu.

Der ganze Aerger über ihr aalglattes Ausweichen, ihre Charakterlosigkeit und Feigheit kam darin zun: Ausdruck. Aber sie legte auch ihren Ingrimm über Lotte in Worten an den Tag.

„Magdalene hat Dich doch gar nicht nach den Westerthaler Kartoffeln gefragt, fondern zu erfahre» verlangt, welche Du von unseren beiden Sorten vorziehst. Das wollten wir heute entscheiden, weil Kracht (Kracht war der Verwalter) Sonnabend mit den übrigbleibenden in die Stadt soll. — Also antworte, welche willst Du?"

„Ich muß bitten, — und kann Magdalene nur beistimmen — daß Du nicht in einem solchen Unteroffizierton mit mir sprichst. Selbst gegen Mama wendest Du ihn an." (Dieser Satz war klug berechnet!) „Im Uebrigen wiederhole ich: ich bin überhaupt nicht so sehr entzückt von unseren

Sorte»! Das sollte in meiner Antwort liegen. — Habe ich aber keine
andere Wahl, —- dann —"
„Entscheidest Du Dich natürlich jetzt, da ich mich für die mehligen
ausgesprochen habe, für die gelben! — Vor acht Tagen sagtest Du mir
freilich noch: Du liebtest lediglich die mehligen — aber das kennt man
bei Dir!"
Im Grunde hatte die Frau schon lange anheben und den Streit durch
Parteinahme für das Riesennieib Franziska entscheiden wollen.
Ter sehr gut berechnete, hetzende Satz von Lotte, in dein znrt-
empfundene Klagetöne über den Mangel an Pietät gegen sie, die Mutter,
zum Ausdruck gelangt waren, schärften jedoch nachträglich wieder ihre
Herrschsucht und trieben sie zum Widerstand gegen „Ziska".
Das kalte, harte Antlitz erhebend, sagte sie:
„Es wird die gelbe genommen und damit Vasta! Ich will dieses
Gezänk nicht mehr anhören!"
Aber um das Oberwasser zu behalten, um jede Möglichkeit zu Ein-
wendungen abzuschneiden, aber auch die Hand zu bieten, davon abzusehen,
fuhr sie in ruhigem Tone fort:
„Wie ist's eigentlich mit denen drüben? Kommt Dorita mit ihrer
Freundin zu uns, oder sollen wir dort speisen?
In jedem Fall wird die Hacke doch wohl noch heute Besuch machen!"
„M, zu der Lebensart der Freundinnen unserer Schwägerin habe ich
allerdings wenig Vertrauen —" fiel Magdnlene spitz ein.
Aber ein: „Laß nun doch das ewige Medisiren! Es ist zu wider-
wärtig!" folgte auf ihre Rede aus dem Munde der Frau Zarpen.
Magdnlene sah ihre Mutter mit dein höchstem Erstaunen an.
Es war niemals vorgekommen, daß sie einen Tadel ob des Kritisirens
der Tochter erhoben hatte, es mochte noch so scharf sein.
Aber sie wurde auch gleich über den Grund belehrt.
Franziska war mit einer Miene aufgestanden und hatte sich in dem
großen uierfenstrigen Gartenspeisezimmer zu schaffen gemacht, als ob Alles,
was verhandelt ward, sie absolut nicht mehr angehe.
Sie gab dadurch ihrer Mutter die Antwort wegen „der gelben!"
Und wiederum fachte diese stille Auflehnung den Aerger der Frau auf's
Höchste an, und da sie ihren Ingrimm austoben mußte, schoß sie die
Kanonen auf Magdnlene ab.
Die Folge war, daß Magdnlene auch aufstand, aber nicht im Zimmer
blieb, sondern sich gleich unter einem kalten „Mahlzeit!" in ihre Gemächer
verfügte. —
Und nachdem sie gegangen, packte Franziska einen großen Blumentopf
mit einer Palme in den Ann, zeigte durch allerlei Hin und Her, daß diese
der Reinigung bedürfe, und verließ, ohne ein Wort zu sagen, ebenfalls das
Gemach.

Nun war die alte Zarpen mit Lotte und dem Hunde Kehraus, einem
beim Oeffnen der Thür hereingesprungenen schwarzen Terrier, allein.
Und als dann dieses Vieh, nach Art der liebebedürftigen vierbeinigen
Geschöpfe an der Frau emporsprang und dabei sehr schmutzige Spuren auf
ihrem Kleide zurückblieben, mißhandelte sie das Thier so rücksichtslos, daß
Lotte das unschuldige letzte Opfer schlechter Laune auf ihren Arm nahm
und unter einem: „Wie konntest Du doch auch so anspringen, Kehraus,"
forttrug. Ihr Herz regte sich, aber sie wünschte auch keine Conversation
mit ihrer bis zum Springen erregten Frau Mama; deshalb entfloh sie
ebenfalls.
Und so war denn die Repräsentantin der Familie Zarpen ganz allein.
Zunächst saß sie da und bewegte den Mund, aus dem lange, glatte,
gelbe Zähne hervorguckten, als ob sie mit diesen irgend Etwas zermalmen
wolle. Dann aber erhob sie sich, warf einen umschauenden Blick in das
reich eingerichtete Gemach und zog zuletzt die seidene Klingelschnur.
Auf dieses Zeichen erschien Claus Wehse, ein alter, etwas krummer
Diener in blauer Livree, ein gutherziger, treuer und ehrlicher Naturmensch.
Ihm gab sie Auftrag, noch vor dem Abdecken des Tisches nach Wester-
thal zu gehen und im Namen seiner Herrin zu fragen, ob die Damen zu
Tisch kommen würden. — Ihre Töchter wollte sie nicht fragen. —
Die beiden Westerthaler Damen waren gerade im Begriff, sich nach
einem eben beendeten Imbiß in den Garten zu begeben, als der Diener
Robert den alten Wehse von nebenan anmeldete. Er hätte Etwas zu
bestellen.
„Er möge hereinkommen!" entschied Dorita.
Als Wehse in's Zimmer trat, begrüßte er beide Damen mit einer
kurzen Verbeugung und trug vor, was er zu sagen hatte.
„Ach, Du lieber Gott! Heute gleich am ersten!" stieß Dorita in
höchster Enttäuschung und mit mißmuthiger Auflehnung im Ton heraus.
Und: „Nein, nein — wir bedauerten, wir könnten nicht zur Ver-
fügung sein, weil, weil — na, was ist's noch, Nese?"
„Helfen Sie, Wehse!" — schloß Dorita launig ermunternd.
Aber freilich! Schon während sie sprach, bereute sie, daß sie sich vor
dem Diener hatte gehen lassen. Auch forschte sie zur Feststellung des Ein-
drucks ihrer Worte in des Alten Angesicht.
Aber sie fand zu ihrer angenehmen Ueberrnschung nicht, was sie
vorausgesetzt hatte.
Sie begegnete einein stillen, warmen Ausdruck in seinen Zügen. Ein
mildes Lächeln mischte sich hinzu, und bevor sie noch zn einer ihre Rede
abschwächenden Fortsetzung gelangte, antwortete er:
„Ich kann sagen, Frau Zarpen wollten den Herrn Gemahl von
Forkenhagen abholen —"

leiden einer Flau, ^9
„III, ja, das ist eine prächtige Idee. — Schön, schön, mein anter
Wehse."
Und als er sich verneigte und zur Thür trat, rief sie ihm laut nach:
„Warten Sie, warten Sie, Wehse!" zog den Zurückkehrenden in's
Vorzimmer und nahm ein größeres Geldstück aus der Tasche.
„Hier — schon lange wollte ich" — hob sie an und reichte ihm das
Geschenk hin.
„O nein, nein, gnädige Frau," wehrte er bescheiden ad. — „Ich
habe ja Nichts —"
„Ja, oft haben Sie mir schon Etwas gethan. Ich bitte, nehmen Sie,
Wehse."
Und als er dann bescheiden zugriff, sagte sie, ihn nun doch wieder
wie ihres Gleichen und einen Vertrauten behandelnd:
„Wie ist's drüben, Wehse? Die Damen sind wohl nicht ein-
verstanden, daß ich Besuch habe?"
Er zog die Schultern.
„Wie ist heute die Laune?"
„Die ist schlecht! Und — und — wenn's erlaubt ist: Als ich
servirte, hörte ich, daß die Fräuleins sagten, das gnädige Fräulein von
Hacke würden doch wohl heute gleich Besuch machen —"
„So, so, das meinten sie! — Na, man möchte schon —"
Die Frau holte tief Athem und richtete den Blick mit finsterem Aus-
druck gradeaus.
Und er, der alte Mann, sah sie voll liebevoller Theilnnhme an und
hätte gern Etwas herausgeholt aus seinem Innern. Doch war jetzt nicht
die Zeit.
Um aber ihr, die er gleich in sein Herz geschlossen, schon bei ihrem
ersten Erscheinen als Braut, nicht den Tag zu verderben, sagte er:
„Beunruhigen sich gnädige Frau nicht. Ich werde schon Alles machen!
Ich werde bestellen, daß Sie nach Forkenhagen fuhren — daß Herr
Hermann das gewünscht hätten — und daß das gnädige Fräulein sich ge-
statten würden, morgen Besuch zu inachen —"
«Ja, sehr schön, Wehse. Und fügen Sie hinzu, ich liehe sie Alle
freundlichst bitten, den Abend — hören Sie, — den morgigen Abend bei
uns zuzubringen —"
Er nickte, machte eine letzte Abschiedsuerbeugung und setzte sich in
Bewegung.
Aber noch einmal hielt sie ihn.
„Ich wollte noch fragen, Wehse. Haben Sie Etwas gehört, wann
meines Mannes Bruder kommt?"
„Ja, gnädige Gräfin. Er hat an die gnädige Frau geschrieben, das;
er am Sonnabend sicher eintrifft —"
„Hm — so — adieu, guter Alter, — ich danke Ihnen! ^-"

Als Dorita in's Zimmer zurücktrat, fand sie die Freundin nicht mehr anwesend. Der beim Abräumen des Frühstücks beschäftigte Diener Robert aber erklärte, das gnädige Fräulein sei durch das Nebengemach zur Linken in den Garten hinausgetreten.
Westerthal war ein sehr großes Gut mit ungewöhnlich günstig arrondirtem Besitz. Alle Wiesen, Felder, Seen und Gehölze lagen rund herum im Umkreise, und aus der Mitte erhob sich der alte, kräftige, mit einer mächtigen Doppeltreppe versehene und ganz von Schlinggewächsen umschlossene Bau. Hinter diesem breitete sich ein Park mit zwei Alleen aus. Sie mündeten, zu Seiten allmählich aufsteigend, vor einem freien Wiesenfelde, an dessen Eingang sich ein Aussichtsthurm emporrichtete, von dem man einen prachtvollen Fernblick über das Land gewinnen konnte.
Vor dem Herrenhause aber, zur Linken und Rechten, befanden sich die alten, ziemlich verfallenen Wirtschaftsgebäude, die Arbeitspferde und Kuhställe, die Meierei, die Scheunen, der Herrenstall und das Verwaltergebäude.
Während die beiden Damen dahinschritten, sagte Nese: „Geht das denn wirklich, Dotta, daß Du Deiner Schwiegermutter und Deinen Schwägerinnen ausweichst? Sie scheinen ja Werth darauf zu legen, daß wir kommen, oder daß sie bei Dir sich einfinden —"
„Nein, Beste, es ging eigentlich nicht. Aber einen, einen Tag möchte man doch einmal haben, an den« man sein Herr ist —"
„Sind sie denn wirklich so unerträglich?"
„Jedenfalls sind sie mir namenlos uusympathisch —"
„Ich möchte aber meinen, daß doch jeder Mensch eine gute Seite besitzt — kannst Du Dich nicht an diese halten?"
„Alle ihre guten Seiten werden in den Schatten gestellt durch ihre Einseitigkeit, ihren thörichten Familienstolz nnd ihren Geiz. — Ein anderer Mensch soll der Bruder meines Mannes, der Negierungsassessor Leo Zarpen sein, der nach fast zweijähriger Abwesenheit diese Woche hierher zurückkehrt. Schon während unserer Verlobung wurde er krank, und habe ich ihn deshalb gar nicht kennen gelernt. Auch später nicht, da er nach unserer Heirath zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen unbestimmten Urlaub nahm nnd auch dann noch zum Vergnügen und nm Menschen kennen zu lernen, mit einein Freunde eine einjährige Weltreise angetreten hat, die nun eben beendet ist."
„Wie verträgt sich aber die Sparsamkeit der Zarpens mit diesem kostbaren Ertraausfluge?"
„Leo hatte inzwischen ein kleines gesondertes Capital von dem Bruder meines verstorbenen Schwiegervaters geerbt. Da hat er trotz des Widerspruches der Alten seine Wünsche durchgesetzt."
„Und Dein Mann?" setzte Nese vorsichtig an.
Darita zog die Lippen.

„Er ist, wie ich ihn Dir schilderte! Er ist ein guter, anständiger
Mann, aber grenzenlos schwach, und dabei empfindlich, sehr heftig, ja, bis-
weilen blindjähzornig. Ueberdies ist er in der Familiensparsamkeit und
Familienautorität so auferzogen, daß er, kommen diese in Frage, den
Seinigen gegenüber überhaupt kann: einen Willen hat. Er hat auch jetzt
noch gar keine Vorstellung von dem, was in mir vorgeht. Er denkt zu
wenig nach, um selbst darauf zu geratheu. — Weißt Du, Nese," — schloß
die Frau gedankenvoll: „Ich bin mir noch nicht klar, wie ich mich ver-
halten soll. Ich habe zwei Wege! Entweder einen energischen Widerstand
oder schweigende Klugheit. Gerade Du sollst mir nach Einblick in die
hiesigen Verhältnisse ratheu helfen —"
Therese nickte still beipflichtend. Dann sagte sie:
„Die Zarpens sind wohl fehr reich, nicht wahr?"
„Ja! Sehr, sehr vermögend! Aber sie haben Nichts davon. Diese Art
Menschen betrachten das Geld nicht als Mittel zum Zweck eines freude-
vollen und abwechslungsreichen Daseins, sondern das Dasein hat den
Zweck, Geld anzuhäufen. — Wo ein Anderer ohne Bedenken die Börse zieht
und giebt, da sprechen sie ein hartes: Nein! Auch unterstütze» sie die Armen
nicht zufolge wirklich warmherziger Regungen, sondern znfolge eines fest-
stehenden Haushaltungsplanes, zufolge der Ueberlegung, daß zur Frömmigkeit
ein gewisses äußerliches den Himmel versühnendes Wohlthun gehört."
„Hm — so! Meinst Du denn, daß sie Dir wohlgewogen sind?" —
„Wohlgewogen? Sie betrachteten schon die Verlobung mit mir als
ein Unglück. — Sie fanden sich mit zusammengebissenen Zähnen darein.
Du weißt es! Jetzt hassen sie mich, und ich, ich hasse sie ebenso —"
„Das ist aber doch schrecklich, Dotta! Wissen Deine Mutter und
Geschwister davon?"
Die junge Frau schüttelte den Kopf. Dann sagte sie:
„Nein! Und sie sollen womöglich auch nie Etwas erfahren! Ich bin
nun einmal die Frau dieses Mannes geworden und will die Vortheile für
die Meinigen nützen. Ich will es wenigstens versuchen. Aber ich muß
meine Zeit abwarten. Und über das Wie bin ich mir noch nicht klar!"
Die junge Frau hielt inne und blickte mit einem trüben Blick in's Leere.
„Arme Dotta! Wenn ich denke, welch' ein lustiger Vogel Du warst!
Wie habe ich Dich um Deinen Humor und Deine Lebensfrcndigteit
beneidet. Und jetzt bist Du schou so tief verbittert; nur ein gezwungenes
Lächeln umspielt Deinen Mund."
Unter diesen Worten umschlang sie Dorita inmitten der hohen, noch
mit Laub bedeckten Alleebäume und küßte sie zärtlich.
Und die junge Frau gab's zurück, und Tlirmien lösten sich und rannen
berab auf ihr Angesicht, in denen ein kindlich rathloser, schier herzbewegender
Ausdruck haften blieb. —

Als an« nächsten Tage Hermann Zarpen, seiner Gewohnheit nach, den
Weg über die große Wiese nehmend, noch vor dein zweiten Frühstück in's
Aussichter Herrenhaus trat, fand er beim Oeffnen der Thüren Niemanden
in den unteren Gemächern.
Aussicht war gediegen und zum Theil gemüthlich, aber höchst altfränkisch
eingerichtet. Steife Möbel aus der Zeit der Königin Louise standen umher,
und hellgeblümte Gardinen sielen ungerafft an den Fenstern herab. 3llles,
was das Auge sah, war unmodern.
Selbst zu einem neuen Clavier hatte man sich nicht emporgeschwungen.
Aus einem Spinett mit einem dünnen Klimperton drang die Begleitungs-
musik, wenn Magdalene Zarpen sang. —
Da Hermann auch Wehse nicht fand, selbst auf sein Klingeln der
Alte nicht von unten heraufgeeilt kam, so stieg er, seine Mutter oben ver-
mnthend, die Treppe hinauf.
Hier befand sich ein sehr großer Gesellschaftssaal mit eckigen Möbeln
und einer himmelblauen, mit weißen Postamentstreifen durchwirkten Tapete
und einer mächtig breiten, brandrothen Borde.
Ein starker Geruch von Äepfeln und Stroh drang ihm schon auf dein
Flur entgegen, und als er, ohne anzuklopfen, öffnete, sah er seine
Mutter, die sich über dort ausgelegtes Obst bückte, es einzeln prüfte nnd
umlegte.
„Ah, Du!" nef sie und nickte, jedoch ohne sich in ihrer Beschäftigung
stören zu lassen, mit dem Kopf.
„Nun? Eine gute Jagd gehabt? War's nett? Und waren die Damen
dabei, und seid Ihr spät zurückgekommen?"
„Damen?" stieß Hennann zerstreut heraus. Und dann sich rasch be-
sinnend :
„Ah so — Meine Damen —" Aber statt bestimmt fortzusetzen,
ausweichend: — „Therese Hacke ist ja eingetroffen —"
„Das ist mir bekannt! Danach fragte ich nicht. Ich meine, ob
Deine Frau und der Besuch dabei waren?" warf die Frau, kalt
sprechend, hin.
„Ja — nein. — Wir trafen uns unterwegs. — Sie hatten sich zu
spät auf den Weg gemacht —"
„Mit anderen Worten, sie sind gar nicht gefahren! Du hast es auch
gar nicht gewünscht — Na, ich muß sagen —"
Die Frau sprach's, sich erhebend, mpfte an ihrem Kleide nnd sah
ihren Sohn mit gereizten Mienen und mit einem äußerst steifen Blick an.
„Na, was ist denn nun wieder, Mama?" stieß der Mann ebenso ge-
reizt heraus.
Ihre bevormundende Art erboste ihn heute besonders. Auch wn-kte
der Aeraer nach, daß er, trotz der von seiner Frau noch kurz vor dem

Fortgehen erhobeneu Mahnung, ja Nichts zu sagen, die Sache verdorben hattet
Aber er vermochte sich überhaupt nicht zu verstellen, er konnte nicht lügen, ohne sich zu uerrathen.
„Was denn nun wieder ist, Hennann?" setzte seine Mutter in scharf tadelndem Ton an. — „Ich finde, daß Deine Frau schon aus Nespect vor meinem Alter derartige, ihren Vequemlichkeitslauneu dienende Flunkereien unterlassen sollte. Sie hat mir sagen lassen, daß Du gewünscht hättest, daß sie und das Fräulein Dich von Elbstettens abholen sollten; deshalb könnten sie weder zu Tisch kommen, noch uns empfangen. In Wirklichkeit paßte es ihr einmal wieder nicht. In Wirklichkeit hast Du selbst erst von einer solchen Abrede gehört, nachdem Du zurückgekehrt bist. Ich zweifle keinen Augenblick daran!"
„Und wenn Du dennoch im Irrthum bist?" entgegnete der Mann mit den tiefen Schultern und der knochigen Nase in trotziger Unempfindlichkeit. „Es ist doch wohl denkbar, daß man Etwas sich vornimmt und nachträglich seinen Entschluß ändert, ihn zu äudern, gezwungen ist! Muß man nicht erst hören und dann urtheilen?"
„Du hast heute Morgen einen Ton, der sehr unbeikommend, ja ungezogen ist, mein Sohn! Ich muß Dich dringend ersuchen, ihn zu äudern" —
„Er wurde hervorgerufen durch Deine lieblose Beurtheilung meiner Frau, Mama. Nicht ich trage die Schuld — ich kam freundlich und guter Dinge her! — Am Ende ist doch auch meine Frau kein Wickelkind, keine —"
Er sprach nicht aus, weil die Frau jählings das Haupt erhob uud ihn mit einem Vlick ansah, vor dem er unwillkürlich verstummte.
„Was ist Deine Frau? Ich will es Dir sagen, Hermann, und es märe gut, wenn Du es Dir merktest, uud endlich auf sie einwirktest! Sie ist ein in den Tag lebendes, nur seinen Launen unchgebeudes uud Vergnügungen uachjagendes Geschöpf. Statt sich gründlich um die Wirtschaft zu kümmern, geht sie brodlosen Passionen nach, liegt auf der Chaiselongue, liest Nomane, vergähnt den Tag und steht häufig auf, wenn Andere schon an den Mittag denken. Natürlich ist dann bei der gnädigen Frau Migräue und Verstimmung an der Tagesordnung. Es ist klar, daß diese Frau für die Verhältnisse, in die sie eingetreten ist, nicht paßt und deshalb erzogen werden muß! Also erziehe sie! Laß nicht Alles hingeben, und verhindere auch, daß sie vergißt, daß ich Deine Mutter bin! — Wenn sie es irgend machen kann, ich wiederhole, biegt sie uns aus. Immer ist ein Hiuderniß, zu kommen oder uns zu empfangen. Wenn sie jemals mir oder Deinen Schwestern einmal eine Aufmerksamkeit erwiesen hätte! lind wenn's nur eine Blume aus Westerthal gewesen!"
„Hast Du noch Etwas, Mama?"

Der Manu sprach's brüsk, ganz gegen seine Gewohnheit, sich kalt-
herzig auflehnend und deutlich an den Tag legend, daß er nicht darauf
antworten wollte.
„Ja," setzte die Frau an, „noch mehr! Ich prophezeie, daß, wenn
diese lodderige Handhabung von Pflichten so weiter geht, das von Deinem
Vater sorgsam aufgebaute Gebäude sehr bald morsch werden wird. Unser
Vermöge,: kann sich nur erhalten durch Arbeit, Fleiß und Sparsamkeit.
Die Frau hat keine Ahnung, wie man das von seinen Vorfahren Ererbte
erhält, um es zu besitzen! Als wir neulich gemüthlich bei Euch waren,
gab sie eine übertrieben gefüllte Schüssel mit Rührei! Wer auf den
Gütern ißt in einer Zeit, wo man 8 Pfennige für ein Ei, für frische so-
gar bis 11 Pfennige erhalten kann, Rührei? Aber so geht's — dies ist
nur ein Beispiel — uon Allem!
Und das Fräulein Hacke wird wohl auch acht Tage warten, ehe sie
uns einen Besuch macht! Meinem Gefühl nach mußte der erste Gang am
ersten Tage nach Aussicht sein!" —
Ein langer, tiefer Seufzer drang aus der Brust des Mannes. Er
sagte aber auch jetzt Nichts.
Er sah seine Mutter ausdruckslos an, nickte kurz und stieg, ohne von
ihr Notiz zu nehmen, die Treppe hinab.
Unten lag auf einem Tisch die Post: Briefe, Zeitungen, Zeitschriften
für Magdalene. Er sah ausgebreitet neben einander: den Sonntagsboten
für's christliche Haus, Friedensblumen, Hosianna!), Zeitschrift für solche, die
in dein Herrn leben, und das Kircheublatt. Eben erschien Magdalene mit
ihrer Gouvernanten-Erscheinung und griff danach.
„Tag, Hermann! Na, Euch sieht man ja gar nicht mehr! Und
so eilig?"
„Ja — ich bin eilig!"
Auch ihr begegnete er abweisend, seine Gemüthsstimmung nicht ver-
bergend. Zugleich faßte er die Thürklinke und schickte sich an, den Flur
zu verlassen. — Aber Magdalene hatte noch Etwas zu sageu.
„Hier, dies — bring's Deiner Fran mit. Ich sprach schon neulich
davou, und jetzt ist ein besonders guter Anlaß!" stieß sie scharf betonend
heraus.
Dabei hielt sie ihm ein in ihrer Hand befindliches Büchlein hin.
„Weg zur Wahrheit! Ein Mahnbuch für die christliche Gemeinde von
einem Bekehrten," fügte sie hinzu. „Gestern hat Dorita ja mal wieder
etwas sehr Artiges gemacht. Uns läßt sie sagen, daß sie Dich abholen
solle, und Christine von der Mühle erzählt Abends in ihrer Arglosigkeit,
die Damen seien nicht aus dem Hause gewesen!"
„Nun ja, ja! Schon einmal Hab' ich's gehört und bin kein Echul-
tnabe, der sich uon Euch immerfort Predigten halten lassen will. Und das

da behalte! Du hast es weit nüthiger selbst. So, nun weißt Du, wie
ich denke!" —
Damit schob er das Gebotene zurück, sah seine Schwester mit einen»
Blick an, vor dein sie zurückprallte, öffnete die Thür und verschwand.
ObeR aus der weißlackirten Treppe aber stand Frau Zarpeu, die
Alles angehört hatte und grub die Zähne in die Lippen.
Als der junge Ehemann den großen weitläufigen Hof, hinter dem
sich das breite, mit Ausbau-Erkern versehene Aussichter Herrenhaus erhob,
entlangschritt und dann zur Linken über die von hohen Knicken ein-
gefriedigte Grenzwiese wanderte, befand sich sein Inneres in einem schweren
Aufruhr.
Er hielt auch, bevor er die weiße Pforte zu dein Vorwäldchen nach
Wefterthal öffnete, eine Weile inne, lehnte sich an einen hohen spitzen, dem
Vieh zuni Scheuern dienenden Granitstein und starrte in die Luft.
Die Welt lag in einem milden Sonnenlicht. Oben am Himmel
zogen Krähen daher. Auch zeigte sich in der Ferne eine lange Kette
streichender Enten. Er dachte aber weniger an das eben Geschehene, als an
die Folgen. —
Zum ersten Mal hatte er sich gegen seine Mutter aufgelehnt und rück-
sichtslos für seine Frau Partei genommen.
Es war geschehen, weil ihm Dorita am Abend vorm Schlafengehen
ihr Herz ausgeschüttet, ihm gesagt hatte, wie sie viel mit den Seinigen zu
überwinden habe. Er mar sehr zärtlich gewesen, und das hatte ihr früher,
als sie gewollt, die Zunge gelöst.
Und nnter folcher Nachwirkung hatte sich sein Inneres gegen die
Aussichter aufgebäumt, und nun — bereute er bereits — bereute beinah
angstvoll —
Die alte Macht der Gewohnheit, die Achtung vor der Autorität, die
Furcht vor der Empörung derer auf Aussicht wirkte! Ohne zu einein Er-
gebniß zu gelangen, gingen seine Gedanken unruhig hin und her.
Er sah in seiner Frau ein reizvolles Gebilde der Natur, und seine
Mutter hatte sie jedes Schmuckes entkleidet.
Sie hatte mit dürren Worten gesagt, sie sei wenig anders als eine
unfähige Faulenzerin!
Er überlegte, ob wirklich etwas Wahres in deren Tadel liege.
Freilich! Das, was sie von den Rühreiern angeführt, war richtig.
Dorita war auf ein Sparen, wie es seine Damen übten, nicht im
Entferntesten bedacht. Ueberhaupt wnßte sie Nichts von der landwirth-
schaftlichen Haushaltung. Sie besaß offenbar auch kein Talent und
keinen Sinn dafür, während es erforderlich war, daß sie sich nicht Min

dieser, sondern des ganzen Betriebes annahm, sich um Federvieh und
Vutter bekümmerte, ein Cassabuch führte und Ausgaben und Einnahmen
notirte.
Seine Mutter hielt auf Aussicht die Hand über Allem und hatte bis-
her auch auf Westerthal die Herrin gespielt.
Was hatte seine Mutter gesagt? Eine lodderige Handhabung der
Pflichten führe zum Ruin! So dem Sinne nach!
Der Mann ergab sich einen: tiefen Grübeln. Er erinnerte sich, was
sein Vater so oft geäußert:
„Nie soll man denken: Nur ein Groschen,
Vielmehr ihn halten, als ob's tausend wär'n!
Von selber häuft sich Gold nnd Silber,
Wenn wir den (iinzelaroschen ehr'»!"
„Sparsamkeit veredle, Verschwendung corrumpire den Charakter!"
Mit einer doppelten Gereiztheit, einerseits gegen feine Mutter, weil
sie ihm das Bild seiner Frau so lieblos zerstört, und gegen Dorita, weil
doch eben feine Mutter in einigem Recht hatte, setzte sich der Mann von
Neuem in Bewegung, betrat das mit hohen Buchen und kräftigein Unter-
holz bestandene Gehölz und fchritt von da auf den Gutshof.
Und als er den Blick erhob, sah er seine Frau uud Therese vor der
Treppe des Herrenhauses mit zwei Hunden spielen und hörte sie überlaut
rufen und lachen.
Aber anstatt, daß ihn deswegen ein Frohgefühl ergriff, geriet!) er in
noch stärkere Verstimmung. Er war gereizt und beschloß, Dorita zu sagen,
daß sich das vor den Leuten nicht schicke, daß sie bei seiner Mutter ein
anderes Beispiel gewohnt seien! Ueberhaupt wollte er sie einmal ordent-
lich vornehmen! —
Zwei Tage nach dem Vorerzählten schritt Dorita Zarpen durch das-
selbe schmucke Parkgehölz, das ihr Mann jüngst durchwandert hatte.
Therese Hacke hatte sich gleich nach dem zweiten Frühstück aufgemacht, den
Damen in Aussicht einen Besuch abzustatten, und Dorita wollte ihr nun
entgegengehen.
Sie fühlte das Verlangen, bald Etwas zu hören.
Ihr Inneres befand sich in einein gewaltigen Aufruhr.
Ihr Mann hatte ihr in der Nachwirkung seiner Ueberlegungen fast
Alles mitgetheilt, was feine Mutter ihm an jenem Morgen gesagt, uud
nicht milde, versöhnlich, sondern sehr gereizt und gegen sie Partei nehmend.
Und die junge Frau hatte entgegnet, daß sie dieses aufhetzende Vor-
gehen seiner Mutter nicht anders denn als eine frivole Absicht auffassen könne,
den ehelichen Frieden zu stören! Sie werde daher Aussicht nicht wieder
"x

betreten, bevor jene durch einen Besuch an den Tag gelegt habe, daß sie
ihr ein sie tief verletzendes Unrecht abzubitten habe.
„Ach, Beste, da kannst Du methusalemalt werden, bevor das geschieht!"
hatte Hennann, seiner gewohnten Heftigkeit nachgebend, herausgestoßen.
„Du kennst meine Mutter nicht. Sie hat sich nie gebeugt. Auch leitete
sie doch lediglich gute Absicht, wenn sie auch in der Form vielleicht fehlte!
Halte das fest!"
Die junge Frau war aber entschlossen, nicht zu weichen.
Ihr Nachdenke» sagte ihr, daß sie Alles verlieren werde, wenn sie
diesmal nicht auf das Entschiedenste Front mache.
Da ihr Mann nicht für sie eingetreten war, mußte sie schon deshalb
zur Selbsthilfe greifen, um für die Zukunft solche Angriffe im Keime zu
ersticken.
„Ich habe Dich und nicht Deine Mutter und Deine Schwestern ge-
heirathet —" hatte sie ihrem Manne zugerufen.
„Was Du mir vorträgst, werde ich immer willig anhören nnd mich
bemühen, allem Verständigen nachzukommen.
Aber ich lehne, von heute gerechnet, ab, mit Deiner Mutter in solcher
Berührung zu bleiben, es sei denn, daß sie — ich wiederhole — nur die
Kränkung abbittet!
Aber auch dann muß ich darauf bestehen, daß wir uns auf einen,
höchstens zweimal wöchentlich sich wiederholenden Verkehr beschränken.
Wir — ich und die drüben, sind allzu verschieden, da ist's besser,
wir bleiben nwglichst auseinander!"
„Sie ist aber doch meine Mutter, es sind doch meine Schwestern!
Wie soll sich denn das Verhältnis; zu mir gestalten?"
„Du gehörst zu Deiner Frau. — Im Uebrigen mußt Du Deinem
Herzen folgen. — Ich darf es nicht hindern, obschon ich immer neue Un-
verträglichkeiten fürchte. Sie werden nicht aufhören, mich zu kritisiren, und
zu verdächtigen, und Du bist zu schwach, um ihnen zu widerstehen —"
Aber durch diesen letzten Satz hatte die junge Frau erst recht Alles
verdorben.
„Die Meinigeu sind viel zu vornehm geartet, um Jemanden grund-
los zu verdächtigen. Ich muß doch sehr bitten! Und von einer Schwäche
meinerseits könnte doch wohl nur die Rede sein, wenn ich Deinem launen-
haften Behagen nachgäbe, statt den Versuch zu machen, zu vermitteln.
Wir sind doch einmal auf einander angewiesen, jene in Aussicht und wir
— ein langes Leben steht uns bevor —"
„W — Gott, ja -<- leider! — Entsetzlich!" hatte Dorita, den Inhalt
des ersten Satzes wägend, unbesonnen herausgestoßen, und Hermann hatte
zunächst mit zornentstellten Mienen und finster zusammengezogenen Brauen
gegen sie aufgetrotzt, und war dann, mit brutal verletzenden Worten
schließend, polternd und die Thür hinter sich zuschlagend, dcwongestürmt. —

„Wenn er doch nur garnichts gesagt, nicht den Wiedererzähle gespielt,
sondern nach und nach das Alles als eigene Meinung hervorgebracht hätte!"
hatte der schwache Manu, während er in seinein Gemach hockte und end-
lich, um seiner unruhigen Gedanken besser Herr zu werden, das Gutsgebiet
durchmaß, sich reuevoll vorgehalten. Und eben um diese Zeit hatte Dorita
ihre Wanderung angetreten, schritt nun aber, da Therese nicht sichtbar werden
wollte, durch die kleine Pforte in's Gehölz zurück.
Und als sie dann die Augen aufschlug, tauchte auf den: von Norden
den Wald durchschneidenden Pfade eine männliche Gestalt, ein Fremder,
auf, trat rasch ihr näher und gab sich als Assessor Leo Zarpen, als ihres
Mannes Bruder, zu erkennen.
„Nein, ich komme nicht direct von nebenan. Ich war noch vorher im
Dorfe," berichtigte er, nach dem ersten, etwas verlegenen Wortaustausch.
„Und Fräulein Hacke? Nein! Die war noch nicht drüben, als ich
fortging —
Was macht Hermann — und was uoch wichtiger, wie gefällt's Ihnen
denn in der Landeinsamkeit, verehrte, schone Frau Schwägerin?"
Bei den letzten Worten sah er ihr liebenswürdig in die Augen, ließ
ein bezwingendes Lächeln den intelligenten Mund umspielen und amüsirte
sich sichtlich, daß Dorita eine starke Verwirrung nicht zu verbergen vermochte.
Während sie dahin wanderten, hatte er trotz des lebhaften Gespräches
mich überall den Blick und flocht ein kritisches Wort ein.
„Immer noch das alte Backhaus! Um Himmelswillen! Es sah schon
bei meiner Geburt aus, als ob alle Alterskrankheiten der Jahrhunderte sich
iu ihm ein Rendezvous gegeben!
Ja, ja, ehe man sich in Westerthal zu einem Neubau aufschwinat!
Hier schläft Alles!"
Und später mit rücksichtslos offener Derbheit:
„Ja, ja, der alte Web/e war in unserm Winkel eigentlich immer der
Weiseste! Er besitzt ausnahmsweise keinen Sparren —"
„Sie meinen, Schwager?" —
Leo aber zuckte die Achseln und sah sie mit einen» Ausdruck an, in
dem geschrieben stand: „Du weißt's ja sehr gut! Weshalb fragst Du noch!"
Leo Zarpen stand klug lächelnd über den Dingen, aber sein Wesen
wirkte durchaus nicht abstoßend, hatte vielmehr etwas Bestrickendes.
Als sie zusammen den Hof betraten, sagte er, summarisch ein Bekennt-
nis; ablegend:
„Sie meinten vorher, verehrte Schwägerin, es sei das Richtige, im
Leben garnichts zn erwarten, dann erscheine Einem Jegliches, was auch
nur ein einigermaßen glattes Aeußere besitze, als eine besondere Zuwendung,
Das ist an sich sehr richtig, es ist gesunde Philosophie.
Aber alles Philosophiren lnlft doch nicht, wenn irgendwo stark der
Schuh drückt.

leiden einer Frau. 2H
Mit der stärksten Philosophie, der Kant'schen, Schopenhauer'schen und Hnrtmann'schen zusammen, läßt sich zum Beispiel kein Schinerz wegdisputiren.
Ich meine so:
Man sauge jedem Tag die Freuden rücksichtslos aus den Adern.
Wenn wir nicht die gewohnten, sanftmüthigen Unwahrheiten sprechen wollen, müssen wir doch sagen, daß nach einer uns einmal gegebenen Veranlagung noch immer so viel an Wünschen übrig bleibt, daß der ausgesogene Freudcnsaft doch nur eben den Gaumen lechzt. Ist körperliche Befriedigung eingetreten, folgt der geistige Hunger uud umgekehrt.
Ein Sehnen bleibt in der unruhigen Brust; sie wird nie, nie ausgefüllt — und wenn es, wie in der Liebe, durch den Besitz zeitweilig gestillt wird, es kehrt zurück —"
„Es rufen uns aber die frommen Weisen ini Lande immer wieder zu, wir sollen verzichten, uns aller Weltlichkeit begeben, uns den Himmel durch Bedürfnißlosigkeit verdienen —"
„Ja, ja Thorheit wird täglich mehr geschwatzt, als sich Staub in einem Mehlsack befindet! Aber eben! Ausgegebene Weisheit ist noch keine wirkliche! Im Gegentheil! Bewußte Weisheit ist krank. Alles tiefere, in feinem innersten Wesen Bedeutende ist naiv."
„Sie sind also ein Prediger der Genußsucht?"
„Ah, wie das klingt! Ein Zarpen, aufgewachsen iu der Betrachtung der himmlischen Dinge, sollte etwas so Profanes befürworten! Nein, nein. Es giebt ja einen Mittelweg, der vor Ueberdruß und Schaden behütet. Den bestrebe ich mich, zu wandeln, und befinde mich vortrefflich dabei. Vor Allem nur keine Duckmäuserei. Sie wird weder hier noch von dem hohen Geiste, der in die Herzen fchaut, belohnt!"
Dorita entgegnete Nichts. Aber Vergleiche stellten sich ein, zwischen Hennann und Leo.
Wie war das Alles so erfahrungsreich, was er geäußert. Wie sehr stimmte sie mit ihm überein. Und wie bestrickend war überhaupt seine Persönlichkeit. Hermann glich einem trockenen Krautjunker; Leo war ein Mann von Welt.
Er hatte sich frischen Wind um das Angesicht wehen lassen, er hatte nachgedacht, sich geklärt, er war klug und voll Humor; er war ein Jünger der Vernunft, ein Lebenskünstler!
Jählings zog's durch ihre Brust: welch' eine Wonne es sein müsse, von einem solchen Manne bevorzugt, zum Mittelpunkt gemacht, gar — geliebt zu werden —!
Ihr schauderte vor sich selbst, und sie erbleichte unwillkürlich, als nun eben ihnen Hermann entgegenschritt.
Und der gab sich auch schon so beguem in Kleidung, Haltung und Sprache. Sie empfand das um fo mehr, da er sich nur mit seinem

Bruder beschäftigte, ihr nicht einmal den Ann bot, noch weniger sie in's Gespräch zog.
Als sie im Hause beisammen saßen, die Herren trinkend und rauchend, Dorita mit einer Arbeit dabei, warf Leo hin:
„Sagt einmal, Kinder, was giebt's denn nun heute? Hoffentlich etwas Abwechslung! — Wenn man soeben ans dem Vollen heraustritt, braucht man eineil „schicklichen Uebergang", um in der Vüchersprache zu reden —
Kommt Ihr zu uns, oder tonnen wir unsere Zelte bei Euch aufschlagen?"
Und arglos schließend, während Mann und Frau sich in starker Befangenheit der Lösung eines Räthsels widmeten:
„Wie ist denn Fräulein Therese Hacke? Ist sie hübsch, klug — zum Verlieben — gar Heirathen? Wißt Ihr, ich muß wirklich eine Frau haben."
Und diese letzten Sätze rissen erst recht an Dottas Seele.
Sie, sie war ihm Nichts! Und wie konnte sie ihm auch Etwas sein, da sie sich zum ersten Mal sahen, da sie ein Anderer, der eigene Bruder besaß, da für alle Zeiten ihr Herz verkauft war. —
Ein solcher Schmerz, eine solche — Eifersucht ergriff die Frau, daß sie fühlte, wie sie erbleichte, daß sie fühlte, wie ein Dämon in ihr einzog, der Dämon verbotener Liebe.
Ja noch mehr! Sie war schon so verzaubert, daß sie um Leos willen, um mit ihm die kommenden Tage zu verleben, ihn nicht zu entbehren, vor der alten Frau drüben sich beugen wollte. — Um solchen Preis, ja! — Um solchen Preis wieder die alte äußerliche Sanftmuth!
Ja, wenn man in die Herzen seiner Nebenmenschen schauen könnte, — würde man erschrecken!
Aber man kann nicht minder erschrecken, wenn man in's eigene blickt.
Wir sind Alle schwach. Nur ist bei dem einen das Nerven- und Adersnstem der Seele an dieser, bei dem anderen an jener Stelle stärkerer Eonstruction.
Dieses junge Weib fühlte zum ersten Mal in ihrem Leben, was wirkliche Liebe war; sie liebte, obschon sie sich mit ganzer Kraft gegen solche Unreinheit ihres Inneren zu wehren suchte, den Mann, der da vor ihr saß in der anmuthig nachlässigen Haltung, dem lose sitzenden rauhschwarzen Anzug, den: zurückgeschlagenen Rock, der durch eine haarfeine Goldkette geschmückten und die blendend weiße Wäsche freilassenden Weste, diesen Mann mit dem blassen, überlegenen, klugen Gesicht, dem in's Bräunliche spielenden Spitzbart und den weißen aristokratischen Händen, in diesem Augenblick mit der ganzen Gluth der Leidenschaft.
Wenn er sie jetzt unter irgend einem Vorwande bei Seite gezogen und ihr gesagt hätte: „Komm, Dorita, Du gehörst zu mir, nicht zu meinem trockenen Bruder drinnen. Wir wollen gleich aufpacken und in die Welt ziehen," sie hätte Ja sagen können.

Sie war wie verzaubert, nur darauf bedacht, sein Vertrauen zu
gewinnen. Aber eine Antwort mußte doch auf seine Fragen erfolgen,
und da Hermann, statt sie zu geben, aufstand, um eine neue Flasche
Wein aus dem Eßzimmer nebenan herbeizuholen, sagte sie, ihre Stimme
dampfend:
„Ich bitte Sie, im Vertrauen auf Ihre Verschwiegenheit: kommen Sie
auf ein Beisammensein heute mit drüben nicht zurück. Ich erkläre den
Grund Ihnen spater."
Und als sie seiner überraschten Miene begegnete, trat in ihre Züge
eine kühle Verschlossenheit.
Und dieses Geheimnißvolle in ihrem Wesen beschäftigte Leo nun wieder,
machte sie ihm noch interessanter. Ihre Reize stiegen in seinen Augen.
Eine solche Frau war Etwas für Leo Zarpen!
Nachdem er rasch noch Zeit gefunden, sich durch eine ehrerbietig stumme
Verneigung ihren Wünschen anzubequemen, sagte er zu seinen: das Zimmer
wieder betretenden Bruder:
„Weißt Du, Hermann, — heute wird's doch schon besser sein — ich
überlege eben — daß ich mich Mama und den Schwestern ausschließlich
widme.
Ich denke morgen — wir sprechen noch darüber."
Und sich zu Dorita wendend, als ob während Hermanns Abwesenheit
dieses Thema berührt morden sei:
„So, so, also Fräulein Hacke besitzt so charmante Eigenschaften. Da
bin ich begierig. Schade, daß sie nicht zurückkehrt. Ich muß doch wohl
jetzt aufbrechen."
Und sich durch einen Blick Doritas Zustimmung zu seinem Verhalten
versichernd, schloß er:
„Vorher aber sei erlaubt, aus dieser neuen Flasche Euer Glück zu
trinken und — Sie gestatten, schöne Schwägerin, das „Sie" in ein ge-
schwisterliches „Du" zu verwandeln."
Und Hermann nickte vergnügt und schenkte herabgesenkten Hauptes ein,
die beiden Menschen aber tauschten Blicke, und in ihnen stand die Ein-
leitung zu einein langen Zukunftsroman.
Hennann Zarpen hatte sich seinem Bruder auf dem Rückwege nach
Aussicht angeschlossen. Neide hatten sich nach langer Trennung viel zu
sagen, und für Hermann lag noch ein besonderer Grund vor, sich mit Leo
in ein Gespräch einzulassen. Wenn irgend die Gelegenheit sich günstig bot,
wollte er ihm von der Streitsache zwischen denen drüben und seiner Frau
Mittheilung machen und seinen Rath erbitten. Es mußte eine Klärung
herbeigeführt werden, so rasch wie möglich.

Heute hatte Leo selbst gewünscht, von einen: Zusammensein abzusehen, aber am nächsten Tage würde sich die Doritn-Frage um so breiter machen. Zufällig traf es sich, daß Leo während des Dahinschreitens allerlei Fragen nach der Mutter und den Schwestern aufwarf und dabei eine seiner Veranlagung entsprechende, nicht eben boshafte, aber nach Art der Verstandesmenschen doch stark ironische Kritik übte.

„Wie viel mal hat sich denn unsere Ja-Schwester, die gute Lotte, inzwischen wieder verliebt?. Das Netz, das sie auswirft, muß doch sehr schwache Maschen haben, sonst wäre wohl längst ein Fischlein gefangen. Mau sieht's: Geld thut's doch nicht allein."

Und von Franziska sprach er als von der „Beherrscherin der östlichen Provinzen" (die Felder von Aussicht streckten sich nach Osten aus), und Magdalene bezeichnete er mit dem Ausdruck „die Vraut des Himmels". „Wie viele Trostblumen, Himmelsauellen und Heilwurzeln hat die gute Magdalene in der letzten Woche wieder verschlungen?" warf er hin, und auch seine Mutter ging nicht aus, indem er sie, um ihre steife Unnahbarkeit Anderen gegenüber zu charakterisiren, die „geborene von Heuschinkel" nannte.

„So, so! Darob mar wohl die geborene von Heuschinkel sehr aufgebracht" — äußerte er auf eine Vemertung von Hermann spöttisch und zugleich die Miene seiner Vtutter nachahmend. Und dieser erwiderte:

„Ja, ja, nnsere gute Mama! Es ist nicht immer leicht mit ihr, Leo. Du weiht es. — Auch meine Frau hat —"

„Deine Frau! Nichtig! Danach wollte ich Dich schon fragen, Hermann. Wie macht sich denn das Verhältniß zwischen ihr und den Damen? Und gleich einmal mein Compliment: Du hattest gute Augen! Das ist ja eine ganz reizende, kluge und amüsante Frau!"

Hermann neigte mit glücklich befriedigter Miene das Haupt. Das Lob, das sein Vruder Dorita zollte, freute ihn ungemein. Aber er verlor auch seinen Zweck nicht aus deu Augen.

„Du berührst da gerade einen sehr wunden Punkt, Leo," knüpfte er an. „Das Verhältniß zwischen meiner Frau und den Aussichtern ist nichts weniger als gut, und offen gestanden: ich bin durch eine gerade jetzt vorgekommene Affaire sehr unglücklich und weiß nicht, was werden soll. —"

Nach dieser Einleitung berichtete er seinem Vruder mit rücksichtsloser Offenheit, was geschehen, und überdies auch, was ihm au dem heutigen Morgen seine Frau erklärt hatte.

Zunächst stieß Leo nur drei Sätze heraus:

„Sieh mal an. — Also so entschieden ist auch die kleine, hübsche Madonna! Allen Respect!"

Dann aber sagte er, bedenklich den Mund ziehend und den spitzen Vart zupfend:

„Ja, allerdings, eine böse Sache, Hermann! So kurz beisammen und
schon solche Gegensätze!
Und was ich rathe? Ja, was kann man dabei rathen!'? Sprich
noch einmal auf sie ein, daß sie wenigstens äußerlich nachgiebt — sie muß
die Lippen zusammenbeißen!
Dergleichen Zorn- und Empfindlichkeitsausbrüche muß man nicht zu
tragisch nehmen! Das sind vorübergehende seelische Verschnupsungen. Am
nächsten Tage stattern schon wieder Tauben der Versöhnlichkeit —
Im Uebrigen war Deine Wiedererzählung eine kolossale Unbesonnen-
heit! Du konntest Dir doch die Folgen davon an den Fingern abzählen!"
„Auf wessen Standpunkt stellst Du Dich denn, Leo!? Findest Du,
daß meine Frau im Recht ist?" schob Hennann nachdenklich ein.
„Jedenfalls war's sehr unrecht von unserer Mutter, Dich eindrucks-
fähigen Herrn so aufzuhetzen!
Du lieber Gott! Man soll von jedem Ding nur das verlangen, was
es leisten kann. Essig säuert, Zucker süßt, nicht umgekehrt! Deine Frau
ist ein Stadtkind und eine Dame und soll nun eins, zwei, drei eine Meierin
sein. Nicht sie ist Schuld, sondern höchstens Du — daß Du nicht eine
Frau wähltest, die in diesen Dingen auferzogen war und Kenntniß und
Lust dafür mitbrachte.
Nicht wahr,' Deine Frau mag nicht über Vutterabmiegen und Viel-
zahlen sein?"
„Nein, nicht eben sonderlich, aber sie verspricht mir, daß sie sich die
größte Mühe geben will."
„Na schön! Ist denn solcher gute Wille nicht zu loben?
Und nun noch einmal zur Sache!
Vitte Deine Frau, Dir das Opfer zu bringen, wenigstens so lange
die Friedfertige zu spielen, bis Ihr Euch über einen anderen Modus
des Verkehrs geeinigt habt! Ich werde, wenn Ihr es wünscht, bestens
dabei zu helfen suchen."
„Ja, ich danke Dir, Leo. So ist's gut," fiel der junge Ehemann
in gehobener Stimmung ein und nickte befriedigt mit dem Kopf. Und dann
zum Schluß, als sie schon die Gutsgrenze erreicht hatten:
„Sage, Bester, welche Pläne hast denn Du? Willst Du wieder in
den Staatsdienst, oder Aussicht übernehmen? Und willst Du dann mit
Mama zusammenwohnen?"
„Davon ein andermal, Hermann. Ich bin noch zn Nichts entschlossen!"
warf Leo, leicht im Ton, aber sichtlich durch diese Frage beschäftigt hin,
drückte seinem Bruder die Hand und schritt durch die Pforte dem Aussichter
Gutshof zu.
^

Leo von Zarpen hatte das Versprechen, welches er Hermann still-
schweigend gegeben, und das Interesse für Dorita, zu dessen Bethätigung er
sich ohne Aufforderung von ihrer Seite gedrängt fühlte, dadurch an den
Tag gelegt, daß er den scharfen, meist verunglimpfenden Reden der Damen
über die junge Frau eine bald kräftige, bald versöhnliche Sprache gegen-
überzustellen bestrebt geblieben war. Aber Alles war vergeblich gewesen.
Seine Mutter äußerte Worte, die höchste Reizbarkeit verriethen, die ihn
darüber belehrten, daß der Riß bereits weit stärker sei, als er sich vor-
gestellt hatte.
„Aber, liebe Mama! Sei doch gerecht!" hatte Leo in der ihn« eigenen,
überlegenen, fast überreif über den Dingen stehenden Weise hingeworfen.
„Was liegt denn überhaupt so Schwerwiegendes vor? So viel ich erfahren
habe, hast Du der jungen Frau sehr starke — und Pardon — doch wohl
etwas ungerechte Vorwürfe gemacht.
Es ist doch nicht zu verlangen, daß sie im Umdrehen ihre ganze
Persönlichkeit ummodelt. So Etwas will Zeit haben! Und daß sie nicht
wie eine Dienerin vor Dir erscheint, wenn Du winkst, ist doch eigentlich
begreiflich.
Du mußt Dich an den Gedanken gewöhnen, fortan einen selbstständigen
Menschen vor Dir zu haben, dem Du durch die Verbindung mit Deinem
Sohne Rechte eingeräumt hast, die nicht nach bloßen Entschließungen über
den Haufen zu werfen sind.
In den ersten Zeiten namentlich will man doch auch allein sein. Ihr
aber fordert fast täglich Zusammenkünfte und Rücksichten. Die Beiden
haben doch sich und nicht Euch geheirathet!
Hermann muß doch zu seiner Frau halten, er darf sie nicht Preis
geben! Wie soll denn eine bis auf's Lebensende berechnete Ehe sich
gestalten, wenn von den eigenen Familienangehörigen solche Forderungen
erhoben werden?
Wenn nun auch die Mutter Doritas in gleicher Weise hineinsprechen
wollte?"
„Die Mutter von Dorita?" siel Magdalene, bevor die erregte Frau
zu Worte gelangen konnte, hühnisch ein, „na, es fehlte wirklich noch, wenn
eine solche Miethwohnungsmadame sich in die Zarpen'schen Angelegenheiten
mischen wollte! — Ueberhaupt war die ganze Heirath ein Stück aus der
Tollkiste. Warum heirathete Hermann nicht Clara von Elbstetten, die
in jeder Beziehung für ihn paßte. Er mochte sie, und sie wollte ihn,
und unser Aller Wunsch war's seit lange! Da kam diese und verdrehte
ihm den Kopf! Aber wenn's nun einmal geschehen, so muß ein Mäd-
chen, wie Dorita Busch, mit ihren zerrissenen Unterröcken, halbheilen
Strümpfen und ihrem nicht allzubesten Familienruf es als ein solches
Faveur betrachten, Hennann Zarpen geheirathet zu haben, daß sie mit

allen Mitteln bestrebt sein sollte, sich das ihr in den Schoß gefallene Glück
zn erhalten.
Du lieber Gott! So viele gute Partien! Und nun diese!
Du hättest nur hören sollen, welche Auskunft wir auf unsere Er-
kundigungen nach Familie Busch erhielten, von einer Familie, deren Mit-
glied seht in einer Weise Front macht, als sei's die Herzogin von Castilien,
und die Mama — wenn es an ihr läge — zu der Rolle einer Daja
herabwürdigen möchte!
Die Dame Busch soll nicht nur keinen Pfifferling besitzen, sondern
noch Schulden haben. Sie lebten aber, hieß es, lustig in den Tag hinein,
von Ordnung, Beschränkung und sparsamer Haushaltung sei Nichts zu
spüren. Ueberdies, und das ist die Hauptsache, deun ein Mensch kann sich
durch Gottes Gnade ändern — steckten sie Alle im stärksten Rationalismus.
Und da ist denn Alles verloren! Bisher ist die Herrin von Wester-
thal auch wohl kaum drei Mal in die Kirche gegangen! Wahrlich, ein
schönes Beispiel!"
Dieser Rede von Magdalene stimmten Alle nicht nur zu, sondern ver-
schärften deren Inhalt durch eine Reihe der kleinlichsten Anschuldigungen.
Und als darauf Leo mit großer Mäßigung nochmals eine Ehrenrettung der
jungen Frau unternommen hatte, begann die bisher noch am fanftmüthigsten
sich gebende Franziska, nachträglich ihre Galle auszuspeien.
„Wie findest Du es denn, daß sie neulich sämmtlichen Dienstboten die
Erlaubniß zu einem ivilden Tanzvergnügen in Bredemoor ertheilt hat?!
Die Leute kamen um vier Uhr am Morgen wieder nach Hause. Von
acht Uhr ab stand das Haus völlig leer. Sie selbst machte sich mit
Hermann nach Kalik zu Nreedels auf den Weg.
Wenn nun Feuer ausgebrochen, ein Einbruch verübt wäre! —
Ich will noch garnicht von der Tanzgeschichte sprechen, obschon es
wahrlich besser ist, man hält das Dienstpersonal in Zucht, statt seine Ver-
gnügungssucht zu befördern, — aber es ist so unglaublich unbedacht, es
macht einen so grenzenlos unfertigen, leichtfertigen Eindruck —"
„Gewiß, Gewiß! Es ist wohl nicht in der Ordnung! Aber ich
wiederhole: Die junge Frau ist ein Stadtkind, ist etwas genial veranlagt —"
„Na — für solche Genialität, die keine Religion, kein Ordnungs-
und Pflichtgefühl und keine Pietät für das Alter und für das Bestehende
hat, danke ich doch fehr —" siel Magdalene ein.
Und zuletzt nochmals die Frau:
„Ich werde abwarten, ob sie beute zum Thee komme«. Ich habe
der Hacke gesagt, daß ich sie Alle erwartete, um uns zusammen Deiner
Wiederkehr zu freuen. Erscheinen sie nicht, weiß ich genug, und werde
ihnen die rechte Antwort ertheilen!"
„Wäre es nicht zweckmäßig," setzte Lotte mit sanftem Augenaufschlag
und in einem weich sentimentalen Tone an, „wenn Du, Leo, heut Nach-

mittag noch einmal nach Westerthnl hinübergingest und ihnen in's Gewissen redetest!
Es thut nur so in der Seele weh für den guten Hermann, aber auch die arme Dorita thut mir so leid.
Ich glaube, sie will gern, sie hat eben nur gar keine Ahnung —"
Dieses Halb Halb nach beiden Seiten, dies Beschönigen und zugleich tadelnde Verdächtigen machte auf Leo Zarpen gar keinen Eindruck.
Er warf, ohne zu antworte», seiner Schwester einen ausdruckslosen Blick zu.
Es war nun doch nicht erreicht. Hermann und Therese erschienen zwar Abends, aber Dorita ließ sich wegen Migräne entschuldigen.
Und da Hermann kam, da er sich wenigstens beugte, gaben sich die Frau und die Schwägerinnen einstweilen zufrieden. Aber erlassen war der juugen Frau Nichts. — Noch in der letzten Viertelstunde zog die Besitzerin von Aussicht und Westerthal ihren Sohn Hermann bei Seite und erklärte, daß sie ohne weitere Auseinandersetzungen sein Kommen als eine reumüthige Abbitte betrachten und sich damit zufrieden geben wolle, uon seiner Frau aber erwarte, daß sie nun unbedingt morgen eintreffe und ihr Bedauern ausspräche, daß eine Verstimmung Platz gegriffen. Mit dieser Form, mit solchen Worten wolle sie sich begnügen. —
„Ich weiß aber nicht, ob Dorita schon morgen wieder wohl sein wird, ob sie kann, Mama —" hatte der zwischen zwei Feuern stehende Mann einzuwenden gewagt.
„Man kann immer, wenn man will! Und Deine Fran wird demzufolge können! Ich wünsche es!" war die kurze Antwort gewesen, und unter einer solchen hatte sie sich, kalt und knapp nickend, von ihren: Sohn Hermann abgewandt.
„Ich möchte Dich gleich morgen früh nach dem ersten Frühstück sprechen. Ich muß Dich sprechen, Leo!" hatte noch Hermann seinem Bruder zugeflüstert, und dann waren er und Therese in den Wagen gestiegen, der uon Elfterem, trotz der kurzen Entfernung, aber bei dein dunklen Wetter, ans Rücksicht auf den Gast beordert war.
„Na, das ist stark, daß für diese Paar Schritt Kutscher und Pferde für die hohen Herrschaften angeschirrt werden mußten," stieß Lotte, theils, um sich ihres Aergers über die hübsche lebhafte Fremde zu entledigen, theils um sich bei den Anwesenden zu insinuiren, nach Entfernung der Gäste heraus.
„Diese Hackes scheinen überhaupt sehr verwöhnt und sehr anspruchsvoll zu sein. Sie er-Mte mir, daß ausnahmslos täglich frische Fleischsuppe bei ihnen im Hause auf den Tisch kommen müsse, und daß ihre

Mutter ein seidenes Kleid immer nur einmal im Winter in den Gesell-
schaften anziehe.
Sie besitzt stets eine Auswahl von wenigstens vier bis sechs —"
„Na, wenn Sie das Geld haben," fiel die „Beherrscherin der öst-
lichen Provinzen" ausgleichend ein, gähnte mit einer Mundweite, die ein
Viergespann hätte aufnehmen können, und schob sich mit einer Fülle und
Breite in den Sessel zurück, daß man dessen Widerstandskraft bewundern
mußte.
Die Hacke hatte sich besonders an Franziska herangemacht, weil sie
ihr die sympathischste war, nnd die geschmeichelte Eitelkeit förderte nun
diese wenigstens vorübergehende Sanftmuth.
„Uta, ich möchte nur wissen, was morgen wird!" stieß Magdalene
boshaft heraus und zog an den vielen breiten, dicken Goldringcn ihrer
mageren Altjnngferhände.
„Ich wette darauf, Mama, das; Dorita nicht kommt!"
„Ich glaube es selbst!" bestätigte die Frau, während sich die Nase
stärker zu verfärben schien, und der Mund, nervös zuckend, hin und herging.
„Aber dann! Frau Dorita — oder ich! —"
In diesem Augenblick trat Leo, der sich ans seinem Zimmer noch eine
leichtere Cigarre geholt, wieder in das gemeinsame Familiengemach.
„Hermann hat mich morgen zum Essen eingeladen!" war sein Wort,
während er sich niederließ.
„Dich allein?" ging's aus Aller Munde.
„Ja, weil wir Geschäftliches durchsprechen wollen, das Euch nur lang-
weilen würde, und weil seine Frau, wie er sicher meint, noch wird das
Bett hüten müssen. So paßt es am besten!"
„Aber ich habe Deinem Bruder doch gesagt, daß ich seine Frau
morgen erwarte! Migräne ist keine Krankheit, die einen Menschen von
einein wichtigen Gange abhalten kann. Ich wünsche, daß sie sich morgen
entschuldigt, dann kann sie meinetwegen die Comödie spielen und sich wieder
in's Bett legen —"
„Aber Mama! Ist darin Raison?"
„Ich muß doch sehr bitten, daß Du Deine Ausdrücke milderst!"
„Wieso, Mama? Ich nenne die Dinge bei ihrem rechten Namen
und bin durchaus unbefangen," erwiderte der Mann, durch den Widerspruch
gereizt. „Ich sehe und höre Euch und höre die junge Frau! Natur-
gemäß stehe ich auf Seiten meiner Familie, aber hier werde ich zur
Opposition gedrängt! — Wenn von Entschuldigungen die Rede sein kann,
so müssen sie von Euch ausgehen —"
„Du scheinst auf Deiner Weltreise allerlei Wirtbshausanschnuungen
in Dich aufgenommen zn haben, die Du hier jedoch lieber wieder abstreifen
magst!

„Ich erkläre, daß ich die Herrin bin, und daß diejenigen, die mit mir
leben wollen, sich zu fügen haben. Ich wünsche es auch nicht zu wieder-
holen. —
Du siehst nur die Vorgänge weniger Tage. Wir haben bereits über
Jahr und Tag den fortmährenden Aerger, die Aufregungen und den ergeb-
nißlosen Kampf gehabt."
Leo Zarpen wollte abermals schroff antworten, aber bezwang sich und
sagte kühl, geschäftsmäßig:
„Ich möchte Dir einen Vorschlag machen, Mama!
Lasse die jungen Leute an einen« anderen Ort wirthschaften! Trennt
Euch! Dann habt Ihr Beide Frieden!"
„Anderswo wirthschaften? Was heißt das? Will Dein Bruder eine
Pachtung übernehmen? Daran kann ich ihn nicht hindern. Aber wenn
er meint, ich solle von unserem Nesitzthum veräußern, damit die leicht-
sinnige Person, die nicht einmal ihre Leibwäsche in Ordnung hält, das vom
Vater Erworbene in Thorheiten verpufft, so seid Ihr auf einem durchaus
verkehrten Wege!"
„Du könntest Capital für Hermann flüssig machen! Er ist ja spar-
fnm, er wird's fchon zusammenhalten. Ebne den Neiden, die sich nun doch
einmal lieben nnd zusammengefunden haben, die Wege!"
„Liebe?" fiel Magdalene, die, schier berstend vor Bosheit, schon lange
auf das Wort gewartet, ein. „Glaubst Du denn, daß Deine Schwägerin
ihren Mann überhaupt liebt?! Nur um Frau Zarpen zu werden, hat sie
Ja gesagt.
Ich habe eines Vormittags einen Brief gefunden, den sie an dasselbe
Fräuleiu Hacke geschrieben hat, die jetzt eben hier auf der Bildfläche er-
schienen ist. In diesem Briefe hat sie ziemlich unverhohlen das Gegentheil
ausgesprochen."
„Du hast einen Brief solcher Art gefunden? Wie so? Und Du hast
ihn gelesen? Wo war er, wenn ich fragen darf?"
„Er lag — ganz entsprechend unserer Schwägerin fahrlässiger Ober-
flächlichkeit — auf dem Schreibtisch."
„So! Und Du begingst eine weit größere Ungeheuerlichkeit, indem
Du fremde Schriftstücke lasest! Unerhört! Wirklich unerhört!"
„Leo, ich muß doch bitten!" hanchte Magdalene, sich wie ein gereiztes
Thier aufrichtend.
„Du hast garuichts zu bitten, sondern Du hast einmal zuzuhören.
Du ebensogut! Und ich will jetzt noch einmal sprechen:
Zugegeben, die Frau unseres Bruders wäre voll Mängel und Fehler!
Wäre es nicht Eure Pflicht und Eure Aufgabe gewesen, immer wieder
freundlich auf sie einzuwirken?
Aber nein! Ihr arbeitet schon daran, sie zu entfernen! Sie soll fort!
Hennann soll sich am Ende gar wieder von ihr scheiden lassen?!"

leiden einer Frau. 3<)
»Ja, —" sprühte Magdalena als ob ihre Zunge Feuer berge, —
„das ist unser Aller sehnlichster Wunsch. Sie liebt unfern Bruder nicht,
sie log schon am Altar und lügt weiter! Sie besitzt keine Religion, und
sie haßt uns, wie wir sie hassen!
Und Sie versteht nichts, sie wird das ganze Habe und Gut mit der
Zeit uerwirthschaften! Was thut die Familie Zarpen mit einer solchen
Person?"
„Und ich — und Hermann — hätten garuichts zu sagen? Ihr
meint, wir wären immer noch die Knaben in Pumphosen und Kittel?
Wir wollten diese Fügsamkeit in Euren Bevormundungsdünkel fortsetzen,
ewig Diener Eurer Ueberhebung sein?" ^ stieß Leo nunmehr in einem
höchst unangenehmen Tone und mit schneidender Rücksichtslosigkeit heraus.
— „Wie nun, wenn wir Anspruch auf Auskehrung unseres Vermögens,
auf unseren Antheil an dein Zarpen'schen Besitz erheben, wenn wir gar
gesetzliche Mittel anwenden, sofern man es uns gutwillig weigert!
Kann es Ziel und Zweck des Lebens sein, immer nur Schwierig-
keiten zu bereiten, — statt das Dasein vernünftig zu genießen, Zeit und
Sinne in lauter Lappalien und Medisancen zu verpuffen?
Soviel will ich schon heute sagen: Ich werde nur, wenn ich heirathe.
Eure Einmischungen auf's Energischste verbitten und beanspruche materiell
und gesellschaftlich die Unabhängigheit, die mir in Folge meiner Mündig-
keit und Jahre zukommt!
Und endlich:
Wenn ich für Hermann und seine Frau eintrete, so entspringt das
dem Wunsch und der Absicht, Skandalaffairen zu verhüten, deren Eintreten
bei der Sachlage garnicht zur Unmöglichkeit gehören.
Das paßt sich für uns nicht. Hermann ist ein guter, aber noch
reichlich unreifer Mensch, und die Frau — die Frau. — Ich wieder-
hole: sie scheint mir einen sehr werthuollm Charakter zu besitzen, einen
solchen, der sie zu Forderungen berechtigt. —" Er schwieg, und dann, als
er sah, daß jene noch wieder anheben wollte, schloß er:
„Ueberlegt Euch das Alles Alle einmal etwas gründlich, und nun
gute 'Nacht!"
Hierauf ging er.
Am folgenden Morgen ließ sich Leo Zarpcn das erste Frühstück auf
sein Zimmer bringen, statt es mit der Familie einzunehmen, mied auch
diese in der Folge und machte sich später, gegen elf Uhr, nach Westerthnl
auf den Weg.
Als er das Gehölz durchschritten hatte und eben ans den Gutshof
treten wollte, erschien Therese Hacke mit ihrer Nococogestalt, ihren vollen
Lippen, den lebhaft funkelnden Augen und den runden Formen vor feinen

Blicken. Sie hatte offenbar einen Spaziergang vor, ein Buch, das sie in
ihrer Hand trug, ließ auf die Absicht schließen, irgendwo in dem lang sich
streckenden Waldrevier ein Plätzchen zum Lesen aufzusuchen.
Und wirklich war's der Fall. Als sie nebeneinander standen, die
Worte hin- und hergingen, und Leo nach ihren Plänen fragte, erklärte sie,
einmal ordentlich den Wald ausnutzen zu wollen.
„Es giebt," meinte sie, „gewisse Dinge, die man zu thun, sich mit
dein größten Ernst vornimmt, aber zu denen man dos) nicht gelangt, wenn
es an die Ausführung gehen soll —"
„Sie meinen? — ich bitte!"
„Nun ja! Man schreibt zum Beispiel während der Reise au seine
Angehörigen: Was werde ich Euch Alles zu erzählen haben! — und wie
ist das Resultat, wenn man heimkehrt? Man behält seine Erinnerungen
für sich. Ist's Ihuen nicht auch so gegangen?"
Leo Zarpen lächelte. Er sagte nicht Nein und nicht Ja.
„Ich bitte noch um einige Beispiele," bat er amüsirt.
„Mit Vergnügen. Ich habe viele!
Was will man Alles thuu, wenn man in eine große Stadt kommt.
Was will man Alles sehen und besuchen!
Und umgekehrt, wie will man auf dem Lande mit und iu der Natur leben.
Es bleiben meistens nur Anläufe.
Da habe ich mir vorgenommen, es hier wirklich einmal auszunutzen."
Leo bewegte beipflichtend den Kopf.
„Ich möchte nur, daß Ihnen auch foust Etwas geboten würde, mein
gnädiges Fräulein. Leider sieht's nach dieser Richtung nicht sehr günstig aus.
Ich fürchte zu meinem Schmerz, daß Sie auch in die unglücklichen
Differenzen hineingezogen sind, die meine Verwandten in Athem halten.
Und da uus der Zufall hier zufnmmengeführt hat — ich bitte, uuterstützen
Sie mich in der richtigen Beurtheilung der Dinge, theilen Sie nur Ihre
Ansicht über ineine Schwägerin mit.
Ich bin Ihnen im Boraus sehr dankbar für Ihr Vertrauen, das ich
nicht mißbrauchen, fondern ehren werde! Und ich wage, Sie fo anzu-
sprechen, weil ich die Empfindung habe, daß Sie mein Ersuchen nicht
falsch deuten werden."
Nach diesen Worten holte Leo durch eine artige Geste uud ein kurz
ergänzendes Wort die Erlaubniß ein, Dherese begleiten zu dürfen, und
schlug, von ihr zugleich ermuntert, einen zur Rechten sich aufthuenden Seiten-
fußpfad ein.
Bald waren Beide im lebhaftesten Gespräch, und immer drehte sich
dieses um Dorita, ihre Familie, ihr Vorleben und ihre Eigenschaften.
„Meine Schwägerin ist, wie ich sie demnach schätze," warf Leo, da
Therese trotz aller Erörterungen doch mit einem eigentlichen Urtheil über
Dorita zurückhielt, summireuo hin, — „eine vortreffliche, charaktervolle und

genial veranlagte Frau, die zudem Interessen und eine edle Genuß-
fähigkeit besitzt! — Dieser Hang wird sie freilich nie abhalten, bei ernstem
Anlaß auch harte Pflichten zu erfüllen."
Diesmal lächelte Therese überlegen.
„Einen Einwand habe ich doch bei Ihrer Neurtheilung zu machen,
Herr Zarpen," schob sie in einschränkendem Tone ein. Die Frau,
die nie duldet, daß man ihre Mitschwestern zu Engeln macht, regte sich
plötzlich in ihr.
„Nun? Ich bitte!"
„Ich meine, daß Dorita allerdings wohl Charakter besitzt, aber zu-
gleich eine sehr große Beweglichkeit der Sinne und ein sehr eindrucksvolles
Ich — überdies —"
„Also, wie ich dachte! Um so bester noch! Wirklich ist sie das, was
ich vermuthete. Eine ausgezeichnete Frau, werth, von den Besten auf-
gehoben zu werden, durch ihre Eigenschaften befähigt, sich zu jenem Ideal
heranzubilden, das wir Männer alle suchen und fast nie — finden!" siel
Leo mit einer, infolge Theresens eifersüchtiger Herabsetzung vermehrten,
im Uebrigen, um sie zu reizen, von ihm stark betonten Parteinahme ein.
Sobald er bemerkte, daß ein pikantes weibliches Geschöpf sich für ihn
zu interessiren begann, griff er unter allen Umständen erst einmal zu und
wußte stets die richtigen Mittel anzuwenden.
Auch hier siegte er gleich, und obgleich er nicht hinzusehen schien, ent-
ging es ihn, nicht, daß Theresens Mienen sich auffallend veränderten, der
Mund fest und in starker Erregung sich schloß, daß die Büste sich ungestüm
hob und senkte.
Sie nahmen auch, das Thema fallen lassend und gleichgiltigeren Ge-
sprächsgegenständen sich zuwendend, alsbald den Weg wieder zurück, und
selbst die sich beim Heraustreten aus dem Gehölz ihren Blicken erschließende
herrliche Natur, selbst die aus den Saaten mit ihren Köpfen scheuneugierig
hervorlugenden Nehe, auf die Leo mit seinem überall spähenden Auge auf-
merksam machte, vermochten den gezwungenen Ausdruck in Theresens Zügen
nicht zu verändern.
Bevor Beide in das Herrenhans eintraten, drückte Leo der Freundin
seiner Schwägerin mit einem seiner bezwingenden Blicke die Hand, sprach
die Hoffnung auf ein fehr baldiges Wiedersehen aus und begab sich als-
dann zu seinein Bruder in dessen Arbeitszimmer.
Er fand ihn bei den Büchern und Rechnungen, die er aber offenbar
nur herbeigeholt hatte, um seiner schweren Gedanken Herr zu werden.
Bei Leos Eintritt sprang er, sichtlich auf's Angenehmste berührt, empor,
erwähnte gleich nach dem ersten Willkommenaustausch den Gegenstand, der
ihn so schwermüthig beschäftigte, und hörte zu, was ihn» sein Bruder
mittheilte.
Und was jener dann sprach, nahm ihn so gefangen, war nach seinen

bisherigen Auffassungen etwas so Außerordentliches, daß er zunächst nur
voll Erstaunen die Augen aufriß.
„Das, das hast Du wirklich gesagt, in unserer Beider Namen erklärt?
Das wagtest Du? Was antwortete Mama?! War sie nicht außer sich?
Hast Du sie heute Morgen gesprochen?"
So brach's in hastig gesprochenen Sätzen aus seinen: Munde.
„Nein, Hennann! Ich verließ dann, ohne ihre Erwiderung abzu-
warten, das Zimmer und habe sie auch heute noch nicht gesehen."
„Und wie meinst Du, daß sie zu solchen Forderungen sich stellen wird?"
Leo hob die Achseln.
„Wenn ich eine Meinung sagen soll, so glaube ich, daß sie unbedingt
Nein sagen wird, weniger um unserer willen — uns würde sie vielleicht
nach längerem, ausdauernden» Drängen entgegenkommen — aber Deiner
Frau wegen. Für Dorita thut sie keinen Schritt, nicht einen Finger
streckt sie aus —"
„So, also so wenig hat sie für sie übrig; sie haßt meine Frau!?
Und unsere Schwestern? Hat keine sie in Schutz genommen?"
„Offen gesagt, nein, Hermann, und deshalb ist es auch meine
Meinung, daß Du ^ es mag nun werden, wie es will — um des
Glückes Deiner Ehe halber — sobald wie möglich Westerthal verläßt und
unter Umständen Dir selbst Dein Brot zu verdienen suchst."
„So — so —" stieß der junge Mann in größter Enttäuschung heraus.
„Das hätte ich denn doch nicht gedacht, daß es so schlimm sei —"
„Es ist noch weit ärger, als Du Dir vorstellen kannst, Hermann.
Und weil ich Dein und Deiner Frau Glück im Auge habe, so rathe ich
Dir, wie ich rieth, so handelte ich gleich, wie ich es that, und sage Dir
auch noch den Nest! Es ist erforderlich! Ich muß Dir die Augen öffnen.
Nur absolute Klarheit vermag zum Heile zu führen.
Die drüben möchten sogar, daß Du Dich von Dorita wieder trenntest.
Dich scheiden ließest. Sie meinen. Deine Ehe mit ihr sei ein Unglück
für Dich!"
„Ah, also so weit sind sie schon?" stöhnte der junge Mann, die
Worte schmerzlich dehnend, in ungeheuerer Erregung. Uud dann, jählings
von einer furchtbaren Ahnung erfaßt, richtete er seine Augen auf Leo und
fügte heiser sprechend hinzu:
„Und Du, Du, Leo? Findest Du das auch? Und — und —
meine Frau? — Was weißt Du von ihr?"
Statt zu antworten, sah Leo erst zu Boden und machte eine aus-
weichende Bewegung. Dann sagte er:
„Ich meine, Hermann, daß Du das anstreben sollst, was ich Dir
sagte, und zu dem ich Dir im Fall nach Kräften helfen will!
Was ich über Eure Ehe denke, ist gleichgiltig. Ihr sollt mit einander
leben und glücklich sein: darauf kommt's allein an! Und, Freund, was

Deine Frau denkt, weiß ich nicht!" schloß Leo seine Rede und forschte dabei versleckt in seines Vruders Zügen:
Aber Hermann Zarpen saß da wie ein Geschlagener, und schwere Seufzer stiegen miederholt aus seiner Brust. Für den auf dem unbehinderten Lebenspfad Dahinfchreitenden, auf eigentliches mühevolles Erwerben nie Angewiesenen wirkten die Eröffnungen ebenfo verwirrend, wie eine zur Thatsache werden fallende Emancivirung von denen drüben. Er fah feine Mutter mit den kalten Mienen und hörte ihr unbeugsames Nein auf alle Vorschläge.
Und andererseits erfüllte ihn die Vorstellung, um seine künftige Lebenseristenz zu ringen, mit solcher unruhigen Besorgniß, ja, mit solcher Beängstigung, daß lediglich der Gedanke ihn beherrschte, die Mittel anzuwenden. Alles wieder in's alte Gleis zu bringen! — —
In Folge dessen verwandelten sich auch die anfänglichen Gefühle der Rührung und des Dankes für Leos Eintreten ebenfo rasch in Auflehnung und Mißbehagen.
Warum sich Leo in feine Angelegenheiten mischte! Er, Leo, hatte gut decretiren, er war nicht verheirathet und schlug sich wohl durch. Aber er, Hermann, saß hier mit einer Frau, einer verwöhnten Frau, und sollte sich nun vielleicht auf's Ungewisse hinausbegeben, der Welt ein solches Schauspiel bieten, mit der Familie sich für immerdar entfremden, gar vielleicht des Erbes verlustig werden!
Er ging denn auch im Verfolg des weiteren Gespräches fortwährend fchwankend um den Kernpunkt herum und fprach zuletzt das aus, was ihn: als eine alleinige Rettung erschien.
Er habe ja, äußerte er, Leo gar nicht beauftragt, für ihn solche Alternativen zu stellen, aus denen nichts Anderes sich ergeben werde, als eine noch stärkere Verschärfung der bisherigen Gegensätze.
Er gäbe zu, daß eine räumliche Trennung gut, ja erforderlich fei, aber nur mit fanften Mitteln müsse sie vorbereitet werden. Und zuletzt: „Dorita wäre am Ende doch in diesen Tagen gegangen, und wir hätten Ruhe gehabt. Run aber haben wir sicher noch mehr Brand uud Feuer, und was schlimmer: es wird in mein Eheverhältniß hineingetastet! Man sucht uns mit allen Mitteln und von allen Seiten, indem Jeder seine geheimen Sonderzwecke verfolgt, auseinanderzubringen!"
Wahre Blitze, echte oder künstliche, schössen bei diesen, mit gesenktem Auge und feindseliger Miene von seinem Vrnder herausgestoßenen Worten aus Leos Augen.
Den Kopf zurückwerfend, fah er ihn mit einem Blick mitleidiger Verachtung an und verließ das Gemach.
Als er den Flur befchritt, steckte zufällig gerade Dorita, reizvoll anzuschauen, den Kopf aus der gegenüberliegenden Wohnstubenthür und rief nach dem Diener Robert.

HH Hermann Heibcrg in Schleswig,

Sie erröthete, als sie ihn sah, tief, aber als sie dann in sein Angesicht schaute und der finsteren Ausdruckslosigkeit darin begegnete, flog sie erschrocken auf ihn zu, klammerte sich an seinen Arm und sprach, den Erregten mit sich in's Wohngemach ziehend, in rührend besorgter Weise auf ihn ein:

„Was ist, was ist? Um Gottes Willen! Hat's wieder Etwas gegeben? Bin ich wieder schuld? Sprich, sprich, Leo. — Ich will ja gleich nachher hinüber und schön Wetter machen. — Schon um Deinetwillen null ich mein Herz bezwingen, den Frieden erbetteln und zu erhalten suchen."

Leidenschaftlich ging es durch des Mannes Brust bei diesen demüthig liebenswürdigen Worten und bei dem Anblick ihrer mädchenhaften Schönheit.

Aber doch ließ er seine Klugheit walten. Eilig sprechend, stieß er heraus:

„Ich habe eine Scene mit Hermann gehabt, und es würde vielleicht eine tragische werden, wenn er uns im Gespräch fände.

Ich darf deshalb hier nicht bleiben! Also lasse mich, Dorita, und nur Eines darf ich noch rathen, gieb absolut drüben nicht nach und bestelle darauf. Deine'» Manne gegenüber, daß Ihr Westerthal verlaßt. Willst Du mehr hören, theile mir mit, wo und wann wir uns sprechen können.

Ich, ich bin bei Dir! ^ Ich — ich liebe Dich. — Ich liebe Dich, meine süße Dotta."

Der Mann sprach die Worte leidenschaftlich, mit feurigen Augen.

Und dann, als man das Oeffnen einer Thür draußen und auch Schritte vernahm, zog er sie sturmschnell in den Gartensaal, machte eine Bewegung, als ob er sie zärtlich umschlingen und küssen »volle, ließ aber ab, als sie, sich in Schani und Sitte zurüöbiegend, fest die Lippen schloß, und floh, dann noch einmal ihr zuwinkend, blitzschnell die Treppe hinab durch den Park in's Freie.

Und als dann Dotta eben sich mit ganzer Kraft wieder aufgerafft, trat mit mißtrauisch spähendem Ausdruck Hennann eilig aufgeregt in's Zimmer, und da er sie fah mit den: bleichen, verstörten Angesicht, traf sie ein feindseliger Blick.

Er äußerte jedoch nichts, nur eine gleichgiltige Frage warf er hin, die sie mit freundlicher Gelassenheit beantwortete.

Und wenig später dann griff er auf dem Flur nach Hut und Stock und schritt aus dem Gehöft, Dotta aber eilte mit schier springender Brust zu Therese hinauf.

Als sie, hastig anklopfend und ohne Antwort abzuwarten, das von dieser bewohnte, nach dein Parke gelegene Zimmer betrat, fand sie Therese mit einem Ausdruck schwermüthiger Abspannung auf dem Sopha liegen.

Auch sprang sie bei Doritas Erscheinen mit einer deutlichen Verwirrung empor und legte überhaupt an den Tag, daß sie nicht freien Sinnes sei.

„Dir ist Etwas geschehen! Ich seh's Dir an, bitte, rede!" stieß sie, trotzdem gewaltsam sich bezwingend, in theilnehmendem Tone heraus.

leiden einer Frau. H5
„Ja, allerdings — ich habe Dir Etwas zu sagen, beste Ncse! Höre
also, urtheile und rathe mir —"
Nach diesen Worten erzählte Dorita, was vorgegangen war, und ver-
schwieg auch nicht — obschon eine drängende Stimme in ihrem Innern
ihr davon abriet!) — daß der Bruder ihres Mannes sie habe küssen wolle».
„Er null mich auch allem sprechen, um mir nähere Erklärungen
wegen seines Zerwürfnisses mit Hermann zu geben. Ich soll ihm ein
Billet znlommen lassen. Wie fange ich das an, Therese? §^oer richtiger!
Rächst Dn mir, es zu thun, räthst Du mir überhaupt, seinen Anweisungen
zu folgen? Ich soll darauf bestehen, daß wir von hier fortkommen! Ich
soll nicht drüben die Büßerin spielen.
Die alte, fuchskluge Abstellen äußerte einmal, Leo sei ein Eomödiant
und Intrigant, der lediglich seine Interessen verfolge. Sie halte von
seinem Charakter gar nichts. Er könne zudem ohne Liebschaften und täg-
lich: Aufregungen nicht leben.
Ich glaub's nicht, ich halte ihn für einen Caualier!
Aber was will er mit seinem Zureden? Hältst Du ihn für ehrlich?"
Und dann sich jäh unterbrechend:
„Ach — beste Therese — wäre ich weit, weit fort — fern diesem
angeschminkten Glück — für alle, alle Zeiten.
Was habe ich davon, eine Zarpen zu sein? Ja, was habe ich
anderes davon, als tägliche Erregung und Demüthigung, als grenzenlose
Unbefriedigung und Reue —"
Sie hielt inne, umfaßte in ihrer leidenschaftlichen Trauer die Freundin
und lehnte das von Thränen überströmte Angesicht an deren Wange.
Anfänglich wollte in Therese ein starkes Mitleid emporsteigen. Ihr
besseres Ich rührte sich. Aber diese edlen Regungen verwischten sich ebenso
rasch wieder, als Leo Zarpen vor ihrem Geiste auftauchte, als sie sich vor-
stellte, dieser von ihr beim ersten Sehen begehrte Mann liebe Dorita. Er
wollte Dorita — lodernd schoß der Gedanke in ihr empor — gar zu seinem
Eigenthum machen. Wenn auch die Furcht vor öffentlichen Unzuträglich-
teiten und wirkliches Mitleid ihn trieb, für sie einzutreten, halb handelte
er mit der Nebenabsicht, sie Hermann zu entfremden und für sich zu
gewinnen!
Und eben diese Vorstellung verscheuchte wieder alles Engelhafte in
ihrer Brust.
Hermann und Dorita mußten zusammen, sie mußten auf Westerthal
bleiben, und endlich: Dorita mußte Leo gänzlich entrückt werden! Sie,
Therese, mußte an Doritas weibliche Ehre appelliren.
Es gelang Therese sogar, sich einzureden, daß sie zu diesem Ergebniß
gelange, weil dadurch das Gerechte, Sittliche und Moralische gefördert werde.
So löste sie denn die Freundin von ihrer Brust, und sagte weich, ein-

dringlich und sich in solcher Weise fassend, daß sie nicht ganz die Selbst-
achtung vor sich verlor:
„Ich soll Dir rächen, beste Dorita?
Suche Dich möglichst mit den einmal bestehenden Verhältnissen ab-
zufinden, ziehe Deinen Mann an Dich mit allen Mitteln, versuche auch.
Dich von denen drüben möglichst zu emancipiren, aber begieb Dich auf
keine abenteuerlichen Dinge und vermeide erst recht Alles, was Dich in
den Mund der Leute bringt und in die alte Ungewißheit zurückstößt.
Was hast Du zu Hause? Du weißt, wie Deine Mitter sich erleichtert
fühlte, als Du Ja sagtest. Du weißt, welche Opfer sie gebracht hat.
Und, Liebste, liebt Dich nicht Dein Mann, beweist er es nicht durch
seine Eifersucht? Natürlich, um absolut richtig zu urtheilen, mutz man
näher hören, was vor sich gegangen ist.
Ich rathe aber, es nicht durch gefährliche und einer anständigen Frau
nicht ziemende Rendezvous mit Deinem Schwager in Erfahrung zu bringen,
sondern Alles — wie es sich gehört — mit Deinem Manne zu besprechen."
Und um Dorita noch einen Brosamen hinzuwerfen, der besonders auf
sie wirken könne, schlotz sie:
„Vielleicht setzt Dein Mann es doch noch einmal durch, daß Ihr von
hier fortkommt. Dann ist ja Alles gut. Nur durch seine Familie hat
doch Dein Glück einen Riß erhalte». Was willst Du mehr? Etwas
bleibt überall zu wünsche« übrig."
Therese hielt inne und richtete einen gespannten Blick, aber auch
einen zur Beipflichtung auffordernden, auf Dorita. Aber was sie erwartete,
geschah nicht.
Zu ihrem höchsten Befremde» entgegnete Dorita, sich aus ihrem
gedankenvollen Nachsinnen aufraffend:
„Ist das wirklich Deine ehrliche, tiefinnerste Meinung, Therese?
Hast Du keine Nebengedanken? Also vielleicht nur den obligaten der
Oberflächlichkeitsmenschen: Die Frau hat nu» einmal den Mann geheirathet
und damit basta!
Nur kein Aufsehen machen, nur nicht zum Gespräch Anlaß geben und
— nur nicht Lasten auf sich nehmen, wenn man im Vollen drin sitzt.
Das paßt für mich nicht! Ich will nicht ein ganzes langes Leben
für einen menschlich verzeihlichen Irrthum büßen —"
„Ja, liebst Du denn Deinen Mann nicht?" fiel Therese in einem
unvorsichtig gereizten Ton ein. „Ich denke. Du hast eine wirklich wanne
Empfindung; wenn auch keine Schwärmerei für ihn!"
Dorita warf einen eigenthümlich uerimierlichten, traurig vorwurfs-
volle» Blick auf ihre Freundin; es stand wie eine Mahnung darin, nicht
mit so ernsten Dingen ein Spiel zu treiben. Persönliches über die Sache
zu stellen.
Und dann:

tciden einer Frau. H?
„Was soll ich Dir darauf antworten, da Du doch selbst Zeusse
gewesen bist, wie es hier steht, da Du nur gerade in Deiner Empörung
mitgetheilt hast, wie sie drüben über mich sprechen!"
So suchte sie noch einmal ihr Brücken zu bauen. Aber Therese war
der Verstellung nicht mehr Herr. Da sie sich getroffen fühlte, ließ sie sich
hinreißen. Ganz ihrem inneren Aufruhr die Zügel schießen lassend, stieß
sie empfindlich heraus:
„Ich verstehe Dich wirklich nicht, Dorita. Du fragtest mich um
meine Ansicht, und ich nahm an, daß es Dir damit Ernst gewesen sei.
Es scheint nun aber, daß Du erwartet hast, ich solle Dich erst sondiren,
und dann Dir ohne Einschränkung beistimmen.
Darf ich Dir ein offenes Wort sagen?"
Und als Dorita frostig, aber auffordernd nickte:
„Du bist über die Ohren in Deinen Schwager verliebt, und deshalb
paffen Dir meine vernünftigen Vorschläge nicht!"
Diesmal sagte die junge Frau nichts. Sie warf, um der ungeheuren
Erregung Herr zu werden, den Kopf zurück, holte tief Athem und preßte
die Hände an die Stirn.
Erst nach einer Weile des Kampfes sagte sie ruhig:
„Meine Antwort ist, daß ich selbst den Weg finden, ohne ferner
irgend Jemand zu fragen, mein Schicksal bestimmen will.
„Liebt Dich mein Schwager, so will ich Dir kein Hinderniß in den
Weg legen, daß er der Deinige wird. Das sei meine Erwiderung auf
Deine Worte!
Ich hielt Dich für meine wirkliche Freundin, für ein edelgesinntes
Wesen. Du bist aber, kommt die Probe, uicht ein Kornchen anders, als
alle die übrigen Larven, die sonst die Welt bevölkern!"
Nach diesen Worten wandte sie sich mit einem finster verschlossenen
Ausdruck von Therese ab und verließ das Gemach.
Nachdem Dorita auf den Flur getreten war, zog sie die in das Sou-
terrain führende Klingel; dann wandte sie sich in ihr Cabinet, ließ sich an
ihrem Schreibtisch nieder und sehte zwei Briefe auf.
Der eine lautete:
„Lieber Leo!
Ich werde bald nach fünf Uhr heute Nachmittag am nördlichen Ein-
gänge des Gehölzes sein und bitte. Dich dort treffen zu dürfen. — D."
Und das andere:
„Geben Sie, lieber Wehse, diese Einlage Herrn Leo vor fünf Uhr

und zwar ungesehen vor anderen Personen. Ich danke Ihnen dafür im
Voraus!" — ^
Hierauf couvertirte sie ohne Aufschrift beide Schriftstücke und händigte
den Brief dein inzwischen eingetretenen, stumm ihrer Aufträge harrenden
Robert mit der Weisung ein, sich ungesäumt nach Aussicht, und zwar in
die Küche zu begeben und dort Wehse das Schriftstück zuzustecken.
Um Allem vorzubeugen, fügte sie hinzu:
„Wenn Dich irgend Jemand fragt, wohin Du gehst, erklärst Du.
eine Küchenbestellung in Aussicht ausrichten zu sollen, auch giebst Du Wehse
den Brief so, daß es Niemand sieht. Hörst Du! Es handelt sich um eine
kleine Ueberraschnng, und ich rechne deshalb auf eine genaue Ausführung."
Robert verbeugte sich ehrerbietig, steckte das Schreiben in seine Brust-
tasche und eilte davon. — Dorita aber ergriff von Neuem die Feder und
begann einen Brief an ihre Mutter.
Mitten in dieser Beschäftigung wurde sie durch die Jungfer unter-
brochen, die ihr ein Nillet von Therese einhändigte und dabei bestellte, das
gnädige Fräulein habe anspannen und sich soeben nach Natzeburg fahren
lassen, wo sie einen Besuch machen wolle. Sie kehre Abends zurück.
„Es ist gut!" erklärte Dorita, gab der Jungfer einen Wink, sich zu
entfernen, und öffnete das Couvert.
Der Brief lautete:
„Es wird in Deinen» Sinne sein, wenn ich mich sobald wie möglich
von Westerthal entferne. Da es aber auch wohl in Deinen» Interesse ist
— in meinem ist es durchaus — daß sich dies in unauffälliger Weise
vollzieht, so habe ich mir Folgendes ausgedacht: Ich fahre heute nach Ratze-
burg zu der Baronin Stein auf einen Tag und eine Nacht.
Wünschest Du, daß wir uns nicht wiedersehen, so bitte ich, mir dahin
sogleich Nachricht zu senden und auch Sorge tragen zu wollen, daß morgen
mir »nein Koffer nachgesandt wird. Ich lege gleich einen Brief ein, in
dem ich, wie Du ersehen wirst, melde, daß ich wegen einer Fußverstauchung
nicht reisen kann und dableiben muß. So »nacht sich dann alles Weitere
von selbst.
Ueber unsere Unterredung habe ich nur das Eine zu sagen':
Wäre es, wenn Du wirklich mit Deiner Annahme recht hattest, nicht
ein Zeichen Deiner Freundschaft gewesen, wenn Du Nachsicht geübt hättest,
statt mir so zu begegnen?
Möge es Dir gut gehen! Vielleicht änderst Du doch noch einmal
Deine Ansichten über Deine
Therese Hacke."
Auf diese Zeilen antwortete Dorita, nach Neendignng des Briefes an
ihre Mntter.
Aber nachdem sie Alles vollendet, zerriß sie es doch wieder, dies und

leide» einer Frau. HH
das Schreiben an Frau Busch, dämmte auch im Ausdruck ihrer Züge Alles, was in ihr loderte, gewaltsam nieder und machte sich in gewohnter Weise im Hause zu schaffen. Sie traf Anordnungen in der Küche, begoß ihre Blumen, sah sonst nach dem Rechten und setzte sich endlich mit ihrem Manne zu Tisch.

Als er in wiedererlangter Versöhnlichkeit abermals auf sie einsprach, ihm doch nachzugeben und noch heute einen Besuch in Aussicht zu machen, stimmte sie ohne Einwand bei, wich aber sonst allen Erörterungen über die stattgehabten Vorgänge aus und richtete nach aufgehobener Tafel ihre Schritte nach dem Wäldchen.

Während sie herzklopfend und voll Spannung dahin wanderte, beschäftigte sie die Frage, weshalb Hermann garnichts von seinem Streit mit Leo erwähnt hatte, immer von Neuem.

Es war nur von ihm geäußert worden, daß er inzwischen in Aussicht gewesen sei, und daß seine Mutter wiederum nach ihr gefragt und die bestimmte Erwartung ausgesprochen habe, daß sie nunmehr erscheine!

Zu sagen brauche sie nichts. Ihr Erscheinen werde genügen, um Alles in's alte Gleis zu bringen.

Indessen hatte sie nur deshalb seinen Wünschen keinen Widerstand entgegengestellt, weil ihr dadurch die beste Gelegenheit geboten wurde, sich von Westerthal zu entfernen.

Nachdem Dorita das Gehölz erreicht hatte, nahm sie nicht den Weg, der geradeaus nach Ausficht führte, fondern beschritt denselben Pfad, den am gestrigen Tage Leo und Therese eingeschlagen hatten, und trat, als sie nach rascher Wanderung hier Leo nicht fand, vorsichtig um sich spähend, auf die Landstraße. Sie erblickte ihn auch dort nicht, aber die Frau eines Arbeiters mit Namen Frehse aus dem Dorf Westerthal saß am Wallwoge auf einem Stein und hatte das Gesicht in den Händen vergraben.

Dadurch aufmerksam gemacht, näherte sich die junge Frau der Bäuerin, redete sie an und fragte, was sie bekümmere.

Erst wich die Betroffene aus:

„Ah, niks, gnädge Fru," stieß sie, sich mühsam fassend und ihre Thronen trocknend, hervor.

Endlich auf Doritas Zureden berichtete sie wie folgt:

„Ik war bi de Herrschaften up de Hof. Ik wull mit de gnädge Fru wegen de Miet spreken.

Ik schall ut't de Kat, wenn ik nich betalen doh. Min Mann is für dree Wuchen vun mi gähn; he is en Drinker — gnädge Fru weeten da uillich vun — und hätt mi mit min dree Kinner sitten lnten.

Wat fchall ick malen!? Wenn ik jede Dag en Paar Katüffeln Heu un Brod un Melk, denn so mutt ik de Himmel danken. Wo schall ik noch Geld herkrieg'n?"

Sie hielt inne und weinte von Neuem bitterlich.

„Na, UN mal is denn wurn, Fru Frehse? Hebt Se de gnädge Fru
sproken?" fiel Dorita mitleidig ein.
Die Frau nickte still.
„Se will nich! — Ik schall herut! Se seggt, ich har mi, wie se
nieeten deh, mit de Verwalter up Nohrmöhl inlaten. Ik war keen ehr-
bare Fru. Ik aung ok nich in de Kart, un ik war veel mehr Schuld as
min Mann."
„Is da denn wat Wahres an?"
Die Frau verzog das Gesicht, dann sagte sie in einem einfach über-
zeugenden Ton:
„Ja, dat ik nich in de Kart gähn bün, is wahr. Ik hev keen Tid
halt, so wahr mi God helpen schall. Un de anner Sak?
Ik will nich gesund hier up de Stäh stahn, wenn ik mi hev wat to
schullen kamen laten.
De Verwalder kenn ik all ut Vüseldörp. Wir sind Dörpkinner,
un he hett mi in min schwere Roth en beten npricht uu nn en paar Mal
wat in de Hand drückt. Dat is das ganse, un dat is de Wahrheit.
Wat ik abers mit nun Mann förn Elend in de Eh' utstahn mutt,
dat wett God alleen. Ik bin mi bewußt, dat ik min Pligt dahn hev.
He abers is en Dögenits un en Drunkenbold. He hett mi in de ledse
Tid so mit de Pietsch slahn, dat ik noch de Striemeln up min Rügg un
up nun Armen hev.
Du lewe God! Min Anspruch an Glück is lütt nog! Wenn ik in
Freden leb'n kann — Arbeid ward mi nüms to veel — min beten Eten
Heu uu min Kinner gedeih», denn so bün it tofred'n —"
„Wat wüllt Se denn nu ansang'n?"
„Ik will in't Water — gnäd'ge Fru — uu min Kinner will ik ok to
lütte Engel malen —" stieß die Frau mit einem schreckenerregenden
Ausdruck hervor.
In diesem Augenblick horte Dorita das Geräusch vou Schritte», und
als sie das Haupt wandte, sah sie Leo von Zarpen mit seiner sorglos über-
legenen Miene von fern heranschreiten.
„Ik will mit min Mann spreken, Fru Frehse! Hier — is wat!"
stieß Dorita rasch hervor und reichte der Armen ein Goldstück. — „Ver-
truen Se de lewe God! Dat ward noch Aliens gud, abers Se möt ok
fülben helpen un nich mit so Schreckliches sik herümdrägen!"
Nach dieseu besänftigenden Worten streichelte sie ihr die Schultern
und drückte ihr die Hand.
Die Frau dankte stillgerührt. An Doritas Worte anknüpfend und
sich aufraffend aber sagte sie:
„Ne, ik glow, de lewe God will mi to Schannen maken, gnädge Fru.
— Sünst har he mi all hulpen iu min gräsige Noth!" —
Dann nickte ne und ging langsam von dannen.
^

Unter der Nachwirkung dieses, für die Herzens- lind Gemüthsrichtung
der alten Zarpen bezeichnenden Vorfalles wurde es Dorita fchwer, ihre
(bedanken hinreichend rafch zu ordnen. Ihr Auge strahlte, und in ihren
belebten Mienen drückten sich die Empfindungen über Leos Erscheinen aus,
aber innerlich war sie noch ausschließlich mit jener beschäftigt. Erst als
sie unter Leos Lobe, bei so schwerer Bedrückung doch noch mehr an Andere
zu denken, ihm Alles erzählt und seine Zusicherung empfangen hatte, sich
der Frau annehmen zu wollen, gelangte sie auf ihre eigene Angelegenheit.
Sie bat zunächst ihren Schwager, der sich im Gegensatz zu der raschen
Leidenschaftlichkeit, die ihn vordem beherrscht hatte, mit ehrerbietiger
Zurückhaltung gab, den Bericht vom Morgen zu ergänzen. Erst dann
könne sie selbst sprechen.
„Du sagtest mir," schloß sie, „ich solle mich drüben nicht beugen. Du
sagtest mir, ich solle darauf bestehen, daß wir Westerthal verlassen. Worauf
begründen sich, ich bitte, diese Nachschlage?"
Bei den letzten Worten richtete sie ihre stillfragenden Augen auf ihn.
Leo erzählte sodann von Allein, was in Aussicht und in dein Zimmer
seines Bruders geschehen war, und nachdem er geendet hatte, sagte er mit
der ihm eigenen gefährlichen Ueberzeugungstreue im Ton:
„Ich habe mir vorgenommen. Dir zur Seite zu stehen. Um das
aber in rechter Weife zu können, muß ich Dein volles Vertrauen besitzen,
muß ich Dich bitten, ohne Umschweife reden zu dürfen."
Und als sie diesen Worten mit einem hingebenden Ausdruck in ihren
Mienen Antwort ertheilt, fuhr er fort:
„Wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, so bist Du mit meinem
Bruder nicht glücklich, ja unglücklich. Daß Du es mit meiner Familie
nicht sein kannst, vermag ein Blinder zu begreifen.
Ist Ersteres der Fall, so will ich Dir, wenn Du es wünschest, helfen,
die Verbindung wieder zu lösen und womöglich Deine Zukunft sicher zu
stellen.
Das ,Wie° wäre dann sorgsam, schon im, des letzteren Zweckes
willen, zu berathen.
Irre ich mich aber, und hast Du die Absicht, ferner hier oder wo-
möglich an einem anderen Orte neben ihm zu leben, so will ich Dir auch
meine Kräfte leihen und für Dich einen Kampf mit meiner Mutter auf-
nehmen! Schwer wird dies freilich sein, weil Hermann mich nicht unter-
stützen will."
Also sprach und endete der Mann und schaute seine Schwägerin mit
einem warmen Blick an.
So, nun stand die Frau vor der Entscheidung!
Noch einmal schwirrte bangend durch ihr Inneres, was sie aufgeben
ivürde an äußeren Dingen. Aber wiederum stellten sich auch die Vor-
stellungen ein, was ihrer wartete, wenn sie Hennann Zarpens Frau blieb.

Sie sollte, wie es sich jetzt dennoch als Hennanns Wille herausstellte,
für ihr ganzes Leben abhängig, gebunden sein an Menschen, die, wie sie
lange gefühlt hatte, sie haßten, sie sollte ein Dasein der Lüge und Un-
befriedigung fortsetzen neben einem Manne, dem die Kraft und dem die
Stärke fehlte, ihre Partei zu nehmen, der zum Schaden ihres beiderseitigen
Glückes immer wieder der gefügige Diener seiner Mutter wurde, neben
einem Manne zudem, dessen Interessen kaum über Kornböden, Hühnerställe
und Wildjagden hinausging.
Und so faßte sie, da sie nun eben in einen Tannenweg einbogen,
dessen heimliche Stille und dessen Bäume aromatischer Duft auf ihr
Gemüth einen sanft belebenden, zur Mittheilung drängenden, und zu Ent-
schlüssen sich erstarkenden Eindruck hervorriefen, Leos Hand und sagte, sich
vor ihm aufrichtend und zu ihm sich drängend mit ihrem tiefsten Innern:
„Was soll ich sagen? Du weiht Alles, also brauche ich keine Antwort
zu geben! — Und bleiben oder gehen? Ich weiß keinen Entschluß zu
fassen ohne Dich, rathe Du mir. Ich habe trotz unserer kurzen Bekannt-
schaft ein unbegrenztes Vertrauen zu Dir — Du wirst das Rechte treffen."
Aber diese Worte hatten nicht die Wirkung, die Dorita erwartet hatte.
„Nein, liebste Schwägerin!" betonte Leo Zarpen und fchüttelte kurz
verneinend den Kopf.
„Was Du von mir verlangst, vermag ich nicht zu erfüllen. Eine
solche Verantwortung will ich nicht übernehmen.
Mich leitet meine Liebe für Dich! — Ja, ich liebe Dich grenzenlos,
über Alles, Du süßes Weib — ich sag's noch einmal ohne Rückhalt — und
möchte Dir deshalb die Wege ebnen, — aber entscheiden mußt Du selbst."
Er drängte sich bei diesen Worten stürmisch zu ihr, umfaßte sie erst
sanft wie ein Bruder, dann aber voll Leidenschaft, und ließ erst ab, als
sie ihn bei dieser Vertrauensüberschreitung erst flehend, dann streng ab-
weisend in seine Schranken bannte. Und vollends ließ er sie und prallte
wie getroffen zur Seite, als plötzlich ein Flintenschuß, kurz, schreckhaft
hallend durch deu Wald schlug und eine Kugel an ihnen vorbei durch die
Büsche sauste.
Was war das? — War's Zufall, Absicht? —
Dorita bebte vor Aufregung. Aber während der Mann sich finster
drohend emporrichtete und flammenden Auges in eine Angriffspositur setzte,
floh die entsetzte Fran ohne Abschied seitlich durch den Forst, wählte ver-
steckte Pfade, erreichte athemlos, keuchend die Wiese, hemmte hier erst ihren
Schritt und betrat nach wiedererlangter Fähigkeit, ihrem Wesen den Stempel
äußerlicher Ruhe aufzudrücken, sodann die Gutsgrenze.
Und auch die Dinge um sie her drangen besänftigend auf sie ein!
Jegliches hatte, als sie den Gutshof betrat, ein Gesicht, als ob nichts ge-
schehen sei, nichts geschehen werde.
Im Hause verliefen die Dinge in gewohnter Ordnung-, man trat ihr

noch entgegen als der gebietenden Herrin. Nichts war noch verloren. Nur
die Phantasie, die Vorstellungen hatten ihr Spiel getrieben.
Und nun eben öffnete Hermann die Thür zum Enlree und schritt ihr,
durch ihren Anblick froh überrascht, entgegen:
„Da bist Du ja, Dotta — beste Dotta!
Das ist ja herrlich —"
Und gleich:
„Na, wie war's denn? Bliebst Du so lange drüben? Waren sie
freundlich? Sie versprachen es, und ich hoffe es! —"
Unter solchen Worten schritt er auf das geineinsame Wohnzimmer zu,
und sie nahm mit gelassener Miene den Vortritt.
Wie so oft ein unerwarteter stärkerer Gemüthseindruck die Bedeutung
einer vorhandenen Beschwerung herabmindert oder gar aufhebt, so ging's
auch Dorita.
Unter den schreckhaften Eindrücken im Walde, unter der furchtsamen
Ueberlegung, daß sie durch ihre Handlungsweise ihrem Manne den Anlaß
zu einem solchen Racheact gegeben, aber auch auf seine Frage würde be-
kennen müssen, daß sie Leo eine geheime Unterredung gewährt habe, war
ne zum Wägen von Schuld und Gegenschuld und dadurch sowohl zu einer
milderen Beurtheilung der Verhältnisie als auch zu einer Kräftigung ihres
moralischen Ichs gelangt. Sie war Hermann Zarpens Frau und hatte
ihm Treue gelobt. Sie mußte und wollte sie ihm halten bis zum letzten
Augenblick. Sie wollte mit Aufbietung aller ihrer Kräfte der leidenschaft-
lichen Regung für Leo gebieten, das Unrecht, sich innerlich ihm zugewendet
zu haben, durch sanfte Fügsamkeit sowohl hüben wie drüben sühnen und
auch ihre Freundin Therese wieder an ihr Herz ziehen.
Sie sollte zurückkehren. Und Leo wollte sie eröffnen, daß sie Ent-
fremdungs- und Trennungsgedanken fern stehe, der Zeit und dem Schicksal
überlasse, Gutes für sie zu fördern.
Jetzt, in dieser demüthigen Stimmung, begriff sie gar nicht, daß sie
in der kurzen Spanne Zeit zu solchen Gedanken hatte gelangen können,
daß sie sich ihrem Manne und Therese innerlich und äußerlich so schroff
gegenübergestellt und Leo so rasch vertraut habe.
Sie warf sich Unreife und leichtfertiges Handeln vor, trotz der Um-
stände, die dieses Handeln hervorgerufen, trotzdem sie das Ergebnis) einer
langen Kette von Enttäuschung, Seelenschmerz und grenzenloser Un-
befriedigung waren.
In dieser Herabwürdigung ihres Ichs hielt sie es sogar für unmög-
lich, daß nochmals ernste Verwicklungen mit den Damen würden eintreten
tonnen, daß sie sich je wirklich ihrem Manne entfremden und Leo mehr

denn die Hand der Freundschaft bieten könne. Liebe wollte sie in Freund« schaft verwandeln, zu ihm, dem Bruder und Nachbar in eine jener idealen Beziehungen treten, deren reiner Inhalt beglückte.
So verwandelte ihre Einkehr gegenwärtig Stolz in Demuth, rach- süchtige Auflehnung in sanfte Fügscmckeit, Haß in ungestüme Sehnsucht nach Versöhnung, Frieden und Harmonie.
Und diese ihre Entschlüsse auch sogleich in Thaten umzusetzen, em- pfand sie einen heftigen Drang.
Zunächst schlug sie ihrem Manne vor, bald nach Tisch anspannen zu lassen und Therese von Natzeburg abzuholen.
So kam sie der Freundin entgegen, zeigte, daß sie ihre Schroffheit gereue.
Und Abends wollte sie sich, da sie Mittags nicht dazu gelangt sei, mit ihnen Beiden nach Aussicht hinüberbegeben und vor dem Abschied- nehmen ihre Schmiegermutter bitten, am nächsten Tage wiederkommen und sich einmal mit ihr aussprechen zu dürfen.
Zugleich aber wollte sie Leo bei diesem Besuch zu sprechen suchen, um ihm ihr Herz in dem von ihr beschlossenen Sinne auszuschütten.
Es verlief auch Alles, wie es geplant war. In vergnüglicher, durch die stumme Versöhnung gehobener Stimmung bestiegen Hennann und Dorita ein kleines, schmuckes, mit munteren Braunen bespanntes Gefährt, legten den Weg unter gemüthlichem, das Gewesene umgehenden Schwatzen zurück, fuhren nach der Ankunft in Natzeburg bei der auch ihnen befreundeten Familie von Stein vor und kehrten in Begleitung der Freundin, mit der sich Dorita zunächst durch Blicke nnd dann durch Worte rasch und glücklich verständigt, nach einigen Stunden Aufenthalt wieder heim.
Und alle Drei beherrschte eine schier übermüthige Laune, weil Jeden die der Versöhnung folgenden Frohgefühle durchdrangen, weil sie in diesem Ncmsch der Möglichkeit eines abermaligen Wechsels nicht gedachten.
Als Dorita mit ihren, Mann und Therese eine halbe Stunde vor dem Abendbrod in Aussicht erschienen, machten die Damen, die eben mit Leo im Garten promenirten, höchst erstaunte Gesichter. Alles Andere hatte man dort erwartet, als das Erscheinen der Westerthaler!
Aber Dorita verstand es mit ihrer großen Gewandtheit, einer pein- lichen Stimmung vorzubeugen. Sie trat rasch auf ihres Mannes Mutter zu und flüsterte, sich auf ihre Hand herabneigend:
„Verzeih', daß ich so spät Deinen Wunsch erfülle. Ich komme aber jetzt mit vollein Herzen, mit dem Drang nach Versöhnung und 'mit der Bitte um Deine Nachsicht und Liebe."
Die Frau suchte zunächst ihrer Tochter Blick. Sie blieb in Zweifeln. Solche Worte hatte sie bisher nie gehört, auch ihre Schwieger- tochter deren nicht für fähig gehalten.
Aber dann belebten sich ihre kalten Züge. Diese Demuth nnd diese

Unterwürfigkeit gefielen ihrem Ohr ausnehmend, sie schmeichelten ihrer Eitelkeit und Herrschsucht über die Maßen.
Dennoch gab sie mit der ganzen ihr innewohnenden Ueberhebung zurück, was Dorita ihr bot.
„Ich freue mich Deiner Worte, Dorita! Ich sehe sie als das Ergebnis; einer Einkehr an, zu der es auch Zeit war. Lasse mich hoffen, daß es nicht nur Worte bleiben, dann wirst Du nicht nur Anerkennung bei uns finden, sondern auch das, worum Du mich eben gebeten!"
So sprach man mit einen: Schulkinde, nicht mit einer Frau, die, wenn sie auch nicht die Eigenschaften einer Meierin und Gattin eines Gutsbesitzers besaß, doch ihre Pflichten als Frau ehrlich zu erfüllen und sie mit ihren bisherigen Neigungen, Interessen und Gewohnheiten in Einklang zu bringen, voll Eifer bestrebt gewesen war.
Dorita zuckte innerlich auch zusammen. Aber nicht einmal in ihren Mienen uerrieth sich ein Reflex ihrer Empfindungen.
Wenn sie schon gleich nach dem ersten Versuch straucheln wollte, was waren dann ihre Entschlüsse!
Und sie sollte auch noch schwerere Prüfungen bestehen.
Magdalene nickte, statt ihr auf freundlich gewählte Worte freundlich zu begegnen, nur mit gewohnter kalter Ausdruckslosigkeit und sagte, spitz verletzend:
„Es geht Dir wieder gut?! Na, gottlob! Wir glaubten schon, es ginge an's Sterben," — und wandte sich zur stärkeren Erhärtung ihrer Ungeneigtheit, Dorita entgegen zu kommen, wieder an die mit ihr plaudernde Therese.
Lotte war aalglatt und charakterlos wie stets, schwatzte inhaltloses Zeug und hatte sich zudem so geschmacklos angezogen, daß dns Auge schon dadurch beleidigt wurde.
Franziska hatte leichthin, ohne Ueberraschung, das Haupt geneigt, war aber dann gleich in's Haus geeilt, um Anordnungen für die durch den Zuwachs der Personen erweiterte Abendtafel zu treffen.
Aber auch Leo legte nur eine oberflächliche Zuvorkommenheit an den Tag. Kein stiller Blick, durch den er dein Bestehen eines geheimen Bündnisses zwischen ihnen Ausdruck verlieh, durch den er ihre Zusammengehörigkeit bestätigte, sie seiner Liebe und Theilnahme versicherte. Aber sicher, nm sie zu reizen, um sie dafür zu strafen, daß sie, ohne fernere Rücksprache mit ihm, dennoch Frieden mit ihrem Manne und der Familie geschlossen, gab er sich nüt großer Lebhaftigkeit, machte dabei Therese zum Mittelpunkt, lachte und war in einer Weise hofmachend um sie, daß die von ihm Umworbene ersichtlich einer völligen Berauschung unterlag. Sie vergaß, wie sehr sie Dorita durch ihr Ermuntern, Hinhorchen und Kokettiren verletzen werde, und als sie sich dessen einmal erinnerte, überwog der Triumph, Siegerin

geblieben zu sein, von diesen: Manne ausgezeichnet zu werden, doch alle Vorsätze.
Also bei Seite geschoben von sämmtlichen Anwesenden, kam sich die vor Schmerz und Enttäuschungsqual fast vergehende junge Frau in dem Kreise ihrer eigenen Angehörigen wie eine völlig Fremde vor, wie eine nur Gelittene, wie Jemand, den man gezwungen duldet, der erst eine längere Prüfungsschule durchzumachen hat, bevor man ihn wieder als gleichberechtigt aufnimmt.
Niemand redete sie auch später beim Abendessen an. Hermann war, um noch gut Wetter zu machen, mehrfach ausschließlich um seine Mutter, oder hörte seinem Vruder zu, der auch jetzt fortwährend die Schwestern und Therese, Letztere unter gleicher starker Bevorzugung, durch den Fluß seiner Reden in Athem hielt. Nur zwei Mal begegnete er Doritas ernsten Micken, aber mit einem völlig unpersönlichen Ausdruck im Auge.
Als man nach aufgehobener Tafel im gemeinsamen Wohngemach zusammen saß, Therese mit einer sehr reizvollen Stimme gesungen hatte, dann Leo auch noch in sehr amüsanter Weise allerlei Reiseerlebnisse zum Besten gegeben, endlich auch einer bevorstehenden FZte bei Elbstettens Erwähnung gethan wurde, zu der beide Familien am Spätnachmittag eine Einladung erhalten hatten, sagte Magdalene, als ob sie erst durch die Erwähnung der zu wählenden Toiletten an das Vorgefallene erinnert werde:
„Da fällt mir ein, daß heute der Postbote mit einem Nachnahmepacket von Heese in Berlin antrat. Ein Seidenkleid! 150 Mark! Wir haben es „als nicht bestellt" zurückgehen lassen —
Denn ein Irrthum liegt doch wohl nicht vor? Du hast doch unmöglich ein Kleid zu solchem Preise Dir verschrieben, Dorita?"
Da es zu Tage trat, daß diese ganze Rede nur darauf berechnet war, Dorita möglichst tief zu verwunden, zitterte die junge Frau vor Aufregung am ganzen Leibe. Am liebsten wäre sie auf die fromme Christin zugesprungen, um einmal, einmal ihre volle Leidenschaft an diesem teuflischen Geschöpf auszulassen. Aber wieder sprach's in ihr: Ist das Dein Wille, sind das Deine ernsten Entschlüsse? Willst Du um der gewohnten Bosheit eines so tief unter Dir stehenden Geschöpfes Alles wieder zertrümmern?
Nein! Nein! Sie wollte fest bleiben. Und so sprach sie denn, obschon erbleichend wie eine Kranke, in einem ruhigen Tone:
„Nein, ich habe es nicht verschrieben. Aber Hermann hat es bestellt. Es ist der Stoff, den er nur bereits zum Geburtstag schenkte. Das Berliner Geschäft hat ihn erst wieder von Lyon kommen lassen müssen, da sich in den« Gewählten Fehler herausstellten —"
Mehr sagte sie nicht. Sie erhob keine Vorwürfe und sprach kein Bedauern über die Rücksendung aus.
Jeder schwieg auch zunächst. Selbst Hermann rührte sich nicht. Erst als Dorita ihn mit einein festen aufmunternden Blick ansah, mit einem

leiden einer Frau. 5?
Blick, in dem geschrieben stand: „O, Du Schwächling, der Du nicht wenigstens jetzt für mich eintrittst —" bewegte er mit gezwungener Parteinahme den Kopf. Aber bei Leo, nun zum ersten Mal während des ganzen Abends, fand die Suchende Etwas im Auge und in der Miene, was sie entschädigte.
Er sah sie mit einem solchen innigen Ausdruck an, daß eine heiße Flamme in ihrem Innern aufloderte.
Er, er, sprang's in ihr auf, war wenigstens mit ihr, und Alles vorher war vielleicht nur Verstellung gewesen, gar Schmerz, daß sie nicht ihm, daß sie nnn doch seinem Bruder sich wieder zugewendet. Sie kannte ja selbst die mit leidenschaftlicher Liebe verbundene Ebbe und Fluth im menschlichen Innern, und daß er sie liebte, hatte er ihr doch mit stürmischen Worten jüngst in Westerthal gestanden.
Aber er sprach auch, und ihr Herz jauchzte, jauchzte um so höher auf, als sie bemerkte, daß Therese gesehen hatte, daß Leo einen solchen Blick ihr zugeworfen, daß Therese enttäuscht und betroffen die Farben wechselte.
„Na, höre mal, Magdalene, das ist denn doch wirklich stark! — Statt bei unseren Geschwistern anzufragen, ob etwa die Sendung für sie bestimmt, läßt Du das Packet zurückgehen. Aber es war garnicht nöthig! Du wußtest, daß die Robe für Dorita war, und verfuhrst trotzdem in solcher Weise und giebst hier eine boshafte Komödie zum Besten. Ich muß wirklich sagen —"
„Was willst Du sageu?" Die Angegriffene sprach's bebend. Da es die Wahrheit war, was er sprach, erstickte sie schier vor ingrimmiger Wuth.
„Ja, ich weiß es!" fuhr sie keucheud fort. „Um der zu gefallen, die einst auch als Fräulein Busch Deiues Bruders Sinne berückte, schonst Du nicht einmal Deine eigene Familie, stellst sie in Gegenwart Anderer in solcher Weise bloß.
Ich wußte nichts, nichts von einer Bestellung von Westerthal. Aber selbst wenn ich's gewußt, war's gut, daß solchem Unfug durch die Rücksendung ein Ende gemacht wurde. Vierzehnhundert Mark war die Rechnung im vorigen Jahr. Ich weiß es zufällig. — Nuu geht's wieder mit lustigem Dampf auf neue Schulden los. Wer soll sie denn bezahlen?"
„Ah —" hauchte Dorita, die, einem vorm Ausbruch stehenden Vulkan vergleichbar, jetzt sprechen mußte, mußte, wenn sie nickst vom Schlage getroffen zu Boden sinken sollte.
„Das ist eine solche unverschämte Sprache und eine solche Infamie, daß ich des Allmächtigen Vergeltung auf Dein Haupt herabrufe! Meuschenzorn reicht nicht aus, um solche herzlose Niederträchtigkeit, begangen an einer wenn auch mit menschlichen Fehlern behafteten, aber heute hier im Büßerhemde erscheinenden Frau, zu vergelten.
Was that ich Dir, Magdalena Zarpen? Nichts, als daß ich eine Eigenart habe, wie Du eine Eigenart besitzest, wie wir Alle.

Aber Ihr verlangt, daß ich gerade so sein soll, wie es Euch in Eurer
Ueberhebung bequem ist. Ihr verlangt, daß ich ein so kalter Verstandes-
mensch, Geldhüter und Geldraffer sein soll wie Ihr!
Nicht einmal die Rücksicht auf Euren Bruder hält Euch ab, die Frau
seiner Wahl fortwährend mitleidlos zu kränken und zu beleidigen, sogar,
wie nun, vor Fremden zu demüthigen, vor dein wiedergekehrten Ver-
wandten in solcher Weise zu maßregeln! Ach, noch mehr! Auch ihn zu
verdächtigen, weil er gerecht zu wägen zwischen Schuld und Gegenschuld
sich erdreistete!
Und nein, nein, nein! Es geht auch nicht! Ich hatte einen Schwur
geschworen, fortan still demüthig zu fein. Alles hinzunehmen. Aber es
giebt eine Grenze, es —"
Allein die Sprecherin gelangte nicht weiter.
„Ja, eine Grenze, Du impertinente Person!" sprühte, durch ihre
schier besinnungslos erregten Töchter unterstützt, die Herrscherin von Aussicht,
schoß empor und streckte die knöcherne Rechte aus, als ob sie Dorita zu
Boden werfen wolle.
„Du, Du wagst eine solche Sprache gegen Diejenigen, welche Dich
aus der polnischen Wirtschaft des schier anrüchigen Hauses in Flensburg
heraushoben, die Dir Namen, Stellung und Ansehen gaben! Du stellst
Dich mit solchen Worten über uns, die Du nichts bist und kannst und
hast, aber fortwährend die Herzogin spielst, täglich zu Tadel, Verdruß
und öffentlichem Aerger Anlaß bietest?
Magdalene hat völlig Recht! Schamlos ist dieses Treiben, dieses
Faulenzerthum, dieses Anhäufen von Putz, Toiletten und eklen Parfüms
nach Vorbild der Halbdamen und Dir —"
Aber diese Rede wurde nun auch unterbrochen.
„Halt, halt, Mama! Es ist zu furchtbar!" hauchte Leo Zarpen.
„Ich untersage jedes fernere Wort! Ich bin hier Herr und habe zu be-
fehlen, wenn fo Ungeheures geschieht, wenn die eigene Tochter — sie ist
Deine Tochter, da sie Deinen Sohn heirathete, — behandelt wird wie eine
Magd und schlimmer — wenn der eigene Gatte nicht auftritt und der un-
natürlichen Schwester den Giftmund verschließt.
Und komm, Dorita, komm! Ich führe Dich nach Hause. Ich will
nicht, daß Du noch tiefer gedemüthigt wirst!"
Nach diesen Worten ergriff er der fast ohnmächtig Zusammensinkenden
Hand nnd geleitete sie aus dem Zimmer.
Ihnen folgten fast unmittelbar Hermann und Therese, Beide schier
betäubt durch die Vorgänge und nur stumm die Häupter zum Abschied
neigend.

Nachdem Durita draußen auf dein Flur Haltung und Fassung einiger-
maßen zurückgewannen hatte, streckte sie, ihres Mannes und Theresens
nicht achtend, Leo mit einer stürmischen Bewegung die Hand entgegen.
„Nimm Dank, Du edler Mann, für die Güte, die Du der Geschlageneu
erwiesen hast," ging's in zitternde»! Ton über ihre Lippen. „Ich liebe
und achte Dich! Aber ich bitte Dich jetzt herzlich und dringend, zu
Deiner Familie zurückzukehren. Dir um meinetwillen nicht noch größeren
Kummer aufzuladen."
Und: „Nein, nein!" fuhr sie fast schroff fort, als er'noch Worte machen
wollte. — „Ich weih ja den Weg nach Westerthal, und Dein Bruder und
Fräulein Hacke gehen ihn ja auch. — Adieu! Zldieu!"
Dann traten sie Alle in das Dunkel heraus, und als sie die von dem
eben hervorbrechenden Monde geisterhaft hell beleuchtete Grenzwiese zwischen
Westerthal und Aussicht betraten, hier der bedrückte und eifersüchtige
Hermann endlich Worte gewann und auf sie einsprach, aber auch Therese
fragte, ob sie ihr zur Stütze den Arm bieten dürfe, schüttelte sie gegen
ihren Mann stumm abweisend den Kopf und wehrte Therese mit einem:
„Nein, ich bitte, laß! Ich brauche keine Hilfe —" und wich so jeder Er-
örterung und Annäherurg aus.
Und als sie im Westerthaler Hause anlangten, gab sie Therese nur
mit ausdrucksloser Miene die Hand und erklärte ihrem Manne, der, als
sie allein waren, bald flehend, bald heftig erregt anf sie einsprach, daß sie
an diesen» Abend überhaupt nicht mehr im Stande sei. Geschehenes und
Künftiges zn berühren, vielmehr ganz allein sein müsse und zu solchem
Zweck auch den Willen habe, diese Nacht in einem der Fremdenzimmer zu
schlafen.
Und so geschah's, obschon er bei diesen Worten wieder wie ein
Hündchen sie umwedelte, alle Schuld auf die Aussichter schob, in seinem
Uebereifer, ihre Gunst zurückzugewinnen, Versprechungen gab »nd Schwüre
leistete, die zu halten, er selbst bei kräftigstem Willen nicht im Stande war.
„Nein, es muß so bleiben, wie ich sagte," entschied die junge Frau.
„Lasse nun die Reden! Wir wollen durch den Schlaf Sammlung -u ge-
winnen suchen. Morgen ist wieder ein Tag. Ich will Alles in der Ein-
samkeit und Stille nochmals überdenken. Ich will überlegen, ob und wie
wir vielleicht noch einen Weg mit den Deinigen finden. Gnte Nacht!
Ob ich Dir zürne? O Hermann, diese Frage! Erinnere Dich, was
Ungeheuerliches geschal,, ob Du es verhindertest, wem Tu die Rolle des
Vertheidigers, die Rettung vor noch fürchterlicherer Beschimpfung über-
ließest!"
Dann ergriff sie die von ihr bereits entzündete Lampe, stieg, stumm
das Haupt zum Abschied neigend, die Treppe empor und begab sich in eins
der oben nach dem Garten belegenen Gemächer. —
Als Dorita am folgenden Morgen nach kurze»,, quälendem Schlaf

sehr spät erwachte, war ihr erster Gedanke, Leo zu sprechen und ihr
zweiter, sich mit Therese auseinanderzusetzen.
Neben dein Engelhaften in ihrer Vrust, neben den kochenden Rache-
empsindungen gegen die Aussichter, regten sich in ihr die Gefühle der Frau,
die mit einer anderen um den Besitz eines Mannes streitet.
Ihre Liebe für Hermann war erloschen bis auf das letzte Fünklein.
Höchstens wohnte noch neben der Verachtung eine Spur von Mitleid für
ihn in ihrer Vrust. Und mit diesen« Erlöschen war die Leidenschaft für
Leo bis in's Ungemessene gewachsen. Seines Verhaltens gegen Therese,
dessen sie unter den heftigsten Qualen Zeuge gewesen, gedachte sie nicht
mehr, und wenn's geschah, so übertäubte sie ihre Zweifel durch die Er-
innerung an die letzte ritterliche That.
Alles erschien ihr überhaupt in dein hellsten Lichte, was ihn betraf.
Wenn er sich wirklich für Therese interessirte, wenn er, ein schnell entzünd-
barer wandelbarer Mann jetzt nach ihr, nach Therese prüfend die Finger
ausstreckte, — jedenfalls hatte er doch sie auch geliebt, und sie, sie, Dorita,
und wenn's das unsühnbarste Verbrechen unter allen Vergehen der Welt
war, liebte ihn mit der ganzen Kraft ihrer Seele wieder.
Und um eben über alles das Klarheit zu gewinnen, über die Gründe
seiner anfänglichen Kälte und über die Stellung, die Therese nach diesen Vor-
gängen zu allen Vetheiligten einnahm, wollte sie Beide sprechen, uud wenn
sie gesprochen, mit sich zu Nathe gehen, was sie nun endgiltig thun mußte.
Sie fand Therese, als sie nach ihr fragte, im Garten. Hermann
war — wie sie von« Diener erfuhr, und wie sie es auch vorausgesetzt, fort-
gegangen. Er hatte sich — es unterlag keinem Zweifel — nach Aussicht
begeben.
Als Dorita die Valkontreppe hinabschritt, kam ihr Therese mit einer
auffallenden, zufolge der Sachlage erst recht befremdlich wirkenden Leb-
haftigkeit entgegen, winkte mit einem Brief, den sie in der erhobenen
Linken hielt, flatternd hin und her und fiel, als sie einander gegenüber-
standen, Dorita stürmisch um den Hals. Und dann sprudelte sie auch
gleich mit dem herans, was das Schreiben enthielt. Sie berichtete, daß
ein Vetter ihres Vaters plötzlich und unerwartet gestorben sei, ein enormes
Vermögen hinterlassen und solches ihnen vermacht habe.
Die baare Hinterlassenschaft belaufe sich nach der Mittheilung des
Advocaten in Leeds über eine Million Thaler. Auch Hermann habe sie
es schon erzählt, der sich mit ihr außerordentlich gefreut habe.
Und die Eindrücke dieser Neuigkeit nahmen Therese wirklich oder
scheinbar so gefangen, daß sie bei späteren von ihr hervorgerufenen Er-
örterungen über die Aussichter Geschehnisse diesen nur eine sehr nebensäch-
liche Bedeutung zumaß.
Solche Dinge, wie diese, seien ja sehr fatal, aber kämen, wenn auch
mit weniger Leidenschaftlichkeit im Ausdruck, überall einmal vor. Menschen

stritten sich, aber vertrügen sich auch wieder. Es seien reinigende, oft das Verhältniß zwischen den Personen gerade befestigende Vorkommnisse. — Sie rathe nochmals dringend, sich fest an Hermann anzuschließen, ihn im äußersten Falle zu einer Ortsänderung zu veranlassen und dadurch allem Ungleichen aus dein Wege zu gehen! — Das fei das allein Verständige!
Und über Leo sprach sie heute in einer Art, in der viel umworbene und deshalb übermüthige junge Mädchen sich über ihre Courmacher zu äußern pflegen. Er sei ja ein hinreihender Mensch, und sie gestehe, daß er ihr auch sehr gefalle, aber er meine es ja einerseits sicher nicht ernsthaft, und andererseits sei sie wahrlich auch nicht um Männer verlegen. Habe er ernsthafte Absichten, — sie glaube es nicht, sie sei fest überzeugt, daß er Dorita liebe, — dann werde sie die Sache überlegen, habe er keine, werde sie — Dorita werde das begreifen — ehestens Westerthal wieder verlassen.
Und das klang denn der jungen gequälten Frau wohl angenehm, aber die oberflächliche Art der Beurtheilung der gestrigen Vorfälle störte Dorita dermaßen, daß sie einem ferneren Gespräch darüber aus dem Wege ging.
Als Therese, einen fast burschikosen Ton annehmend, nochmals zu einer Versöhnung zuredete, ja sogar zu einem zweiten Büßergang nach Aussicht rieth, schüttelte Dorita kurz und sehr schroff das Haupt und sagte: „Den Gang haben Jene zu mir zu machen. Ob ich aber noch überhaupt zu einer wenigstens äußerlichen Versöhnung mich bereit finden lasse, sollen andere Umstände entscheiden. Wir haben einmal in diesen Dingen eine ganz entgegengesetzte Auffassung!
Sprechen wir also nicht mehr darüber. Und daß Du Westerthal verlassen willst, Therese, kann ich Dir nicht verdenken. Was ist hier noch in dem Thal des Jammers und Unfriedens zu holen!" Und dann mit starker, ehrlicher Wärme im Ton: „Ich bedaure nur tief, liebe Therese daß ich Dich, statt Dir Freuden und Abwechselung zu verschaffen, wie ich es wollte, in solche entsetzlich unerquickliche Verhältnisse hineingebracht habe."
Leos erwähnte sie zu Theresens Ueberraschung und Aerger garnicht. Auch forderte sie die Freundin nicht zu einem Beisammensein an diesem Vormittage auf; sie machte auch keine Vorschläge, wie der Tag hinzubringe» sei. Sie erklärte, daß die Nachwirkung der gestrigen Geschehnisse und der schlaflosen Nacht sie zur Ruhe und Sammlung nöthige, daß sie sich deshalb wieder zurückziehen müsse und Theresens Nachsicht wegen ihres ungastfreien Verhaltens erbitte. Bei Tisch würden sie sich hoffentlich wiedersehen und weiter sprechen.
Nach dieser Erklärung begaben sich beide Damen, Tnerese, wie sie nach kurzem Besinnen hinwarf, nm Briefe zu schreiben, Dorita, um ihre Pläne, bezüglich Leos, zur Ausführung zu bringen, in's Haus, drückten sich im Flur noch einmal die Hand und nahmen alsdann getrennte Wege.
Aber Dorita blieb nicht in ihren Gemächern, sondern schritt, nachdem

sie einige Zeilen an Leo aufgesetzt und zu sich gesteckt hatte, in's Erdgeschoß
und nahm von hier den Weg seitwärts durch den Park nach dem Aus-
sichter Gehölz.
Eine unbestimmte Hoffnung erfiillte sie, daß sie Leo begegnen werde.
Wenn's aber nicht geschah, wollte sie in» Dorf die alte Frehse aufsuchen
und sie mit der Besorgung des Briefes betrauen.
Der Brief enthielt nur die Worte:
„Lasse mich durch Wehse wissen, wann ich Dich — womöglich spät
heut Abend, wenn Alles schläft, noch einmal sprechen kann! Erweise noch
diesen letzten Freundschaftsdienst Deiner dankbaren Schwägerin D. —"
Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, zog's Dorita an denselben
Ort, 'an idem sie zuletzt mit Leo gestanden, an dem er ihr wiederum in
so leidenschaftlicher Weise seine Liebe erklärt, sie umfaßt und sogar ihre
Wangen berührt hatte.
Freilich wurde ihr nicht, was sie erwartete. Leo kam nicht, und sie
fand ihn auch nicht im Walde, wo sie sich hinsetzte und fast eine Stunde
vergeblich harrte. Zufolge dieser Enttäuschung ergriff die junge Frau das
immer stärker werdende Gefühl einer gren-.enlosen, mit schwerem Bangen
vermischten Sehnsucht. Zugleich aber erhoben sich Anklagen gegen Leo in
ihrer Brust. Weshalb kam er nicht? Er muhte doch wissen, wie sehr ihr
nach ihm verlangte! Wenn er sie wirklich liebte, würde er schon einen
Weg zu ihr gefunden haben.
Aber er liebte sie eben nicht, er wollte Therese, die jetzt zur Millionärin
gewordene, um so leichter ihre Netze nach ihm auswerfende Therese! Er
war überdies der Autorität seiner Mutter erlegen. Die immer wieder-
kehrenden boshaften Verdächtigungen der Schwestern hatten doch Eindruck
auf ihn gemacht. Er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie, Dorita,
doch nichts werth sei!
Nein! Alles war dahin, und es blieb nur Eines: ein rasches Ende
machen mit Allen», heute noch, — heilte noch, — und somit für immer!
Was dann später wurde, wußte Gott allein. Daß Leo sie nicht ganz ver-
lassen »verde, daß er ihr bei ihrer Scheidung von Hermann kräftig be-
hilflich sein »verde — er hatte es ja selbst angeboten, — durfte sie glauben.
Und neben all diesen Vorstellungen stieg die unruhige Angst in der Frau
auf, hier gesehen zn werden, dadurch Verdacht zu errege»», gar den Aus-
sichter Damen zu begegnen, ihnen ein wirkliches Recht zu einer An-
schuldigung zu geben.
Demzufolae beschloß sie, sich so rasch »nie möglich »nieder zu entfernen.
Vorher aber ließ sie noch einmal im Nn die Bilder vor sich aufsteigen, die
ihr durch die Zusammenkunft mit Leo »invergeßlich geworden.
Sie schaute in eine zur Linken sich aufthnende, mit Unterholz be-
standene Schlucht, in deren Grün die Sonne mit unvergleichlichen Lichtern
»vebte.

Sie warf einen Blick auf die Hohe, wo sich mächtige Buchen und
dunkle, fast schwarze Fichten erhoben. Auch sie waren umflossen von
Tonnenlicht, das entweder der Buchen Kronen mit goldigem Glanz durch-
fluthete, oder in sanften Farben sich zu Füßen der Tannen ausbreitete, hier
bewegungslos, schier schlafend verharrte. Aber eben diese Naturempftndung
wirkte auf das Gemüth der Frau, machte es weich und sehnsüchtig.
„O einziger, theurer Mann, wo bist Tu? Weshalb kommst Du
nicht, um Deine arme, vor Sehnsucht nach Dir sich verzehrende Frau in
ihrer grenzenlosen Noth und Seelenqual zu trösten?" quoll's heiß von ibren
Lippen. Dann aber raffte sie sich jäh auf, entwich dem Gehölz und nahm,
um ihren Hoffnungen noch einen letzten Anhalt zu geben, über die Wiesen
und die heiß sandige Landstraße den Weg zum Dorfe.
Zu ihrer abermaligen Enttäuschung fand sie Frau Frehse nicht in
ihrer Käthe. Letztere war abgeschlossen, und bei einer Erkundigung nebenan
erfuhr sie, daß die Frau in der Nähe auf dem Felde arbeite.'
Dahin begab sie sich, hörte, was Neues geschehen, erfuhr, daß der
Verwalter für sie nachträglich mit der Hälfte der Miethe eingetreten uud
Leo die Streichung des Restes nachträglich bewirkt habe. Das Alles, er-
klärte sie, habe sie Doritas Verwendung zu danken, ihr, die Alle in der
ganzen Umgegend wegen ihrer Mildthätigkeit, Güte und Menschenfreundlich-
keit verehrten, die das gerade Gegentheil fei von der harten gnädigen
Frau in Aussicht. —
Dorita hatte es in Folge dieser Stimmung leicht, die Frau für ihre
Pläne zu gewinnen.
Letztere erklärte sogleich bereitwilligst, den Brief besorgen und ihn an
Wehse zur Weiterbeförderung sicher abgeben zu wollen, steckte ihre Schürze
hoch, gab ihren Kleinen Verhaltungsmaßregeln für die Zeit ihrer Abwesen-
heit und machte sich, während Dorita tiefer in's Dorf schritt und von
hier einen um Aussicht und das Westerthaler Gehölz führenden Pfad über
die Felder einschlug, sogleich nach ihrem Ziele auf den Weg.
Aber seltsam! Je näher Dorita dem Wohnhause kam, desto banger
ward ihr. Daß sich während ihrer mehrstündigen Abwesenheit etwas zu-
getragen habe, daß ihrer etwas Schlimmes warte, legte sich in furcht-
barster Beschwerung auf die Brust.
Sie versuchte diese Vorstellung von sich abzuwälzen, sie erinnerte sich,
daß sie gestern einer gleichen unterlegen sei, daß sie sogar angenommen
hatte, daß ihr Mann auf sie und Leo geschossen habe — und daß ihr
Hermann doch zärtlich und arglos entgegengetreten sei.
Als sie über den Hof schritt, bot sich ihr ein Bild reizvoller Sauber-
keit, und sie nahm es in sich auf trotz ihrer ungeheuren Genmthsbeschwerung.
Hermann von Zarpen hielt streng darauf, daß sich täglich hier eine sorg-
same Hand rührte. Ordnung und Erhaltungstrieb gehorten zu seinen
guten Eigenschaften.

Der Hauptmeg war gefegt und von Gras befreit, und die Anlagen
ringsum gesäubert. Die Vlumen in den von dem Gärtner eben geordneten
und von nährenden Wasserstrahlen benetzten Rasenbeeten prangten in
farbenreicher Frische, und auch den Seitenpfaden haftete etwas Festliches an,
da sie mit gelbem Sand bestreut und sorgfältig geharkt worden waren.
Und das alte mächtige Haus mit seinen hoch emporstrebenden, ge-
zackten Giebeln und von Grün umzingelten hohen Fenstern weckte in
Dorita die Erinnerung an die Vorstellungen ihrer Kinderjahre, in der sie
von einsam gelegenen Schlüssern mit großen Sälen und Wendeltreppen,
Reichthum und Wohlleben geträumt hatte, in der ihre Phantasie erfüllt ge-
wesen war von den märchenhaften Gestalten bärtiger Zauberer und mild-
thätiger Feen.
Und als ob Alles, was sie ersehnt als Kind, ihr nun später als
Jungfrau geworden, so war's ihr gewesen, als sie zum ersten Mal Wester-
thal gesehen, als sie die vielen Räume mit den alten Bildern und steifen,
gediegenen Möbeln durchschritten hatte.
Auch jetzt — noch einmal — erfaßte sie der einstige Zauber.
Dorita Zarpen auf Westerthal, Gattin des reich begüterten Hermann
Zarpen! So hatte die Welt, und so hatte sie selbst im Glücksrausch und
in der Betäubung, zu der sie sich gezwungen, gesprochen. Und nun viel-
leicht Alles dahin! — Wie in den Kindermärchen verschwand das Schloß,
der stille Erdenfleö, das Wohlleben, die Dienerschaft, war ausgelöscht An-
sehen, Ehre und — hochklingender Name. Das Aschenbrödelkind saß wieder
am Feuerherd in dem grauen Arbeitsgewand.
Langsam, als ob eine unsichtbare Last die «lüden Schultern drücke,
schritt sie die Treppe hinauf, schaute sich mit unruhig melancholischen Blicken
auf dein Flur um, sog den dein alten Hause eigenen, aus großen, auf
schweren Eichenholzschränken ruhenden Vasen entströmenden Rosen- und
Resedaduft ein und erwiderte die ehrerbietige Verneigung des Dieners
Robert, der im Flur hantirte, mit sanfter Freundlichkeit.
„Ist der Herr in seinem Zimmer L" hob sie, mühsam ihre Erregung
dämpfend, in gelassenen» Tone an und streifte, von ihm unterstützt, ihren
Staubmantel ab.
„Zu Befehl, gnädige Frau. Der Herr sind schon eine längere Weile
zurück und fragten bereits wiederholt nach der gnädigen Frau."
„So — so," Dorita sprach's in der Vorahnung des Kommenden nur
mit äußerster Kraftanstrengung.
In diesem Augenblick öffnete Hennann Zarpen — heute mit seinen
hängenden Schultern und der stark knochigen, gerötheten Nase plebejischer
aussehend denn jemals sonst — die Thür, und hinter ihm — Dorita sah's —
tauchte das lauernde Antlitz von Therese ans.
Aber diese kam nicht zum Vorschein, und nicht wie gestern schritt
Hermann ihr entgegen, sondern er näherte sich ihr, den Diener rasch ab-

thuend — es werde geklingelt weiden, wenn er serviren solle — mit
finster verschlossener, feindseliger Miene und zischte, brutal sprechend:
„Wo warft Du denn? Ich warte seit einer Stunde hier mit dem
Mittag. Auch Fräulein Therese war schon zweimal unten, um zu fragen.
Warst Du wieder — denn wisse, ich weiß Alles zwischen Dir und
Leo im Walde — mit ihm zusammen?"
Und: „Komm hier herein in's Wohngemach!" schloß er, gegenüber die
Thür aufreißend und ihr den Vortritt lassend.
„Ich muß Dich dringend ersuchen," stieß Dorita zwar erbleichend,
aber schon wieder ihrer gewohnten Würde zurückgegeben, heraus, „in
einem anderen Ton mit mir zu reden! Was vorliegt, ist viel zu ernst,
als daß knabenhafte Ueberstürzung und solcher Schulmeisterton angebracht
wären. Ich bedaure überhaupt, daß Du so oft vergißt, daß Du zu einer
Dame, zu Deiner Frau sprichst, die nichts versehen hat, wohl aber von
den Deinigen nun wieder einer empörenden Behandlung sich ausgesetzt sah!
Und nun, bitte, nimm Platz. Ich werde ruhig, sanft und deutlich
reden! Ich werde Dir Alles sagen. Nichts verhehlen. Ich bin in diesen:
Augenblick, durch diese Deine Begegnung zu einem bereits wiederholt er-
wogenen, unabänderlichen Entschluß gelangt.
Wir müssen uns wieder trennen! Ich eigne mich nicht für Euch alle,
nicht für die Deinigen und nicht für Dich.
Ich respectire Vieles an Dir, aber wir ergänzen uns durchaus nicht.
So laß uns — ich bitte Dich — in Frieden und Freundschaft diesen
Act der Trennung vollziehen!"
„Wie? Das wagst Du mir vorzuschlagen?" raste der Mann, der
mit zitternden Augen und tobendem Herzen zugehört hatte, sprang empor
und stellte sich, drohend wie ein Kerkermeister, vor seiner Frau auf.
„Das also ist das Ende, das Ihr Beide, — Du und der Lump und
elende Friedensstörer Leo — Euch ausgedacht habt? Ah — ah," fuhr der
sinnlos Erregte fort und ballte die Fäuste.
„Hätte ich jetzt einen Hammer und stände er vor mir, ich würde ihn
zerschmettern, so hasse ich ihn! Und Du — Du —" schloß er, packte die
feinen Handgelenke der Frau und riß sie zur Erde herab wie eine Verworfene:
„Du bist, die Meinigen haben Recht, nichts Anderes, als ein feiles
Weib, das erst mit den Augen sich verkauft und dann mit dem Körper.
Und nicht wahr? Ich vermuthete richtig! Sch?n von dein zweiten Rendez-
vous kommst Du zurück, und Dein Mund ist so wenig rein, wie Deine
Seele?!
Und ja! Du sollst Deinen Willen haben. Aber nicht sollst Du
gehen wie eine stolze Herrscherin, sondern ich will Dich wegstäupen mit
Ruthen und es aller Welt verkünden, daß ich Dich fortjagte, weil Du
schon nach Jahresfristen Dein am Altar gegebenes Wort brachst. Mit
Fingern sollen sie auf Dich zeigen —

So — und NUN fort aus ineinen Augen! Wenn Du es wünschest,
so steht innerhalb einer Viertelstunde der Wagen vor der Thür — oder
hat der ehrenmerthe Leo ihn für Euch Beide schon bestellt?"
Aber nun ward auch der Rohheit ein Ende bereitet. Dorita, bisher
schier fassungs- und sprachlos, schoß vor dem Mann auf, und indem sie
ihn mit Blicken maß, vor denen er trotz der namenlosen Leidenschaft, die
ihn durchwühlte, unwillkürlich zurückwich, hauchte sie:
„Ich schwöre vor dem Allmächtigen, daß ich den Entschluß schon er-
wog. Dich zu verlassen, bevor mein Auge Deinen Bruder je sah!
Nun ermesse selbst, welcher Genieinheit Du Dich durch Deine Ver-
dächtigungen schuldig machtest!
Das ist das Eine, was ich zn sagen habe. Das Andere aber höre,
indem ich jetzt für immer dieses Haus verlasse:
Wage es, meiue Frauenehre anzutasten, und ich werde nicht ruhen,
bis ich Dich dafür bestraft habe!
Selbst ein spitzes Eisen werde ich nicht scheuen, wenn es gilt, solche
Verleumdung zu rächen! —
So, und nun gehe in Dich und lerne begreifen, daß ich zwar mein
Glück, aber mich das Deine wollte, daß ich den gnten Empfindungen, die
in mir wohnten für Dich, dadurch einen Ausdruck zu geben bestrebt war,
daß ich der Unwahrheit zwischen nns ein Ende machte!"
Nach diesen Worten erhob sie mit stolzer Geberde das Haupt, würdigte
ihren Mann keines Blickes und schritt aus dem Zimmer. Draußen angelangt
stieg sie in die oberen Räume empor, aber in ihrem Cabinet angekommen,
verließ sie ihre Haltung. Wie zerschmettert fiel sie in ihren Sessel nieder.
«Fortsetzung folg»,)

Karl Bechstein.

von

Eugen Aauel.

— ^hailottenburg, —

^ siebzigste Geburtstag Karl Bechsteins giebt uns eine will-
kommene Veranlassung, einen Mick auf die merkwürdige Lauf-
bahn dieses Mannes zu werfen, der sich von den allerkleinsten
Anfängen zu einer Stellung emporgearbeitet hat, die in der ganzen musikali-
schen Welt anerkannt wird und seiner Thätigkeit weit über die Grenzen
unseres Vaterlandes hinaus große und wohlverdiente Ehren eingetragen
hat. Trotz des gewaltigen Umfanges seiner Unternehmungen muß man es
dem Jubilar zu ganz besonderem Lobe anrechnen, daß er, obwohl im Be-
sitz eines fürstlichen Einkommens und nicht gewöhnlicher Auszeichnungen,
trotz seines Verkehrs mit künstlerische» Erscheinungen ersten Ranges, die
für die meisten Sterblichen sonst unnahbar sind, derselbe bürgerlich schlichte
und bescheidene Mann wie zum Beginn seiner Laufbahn geblieben ist.
Durch harte Arbeit, welche die Hand schwielig macht und die geschickte
Anwendung von Hammer und Zange, von Hobel und Bohrer erheischt,
ist Bechstein zum ersten deutschen Clauierfabrikanten und zun» Träger eines
Namens emporgestiegen, den wir bei Hunderten von mnsiknlischen Auf-
führungen, alljährlich in Berlin als selbstverständlich auf den Programms
annehmen und von dein nicht zum geringsten Theil der Erfolg der Eoncerte
abzuhängen scheint.

Karl Bechstein ist am 1. Juni 1826 in Gotha geboren. Seine
Lehrzeit verbrachte er zuerst in Erfurt, dann in Dresden, wo er in die
Nosenkranz'sche Clauierfabrik eintrat. Verlin lernte er mit zweiundzwanzig
Jahren kennen und war hier in der Pianofortefabrik von G. Perau ändert-

halb Jahre praktisch thätig. Zu jener Zeit lag der deutsche Instrumentenbau noch sehr im Argen. Die guten Clauiere, auf denen sich ein Künstler hören lassen konnte, stammten fast ausschließlich aus Paris. Dort glänzte namentlich ein Hannoveraner Pape, der langst gestorben und dessen Fabrik ebenfalls eingegangen ist, als bedeutender Erfinder auf dem Gebiet der mechanischen Vorrichtungen, durch welche die Schönheit des Tones erzeugt und dauernd verbürgt wird. Vechstein beschloß daher, nach Paris zu reisen und in der Pape'schen Fabrik seiner weiteren Ausbildung zu leben. Die Anregungen und Lehren, die er dort empfing, sind für seine ganze spätere Thcitigkeit von bedeutendem Einfluß gewesen. Auch in der noch existirenden Pariser Fabrik von Kriegelstein arbeitete er mit Erfolg. Als er im Jahre 1854 die Seinestadt verließ, hatte er einen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen gesammelt, an deren praktische Verwerthung in seiner Heimat er nun ernstlich dachte. Aber gewiß ahnte er nicht, daß es ihm in erster Linie beschieden sein sollte, der französischen Production die Ueberlegenheit, deren sie sich damals im Clavierbau erfreute, zu bestreiten und durch seine kluge Geschicklichkeit so glänzende Erfolge zu erzielen, daß sich nach zwei Jahrzehnten das Verhältnih gerade umgekehrt hatte, so daß Paris zurücktrat und Verlin die führende Stellung einnahm.

Vescheiden genug war der Anfang, den Vechstein nach seiner Rückkehr aus Frankreich mit der Vegründung einer eigenen Werkstatt in der Vehrenstraße in Verlin machte. Seine Mittel gestatteten ihm nicht, andere Hilfe als einen einfachen Tischler in Anspruch zu nehmen, dem er die Allsführung der äußeren Umhüllung anvertrauen konnte. Den ganzen Instrumentenbau mußte er aber für's Erste allein ausführen, und was das sagen will, wird Jeder verstehen, der sich heute in seinen Fabriken umsieht und beobachtet, durch wie viele Hände ein Flügel geht, bevor er fertig abgeliefert wird. Vechstein war damals achtundzwanzig Jahre alt, von einer unverwüstlichen Kraft und Gesundheit, geschickt und fleißig vom Morgen bis in die späte Nacht und wurde, wenn ihm der Muth doch einmal sinken wollte, durch die Thatkraft, das Vertrauen und die wirthschaftliche Tüchtigkeit seiner jungen Frau auf das Glücklichste unterstützt, die zu jener Zeit gerade fo seine Sorgen und Entbehrungen theilte, wie sie sich jetzt an den blühenden Erfolgen des Hauses und seiner angesehenen Stellung im Kunstleben der Reichshauptstadt erfreut. Trotz seines auf's Aeußerste angespannten Fleißes brauchte damals Vechstein zur Herstellung seiner beiden ersten Instrumente fast dreiviertel Jahre. Gegenwärtig gehen aus seinen Magazinen im Jahr durchschnittlich dreitausend Flügel und Pianos hervor, sodaß auf jeden der dreihundert Arbeitstage zehn fertig gestellte Instrumente kommen.

Von den Künstlern, die zuerst auf Vechstein'schen Instrumenten spielten und ihren klaren, schönen und vollen Ton rühmten, verdienen in erster Reihe Hans von Vülow und Alexander Drenschock genannt zu werden.

Bald schloß sich dein günstigen Urtheil dieser Männer auch Franz Liszt,
der Konig unter den Clauierspielern, an, und das Lob aus solche»» Munde
ermuthigte Bechstein, mit dein Bau von eigentlichen Loncertflügeln zu be-
ginnen und damit das Unternehmen zu begründen, mit dem er sich seinen
Ruf in der ganzen musikalischen Welt erobert hat. Zum ersten Mal spielte
Bülow im Jahre 1856 auf einem Vechstein'schen Flügel und zwar unter
Andern, die ll-iuoII-Sonate uon Liszt. Ter Vortrag dieser Comvosition
wurde rückhaltlos anerkannt, aber das Werk uon der Berliner Kritik grausam
mitgenommen. Bülow, der schon damals ein streitbarer, zu Schutz und
Trutz gerüsteter Herr war, von unbedingten« Glauben an die neue Richtung
in der Musik und ihre Apostel erfüllt, griff zur Feder und veröffentlichte
in der „Feuerspritze" einen geharnischten Artikel gegen die tonangebenden
Kritiker, die das Werk seines vergötterten Meisters nicht aufkommen lassen
wollten. Daß bei dieser Gelegenheit, wo es sich auch um allgemeine Fragen
des Munklebens handelte, der Name Bechstein wiederholt genannt wurde,
machte immer weitere Kreise auf ihn aufmerksam, so daß die ursprünglich
so winzige Werkstatt alsbald vergrößert und nach einiger Zeit in einen
andern Ttadttheil verlegt werden mußte.
Im Jahre 1860 erfolgte die Uebersiedelung nach dein Grundstück in
der Iohannisstraßc, wo die Fabrikanlagen und Magazine sich jetzt bis zur
Ziegelstraße erstrecken und alle Fäden des Riesengeschäftes zufammenlaufen.
Die Herstellung der Loncertflügel nahm im Lauf der Jahre einen solchen
Umfang an, daß die Aufträge auch in diesen Räumen nicht mehr zu be-
wältigen waren. Deshalb erwarb die Firma im Jahre 1889 in der
Grünauerstraße, in der Nähe des Gürlitzer Bahnhofes, ein neues Grund-
stück, welches augenblicklich mit seinen Höfen, Holzplätzen und Wohnhäusern
ein Areal von nicht weniger als vier Morgen umfaßt und auf dem nach
einander drei Fabriken errichtet worden sind, während die Einrichtung einer
vierten beschlossene Sache ist. Die Zahl der bei Bechstein angestellten
Arbeiter beträgt fünfhundert. Die Fabriken in der Grünauerstraße haben
im Wesentlichen die Bestimmung, die Borarbeitungen auszuführen, welche
für den eigentlichen Iustrumentenbau, wie er in der Johnnniöstraße erfolgt,
erforderlich sind. Dort erblicken wir bei einein Rundgang durch die
weiten Räume, den uns ihr Besitzer gern gestattet, die mächtigen Stapel
von allen möglichen Holzarten, Kiefern, Tannen, Eichen und Buchen, ferner
die aus Amerika stammenden Nußbaum-, Mahagoni- und Jacarandahülzer,
die alle erst einen langwierigen Proceß dnrchmmachen haben, bevor sie für
den Instrumentenbau zu verwerthen sind. Ihnen muß oft jahrelang, in
einem Trockenhause bei frischer durchwärmter Luft auch der letzte Feuchtig-
keitsgehalt entzogen werden. Dann werden sie mittelst speciell für diesen
Zweck eingerichteter Maschinen zerkleinert und in diejenigen Formen gebracht,
die sich für ihre weitere Berwerthung am ineisten eignet.
Nicht weniger interessant ist ein Blick in die Schlosserei der Fabrik,

wo die eisernen Resonanzböden der Clauiere, die Scharniere und Schlüssel, die Pedale und Fußrollen, sonne andere größere und kleinere Metalltheile hergestellt werden. Ist der äußere Körper der Instrumente fertig, so gelangen sie in das Hauptgeschäft nach der Iohannisstraße, wo ihnen durch die Mechanik und Claviatur gewissermaßen die Seele eingefügt und jene Sprache verliehen wird, durch die man sich, unabhängig von den Schranken einer bestimmten Nationalität, in der ganzen Welt verständlich machen kann. Die Concertflügel, deren sich die Meister des Elnvierspiels oder die künstlerisch durchgebildeten Dilettanten bedienen, sind dazu bestimmt, die höchsten Aufgaben der Musik in gehobenen Weihestundeu zu lösen, während die kleineren Stutzflügel und die klangvollen Pianiuos überall, wo die Tonsprache geliebt und ihr im Schooße der Familie gehuldigt wird, die Muße unserer gebildeten Klassen verschönt haben.

Die gesammte Leitung der Fabrik liegt, von den geringfügigsten technischen Einzelheiten angefangen bis zu der großartigen kaufmännischen Verwerthung ihrer Erzeugnisse, in den Händen ihres Begründes, der unermüdlich bestrebt ist, nicht nur in seinen: Vaterlande, sondern auch im Ausland seinen Instrumenten den gebührenden Rang zu wahren. Bechstein'fche Flügel finden wir in Yokohama wie in Transvaal und Südamerika, namentlich seitdem fiir das überseeische Geschäft durch die Begründung der Filiale in London im Jahre 1879 ein fester Stützpunkt gefunden war.

Ganz in der Nähe der Orfordstreet, in der Wigmorestreet, erhebt sich das zierliche und einladende Geschäftshaus, dessen Fahnde von gebrannten Steinen gebildet und in allen Einzelheiten ebenso gefällig wie zweckentsprechend gebaut ist. Eine eigentliche Fabrik besteht hier nicht, wohl aber nehmen die Magazine wie die Reparaturwerkstätten einen großen Raun» ein, so daß deutsche Künstler und Kunstfreunde nicht nur an dein gastlichen Heim, sondern auch an den Erzeugnissen deutscher Industrie, die hier zu reicher Auswahl versammelt sind, ihre Freude haben. Etwa die Hälfte dessen, was in den Nechstein'schen Fabriken in Verlin fertiggestellt wird, nimmt seinen Weg nach oder über London. Ebenso bedeutend ist der Absatz in Skandinavien und Nußland, wo die Firma in Petersburg, Riga, Warschau, Moskau und Odessa besondere Vertretungen hat. In der russischen Kaiserfamilie befinden sich nicht weniger als fünfundzwanzig Flügel, und ein Vechsteiu'sches Instrument wird auch bei dein großen Cmicert, welches der deutsche Votschafter in St. Petersburg, Fürst Nadolin, bei den diesjährigen Krönungsfeierlichkeiten in Moskau veranstaltet, vertreten sein.

Wie Vechstein, der in: Jahre 1885 zum Eommerzienrath ernannt und bei anderen Gelegenheiten durch die Verleihung der vierten Klasse des Kronen- und Rothcn Adlerordens ausgezeichnet wurde, seinen Angestellten gegenüber stets mehr als ein Vrodherr gewesen ist, so hat er auch seine langjährigen und zahlreichen Beziehungen zu den großen Künstlern des In-

und Auslandes in solcher Welse aufgefaßt, daß er ihr Vertrauter, Freund und Verather nicht nur in musikalischen, sondern auch in allgemein menschlichen Fragen wurde. Es ist unmöglich, die Stunden zu vergessen, die Vechsteins Freunde in seiner Priuatwohnung in der Iohannisstraße im geistig gehol'euen, vornehmen und doch so ungezwungen behaglichen Verkehr mit Musikern, Malern, Schriftstellern verleben durften, wo neben manchen: harmlosen Scherz doch auch so viel geistige Anregung gepflegt wurde und die Gastfreundschaft sich nicht nur auf Tisch und Teller, sondern ans den weit küstlicheren Besitzstand von Herz und Gemüth erstreckte, durch den sich der Hausherr mit seiner Gattin und seinen drei im Geschäft thätigen Söhnen Edwin, Hans und Karl in so hohem Maße auszeichnen. Schon ein flüchtiger Vlick in die Räume lehrt uns, daß ihr Vewohner weit mehr als ein einseitiger, nur auf seinen Vortheil bedachter Geschäftsmann ist, daß er allen Interessen des modernen Lebens ein uorurtheilsfreies offenes und liebevolles Interesse entgegenbringt. Er ist im Besitz einer meisterhaft zusammengestellten Gemäldegalerie, deren Schätze er immer noch zu vermehren sucht, obwohl mit ihnen fast schon alle Wände der Wohnung dicht behängt sind. Ein Bildhauer von dem Range Schapers hat die männlich ernsten Züge des Meisters der Clavierfabrik in Marmor verewigt und ein genialer Portraitmaler wie Hubert Herkomer ihn in einem herrlichen Bilde charakterisirt, dessen Reproduktion diesem Hefte beigefügt ist. Beide Kunstwerke bilden einen kostbaren Schmuck des Salons in der Iohannisstraße. Seinen Sommersitz hat Vechstein mit seiner Familie in der Nähe von Berlin, in Erkner, aufgeschlagen, wo er ebenfalls klein und bescheiden mit einem einfachen Häuschen angefangen hat, während jetzt ein stolzer Sommerpalast daraus geworden ist, in dem Alles Behagen und Beguemlichkeit nthmet, von der Spitze des Thurms die Fahne stolz herabflattert und der von fleißiger Hand gepflegte große Garten sich bis zu den breiten und romantischen Ausbuchtungen der Spree erstreckt.

Wir haben es bereits erwähnt, daß Hans von Bülow zu den Ersten gehörte, die auf Bechstein und seine Instrumente aufmerksam machten und 'ich ihrer für Concerte bedienten. Daraus hat sich zwischen den beiden Männern ein freundfchaftlicher Verkehr entsponnen, der in einem durch vier Jahrzehnte fortgesetzten Briefwechsel seinen Ausdruck fand. Wir haben Kenntniß von dieser Correspondenz genommen, deren Veröffentlichung sich anscheinend unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen, und dürfen die Behauptung aussprechen, daß Bülow sich kaum einem Andern so rückhaltlos und herzlich erschlossen hat wie seinein lieben „Veflügler", wie er ihn zu nennen pflegte, und daß Bechstein dem Künstler in den schwersten Stunden seines Lebens, als Alles unter ihm zusammenzubrechen schien, mit wahrhaft rübrender Treue zur Seite gestanden hat. Fast ebenso nabe stand Bechstein einem Manne wie Anton Nubinsiein, der in ihm dreißig Jahre hindurch einen stets zuverlässigen, künstlerischen Mitarbeiter gefunden und

seine Instrumente regelmäßig benutzt hat. Als Liszt auf der Altenburg bei Weimar residirte, stellte sich zu jedem Reujahrstage ein kostbarer Bechftein'scher Flügel ei». Der Spender dieser Gaben empfing dafür die Eopie des Portrait«, das Ary Scheffer seiner Zeit von Liszt angefertigt hat. Diese Reproduction befindet sich gegenwärtig in dem Magazin in der Iohannisstraße. In Wagners Wohnhaus in Bayreuth, in Wahnfried, finden wir einen Concertflügel und ein Piano von Vechstein, und wenn der deutsche Kaiser auf der „Hohenzollern" seine Ausflüge nach dem hohen Norden macht, verzichtet er ebenso wenig, nachdem die Last der Regierungsarbeiten erledigt ist, auf die künstlerischen Anregungen, die ihm durch den Vortrag ernster und heiterer Musik auf einein solchen Flügel zu Theil wird.

Auf der diesjährigen Berliner Gewerbeausstellung hat die Firma nicht weniger als einundzwanzig Instrumente ausgestellt, darunter das Schönste, Geschmackvollste und Werthvollste, was aus ihreu Fabriken im Lauf der Jahrzehnte überhaupt hervorgegangen ist. Wir meinen das Prachtstück, um welches sich die übrigen Exemplare dieser Ausstellung in weitein Bogen gruppiren, ein Flügel, dessen beide vordere Füße in reizender Ausführung zwei der Rheintöchter aus den: Wagner'schen „Rheingold" darstellen. Die Endstütze des Claviers wird durch die dritte Nheintochter gebildet, welche das leuchtende Rheingold in der Hand hält, während der zu ihr hinaufklimmende Alberich es zu erhafchen sucht. Mar Koch hat diese Figuren modellirt und gemalt sowie auch die übrige Ausschmückung mit vollendetem Geschmack besorgt, wobei uns beim Oeffnen des Instruments die erwähnten Wasserjungfrauen zu einer Gruppe malerisch vereinigt auf der inneren Fläche wiederum entgegentreten. Ganz besonderes Geschick beanspruchen diejenigen Instrumente, welche für den englischen Geschmack angefertigt werden, sowohl hinsichtlich des inneren Mechanismus wie in Bezug auf die äußere Ausstattung. Die Söhne und Töchter Albions lieben eine besondere Tonfarbe, eine für sie charakteristische Klarheit und Fülle des Tons. Sie legen ferner Werth auf bestimmte Holzarten, durch welche sich die Instrumente wesentlich vertheuern. Auch lieben sie die Eopie alter Muster, die für uns eine weit geringere Bedeutung haben, aber den Eindruck gediegener Pracht hervorrufen. In dieser Beziehung werden die Pianinos mit dein schrankartig verschließbaren Raum für Leuchter und Notenpult besonders interessiren, ebenso wie die Flügel für erotisches Klima, die aus massivem Ebenholz gebaut sind, ferner die verschiedenen Stilarten, wie der Stil Jakob, der Shernthonstil, der Indische Stil und Aehnliches, wobei sich die Vorliebe bald für das Gediegene und Zweckmäßige, bald für das Anmuthige und Gefällige in verschiedener Weise ausdrückt.

Zu den Specialitäten, die aus der Bechstein'schen Fabrik hervorgegangen sind, gehört die von ihm eingeführte Verbindung von Schreibtisch mit Clauier, die namentlich unseren großen Componisten gute Dienste thut, wenn sie einen in ihrer Phantasie auftauchenden musikalischen Gedanken sofort

versinnlichen und auf den Taften ausklingen lassen wollen. Bechstein hat
ein solches Instrument, dessen Claviatur sich durch einen bequemen Hand-
griff mit einer Schreibfläche bedecken läßt, für Richard Wagner angefertigt.
Ebenso nützlich hat sich das vier Octaven umfassende Orchesterinstrument er-
wiesen, welches der Theatercavellmeister beim Dirigiren vor sich hat und
entweder bei Secco-Recitatiuen oder dann benutzt, wenn er einem schwachen
Sänger, der in seiner Parthie unsicher geworden ist, wieder auf die Veine
helfen will. So stellt die Thätigkeit des verdienten Mannes eine Kette
rastloser Arbeit dar, und wir wünschen und hoffen, daß die Feierstunde,
die allen Sterblichen beschieden ist, für ihn und seine Unternehmungen
noch in weite Ferne hinausgerückt sein möge.

U
^G^M.,

Die Belagerung von Oaris.

Aus der Vogelschau betrachtet*),

von

Aar! Vlind.

— London. —

I.

s sind jetzt über vierzehn Jahre her, daß ich in einer Abhandlung: „Streifzüge in der Wolkenwelt", in der Sonntags-Beilage zur „Rassischen Zeitung", die Gründung eine« Allgemeinen Deutschen Luftschiffer-Vereins anregte. Mit Freude sah ich später, daß der Aufruf nicht ohne Wirkung blieb. Der erste Verkehr des in Berlin gegründeten Vereins mit der Londoner Gesellschaft für Luftschifffahrt geschah denn auch — auf das von dorther an mich gerichtete Ersuchen — durch meine Vermittelung, indem ich die betreffenden Berliner Zuschriften mit den nöthigen Begleitschreiben versah.

Die damalige Schilderung in der „Voss. Ztg." betraf wesentlich die Fahrten und die wissenschaftliche Thätigkeit Wilfrid de Fonvielles, eines alten Pariser Freundes, aus der stürmifchen Zeit von 1849 her, mit dem ich Ende der Sechziger Jahre in London in einem Fesselballon aufgestiegen war. Das erste Luftschiff dieser Art, von mäßigem Umfang, war von Herrn Giffard nach England herübergebracht worden. Ein Zufall verhinderte mich, die Einladung zum Aufstieg anzunehmen. Am nächsten Tage zerknallte der Ballon in Folge eines ausgebrochenen Feuers. Dann wurde in Paris mit einem Kostenaufwand von 29,900 Pfd. Sterl. ein Ungeheuer erbaut, in welchem wir in London unter der Leitung

?2l ^Vilirict äe ?ouvielle. ?»liz.

Glaifhers, des berühmten Vorstehers der Greenwicher Wetterwarte, und unter der Theilnahme Fonvielles und anderer bekannter Himmelssegler, wie Don, Godard, Mangin, Chauantier und Tissandier, im Kahn oder Korb, dessen Mitte bodenlos war, emporschwebten. Der in beträchtlicher Höhe erfolgte Aufstieg, während dessen einer der Reisenden, von Schwindel erfaßt und, fast irrsinnig geworden, sich hinunterstürzen wollte, verlief nicht ganz ohne Gefahr, doch gerade noch glücklich.

Bald darauf, als eine weitere Luftfahrt, bei Nacht, unter Anwendung des elektrischen Lichtes vorgenommen werden sollte, um Aufgaben der Witterungstunde wissenschaftlich zu lösen, nahmen blos vier Mann die Einladung an — darunter der zu Wagestücken gewöhnlich bereite Herzog von Sutherland. Ich hatte ebenfalls zugesagt. Allein Herr Aon, der Leiter des Luftschisses, verweigerte schließlich, weil er die Gefahr für zu groß hielt, seine Zustimmung. In der Hoffnung, es würde die Erlaubnis;, die Fahrt mitzumachen, zuletzt doch noch ertheilt werden, kehrte ich von einer Vortragsreise aus Nord-England eilig zurück. Doch das Erste, was ich bei der Ankunft in London vernahm, war der Ruf: „Der Ballon ist durch!"

Er hatte sich vom Kabel losgerissen und war — wie Glnisher in dem mit Fouvielle herausgegebenen Werk „VovaZL8 ^.srisiiZ" erzählt — mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel emporgeschossen. Für den Blick mit dem Fernrohr schrumpfte er bald zu einen: Pünktchen zusammen und fiel endlich, in Folge von Gasentweichung, bei Anlesbury in Buckinghamshire nieder, wo er sich in einigen Ulmen verfing.

Ein abgerissenes Stück Zeug von diesem Ballon wurde mir übersandt zum Andenken daran, daß wir durch ihn beinahe „unter die Sterne versetzt" worden wären. Hätten sich Menschen im Kahn befunden, so würde sie, in Folge des durch das rasche Emporschießen entstandenen plötzlichen Luftdruckes, unfehlbar der Erstickungstod im Nu getroffen haben.

Fonvielle hatte später noch eine Ballonfahrt von England aus über das Meer nach Frankreich geplant und mich zur Theilnahme eingeladen. Bei seiner bekannten Tollkühnheit glaubte ich, als ich annahm, immerhin die Bedingung beifügen zu sollen, daß ein Mann wie Glnisher, oder sonst ein hervorragender Luftschiffer von wissenschaftliche!» Ruf mitfahre. Dies wurde auch zugesagt. Indessen gelangte Fonvielle nicht zur Ausführung seiuer Absicht. Dagegen betheiligte er sich später an einer eigenthümlichen Luft-Wettfahrt zwifchen einem englischen und einein französischen Ballon. Sie ging vom Knistallpalaste in Sydenhmn aus und endigte bei Hauant an der Meeresküste. Wer dabei Sieger geblieben, war unter den Umständen, der eigenthümlichen dortigen Bodenbildung halber, schwer zu entscheiden.

Eine stattliche Reihe wissenschaftlicher Werke ist aus Fonvielles Feder geflossen. Bei seinen Auffahrten hat er mehr als einen Sturz erlebt und ist wiederholt knapp der äußersten Gefahr entgangen. Eine Zeit lang nahm er den Lehrstuhl für Luftschifffahrt i» der „Freien Anstalt" auf dem

Kapuziner-Boulevard in Paris ein. Während der Belagerung von Paris entflog er aus den Mauern der Stadt. Wie immer bei seinen Besuchen in England, wo er einst als Verbannter nach dem Staatsstreiche von 1851 gelebt hatte, tan: er auch in dieser schweren Zeit zu mir: ein lebendiges Bild der in dem belagerten Paris herrschenden Noth. Unter den Engländern suchte er für die Sache seines Vaterlandes zu wirken. Wir blieben darum gleichwohl persönlich gute Freunde, und er speiste an unserem Tische. Damals erinnerte er mich mündlich daran, daß ich ihm sofort in, Juli 1870, wo er auf kurze Zeit herübergekommen war, um sich mit mir und Louis Blanc zu berathen, den Sieg der Deutschen, den Sturz des Kaiserreiches und die Gründung einer Art Republik, aber unter der Negierung von Thiers, als unausbleiblich kommende Ereignisse bezeichnet hatte. Die wörtliche Erfüllung dieser Voraussagung war für ihn ganz erstaunlich. „Nola iu'o8t ton^oni-8 rsstü la!" („Das hat sich mir für immer eingeprägt!") rief er aus, indem er niit französisch lebhafter Geberdensprache den Zeigesinger quer über die Stirne gleiten ließ.

Bei dem Besuche, den er mir im Herbst 1870, zuerst in Begleitung von Dr. Congreue, einein der Häupter der englischen Comtisten, abstattete, glaubte Fonvielle, der übrigens als uorurtheilsfreier Mann die Kriegs-erklärung ursprünglich mißbilligt hatte: es sei eine Möglichkeit, ja, eine „gute Aussicht vorhanden, daß der Einbruch (Invasion) der Deutschen wieder zurückgewälzt werde". Ich erwiderte ihm: „es habe deutscherseits keine Invasion stattgefunden; diese sei von Frankreich ausgegangen. Was weiter geschehen, sei die natürliche Folge des Krieges. Jede Fortsetzung desselben von Seite Frankreichs könne und müsse die Bedingungen des Siegers nur verschärfen. Am besten thue er daher daran, spornstreichs wieder umzukehren, anstatt den nutzlosen Versuch zu machen, die öffentliche Meinung Englands aufzuregen." Der mitanwesende Dr. Congreve hörte schweigend zu.

Im Verkehre, den ich später mit dem alten Freunde wieder bei seinen» Erscheinen in London pflog, kam selbstverständlich das, was in Frankreich nach dein Kriege für Ausbildung der Luftschifffahrt geschah, eingehend zur Sprache. Selbst im Lande Montgolfiers und Pilatre de Noziers war man vor dem Kriege ziemlich gleichgiltig gegen diese Unternehmungen gewesen. Nach dein „furchtbaren Jahre" warf man sich mit größerem Eifer darauf. Durch freiwillige Geldzeichnungen wurde eine Pariser Akademie für Luftschifffahrt und Witterungskunde geschaffen, die Wilfrid de Fonvielle mitleiten half. Die Gemeinde-Behörden verschiedener fran-zösischer Städte bewilligten Zuschüsse für ähnliche Zwecke. Unter Hinweis darauf glaubte ich daher in der „Vossischen Zeitung" damals bemerken zu sollen:

„Außerdem hat bekanntlich die französische Negierung eine eigene An-stalt für Heranbildung von Luftschiffern hergerichtet. In: Kriegsbudget ist

eine jährliche Summe dafür ausgesetzt. Könnten nicht andere Völker und
Regierungen sich ein Beispiel daran nehmen? Für die Fragen der
Witterungslehre, der chemischen Zusammensetzung der Luft, ja, der Stern-
kunde vernwgen die Ballone selbst jetzt, wo noch kein Triebwerk zur Lenkung
derselben erfunden ist, große Dienste zu leisten. Ganz zu schweigen von
ihrer Bedeutung im,Krieg. Ware es da nicht nn der Zeit, einen
Allgemeinen Deutschen Luftfchiffer-Verein (einschließlich Oesterreichs) zu
gründen in einem Lande, das alljährlich seine Wanderversammlungen in
den verschiedensten Fächern der menschlichen Wissenschaft aufweist — sozu-
sagen bis zu den Gastwirthen und den Haarkräuslern? Warum
also nicht tapfer an's Werk gehen?"

Nun, es ist einige Zeit darauf geschehen; und hoffentlich wird man
in Deutschland mit allen» Eifer darin fortfahren. In Frankreich betreibt
man die Sache mit nimmer rastender Aufmerksamkeit. Daß aber schließlich
die Lenkbarkeit der Ballone, ebenso wie die von Flugmaschinen, erfunden
werden wird, daran hege ich meinerseits keinen Zweifel. Lesenswerth ist
in dieser Beziehung eine Abhandlung von Hiram S. Marim in der
October-Nummer (1895) der „North American Review". Sie beschäftigt
sich mit dem Vogelflug und mit den wagerechten und senkrechten Luftströmungen,
durch deren Benutzung viele Vögel in Stand gesetzt sind, ohne Anstrengung
oder Bewegung auf und nieder zu schweben oder einem Schiffe zu folgen.
Ein ähnlicher, auf die Luftschiftfahrt anwendbarer Gedanke ist übrigens schon
vor Jahren durch Fonvielle ausgesprochen worden.

II.

Im Vorworte seines neuesten Wertes: „Die Belagerung von
Paris, aus der Vogelschau betrachtet", schreibt Wilfrid de Fonvielle:
„Bald wird es ein Vierteljahrhundert fein, daß nur von einem
Sturze betroffen wurden, der feines Gleichen kaum anderswo hat, als in
den Niederlagen von Völkern, die im Verfalle begriffen sind — wovon
China uns eben jetzt ein Beispiel liefert. Noch lange werden unsere ver-
gangenen Unglücksfälle einen düsteren Schatten auf unsere Zukunft werfen.
Vernachlässigen wir daher Nichts, was die Erinnerung an so furchtbare
Ereignisse mildern kann. Inmitten der entsetzlichen Mißgeschicke, die uns
zu einer Zeit überraschten, wo wir uns für die Gebieter Europas hielten,
gelang es uns, unseren Ruhm nicht blos zu bewahren, sondern vielleicht
noch zu vermehren. Unser Widerstand verlängerte sich unversehens über
die Grenze hinaus, die der gesunde Menschenverstand uns vorzeichnen
mußte, wenn wir ganz kalt die Aussichten auf Erfolg berechnet hätten. So
viele Monate hindurch kämpften wir gegen ein erbarmungsloses Schicksal
an, daß die Ungeheuerlichkeit der im Angesichte eines für uns unmöglichen

Sieges gebrachten iDpfer selbst den Feind, der uns so gewandt überrascht hatte, zwang, die Große unserer Vaterlandsliebe anzuerkennen."

Fonvielle, der 1879 die Kriegserklärung tief bedauerte, meint heute: dieser Feind habe sozusagen „mit teuflischem Geschick alle, mit schwindelerregender Raschheit aufeinander folgenden Niederlagen Frankreichs vorbereitet". Er vergißt, daß Napoleon III. es war, der die Sache vortrefflich glaubte vorbereitet zu haben, sintemalen er auf die vorläufige Nichtbetheiligung Südwest-Deutschlands am Kampfe, auf das Bündniß mit Italien und mit Oesterreich unter Neusts Einfluß, auf eine welsische Erhebung in Hannover (zu welchem Zwecke eine eigene Legion in Paris gegründet werden sollte) und möglicher Weise selbst auf den Beitritt Dänemarks meinte zählen zu können.

Ein auf die „Hannüuer'sche Legion" bezügliches amtliches Schriftstück wurde nur vor Jahren in Genf mitgetheilt. In Dänemark — das steht ebenfalls fest — sollte der König durch einen vor das Schloß ziehenden Volkshaufen zur Betheiligung auf Seiten Frankreichs gezwungen werden, das heißt, unter der Annahme, daß die französischen Waffen im Beginn des Krieges siegreich gewesen wären. Waren nicht diese Pläne eine „Teufelei"? Freilich eine, wie die Ereignisse bewiesen, dumme.

Auf die weiteren politischen Auslassungen des Verfassers braucht hier nicht eingegangen zu werden. Recht hat er gewiß, wenn auch seine Sprache einen etwas hohen dichterischen Flug nimmt, nnt der Bemerkung: das heldenmüthige Ausharren der Pariser Bevölkerung wäre nicht ««glich gewesen, hätte sie sich nicht während der Belagerung der Luftschiffe und der Taubenpost bedient, deren Anwendung der Franzosen-Kaiser im Anfange des Krieges so geringschätzig von sich wies, und deren ausgiebige Benutzung Moltkes Generalstab nicht habe vorhersehen können. Die Luftschiffer dürften also wohl Stolz empfinden. Nicht leicht mache man sich ja gegenwärtig eine Vorstellung von dem Verruf, in welchen ihre Versuche früher gerathen waren. Habe man irgend welchen Antheil daran genommen, so sei es eben in der Weise geschehen, wie man Marktschreier begafft, die auf einer Messe brennendes Werg schlucken.

Allzu weit geht der Verfasser freilich wieder, wenn er schreibt: „Es war diese Unwissenheit, diese planmäßige Vernachlässigung, und nicht die Anstrengung der Deutschen, was die Luftschiffer, die Taubenfreunde und die Lichtbildner vielleicht verhinderte, wirklich die Retter des in Noth befindlichen Vaterlandes zu werden." Man muß solch' überschätzende Darstellung einen: Manne zu gute halten, der von dem Werthe seiner Wissenschaft durchdrungen ist.

Wiederum Recht hat er aber, wenn er bemerkt: „Ist es nicht gut, sittlich, nützlich, in einer Zeit nationaler Wiedergeburt nachzuweisen, daß sich nichts Vollkommenes in Gegenwart der Gefahr schaffen läßt, daß man zum Voraus besiegt ist, wenn man auf den entscheidenden Augenblick

wartet, wo das Vaterland gerettet werden soll, ehe man sich mit den Machtmitteln und dem wissenschaftlichen Verfahren beschäftigt, die unerläßlich nöthig sind, um einer Reihe von Unglücksfällen Einhalt zu thun."

Das darf man schon auch in Deutschland beherzigen, sei es, daß es sich um die Luftschiftfahrt oder um die Ausbildung der Kriegsflotte handelt.

In den letzten Zeiten des französischen Kaiserreiches, erzählt Fonvielle im ersten Abschnitte seines Buches, spielten die Ballone nicht einmal mehr eine Rolle auf den Anschlagezetteln des Hippodroms: so sehr betrachtete sie der Leiter dieser Vergnügungsanstalt als eine gänzlich verbrauchte Nummer. Nur außerhalb Europas, jenseit des Oceans, fanden die Mitglieder der Familie Godard und ihre Zöglinge noch eine begeisterte Zuhörerschaft.

Als Beweis der damals unter dein französischen Volke herrschenden Unkenntniß in Bezug auf das Wesen der Luftschiffe erzählt Fonvielle eine ergötzliche Geschichte. Er war ^l.868, mitten in der Nacht, am Meeresufer niedergestiegen und hatte seinen Ballon nicht weit von der Wasserkante zurücklassen müssen, um in einem in der Nähe befindlichen Pachthofe Unterkunft zu suchen. Mit knapper Noth war er einein unfreiwilligen Bade entronnen, das sein letztes hätte sein können. Als er nun am nächsten Morgen den Ballon und den daran hängenden großen Korb, d. h. das Schiff, in einem Fuhrwerke abholte, wurde er von der Hausherrin höchlich erstaunt gefragt: wo er denn diesen riesigen Korb zur Einpackung seines Ballons gefunden habe? Die gute Frau hatte den Ausdruck: „im Ballon fahren" wörtlich genommen und wirklich geglaubt, die Luftschiffer hielten sich bei ihren Fahrten in einem geblähten Gassacke auf.

Einen heiteren Abschnitt des vorliegenden Werkes bildet die Schilderung des von Napoleon III. beabsichtigten Aufstieges in einem Giffard'schen Fesselballon. Heinrich Giffard war einer der verwegensten Luftschiffer. Im Hippodrom der Elnsäischen Felder zu Paris trat er zum ersten Male mit dem tollkühnsten Versuche auf, der je gemacht worden, seit Zambeccari den Flammentod in der Luft gefunden. Er nahm eine geheizte Dampfmaschine unter einem mit entzündbarein Gas gefüllten Ballon mit in die Höhe, mußte aber in dem ungleichen Kampfe mit den« Winde unterliegen. Eine ausgezeichnete Leistung von ihm war indessen sein Fesselballon von 1867, der das Glück einer Weltausstellung machte. Gegen die Regierung des Ttaatsstreichs-Kaisers empfand Giffard tiefen Widerwille». In keiner Weise bemühte er sich daher um die Hofgunst. Bei dem Aufsehen, den sein „gefangener Ballon" machte, muhte deshalb die kaiserliche Familie uneingeladen den Weg zu diesem suchen.

Gern hätte Napoleon III. sich einmal die Hauptstadt seines Reiches von oben herab betrachtet. Doch ehe er so hoch m steigen wagte, gab er einem General des Geschützwesens, der Mitglied der Akademie der Wissenschaften war, den Auftrag, das Giffard'sche Luftschiff zu untersuchen und ihm Bericht darüber zu erstatten. Der General erschien im Hippodrom

mit einen: Adjutanten und studirte jeden Theil des Takelwerkes mit der Sorgfalt eines für das Leben des Staatsoberhauptes eines großen Reiches verantwortlichen Mannes. Das Ergebnis; schien ihn nicht zu befriedigen: denn statt selbst einen Aufstieg zu unternehmen, ersuchte er seinen Adjutanten, in den Kahn einzutreten und sich hinaufwinden zu lassen.

Während der Fahrt, schreibt Fonvielle, war der arme Offizier sehr blaß, augenfällig bekümmert, und sprach mit Niemandem. So sehr er aber auch bemüht war, das Geheimniß seiner Gedanken zu bewahren, so las man doch seinen Seelenzustand nur zu deutlich auf seinem Gesicht. Die Meldung, die er dem unten wartenden General erstattete, ließ sich leicht errathen. Dieser sehte einen Bericht an den Kaiser auf, worin gesagt war: es sei nicht rnthsam, daß sich das Staatsoberhaupt, lediglich um einen abenteuerlichen Wunsch zu befriedigen, in Gefahren begebe, deren Nedenklichkeit in schreckhafter Weife ausgemalt wurde.

Wie es scheint, war es Frau Eugenie, die den Gemahl ermuchigt hatte, das ungeheuerliche Wagestück zu unternehmen. Sie wollte ja nuch 1870 ihren „kleinen Krieg" haben; und sie trieb später den Sohn in's Zululand, damit er, lorbeerbedeckt von dort zurückkehrend, Aussicht auf Wiedergewinnung des Thrones erlange. Sprach doch die Vonapartistische Presse damals schon von einer nachher durch den Erben Napoleons III. zu veranstaltenden Landung auf französischem Voden!

Indessen mußte die Kaiserin zu ihrem Leidwesen erfahren, daß ihr Gatte durch den Bericht des Generals abgeschreckt worden war. Ihrer üblen Laune vollen Lauf lassend, erschien sie am nächsten Morgen mit zwei Hofdamen beim Ballon, ließ sich kurz die Vorrichtungen erklären, von denen sie jedoch auch nach der Auseinandersetzung herzlich wenig verstand, stieg auf und betrachtete sich die Gegend mit einem Operngucker. Jedenfalls war sie mehr Mann, als der traurige Held von Straßburg und Boulogne.

Als Beweis der tiefen, zwischen Eugenie und dem Prinzen Napoleon (Plon-Plon) herrschenden politischen Nebenbuhlerschaft galt es, daß der sogenannte rothe Prinz zwei Tage darauf ebenfalls zum Aufstieg erschien. In seiner Natur lag bekanntlich Nichts, was ihn zu irgend welchem Abenteuer bewog. Allein er wollte der Kaiserin nicht den kleinen Portheil lassen, ihren Namen allein unter den Mitgliedern des regierenden Hauses in das goldene Buch des Fesselballons eingeschrieben zu haben.

Kaum war Plon-Plon jedoch im Kahn, als er sich auf einen Ballastsack niederknnerte, den Kopf zwischen die Hände nahm und sich die Augen zuhielt. In dieser Lage verblieb er die ganze Zeit, bis das Luftschiff wieder herab und festgelegt war. Erst als er den Reichsboden wieder unter den Füßen fühlte, nahm er von Neuem die gewohnte napoleonifche Herrscherhaltung an.

Eine große Anzahl Deutscher stieg damals in dem Giffard'schen Ballon auf. Fonvielle befand sich im Kahn znr selben Zeit wie Professor

Rudolf Vi rchow; el'enfo zusammen »nt dem preußischen Kronprinzen, der mehrere Male ohne Namensnennung gekommen sei, bis man ihn endlich erkannt habe. Daran knüpft der Verfasser wieder einmal die Frage: „Wer wohl sagen könne, welche Rolle diese, drei Jahre vor 1870 stattgehabten Auskundschaftungen in den Plänen des preußischen Generalstabes gespielt lmben?" Dies sonderbare Mißtrauen nach rückwärts hin ist in Frankreich nicht auszurotten. Es bildet sozusagen einen Trost für den Besiegten.

Bemerkenswert!) ist die folgende Stelle:

„Sobald man sich vom Boden der großen Stadt erhob, war es leicht, sich von der beklagenswerthen Leichtigkeit Rechenschaft zu geben, mit der man über die Befestigungen und die freiliegenden Vorwerke beguem Herr werden konnte. Langsam stieg man zu der Flächenhöhe der Hügel hinauf, die Paris beherrschen und einen zweiten Gürtel bilden, der wie gemacht ist, um die Festungsumfassung mit Kanonen von großer Tragweite zu zertrümmern. Man erkannte unwillkürlich, daß die Hauptstadt Frankreichs auf dem Boden eines ungeheueren Beckens, vielleicht eines alten Schlundes eines feuerspeienden Berges, erbaut ist, dessen Größenverhältnisse den auf dem Mond leicht bemerkbaren gleich sind. Hat sich nicht an dem Orte, den der ehemalige Kegel des Ausbruches einnahm, jener Vulkan von Gedanken entzündet, dessen Ergüsse, über Raum und Zeit dahinfluthend, noch nicht aufgehört habeu, die Welt zu durchwühlen?"

III.

Bei einein Aufstiege im Jahre 1868 mit dem „Neptun", den Duruof leitete, kam es vor, daß ein die Neiden begleitender junger Chemiker, nachdem man im Luftschiffe ein Mahl eingenommen hatte, uubedachtsamer Weise ein Hühnerbein hinauswarf. Das genügte, um das Gewicht zu stören. Der Ballon, den man durch leichte Oeffnung der Klappe zum Zwecke der Benutzung einer unteren Luftströmung etwas hatte sinken lassen, erhob sich darauf wieder in die obere Strömung!

Das könnte Manchem unglaublich scheinen, ist aber unbestreitbare Thatsache. „Ihr Hühnerbein," sagte Fonvielle zu dem jungen Mann, „wird in die Geschichte der Ballone auf immer eingeschrieben bleiben."

Diese verschiedenen, mit solcher Leichtigkeit und Genauigkeit ausgeführten Bewegungen weifen ans ungeheuere, von der Natur zu unserer Verfügung gestellte Hilfsquellen, um zu einer Leitung der Luftschiffe zu gelangen. Das Auseinanderlaufender in verschiedener Höhe schwebenden Luftströmungen kommt öfter vor, als man meint."

Eine eigenthümliche politische Erfahrung machte Fonvielle zur Zeit, als die Wolken des Kriegsungewitters sich zusammenzogen. Es war im Juni 1879. Ueber Paris im Ballon „Celeste" emporsteigend, erblickte er

zuerst von oben aus das Gefängniß, in welchem damals sein Bruder
Arthur und Rochefort eingekerkert waren. Gern hätte er gewünscht, daß
„das Luftschiff lange genug am Gesichtstreise ihrer Zellen schweben und
ihnen das Vergnügen bereiten möchte, sie durch seine Bewegungen auf
einige Augenblicke den Verlust ihrer Freiheit vergessen zu machen".
Ob das aber die sichere Folge gewesen wäre? Schmerzlich empfindet
der Gefangene die Erscheinungen und die Töne, die ihm die Bewegungs-
freiheit der Außenwelt in die Erinnerung bringen, während er in der
Falle sitzt. Ich kenne das aus eigener Erfahrung.
An dem Kerker seines Bruders und Rocheforts vorbeifliegend, gelangte
Fonvielle in die Nähe des berüchtigten Zellengefängnisses Mazas. „Sind
wir denn bestimmt," schrieb er damals, „an allen Zuchthäusern von Paris
uorbeizuschweben? Da unten in Mazas ist es nicht, wie in Sainte
Pelagie. Die Gefangenen, die man in diesem entsetzlichen Mazas-Nau ein-
gepfercht hat, können uns nicht sehen, weil ihre traurigen Fenster mit
mattem Glas verschlossen sind. Man trägt Sorge, daß Sonne und Sterne
sie in ihrer Haft nicht zerstreuen. Welch' spitzfindige Verfeinerung einer
falschen Menschenfreundlichkeit dieses entarteten Jahrhunderts! Die Gewalt-
menschen des Mittelalters besaßen wenigstens einige Kühnheit, als sie mit
rothglühendem Eisen die Augäpfel ihrer Gefangenen ausbrannten. Heute
haben die Wohlthäter der Menschheit ein Verfahren erdacht, um die Ge-
fangenen zu verhindern, sich ihrer Augen zu bedienen. Man braucht sich
nicht mehr die Mühe zu geben, sie auszustechen. Wenn man mich je an
diesen: schauderhaften Orte einsperrt, so schwöre ich bei den Wolkengebilden
da oben, daß ich diese heuchlerischen Glasfenster einstoßen und meine
Wächter zwingen werde, mich in's dunkle Loch zu stecken. Dann werde
ich jedenfalls die echte Finsternis; zum Genossen haben."
Der Verfasser hat nicht Unrecht. Wir kennen auch den Gegensatz
zwischen der unterirdischen dunkeln Kasematte und der teuflischen Verfeinerung
eines pennsnluanischen Zellengefängnisses aus Erfahrung.
Nun zu der eigentlichen politischen Bemerkung Fonvielles von, Juni
1870.
„Ich glaube," schreibt er, „daß, wenn die Ballone zur Zeit Harun-
al-Naschids vorhanden gewesen wären, dieser Khalif einen sehr verständigen
Nutzen aus ihnen hätte ziehen können, indem er zur Erforschung des
Zustandes der öffentlichen Meinung mit seinem Großvezier Giaffar in ein
Luftschiff eingestiegen wäre. Hätte Napoleon III. das gethan, so würde er
nicht den Fehler begangen haben, der ihm die Krone, uns aber uuser An-
sehen in der Welt gekostet hat. Ich muß nämlich mittheilen, daß, als ich
mit dem ‚Eeleste' wieder auf dein Lande niederstieg, kein Mensch in der
ungeheuren Menge, die mein Erscheinen herbeigezogen hatte, auch nur die
geringste Frage in Sachen des Krieges an mich stellte, den die Pariser
Politiker für uolksbeliebt hielten. Keiner dieser guten Leute war darnach

begierig, daß man ,nach Berlin gehe'; Niemand beschäftigte sich mit der Hohenzollern-Anwartfchaft auf den spanischen Thron. Das Volk der Landbezirke, das wahre Volk, empfand keinerlei kriegerische Leidenschaft. Um die kommende Ernte handelte es sich bei ihm. Man fragte mich, ob ich glaube, es werde genug Regen fallen, um das rückständige Gras vorwärts zu bringen. Ich beruhigte die guten Leute, so viel ich es vermochte, und dachte bei mir: Wie verrückt sind doch die Staatsmänner, die sich an das Geschrei halten, das auf den Boulevards von einer Anzahl Neißkittel ausgestoßen wird, deren Kehle sich um so und so viel Geld auf die Ttunde verdingt!"

In diesen Aeußerungen liegt viel Wahrheit. Aber der Jammer ist eben, daß die Lichtstadt (1» Vills-I^umlörs, wie Victor Hugo Paris nannte: ein Ausdruck, den auch der Verfasser dieses Buches wiederholt) sich so leicht in ein Kriegsabenteuer hineinschreien läßt, und daß Paris in solchen Fällen Frankreich ist, ja, daß selbst der sonst klügere Theil der Bevölkerung sich rasch nachziehen läßt. Darin besteht die für Frankreichs Nachbarn nicht geringe Gefahr.

Erregte die Luftschifffahrt bis 1870 in Frankreich verhältnißmäßig nur geringe Dheilnahme, fo steht es heute damit ganz anders. „Seit unseren Niederlagen haben sich die Dinge sehr verändert. Es giebt keinen Weiler mehr, in dem man sich nicht fragt, welche Rolle die Ballone im künftigen Kriege spielen werden. Die Romanschriftsteller, welche ihre Fähigkeiten dazn anwenden, die Erfolge zu beschreiben, die mir unfehlbar den Luftschiffen verdanken werden, mögen sich mit der Schilderung dieser, ihrer Einbildungskraft entsprungenen Schlachten noch so oft abmühen: ihre Lefer werden nie davon ermüdet werden. Es giebt keinen Bauern mehr, der nicht im innersten Gemach seiner Hütte mit mehr oder weniger Theilnahme den Versuchen folgt, die Lenkbarkeit der Ballone zu erzielen. In den Augen der Unwissenden, wie in denen mancher Gelehrten, verdunkelt dieser Fortschritt alle anderen; keine Ballonfahrt gilt ihm als ernsthaft, die nicht die Lösung dieser Aufgabe wenigstens mittelbar zum Ziele hat. Man bedarf einigen Mnthes, um diese vaterlandsfreundlichen Selbsttäuschungen zu zerstören, d. h. ihre Zerstörung zu versuchen. Ist es aber weise, den Glauben zu erhalten, die Wissenschaft sei eine Zauberin, die mit einem Schlage ihrer Wünschelruthe alle Bedingungen des Krieges umwandeln könne?"

Diese veränderte Stimmung unter der Masse der ländlichen Bevölkerung sichere jetzt dem Luft-Reisenden bei seinem Abstieg überall den theilnahmuollsten Empfang. Es geht aus obigen und anderen Stellen hervor, daß die Hoffnung, es werde ein französischer Erfinder die Zerschmetterung feindlicher Heere mittelst eines von oben herabgeschleuderten Sprengstoffes zuwege bringen, die öffentliche Meinung sogar unter der Bauernschaft jetzt außerordentlich beschäftigt. Bei der Leichtgläubigkeit der

Menge, die jll auch auf das Chassepot-Gewehr und die Kugelspritze sc»
große Hoffnung fetzte, könnte also eine neue Kriegstreiberei um fo eher
auf Erfolg zählen, zumal wenn Frankreich einen Bundesgenossen im Osten
des Deutschen Reiches besäße, ohne welchen es den Tanz gewiß nicht
wagen würde.
Für uns ergiebt sich daraus die Nothwendigkeit verdoppelter Wach-
samkeit, ebenso der eifrigen Pflege aller möglichen Aufgaben der Luftschifffahrt.

IV.

Um ein paar Irrthümer in Fonuielles Schilderung richtig zu stellen,
setze ich nun aus seiner Erzählung, wie er 1870 in Belgien und dann
in England zu Gunsten der Verteidigung seines Vaterlandes zu wirken
bestrebt war, einige betreffende Auszüge hierher. Er schreibt:
„Wie bereits bemerkt, fuhr ich über den Kanal vor Erklärung des
Krieges, um mich mit Louis Nlanc zu berathen und von ihm einen
unserer nationalen Sache, die von dem Kaiserreiche mit gewohntem Leicht-
sinn auf's Spiel gefetzt worden war, günstigen Brief zurück zu bringen.
Ein Gedanke beunruhigte ineinen Geist während des letzten Theiles meiner
Reise. Werde ich meinen alten Freund Karl Blind aufsuchen? ....
Ich wußte wohl, daß er, gleich mir, die Partei feines Vaterlandes in
diesem großen Kampfe, zu welchen» der Kaiser der Franzosen das Zeichen
gegeben hatte, ergreifen werde. Ich hatte mich entschlossen, die Ereignisse
abzuwarten; allein als ich aus dem Eisenbahnwagen an Sharing-Eroß
ausstieg, fand ich mich gerade dem Manne gegenüber, von welchem mich
das Schicksalsverhängniß zwar trennte, jedoch ohne ein mit Zuneigung
gemischtes Gefühl der Hochachtung auslöschen zu können. Wahrscheinlich
hatte er gerade eine Abtheilung deutscher Wehrpflichtiger begleitet, die
zum Heere stoßen wollten, und denen die deutsche Ansiedelung in London
niemals verfehlte, ein Triumph-Geleite mitzugeben, was von ihrer Seite
ganz geschickt und sehr berechtigt war. Einige Augenblicke blieben wir
stehen und betrachteten einander, höchlich überrascht, uns so unerwartet
zu begegnen. Ich brach zuerst das Schweigen. »Gerade dachte ich darüber
nach/ so sagte ich, ,ob ich Sie unter den gegenwärtigen Umständen besuchen
solle, und ich hatte mich entschlossen, davon abzustehen. Doch da der Zufall
uns zusammengeführt hat, so will ich die Frage an Sie richten, die ich
an Sie zu stellen mir vorgenommen hatte. Ich habe in keiner Weise die
Absicht, für den Sturz des Kaiserreiches zu wirken. Da der Krieg
einmal erklärt ist, so müssen wir ihn mit ebenso viel Vaterlandsliebe
unterstützen, wie Sie solche für Wilhelm entwickeln. Wenn aber das
Kaiserreich zufällig unter der Wucht seiner Fehler eine Zerschmetterung
erlitte, wenn die Republik in Frankreich ausgerufen würde: wird dieser
Umstand nicht Ihre Haltung beeinflussend

,Eine Republik/ antwortete Karl Blind mit Achselzucken, ,deren überhaupt Thiers sein wird: was kann uns das ausmachend"
„Ich erhob Einspruch," fährt Fonvielle fort, „gegen diese Voraussetzung, die mir mehr als seltsam (vi2»rrs) schien, indem ich über das soeben Gehörte nachdachte. Seitdem habe ich aber vielmals tief nachgesonnen über den ausgezeichneten Beweis politischen Geistes und Scharfblickes, der mir da geboten worden war."
Da Wilfrid de Fonvielle im Herbst 1870 bei dem Versuche, die Engländer gegen die Deutschen auf die Beine zu bringen, eine bemerkenswerthe Rolle gespielt hat, so glaube ich der obigen Schilderung einige Berichtigungen beifügen zu müssen. Ich habe sie auch, zur etwaigen Verwendung bei einer zweiten Ausgabe seines Werkes, ihm selbst mitgetheilt.
Vor Allem wird schon der Leser gefunden haben, daß durch einen Schreib- oder Geoächtnißfehler die Reise Fonuielles nach England, im Sommer 1870, zuerst als „einige Tage vor der Kriegserklärung" stattgehabt bezeichnet, in der Ansprache an mich aber „der Krieg als bereits begonnen" geschildert ist. In Wahrheit fand Fonvielles Ankunft vor der Kriegserklärung statt.
Sein Zweck war damals, wie er nur im Bahnhofe von Charing-Croß sagte, sich mit Louis Vlanc und nur zu bernthen. Er trug sich, seiner Aeußerung zufolge, mit dein Gedanken, ob nicht vielleicht doch noch Etwas in Paris zu machen fei, um den Krieg zn verhindern, der zwar drohte, aber keineswegs erklärt war. Eine Abtheilung nach der Heimat sich begebender deutscher Wehrpflichtigen hatte ich weder damals, noch sonst an die Bahn begleitet. Es ist mir auch von einem solchen Geleite in London nie etwas zu Ohren gekommen. Die in der Fünf-Millionen-Stadt zerstreut lebenden jungen Deutschen begaben sich, den riesigen Entfernungen ihrer verschiedenen Wohnorte entsprechend, je nach persönlicher Bequemlichkeit, entweder nach Charing-Croß oder nach anderen Bahnhöfen.
Als der Krieg drohte, fand eine Massenversammlung der Deutschen aller Parteien in London in ihrer großen Turnholle statt. Dort sprach ich — gleichwie in einem schriftlichen, damals in vielen deutschen Blättern abgedruckten Aufrufe — für das unbedingte Zusammenstehen aller Deutschen, die Oesterreicher miteingeschlossen, in dem anscheinend unausbleiblichen Kampfe. Die Fortdauer meiner persönlichen politischen Gesinnungen war in dieser mündlichen und schriftlichen Kundgebung auf's Klarste scharf betont. In der Rede in der Turnhalle erklärte ich gegenüber der französischen Forderung nach der sogenannten „natürlichen Grenze" des Rheines: „Nicht dieser Strom ist die natürliche Grenze; vielmehr hat, wenn Frankreich eine solche Forderung erhebt, Deutschland sich zu erinnern, daß durch die Höhenzüge der Vogesen, durch die Geschichte, die Abstammung und die Sprache der diesseitigen Bevölkerung. . . ."
Ich konnte den Satz nicht vollenden, so stürmisch und anhaltend erbrauste der jubelnde Beifall der Versammlung.

Wie gesagt, hatte ich über »leine sonstigen Gesinnungen keinen Zweifel gelassen. Es handelte sich aber um das Vaterland; nur Verräther konnten da zurückstehen. Fonuielle, der meine Grundsätze vollkommen kannte, sprach mir bei unserer Begegnung keineswegs etwa von „Wilhelm". Solche Behandlung des Gegenstandes war unbedingt ausgeschlossen.

Ebenso wenig that er die Aeuherung: er habe in keiner Weise die Absicht, für den Sturz des Napoleonischen Kaiserreiches zu wirken. Wir standen zu jener Zeit auf ganz anderem Fuhe der Parteibeziebungen zu einander, und er konnte mir gegenüber eine derartige Sprache nicht führen. Unsere erste Bekanntschaft stammte aus den: Gefängnisse La Force, in welchem ich völkerrechtswidrig als Mitglied der demokratischen Gesandtschaft von Baden und Rhein-Aaiern, gleich ihm, nach dein zum Schutze der römischen Republik unternommenen Erhebungsuersuche Ledru-Rollins, nebst zahlreichen Opfern des 13. Juni 1849 verhaftet gewesen war. Als Oberst Cluseret und Fonvielles Bruder, Ulrich, sich während des amerikanischen Unionskrieges nach den Vereinigten Staaten begeben wollten, um auf Seite des Nordens zu kämpfen, kamen sie zu nur nach London mit einer Einführung durch Wilfrid Fonuielle. Darauf gab ich ihnen an amerikanische Heerführer und Politiker die gewünschten Empfehlungsschreibe». Cluseret hatte damals »icht im Entferntesten die Gesinnungen, die er fpäter im Commune-Aufstand eutwickelte. Von Wilfrid de Fonuielle wußte ich vor 1879 nicht anders, als daß er den Sturz des Kaiserreiches herbeisehne.

Als wir uns daher im Sommer 1870 zufällig am Bahnhofe trafen, grüßten wir uns gegenseitig ohne eine» Augenblick des Besinnens. Den: Freunde, der sofort, ohne Plutarch'sche Anrede, ausrief: er habe mich, wie Louis Blanc, zu besuchen beabsichtigt, theilte ich mit, daß dieser uuser gemeinschaftlicher Freund gegenwärtig in Brighton wohne.

Die kurze Unterredung niit Fonuielle verlief dan» so:

Auf seine Frage: „was ich von der Lage deute?" erwiderte ich: „Der Krieg scheint mir unausbleiblich. In diese»! Falle wird Frankreich ganz sicher eine schwere Niederlage erleiden."

Es war dies eine Ueberzeugung, die ich verschiedenen Freunden und Bekannten — unter Anderen Louis Blanc und E. Lefevre, dem vertraulichen Vertreter des Präsidenten Iuarez uou Mexico — schon bei einem frühere» Anlasse, bei der Luxemburger Frage, ausgesprochen hatte. Leseure, sonst ein verständiger und trefflicher Man», hatte eines Tages, gegen Ende der Sechziger Jahre, die unbegreifliche Keckheit gehabt, vor mir und deutsche» Freunden in memem eigene» Hause das Wort huizuwerfen: „We»n die Republik i» Frankreich erklärt sei» wird, so werde» wir nach dem Rhein marschiren, selbst wenn wir uns ganz Deutschlcmd dadurch auf de» Buckel zögen (möink 8i nc>U8 »Urions Wut« 1'H.IIemaFN« 8ur le <1c>8)!" „Geben Sie Acht," erwiderte ick,, „wenn Sie Deutschland einmal auf dem Buckel haben, so werden Sie sich desselben »icht so leicht entledigen!" —

Ich erhob mich dann, und die Sitzung ging rasch zu Ende, indem Lefeure, das Zeichen schnell verstehend, sich zurückzog.
Auf Fonvielles weitere Frage, vor der Kriegserklärung vom Jahre 1870: „wie sich Deutschlands Haltung gestalten werde, wenn man in Frankreich nach einer etwaigen Niederlage den Freistaat ausrufe?" antwortete ich allerdings: „In diesem Falle werden Sie Thiers zum Präsidenten der Republik bekommen. Und was für eine Republik wird das sein!"
Fonvielle war ganz betroffen und sah mich verwundert und ungläubig an. Thiers, daran sei hier erinnert, hatte schon 1840 Krieg gegen Deutschland geplant und war ein alter, bekannter Nheingrenzler. Den Krieg von 1870 billigte er nur damin nicht, weil, wie er sagte, „Frankreich nicht genügend vorbereitet war". Er wollte eine bessere Gelegenheit abwarten.
Zu denen, die bis heute noch Frankreichs Anspruch auf die Rheingrenze — von dem Ursprung bis zu den Mündungen des Stromes — aufrecht halten, gehörte der als so gemäßigt geltende, unlängst als Neunzigjähriger verstorbene Senator und ehemalige Minister des Auswärtigen, Varthelemy St. Hilaire. Der berühmte Gelehrte und philosophische Schriftsteller hat es in Briefen an mich selbst zugestanden, obschon ich ihm bemerklich gemacht hatte, daß dies die Eroberung fast der ganzen Schweiz, alles deutschen Landes auf dein linken Nheinufer, ganz Belgiens und eines Stückes von Holland in sich schließe. Die Antwort, die Varthelemy St. Hilaire mir in mehreren Briefen darauf gab, war immer nur die: daß „jetzt" <Lu oo Moment) es durchaus unzeitgemäß (iuovvartun) wäre, diese Frage auszuwerfen; vorläufig sei es genug an dem zwischen Frankreich und Deutschland wegen Elsaß-Lothringens herrschenden Zwiespalte. Eine gewiß verständliche Andeutung.
Unter der Ueberschrift: „Das Mißlingen einer diplomatischen Sendung" schildert Fonvielle, wie Louis Blanc, nach Sedan, bestimmt war, sich in einer Art freiwilliger Gesandtschaft „ohne förmliche Beglaubigungsschreiben, aber unter Zustimmung der Negierung der Nationaluertheidigung" nach England zu begeben, um dort die öffentliche Meinung für Frankreich zu gewinnen. Er habe aber nicht dazu gebracht werden können, sich einem Luftschisie anzuvertrauen, um aus Paris zu entkommen.
Louis Blanc, das sei hier festgestellt, halte die bonapartischen Kriegstreibereien entschieden mißbilligt. Ich lernte ihn zuerst 1849, bei einem vorübergehenden Aufenthalte in London, in seiner damaligen Wohnung in Piccadilly kennen. Später nach London zurückgekehrt, wurde ich von 1859 an mit ihm eng befreundet, und dies Verhältnis; blieb bis zu seinem Tode (1882). Im meinem Hause schrieb er 1859 einen Theil der in der

„Times" erschienenen Briefe über das schauderhafte Schicksal der politischen Gefangenen in Canenne.

Nachdem er ein Haus in der Nähe des unsrigen bezogen, kamen wir, namentlich in bewegten Zeitläuften, unablässig freundschaftlich zusammen. Oft erholte er sich Naths über auswärtige Angelegenheiten — zum Beispiel in der Schleswig-Holsteinischen Sache, deren Recht er, infolge von Alittheilungen, die ich ihni machte, im Pariser „Temps" vertrat. Seine in mehreren Bänden gesammelten „Briefe aus England" geben Zeugniß davon. Als Lasfalle ihn in jene dunkeln Machenschaften zu ziehen suchte, die unter socialreuolutionärer Maske die Stärkung des unbeschränkten Königthums bezweckten, wandte sich Louis Blanc an mich um Auskunft, und er unterließ dann jegliche Antwort an Lassalle. Mit einer Deutschen aus Frankfurt verheirathet, verkehrte Louis Vlanc auch fönst noch mit einigen unserer Landsleute. Als der Krieg drohte, schrieb er öfters abmahnend an den „Temps", nachdem wir vorher darüber gesprochen. Mit tiefem Bedauern theilte er mir mit, daß seine letzten Briefe ihn: unveröffentlicht zurückgesandt worden. Er zeigte sie mir in der Handschrift, fchmerzlich bewegt von dem unaufhaltsamen Gange der Ereignisse.

Der Sturz des Kaiserreiches machte dem ehemaligen Mitglieds der Februar-Negierung von 1848 die Rückkehr nach Frankreich möglich, das er zweiundzwanzig Jahre lang nicht wiedergesehen. Der Verfasser der „Geschichte der zehn Jahre", der „Organisation der Arbeit", der „Geschichtlichen Enthüllungen von 1848" und des großen Werkes über die erste französische Staatsumwälzung war in England in vielfachem Verkehr mit schriftstellerischen Kreisen gewesen. Trotz seiner socialdemokratischen Ansichten äußerst mäßig im Ausdruck, ja — wie er es selbst gern anerkannte — etwas doctrinär-nkademisch angelegt, wurde es ihm, im Gegensatze zu dein leicht heftig werdenden, den Engländern feindlichen Ledru-Nollin nicht schwer, mit verschiedenerlei politischen Parteiführern Englands geselligen Umgang zu pflegen. Die Zustände des Landes kennen zu lernen, hatte er sich eifrig bemüht. Englisch redete er besser, als die meisten herübergekommenen Franzosen, von denen sich Manche, in Vouleunrdischem Hochmut!), gar nicht mit dieser „barbarischen Sprache" befassen wollten.

Bald tauchte, als Louis Blanc nach Paris zurückgekehrt war, das Gerücht auf: er strebe nach dem Gesandtschaftsposten in London als Vertreter der dritten Republik. Fonuielle, der mit ihm befreundet war, erzählte seinerseits: Louis Blanc habe, als er in Paris wieder mit ihm zusammentraf, geäußert, die Engländer seien den Gefühlen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit zugänglicher, als man glaube; die Erinnerungen an die Bundesgenossenschaft während des Krim-Krieges seien noch nicht vergessen; es sei daher möglich, daß Großbritannien, nachdem der Urheber des Krieges von der Bühne verschwunden, die Sache Frankreichs, die die der Freiheitsfreunde überhaupt geworden, in Schuh nehme. Das Da-

zwischentreten einer solchen Macht, deren wirkliche Stärke auffällig unterschätzt werde, könne daher Heil bringen. Er forderte demgemäß, im Gespräche mit Fonvielle: „man folle ihn auf die andere Seite des Kanals schicken, als Gesandter nicht beim Hofe, von St. James, sondern beim englischen Volke."

Louis Blanc hatte in England Beziehungen zu Führern der Gewerkvereine angeknüpft und war mit Mitgliedern des Oberhauses, wie Lord Houghton, bekannt. Auf den von Fonvielle ihm ertheilten Rath, sich an das Ministerium des Auswärtigen zu wenden, da bei der vorläufigen Regierung auf dem Stadthause noch krauser Wirrwarr herrsche, erwiderte Louis Blanc jedoch: er gedenke weder das Eine, noch das Andere zu thnn; denn er könne von Jules Favre, der im Jahre 1848 an seiner Verfolgung und Verbannung mitschuldig gewesen, nimmermehr Etwas verlangen. Indessen bat er Fonvielle, die nöthigen Schritte zu thnn. Nach einer Unterredung des Letzteren mit Jules Ferrn, die vielversprechend schien, aber einstweilen zu Nichts führte, entschloß sich Fonvielle, durch einen Auffatz in Girardin's „Libert6" in die Lärmtrompete zu stoßen. Tags darauf wurde er auf dem Stadthause mit ungewohnter Vereitwilligkeit empfangen. Man trug ihm auf: „Sagen Sie Louis Vlanc, er selbst solle den nöthigen Beschluß entwerfen! Man wird diesen dann ganz in der von ihm gewählten Form veröffentlichen."

So geschah es am nächsten Morgen, im „Moniteur Universel". Um dieselbe Zeit verließ Thiers England, um sich über Hüll nach Petersburg zu begeben, wo er besseren Erfolg zu erlangen hoffte, als in London; denn da war ihm Alles fehlgeschlagen. Die Sendung Louis Blancs nach England wäre also freilich — wie Fonvielle felbst gesteht — vom diplomatischen Standpunkte aus gesprochen, dem gleichgekommen, was man „die letzte Patrone verschießen" heißt.

Immerhin war der genannte Beschluß veröffentlicht. Paris aber war mittlerweile umzingelt worden. Es blieb also, um nach London zu gelangen, nur der Ausflug im Luftschiff übrig. „Vergebens," schreibt Fonvielle, „bat ich meinen berühmten Freund auf's Inständigste, sich den Winden anzuvertrauen. Es war unmöglich, seine starre Weigerung zu bezwingen. Louis Blanc war von kleinem Wüchse, zart, wenig an Leibesübungen gewöhnt und sechzig Jahre alt; aber es haftete ihm keinerlei krankhaftes Leiden an; und wenn er nicht mehr die Jugend besaß, so hatte er sich doch ihr Wesen bewahrt. Sein Benehmen «lachte daher auf mich einen abscheulichen Eindruck. Als ich sah, daß ich nichts zu erreichen vermochte, zog ich mich zurück; und nie hat Louis Blanc mich wiedergesehen. Es war mir unmöglich, ihm seine beharrlichen Weigerungen zu verzeihen. Hätte ich diesen Widerstand voraussehen können, der bewies, welche Befürchtungen damals die Luftreisen erregten, so hätte ich dem berühmten Redner gesagt: .Bleiben Sie nicht in Paris, das ohne Zweifel

belagert werden wird. Gehen Sie nach London, und in einigen Tagen
werde ich Ihnen — auf Luftschifferwort! — Ihre Bestallung überbringend
Aber konnte ich vernünftiger Weise einen solchen Ausgang ahnen? . . .
In meinem Zorne sagte ich mir dann: was Louis Blanc nicht thnn will,
gut, ick) werde es thun! Das Geheimniß meiner Absicht behielt ich jedoch
bei mir. Ich wollte nicht für mich selbst das verlangen, was ich für den
Mann gefordert hatte, dessen Freund ich war. Mit meinen eigenen Hilfs-
quellen, als Freischütze der revolutionären Diplomatie, gedachte ich zu
handeln."
„War ein solches Uebermaß von Vaterlandsliebe," schreibt Fonuielle
weiter, „entschuldbar? Der Leser mag selbst urtheilen. Die Belohnung meiner
Bemühungen bestand jedenfalls darin, viel merkwürdige Dinge zu erfahren;
denn wie jedem der Boten, die im Ballon hinausschifften, war es mir
möglich, die Einschließung von Paris im Vogelfluge zu erblicken. Das hat
mich vor der sogenannten Belagerungsuerrücktheit bewahrt und mich ab-
gehalten, mancherlei Irrthümer zu begehen."
Hier will ich nur einflechten, daß die Weigerung Louis Blancs im
Grunde vorausgeahnt werden konnte. Er sowohl, als auch Ledru-Nollin,
hatte die, ein paar Jahre vorher an die Beiden ergangene Einladung
Fonuielles, mit mir zusammen im Fesselballon in London aufzusteigen,
höflichst, aber entschieden abgelehnt. Ledru-Nollin selbst erzählte mir dies
später lachend. „Nein," sagte er, „dafür danke ich doch tausendmal!"

VI.

Ueber die Belagerung schreibt Fonuielle:
„Die Deutschen hatten ein Wunder der Kriegskunst mit einer be-
täubenden Schnelligkeit vollzogen. An einem einzigen Tage nahmen sie,
fast ohne Berluste, drei furchtbare Stellungen, deren Gesammtheit die
Wirkung der Besten von Montrouge, Vanues und Issy aufhob. Der
vierte Theil von Paris geriet!) dadurch in den Bereich der feindlichen
Kugeln und Bomben. In ihren Kähnen angekranipft, konnten die Luft-
schiffer des Fesselballons mit entrüsteten Blicken, aber machtlos genug, die
Einzelheiten dieses traurigen Tages schauen. Sie sahen, wie die Preußen
ihre Angriffssäuleu bildeten, und wie unsere, in die Zuauen-Wehrtracht
gekleideten Soldaten ihre Büchsen wegwarfen, um schneller fliehen zu können.
Mit dem Auge hatten die Luftschiffer diese Feiglinge verfolgt, die im Lauf-
schritt in die Hausthüren rannten und die Furcht verbreiteten, bis die
erbitterte Bevölkerung sie anhielt . . ."
Bei der Schilderung, wie der erste, aus dein belagerten Metz am
Borabend vor der völligen Einschließung losgelassene Ballon wichtige
Nachrichten für die Negierung der Landesvertbeidigung brachte, kann
Fonuielle nicht umhin, gleich der Masse seiner Landsleute, den Marschall

Vazaine zun, „Verräther" zu stempeln. Bazaine hat viel auf dem
Gewisseu gehabt, was Grausamkeit im Feldzuge gegen die Republik der
Vereinigten Staaten von Mexico betrifft. Der urkundliche Nachweis
findet sich in der „Geschichte der französischen Einmischung in Mexiko" von
dem vorhergenannten I. Lefevre.
Diejenigen — das fei hier beiläufig bemerkt, — die an den menschen-
freundlichen Edelsinn und die Großmuth des Erzherzogs Maximilian
glauben, der als verschuldeter Prinz über Meer ging, um sich von fremden
Waffen und von eines Stnatsstreichs-Kaisers Gnaden eine Krone erobern
zu lassen, mögen in dem Lefevre'schen Werke sich einmal die grausen
Ttandrechtsthaten ansehen, die unter pfäffischem Veirathe, mit Maximilians
Zustimmung, an den Vertheidigern der Landesunabhängigkeit verübt wurden.
Ich habe in London viele der betreffenden Schriftstücke, mit Maximilians
eigentümlichem Namenszuge versehen, in der Urschrift vor Augen gehabt.
Was Vazaine betrifft, so hatte er ohne Zweifel keine Neigung zur
Republik, fo wenig wie Mac Mahon und andere ehemalige Kriegsleute
des Kaiserreiches. Aber als Verräther giebt man ihn nun einmal aus,
weil man in Frankreich eine schwere Niederlage ungern anders erklärt. Es
trifft sich so, daß Metz die Geburtsstadt Pilatre de Roziers ist, der
1785 bei einem, von Boulogne aus unternommenen Versuche, gleich
Blanchard in einem Luftschiffe über den Kanal nach England zu fahren,
feinen Tod durch Entzündung des Ballons fand. Daß Vazaine die Luft-
schiffe nicht gebührend benutzte, rechnet ihm Fonvielle begreiflicher Weise
als Pflichtvergessenheit an.
Die erste Luft-Post zur Beförderung von Vriefschaften wurde in
Paris am 17. September vorgeschlagen und angenommen; aber erst am
21. September fand der Versuch statt. Der Ober-Postmeister war ein altes
Mitglied der durch den Staatsstreich von 1851 gesprengten Nationalver-
sammlung und lange Jahre in der Verbannung gewesen. Er lud Fonvielle
als Veirath zur Ausführung des Unternehmens ein. Zu feinem Erstaunen
sah dieser, daß man den schlechtestmöglichen Ballon ausgewählt hatte, mit
welchem er selbst einst einen unerwarteten Sturz auf den Kirchhof von
Elichn hinunter erlebt hatte, wobei eine am Grabe ihres Gatten betende
Wittwe fast das Opfer geworden wäre. Alles war an dem Ballon in
schlechtem Zustande: die Hülle, das Netz, die Klappe und der Nachen.
Zum Ueberfluh fchleppte man einen ungeheuren Haufen Briefschaften in»
Gewichte von 6M Kilogramm für das, eine solche Last zu tragen, unfähige
Luftschiff herbei. Vergebens erhob Fonvielle Einspruch dagegen. Man machte
den Versuch zum Aufstieg. Er mißlang jedoch vollständig, und Fonvielleo
Anficht war gerechtfertigt.
Damit die Sache der Luftschifffahrt nicht in der öffentlichen Meinung
in Folge neuer Mißgriffe schweren Schaden erleide, empfahl Fonvielle nach-
her in warmen Worten die Wahl eines so erprobten Mannes wie Duruof

und die Benutzung seines Luftschiffes „Neptun". Dieser Aufstieg gelang. Duruof schwebte empor und ließ sich durch die auf fein Fahrzeug abgegebenen Schüsse der Belagerer nicht schrecken. Aus seinem Kahne träufelte er einen Rege» von Besuchskarten herab, die für Vismarck, den Konig Wilhelm und die Königin August« bestimmt waren. Er hatte, sagt Fonvielle, sogar die Aufmerksamkeit, als echter luftschiffender Vouleuardier, die Karten, ehe er sie auswarf, an einer Ecke hübsch umzubiegen.

„Darauf gerieth," behauptet der Verfasser, „der eiserne Kanzler in unsagbaren Zorn und verfügte, daß in Zukunft die von feinen Ulanen abgefaßten Luftschiffer als Spione behandelt und von hinten erschossen werden sollten." Da nun aber die Kriegsgesctze währeud eines Feldzuges, unseres Wissens, nicht von Kanzlern gemacht werden, so wird sich dies wohl etwas anders zugetragen haben. „Der Lärm der kraftlosen, unter seinen Füßen knallenden Schüsse," heißt es zum Schluß, „kitzelte Duruofs französische Öhren ganz angenehm, als wären es ebenso viele zu seinen Ehren abgegebene Salven."

Im Uebrigen tadelt Fonvielle, daß in dem Duruosschen Kahn 20—30,00() beliebig in den Briefkästen zusammengeraffte, alle möglichen, durch die Furcht eingegebenen Verrücktheiten, fogar Spionenberichte enthaltende Briefschaften hinausbefördert worden seien. Den: Staatsschatze sei dadurch Nutzen erwachsen; aber wer könne wissen, welcher weitere Verlust an Blut dadurch entstanden sei? Unter der Menge habe man sich gleichwohl nach diesem gelungenen Ausflüge so glücklich gefühlt, als fei der Feind in einer großen Schlacht überwunden worden. Sofort hätten einige Unbedachtsame die allgemeine Begeisterung benutzt, um ein Unternehmen vorzuschlagen, dessen Veröffentlichung außerordentlich verderblich werden konnte.

Der im „Siöcle" gemachte Vorschlag ging dahin: einen ungeheueren, mit Sprengstoff gefüllten Ballon anzufertigen, dessen Inhalt man über dem deutschen Lager zum Platzen bringen wolle. „Sofort," schreibt der Verfasser, „geriethen eine Masse Zeitungen in Feuer und Flamme für diesen Plan eines Unsinnigen und lobten ihn in Ausdrücken, die noch mehr gefährlich als lächerlich waren. Was unfererfeits vollkommen thüricht gewesen wäre, hätte der Feind kluger Weise sehr wohl thun können. Da die Deutschen Paris ganz umzingelt hatten, wären sie sicher gewesen, keinen Fehlschlag zu thun, wenn sie die Ginsicht besessen hätten, den Versuch, uns zur Uebergabe zu zwingen, dadurch zu machen, daß sie von einem Punkte aus, von wo der Wind in die belagerte Stadt wehte, mit Geschick Luft-Sprengschiffe losließen. War ein solches Verfahren nicht ganz leicht möglich, wenn man Ballone mit der von dem Feind um unsere Vertheidigungslinie» gezogenen Kreis-Eisenbahn je nach Bedürfnis) an den richtigen Punkt brachte und sie an dem nächsten Hüttenwerke durch Füllung aufblähte? Nicht blos zeigte» wir nlfo dem Belagerer ei» Mittel an, an das er nicht gedacht zu habe» schien, sondern wir rechtfertigten auch den

Gebrauch desselben, indem wir dieser neuen Bombardirungsart Lobsprüchc
ertheilten. Wir beraubten uns also sogar des Rechtes, Einwand gegen
dieses neue Zerstörungsmittel zn erheben, dessen sich der Feind ausgezeichnet
bedienen konnte, da Paris einen Kreis von zehn Kilometer im Durchmesser
darbot, in dessen Innerem jedes aus einem Ballonkahn losgelassene Wurf-
geschoß sicher war, Verwüstung, Brand und Mord anzurichten."
An anderer Stelle lesen wir wiederum: „Kühne, mit den Hilfsauellen
ihres Faches bekannte Luftschiffer dürfen als unendlich viel gefährlicher denn
Ulanen betrachtet werden, denn sie haben tragbare Zerstürungsmittel zu
ihrer Verfügung, die von den Anarchisten glücklicherweise nur unvollkommen
gehandhabt und von diesen auch nur in einer ihren Lehren entsprechenden,
ganz plumpen Art hergestellt werden können. Wir hegen die feste Hoffnung,
daß es in zukünftigen Kriegen der französischen Tapferkeit möglich sein
wird, sich in einer Weise glänzend hervorzuthun, an die man bisher nicht
gedacht hat."
1^8 e8t st ad iiu8ts äuosri. Ich will hier nur beifügen, daß ein
mir befreundeter, seit vielen Jahren mit den Aufgaben der Luftschifffahrt
sich beschäftigender englischer General— N. Hutchinson ist sein Name —
in zahlreichen Schriften auf diese Möglichkeit der Kriegführung, die er von
Feinden Englands befürchtet, aufmerksam gemacht hat.
Den Ballon „Celeste" hatte Fonvielle den Verwaltungs-Behürden zum
Geschenke gemacht. Als man dies Luftschiff von Paris aussandte, hatte
er daher wohl das Recht, an dem Aufstiege teilzunehmen. Allein da
wiederum eine Nriefpost in den Kahn gelegt wurde, er aber grundsätzlich
dies Verfahren für schädlich hielt, weil ein Ballon leicht dein Feinde in
die Hand fallen könnte, so nahm er an der Fahrt nicht Thcil. Er „wollte
nicht der Luftbriefträger der Spione sein". In: „Celeste" hatte man
einen Aufruf Louis Blancs an die englischen Demokraten eingeschifft.
Ein anderer Ballon — „Die Stadt Florenz" — enthielt einen an die
deutschen Soldaten gerichteten Aufruf Victor Hugos, in dessen bekannter,
blumenreicher Schreibart. Dies Luftschiff war also ganz richtig benamst,
Victor Hugo, das ist wenig bekannt, war der Nachkomme eines
Deutsch-Lothringers, der so vaterländisch gesinnt war, daß er bei der Ver-
einigung seines Heimatbezirkes mit Frankreich in den deutsch gebliebenen
Dheil Lothringens wegzog. Der Enkel dieses Deutsch-Lothringers aber, der
berühmte französische Dichter, hat sich sowohl bei Beginn seiner Laufbahn,
als auch sogar nach dem Kriege von 1870 zu der Forderung nach der
Rheingrenze hinreißen lassen, wie damals so viele seiner Landsleute. Und
doch bekannte er in früheren Jahren, daß er „gothisches Blut", das ist
deutsches, in seinen Adern habe. Sein Name selbst ist grunddeutsch. Die
französische Form von Hugo ist ja „Hugues". Gleichwohl meinte er nach
dem Schreckensjahre, wie er es nannte: „Dem zu erhoffenden Zeitalter des
ewigen Friedens müsse noch ein letzter Krieg vorhergeben, durch welchen

Mainz, Koblenz, Trier, Köln, Aachen an Frankreich kämen!" Was sollte
da ein Aufruf von ihm an die deutschen Soldaten?

VII.

Ueber die Ausfahrt Gambettas aus Paris im Ballon wird in dem
vorliegenden Werke bemerkt: selbst wohlunterrichtete, einsichtsvolle, dem
Vaterlande mit Aufopferung ergebene Leute hatten damals geglaubt, das
Luftgebiet sei dem Menschengeschlechts gewissermaßen wie durch eine eifer-
süchtige Gottheit verboten. So unerhörte Gefahren brauche also kein
Einzelner zu bestehen, auch wenn es sich um die Rettung des Vaterlandes
handele.

Zum Beweise, daß diese Angabe nicht übertrieben sei, wird folgende
Thatsache angeführt. Als der Vorsitzende des Ausschusses für Untersuchung
der Ereignisse vom 4. September den General Trochu fragte, warum
man Gambetta zum Vertreter der Negierung i» der Provinz gewählt
habe, erwiderte der ehemalige Obmann der Regierung der Landes-
uertheidigung offenherzig: „Weil Herr Gambetta der Einzige unter uns
war, der ohne innere Veunruhigung der Aussicht auf eine Fahrt im Luft-
schiffe entgegen zu blicken vermochte."

Seinen Eifer, fo rasch wie möglich aus Paris zu entfliegen, gab
Gambetta bei zufälliger Begegnung mit Fonvielle kund. Der für die
Reise hergerichtete Vallon hieß der „Armand Varbes", so genannt nach
den« in der Geschichte der Verschwürungen unter Ludwig Philipp und der
Februar-Erhebung von 1848 berühmten Republikaner. Zwei Tage lang
erklärte jedoch der Witterungskenner der Postverwaltung, es sei nicht
genügender Wind zur Ausfahrt vorhanden.

„Durch diesen zweimaligen Aufschub entnervt (6nsrv6)," erzählt
Fonvielle, „traf Gambetta seine Vorkehrungen, indem er seine Schiffe ver-
brannte: um der Abreise auf alle Fälle sicher zu sein, ließ er im ‚Moniteur
Universel' den Veschluß einrücken, der ihn mit der mittelst des Vallons
auszuführenden Sendung betraute. Wenn die Angst groß war, so war es
die Unkenntniß der körperlichen Vedingungen, unter denen eine solche Reise
stattfinden mußte, nicht minder. Die Leiter des Luftschiffer-Postens im
nordlichen Bezirk hatten Gambetta gerathen, sich gegen die Kälte vorzusehen.
Der Dictator und sein Freund Tpuller, der treue Vegleiter bei seinem
ruhmreichen Feldzuge, stellten sich also ganz winterlich gekleidet vor; sie
waren in ungeheuere wattirte Pelzmäntel eingewickelt, die vielleicht ein
Vorzeichen des Bündnisses mit Rußland bedeuteten." ....

Säcke mit Briefen wurden von der Post in den Kahn eingelegt. Sie
waren so ungeschickt aufgestapelt, daß weder Gambetta, noch Spuller sich
rühren konnten. Die Beiden glaubten, das müsse so sein, fürchteten auch.

durch irgend eine Einwendung die Meinung zu erwecken, als entschwinde ihnen der Muth- und so fuhren sie in unbequemster Lage ab.

Gleichzeitig stiege» zwei Amerikaner in einem anderen Ballon auf, der» zu Ehren George-Sands getauft war. „Sie hatten sich mit Waffenverkaufen beschäftigt, tonnten daher von dem Gesandten ihres Landes keine Pässe verlangen; überdies hielten sie es für eine Ehre, Gambetta einen Dienst zu erweisen, indem sie die Aufmerksamkeit des Feindes theilten." Vielleicht erwiesen sie sich selbst dadurch einen Dienst.

Zweimal stand Gambetta nahe daran, in Feindeshand zu fallen. Schon sollte der Ballon landen, als herbeieilende Bauern rechtzeitig Warnung gaben. Eine Minute noch, und es wäre zu spät gewesen. Herr Spuller opferte seinen Pelzrock, und der Ballon entflog wieder, während Schüsse ihm nachknallten. Bald darauf glaubte der Leiter des Luftschiffes, er sei in der Nähe französischer Freischützen, die bei der Landung helfen würden. Er hatte die deutschen Helme nicht beachtet. Gambetta und Spuller machten ihn eilig darauf aufmerksam. Eine Kugel streifte Gambettas Hand.

Nicht lange nachher wollte der Luftschiffer, der den Kopf ganz verloren zu haben schien, abermals die Klappe offnen. Die erzürnten Insassen hinderten ihn aber daran und verboten ihm, ohne ihre Erlaubnis die Landung vorzunehmen. Endlich gestatteten sie es, da man sich in der Nähe eines Gehölzes befand. Der Ballon siel dann so rasch nieder, daß er sich in einer ungeheueren Eiche versing, aus deren Zweigen herbeieilende Leute die Luft-Neisenden befreiten. Eine Viertelstunde später wären sie in die Hände des Feindes gefallen.

Der Grundbesitzer des Bodens, auf welchen« die Eiche stand, ein ehemaliges conservatives Mitglied der verfassunggebenden Versammlung von 1848, ließ den mächtigen Baum umhauen, da ihm die Pilgerfahrten mißfielen, die von da an zu der geschichtlich gewordenen Eiche Mode wurden. Eine durch öffentliche Geldzeichnungen hergestellte Säule ziert jetzt den Ort der berühmten Landung.

Ueber die zur völligen Einschließung von Paris getroffenen Maßnahmen, die nirgends eine Lücke ließen, schreibt Fonuielle: „Wir konnten keine Bewegung zu Land oder in der Luft machen, ohne daß das ganze feindliche Heer augenblicklich davon unterrichtet war." Das von den Belagerern um die Stadt gezogene Fernschreiber-Netz erregt seine Bewunderung als Mann der Wissenschaft. Die standrechtliche Behandlung der bei Stürungsversuchen Ergriffenen erkennt er als ein furchtbares, aber vom Standpunkte der Kriegführung aus nothwendiges Verfahren an.

„Der preußische Generalstab," behauptet er, „hat in keiner Weise angedeutet, welche Rolle seine wissenschaftlich so trefflichen Einrichtungen bei den in seine Hände gefallenen Ballonen gespielt haben mögen. Er hat über diesen wichtigen Punkt das vollkommenste Stillschweigen bewahrt.

Gleichwohl ist es uns bekannt, daß man nur mit Luftschiffen einige Un-
ordnungen in dem Dienste anrichten konnte, der es möglich machte, mehrere
Millionen Menschen mit überraschender Leichtigkeit als Gefangene zu halten, —
ein Dienst, von dessen Dasein die hirnlosen Befürworter eines sturmfluth-
artigen Ausfalles keine Ahnung hatten."
' Am 12. October 1870 stieg der Ballon „Louis Nlanc" aus Paris
auf, uni in Belgien zu landen. „Man nannte ihn so," sagt Fonvielle,
„weil der berühmte Verfasser der Organisation der Arbeit die Pathenschaft
angenommen hatte und ganz unbefangen bei seiner Abfahrt zugegen war,
ohne zu ahnen, was geschehen würde. Als man nämlich in London erfuhr,
der Louis Nlanc sei glücklich in Belgien angekommen, glaubte man, es sei
Louis Blanc in Person, der sich auf seinen Posten begebe. Niemand
vermuthete, daß es ein Louis Blanc aus Naumwollenzeug war. Die
Freunde Frankreichs, die beharrlich den berühmten Redner erwarteten, ob-
wohl es ihnen schien, daß er sich sehr lange Zeit zum Kommen nehme,
singen Feuer und planten eine Kundgebung, um ihn zu empfangen. Bald
erfuhr man jedoch die Wahrheit, und ein riesiges Gelächter erscholl in den
Reihen der Preußen und ihrer Freunde. Ich hatte dies traurige ,Eins
für's Anders vorausgesehen. Das war übrigens nicht sehr schwer, und ich
veröffentlichte, ich glaube in der ,Libert^, einige spöttische Zeilen, die zu
beißend waren, als daß ich sie wiederholen möchte."
Es ist mir von einer in London beabsichtigten Kundgebung zu Ehren
der erwarteten Ankunft unseres alten Freundes Louis Nlanc, der jeden-
falls bei anderen Gelegenheiten seinen Muth bewies. Nichts bekannt. Im
Uebrigen muß man sich erinnern, daß, wie eine bereits mitgetheilte Stelle
aus Fonvielles Werk zeigt, die Furcht vor einer Ballonfahrt damals noch
allgemein verbreitet und Gmnbetta der Einzige in der Negierung war, der
das für so ungewöhnlich geltende Wagniß unternehmen wollte. Diese Um-
stände hätten bei der Veurtheilung der Abneigung des berühmten Geschicht-
schreibers der französischen Staatsumwälzung gegen eine Reise in der
Wolkenwelt berücksichtigt werden sollen.
Indessen bat Fonvielle von damals an allen Verkehr mit Louis Blanc
abgebrochen. Wir waren 1872, während der Jahresversammlung der
„Britischen Gesellschaft für Förderung der Wissenschaft", alle Drei wieder
zusammen in Vrighton, wo Louis Nlanc damals zeitweilig mit seiner
deutschen Gattin wohnte. Im Verzeichnisse der zur Versammlung Ge-
kommeneu war der nach seiner Entlassung aus Wilbelmshöhe als Verbannter
in England lebende Ludwig Napoleon thörichter Weise als „Se. Majestät
der Kaiser der Franzosen" eingetragen worden. Er wohnte im Grand
Hotel und erschien bei einer der Sitzungen unter dem lauten Neifalle der
Versammelten. Als Republikaner über diese Mißachtung der neuen
Regierungsform seines Landes empört, veranlasste Fonvielle eine Gegenkund-
gebung vor dem Gasthofe. Aber selbst bei dieser Gelegenheit wollte er mit

Louis Blanc nicht wieder anknüpfen, und ich, mit Neiden befreundet, hatte
das ehemalige Mitglied der Februar-Regierung von 1848 über Fonvielles
Absichten und Unternehmung zu unterrichten.*)

VIII.

Nach Gambettas Ausfahrt sollte unter Fonvielles Leitung ein Auf-
stieg mit dem von der Ausstellung von 1867 her bekannten Riesenballon
unternommen werden. Er hieß damals der „Gönnt". Im Jahre 1870
wurde er zu Ehren Emil de Girardins, des Leiters der Zeitung „Liberty"
mit letzterem Namen umgetauft.
Man wollte den Deutschen dieses Luftschiff zeigen, an dessen Nord ihre
Generäle, ihre Diplomaten, ihre Prinzen, den Prinzen von Preußen
an der Spitze, in Muße die große sorglose Stadt prüfend besichtigt hatten,
die damals ihrer selbst so sicher war, keinen Fallstrick ahnte und nicht im
Geringsten auch nur im Traum daran dachte, daß sie eines Tages in den
Krallen eines schwarzen Adlers würde gehalten werden." Wie man sieht,
bricht selbst bei dem Verfasser dieses Vuches, der doch weiß, wer den Krieg
anzettelte, immer wieder der Gedanke an eine „Falle" durch, die den: un-
schuldigen Frankreich gelegt worden sei.
Der Ballon „Liberia" nahm sich indessen die Freiheit, unter den Händen
der Freiwilligen, die die Taue hielten und denen plötzlich der Schrecken in
die Glieder gefahren war, mit einem Ruck zu entweichen. Ein Windstoß hatte
Um seitwärts getrieben. Die auf jener Seite Stehenden, die mit Schauder eine
ungeheuere Kugel von der Höhe eines vierstöckigen Hauses auf sich zukommen
fahen, ließen entsetzt die Stricke los, und nun flüchtete Jedermann. Gleich
einer Schlange sich emporringelnd, brach der Ballon durch und fiel zwischen
den französischen und deutschen Linien bei Vobignn nieder. Die Deutschen,
meint Fonvielle, glaubten, man habe ihnen eine Hollenmaschine entgegen-
gesandt. Schließlich sei das Zeug der „Libertö" wohl zu Zelten für die
Landmehr verwandt worden.
Ein anderer Ballon, die „Bretagne", hatte ebenfalls Unglück. Sich
weit genug von Paris entfernt glaubend, um nicht in deutsche Hände zu
fallen, stiegen die Insassen nieder, und zwei von ihnen retteten sich in der
That. Zwei Ändere, deren Einer sich beim Herausbringen die Hüfte
brach, wurden gefangen genommen; Letzterer jedoch erst, nachdem er als
Verwundeter bei dem Pfarrer von Hermemont geborgen worden war.

") In seinem anhaltenden Grimm über Louis Nlanc schrieb mir Foiwielle noch uor
einigen Monaten: „Ich kann sagen, daß 2ie stets bereit waren, an irgend einem bedeut-
samen und verständigen Luftschiffsiicrsuche theilzimehmen, der eine richtige Leitung hatte,
und Sie würden nicht den Louis Nlanc gespielt haben, wenn Berlin von französischen
Heeren umzingelt gewesen wäre und es sich darum gehandelt hätte, nach England zu ge-
langen, um für Ihr Laiw um Hilfe zu werben."

Dort vermochte er gerade noch eine Summe von 7,(XX),()()() Franken in Banknoten und vom Finanzminister Picard gezeichneten Anweisungen, die zu Ankäufen von Waffen und Schießbedarf bestimmt waren, dem Geistlichen zu übergeben, der sie über die Grenze zu Herrn Dachard, dem französischen Gesandten in Brüssel, in Sicherheit brachte. Die Waffen und der Schießbedarf wurden angekauft und dienten für die von Gambetta hergestellten Aufgebote neuer Truppen.

Mit Herrn Tachard, der theilweise in Deutschland erzogen worden ist und Deutsch so gut wie seine Muttersprache spricht, bin ich in späteren Jahren im Londoner „Internationalen Schiedsgerichts- und Friedensuerein" zusammengetroffen. Ein persönlich äußerst anmuthender Mann, hat er sich, als Schwiegersohn des früheren Reichstagsmitgliedes und elsässischen Protestlers Jean Dollfus, auf der Jahresversammlung des Vereins in Brüssel (1882) für die Wiederabtrennung Elsaß-Lothringens von Deutschland bemüht. Aehnlichen Bestrebungen habe ich in dein Vereine, als Ausschußmitglied, Jahre lang unablässig entgegentreten müssen.

Der Pfarrer Thirion von Hermemont wurde 1893 — wie Fonvielle erwähnt — bei Gelegenheit des Nationalfestes vom 14. Juli zum Ritter der Ehrenlegion „wegen außerordentlicher, mährend des französisch-deutschen Krieges geleisteter Dienste" ernannt. Als die verfassunggebende Versammlung von 1871 in Versailles zusammentrat, hatte aber ein Toulouser Anwalt, der die Post- und Fernschreiberverwaltung leitete und später Siegelbewahrer wurde, die Keckheit gehabt, die fast unglaubliche Aeußerung zu thun: „Was den Ballondienst anbelangt, so hat er zu keinerlei Begebenheit geführt, welche die Versammlung zu beschäftigen verdiente."

Nach dem Kriege hatte gleichwohl Thiers als Haupt der Regierung erklärt: alle mit dem Luftschiff aus Paris gefahrenen Bürger hätten sich in gleicher Weise um den Staat verdient gemacht. „Hätte man aber," schreibt Fonvielle, „nicht in erster Reihe diejenigen Bürger nennen sollen, die, ohne jemals vorher die Erde verlassen zu haben. Gefahren trotzten, welche ihre Einbildungskraft zu vergrößern das Recht hatte, und die deshalb eine Probe wahrhaften Heldenmuthes abgelegt hatten? Und mußte man nicht nnter diesen einen Ehrenplatz denjenigen anweisen, die ihre erste Luftfahrt in der Nacht antraten? In der That waren die Gefahren für sie wahrhaft entsetzlich während der mondlosen Nächte mitten im Winter. Sie mußten wohl das dreifache Erz um die Brust haben, von dem der Dichter spricht — sie, die, den Ballon-Abenteuern bisher ganz fremd, in greifbaren Finsternissen umherirrten."

Mit dem Luftschiffe „Gleichheit" fuhr endlich Wilfrid de Fonvielle nebst vier Genossen am 24. November aus. An die versammelte Menge hielt er vorher von dem etwa ein Meter über ihren Häuptern schwebend gehaltenen Ballon aus noch eine Anrede, deren gegen die deutsche Krieg-

führung gerichteten Inhalt er aus den: Gedächtnisse wiedergiebt, da die Berichterstatter sie zu seiner Enttäuschung unterdrückten.
In den Kahn nahm er nur eine kleine Anzahl Briefe mit, und zwar blos offene, um gegen Späher sicher zu gehen. An Lebensmitteln schiffte man nur wenig ein: Rindswurst, Pferdebraten und Schwarzbrot, einige Flaschen Rothwein und Kaffee. Zum Gepäck gehörten vier Käfige mit Brieftauben. Echt französisch ist folgende Stelle: „Die Augen aller Anwesenden wurden feucht, als man die weidengeflochtenen Körbe, in denen die Thierchen sorgsam eingeschlossen waren, an den Kahn hängte." Etwa dreißig Säcke Ballast waren außerhalb des Kahnes angehakt. Dies treffliche, eigens von Fonvielle für die bevorstehende Reise erdachte Verfahren, den Ballast außen anzubringen, ist seitdem bei gut ausgestatteten Fahrten oft wiederholt worden. Die Handhabung des Ballastes ging mit vollkommenster Genauigkeit von Anfang bis zu Ende der Reise vor sich.
Bald hörten die in den Wolken Dahineilenden die „deutsche Musik"; d. h. die ihnen nachknallenden Schüsse. Fonvielle erklärte seinen Genossen, daß in so beträchtlicher Höhe die Geschosse ihre Kraft verlieren, ja, daß man sie auffangen könne, während sie beim Wiederherunterfallen Verderben anrichten könnten, und zwar unter den Feinden selbst.
An der Festung La Fere vorbeifliegend, hörten die Reisenden gewaltigen, diesmal nicht gegen sie gerichteten Geschützlärm. Die Beste wurde deutscherseits bombardirt. Endlich erkannte Fonvielle von Weitem Brüssel und versuchte die Landung in der Umgegend. Der Anker hatte bereits in der Erde gefaßt; ein furchtbarer Wind trieb aber den Ballon wieder mit ungeheurer Schnelligkeit über zwei Gehölze hin. Als schließlich die Landung gelang, zerriß der Ballon, wie mit einem Hiebe durchschnitten. Mit leichter Fußverstauchung und Abschürfung an der Hand kamen Fonvielles Genosse Bunelle und er selbst davon. Kaum drei Stunden hatte man gebraucht, um von Paris nach Löwen zu gelangen. Die „Egalitö" aber war nur noch ein zusammengekrempelter Wirrwarr von Zeug und Stricken.
In Löwen hielt Fonvielle in einem großen Kaffeehause eine Ansprache an eine Versammlung, um Theilnahme für Frankreich zu erwecken. Es kamen an Eintrittsgeld 860 Franken zum Nutzen der Verwundeten zusammen. Ter Redner ließ die Wahrscheinlichkeit einer Uebergabe der Hauptstadt nicht zu. „Ich hegte," sagte er, „ernstlich die Hoffnung, daß die beiden Hälften Frankreichs sich wieder vereinigen könnten, wie die zwei Hälften der Eiche, die die Hände des sie zerreißenden starken Mannes plötzlich umschlossen, und der dann von den wilden Thieren zerrissen wurde. Das mußte meiner Ansicht nach das Loos des deutschen Heeres sein; das wäre es auch gewesen, wenn die Wiedervereinigung hätte ausgeführt werden können."
Ja wohl, wenn! Man kennt nicht die Geschichte von dem Mann, der das Wenn und das Aber erdacht. Der Vergleich mit den wilden Thieren ist übrigens für des Redners eigene Landsleute nicht gerade schmeichelhaft.

In der Erzählung seiner Erlebnisse in Belgien spricht Fonvielle von den Deutschen als von „unseren Nachbarn auf dein rechten Rhein-Ufer". Es ist dies eine bekannte französische Gewohnheit. Man vergißt dabei, daß auch schon vor dem Kriege von 1870 ein gutes Stück Deutschland auf den: linken Ufer lag.

Tief in der Nacht wurde Fonvielle von dem französischen Consul aufgeweckt, der eine Drahtmeldung Gambettas brachte. Der Dictator in Tours wünschte Nachrichten und bat, man nwchte die Äbsendung der für ihn bestimmten amtlichen Schriftstücke beeilen. Indessen hatte Fonvielle keine solchen Schriftstücke mitgebracht; diese waren vielmehr dem Ballon „Stadt Orleans" übergeben worden, der am selben Abend um Mitternacht aufsteigen sollte und sich bis nach Norwegen hin verlief. Fonvielle konnte nur im Namen des Herrn Dorian, eines Mitgliedes der Regierung der Landesvertheidigung, erklären, daß Paris auf mehr als zwei Monate hinaus mit Lebensmitteln versehen sei.

Drei Tage nachher schickte General Trochu, um mit Gambetta in Verkehr zu kommen, ebenfalls Nachts, bei tiefer Finsterniß, den Ballon „Jacquard" aus. Sein Leiter, Herr Prince, fand den Tod „in jener für die Luftreisenden so furchtbaren Schreckensgrube, genannt der Ocean".

Mit Briefen an Gambetta reiste Bunelle wieder nach Frankreich zurück. Fonvielle begab sich nach Brüssel, wo er den französischen Gesandten Tachard aufsuchte und dann auf den Nedactionen der „Independance Velge" und der „Etoile Belge" die Stimmung zu erkunden sich bemühte. Er fand die Leute theilnahmsuoll für Frankreich, aber ungläubig in Bezug auf das schließliche Ergebniß der fortgesetzten Anstrengungen. „Auch konnte ich," schreibt er, „mich überzeugen, daß wir keineswegs den schlimmen Eindruck der Kriegserklärung verwischt hatten. Indem wir uns des Kaiserreiches entledigten, hatten wir nicht aufgehört, die Rolle eines Herausforderers zu erben, die der Besiegte von Sednn so unbesonnen übernommen hatte, weil er auf die Wirksamkeit seiner Kugelspritzen vertraute, durch seine vermeintliche Witterungsgabe als Artillerist sich hatte täuschen lassen und einfältig genug gewesen war, anzunehmen, die Deutschen würden dumm genug sein, sich in die Schußweite seiner traurigen Maschine zu begeben . . .." Wie theuer haben wir die erste Kugel des kaiserlichen Prinzen bezahlt! Wie viel unschuldiges Blut mußte vergossen werden, um aus der Geschichte den angeblichen, lächerlichen Sieg von Saarbrücken zu tilgen!"

Hier ist sicherlich eine verständige Darstellung gegeben. Man möchte wohl wünschen, daß der Ton durchweg derselbe geblieben wäre.

IX.

Auf dem Wege von Brüssel nach England fand Fonvielle, daß die Londoner Blätter, die ihm in die Hände kamen, zwar meist Theilnahme

für Frankreich äußerte», aber einstimmig seine Lage für eine verzweifelte, feine Regierung für eine unfähige erklärten, die jeden Augenblick durch einen Aufruhr gestürzt werden könne. Sie erkannten an, daß Deutschland den Krieg nur fortsetze, weil es durch den hartnäckigen Widerstand dazu gezwungen fei; daß das französische Volt eigentlich den Frieden jetzt ersehne, und nur Gambetta und sein Anhang das Hindernis; bildeten. Auch sei Deutschland im Grunde in seinen Forderungen gemäßigt; es wolle nur die Schlüssel zu seinem Hause, indem es die Abtretung des Elsaß verlange. Es wünsche aber nicht länger neuen Angriffen allsgesetzt zu sein, wie diejenigen, deren Opfer es gewesen. Mall müsse eine Gewähr gegen ein hitzköpfiges, friedeilstörerisches Volk (un peupts äs doMs-isu) erhalten, das stets bereit sei, die Karte der Welt gewaltsam zu verändern.

In dieser Darstellung waren ja mancherlei unbestreitbare Wahrheiten enthalten. Ten „Standard", der damals Frankreichs Sache vertrat, obwohl das Blatt der conservatiuen Richtung angehörte, hatte Fonvielle zufällig noch nicht unter die Augen bekommen.

Eigenthümlicher Weife war damals einerseits ein beträchtlicher Theil der Tory-Partei, wenigstens so weit sich ihre Haltung aus der Presse entnehmen ließ, und andererseits eine gewisse radikale Gnippe in England deutschfeindlich gesinnt. Diese zwei sonst so schlecht zusammen stinlmendeu Richtungen machten dafür gemeinsame Sache. Disraeli, der spätere Lord Beaconsfield, war indessen bei Beginn des Krieges sofort deutschfreundlich gewesen. Als ich einige Jahre nachher, in Folge seines mir durch das liberale schottische Unterhausmitglied Sir Tollem acher Sinclair geäußerten Wunsches, seine persönliche Bekanntschaft machte und eine längere Unterredung mit ihm im Parlament pflog, kam feine deutschfreundliche Haltung von 1870 mit zur Sprache.

In London glaubte Fonvielle, man könne einerseits auf die englische Aristokratie zählen, die einst das Reich gegen Philipp II., gegen Ludwig XIV. und gegen Napoleon I. uertheidigte, wenn man bei ihr Befürchtungen erregte, daß Teutschland in der Gestalt Wilhelms I. fortan eine ähnliche Gebieter-Rolle fpielen werde. Die Meinung sollte erweckt werden, die künftige „Eroberung des freien Englands" stehe in dem Kriege Deutschlands gegen Frankreich auf dein Spiel; und Großbritannien müsse sich rechtzeitig vorsehen.

Die Iren, hören wir weiter, sind stets für Frankreich eingetreten; allein da sie ganz unter dem Einflüsse der Priesterschaft stehen, so hätte ihre Benutzung dem Kriege den Anschein eines Kampfes zwischen dem Protestantismus und dein Katholizismus gegeben, und das hätte Frankreich geschadet. Dagegen konnte man mit Radikalen ebensowohl wie mit Tories imVerbindung treten. All' diese Andeutungen mögen Jene beherzigen, die über das diplomatische Verfahren der Franzosen, wie es sich in der

Geschichte des Königthunis, der Republik und des Kaiserthums stets gleichmäßig gezeigt hat, noch nicht genügend unterrichtet sind.

Hier sei erwähnt, daß damals bei einer gewisse» conservativen Gruppe in England die langjährige Verbindung von Londoner Finanzkreisen mit dem dritten Kaiserreich Einfluß auf die politische Haltung einer Anzahl Tories übte. Unter den Nadicalen wirkten die englischen Anhänger August Comtes zu Gunsten Frankreichs; Men voran Professor Beesly, der Paris gern als die „heilige Stadt" bezeichnete. Er drängte auf vorläufige Absendung von 10,00(1 — sage zehntausend! — Mann englischer Truppen zun: Schutze Frankreichs. Ohne Zweifel that er es in der Erwartung, daß, wenn diese im Nu vertilgt seien, England sich Ehren halber gezwungen sähe, mit allen möglichen Mitteln seine ganze Streitkraft zur See und zu Land gegen Deutschland aufzubieten.

Unter denen, die sich Fonvielle zur Verfügung stellten, waren allerhand absonderliche und selbst abenteuerliche Gestalten; unter Anderen der berüchtigte vr. Kenealy, der die Sache des Schwindlers Orton (des sogenannten Sir Roger Tichborne) jahrelang verfocht. Orton hat sich neuerdings felbst als Betrüger bekannt. Für Frankreichs Sache trat ferner der Schriftsteller Charles Mackav ein, ein schottischer Hochländer von Geburt, der sich auf sein Keltenthum versteifte und auf diesem Gebiete angebliche Sprachforschungen anstellte, vor denen die Wissenschaft sich das Antlitz verhüllen muß. Er hat in anderer Richtung, zumal dichterisch. Besseres geleistet, und unsere persönliche Erinnerung an ihn ist eine sonst angenehme. Seine vieljährige Beziehung zu dem einst als Sprachrohr der französischen Gesandtschaft dienenden „Morning Chronicle" mochte ihn, vom Keltenthum abgesehen, noch besonders geneigt machen, gegen Deutschland aufzutreten.

Es fanden Versammlungen am Tage in geschlossenen Räumen, Nachts im Vorhofe des Parlamentsgebäudes bei Fackelschein und auf dem Trafalgar Square statt, um England gegen Deutschland auf die Beine zu bringen.

Bei den Versammlungen in geschlossenen Räumen trat wiederholt Herr Cremer, der Schriftführer einer Friedensgesellschaft und später Parlamentsmitglied, gegen die französischen Darstellungen auf. Nur kurz sei hier bemerkt, daß Herr Cremer, als der Krieg drohte und er eine Reise zur Förderung der Zwecke seiner Gesellschaft vorhatte, bei mir vorsprach, wo dann die ganze Lage zur Erörterung kam. Auch ihm setzte ich auseinander, daß Frankreich, wenn der Krieg ausbreche, eine schwere Niederlage erleiden werde. Er bemerkte darauf: die bombastischen Drohungen der, Pariser Boulevard-Presse seien offenbar „nichts als Gas", das heißt eitel Wind.

Zu denen, die mit Fonvielle zusammenwirkten, gehörte weiter der Freidenker Nradlaugh, der gleichzeitig eine republikanische, jedoch auf englischem Boden aller Gewaltthätigkcit abholde Bewegung leitete. Es ist erst in späteren Jahren berausgekommen, daß Bradlaughs öftere Erholungs-

reisen nach Paris den Zweck von Zusammenkünften mit dein Prinzen Napoleon (Plon-Plon) hatten. Seine hiesigen Anhänger wußten Nichts von diesem Verkehr. Dem in England viel angegriffenen, im Parlamente selbst körperlich schwer mißhandelten Mann, der sich aus ärmlichen Verhältnissen zur Bildung aufgeschwungen, habe ich oft genug durch öffentliche Verteidigungen in der Presse Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Thatfache muß nun aber festgestellt werden, denn er selbst hat es schließlich bekannt, 'daß Prinz Napoleon es war, der ihn aufforderte, für Frankreich einzutreten.

„Unter den Conservatiuen," schreibt Fonvielle, „besaßen wir ehrenhafte und bedeutungsvolle Zuneigungen. Es scheint, daß der Prinz von Wales nicht die Meinung der Minister theilte, die Frankreich, gleich einem neuen Dänemark, verstümmeln lassen wollten." Hier wird also das Recht der Schleswig-Holsteiner, zu ihrem Bruderuolke zurückzukehren, bestritten, während Frankreichs Recht auf Elsaß-Lothringen, selbst nach einem zum Zwecke der Eroberung unserer Rheinlande unternommenen Krieg, aufrecht erhalten wird. Deutschland hat eben unter allen Umständen immer Unrecht.

Was den Prinzen von Wales betrifft, fo war er zu jener Zeit allerdings, im Gegensatz zur Königin Victoria, sehr französisch gesinnt. Eine Bestätigung höchst bezeichnender Art erfuhr ich aus dein Kreise seiner vertrautesten Genossen noch nach dem Kriege. Seitdem werden sich seine Ansichten gemildert haben.

Wiederholt erhebt Fonvielle die Frage: „Was wohl geschehen wäre, wenn Jules Favre, sich die Thränen von Ferneres auswischend, an England, ein Land, das zu berechnen weiß, die Schlußerklärung abgegeben hätte: es würde Konstantinopel an Rußland ausliefern, wenn sein Verbündeter vom Krim-Krieg Paris an Preußen überließe?" Der Verfasser scheint da zu übersehen, daß durch eine solche Erklärung die Stimmung in England sicherlich noch stärker gegen Frankreich umgeschlagen hätte. Eine Republik, die den Schlüssel zu Ost- und Süd-Europa an das Zarenthum ausliefern wollte, ist kein wahrer Freistaat mehr. Uebrigens war Frankreich weder damals, noch ist es jetzt in der Lage, dergleichen zu thun, trotz T'oulon und Kronstadt.

Als Fonvielle, nach seiner Landung in Belgien, in London erschien, besuchte er mich, wie schon erwähnt, sofort in Begleitung des Dr. Congreve, eines der Hauptführer der Comtistischen Schule. Ich hatte ihm dann wiederum eine Vorhersagung zu machen, die sich genau bewährte. Auf meine Einladung erschien er nochmals bei uns zum Mittagsmahl — der beste Beweis, daß trotz der furchtbaren Ereignisse die persönlich freundschaftlichen Beziehungen nicht gelitten hatten.

Mit großer Lebhaftigkeit und höchst eindrucksvoll geschrieben, wirft das vorliegende Werk, trotz der Ausstellungen, die an ihm da und dort

zu machen sind, merkwürdig viel Schlaglicht auf wenig bekannte Vorgänge der großen Kriegszeit. Für alle Diejenigen, die sich mit der Luftschifffahrt befassen, sind die sachkundigen Darlegungen des Verfassers von unzweifelhaftem Werthe. Noch besonders hervorzuheben ist der Anhang, der die seit der Belagerung gemachten Fortschritte dieses für die Zukunft hochwichtigen Zweiges der Wissenschaft betrifft.
Für die Weltausstellung von 1900 hat die französische Regierung bereits bestimmt, daß im Gehölze von Vincennes Ballonfahrten veranstaltet werden fallen. Bis dahin hofft Fonvielle, es würden von den Fachleuten neue Erfindungen gemacht werden, geeignet, die Bewunderung der die Ausstellung Besuchenden zu erwecken. An dem Wettbewerb für solche Fortschritte in der Luftschissfahrt kann Deutschland friedlich theilnehmen. Genug aber ist gesagt worden, um die Bedeutung der Sache für die Kriegführung nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen.

Ernst Moritz Arndt und Charlotte Quistorp.

Neue biographische Veiträge.

v«!l

Heinrich Meißner.

— Charlottenl'uig. —

it allen denjenigen, welche Selbstbiographien herausgegeben haben, theilt E. M. Arndt das Schicksal, daß manche Perioden seines Lebens, über welche jene selbst meist absichtlich wenig berichten, verschleiert bleiben, ja auch in Lebensbeschreibungen von anderer Hand, da die bequeme Quelle versagt, gar zu oft noch dunkler werden oder verschwinden.

Daß Arndt in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" mit sichtlichem Behagen bei der Erzählung seiner ersten Jugend verweilt, das ist bei einem Siebzigjährigen, welcher er war, als er seine Selbstbiographie schrieb, zu verstehn. Die Freiheit des Landlebens, das Wachsen und Erstarken des Kindes in der Natur, der Ernst und die Liebe der Eltern, die lustigen Bubenstreiche, die Erzählungen und Lehren rüstiger Bauersleute oder abenteuernder Freunde des Hauses; das Alles war in der Erinnerung des Greises haften geblieben. Anders aber verhielt es sich mit den Lehrjahren des Jünglings. Bereits der Uebergang aus der Freiheit des Landlebens zu der strengen Zucht des Gymnasiunis hatte Enttäuschung, Kampf und Entsagung gekostet; bittrer noch waren einige Erfahrungen der Sturm- und Drangperiode Arndts, als Student und als junger Universitätsdocent. Da blieb manches Erlebniß eine trübe Erinnerung, die zu vergessen das Gemüth des jugendfrohen Greifes um so lieber versuchte, als er, wie er selbst eingesteht, von Gott begnadet ward, in großen Zeiten mit der Vollkraft feines Geistes erfolgreich mitzuwirken.

Jedoch muß der Biograph solchen kleinen Zügen und Lebensepisoden, welche dunkel geblieben sind, nachgehen, um aus ihnen die Erklärung

späterer Meinungen und Thaten zu finden und um das Vild eines Mannes, dessen Dichten und Denken über den eigenen Familienkreis hinaus den: deutschen Volke gehört, strahlend hell der Nachwelt zu überliefern als Beispiel des Werdens, Irrens und Schaffens eines edlen Mannes.

Was in Folgendein erzählt wird, beruht durchaus auf neuen Forschungen, zu deren Quellen wiederum Briefe und Familienpapiere gedient haben, die dem Schreiber dieser Zeilen allein zu Gebote stehen.

Als Arndt 1791 mit zweiundzwcmzig Jahren die Universität Greifswald bezogen hatte, kam er bald mitten in das frohe, ungebundene Studentenlehen hinein. Er selbst berührt die Erlebnisse dieser akademischen Jahre sehr kurz und theilt nur das Ergebniß mit, daß er freier und leichter in seinem Denken wurde, mit der andern Jugend deutsch gejubelt und manche fröhliche Nacht mit daran gesetzt habe. Der Unterschied zwischen Stadt und Land machte sich bei Arndt besonders geltend. Er klagt in einein reizend humoristischen Briefe an seine Mutter, daß die Suppen und Milchspeisen allzusehr gewässert, das Schweinefleisch zu mürbe und das Kalbfleisch zu zähe sei, so daß er sich vorkomme, wie das Vieh, welches von salziger auf Holzweide komme. Da mußten denn heimatliche Sendungen von Wurst und Fleisch und Nutter aushelfen. Wie das Essen ungenügend, so ist das Bier in Greifswald fast gar nicht zu trinken, so daß die Studentenschaft ihre Gelage sehr oft außerhalb der Stadt verlegt und fast täglich Ausflüge unternimmt. Besonders war die Wirtschaft der corpulenten Frau Möller in dein nach der See zu gelegenen Dorfe Wiek als Ziel von Wanderungen oder Segelfahrten beliebt. Dort wurde getrunken, gekegelt und gespielt und um neun Uhr wieder nach Hause gegangen, wobei nicht selten von den als Jäger geübten Commilitonon Arndts und selbst von Professoren Wildenten geschossen und als willkommene Beute für den Studententisch mit nach Hause genommen wurden.

So fügte sich Arudt in Greifswald allem studentischen Brauch und wäre als freier und frühlicher Bursch nach zweijährigem Aufenthalt nach Jena weiter gezogen, wenn er nicht inmitten des ersten freien Lebens, welches er genoß, sein Herz verloren hätte, so daß sein Sinnen und Denken in den Wanderjahren wieder nach Greifswald gerichtet war. Charlotte Marie Quistorv, die Tochter eines Professors der Naturwissenschaften, scheint die stille Schwärmerei manches Musensohns gewesen zu sein, ehe Arndt sich ihr näherte und gleich bei dem ersten Begegnen Feuer sing. Es muß aber auch ein ganz wunderbares Mädchen gewesen sein, diese Lotte; jung und wild, mit einem Herzen von Liebe und Hingebung, offenen Sinnes, neckisch bis zum Uebermuth, um dann wieder in einsamen Träumereien sich zu ergehen, begeistert in ihrem leicht empfänglichen Gemüthe für alles Gute und Schöne, voll und blühend nach einer schweren Krankheit, die sie durchgemacht hatte, —

„ . . um den schönsten Kopf die schönsten Locken,
Blaue Augen, Rosenwangen rund,
Ziifzcs Schelmenlächeln um den Vlund,
Weich geschickt zu küssen und zu locken —"

so trat sie unserm Arndt entgegen, für dessen ganze Gemüthsanlage sie wie geschaffen schien. Es kam, wahrscheinlich auf einer der gemeinsamen Streifereien Beider in der Umgebung der Stadt zu einer gegenseitigen Erklärung und heimlichen Verlobung, zu spät also, um die Trennung der Beiden, welche der strenge Vater Lottens durchsetzte, auch innerlich zu vollziehen. Das junge Mädchen wurde nach Barth in Pension gegeben, Arndt verließ, wahrscheinlich bald darauf, im Frühjahr 1793, Greifswald, um in Jena seine Studien fortzusetzen. Aber im Herzen trug er seine Liebe mit, heimlich, zuweilen mit dünner weißer Asche bedeckt, wie er selbst sagt.

Die Verbindung mit Lotte Quistorv gab den Plänen und Lebenswegen Arndts eine ganz bestimmte Richtung. Weder die Trennung, noch der zeitweise aus Vorsicht unterlassene Briefwechsel der beiden Liebenden hatten das bindende Wort, welches sie sich gegeben, vergessen gemacht. Noch wußten die Eltern Arndts Nichts von der Liebe ihres Sohnes, als dieser zu Ostern 1795 in das väterliche Haus zurückkehrte, um sich zu seinen: theologischen Examen vorzubereiten. Nachdem dasselbe leicht und glücklich überstanden war, sollte der als Dichter bekannte Pfarrer Kosegarten zu Altenkirchen, ein Freund des Arndt'schen Hauses, die weitere Ausbildung des jungen Theologen zum Pfarramt übernehmen. Arndt fühlte sich in dem gastfreien Hause, bei dem Unterricht der Kinder, die treu an ihm hingen, durchaus wohl und uerslimmelte als Kanzelredner eine zahlreiche und andächtige Gemeinde um sich. Da traten die Pläne der Zukunft an den achtundzwanzigjährigen Mann heran, und das Einheirathen in eine fette Pfründe, wie es damals unter dein schwedischen Regiment in Pommern bei Besetzung geistlicher Stellen üblich war, wurde um'erm Arndt von Freunden und Verwandten nahe gelügt. Sein Vater hätte es als ein großes Glück betrachtet, wenn der Sohn auf solche Art zu sicherein Brod gekommen märe, und war, als sich Gelegenheit bot, besonders eifrig bemüht, ihn in der Langenhanshagener Pfarre als Schwiegersohn unterzubringen. Nun mag es freilich sein, daß Arndt, wie er in seiner Selbstbiographie durchblicken läßt, von der Art und Weise der Besetzung der Pfarren angewidert wurde, so daß sich bei ihm eine immer größere Abneigung gegen das Predigeramt allsgebildet hat, allein die Ausschlag gebende Ursache war die Alternative, vor die er gestellt war, entweder ein ungeliebtes Mädchen zu heirathen und bei dem sorglosen Leben in einer guten Pfarre seiner Studentenliebe zu entsagen, oder, seine liebe Lotte im Arm, den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen und Stellung, Anerkennung und Würde sich zu erringen. Arndt wählte das Letztere.

Da war es denn zur Nothwendigkeit geworden, das Schweigen von

dein Herzensbündniß seinen Eltern gegenüber zu brechen. Kurz vor seinem Scheiden aus dem gastfreien Hause Kosegartens entdeckt sich Arndt in einem Briefe seiner Mutter: „Was Sie auch davon denken mögen," schreibt er ihr, „so ist sie doch die Einzige, mit der ich einst glücklich zu leben hoffe. Sie ist jung und wild, ich weiß es, aber hoffentlich nicht, was ihre Sittenrichterinnen aus ihr machen, und gewiß nicht, was diese selbst sind." Die Mutter soll das Geheimniß vorerst vor dein Vater bewahren und nur die treue Beschützerin seiner Jugend, Tante Sophie Schuhmacher, in das Vertrauen ziehen. Aber Frauenmund hat wohl nicht geschwiegen, und im Kreise der Familie ist wahrscheinlich der Plan entstanden, den jugendlichen Stürmer, der für das geistliche Amt nicht taugen wollte, draußen in der Welt Liebe und Schwärmerei vergessen zu lassen. Bereits hatte der Vater die Mittel zu einer größeren Reise dem Sohne zugesagt, und dieser war vom väterlichen Hause fort nach Greifswald geeilt, ohne daß er seine Liebe zu Lotte Quistorp dem Vater gestanden hatte. Erst nach einigen mit Freunden froh durchjubelten Stunden findet er »litten in der Nacht den Muth, zu schreiben. Da gesteht er dein Vater, daß er nun und nimmer die Langenhcmshagener Pastortochter heirathen könne, da er seit langer Zeit bereits mit seinem Mädchen durch ein Band verbunden sei, das nur eine gewaltige Macht zerreißen tonne. „Wenn ich trotz manchen äußeren Scheines ein gefühlvolles und edles Herz in ihr achte, wenn ich sie also allen Mädchen in der Welt vorziehe, fo werden Sie mir Ihre Beistimmung nicht versagen."

Der Vater Arndts, der trotz seiner patriarchalischen Strenge gerade seinem Sohne Ernst Moritz gegenüber bei Entschlüssen und Thaten ein letztes Machtwort niemals sprach, gab seine Einwilligung zur Verlobung, ebenso auch Lottens Vater, welcher nicht nur aus dein Grunde, den Uebermuth der Jugend seiner Dochter in einem stillen Eheglück verstießen zu ieben, sondern auch, um dadurch die Erinnerung an eine eigene Jugendtborheit zu verwischen, dem Bunde der beiden jugendlichen Herzen seinen Segen nicht versagte. Zu einer innigeren verwandtschaftlichen Zuneigung zwischen Arndt und seinem Schwiegervater Quistorp ist es freilich nie gekommen.

All diese Unterhandlungen fallen in die zweite Hälfte des Mai 1798. Die Vorbereitungen zu der Neise Arndts waren getroffen; der Abschied stand bevor. Nur wenige Tage konnten dalier die Liebenden das Glück genießen, vor ihren Verwandten und Freunden als Verlobte zu gelten. Die Worte, welche Ehnrlotte Quistorp ihrem Geliebten als Abschiedsgruß in sein Album schrieb, geben eine echte und reizende Charakteristik derselben. Sie lauten: „Süß ist sie zu atlnnen, die Luft, in der des Geliebten Athem weht. Die Hoffnung des Wiedersehens mildert der Trennung Schmerz, und der erste Kuß, vom Munde des Geliebten der Harrenden nach langer Trennung gegeben, belolmt göttlich jede Thräne des trauernden verlassenen

Mädchens. — — Eigentlich ist Trennung bei Liebenden eine Lüge. Die Geister der Liebenden sind sich immer nahe und reichen sich über'm Weltmeere die Hände. In dem Busen der Geliebten herrscht der Liebling wie ein Gott in seinem Tempel, sein Bild steht uor ihr im Wachen und verrinnt in ihren Träumen, die ganze Schöpfung zerfließt ihr in dem Einzigen, strahlt ihr den Einzigen wieder, tönt ihr den Einzigen entgegen. — Fahr' glücklich und gedenke in Italien meiner. Bring' mir was mit von der Ferne. Greifswald, den 16. Man 1798. Lotte Quistorp."

Als glücklicher Mann zog Arndt in die Welt hinaus, sorglos, voll Lebensmuth, bereit, ohne große Mittel in jeder Lage sich durchzuhelfen, mit offenem Auge für alles Schöne in Natur, Kunst und Leben, mit geradem Sinn sich neue Freunde werbend, von Men selbst freudig als treuer und unterhaltender Neisegefälwte begrüßt. Ein gewissenhafter Briefschreiber, gab er den Seinigen von Zeit zu Zeit Kunde, und oft lag ein Briefchen an Lotte Quistorv bei. Dieser Briefwechsel eristirt noch und ist im Verwandtenkreise wiederholt zun: Lesen gegeben worden, allein die Veröffentlichung desselben wird wohl nie stattfinden. Dies ist um so mehr zu bedauern, als über die Zeit des ersten Liebelebens Arndts auch eine andere Quelle fehlt, aus der man sonst bei Dichtern ihre Gefttble, Meinungen, Sorgen und Entschlüsse herleiten kann, das sind Liebeslieder aus jener Periode. Die Ungewißheit der Zukunft, dann die großen Entschlüsse, was werden sollte, auch die kurze Dauer, während welcher die Liebenden vereint waren, mancherlei Aergernisse und die Ansprüche, welche die Greifswalder Freunde an die Zeit und die Laune Arndts stellten, das Alles gab dein jungen Dichter nicht genug Nuhe, um seine Geliebte in Liedern zu feiern.

Erst als er im Herbst 1799 von seiner großen Reise durch ganz Mitteleuropa zurückgekehrt war, ging ihm das Glück seiner Liebe in Liedern auf, die leider zum größten Theil nicht in der bisherigen Sammlung der Gedichte Arndts aufgenommen sind. Hübsche Neckereien mit der kleinen Here, die ihn sticht, so daß er in Sehnsucht vergeht, dann wieder schwermüthige Weisen von einer Nonne, die von ilirem Geliebten nicht lassen kann, endlich ein begeistertes Lob edler Frauen:

Frauenlieb' ist aoldncr Wein,
FriMnllsalanz dem trüben Leben,
Frciuenlieb' ist Stemenschein,
Ist der Blume Tust und Weben, —

bilden die Zeugnisse, wie Arndt seine Lotte geliebt. Sie dauernd zu besitzen, ein eigenes Heim ihr und sich zu schassen, dahin drängte Arndt mit Ungeduld, und die Verhältnisse begünstigten seinen Plan. Bei den Greifswalder Professoren stand er noch in gutem Andenken, so daß „der Ecmdidat", nachdem er in Philosophie, Geschichte, Naturkunde und den alten Sprachen geprüft worden, in, Winter 1799 zu 1800 den Magistergrad erhielt und

Ostern darauf seine Vorlesungen an der Universität als Privat-Docent er-
öffnete.
In den Herbst desselben Jahres fällt die Hochzeit. Noch ehe also
ein sicherer Herd gegründet war, als Priuatdocent ohne viel Mittel und
ohne viel Zuhörer hat Arndt geheirathet. Ein Grund dafür entzieht sich
weiterer Erörterung; ein anderer Grund aber war die auffallende Furcht
des sonst so energischen Mannes, man könne ihn doch von seiner Lotte noch
trennen und irgendwo mit einer Landpfarre beglücken. Noch in Briefen,
welche Arndt damals von Greifswald aus nach Hause schrieb, finden sich
Andeutungen darüber, daß Versuche gemacht worden sind, die Ehe Beider
nicht zur Thatsache werden zu lassen. Selbst die von Arndt innig verehrte
Mutter fällt immer wieder in Zweifel zurück, ob ihr Sohn mit Lotten
glücklich werden könne. Da fchreibt ihr jener denn kurz vor der Hochzeit
noch: „Was Sie gegen meine Dirn haben können, das sind äußere Kleinig-
keiten, denn bei Gott, ich achte sie, wie ich sie liebe; aber auch sie muß
von mir noch erzogen werden, wie jedes Weib von ihrem Manne." Es
lag in der ganzen Kraftnatur unseres Arndt, die letzte Furcht vor heinilichen
Anschlägen gegen seine Liebe zu besiegen und alle Hindernisse aus dem
Wege zu räumen oder als klein zu achten, nur um zum Ziele zu gelangen.

Bau' Nein Nest, weil der Frühling währet,
Lustig bcm's in die Welt hinein;
Hell der Himmel sich oben kläret,
Drunten duften die Vlümelein:
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet —
Wage! Dulde! Die Welt ist Dein.

So singt Arndt in seinein Lebensliede, welches gerade in jener Zeit
des Kampfes um das eigene Heiin entstanden ist. Aber wenn im eigenen
Nest die Sorge um ein kommendes Leben sich einbettet und Raum gewinnt,
da muß der Hausherr ausschauen, woher er neues Brot und größeres
gewinnt. Nicht ohne Zureden seines Schwiegervaters bewarb sich Arndt
um eine Adjunctenstelle an der Universität, die ihm ein festes Gehalt von
— 100 Thlr., für Hausmiethe 20 Thlr. und außerdem 20 Faden Holz
und 6000 Stück Torf einbringen würde, aber Jahr und Tag verging,
ehe er solches Glückes theilhnftig ward. Da hieß es denn, vorläufig durch
mannigfaltige Collegs Geld zu erwerben; aber nur zu den öffentlichen Vor-
lesungen fanden sich zwei bis sieben Zuhörer, während die Privatcollegs
nicht zu Stande kamen und die Privatissima in lateinischer und griechischer
Sprache einen kärglichen Stundenlohn gewährten.
Und dennoch war es eine glückliche Zeit, welche die beiden Neuver-
mählten durchlebten, für Arndts dichterisches Werden aber noch dazu eine
folgenreiche. Denn während gerade seine ersten Gedichte sich in den Formen
seiner philologischen Bildung und philosophischen Dialektik bewegen und

dadurch auch in der Form durch eine gewisse Schwere leiden, springt plötzlich aus dem Born seiner Liebe das erste natürliche Lied hervor, aus welchem die oben citirte Strophe entnommen ist.

Blättern wir aber weiter in seinen Gedichten, nur ein paar Seiten weiter, da ist es wieder mit Lust und Frische vorbei; in einer Mine, einem Klagegesang, betrauert er sein junges Weib, welches am 25. Juni 1801 bei der Geburt eines Knaben starb. Arndt hat diesen Verlust nie verschmerzen können; nur ein anderer, späterer kam ihm in seinem Leben gleich, der seines Lieblingssohnes Willibald, welcher im Rhein ertrank. Beide bezeichnen Marksteine in seinem dichterischen Schaffen. Als Lotte starb, da ging es Arndt, wie vielen der Wissenden; er versuchte seinen Schmerz in philosophischem Denken zu erklären und zu läutern, das auch in seine Trauergedichte hinüberspielt. Allein die Natürlichkeit des Fühlens, die nicht zum Wenigsten seine Geliebte und Frau in ihm geweckt, kommt wieder hervor, und von Jahr zu Jahr inniger und treuer lebt das Andenken an die Dahingeschiedene in seinen Gedichten fort. Eine ganze Reihe derselben, welche zu den schönsten gehören, die je aus Dichtermund um ein todtes Lieb erklungen, sind von Arndt sonderbarer Weise in die Sammlung seiner Gedichte nicht aufgenommen worden und harren noch einer neuen Ausgabe. Mit Blumen des Frühlings, mit Nachtigallenliedern, mit Schäfergewand umgiebt er die im frühen Grabe Ruhende, und wenn er auch seinen Trost in der immer wieder neu erstehenden Natur sucht und zu finden meint, so fällt er doch auch wieder in Kleinmuth und Groll gegen das Schickfal zurück.

„War das die feste Treue?
Tic Liebe, die nicht stirbt?
Der Ztolz, der stets um neue
Und schön're Kronen wirbt.
O war' ich doch gestorben,
Ich wäre baß gestellt.
Mir wäre nicht verdorben
Mein Kleinod auf der Welt,
Mein Glaube wäre blieben,
Der süße tzimmelstraum,
Mein Sehnen und mein Lieben
Bis an des Grabes Saum."

Der Knabe, dessen Geburt der Mntter das Leben kostete, ward zu den Eltern Arndts nach Löbnitz in Pflege gebracht; seine Vornamen Karl Treu waren vom Vater als Erinnerung an das treue Weib gegeben, das Gatten und Kind einsam zurückließ; sein Aussehn glich der Mntter, groß und stattlich, mit Locken und hellen Augen, so wuchs er heran. Ein Versuch Arndts, seine einzige Schwester Dorothea oder, wie er sie gern nannte, Gottesgab in sein Haus nach Greifswald zu nehmen, scheiterte wohl hauptsächlich an der Jugend des Mädchens. An treuen Freunden aber fehlte

es dein Einsamen nicht; besonders war es Professor Äillroth, in dessen Familie Arndt Zerstreuung suchte und fand. Die Schwester der Frau jenes, Charlotte Vindemann, ward ihm eine Freundin, deren Treue er in den Melittion-Liedern verherrlichte, deren Andenken der 87jährige Greis in einem Liede noch treu bewahrt hat.

Allein ersetzen konnte die treueste Freundschaft ihm die verlorene Ingendgeliebte nicht. Ihr Sterbetag blieb zeitlebens für Arndt ein Tag stiller Einkehr und Wehmuth. Mitten in den Kriegswirren des Jahres 1813 schreibt Arndt an eine Freundin in einem Vriefe, welcher vom 16. Juni dntirt ist: „Und nun endlich, da ich die Zahl 16 ansehe, muß ich meine Augen in die Vergangenheit wenden und in die Ferne. Ich denke eben jetzt daran, daß an: heutigen Tage mein lieber Sohn geboren und einen solchen Vormittag mein Trauring einst zerbrochen ist. Nun will ich beten."

Was märe aus Arndt geworden, wenn Charlotte nicht gestorben wäre? Diese Frage stößt uns unwillkürlich auf, wenn wir das Stück Weges zurückblicken, das die Veiden miteinander gegangen. Hätte Arndt sein Können in der Sorge um das tägliche Brot verzehrt? Wäre er je über den engen Kreis der Greifswalder Universität herausgekommen? Oder hätte er gar eines Tages die Fesseln gesprengt und wäre mit seiner ungebändigten Lebenskraft dennoch in den Kampf der Völker hinausgeeilt? Mau spricht im gewöhnlichen Leben nicht selten bei dem Verlust eines Angehörigen: „Es war vielleicht besser so!" Sollte dieser Trostspruch vom Schicksal auch für unseren Arndt bestimmt gewesen sein? Das Bild der Verklärten wird darum nicht verschleiert, sondern strahlt der Nachwelt noch in hellerem Glänze. Charlotte Quistorp hat durch ihr Leben Arndt zum wahren Dichter gemacht und durch ihr Sterben ihn dem Vaterlande geschenkt, das in schwerer Zeit seiner als Nufer im Streit bedurfte.

Unsere Vornamen.

von
A. Wesselu.
— Veilin. —

!n .Wahrheit und Dichtung' erzählt Goethe, wie ihu Herder in
der Zeit ihres Straßburger Verkehrs einmal brieflich mit ein
paar Versen um ein Buch gebeten und dabei nach seiner spötti-
schen und höhnischen Art angeredet habe: „Der von Göttern Dil stammst,
von Gothen oder vom Kothe." Goethe macht dazu die Bemerkung: „Es
wnr freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß er-
laubte: denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel,
der blos um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und
zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja, wie die Hant
selbst, ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und
schinden kann, ohne ihn selbst zu verletzen."

Goethe giebt hier einen: natürlichen Gefühl beredten Ausdruck. Auch
uns würde es verletzen, wollte Jemand unseren Familiennamen, den der
Dichter ja zunächst im Auge hat, verunglimpfen. Durch ihn fühlen wir
uns in erster Linie mit unserem Vater, von dem wir ihn erhalten haben,
zu inniger Gemeinschaft verbunden. Dann aber ist er auch ein Band, das
uns mit unseren Vorfahren zusammenhält und in die Vergangenheit reicht,
wo es sich, für die eine Familie früher, für die andere später im Dunkel
verliert. Diesen unseren Namen in Ehren zu halten, gilt uns als eine
Pflicht, als ein Act der Pietät, mögen wir nnn seine Bedeutung verstehen
oder nicht, mag der Beiname, der einst unserem Ahn wegen irgend eines
äußeren Merkmals oder einer inneren Eigenschaft beigelegt wurde und sich

in seinein Geschlecht vererbte, auch auf die heutigen Verhältnisse längst nicht mehr passen.

In viel höherein Grade noch als die Familiennamen sind unser persönliches Eigenthum, ja, ein wichtiges Stück unseres Selbst, die Vornamen; sie sind die Eigennamen im wahrsten Sinn des Wortes, aus ihnen zum Theil erst die Familiennamen entstanden. Es ist ein Geschenk von hoher Bedeutung und voll tiefen Sinnes, das dem neugeborenen Kinde mit dem Namen in die Wiege gelegt wird. Aber wie selten sind sich die für die Gabe verantwortlichen Eltern der wahren Bedeutung bewußt, und wie vielen Empfängern bleibt sie das ganze Leben hindurch verschlossen! Freilich, wenn die Eltern ihren Sohn Gottfried nennen, so werden sie wohl dabei von den: Wunsche bewegt sein, daß der Friede Gottes auf ihm ruhen möge. Aber selbst wenn die Bedeutung des Namens noch leicht verständlich ist, wird er nicht immer eine Vorbedeutung für seinen Träger in sich schließen sollen; nicht aus jedem kleinen Hermann soll nach der Eltern Wunsch ein Kriegsmann werden. In anderen Namen scheint ein Sinn zu liegen, der ihnen nicht zukommt; so hat der Name Neinhold weder nüt ,rein' noch mit ,hold' Etwas zu thun, sondern bezeichnet den des Rathes Waltenden, wie die ältere Form Reginmalt beweist. Für die Mehrzahl der alten deutschen Namen aber haben die Meisten das Verständniß verloren; sie werden gewählt, weil sie „hübsch klingen", und was da hübsch klingt, ist doch sehr Geschmacksache.

Wohl kann noch eine tiefere Absicht bei der Namengebung walten, die jedoch von der Bedeutung des Namens unabhängig ist; wenn nämlich die Kinder nach lebenden oder verstorbenen Mitgliedern der Familie, oder nach Personen aus der biblischen oder profanen Geschichte oder nach Heiligen genannt werden, die ihnen gewissermaßen auf ihrem Lebenswege ein leuchtendes Vorbild sein sollen, denen sie, wie die Eltern hoffen, dereinst ähnlich sein werden.

Allein an wirklichem Verständnis; für die Personennamen fehlt es unserein Volke noch zu sehr. Wie oft hört man klagen: „Ich habe einen so häßlichen Namen." Dabei wird aber nur an den Klang gedacht, und es ist vergessen, daß eben dieser Name einen tiefen, schönen Sinn haben kann und wirklich meistens hat.

Dagegen hat die Wissenschaft diesem Gebiet reiche Pflege angedeiheu lassen, seitdem Jakob Grimm, der Begründer des wissenschaftlichen Studiums der deutschen Sprache und Alterthümer, zuerst den Blick darauf gelenkt hat. Auf seine Anregung hin setzte die preußische Akademie der Wissenschaften einen Preis aus für die Sammlung altdeutscher Namen, und Förstemann brachte mit erstaunlichem Fleiß aus den Urkunden ein äußerst umfangreiches Material in seinem „altdeutschen Namenbuch" zusammen. Die Erklärung der Personennamen nach Bildung und Bedeutung wurde von Männern wie Abel, Andresen und Stark gefördert.

während über die Eigennamen der verwandten Sprachen dnrch Sprach-
vergleiche? wie Pott und Fick, der mit seinen „griechischen Personen-
namen" ein grundlegendes Werk geschaffen hat, Helles Licht verbreitet wurde.
Viel Interessantes, daneben freilich manches Verfehlte, enthält auch das
einem größeren Publicum zugängliche Buch von Kleinpaul „Menschen-
und Völkernamen".

Hat die Erforschung der Eigennamen, dieser freiesten und willkürlichsten
Schöpfung des menschlichen Geistes auf dein Gebiete der Sprache, einer-
seits für den Sprachforscher großen Reiz, so ist sie in noch höherem Grade
allgemein kulturgeschichtlich interessant. In den Namen spiegelt sich die
Weltanschauung einer bestimmten Zeit und das Seelenleben eines Volkes
ab, sie geben Kunde von seinem äußeren Leben, von seinem religiösen und
ethischen Empfinden, von seinen Idealen überhaupt. Auch wie sich die
Lebensbedingungen und die Anschauungen eines Volkes im Lauf der Zeiten
ändern, lassen die Namen erkennen: alte verschwinden, neue kommen auf,
fremde Einflüsse machen sich geltend, die Mode übt ihren unheilvollen
Zwang aus; auch die Personennamen haben ihre Geschichte. Während
übrigens die Bedeutung der deutschen Vornamen im Allgemeinen klar ge-
legt ist, bleibt für die Geschichte derselben im Einzelnen noch viel zu thun.

Wir wollen im Folgenden eine Reihe unserer Vornamen erklären,
indem wir aus der großen Zahl theils die an: meisten verbreiteten, theils
die besonders charakteristischen auswählen. Daran soll sich ein Ueberblick
über die Geschichte der Vornamen in Deutschland anschließen. Es wird
sich bei unserer Betrachtung auch als zweckmäßig erweisen, gelegentlich
einen Blick auf die Namengebung verwandter Völker zu werfen, zumal
wenn deren Namen auch bei, uns 'Eingang und Verbreitung gefunden
haben, damit deutlicher werde, welche Namen gerade uns eigenthümlich
und welche Gemeingut der Deutschen und anderer Völker sind.

Die Verleihung des Namens mar bei den Deutschen von jeher mit
einer heiligen Handlung verbunden. In der heidnischen Zeit hob der
Vater das vor ihm auf den Boden niedergelegte neugeborene Kind auf,
zum Zeichen, daß er es als das seinige anerkenne. In Anwesenheit von
Verwandten und Freunden des Hauses wurde es sodann — vielfach am
achten oder neunten Tage nach der Geburt — mit Wasser begossen, und
der Vater oder auch ein der Familie nahestehender älterer Mann, dessen
besonderem Schutze das Kind damit anvertraut wurde, ertheilte ihm einen
Namen. Dieser war von um so größerer Bedeutung, als er der einzige
blieb, den das Kind im Leben trug, da Familiennamen erst viel später
Sitte wurden. Dieser Nnme wurde nun nicht etwa nach äußeren Merk-
malen oder auffallenden Eigenschaften gewählt, deren man ja auch bei den
kleinen Erdenbürgern nur selten hätte finden können, sondern man legte
dem Kinde diejenigen Fähigkeiten und Charakterzüge bei, durch welche es
sich im Leben dereinst nach Wunsch nnd Hoffnung des Gebers auszeichnen

sollte. Der Name wurde dadurch zu einer guten Porbedeutung geweiht, durch ihn wurde dem Kinde gewissermaßen ein ideales Vorbild gegeben. Derart in die Namen einen tiefen symbolischen Sinn gelegt zu haben, ist nun nicht ein besonderes und ursprüngliches Verdienst unserer Vorfahren. Lange bevor die Germanen aus ihrer asiatischen Urheimat nach Deutschland kamen, als sie noch mit Slaven und Kelten, Italikern und Griechen, Persern und Indern ein einziges Volk bildeten, herrschte dieser Brauch, in jener dunklen Vorzeit, für die es eigentlich geschichtliche Überlieferungen nicht giebt, und in die erst in unseren: Jahrhundert durch die vergleichende Sprachwissenschaft ein ungeahntes, glänzendes Licht geworfen worden ist. Wie eine Reihe übereinstimmender Wörter in den verwandten Sprachen Schlüsse auf die Lebensverhältnisse des indogermanischen Urvolkes gestattet, so läßt uns die überraschende Aehnlichkeit gewisser Personennamen als wahrscheinlich vermuthen, daß sie jenem bereits eigen gewesen seien. Schon damals kündeten die Namen Glanz und Herrlichkeit und Auszeichnung im Leben; sie priesen Ruhm und Ehre, vor Allem in Kampf und Schlacht; aber auch starker Schutz daheim im Frieden und guter Nath galten als wünschenswerth.

Auch die formale Bildung der Namen war bereits eine fest ausgeprägte und dieselbe wie später bei Indern, Griechen, Deutschen und den meisten verwandten Völkern. Das Wesentliche derselben ist, daß die Namen aus zwei Wortstämmen zusammengesetzt sind. Von ihnen bezeichnet der zweite, ohne gerade immer ein Adjectiu zn sein, eine bestimmte Eigenschaft, welche durch den ersten in irgend einer Weise modificirt wird. So heißt Jemand nicht blos „berühmt", sondern etwa „im Heer," „im Kampf", „im Lande berühmt" oder „der gut Nathende", „der hell Leuchtende". Neben solchen prophetischen Namen besaß das Urvolk, wie wir mit Hilfe der Sprachvergleichung annehmen können, noch einen von eigenthümlicher Art. Derselbe bezeichnete, aus frommem, dankbaren, Gemttth entspringend, das Kind als Gabe der Gottheit, ähnlich wie die griechischen und auch bei uns heimisch gewordenen Theodor und Dorothea.

Die hier zu Grunde liegende Anschauung ist weit verbreitet: sie findet sich nicht nur bei den Indogermanen, sondern auch z.B. bei den Juden. Da bedeutet der in latinisirter Form Johannes lautende Name „Gott hat es gegeben", und den gleichen Sinn haben Jonathan und Nathan, Matthias und Matthäus. Dabei mag gleich erwähnt werden, daß der religiöse Sinn des israelitschen Volkes gar manchen Namen in's Leben gerufen hat. So bedeutet Elias „Iehovah ist mein Gott", Iosua und Mcisirt Jesus „Gott hilft", Iesajas „der, dessen Heil Gott ist," nnd Elisabeth „Gott ist mein Eid".

Kehren wir zu den Indogermanen zurück. — Schon eine weitere Ausbildung des Systems zeigen die Namen der alten Inder. Außer Sieg und Ruhm verherrlichen sie auch menschliche Schönheit, Freude nnd Heiterkeit,

Anmuth und Liebe. Besonders poetisch muthen die von den Blumen entlehnten Namen im Sanskrit an, wie wenn Jemand „Sohn" oder „Freund" oder „Herrscher der Lotosblume" heißt.
Durch besondere Form- und Klangschönheit, durch Tiefe des Sinnes und erstaunliche Mannigfaltigkeit sind die Namen der Griechen ausgezeichnet. — Die Worte, welche Schiller im „Siegesfest" den Neoptolemos im Hinblick auf Achilleus' frühen Tod sprechen läßt: „Bon des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das Höchste doch," geben die allgemeine griechische Anschauung wieder. Das zeigen die mehr als 200 uns bekannten Namen auf xX-H?*); i<h erinnere nur an Sophokles, Themistokles, Peritles „den durch die Weisheit", „den durch die Gerechtigkeit", „den rings im Lande Berühmten". Der Beste zu sein, die «p'.mei«, war das Ziel der Helden; davon künden zahlreiche Namen, wie Aristoteles, „der das Neste Vollendende", Aristarch, „der beste Herrscher", und Aristophanes, „der als Bester Hervorleuchtende".
Zun» Ideal vollkommener Menschlichkeit gehörte vor Allem noch die Schönheit; auch sie ist in vielen Namen verherrlicht. Besonders den Mädchen verheißen die Namen Anmuth und Schönheit, Glanz und Heiterkeit, sie werden mit Sternen, mit Rosen, Lorbeer und Myrte verglichen. Aber auch Männer heißen nach der Blume und Blüthe, und Stephanos bedeutet den „Kranz". — Vielfach ist die Zugehörigkeit zu Stadt und Volk in den Namen ausgedrückt. Auch Lieblingsbeschäftigungen des Volkes wie Schifffahrt und Reitkunst spiegeln sich in den Namen wieder. Ueber hundertundfünfzig weisen auf das Roß; man denke nur an Philipp, „den Freund" und Hippokrates, „den Herrscher der Rosse".
Sah schon das Uruolk im Kinde eine Gabe der Gottheit, so werden jetzt die einzelnen Götter als Geber betrachtet. Die Historiker Herodot, Tiodor und Apollodor waren „Geschenke" der Hera, des Zeus und des Apollo; auf ägyptischem Einfluß beruht Isidor, „die Gabe der Isis".
Aus einer unerschöpflichen Quelle entsprangen die griechischen Namen. Zahllose Variationen waren möglich; neue Namen wurden geschaffen, indem je einer der Wortstämme, die von jeher zur Namenbildung dienten, mit einem beliebigen anderen combinirt und so die altindogermanische Toppelheit der Stämme gewahrt wurde. Außerdem wurden die vorhandenen Namen in der mannigfaltigsten Weise verändert und verkürzt und zu sogenannten Kose- oder Schmeichelnamen gestaltet, die dann aber auch als eigentliche Eigennamen galten, so gut wie bei uns Fritz nnd Hans, Gretchen und Lieschen. — In Folge dieses Reichthums war für Familiennamen kein Bedürfnih; follte Jemand genauer bezeichnet werden, sc» fügte man hinzu, wessen Sohn er sei.
Erst aus spätgriechischer Zeit stammen die Namen Margarete, die

*) Stammverwandt mit i» >Xi°z ^ der Nuhm.

„Perle", Katharina und Agnes, die „Keusche, Reine", Agathe, die „Gute", und Sophia, die „Weisheit", die bei uns größtentheils deshalb Verbreitung fanden, weil sie christlichen Heiligen eigen gewesen waren.

Eine durchaus besondere Stellung nehmen mit ihrer Namenbildung innerhalb der indogermanischen Völkergruppe die Römer ein. Die ursprünglichen zweistämmigen Eigennamen sind verschwunden. Es giebt noch nicht zwanzig Vornamen, und für dieselben waren, was sehr bezeichnend ist, in der Schrift bestimmte Abkürzungen üblich: der Vornan« war eben nicht viel mehr als ein Buchstabe! Wir finden keinen stolzen Wunsch in ihnen ausgedrückt; wie prosaisch erscheinen Quintus, Sextus, Decimus, der „Fünfte, Sechste und Zehnte", die schließlich auch gegeben wurden, wenn im einzelnen Fall die Nummer nicht stimmte. Nicht schöner ist „der am Morgen" nnd „der am hellen Tage Geborene", Manius und Lucius.

Den wichtigsten Theil des Namens bildete der Geschlechtsname. Ihn« schloß sich meistens noch ein Beiname an. Ueber diese beiden Gruppen von Namen ist noch wenig gearbeitet; die meisten derselben sind sehr dunkel. Vielfach sind sie von äußeren Eigenschaften und vom Berufe des Mannes hergenommen. Oft zeigt sich auch in der Namenwahl der Sinn des römischen Volkes für die Satire, die scharfe Beobachtung menschlicher Schwachen und Gebrechen; ich erinnere an Crassus, den „Dicken", Strabo, den „Schielenden", und Claudius, „den vom Geschlecht des Hinkenden". Ebenso wie die eigentlichen Geschlechtsnamen blieben auch die Beinamen, die ursprünglich nur einen: Einzelnen zukamen, in der Familie üblich. Ja, selbst bestimmte Vornamen erbten sich im Geschlechte fort, so daß oft angegeben werden mußte, wessen Sohn und wessen Enkel Jemand war.

Trat uns in den griechischen Namen auf's Klarste die hellenische Eigenart entgegen, welche dem Individuum sein Recht läßt und die freie Ent-Wickelung der Persönlichkeit fördert, so zeigte sich in den Namen der Römer eine Niuellirung, ein Aufgehen des Einzelnen in der Familie, im Geschlecht, im Staat, worin freilich auch etwas Erhabenes liegt, nnd worauf zum nicht geringen Theil die Größe Roms beruht.

Gegen die Umständlichkeit der römischen Männernamen sticht es sehr ab, ist aber auch wieder echt römisch, daß die Frauen gar keine Vornamen, sondern nur den Geschlechtsnamen tragen. Wie sonderbar würde es nns nnmuthen, sollten wir unsere Töchter und Schwestern im täglichen Leben mit unseren, Familiennamen anreden und unsere Mütter und Frauen mit dem ihrigen!

Eine Folge der geringen Bedeutung der römischen Vornamen ist es auch, daß keiner derselben bei uns Eingang gefunden hat; was wir von römischen Namen besitzen, geht vielmehr auf Geschlechtsnamen, wie Julius Aemilius und Antonius oder auf Beinamen, wie Augustus*), zurück.

*) ^ „Ter (Z-rhabene", zum eisten Mal dem Imperator OcKwian im Iah« 27 v. Chi. vom römischen Tenat verliehen.

Wenden wir uns jetzt unserem deutschen Namenschatze zu und betrachten zunächst diejenigen alten Namen, welche bereits unsere heiduischen Ahnen besessen haben. Unter den fämmtlichen Namensystemen der indogermanischen Völker bezeichnet der oben genannte Sprachforscher Fick das germanische als „das mächtigst entwickelte und mit der feinsten Symbolik durchgeführte", während das indische in seiner Durchsichtigkeit, das griechische in seiner maßvollen Schönheit unübertroffen dastehen. Er hebt hervor, daß die Germanen durch feste Beschränkung auf einen ganz geschlossenen Ausschuß von Namenwörtern, durch eine systematische Umkehrung der zweistämmigen Eigennnamen, wie Wolfgang — Gangolf, endlich durch eine munderbar reiche und systematische Durchführung der Bildung von Kosenamen ihren ausgeprägten Sinn für Individualität bethätigt haben, und fügt hinzu: „man könnte vermöge einer erschöpfenden Durchfuhrung der germanischen Namenbildungsgesetze eine derartige Masse deutscher Namen erzeugen, daß noch heutzutage jeder der mehr als fünfzig Millionen Deutscher mit einem eigenen Namen bekleidet werden könnte, wie denn die gesummte romanische Welt sich noch heute in die Fetzen des altgermanischen Prachtgewandes kleidet."

Wie schon bemerkt, sind weitaus die meisten deutschen Namen aus zwei Wortstämmen gebildet. Ganz vereinzelt sind die einstämmigen, wie Karl, was allgemein den Mann, den tüchtigen „Kerl" bezeichnet und sich mit dem griechischen Andreas, vielleicht auch mit dem so häufigen lateinischen Marcus, berührt, ferner Ernst, „der entschlossene Kämpfer"*). — Andere scheinbar einstämmige Namen sind aus ursprünglich zweistämmigen gekürzt und eigentlich Kosenamen, wie Kurt aus Konrad.

Vor Allem findet in den Namen der kriegs- und kampflustige Sinn der Deutschen seinen Ausdruck; von Schlacht und Sieg, von Muth und Kühnheit, von Ruhm und glänzender Ehre tönt es in ihnen. So beziehen sich auf den Kampf von den Namen, die aus alten steiermärkischen Urkunden gesammelt worden sind, volle zwei Drittel.

Im Altdeutschen bedeuten außer 6rnu8t noch Funä, dilci», daäu (wovon unser Substantiv „Hader") und ^viß den Kampf; von Allen sind zahlreiche Namen gebildet. Da ist Günther oder Günther, „der Kampfheld"; denn im Althochdeutschen ist tisi-i ursprünglich wahrscheinlich „der Krieger, der Held", dann erst die Gesammtheit der Krieger, „das Heer". Auch das schwedische Gustav, „der Kampfesstab", hängt mit Funä zusammen. — Der alte Necke und Waffengenosse Dietrichs von Bern Hildebrand und sein Sohn Hadubrand sind „die im Kampf Strahlenden" oder „die Kampfschwerter"**). Chlodowig, in spaterer Form Chlodwig

^ Im Althochdeutschen bedeutet erimzt zunächst den „Kampf".

**) Im Althochdeutschen bezeichnet dmnt vom 2tamm des Veibums „brennen" auch das Schwert, als brennende, leuchtende Waffe.

und Ludwig, bedeutet deu „ruhmvollen Krieger"*), und manche mit niß
gebildete Zinnien haben sich bei uns noch als Familiennamen erhalten, wie
Hartwig, Herwig und Wichmann**). Aehnlich bedeutet Werner,
eigentlich Werinher, den „wehrhaften", und Walther den „gewaltigen
Helden".
Oft hallt es in den Namen von den Waffen wieder, und werden
die Menschen mit den Waffen selbst verglichen. Besonders häusig erscheint
der Ger. So ist Gerhard „der Speerstarke", Rüdiger „der Ruhmes-
speer"***), und Edgar „der mit dem Schwert sein Eigenthum Schützende"^).
Nlt war des Schwertes Spitze, Ortwin „der Schmertfreund", eoks die
Schneide des Schwertes, daher Eckehard, Eckard „der Schwertstarke".
Wie der Helm den Krieger schirmt, so ist wohl Wilhelm, „der zu schützen
Gewillte", und dasselbe bedeutet wohl Helmut, das dann eigentlich „Helm-
Muth" wäre. In Bertrand sehen wir den Kämpfer mit leuchtendem
Schildrand", Bruno, ein Kosename, weist auf die glänzende Brünne.
Viele Namen statten ihre Träger mit kriegerischen Tugenden
aus; wir kennen gegen 160 auf dalä — kühn, dessen spätere Form dolck oder
polt z.V. in Liutpold, Leopold, dem „Volksktthnen" l'l'), vorliegt, und
die schließlich in „Witzbold" und „Trunkenbold" ihren edlen Sinn verloren
hat, und wir kennen sogar gegen 250 Namen auf darr —stark, tapfer.
Milder klingen die uralten siegverheißenden Namen, wie Siegfried
und Siegmund, worin luunä, wie in „Vormund", Schutz bedeutet.
Schon Tacitus kennt mehrere Namen, die den Sieg preisen, wie
Segimer, „der Siegberühmte"l'l'l'). Sebald, aus Sigibald entstanden,
ist „der Siegeskühne".
Dem Sieger wird Ruhm und Ehre zu Theil. Erich, aus Erarich,
ist der „der Ehre Mächtige"; Chlotar, später Lothar, bezeichnet den „be-
rühmten Helden"; auch der Familienname unseres Reformators Luther
geht darauf zurück. Ruotland, Roland ist „der im Lande", Volkmar,
wie das griechische Damokles, „der im Volke Berühmte", Ruprecht und
Robert „der Ruhmglänzende". Mit dem Adjectiv dsrcbt — glänzend,
leuchtend wurde übrigens eine außerordentliche Menge von Namen gebildet;
wir kennen mehr als vierhundert. —

*) Der eiste Vestandtheil des Namms geht auf die indogermanische Wurzel KIu
zurück, von der auch das griechische xXuiiz ^ berühmt und unser „laut" stammt.
**) Manche mit nieb. zusammengesetzte Namen lassen auch eiue andere Deutung
zu, da nid, womit „weihen" zusammenhangt, das Heiligthum bedeutet.
***) Ter erste Vestandtheil ist das althochdeutsche b,ßn<x>, das nach Laut und Be-
dcutuug mit „Ruhm" zusammenhangt, aber schon lein selbststcindigcs Wort mehr ist.
-j-) Ueber den ersten Vestandtheil s. Auni. 2 auf Seite 122.
1-f-) Der erste Vestandtheil ist das althochdeutsche liut ^ Volt, woher uuser „Leute"
stammt. Mit leo, dem Löwen, hat der Name Nichts zu thun.
I^) Althochdeutsch ru^ri, mittelhochdeutsch mlore ist — bekannt, berühmt! davon
auch „Märe" und „Märchen".

Ein merkwürdiges Schicksal hat der zuletzt genannte Name Ruprecht
gehabt. Der Knecht Ruprecht, der Begleiter des Christkindes, wurde im
Volke eine beliebte Figur. Wer sich als solcher verkleidete, durfte sich roh
und grob benehmen, und daher nennt man seit dein siebzehnten Jahr-
hundert einen flegelhaften Menschen einen Rüpel und in Schlesien und
in Leipzig die Schornsteinfeger Feuerrüpel. —
Die Eigentümlichkeit des germanischen Volkscharakters zeigt sich darin,
daß auch die Frauen kriegerische Namen führen. Schon Cäsar erzählt,
wie im Heere des Ariovist die Frauen auf der Wagenburg standen, die
Männer ermuthigten und 'anflehten, sie nicht der römischen Gefangenschaft
preiszugeben. Sie griffen sogar vielfach in den Kampf ein, tüdteten fliehende
Männer und ihre Kinder und nahmen sich schließlich selbst das Leben; denn
die Freiheit war ihr höchstes Gut. Erscheint ja auch das eigentliche Ideal
des germanischen Weibes in den Walküren, die mit strahlender Brünne
angethcm, von der Vrünhilde ihren Namen hat, an der Schlacht teil-
nehmen, Odhins Befehle ausführten und die Todten, die sie von der
Walstatt gekürt, nach Walhall geleiteten.
So sind denn zahlreiche Mädchennamen mit dil^a zusammengesetzt.
Mechthild oder Mathilde ist „die machtvolle", Chlothilde „die be-
rühmte" und Grimhilde oder Krimhilde*) „die Helm-Kämpferin".
Hildegunde bezeichnet die „tüchtige Kriegerin" und ebenso Haduwig —
Hedwig; ähnlich ist Hildegard*"), Hildburg und Walburga die
„Vergerin, Schützerin in der Schlacht"; Knnigunde ist „die für ihr Ge-
schlecht Kämpfende"***) und Gudrun „die runenkundigeKampfzauberin" 1°).
Hierher gehört auch der Name Gertrud, der aber schwer deutbar ist und
in das Reich des Ueberirdischen zu führen scheint. Eine Walküre heißt bei
den Nordgermllnen Thrudr, andererseits sind Truden Quälgeister, ähnlich
dem Alp. Aber auch ein Zusammenhang mit „traut" ist wohl vorhanden,
wie denn der Name später auch Gertraud lautet; es wäre so aus der ur-
sprünglich vielleicht göttlichen „Speerjungfrau" eine „Speergeliebte" geworden.
Verlassen wir nun die kriegerischen Namen und betrachten wir die-
jenigen, die uns lehren, was den alten Deutschen sonst im Leben wünscheus-
und erstrebenswerth schien.
Ein hohes Gut mar Macht und Herrschaft; das zeigt z. V. der
Name Theoderich oder Dietrich, „der Volksherrscher" l'l'). Ebenso ist

*) ßlim2 heißt im Althochdeutschen der Helm.
**) 8»i<z, womit auch „Garten" zusammenhängt, bedeutet Vinhegimg, Obhut, Zchuy.
***) Kniii bedeutet Verwandtschaft, Geschlecht.
-st) Aus Gundrun; falsch ist die Deutung, die N. Wagner in der „Götterdämmerung"
gievt: „die Gntraunende".
1^-) äiow ist im Althochdeutschen ^ Volk, ilcb ursprünglich - Herrscher, woran
noch unser Substantiv „Reich" erinnert, während die Bedeutung des Adiectius „reich"
sich erst daraus eutwickclt hat.

Roderich „der Nuhmesherrscher", Waldemar „der Gewalt- oder Macht-Berühmte", und auch Bodo oder Botho bezeichnet „den Gebieter". — Daß auch die friedliche Herrschaft nicht unrühmlich war, beweist Friedrich, der „Friedensherrscher".
Ueberhaupt fehlte nicht die Werthschätzung des Friedens; das zeigen die etwa dreihundert mit kriä zusammengesetzten Namen, die wir kennen. Indessen bezeichnet das Wort in alter Zeit und ursprünglich nicht fowohl den Gegensatz znm Kriege, als überhaupt Schutz und Schirm. Fridenand war der „Friede-Kühne", ein Name, den wir spater von den Spaniern als Ferdinand zurückerhalten haben*).
Als ein kleiner König fühlte sich jeder Germane in seinem Heim, und die Liebe zu diesem, die Freude an der Lage und Umgebung des Hauses klingen aus den Namen wieder. Viele waren mit Hag und Hain, mit Saal und Heim gebildet; geblieben ist uns Heinrich, „der Daheim-Herrschende" und Ulrich aus Odalrich, „der über sein Erbgut Herrschende". Treue Verwaltung des angestammten Vesitzthums hoffte man von seinen Kindern: „der über sein Gut Wachende" ist Odoater**), woraus auch Ottokar und die Koseform Otto wurde; „der sein Vesihthum Schützende" ist Otfried, Edmund und Edward, das wir von den Franzosen als Eduard zurückerhalten haben. Stammverwandt mit ocl»I ist „Adel", die edle Abkunft, die besonders hochgeschätzt war. Viele alte Namen sind mit „Adel" zusammengesetzt, namentlich bei den Franken; wir haben noch Ädalbert, Albrecht, Albert, den „Adel-Glänzenden", und Adelheid, das ein Mädchen von adligem Wesen bedeutet***).
Im Frieden, in der Volksversammlung war kluger Rath geschätzt. Davon sprechen viele Namen, wie Reinhard, „der tüchtige Nathgeber"'s/). Neinhold, „der Nathwaltende", Raimund, „der durch seinen Rath Schützende", und Konrad mit seinen Koseformen Kurt uud Kunz, „der Geschlechtsberather"-j-j'), der aber auch zum „kühnen Verather" umgedeutet wurde und dann ganz mit dem griechischen Thrasybulos übereinstimmt.
Klugheit und Weisheit pries gar mancher Name. Hußv. hieß im Althochdeutscheu der Verstand, Hugin einer der beiden klugen Raben, die Odhins stete Begleiter waren; aus einein der mit du^u zusammengesetzten Namen, wie etwa Hugbert, später Hubert, ist der Kosename Hugo ent-

*) Diese von Tiez gegebene Teutung wird duich die umgelehrte F«im Nantfiib wahrscheinlich! Andere sehen Heiinand, „der Heerriihne", als Grundform an, aus der im Spanischen mit Wechsel von h und f Fernando geworden wäre.

**) ut, ist althochdeutsch ^ Besitz, davon auch das mittellateinische kllcxlium — Ganz», Freibesitz. Im Sächsischen uud Angelsächsische» erscheint das Wort als «ä,

***) d,eit ist althochdeutsch ^ Person, IVeseu, Beschaffenheit, jetzt zum blofzen Suffix geworden.

» f) Zu Grunde liegt reziu -- Nach.

H-) Von loilli -^ Geschlecht.

standen. — Sinn für Gesetz und Recht spricht z. B. aus dem Namen
Ewald, der unser ursprünglich „Gesetz" bedeutendes Wort „Ehe" enthält
und daher den „des Gesetzes Waltenden" bezeichnet.
Auch Frohsinn und Heiterkeit, Liebe und Freundschaft verherrlichten
viele Namen, die uns aber verloren gegangen sind; geblieben ist uns
Alwiu, „der edle Freund"*), nebst Alwine.— Im dritten und vierten
Jahrhundert gingen besonders viele, nun längst verfchwundene Namen auf
ß28t aus. Das zu Grunde liegende indogermanische Wort bedeutet eigent-
lich den Fremdling; während er aber im Lateinischen zum dosti«, dem
Feinde, wurde, genoß bei den Germanen der „Gast" die freundlichste Be-
handlung. Freigebigkeit galt damals, wie auch an den Fürstenhöfen der
Nitterzeit als Kennzeichen des Vornehmen: Gebhard bezeichnet den
„tüchtigen Geber".
Eine besondere und reiche Gruppe bilden die Personennamen, welche
religiöse Beziehungen enthalten, welche göttlichen Schutz verheißen, oder
auch in stolzer?und naiver Weise den Menschen mit überirdischen Wesen
vergleichen. Allerdings scheute man sich, Kinder nach den: höchsten Gotte
Wodan und dem Kriegsgotte Ziu zu nennen; auch von Donar sind wenige
Namen abgeleitet, während in Norwegen viele mit TH6rr zusammenhängen.
Die lichten Gottheiten der Germanen hießen mit gemeinsamen, Namen
Äsen, d. h. „Stützen" des Weltgebäudes. Von ihnen leitet sich der Name
Ans Helm oder, mit Verwischung des zweiten Bestandtheils, Anselm ab,
„der von den Äsen Beschützte", sowie Oswald, „über den ein Äse waltet",
und Oskar, „der Gütterspeer"; 53 war nämlich die sächsische, aus die hoch-
deutsche Forni des Wortes.
Zur Zeit des Tacitus gab es drei große Cultverbände unter den
Deutschen, die sich rühmten, von besonderen Stammesgüttern abzustammen.
Die Ingävonen, Istäuonen und Irminonen. An den Gott Ingvio, dem
im Norden Freyr gleichgestellt wird, erinnert Ingeburg, sowie die Helden
des ersten Theiles von Gustau Freytags „Ahnen", Ingo und In grab an.
Ursprünglich vielleicht nur ein Beiname Wodans war der gewaltige, starke
Irmino, dem die Irmensäulen geweiht waren. Bon ihm hat man mich den
Namen Arminius**) abgeleitet, doch fraglich, ob mit Necht. Sicher geht
auf ihn dagegen Irmgard, nebst den Koseformen Irma und Emma zurück.
Es wird kein bloßer Zufall sein, daß es gerade Frauennamen sind,
die uns noch heute an jene Götter gemahnen. Wie schon Tacitus bezeugt,
sahen unsere Vorfahren im Weibe „etwas Heiliges und Prophetisches".
Es war also ein Hinweis auf die Gottheit in einem Mädchennamen be-
sonders am Platze, und so ist denn in den noch lebenden altdeutschen
weiblichen Namen neben der Beziehung auf den Kampf die Beziehung auf

*) Aus Adelwin, oder auch „der Freund Aller"; eine andere Tentnüg s. S. 124,

**) Tie falsche Oleichsetzung von Armin und Hermann geht ans Klopstock zurück.

die überirdische Welt vornehmlich ausgeprägt. Wenn nun auch unser Raulen Vertha vielleicht eine bloße Koseform ist und einfach „die Glänzende" bezeichnet, so ist doch eine tiefere, symbolische Bedeutung denkbar: Vertha war ein Beiname der Gattin Wodans Frigg, einer gütigen, milden Göttin. Dieselbe hieß auch Holda, woraus im Märchen die freundliche Frau Holle geworden ist, so daß möglicher Weise der Name Hulda ebenfalls mit ihr in Verbindung steht. — Äehnlich ist es mit Ida, das ein Schmeichelname für Idabergn, „jugendfrische Schützerin"*), sein oder mit den Idisen zusammenhängen kann, worunter heilige, göttliche Frauengestalten und auch Walküren verstanden wurden.

Außer den Göttern sind noch andere übermenschliche Mächte in vielen altdeutsche» Namen vertreten. So ist Ilse die Bezeichnung eines weiblichen Wassergeistes. Von einein solchen stammt der Name des von Heine besungenen Flüßchens in: Harz und auch der Mädchenname Ilse. In anderer Forni lantet er Elsa und vermischte sich später mit den Kürzungen des hebräischen Namens Elisabeth.

In das Reich der Alben oder Elfen, wie wir sie nach der englischen Form des Wortes zu nennen pflegen, führt nns der Name Alfred, „der Elfenrath", und Alboin, sowie vielleicht auch Alwin, bedeutet den „Elfenfreund". — Im Gegensatz zu diesen kleinen Geistern, die ursprünglich Seelen Verstorbener waren nnd dann zu so lieblichen Märchengestalten wurden, stehen die mächtigen Niesen oder Hünen. An sie erinnert Humbert und Hunibald (Humbold). Auch Thursen hießen die Niesen, und vielleicht ist Thusnelda eigentlich Thursinhilda, „die Niesenkämpferin"**).

Mit dem religiösen Glauben hängen auch die von Thieren abgeleiteten Namen zusammen. Wie bei den Griechen und Römern, so waren auch bei den Germanen gewisse Thiere bestimmten Göttern heilig. Ja, diese Heilighaltung der Thiere beruht im Grunde noch auf einer anderen Anschauung aus grauer Vorzeit; wir werden hier auf eine weit tiefere Stufe der Religion geführt. Die Naturmenschen, die mit den wilden Thieren des Waldes um ihr Leben kämpften und ihr Hab und Gut von ihnen beständig gefährdet wußten, sahen in ihnen übernatürliche Gewalten und erwiesen ihnen göttliche Verehrung, um sie gnädig zu stimmen. Später konnten Thiere auch einfach als Vorbilder der Kraft nnd des Muthes gelten, wie wir noch gern den „Löwenmuth" eines Kämpfers rühmen.

Besonders viele Namen der Deutschen sind vom Wolf hergenommen. Der Wolf ist sogar bei weiten das hänsigste namenbildende Wort gewesen; wir kennen gegen fünfhnndert Namen, die mit Wolf beginnen oder darauf

*) Ner erste Beswndthcil ist schon im Altdeutschen lein selbstständiaes Wort mehr.

**) Nencrdinas wird der erste Theil des Namens auch mit einem Woristllmm in Verbindnnll ssebracht, der „Kraft" bedeutet und noch in „tausend", althochdeutsch tuguirt, dem „starken Hundert", vorlieat.

ausgehen. Er war das heilige Thier des höchsten Gottes Wodan-Odhin; zwei Wölfe begleiteten Odhin in die Schlacht. Auch dem Apollo und dem Kriegsgott Mars war der Wolf heilig; die Marsfühne Romulus und Remus säugte eine Wölfin, die dann das Wahrzeichen der Stadt Rom geworden ist. Von der Bedeutung des Thieres zeugt ferner der unheimliche Glaube an den Wermolf, d. h. einen Mann, der Wolfsgestalt annehmen kann und dann über feiue Mitmenfcheu herfällt, um sie wie ein wildes Thier zu zerfleischen, ein Glaube, der sich auch bei den Griechen, Römern, Kelten und besonders den Slaven findet. Noch jetzt spielt in unseren Märchen der Wolf eine große Rolle, eine Nachwirkung uralter Anschauung.

Das älteste litterarische Denkmal der Germanen, von dem zugleich der Verfasser bekannt ist, die gothische Bibelübersetzung, verdanken wir einem „Wölflein", dem Wulfila. Noch jetzt ist Wolf ein Kosename; sonst ist uns geblieben Adolf, „der edle Wolf", Rudolf, „der Nuhmwolf", und Wolfgang, „dein der Wolf des Sieges zun: glücklichen Vorzeichen vorangeht". — Ermähnt sei, daß auch viele griechische und indische Namen vom Wolfe abgeleitet sind; ja auch bei den Indianern finden sich Namen wie „Präriewolf", wie sie denn überhaupt Benennungen lieben, die mit der Thierwelt in Zusammenhang stehen.

Auch der Rabe war, wie schon erwähnt, dem Odhin heilig; er steckt in den Namen Wolfram und Bertram. — Neben dem Wolf erscheint zugleich der Aar in Arnulf; derselbe findet sich auch im Namen Arnold aus Arnwalt, sonst aber seltener, da er im Glaubeu eine geringere Rolle spielte als etwa der Adler des Zeus und Inppiter.

Der eigentliche König der Thiere in den deutschen Wäldern war der Bär. Bernhard nebst der verkürzten Form Benno erinnert noch daran. Die Bedeutung Bär soll auch der 'Name des britischen Königs Artus oder Arthur haben, der mit seiner Tafelrunde in so vielen Dichtungen der Ritterzeit gefeiert worden ist. — Dagegen hat der Löwe nie in Deutschland gehaust und daher nicht, wie bei den Griechen, zur Namenbildung mitgewirkt. Die Fabeln, in denen er der Herrscher des Thierreichs ist, stammen aus Griechenland und dem Orient, und der Name Leonhard ist erst unter lateinischein Einfluß entstanden.

Als Vorbild der Kraft galt auch der Eber, dereinst in ganz Europa sehr verbreitet war und nnt Vorliebe gejagt wurde. Geblieben ist uns Eberhard.

In alten Frauennamen ist besonders die Schlange vertreten. Während dies Thier ini alten Testament znni Symbol des Bösen geworden ist, war sie dem Heidenthum besonders heilig. Um den Stab des Asklepios, des griechischen Gottes der Heilkunst, windet sich eine Schlange; nach der nordischen Sage umgiebt die riesige Midhgardsschlange den Erdkreis. Viele deutsche Märchen wissen von der Klugheit und prophetischen Gabe der Schlangen zu sagen, und diese Eigenschaften machten sie nach altgermanischer

Anschauung zur Verwendung für weibliche Namen ganz besonders geeignet. Im Altdeutschen hieß das Thier Lint oder Wurm, und in den vielen alten Namen auf —linde, wie Sieg linde, der Mutter Siegfrieds, und Gerlinde, der Mutter Hartmuths in der Gudrunsage, ist die eine Bezeichnung enthalten.

Als ein weises, heiliges Thier galt endlich der Schwan. In der Periode der Naturreligion verglich man Nebel- und Wolkengebilde mit Schwänen, und der mythenbildende Geist des Volkes schuf die anmuthigen Gestalten der Schwanensungfrauen, die nicht nur in Dichtungen des Mittelalters, sondern noch in Märchen unserer Zeit verherrlicht worden sind. Namen von Schwanenjungfrauen wurden dann bisweilen irdischen Mädchen verliehen, und wenn auch ein Name wie Schwanhilde nicht mehr gebräuchlich ist, so hat er doch noch für uns einen besonders poetischen Klang.

Bei der Durchmusterung unseres altererbten Namenschatzes hat sich gezeigt, welche Fülle von kräftigen, sinnvollen und schönen Bezeichnungen unsere Ahnen geschaffen haben, und es hat sich uns zugleich ein farbenprächtiges, deutliches Bild ihres Lebens, ihrer Weltanschauung und ihrer Ideale entrollt. —

Wir wollten nun noch die geschichtliche Entwickelung der Namengebung in Deutschland betrachten*). Sie gleicht dem Wachsthum eines mächtigen Baumes mit weitverzweigten, kräftigen Wurzeln; frei und ungehindert, aus eigener Kraft, ist er anfangs emporgewachsen, aber wenn auch mancher Zweig immer üppiger grünte, so ist doch so mancher abgestorben, und von fremder Hand aufgepfropfte Reiser haben sich breit und breiter gemacht und das Bild mächtiger Einheit gestört.

So lange als aus den zahlreichen Elementen immer neue Personennamen geschaffen wurden, genügte der eine Name, um die Menschen deutlich von einander zu unterscheiden, und für besondere Familiennamen war noch kein Vedürfniß. Dennoch liebte man es fchon in heidnischer Zeit, die Zugehörigkeit zum Geschlecht in den Namen zum Ausdruck zu bringen. Als Mittel dazu diente ein Element altgermanischer Poesie, die Alliteration; so heißen die drei Burgundenkönige des Nibelungenliedes Günther, Gernot und Giselher. Oder man verwendete dasselbe Wort zur Namenbildung, wie im Geschlechte Siegfrieds den Sieg. — Auch setzte man gern je einen der zwei Bestandtheile des Vaternamens mit einem des Mutternamens zusammen: ein Elternpaar Gerbert und Sieglinde konnte seine Kinder Siegbert und Gerlinde nennen. Bei solcher Zusammen-

*) Beiträge zur beschichte der Vornamen haben gegeben uon Iahn, „Uebei steieimärkische Taufnamen" in den Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, Nd. 29 nnd Steinhausen in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" 1893 und der Veilogc znr „Täglichen Rundschau" 1893, 10. Januar ff.

setzung war es aber möglich, daß dem neuen Namen ein natürlicher, deutlicher Sinn fehlte, wie wenn in Hedwig und Hildegunde beide Theile „Kampf" bedeuten und in Wolfram der Wolf mit dem Raben, in Arnulf mit dem Adler gepaart ist. Schon dadurch mußte späteren Geschlechtern das Verständniß mancher Namen erschwert werden; in weit höberem Grade aber war dies die Folge eines ganz natürlichen Umstandes. Die lautlichen Veränderungen, vor Allem die Abschleifung der volltönenden Endungen, die im Lauf der Jahrhunderte die gesammte Sprache umgegettalteten, berührten naturgemäß auch die Eigennamen und machten sie undeutlicher und verschwommener: ein Chlothahari des neunten Jahrhunderts erscheint als ein Klothar im zwölften. Auch die mannigfaltigen Koseformen, welche zunächst den Reichthum an Namen beträchtlich vergrößerten, mußten durch die Verstümmelung und Umbildung des Ursprünglichen die Durchsichtigkeit beeinträchtigen.

Wurde auf diese Weise die Namenfülle geringer, so gewannen andererseits auch bestimmte Namen an Verbreitung. Frühzeitig schon nannte man die Kinder gern nach dem Großvater oder Oheim, so daß sich dieselben Namen in der Familie wiederholten. — Namen, die ursprünglich nur in bestimmten Gegenden üblich waren, griffen weiter um sich. Wir wissen, daß Friedrich, Rudolf und Albert anfänglich besonders in Schwaben, Luitvold in Vaiern, Heinrich, Ludwig und Konrad in Rheinfranken vorkamen.

Bekannt ist, wie in Fürstenhäusern dieselben Namen forterben und in: Hause Neuß sogar sämmtliche männlichen Angehörigen Heinrich heißen und nur durch eine Nummer unterschieden werden, was an die römischen Quintus, Sertus u. s. w. erinnert. Die erste Herrscherfamilie, welche bestimmte Eigennamen besonders pflegte, war die der Karolinger.

Hier aber ist zugleich der merkwürdige und sonst nicht wiederkehrende Fall, daß durch eine einzige Persönlichkeit ein Name im ganzen Volke Verbreitung ^findet. Wie die mächtige Gestalt Karls des Großen in der Sage verklärt und in zahlreichen Dichtungen des Mittelalters verherrlicht worden ist, so wurde sein Name einer der beliebtesten in Deutschland, zunächst natürlich in Franken; in Vaiern und Oesterreich blieb er bis zum sechzehnten Jahrhundert selten. Ja, nicht nur in Deutschland, sondern auch bei den Romanen fand er Verbreitung, und sonderbar: bei den slavischen Völkern, in Ungarn und Griechenland ist er sogar zum Namen des Königs überhaupt geworden; im Russischen z. V. bedeutet Karol^ den König. Damit läßt sich unser Titel „Kaiser" vergleichen, der auf C. Julius Cäsar zurückgeht*).

*) Sehr merkwürdig ist die Bedeutung des Beinamens Cäsar selbst. Er hängt mit o»«<Isls ^- schneiden zusammen; <Äs8»r und (,'»«8<, ist eigentlich Jemand, der durch die Ovcration, die wiederum nach Cäsar zeotio Os3»re«, „Kaiserschnitt", heiht, zur Welt gekommen ist.

Den gewaltigsten Einfluß auf die Namengebung hat das Lhristen-
thum gewonnen, einen Einfluß, der noch heute wirkt. Wie durch dasselbe
das gesammte Leben unigestaltet wurde, so auch theilweise der Charakter
der Eigennamen. — Den Namen, welche an die heidnische Götteruerehrung
erinnerten, trat begreiflicher Weise die neue Neligion feindlich gegenüber.
Zunächst allerdings schuf sie für diese einen Ersatz durch neue, echtdeutsche
Bildungen, wie Gottfried, Gottlieb, das eigentlich Gottleib lautete,
„Gottessohn" bedeutet und sich mit dem griechischen Diogenes, dem „Zeus-
entsprossenen", vergleichen läßt, ferner Godwin — Theovhilus, „Gottes-
frenud," und Gottschalk „Gottesknecht". Während sich hier die Religion
äußert, welche dienende Liebe predigt und die Menschen als Kinder Gottes
ansieht, verbindet sich der neue Glaube mit altgermanischer Sinnes-
art in Namen wie Gotthnrd, Godebald und Godehelm; ja sogar
Odhins Nabe taucht noch in Goderam auf. — Verwandte Anschauungen
fand die neue Lehre von den Engeln vor, nämlich im Elfenglauben, so
daß Namen wie Engelhard und Engelbert beliebt wurden.
Sehr selten sind dagegen in den ersten Jahrhunderten nach der
Christianisirung Deutschlands die fremden hebräischen und griechisch-lateini-
schen Namen ans der biblischen und Heiligen-Geschichte. Bis zum zwölften
Jahrhundert überwiegen die echt deutschen Namen durchaus, und die meisten
Leute haben einen besonderen, von anderen deutlich zu unterscheidenden
Namen. So haben in einer Goslarer Urkunde aus der zweiten Hälfte
des zwölften Jahrhunderts neunundzwcmzig Bürger fünfundzwanzig ver-
schiedene Namen und nur deutsche. — Wie sehr aber gewisse Namen schon
verbreitet waren, zeigt folgende Geschichte aus der Normandie. Bei einem
Feste, das der junge König Heinrich zu Weihnachten 1171 gab, kamen
zwei vornehme Wilhelme auf den Gedanken, Alle, die nicht Wilhelm hießen,
aus dem Saale zu verweisen; aber siehe da, es blieben noch 117 Nitter da.
Im dreizehnten Jahrhundert vollzieht sich ein gewaltiger Umschwung
im ganzen deutschen Leben. Es beginnt der Verfall des höfischen, ritter-
lichen Lebens-, dagegen gelangen die Städte zur Blüthe Handel nnd
Industrie und überhaupt das Vürgerthum nehmen einen Aufschwung.
Aber konventionell wird Sprache und Verkehr. Die Poesie hat ihren
Höhepunkt überschritten, Epos und Minnesang sinken immer mehr und mehr,
während die Prosa an Umfang und Bedeutung zunimmt. —
Verstärkten Einfluß auf das bürgerliche Leben erlangte damals die
Kirche. Die Vettelorden gewannen eine ungemeine Macht über die Ge-
müther, die Dominikaner und Franziskaner griffen als Prediger und Beicht-
väter in alle Verhältnisse ein; sie eiferten gegen das höfische Leben, gegen
alle weltlichen Interessen, gegen die Poesie.
Es konnte nicht ausbleiben, daß auch in der Namengebung ein Nieder-
schlag dieser reränderten Verhältnisse zu Tage trat. Die Namen verloren
von ihrem Sinn und ihrer Bedeutung für das Leben, der Schal; wurde

geringer. Je mehr die Leute vom Lande in die Städte strömten und diese anwuchsen, desto unbequemer mußte es sein, wenn mehrere Leute dieselben Namen trugen. Ein Ausweg wurde gefunden: man fügte Veiuamen hinzu, die in der Familie erblich blieben. Seit- dem zehnten Jahrhundert begegnen uns vereinzelte Beinamen, im zwölften nehmen sie die Ritter häusig an, und unsere klassischen Dichter heißen damals bereits nach ihrer Heimat Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue u. s. w. Als Beinamen dienten in der Folgezeit dann theils alte Eigennamen, die nun dauernd forterbten, theils von der Beschäftigung und von auffallenden äußeren oder inneren Eigenschaften eines Mannes hergenommene Bezeichnungen. Im vierzehnten Jahrhundert sind die Familiennamen unter den Bürger« schon sehr verbreitet und im sechzehnten allgemein. Um so weniger nüthig wurde es nun wiederum, auf individuelle Bezeichnung durch Vornamen Bedacht zu nehmen, es steht das Schwinden der Vornamen und das Wachsen der Familiennamen in deutlicher Wechselwirkung. In den Vornamen ist vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert ein ständiger Rückgang bemerkbar. So kommt in einem Kieler Rentebuch im dreizehnten Jahrhundert noch je ein besonderer Name auf drei bis vier Personen, im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf vier bis fünf, am Ende desselben aber nur noch auf sieben und im fünfzehnten Jahrhundert auf acht Personen. Es will wenig besagen, wenn im dreizehnten Jahrhundert in manchen Gegenden die Helden der Ritterromane so beliebt werden, daß ihre Namen Kindern gegeben werden, wie Parcival, Iwein, Gawein, Tristan mw Isolde, und noch spärlicher sind deutsche Neuschöpfungen, wie Herdegen und Steinmald, die im vierzehnten Jahrhundert auftauchen.

Die tiefste Md breiteste Wirkung auf die Namenwahl übt seit dein dreizehnten Jahrhundert die Kirche ^aus: die biblischen und Heiligennamen werden rasch häusig und verdrängen die altdentschen mehr und mehr. Zuerst tragen natürlich Geistliche selbst kirchliche Namen, von ihnen übernimmt sie gewöhnlich zuerst der Adel, während Bürger und Bauern erst später folgen und noch im vierzehnten Jahrhundert meist altdeutsche Namen führen. Auch ist zu bemerken, daß die Frauennamen länger ihren volksthümlichen Charakter bewahren. Eine besonders starke Zunahme der fremden Eindringlinge zeigt sich noch in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts; nach Beendigung der Kirchenspaltung, nach den Concilien von Conftanz und Basel und nach den Hussitenkriegen war der kirchliche Streit zun: Stillstand gekommen, und die Kirche hatte wieder an Macht und Einfluß gewonnen. War das Verhältniß der fremden zu den einheimischen Namen im zwölften Jahrhundert wie zwei zu fünfzig gewesen, so war es in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wie vier zu fünf. Besondere Geltung erlangten die Kalenderheiligen, und zwar wurde es Sitte, den Heiligen des Geburts- oder Tauftages zum Patron und Vorbild zu wählen.

Sehr früh taucht merkwürdiger Weise der Name Judith auf; schon die Gemahlin Ludwigs des Frommen und die Mutter Kaiser Friedrich Barbarossas hießen so. Sonst bleiben alttestamentliche Namen selten. Anders ist es mit den neutestamentlichen. Der Name Elisabeth verdankt seine schnelle Verbreitung dem Vorbilde der heiligen Elisabeth, der Schmiegertochter des Landgrafen Hermann von Thüringen. Er vermischte sich dann mit dem altdeutschen Namen Ilse, und von seiner Beliebtheit zeugen noch die zahlreichen jetzt gebräuchlichen Koseformen Elsbeth, Liesbeth, Liese, Lieschen, Elise, Lisette, Betti, Lilli; auch die Bezeichnungen „dumme Liese" und „Klatschliese" sind eine Folge der allgemeinen Verbreitung. — Der Name Maria taucht im zwölften Jahrhundert auf, bleibt im dreizehnten selten und wird erst im fünfzehnten beliebt. Merkwürdig übrigens, wie wenig mit dein Ideal christlicher Weiblichkeit, zu dem die Mutter Jesu im Katholicismus erhoben wurde, die ursprüngliche Bedeutung des Namens stimmt: er bedeutet, „die Herbe, Widerspenstige", muß also wohl anfänglich ein Beiname lind kein Kindername gewesen sein. — Sehr selten blieb lange der Name Joseph, und seine jetzige Beliebtheit in Oesterreich verdankt er zum Theil dem Kaiserhause.

Von allen christlichen Namen hat bei Weitem die größte Verbreitung Johannes nebst seinen Schmeichelformen Johann und Hans gefunden. Für diese Erscheinung lassen sich mehrere Gründe angeben. Einmal wurde in der Kirche der Vorläufer Jesu, Johannes der Täufer, und auch der Lieblingsjünger des Herrn besonders werth gehalten. Ferner wurden viele Reliquien des Täufers in Deutschland verbreitet und Iohanniskirchen gegründet. Endlich wirkte wohl auch der Umstand mit, daß Johannes in der katholischen Litanei obenan steht. Seit dem sechsten Jahrhundert tragen Geistliche den Namen, Nicht-Geistliche erst seit dem dreizehnten Jahrhundert und zunächst nur Hörige, vom vierzehnten an aber schon viele Adlige und Bürger. In Holstein ist er schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert der beliebteste von allen Namen. In Greifswald heißt Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der vierte Theil der Studenten Johannes und noch im sechzehnten etwa der sechste Theil. Ebenso trägt in Görlitz um das Jahr 1500 fast jeder fünfte Bürger den Namen, und in Steiermark heißen im sechzehnten Jahrhundert gar dreißig bis vierzig Procent so. Damals wird es bei den Vornehmen Mode, den allzu häusigen Vornamen mit einem anderen zu verbinden, und diese Sitte wird im siebzehnten Jahrhundert ganz allgemein; man denke nur an Johann Sebastian Bach. Im achtzehnten Jahrhundert findet sich der Name Johann bei dem dritten Theil der Studenten in Frankfurt an der Oder, aber nieist in Doppelnamen. Dieser Brauch giebt den Namen der meisten Dichter und Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts ihren besonderen Charakter; ich erinnere an Johann Christoph Gottsched, Johann Jakob Bodmer und Breitinger, Johann Wolfgang Goethe und Johann Christoph Friedrich

Schiller. Im neunzehnten Jahrhundert hat der Name abgenommen, weil
er zu gewöhnlich geworden war; aber auf dein Lande ist Hans noch der
beliebteste Name. In Folge der großen Verbreitung ist Johann auch zum
Kutscher- und Dienernameu überhaupt geworden, ebenso wie im Englischen
John und im Holländischen Jan, und wie man im Russischen unter einein
Iwan einen Hausknecht versteht. Ja, Hans ist sogar eine ganz typische
Bezeichnung geworden, theils allgemein für den Menschen, theils mit dem
Nebenbegriff des Thörichten. So haben wir das Sprichwort: „Was Hänschen
nicht lernt, lernt Hans nimmermehr", und fchon im sechzehnten Jahrhundert
wurde von den Landsknechten ein Offizier und auch sonst ein Vornehmer
ein „großer Hans" genannt. Ferner hieß der Narr in den Fastnachts-
spielen Hans, und in den Komödien des siebzehnten Jahrhunderts wurde
Hans-Wurst eine stehende Figur. Noch heute sind uns Bezeichnungen ge-
läufig, wie Prahlhans, Faselhans, Schmalhans, Hans Liederlich, Hans
in allen Gassen. Aus dem Niederdeutschen stammt der Ausdruck Jan-
Hagel für hergelaufenes Gesindel. Endlich ist Hans ein beliebter Thier-
name geworden, besonders für Pferde und Vögel; in Nürnberg, fagt man,
fchauen, wenn man Hans zum Fenster hinausruft, zwölf Buben und zwanzig
Hunde in die Höhe, weil sie glauben, daß sie genifen seien*).

Große Verbreitung fanden die Namen der Apostel, besonders des
Petrus, Paulus, Iacobus und Philippus. Philipp heißt bereits
der Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen, der im Jahre 1208 er-
mordet wurde.

Wie vulgär Peter wurde, davon zeugen noch Bezeichnungen wie Um-
siandspeter, langweiliger Peter und Quatschpeter, in denen von der Würde
der Apostel Nichts mehr zu merken ist. Nicht besser ist es dein Evangelisten
Matthäus ergangen, dessen Name in der gekürzten Form Matthes beliebt
geworden ist; unter einem „Matz" versteht man vielfach einen Mann, der
ganz unter den« Pantoffel steht, und man hat die Ausdrücke Plaudermatz und
Hosenmatz. Wie Wenige aber haben wohl, wenn sie ihren Canarienuogel
Mätzchen nennen, eine Ahnung davon, daß sie ihm eigentlich den Ehren-
namen eines kleinen Matthäus verleihen! Die Verwendung als Vogel-
name hat beim Staarmatz, dem Plaudermatz unter den Vögeln, begonnen.
Endlich zeigt sich die Herabwürdigung des Namens in der Redensart
„Mätzchen machen".

Nicht weniger populär sind die Namen vieler christlichen Märtyrer
und Heiligen geworden. Dem deutschen Volkscharakter sagte natürlich eine
Gestalt, wie der heilige Georg, der ritterliche Bezwinger des Drachens, be-
sonders zu. Eine lächerliche Folge der Beliebtheit des Namens ist es, daß
man in Leipzig, noch dazu mit schlechter französischer Aussprache, den

*) Nicht von Hans abgeleitet ist „hänseln" -^ in eine geschlossene Gesellschaft, li:,n«e,
aufnehmen, wobei allerlei Neckerei getrieben wurde.

Kellner einfach den „Schorsch" nennt. — Ebenso leicht konnte sich den altheidnischen Anschauungen die Legende vom heiligen Christophorus, dem „Christusträger" anpassen, die von einem gewaltigen Niesen erzählte, der einst ein Kind über einen breiten Strom trug und unter der Last fast erlag, bis sich das Kind als der allmächtige Heiland offenbarte. Wieder ist der Name seiner ehemaligen Hoheit entkleidet worden in den Bezeichnungen Stoffel und Toffel, wie auch aus dem heiligen Laurentius oder Lorenz ein fauler Lenz, ein „Faullenzer" geworden ist.

Unter den weiblichen Heiligennamen hatten sich bald großer Beliebtheit zu erfreuen Barbara und Katharina, während Namen wie Ursula, Susanna, Veronika seltener blieben. Besondere Verehrung aber genoß im ganzen Mittelalter die Indische Märtyrerin Margarete, und der Name Grete wurde so gewöhnlich wie Hans; beide wurden schon Ende des Mittelalters als Typen zusammengestellt, weshalb auch das Kinderpaar im Märchen „Hansel und Gretel" heißt. Für uns aber hat der Name wieder eine ideale Verklärung und dabei trotz seiner ursprünglichen Fremdheit ein besonders deutsches Gepräge erhalten durch die schönste Mädchengestalt, die Goethe geschaffen hat, durch das „Gretchen" im „Faust".'

Ist hier ein griechischer Name für unser Gefühl echt deutsch geworden, so ist umgekehrt ein altdeutscher in fremden: Gewände zu uns zurückgekehrt. Vom Volke der Frauken war ein Name gebildet, dessen Koseform Franko, Frankizo lautete; diese wurde latiuisirt zu Franziskus, durch den Stifter des Franziskaner-Ordens Franz von Assisi beliebt und in der gekürzten Form Franz üblich.

Endlich sei von den kirchlichen Namen noch Michael erwähnt. Es ist wieder für den deutschen Nationalcharakter bezeichnend und zugleich religionsgeschichtlich interessant, daß, während die Namen der beiden anderen Erzengel, Gabriel und Naphael, selten blieben, dieser so beliebt wurde. Michael war Anführer der himmlischen Heerschaaren, und seine Gestalt fand einen Vorläufer in Wodan, der die gefallenen Helden in Walhall versammelt. Auch hatte der 'Name für die Deutschen etwas Anheimelndes: miebßl bedeutet im Altdeutschen „groß". Aber wieder wurde aus einem ehrenden Namen eine spöttische Bezeichnung. Schon im sechzehnten Jahrhundert ist der „deutsche Michel" das Urbild eines zwar biederen und gutmüthigen, aber plumpen und geistig beschränkten Menschen, und der Nuf vom „Vetter Michel" ist im vorigen und in diesem Jahrhundert nicht besser geworden. —

Bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist der Einfluß der katholischen Kirche in beständiger Zunahme begriffen. Besonders oft finden sich im fünfzehnten Jahrhundert die Nameu Johannes, Peter, Nikolaus, Martin, Georg, Matthias und Michael. Auch macht sich bemerkbar, daß die 'Namen der Schutzpatrone der einzelnen Gewerke und Stände vornehm-

lich beliebt sind, wie der Name St. Peters, des Verwalters der Schlüssel
zum Himmelreich, bei den Schlossern. So war Nikolaus der Patron
der Kaufleute und Schiffer und wurde daher in den Hansastädten und
überhaupt in Nord- und Ostdeutschland sehr verehrt, und sein Name z. B.
in Görlitz der häusigste, bis ihm Ende des fünfzehnten Jahrhunderts
Johannes den Rang ablief*). Das Beispiel dieser Stadt ist überhaupt
sehr charakteristisch-, hier haben um das Jahr 1500 von 600 Männern
etwa 400 nur 9 verschiedene Vornamen, und zwar heißen 115, d. i. fast
der fünfte Theil, Johannes oder Hans, 54 Nikolaus, 49 Matthias,
45 Georg, etwa je 30 Peter, Martin und Andreas, 25 Paul und
23 Michel. — Von altdeutschen Namen blieben damals Heinrick, Konrad,
Hermann und auch Dietrich am meisten volksthümlich. — Unter den
Frauennamen zeigt sich kein so deutliches Ueberwiegen; oft begegnet man
Elisabeth, Katharina, Margarete, Adelheid und Mechthild**).

Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beginnt sich aber auch eine
neue geistige Strömung weltlichen Charakters in den Namen geltend zu
«lachen, die sich im sechzehnten Jahrhundert fortsetzt und noch nicht ganz
versiegt ist: der Humanismus. Nachdem das classische Alterthnm in
Italien zu neuem Leben erweckt worden war, erblühten auch in Deutsch-
land bald die antiken Studien; eine große Zahl von Männern und Jüng-
lingen zog nach den italienischen Universitäten, nnd man begeisterte sich für
die Helden der antiken Sage und Geschichte, vornehmlich der römischen.
Es ist charakteristisch, daß der Kaiser, der an der Scheide des Mittelalters
und der Neuzeit steht und „der letzte Ritter" genannt wurde, mit lateinisch
klingende!» Namen Maximilian heißt. — Das römische Kaiserhaus
lieferte die Namen Julius, Julia, Cäsar und August, aber auch
Trajan und Constantin, auch Alexander, Hannibal und Solon
erscheinen, so wie Achilles, Hektor und Helene. Selbst Minerva
schien kein zu hoher Name für ein irdisches Mädchen zu sein. Oder man
wählte Namen von glücklicher Vorbedeutung, wie Victor, Felix nnd
Felicitas. Bei einigen Namen ist sowohl die Beziehung auf die Antike
als auf die christliche Kirche möglich: August erinnert an den Kaiser und
den heiligen Augustinus. — Em doppeltes Schicksal hat der Name Auguste,
„die Erhabene", erlangt: er gehört theils gekrönten Häuptern an, 'für die
er nach seiner Bedeutung wohl paßt, theils findet er sich vielfach gerade
in den niederen Volksschichten, z. B. bei vielen norddeutschen Dienstmädchen.

*) In Folge seiner Beliebtheit wurde der Name auch zu einer typischen Bezeichnung.
Im sechzehnten Jahrhundert bildete der „kleine Nickel" einen Oegensay zum „großen
Hans". Dieser Kosename erhielt dann den Nebenbegriff des Eigensinnigen und wurde auch
zum Tcheltwort für eiu leichtsinniges Mädchen.

**) Besonders in der Koseform Metz«, die auch zur typischen Bezeichnung für ein
Mädchen überhaupt wurde, zunächst in durchaus ehrbarer Bedeutung, und so z. B. bei
Luther, früh aber mit dem niedrigen, allein übrig gebliebenen Nebensi»».

— Die Vorliebe für das Alterthum gab übrigens auch den Familiennamen
im sechzehnten Jahrhundert gern classische Form: sie machte aus einem
Schwarzert einen Melanchthon, sie rief Namen wie Curtius und Magnus
an Stelle von Groß nnd Kurz iu's Lebeu und machte aus einem Neimar
einen Neimarus mit lateinischer Endung.
Auf viel breitere Schichten des deutschen Volkes hat die große
religiöse Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts, die Reformation,
eingewirkt. Bei den Protestanten wurden im Gegensatz zu den Katholiken
die alttestamentlichen Namen beliebt, wie Adam, Abraham, Benjamin,
David, Daniel, Jonathan uud viele andere, weniger bei Frauen,
doch ist Eva sehr häufig. Auch die neutestmnentlichen cultivirten sie und
behielten selbst die Namen mancher Märtyrer nnd katholischer Heiligen bei,
wie Georg, der überhaupt im sechzehnten Jahrhundert sehr zunahm,
Margarete, Nikolaus und Franz. Luther war Martin genannt
worden, weil er am Vorabend von Martini geboren war, und durch ihn
wurde nun der Name besonders papillär. In katholischen Gegenden wurden
dagegen die Heiligennamen noch häusiger, seitdem der Oatsodi8iun8 Lomkmu.8,
eine Frucht des Tridentiner Concils, im Jahre 1566 solche ausdrücklich
verlangte, und es gewannen an Beliebtheit z. B. Vincenz, Ignaz,
Xaver, Joseph uud Alons, eine französisch-italienische Umformung von
Ludwig, die noch jetzt in Oesterreich viel mehr auftritt als der echtdeutsche
Name. — Von den altdeutschen Namen erfreuten sich damals besonderer
Pflege Heinrich und Konrad, zumal bei den Bauern, so daß die
Kürzungen Hinz und Knnz auch zu typische« Bezeichnungen wurden und
Hinz sogar Name für den Kater.
Die Vorliebe für alttestamentliche Namen nahm im siebzehnten
Jahrhundert noch zu, wobei vielfach das Streben nach gesuchten und seltenen
Namen bemerkbar ist. Noch stärker ist diese Vorliebe bei den Puritanern
Englands ausgeprägt, und sie hat sich hier, sowie in Amerika, auch länger
als bei uus erhalten; ich erinnere an Abraham Lincoln, Benjamin Franklin
und Isaak Newton. Die Puritaner begnügten sich nicht einmal mit ein-
fachen Namen, sondern gaben den Kindern wohl auch ganze Sprüche mit
auf den Lebensweg, und es treten ernst gemeinte, aber geschmacklose Namen
auf, wie: „Jonas, o, Herr, erquicke meine Seele, denn sie dürstet Dein,
Smith." — In Deutschland hielt im siebzehnten Jahrhundert an den alt-
ererbten Namen am treuesten der Adel fest. Von ihm ging aber auch die
Sitte der Doppelnamen aus, die dann bald in Bürgerkreise eindrang; ja,
man gab sogar drei und mehr Taufnamen.
Groß aber traurig war für's Erste die Wirkung des dreißig-
jährigen Krieges. Alles deutsch-nationale Wesen war geknickt, fremde
Sitte nnd Sprache, in erster Linie die französische, kam zur Herrschaft.
Davou zeigt sich ei» starker Niederschlag in den Namen, noch das ganze
achtzehnte Jahrhundert hindurch und bis in unsere Tage. Charakteristisch

für die Zeit ist eine Gruppe neuer frommer Namen. Das Elend des großen Krieges hatte eine ernste religiöse Richtung in's Leben gerufen, eine innige Herzensfrömmigkeit, die freilich von Mystik und Spielerei nicht frei blieb; religiöse Dichtung kam zur Nlüthe, die Pietisten und Herrenhuter gewannen großen Einfluß. Do. werden denn Namen wie Traugott, Gottlieb, Gottlob, Gotthelf beliebt, auch Christian wird häusiger, und es ist kein Zufall, sondern spiegelt ein Stückchen Zeitgeist wieder, wenn Geliert „Christian Fürchtegott" und Lessing „Gotthold Ephraim" heißt, Herder „Johann Gottfried" und Klopstock „Gottlieb Friedrich". Französische Mode ergreift besonders die Mädchennamen. Es erscheinen Lisette, Annette, und es ist eine Ironie des Schicksals, daß wir von den Franzosen altdeutsche Namen, welche sie einst von uns entlehnt hatten, in fremdem Gewände zurückerhalteil und neue nach alten Mustern geformte Bildungen übernehmen, wie Louis, das auf Ludwig zurückgeht, nebst dem neuen Namen Luise und das nach Heinrich gebildete Henriette. Dabei zeigt sich, wie das Sprachgefühl und das Verständniß für die Namen verloren gegangen ist. Es hatte seinen guten Sinn, daß von „Karl" kein Mädchenname gebildet wurde; nun aber wird Karoline und besonders Charlotte, das sich an die französische Umformung von „Karl" anlehnte, beliebt. Ich erinnere an Charlotte von Stein, Charlotte von Kalb, Schillers Lotte und Lotte Vuff, deren Name von Goethe im „Werther" mit poetischem Zauber umgeben wurde und dadurch noch mehr in Aufnahme kam. Während er in unserem Jahrhundert erst stark abnahm, wird er übrigens neuerdings wieder häusiger. Besonders stark griff die romanische Endung „ine" um sich, und es entstanden außer dem erwähnten Karoline Namen wie Wilhelmine, Ernestine, Pauline, Leopoldine, Iosephine und Andere. Diese umständlichen Namen wurden nun wieder gekürzt, und so kamen die völlig charakterlosen Linchen und Minchen auf, die ein trauriges Zeugniß für die Entartung unseres Namenschatzes ablegen. Auch englische Namen werden häusiger, wie Mary, Molly und besonders der Name Fanny, unter dem Klopstock z. B. seine Geliebte in den Gedichten feiert. Aus Ofsian entnahm man Malvine, aus Rußland kam Olga.

Nationaler blieben im achtzehnten Jahrhundert die Männernamen und wurden es noch mehr und mehr. So waren wenigstens die Rufnamen Goethes und Schillers echt deutsch. Zu Anfang unseres Jahrhunderts heißt der vierte Theil der Studenten in Frankfurt an der Oder Friedrich und Karl. Uebrigens darf nicht verkannt werden, daß auch freinde Namen durch einen hervorragenden Träger einen volksthümlichen Charakter erhalten können, wie der Name Luise, der durch die edle preußische Königin vorbildlich und beliebt wurde. — Die großen historischen Ereignisse aus der Zeit dieser Königin finden überhaupt in den Namen einen Ausdruck. Während in Frankreich nach der Revolution die republi-

tanischen Namen des Alterthums und überhaupt die antiken neue Beliebtheit
erlangten, wie Hector, Alexandre, Brutus, Camille, Maxime, Octaue,
Jules, Catulle, Horace und Prosper, so war bei uns eine Frucht der
nationalen Erhebung die Zunahme der heimischen Namen; aber auch
sonderbare Geschmacklosigkeiten finden sich in der Zeit der Freiheitskriegs,
und noch dazu mit ftanzöslscher Nildung, wie Kanonine, Landsturmine,
Gneisenauette und sogar einmal „Blücherine Victorine 1813 Schmidt".
Dagegen zeigt sich in unserem Jahrhundert im Ganzen ein starker
Rückgang der frommen Namen; abgesehen von katholischen Gegenden, wo
die Pfarrer verlangen, daß die Kinder nach dem Heiligen des Tauf- oder
Geburtstages genannt werden, wie in vielen Orten Tirols und der Um-
gegend von Augsburg. Auf dem Lande sind noch Johann und Christian
stark verbreitet. — Manche deutsche Namen sind durch die Werke Richard
Wagners beliebt geworden, der ja überhaupt das Verdienst hat, vielfach
den Sinn für altdeutsche Dichtung und Sage geweckt zu haben; dahin ge-
hören Elsa und Siegfried. Außerdem erlangten von alten Namen ein
reicheres Wachsthum als in den letzten Jahrhunderten besonders Walther,
Werner, Bruno, Hildegard und Adelheid. — Es darf aber nicht
verschwiegen werden, daß es zum Charakter unserer Zeit gehört, den Kindern,
besonders den Mädchen, seltene und absonderliche Namen, heimische wie
fremde, zu geben, ohne daß sie wirklich verstanden werden, wie Ingeborg,
Wanda, Egon. Man braucht nur die Familiennachrichten in den Zeitungen
zu verfolgen, um auf Schritt und Tritt Gesuchtheit und Unnatur zu be-
gegnen; man findet da Alida, Usine, Asta, Lilly, Nelln, Lisa,
Maggie, Henny u. A. Die Knabennamen sind einfacher; am häufigsten
sind heut zu Tage wohl Karl, Otto, Paul und Wilhelm, den unser
alter Kaiser volksthümlich gemacht hat, wie schon im vorigen Jahrhundert
Friedrich der Große den seinen*).

Ein Beispiel dafür, wie sich die Namen nach der Beliebtheit folgen,
entnehme ich aus Görlitz, das natürlich von localer Färbung nicht frei
ist. Dort hießen kürzlich von 4550 Knaben 662 Paul, 514 Max,
278 Richard, 255 Karl; es folgen nach der Häufigkeit Alfred, Bruno,
Wilhelm und Willy, Otto, Arthur, Gustav, Fritz, Georg, Heinrich, Kurt,
Ernst, Oskar, Robert, Adolf, Emil und Hugo. Von 4500 Mädchen hießen
538 Anna, 454 Martha, 320 Emma; ihnen reihen sich an Marie, Clara,
Elisabeth nebst Elise und Elsbeth, Nertha, Margarethe, Helene, Hedwig,
Ida, Gertrud, Selma, Agnes, Alma, Minna, Luise, Frieda, Meta, Lina,
Elsa, Olga, Pauline und Auguste. Es zeigt sich hier, daß bei den Knaben
die deutschen Vornamen bedeutend überwiegen, wenn auch ein biblischer

*) Fritze ist in Berlin auch zu einer allgemeinen Bezeichnung geworden und wird
vom Volk besonders in der Anrede verwendet.

Name und die Koseform eines lateinischen am häusigsten sind, daß dagegen
bei deu Mädchen die heimischen hinter den fremden, besonders den kirchlichen
stark zurücktreten. — Um noch ein Beispiel Zu geben, so hießen auf den:
Realgymnasium und Progymnasium in Münden im Jahre 1890 von etwa
200 Schülern, die ungefähr zwischen 1873 und 1883 geboren waren,
22 Karl, 19 Wilhelm, 12 Friedrich, 11 Georg; dann folgen Hermann,
Ttto, Ernst und Adolf.

So sind wir bei unserer geschichtlichen Betrachtung bis in die Gegen-
wart gelangt. Wir haben zu Anfang gesehen, was in dem Namenschatze der
alten Deutschen altererbtes Gut aus der Zeit einstmaliger indogermanischer
Stammes- und Svracheinheit war, dann, was sie selbst neu geschaffen
haben, wodurch sie sich von den verwandten Völkern unterscheiden, und
wie iu den Namen ihre Weltanschauung und ihr Gemüthsleben einen klaren
Ausdruck finden. Wir haben sodann die mannigfaltigen Einflüsse, welche
auf die Namengebung eingewirkt haben, die culturgeschichtlichen Bewegungen
und geistigen Strömungen, die sich in den Namen spiegeln, vom Mittel-
alter bis auf unfere Zeit verfolgt. Gar buntscheckig sieht jetzt unser Besitz
an Nameu aus, die alte kernige Einheit ist nnwiederbringlich verloren; aber
Eines ist zu wünschen und zu hoffen, daß das Verständniß für die Poesie
und den Sinn, die in den Namen liegen, wieder allgemeiner werde, daß
die Vornamen aufhören, ein bloßer leerer Schall zu sein, daß sie wieder
in höherem Grade ein verheißungs- und bedeutungsvolles Symbol für das
künftige Leben werden. Auch hier gilt das Goethe'sche Wort: „Was Du
ererbt vou Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

WW
- ^^
^«
<~~^ '
MU>
^^K <^^
-I>I^i
» ».
2-^
«MiiMM«
» _ '

Nullen.

Ein Reiseintermezzo,

von

MlliuF Weil.

— Vrcslau, —

5 zum «ergangenen Herbst hatte ich keine Ahnung, was das für Dinger wären. Damals unternahm ich eine Reise nach Ober- italieu, um mit einein Vetter zusammenzutreffen, der sich dort kunststudienhalber aufhielt und mir versprochen hatte, als Führer zu dienen. Ich war offengestanden ein wenig ängstlich; denn mein Vetter war ein Kunstfanatiker, der es fertig brachte, eines alten Bildes wegen halb Europa zu durchqueren. Vollkommen unabhängig, in glücklicher Vermögenslage, lebte er nach seinein Wohlgefallen da, wo er für seine Studien Gewinn erhoffte, zumeist in Italien, das er auf's Genaueste kannte. Ehe ich nnf seine Einladung eingegangen war, hatte ich einen förmlichen Pact mit ihm geschlossen, worin er sich verpflichtete, mich mit Kunstgesprächen zu verschonen, Kirchen und Kapellen nur zu Andachtszwecken zu besuchen, Sammlungen und Bibliotheken aber in meiner Abwesenheit und höchstens zwei Stunden täglich zu besichtigen, während ich ihm das Recht einräumte, sich, so oft es ihm beliebte, über mich zu entrüsten und mich einen Kunstbarbaren zn schimpfen. Ich wollte nämlich zu meiner Erholung reisen und mich an der Natur erfreuen. Trotz unseres Abkommens war ich aber meiner Sache nicht sicher, vielmehr im Zweifel, ob er nicht eines Tages vom Kunstteufel gepackt und coutractbrüchig werden würde; für diesen Fall hatte ich mir vorgenommen, ihm ohne Weiteres die Gemeinschaft zu kündigen und auf eigene Faust weiterzureisen.

Anfangs ging Alles gut. Die Herbsttage waren so schön, daß es auch meinem Vetter eine Lust war, in den Bergen herumzusteigen. Er

wurde ganz lammfromm. Wenn wir einer Kirche nahekamen, in der er irgend etwas Sehenswerthes, ein Bildniß oder ein Schnitzwerk, uermuthete, drückte er die Augen zu und lief fpornstreichs vorüber. Städte, die im Erdacht stehen konnten, etwas Museumartiges zu beherbergen, passirten wir nicht. Wir stiegen zu den Seen hinab und ließen es uns dort eine Zeit wohl fein; dann faßte uns das Gelüste, einen Abstecher in das Veltlin zu machen, um frischen Most zu trinken, und wir schnürten unser Ränzel von Neuem. Eines Abends rückten wir denn auch vergnügt in eines jener reizenden, mit alten Palästen italienischer Adelsgeschlechter geschmückten Landstädtchen ein, die die Straße durch das herrliche Rebenland säumen. Aber in der Nacht schlug das Wetter um, und als wir am nächsten Morgen zum Fenster hinaussahen, regnete es so gründlich, daß an ein Weiterwandern nicht zu denken war. Wir gaben uns auch ohne Kummer darein; denn unser Quartier in dem hübschen Albergo war urgemüthlich, und daß es hier einen guten Tropfen gab, hatten wir schon bei unserer Ankunft erfahren. So schlenderten wir denn unter unseren Schinnen die Straßen des Städtchens entlang. Die alterthümlichen Bauten nahmen unser Interesse in Anspruch, und auch fönst gab es mancherlei, was uns neu und reizvoll war. Mein Vetter lugte scharf aus und nahm die unterschiedlichen Läden und Schaufenster, an denen wir vorbeikamen, auf's Korn. Plötzlich sah ich, wie er unruhig wurde uud mit Riesenschritten über die Straße auf ein niedriges Auslagefenster zuging, vor deni er stehen blieb. Ich folgte ihni und stellte mich dazu. Es war allerhand Kunsttrüdel zur Schau gestellt, wie man ihn überall sieht: alte Münzen, Schmucksachen, Figuren aus Metall und Thon, Geräthe und Gerumpel, bunt durcheinander. Ich blickte gleichgiltig darauf hin und beobachtete eigentlich mehr meinen Vetter, der mit wahren Spüraligen die zweifelhaften Antiken musterte. Auf einmal riß er sie weit auf und packte mich beim Arm.

„Ein Niello!" rief er. „Ein leibhaftiges Niello!"

„Was für ein Ding?" fragte ich.

„Da hinten, die Dose!"

Ich folgte der Richtung seines Fingers, konnte aber Nichts entdecken.

„Ich sehe nichts Auffälliges," sagte ich.

„Still!" flüsterte er in großer Aufregung. „Du machst nur den Trödler rebellisch."

Nun beschrieb er mir genau die Stelle, und ich erblickte da eine kleine, anscheinend goldene Kapsel, auf deren Deckel eine knnstuolle, mit schwarzem Email ausgefüllte Zeichnung eingravirt war.

„Das ist lllfo ein Niello? Was ist daran Besonderes?"

Er sah mich mit einem Blick unsäglicher Geringschätzung an nnd erwiderte hastig:

„Mensch! Ungeheuers. Schämst Du Dick denn gar nicht? Eine Kostbarkeit ist es! Eine Rarität ersten Ranges! Was wir in unseren Sammlungen

an Niöllen haben, ist meist elende Nachäffung, wertloses Zeug. Seit Jahren fahnde ich auf ein echtes, mittelalterliches Niello, jetzt Hab' ich es endlich!"
Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und unstete wie nach einer großen Anstrengung.
„Nun, so kauf' Dir doch diese Rarität," äußerte ich gleichmüthig. „Sie wird doch nickt alle Welt kosten." Damit wollte ich in den Laden treten, aber mein Vetter zog mich gewaltsam zurück.
„Um Gottes Willen, »lisch' Dich nicht hinein. Du verdirbst mir Alles! Erst muß ich mich erholen, dann gehen wir zusammen. Du sprichst mir aber kein Wort, wenn ich Dich nicht dazu auffordere, verstehst Du?"
Ich versprach es lachend, uud nach einer Weile spazierten wir in den Laden, mein Vetter mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt. Wir mußten einige Minuten warten, ehe Jemand kam. Zuerst erschien eine ältere Frauensperson, die sich aber bei unserem Anblick schnell zurückzog. Dann hörten wir lautes Rufen nach einem Ernesto, und endlich trat durch eine Hintere Thür ein kleines grauhaariges Männchen in die Trödelbude, das uns mit einem großen Wortschwall begrüßte und nach unserm Vegehr fragte. Wir wollten nur sehen, was er für schöne Dinge hätte, meinte mein Vetter. Nun kramte Ernesto seine Schätze hervor und pries uns verschiedene Hellebarden, Schwerter und Schilder an. Mein Vetter nahm sie mit scheinbarem Interesse in Äugenschein. Ganz nett, sagte er. Ob nicht auch alte Münzen da wären? O, und was für welche! rief Ernesto und öffnete das Schaufenster, aus dem er eine Menge Zeug herauszog. Die Kapsel war auch darunter. Mein Vetter beachtete sie nicht, sondern vertiefte sich in die Münzen, und fing nach langein Hin- und Hersuchen über eine zu feilschen an, die er schließlich für ein paar Francs erstand. Während der alte Trödler sie in Papier wickelte, nahm er wie zufällig die Kapsel in die Hand, öffnete den Deckel, besah ihn auf der Rückseite und legte das Kleinod wieder hin.
„Was ist denn das für ein Ding?" fragte er.
„O, ein kostbares Stück! Echtes Gold!" versicherte Ernesto. „Der Herr wird wissen, daß es eine Seltenheit ist."
Mein Vetter sah es noch einmal oberflächlich an und sagte ziemlich wegwerfend:
„Eine Spielerei!"
„Wie! Eine Spielerei!" rief Ernesto außer sich. Ein Kunstwerk sei es, betheuerte er, das ihm selbst ein halbes Vermögen gekostet habe. Der berühmte Sammler, Doctor Fippoli, habe es besessen, aus seinem Nachlasse babe er'ö erworben. Es sei noch ein Pendant dazu vorhanden, aber die Wittwe gebe es nicht her, um alle Schätze der Erde nicht.
Mein Vetter kniff mich vor Aufregung in den Arm, daß ich beina!« aufgeschrieen hätte, aber er sah mich nicht an. Mit der blnsirtesten Miene wandte er sich ab und sagte ganz nebenhin zu mir:

Uielle». ^^
„Für mich hat das Ding keinen Werth. Vielleicht willst Du es
kaufen, es ist ganz niedlich."
Das war eiu Wink für mich, in Action zu treten. Ich ergriff also
die Kapsel, drehte sie hin und her und fragte, was denn das kleine Spiel-
zeug kosten solle. Nur den eigenen Kaufpreis wolle er zurückhaben, erklärte
Ernesto feierlich, nicht einen Sou darüber. Wie viel der betragen habe?
Zweihundert Francs. Ich fchlug eine laute Lache auf und legte die
Kapsel schleunigst wieder hin. Auch mein Vetter lachte, allerdings etwas
geiwuugen.
„Es ist den Herren zu viel!" jammerte Ernesto. Dann sei er ja
hintergangen, schmählich hintergangen.
„Wohl nwglich!" versetzte mein Vetter und drehte dein sich ganz ver-
zweifelt geberdenden Trödler den Rücken. „Gehen nur!"
Er wollte zum Laden hinaus, aber Ernesto hielt ihn an: Rocke fest.
Ob wir nicht doch das herrliche Stück kaufen wollten? Für 150 Francs?
Für 120? Mein Vetter wurde unwirsch. Wir wären doch nicht her-
gekommen, um uns zu Narren halten zu lassen; für ein Ding, das mit
30 Francs über und über bezahlt sei, 120 Francs zu fordern, das sei
doch zu stark. Nun, dann wolle er's für 100 lassen, wehklagte Ernesto,
aber weniger könne er nicht nehmen, wenn er sich nicht ruiniren wolle,
für's ganze Leben ruiniren. „Nun gut," sagte ich. „Wollt Il,r 80 Francs,
so gebt die Kapsel her, wenn nicht, so gehen wir!" Darauf laute Icnnmer-
ausbrüche des biederen Ernesto, energische Versuche unsererseits, den Laden
zu verlassen, erneute Bitten und Vetheuerungen Ernestos und endlich Ab-
schluß des Kaufes. Ich zahlte ineine 80 Francs ans, die der Alte
schmunzelnd einstrich, nnd nahm mein NMo an mich.
Als wir ein Stück von dem Laden entfernt waren, nahm mir mein
Vetter die Kapsel fast gewaltsam aus der Hand, betrachtete sie mit strahlen-
den Blicken nnd seufzte aus tiefster Brust.
„Gott sei Dank!" sagte er. „Ich wäre verzweifelt, wenn es nur ent-
gangen wäre! Es ist ein echtes Nwllo, ein alter Forentiner, wahrscheinlich
ein I'inißnsi'lll! Was fange ich denn an vor Glück?"
„Trinken wir eine Flasche Guten zur Feier des Tages!" schlug
ich vor.
Er hörte aber gar nicht hin, sondern fuhr in seiner Ekstase fort: „Und
es giebt noch ein zweites Exemplar! Hier in diesem Nest! Ein zweites
Ni^llo! Das muß ich haben, und wenn ich zehn Jahre hier sitzen soll!"
„Das wirst Du gar nicht nöthig haben," versetzte ich. „Sagte nicht
der Alte, daß sich das Ding im Besitze einer Wittwe Populi oder Pippoli
besinde?"
„Fippoli," verbesserte er. „Ich suche sie noch heute auf."
„Meinetwegen," erklärte ich. „Jetzt müssen wir aber vor Allem früh-
stücken. Dann wollen wir weiter sehen. Also gehen wir!" . . .

Nachmittags machten wir uns auf den Weg zur Signora Fippoli.
Der Wirth hatte uns uuterrichtet. Doctor Fippoli, war ein angesehener
Aduocat und Bürger gewesen, der seine Familie in bescheidenen, aber ge-
sicherten Verhältnissen zurückgelassen hatte. Seine Gattin war eine
Schweizerin, aus Lugano, sie lebte mit ihrer Tochter in größter Zurück-
gezogenheit, und man wollte wissen, daß sie nach vollständiger Regelung der
Nachlaßangelegenheit in ihre Heimat zurückkehren werde. Die ehrenwerthe
Dame hatte ihre Wohnung in einem alten und sehr vornehmen Gebäude,
das früher der Palast irgend eines Conte gewesen war. Wir stiegen an-
dächtig die mächtige Treppe, die in den ersten Stock führte, hinauf und
zogen die Klingel. Mir war meine Rolle genau vorgeschrieben: ich hatte
zu schweigen oder mich mit gleichgiltigen Redensarten abzufinden und nur
wenn mir ein deutlicher Wink gegeben wurde, durfte ich zur Sache sprechen.
Schön! Wir klingelten also und sahen uns nach wenigen Augenblicken
der Frau vom Hause, einer alteren, allem Anscheine nach sehr gutmüthigen
Dame, gegenüber, die unsere Einführung als Architekten, die, auf einer
Studienreise begriffen, die interessanten Bauten dieser Stadt kennen zu
lernen das Verlangen trügen, auf Treu und Glauben hinnahm. Sie setzte
sich, höchlichst erfreut, an dem trübseligen Regentage eine unerwartete Zer-
streuung gefunden zu haben, sofort in Bewegung, um uns in eigener Person
die in der That sehenswerthen Räume des alten Palastes zu zeigen. Der
selige Doctor Fippoli muß eine kriegerische Natur gewesen sein; denn die
Wände mehrerer saalartiger Zimmer trugen kunstvoll arrangirten Waffen-
schmuck. Mein Vetter pries mit Sachkenntnis; und gut gespieltem Ent-
zücken die Schönheit der einzelnen Stücke und den Geschmack ihrer Zu-
sammenstellung und erwarb uns damit offenbar das volle Zutrauen der
in ihrem Gatten geehrten Dame. Sie begann uns von ihrem Seligen,
seinen Tugenden und Verdiensten des, Ausführlichsten zu berichten, wobei
sie nicht unterließ, von Zeit zu Zeit Thränen der Wehmuth zu vergießen.
Als sie seines künstlerischen Sinnes gedachte und von der Sammlung
seltener Antiken sprach, die er im Laufe der Jahre mit Eifer und Ver-
ständniß angelegt habe, trug mein Vetter ein so unverhohlenes Interesse
zur Schau, daß die Erzählerin sich mit der Frage unterbrach: ob uns daran
gelegen sei, die Sammlung zu sehen; Manches habe sie leider in der ersten
Verwirrung ans den Händen gegeben, von den noch vorhandenen Gegeil-
ständen aber sei sie fest entschlossen, sowohl um das Andenken ihres Gatten
zu ehren, als auch wegen des Antheils, den sie selbst daran nehme, sich
niemals zu trennen. Selbstverständlich gaben wir dem außerordentlichen
Vergnügen Ausdruck, das wir empfinden würden, die hohe Kennerschaft
des seligen Herrn Gemahls zu bewundern, und wurden auch sofort in ein
besonderes Gemach geführt, das wiederum hauptsächlich mit Waffen — eine
merkwürdige Vorliebe für einen friedsamen Aduocaten — angefüllt war,
daneben auch einige sehr blutige Gemälde, alte Möbel und in zwei glas-

bedeckten Kästen verschiedene Schmucksachen aus Gold und minder edlem Metall aufmies.
Auf den ersten Blick sah ich unter den letzteren das fast noch schönere Geschwister des erstandenen Nisllo. Mein Vetter hatte es natürlich ebenfalls bemerkt, blickte aber, ohne mit der Wimper zu zucken, darüber hinweg. Zweifellos wollte er hier dieselbe Methode anwenden, wie bei dem braven Ernesto, nämlich den Gegenstand seines Verlangens dem Besitzer gegenüber möglichst unbedeutend erscheinen zu lassen. Dahingegen lobte er die anderen Stücke der Sammlung aus Leibeskräften.
Während Signora Fivvoli und ich seinen Dithyramben lauschten, ging eine Thür, und als ich mich umwandte, sah ich das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe. Es war eine schlanke Blondine, mit Augen, die in dunklem Feuer leuchteten, mit einer so süßen Anmuth in dem edlen Antlitz, wie ich sie nicht beschreiben kann. Ich starrte sie an wie eine Himmelserscheinung und fand mich erst wieder, als sie auf einen Wink der Signora näher trat und uns als deren Tochter Maddalena vorgestellt wurde. Auch auf meinen Vetter schien sie Eindruck zu machen, wie seine bewundernd auf ihr ruhenden Blicke zeugten; doch wandte er sich nach einigen höflichen Floskeln alsbald von Neuem der Sammlung zu und nahm seinen unterbrochenen Kunstvortrag wieder auf. Das Fräulein betheiligte sich Anfangs durch Zuhören, dann auch durch einige Bemerkungen, welche erkennen ließen, daß sie über Ursprung, Werth und Bedeutung der einzelnen Gegenstände wohl unterrichtet war. Sie gab sich den Fremden gegenüber völlig ungezwungen, und die Art, wie sie die Neigung ihres Vaters auffaßte und wie sie sich darüber ausließ, war nicht ohne Humor. Mein Vetter schraubte unwillkürlich seinen künstlichen Enthusiasmus etwas zurück und sprach ohne Uebertreibung über die vorliegenden Kostbarkeiten. Wenn er bisweilen sichtliche Anstrengungen machte, die einem bestimmten Object zukommende ungünstige Kritik in möglichst milde Form zu kleiden, konnte sie ein Lächeln nicht unterdrücken, und dieses Lächeln war einfach bezaubernd. Ich hätte tagelang dastehen und sie lächeln sehen können.
Als wir uns wieder auf dem Wege nach unserem Albergo befanden, hatte ich den Zweck unseres Besuches vollständig vergessen, sondern dachte nur an das schöne Mädchen; und ich hatte die Empfindung, aus einem köstlichen Traume geweckt zu werden, als mein Vetter die trockene Bemerkung hinwarf: er werde einen schweren Stand haben gegenüber den beiden Frauen, aber er habe schon stärkeren Widerstand gebrochen, er iverde zu dem Niöllo gelangen, und wenn er ein ganzes Jahr in dem Neste bleiben müßte. Ich gestehe, mir erschien jetzt diese Aussicht nicht mehr so schrecklich, wie ich sie vor einer Stunde angesehen hätte. Mer da mein Reiseplan ^in längeres Verweilen ausschloß, erklärte ich kategorisch, daran sei nicht zu denken, ich für meinen Theil ginge davon, sobald das Wetter sich aufgeklärt haben werde. „Dil hast ganz Recht," antwortete

er, „aber verdenke es mir nicht, wenn ich mein Ziel verfolge." Davon
war er nicht abzubringen.
Am anderen Morgen zeigte der Himmel zu meiner geringen Be-
friedigung ein freundliches Gesicht, und ich beschloß aufzubrechen. Schon
im Begriff, mich endgiltig zu verabschieden, kam niir der Entschluß, vor-
läufig nur einen Tagesausflug zu unternehmen, in der Hoffnung, meinen
Vetter doch noch umzustimmen und zum Weiterreisen zu bewegen. Ich
machte mich also mit dem Versprechen, Abends wieder da zu sein, auf die
Wanderung, durchstreifte die Berge der näheren Umgebung und kehrte beim
Dunkelwerden in das Städtchen zurück. Mein Vetter faß gemüthlich beim
Schoppen und zeigte sich erfreut, mich wiederzusehen.
„Ich habe gar nicht mehr auf Deine Gesellschaft gerechnet," sagte er,
„denn ich bleibe hier."
„Ist es wirklich Deine Absicht?"
„Unbedingt. Die Sache steht nicht schlecht. Aber zwei, drei Wochen
werde ich wohl daran setzen müssen. Ich habe schon vorgesorgt, daß es
nicht auffällt: Ich habe heute den ganzen Nachmittag im Palazzo Fippoli
gezeichnet; denn Du weißt, ich trete als Architekt von Profession auf."
„Mn, meinetwegen," erwiderte ich ärgerlich. „Du bist ein unver-
besserlicher Kunstfer. Ich will Dir aber noch einen Vorschlag machen, der
mir unterwegs eingefallen ist. Man kann von hier aus bequem in's
Eügadin kommen, das ich gern besuchen möchte. Ich mache mich morgen
auf den Weg und komme in acht bis zehn Tagen zurück, um Dich abzu-
holen."
Das fchien ihm zu gefallen.
„Gut," fagte er, „damit bin ich einverstanden, und wenn ich bis dahin
zum Ziele gekommen bin, so bleiben wir zusammen."
„Es wäre mir allerdings lieb," warf ich hin, „wenn ich mich zuvor
noch von den liebenswürdigen Damen verabschieden konnte."
Mein Vetter schüttelte aber den Kopf.
„Thu das nicht! Ich habe Dich schon entschuldigt. Du giltst als
abgereist. Die alte Dame läßt Dich grüßen."
„Und die junge? Fräulein Maddalena?"
„Ebenfalls." ^
Ich mußte also darauf verzichten, das herrliche Wesen noch einmal
zu sehen. Meinen Plan führte ich aber aus. Den Berninapaß über-
schreitend, drang ich in das Engadin ein und verlebte dort theils auf ein-
samen Besteigungen, theils an den großen Cur- und Vergnügungsstationen
in fchnell gefundener Gesellschaft wundervolle Herbsttage. Erst nach Ablauf
von zwei Wochen schlug ich, um mein Versprecheil einzulösen, den Rück-
weg ein.
Bis Poschiavo war ich mit der Post gefahren, dann aber lockte mich
die schöne Straße und die milde Sonne, meinen Weg zu Fuß fortzusetzen.

Als ich mich der Stadt näherte, kamen mir zwei Paare entgegen, in
deren weiblichem Theil ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung die
Damen Fippoli erkannte. Voran ging die Mama am Anne eines alten
Herrn, den ich später als deren Bruder, einen schweizerischen Fürsprech,
kennen lernte; ihnen folgte, ebenfalls Ann in Ann, Maddalena und mein
Vetter. Der Letztere begrüßte mich stürmisch und stellte mir Maddalena
als seine Braut vor.
Ich blieb starr und stumm stehen und muß in dieser Stellung wohl
einen sehr komischen Eindruck gemacht haben; denn alle Vier brachen in
ein lautes Gelächter aus, das mich erst wieder zu Besinnung brachte.
Ich stotterte meinen Glückwunsch hervor und erfuhr nun, daß die Verlobung
am Tage vorher in Gegenwart des zu diesem Zwecke von Lugano her-
geeilten Ontel Fürsprech stattgefunden habe, daß dieses Geschehniß alle
Beteiligten glücklich mache, und daß das junge Paar nebst Schwiegermama
seinen künftigen Wohnsitz in Rom aufschlagen werde, wo mein Vetter sich
dauernd ansässig machen wollte. Mn, es blieb mir Nichts übrig, als zu
alledem ein vergnügtes Gesicht zu machen, obwohl ich es nicht recht begriff
und schändlicherweise meinen Vetter gründlich beneidete.
Am Abend im Gasthause, wo er noch immer wohnte, mußte er mir
dann Aufklärung geben.
„Aber wie ist denn das zugegangen, Mensch? Du, der eingefleischte
Junggeselle und dieses himmlische Mädchen!"
„Ja," sagte mein Vetter trocken, „Du weißt doch, ich mußte das
3ti«llo haben, und da sie sich von ihm nicht trennen wollte, so nahm ich
die Besitzerin mit in den Kauf."
„Schändlich!" rief ich und schlug vor Erregung auf den Tisch.
„Deiner nichtswürdigen Sammelwut!) ein solches Wesen zu opfern! Ich
habe gar keinen Ausdruck dafür!"
Mein Vetter zuckte mit den Achseln und reizte mich dadurch noch mehr.
„Du begreifst wohl gar nicht, wie sehr Du Dich gegen sie ver-
sündigst?" wetterte ich in ihn hinein. „Aber ich werde sie warnen.
Ja wohl," wiederholte ich, als er mich lächelnd ansah, „ja wohl, ich
werde sie warnen! Morgen gehe ich hin und sage ihr —"
Jetzt schlug mein Vetter eine so herzliche Lache auf, daß ich unwill-
kürlich innehielt und ihn nur mit finsteren Blicken maß.
„Ich glaube," sagt er, „Du gönnst mir mein Glück nicht."
„Welches Glück? Deine Rarität mit dem Unglück eines unschuldigen
Menschen erkauft zu haben?"
„Nein," antwortete er ernst, „das Glück, die Liebe meiner Maddalena
errungen zu haben. Ja, mein Junge, gieb mir Deine Hand und sei
wieder gut! Ich liebe Maddalena, mehr als die Kunst, mehr als Alles
in der Welt."

Zögernd reichte ich ihm meine Hand, die er ergriff und festhielt.
„Dir danke ich es mit, daß es so gekommen ist; denn ohne Dich
hätte ich sie nie gesehen. Erinnerst Du Dich, als wir unseren gemein-
samen Besuch machten, und Maddalena plötzlich in's Zimmer trat? Ihr
Anblick entschied über mein Schicksal. Seit jener Stunde hatte ich nur
den einen Gedanken, daß sie mein werden müsse."
Ich sah ihn erstaunt an, seine Augen leuchteten, wie ich es nie an
ihm beobachtet hatte, und seine Stimme klang wie verklärt.
„Jetzt begreife ich allerdings," sagte ich kleinlaut, „warum Du mich
von einem zweiten Besuche abhieltest."
„Ich war eifersüchtig," gestand er. „Es sollte sich Niemand zwischen
uns drängen, bis ich sie gewonnen hätte."
„Nnn, wenn die Sache so steht, so gratulire ich Dir von Herzen,
lieber Vetter, Du bist ein Sonntagskind."
„Ich glaube es selbst. Und nun laß' uns auf Maddalenas Wohl
trinken. Es lebe die schönste der Frauen!"
„Sie lebe! Aber was wird nun aus Deinem Niello, Vetter?"
„Das ist schon ausgemacht. Dil erhältst es als Freundeslohn! Bist
Du damit einverstanden?"
„Mit Vergnügen."

Illustrirte Bibliographie.

Hjaethe. Von Karl Heinemann. Mit vielen AbbUbunge» in und außer dem
Text. 2 Bände. Leipzig, E. A. Seemann.

slachdem lange Zeit die Goetheforschung und die Goethelitteratur sich mit Einzelheiten, mitunter sogar Kleinlichkeiten aus Goethes Leben und Schriften abgegeben und die Goethe-Philologie Vielen ein Gegenstand eines theils berechtigten, theils unberechtigten Spottes geworden, ist man neuerdings bemüht, zu den einzelnen Theilen, die man in der Hand hält, das geistige Band wieder zu finden, den großen Dichter und Menschen wieber in seiner Totalität zu erfassen und darzustellen. So sind denn in neuester Zeit mehrere höchst beachtenswerthe Versuche, Goethes Leben nnd Werte in ihrer (Ganzheit und iu ihrer Einheit darzustellen, an's Licht getreten; wir erwähnen die Arbeiten von Richard M. Meyer, E. Wolff, Albert Nielschowskn. So verdienstlich diese Arbeiten sind, so lassen sie doch eine Lücke, die durch das Buch Karl Heinemanns ausgefüllt wird. Wenn in jenen und andern Werten das äußere Leben Goethes hinter der Darstellung seines innem, hinter der Darstellung seiner geistigen Entwicklung, seines Schaffens und seines Wesens zurücktritt, wenn jenes nur zur notwendigen Ergänzung des letzteren herangezogen wird, bildet bei Heinemann das äußere Leben gleichsam den Mckgrat für seine Goethebiographic und den Rahmen, in den die Darstellung des inneren Lebens nnd seiner sichtbaren Verkörperung: der dichterischen Schöpfungen eingefügt ist, ein Verfahren, das — abgesehen von der Darstellungswcise — sein Wert vor denen der Andern, die auf ein höher gebildetes Plwlitum angewiesen sind, zu einem mehr populären macht. Heinemanns Werk leistet das in Bezug auf Goethe, was Wychgmm in Bezug auf Schiller vollbracht hat; und wie dieser hat er die Illustration in ausgedehntem Maße zu hülfe geiwnimen. —

Heinemann hat seinen Stoff in 3 Hauptabtheilungen (Bücher) gegliedert. Das erste Buch: „Der junge Goethe" schildert die Kindheit, die „Lehrjahre" und Goethe als Advocat und Dichter; das zweite Buch: „Auf der Höhe- zerfällt in zwei Theile, von denen der erste, die Zeit von 1775—1788 umfassend, Goethe im Staatsdienste und seiu Verhältnis; zu Frau von Stein, dessen Bedeutung für Leben uud Dichten schildert; der zweite Theil, von 1789—1805 reichend, bespricht die erste Gesammtausgabe von Goethes Schriften (1787—1790), sodann unter dem Titel „Haus und Herd" seine Gewissensehe mit Christiane Vulpius nebst den durch dies Verhiiltmß gezeitigten poetischen Früchten, seine naturwissenschaftlichen Schriften jener Zeit, seine Stellung zur französischen Revolution und die durch sie angeregte Dichtung, die Kampagne in Frankreich, Ncinecke Fuchs, die Belagerung von Mainz u. s. w.; den Beschluß des zweiten Thciles des 2. Buches

und den bei Weitem größten Theil desselben, wie billig, einnehmend, macht die Dar»
stellung des Verhältnisses Goethes zu Schiller. Das dritte und letzte Auch: .Die Voll-
endung" zeichnet das Vild des Greises, der noch einmal einen Nachfrühling der Liebe
und des Dichtens erlebt, der dann, vor den Forderungen des Tages und seines Volles
sich verschließend, statt der politischen eine geistige Einigung Deutschlands erstrebt, sich mehr
und mehr von der poetischen Production zur wissenschaftlichen Forschung wendet. Hier
wird in dem Abschnitt „Der Weise von Weimar" eine zusammenhangende Schilderung der
künstthcoretischcn, nawrwisscnschaftlichen und religiösen Anschauungen gegeben, und in dem

Goethe von Kiiaclgen 1810,
Au«: ,<?l>il He!»cmonn, Goethe, Üeipzig, !f, A, Zeemann.

letzten Abschnitt „Sonnenuntergang" das Ausllingen dieses reichen gesegneten Menschen-
lebens, dessen Spur nicht in Aeoncn untergehen wird, geschildert.

Daß Hcinemamis Werl auf genauer Kenntnis; und gewissenhafter Benutzung der
Quellen und des durch die neuesten Forschungen gelieferten Materials beruht^ und daß es
in der Darstellimg ebensowohl die Trockenheit des gelehrten Littcrarhistorikers, der sich an
Fachleute wendet, wie die phrasenhafte Ueberschwänglichleit und Gesnchthcit des Feuillc-
toniften vermeidet, das versteht sich bei dem Manne, der uns das schöne Buch über Goethes
Mutter gescheult, von selbst. —

^ Ilnstrirte Vib!iogi^;'di>',
^9

Geibeimühle be! Fionliurt », M.
Au«: Küil Heinemonn, Goethe, Leipzig, V, Ä, 3eema„,i,

Natürlich wirb man hie und da, wo der Verfasser subjectiv urtheilt, abweichender Meinung sein. So erscheint uns z. B. in der Besprechung (fgmonts Heinemanns Zurückweisung des Schiller'schen Tadels gegen den opernhaften Schluß des Cgmont durch den Hinweis auf Shakespeare nicht glücklich: und die Glcichsetzung des Alba im .Ton Carlos" mit den Shalespeaie'schen Vösewichtern, mit Franz Moor und Wurm als verkehrt. —
-3.
^2
?3
ff
3«

Ileberaus reich ist die Illustration des zweihändigen Werkes, die bei aller Fülle doch Nichts enthält, was der Verehier Goethes missen möchte: nickt nur die zahlreichen Portraits des Nichteis und der Personen, die mit ihm in Berührung gekommen sind, heihen wir willkommen, wir lernen auch gerne die Statten leimen, an denen er geweilt, »nd selbst die Grundrisse des elterlichen Hauses und des Weimarhauses weiden keinem

echte» Goethefreunde, keinem, der neben dem Dichter den Menschen liebgewonnen hat — und nur ein solcher hat auch dm Dichter ganz verstanden und sich zu eigen gemacht — überflüssig erscheinen. — Wie der Verfasser im Nachwort bemerkt, hatte er ursprünglich einen besonderen Goethebilderallas, für welchen ihm die große Zarnte'sche Goethesammlung reiches Material bot, geplant. Nun hat er diese mit der vorliegenden illustrirten Goethe» biographie, dem Wunsche des Verlegers entsprechend, vereinigt. —

Christiane Neumann,
Aui: Kall Helnemonn, Goethe, Leipzig, <l, A. Zcemünn

Möge das trefflicIie Werk sich die allgemeine Gunst ebenso rasch erwerben, wie des Verfassers Buch über die Frau Äath. Es ist, wie keines geeignet, in die Hände des großen Publikums gelegt zu werden und das mehr und mehr von den Höhen der Gebildeten in die tieferen Schichten des Volkes vorrückende Eindringen des Vcwnhtfeins von der Größe des Gocthe'schen Genius zu beschleunigen. 0, N.

Musikalische Notizen.

Präludien und Studien. Gesammelte Aufsätze zur Aesthetik, Theorie nnd Geschichte der Musik von Dr. Hugo Niemllnn. Bd. I. Frankfurt a./M. Verlag von H. Bechhold.

Das Buch zerfällt in 3 Abtheiluugen: Skizzen, Präludien nnd Studien. Die Prä» Indien und Studien wenden fich fast ausschließlich an den Musiltheorctiter und erörtern zumeist Fragen ans dein Gebiete der

Rhythmik und dei Phrasirungslehre. Die Skizzen sind vorwiegend polemischer Natur und gegen das Virtuosenthum, die Musik» zeitunge», die Conservatorien und andere Krebsschäden der modernen Musitmacherei gerichtet. Die Sprache des Verfassers läßt im Allgemeine» an Deutlichkeit und Rücksichtslosigkeit Nichts zu wünschen übrig, imr in einem Punkte wäre noch größere Offen» heit angezeigt gewesen. Riemann geißelt wohl mit atzender Schärfe die bestehenden Mängel, vermeidet aber, bestimmte Namen zu nennen. So werde» z. N. die einzelnen deutschen Musitzeitungen gar nicht übel chlllllkterisirt, und der Fachmann weiß wohl auch, wem die abgeschossenen Pfeile gelten, der Laie aber wird, da nie ein ausführlicher Titel genannt wird, fchwer herausfinden, vor welchen Nlättcin er sich in Acht zu nehmen hat.

Mittheilungen für Mozart-Gemeinde in Verlin. Herausgegeben von Rudolf Geuse. Erstes Heft. Berlin, Eigenthum der Mozart-Gemeinde.

Enthält ciu Berzeichniß der iu der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Mnsilhandschriften Mozart's, eine Art Ehrenrettung der Wittwe Mozart's (Constanze von Nissen) und verschiedene kleine auf Mozart und seine Werke bezügliche Mittheilungen. Tllnkmswerthe Beigaben sind ein Portrait von Constanze Mozart nach einem im Jahre 1789 gemalten Oelbild, sowie drei Tovsätze aus Johann Andres Operette: „Die Entführung aus dem Serail."

Richard Wagner im Dienste franzosi» scher Vlaler. Eine kritische Studie von Karl Ludwig Thieme. Leipzig, Eonstantin Wildi Verlag.

Das Werkchen wendet sich gegen zwei Bilder französischer Maler, gegen Oaston Busswres „L» Valerie", und Rochcgrosses „1^« ^nev»1i«r »ux tleulZ" (Porsiflll und die Blumenmädchen), ist flott und mit gesundem Humor geschrieben und geht mit den beiden Künstlern und ihrer Auffassung Wagnerscher Gestalten scharf in's Gericht.

hau« von Vülow. Vriefe und Tchriftcn. Herausgegeben von Marie von Bülow. I. und II. Band. Briefe. Leipzig, Nreitkopf und Härtel.

Die beide» Bände enthalten eine stattliche Reihe Nülow'scher Briefe aus den Jahren 1841—1855 und erstrecken sich also bis zum 25. Lebensjahre des genialen Dirigenten und Pianisten. Frau Marie von Bülow, die zweite Gattin Hans von Bülows, hat mit pietätvoller nnd feinfühliger Hand aus der vorhandenen Fülle

von Briefen das ausgewählt, was einerseits
Aufschlüsse über den Bildungsgang Bülows
giebt, und andererseits für die Musikgefchichte
der 40 er und 50 er Jahre von Bedeutung
ist. Unwesentliches und Alltägliches ist weg-
gelassen worden, und dann und wann sind
wohl auch Stellen, die sich in allzu scharfer
Polemik gegen Kunstgenüssen wenden, unter«
drückt worden. Die vorliegende Publication
welcher, wie die Heiausgeberin im Vorworte
verspricht, eine Sammlung der in Fachzeit-
schriften verstreuten Aufsätze kritischen und
polemischen Inhalts folgen foll, bietet nicht
nur dem Musikforscher ein hochbedeutendes
historisches Material, sondem enthalt auch
nebenbei so viel des Iiüeressanten und
Witzigen, daß auch der nicht fachmännisch
geschulte Leser vollauf auf seine Rechnung
kommen wird. Als künstlerischer Schmuck
ist jedem Bande ein Bilbniß Hans von
Büllllvs beigegeben.

Vriefe hervorragender Zeitgenossen
an Franz Liszt. Nach den Hand-
schriften des Weimarer Liszt-Miseunis
herausgegeben von La Mara. 2 Lände.
Leipzig, Breitkopf K Härtel.

Boten schon die von La Mara heraus-
gegebenen Originalbriefe Franz Liszts (drei
Bände) unendlich viel des Belehrenden und
für die genauere Kenntniß der Musikgeschichte
des 19. Jahrhunderts hochwichtigen, so ist
dies bei den „Briefen hervorragender Zeit-
genossen an Franz Liszt" noch in weit
höherem Grade der Fall. Liszt hat Jahr-
zehnte hindurch im Mittelpunkte des musika-
lischen Lebens gestände»: sein Wort galt
überall, uud wo er eiu aufstrebendes Talent
fördern konnte, that er's. Wer Hülfe, Nach
brauchte, wandte sich an Liszt, und Liszt
hatte für Alle offenes Herz «w offene Hand.
Es ist gerade zu wunderbar, was Alles von
Liszt verlangt wurde. Fast alle künstleri-
schen Persönlichkeiten Europas sind unter
den Briefschreibern vertreten: als besonders
interessant sind die zahlreichen Briefe von
Berlioz, Dingelstedt, Robert Franz. Raff.
Rubinstein, Schumann und Tausig zu be-
zeichne». Der erste der mitgetheilten Briefe
stammt aus dem Jahre 1824, der letzte ist
vom 20. September 1881 datiri. «d.

Bibliographische Notizen.
Teutschlands coloniale Helden und
Pioniere der Kultur im schwarzen
6antiuent. Von Rochus Schmidt.
1. Band. Mit 6 Portraits. — Nraun-
schweig, Albert Limbach.
Der als Colonialschriftsteller bereits be-
lamite Verfasser entwirft in dem vorliegenden
Werk ein Bild von den Reisen und dem
Wirten derjenigen deiltschen Männer, die sich
in hervorragender Weise entweder um die
wissenschaftliche Erschließung des „schwarzen
Kontinents" oder um die Erwerbung und
Erhaltung unserer dortigen Eolonien ein be-
sonderes Verdienst erworben haben. Sein
Bestreben, diesen unter den betreffenden
Forschern in erster Linie stehenden Männern
gleichsam ein Denkmal zu setzen, verdient alle
Anerkennung. — In dem bis jetzt erschienenen
1. Bande wirb die TWigteit, wie solche
Barch, v. d. Decken, v. Henglin, Rohlfs und
«chweinfurt entfaltet haben, geschildert,
während in einem 2., im kommenden Früh-
jahr erscheinenden Bande die Thätigleit
Rachtigalls, 1)r, Peters'. Emin Paschas
und v. Niszmanns vorgeführt werden soll.
Dem 1. Bande find die Portraits der in
diesem Bande besprochenen Forscher, sowie
des Missionars Krapf beigefügt. Die
Schreibweise des Verfassers ist anregend und
das gut ausgestattete Buch, dem hoffentlich
am Schluß des 2. Bandes eine orientirende
Karte, sowie ein Register beigefügt sein
weiden, empfehlenswerth. X,
„Der Hemmschuh." Roman aus der
Gegenwart von Fritz Friebmann.
Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v.
2. Schllttlacndcr,
Der Name des Autors des genannten
Buches wird diesem zunächst ein sensationelles
Interesse zuwenden, und es gewährt auch
zlveifelsohne einen sehr bedeutsamen Beitrag
zur Eharalteristik Fritz Fiiedmanns. des
vielgenannten und leider nun auch weithin
berüchtigten Rechtsanwalts, den wir hier als
belletristischen Schriftsteller kennen lernen.
Ein Guttheil Lebensbeichte und Lebens-
anschauungen dieser so außergewöhnlich reich
begabten Persönlichkeit bietet sich den: auf-
merksamen Leser in dem „Hemmschuh" dar.
und fast staunend erkennt man die geistige
Vielseitigkeit des berühmten forensischen
Redners. Es kann selbstverständlich hier nicht
unsere Aufgabe fein, uns eingehender mit
der Persönlichkeit und der viel bewegten
und jetzt schmählich zur Scheiter gegangenen
Lebensführung Fritz Friedmanns zu be-
schäftigen; aber sein Werk ist eben zu viel

er selbst, um ihn darüber vergessen zu
tonnen, und wenn auch Jenem an und für
sich berechtigte Aufmerksamkeit gebührt, so
vertieft sich doch diese noch in hohem Grade
durch das Viele, was wir schon immer, uud
jetzt erst recht, durch die Tagespresse über
die Persönlichkeit des Autors erfahren
haben. Der „Hemmschuh" ist ein von
Anfang bis zu Ende fesselndes Buch, das
hier und bort geradezu frappirende Dent-
resultate verzeichnet, das in einzelneu
Episoden mit meisterlicher Feinfühligteit
und Klarheit behandelt ist und den Eon-
versationston bestimmter, weit von einander
liegender Kreise vorzüglich trifft. Keine
einzige Figur ist original geschaffen, die
Begebenheiten selbst weisen leine besondere
Erfindungsgabe auf; aber es ist. al» ob
einem hervorragenden bildenden Künstler die
meisten Persönlichkeiten Modell gestanden
hätten, so unverkennbar, so in den Keriwunlt
ihrer Wesenheit getroffen, sind diese Ge-
stalten aufgefaßt und gesellen sich zu einen!
Ausschnitt des modernen Großstadt-Gesell-
schaftsbildes, in dem Alles wirtlich athmet
und jagt und sündigt und genießt und zu
Grunde geht — wie's eben heutzutage
nicht anders ist. überall, wo auf Gummi-
rädern gefahren wird und der Klang der
Goldstücke als Leitmotiv alles Wollcns und
Vollbringen» gilt! Der Autor laßt es in
seinem Buche an Kontrasten nicht fehle»;
auch die Schlichtheit und Ehrbarkeit und
der gctlärteste Idealismus kommen reichlich
zum Worte und empfangen ausgiebigen
Lohn. Aber alle diese Partie» erscheine»
nur wie Nachbildungen: sie Wirten nicht
mit der Urspninglichkeit antoptischer
Schilderungen — das Friedmann'schc Buch
hat dort seine Höhepunkte, wo wir im
Stande zu sein glauben, die Buchnamen
mit Taufnamen zu vertauschen, und es ist
wohl außer jedem Zweifel, daß der Dichter
den Stoff zu mancher Episode des Romans
seinen Rechtsanwalts-Manualacten ent-
nommen und die Persönlichkeiten in seinen
Sprechstunden leibhaftig kennen gelernt hat.
Man lese das Buch; es bringt wahrlich
nicht nur Zeitvertreib und Spannung,
sondern giebt auch viel zu denken; und
zuletzt dachten wir: Schabe um Fritz Fiied-
manns reiches Talent! H. ^V.

l)i,>8ess»ussen« Llleuer. LesorecKunL n»cn Hu«»»!!l Her IleHeotlon voroebelten.
2ocl«, ^rMlslui, Dr., Xui-2« llezelilelite der
Irlntüitteu u»,l zi3«»i!;lieit^>>e»tredui>Leu I»
veut»enI»nH. llunoden, ^. ?. I«tm>l>nn,
2«l»!n, HLsx»n<!«i, vi. lM!., VI« lwllsli-
Lio««ll 8trümun^en in> »lten HuHentlium«.
DIn LellllllZ lur Mslüelien Il«IIzIon«i>nIIu«ai>llIe.
»«rllu, 8. 0»lv»i v ^ ««.
vllvot, ^il»««l«l, >Hpo!«on I. w LIM uns >V«rl,
mit c». 5UU ^«xlll!u«lr»tluneu, VolwIIHer-
t»s«In, Ll>r!o»tll!«!> ll»H Xutossr»puen, Hzrunter
v«r««IileH«ne nuon ulo!>t verMeutllclit« MIHer.
Kileii Heu l»!u!imt««t«ll Mlern, LIIHWluer»
uns 8teedelll. Ued«rtr»8en von 0. ll»l«c!!»l!
von tjieber«t«In. I^leleiunz 14. 15. IL. I?.
I,eIM8, Nelnrieb LlllimiÄt uuH 0»rl NUntner.
Üdusi-Nmilleuolllll, Il««le voll, Nittniei«l«r
Ur»uH. LeNr»m VozelvelH. 2«el Li-
MnIunMn, liei-IIn, NebruHer I'»ete>.
^»Illsll», <31ovu,i«ll, 1. rrotelll «uMnn, 8tur!»
seil» Uluvlnk IlÄÜll. läoro ler^u. 'lorino,
IloUX I?I»«<!lltI ^ ^«.
v«i <3«»«1I»«tl»tl«i. I,itter»rl«elie llunllt«-
»«urllt. II, ^uni-MüL. Ko. ?, ürlurt, l>lu»rH
Uno«.
<3o«itll, ^loi., I,7!lll-8«l!^llrinerei, HlieilvrUi
unH L!«u«trull>i>lll»im. XritiKen unH 8tuHIeu
«u einer U°«cliieut« H«r vlelitliun»t. I.
^ob»nn» HiudwZlli«. Vle«iHH«n, U. I,utl«u-
Kireuen« Ver!»z.
QoltSclillU, »uclolt von, z>oH«rn« 8treo«r.
Ilomon. 8 MuH«, ^en», Üerimlim Lu«t«noule.
Uouilnollt, A«lilv H«, 1^« ?e!erw Hu 8llen<:e,
I'arl«, 8»elet« du llereure He ?r»nee.
H»,rt1«b«2'» Illuztr. innrer Hnreb v»!m»ü«n.
3. ^llloz«, ^VI«n, ^. UHrtleben« Verl»8,
^»t», vi. lUot»»-o, UeH»nll«n eine« ^ltp»ner«
»der sie I?r»uen, Iu«beüauH«re HI« Mp»n!««>!«n.
.^ll» H«m)»p»n!8e!!en Uoer««t«t vom Ver-
l»«»er. ^Vlen, ^V. Illtrtleb«»'« Vering.
H»u»d>lLQ Ä«i I.vrl!l <1«llt»«ll«i- ?i»rl«ll.
LIll 8»mme!««r!l leitz«nü««!«c!iel I,vri!i
H«ut»ener vlenterlnnen, Her»u«zezeben m>H
gleitet von Otto Illinie. I. ^«lilü. !><>. Ä u. 3.
Uro«««nullln, Hermann 8t»rll«.
2«iiu»il, dito, Dtluinzi^Pllweue kleinen!« Her
ÜIIIennIllMZ-Hllüütelluüz ^nz»lUÄ i,i!t de-
Zuuäerer UerUc!i«i<:!!t!LlM!? <l«l Urde»c!iÄl'
ll^imMii. Mt 21 ^«lt-II!u»tn>t!nr,«n und
4 1"»l»w von X>cz«v öc Ivo^Kol. Voilr»«.
VIen, In 8eloütv«l>»ze Ä«r Hitbropololl'
»oben Ue»eU»c!>»lt.
Urtt 6. LerIW. H«,« I.Il«teu»Her.
<7oiH»r>, ^Vtlb,«1ln, L»I«er V'IIbelm I. DpIIoi
2lll LntuuIIuuß »«In«« 8t«u6Ki!<!e» »m tunl-
unc!l!l»uiii8»l«n ^«Iin«l»z« äo« ?<-»n!il»rt«r
lrleilenz. 2»«Ite Hun»M. t'nlnl^utt ». zl^
V, ^orälln« 8e»>8tv«rl»ß.

X»il1«r>d«i«, H»,n» vor», Dl« Punzen, Lw
Ilomilll »u» ä«m ^llbUHuniz^nr. llrezäen,
uni I^«ipül8, c!>l! N<,^«n«r.
XilUK, I»«. >Voo!>«n«cI><»u H«3 »llentücl!«»
I«b«n». Uo!'»uü8>!8«i«!! von «Hl! 8c/!in«l<jt,
111. Iznrsznl «o. «3. «4. 85. IKrIIn, XritHl-
Xuil», X^il, ?l0l'e»»ol', vi« Kllu«t, äie döumi-
»ob« 8piA<:b« »cuuell nn «rlernsu. 4. H,u28-
>VI«n, H. IIlu-t!«b«n'ü Vurl»8.
M>l»»l>, Ql«, Hlon»t»n«ll« lUr kroäll^Uun unÄ
Xrltüi. ll«l»u»8«8«!>«n von ^VUn«Im ^i«ut.
5. U«5l. U«r!w, N. r. Omnu!» Lllllnu»ncl!un8
(0. N«lll«r1,
0ll1«rt, ^«lolcl, DI» H«ut««<:u« Iiünei« 8cdllle.
ü!u Verzueu U>r«l Umz««t»Itnn8 u»«t> den
8ltt1Iub«ll, 8«l»t!«n uns «ael»!en IjeHllilnIl^en
un««l«r 2elt. U»nnover, 0»rl Aever lülli-lzv
rrlor!.
IKlVlllOIKl, <3«0l^« lH,Il»iN«, I» ^. v,
?<llullnz, 8eu!ptllre »nH ^rcultectur« »«
l«oie»ent»tlv« »rt», K«»-VorK nnH Ix>n<!on,
U. ?. kutn»m'8 8un«.
— Ilnvtbm »»H U»rm»nv In po«tr;' »n<> muzilc.
Kev-Vorli nnä 1«n<Ion, l>. 8. I'utllltm'« 8«n«.
Il«i»«1i»t»,1o^, IllliGtllrt«!. V«l?,?!cunl»z b«-
vitnrt«l Itel«el!»n<iKI!«!>er uuH rum-Vr, ?ou-
rlzten-». 8p«eI»I X»rt«n,It«I«ed«««l!re!b!Mss«»,
?l»out»«l!i«, ^t!»nt«u, 0>uver»»tIon«><llr!!er
«tc. .^u!H»o« 1895. I^ipil«, l^. r. üo«ul«r.
8»n1> vi. v., »obiller Iu> vlolilermuni. 8wtt-
Mrt, ?r, lrumnmn»^ V«r!»z (L. Uüllll!.
8«d1liii»ol!«l', vr. IlKlll», Herrenmui-lll uu<!
ri»uenb»II>Iiei>. 3. 1»u«eu«I. L«i!w, NIcu»r,l
^»euHIer.
Lellv»,i-»Il«>vi', <»u«t»,v, ««ceple. 8»tiren.
vr«»H«ll uns I^IpllU, l.lu-1 H«i»«ner,
8l>i-!ll^«i-, ^ilion, Ilansbucn Her HuilzlL»-
«eullut«. III. "Iu«II (0!e Il«n»I«»M!<!« w
Italien,) 4. Huü»z« He« Hrltteu 1n«II» H«r
Kun«t8««clli<:dt«. lllt 313 >bb1IH>lNU«n unH
einem l»rb«nHru(:>l. I«lplll, ü. H. 8e«MiU!!,.
1ol»tol, I<«o, »i-»t, ?»tnoti«mu« oHer lrieHe»?
Vom Vei-l»«««!' »uturi«!rt« I,'eb«i»«tlum; uu»
H«m ll»uu«crlPl von 8uplli« L«llr. ü«rlln,
^U8N»t v«udu«r.
HullUlill, ?il«Äi-!«li, ?i'0l'«»«or vi^ Di«
ve»l«rr«Ie!!i«<:li I'ugllrlscu« AonireKI«, U«o-
gl»nui«, !> «Mll3ti«o!!«« UllnHducu tili I^^ei-
»!I«r 8UluHe. 3^ ull>««»rb«Itete llns er»eiterl«
^uüllg«. U!t20N Il!u«tr»tI«llen uns Il XllNen-
!>«I!»8«n, I^iekerunL 1. VIen, ^V. IIortI«den'«
Ver!»^.
V«r»«lc!lliii»» H«r NötsI», Hute! Mrni« uns
8ommer«ollum>!;«u In L»H Iwiibur« mit ^u>
e»be Her ?rel«« lllr 2imm«i, er«l«« 1 rlü>«uicli,
l!it»8«»««n, voll« !?en«Iou. HI« »lelitizzten
I«ben«mItt«I «te. 2n.«!lw!Ni«iU«zte!!l Im K»m,!n
He« l1ei?oLlIen«n L»H«-(^>mmI«>>»rI»l« von
liuH. 8toll«. iz»<! U»rlbnr«. IluH. 8to!l«.
V^«»««ll i,!»^»!. VI«! Uou»t»«cllrllt lui l^rH»-
runz Her rri«H«n«b»»«Ulln8. U«i»u«z. von

Uarouw üertu» von Lllltner. 5. ^»!>rL»„l;
Ku. 5. vr««H«n, u, >VI«n, L, N«r«an!« V«r!»z.
2»b«l, üu««ll, Nerm»nll U«n»«, lüu« Künstler-
«tuHle. Uerlln, Il«»K« öl: klolbov.
2oo«li»l»ll, Illoll»«!, N«u« vieutunz«!!. ^u«
Her« unH Veit. Dritt«, vermebrt« unH v«i°-
iinHert« ^u!l»ße. ^«Inllg, ?. lri««ellll»!m,
— Ueser, liomllnl«» unH I!»!!»H«!!. Viert«, ver-
meurt« unH ,verünHeit« .^ullllz«. I«Ipl>L,
?. kriezenlulnn.

^
v^^^^«^^'»,^',",^',-,',',^^^',^','^-»^^',^',',.^!','^-«»!!
,»^^.^.^,».^,^^^<^»<»^,^^<>«<^^»^^^<^^^^»^^^^^^<i^^^
«XatUrlielie lVlinel-3l«388e»'

^^>^4-^
<5F3^
ff läsUeber Verzanü
llllßÜLII
>Ü,»!I»» . ich »

kmum
8l«'u<««l 8»ll
unil
lls>»t»»i,lst.
8sts!«le! 8eil«.
»l^N!.8«^l)r»
8silu<lel l>»»ti!l»>.
>!l»!!!l»lNIMI!!!N!!!l!,!lll»llll!»l!!l!!»I!MIIMI„sNM,lllII!»l,I,,llM!ll!l,!!!!lll!l»»l!ll»
»li»! »» Ke»l«ll«> Huicl» <U»
Usli«l-8eei8cli« Denot3 in clen ^>-ü88ten 8tällton all«»' KVylttliells

iXatüilicd 1<nd1en8au!e3 ^lineial ^33er.
Im I^M/^Invcrl^auf xvirc^ clci^ ndisse xv^^^er, ^et^t xvie
'
sol^'t dciccl^nct:—
I
-.
Im 1l!°!!ve
j
1/1 I'I^clic
30 i's
Z I's.
25 ?s.
!
1/2 I'>^cl^>
23 "
3 .
20 ..
!«
l'
^/i I^ru^
35 .,
5 -
30 ,.
>!
1/2 KlU'^
26 >
3 ,
23 ,.
1
ülluüick dei allen H,pc>tneKei-n unä Mnel-Hlv?«,33ei-Hänälßi>n.

August l8<)6.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: lians Richter.
Radirung von Ivilhrlin Robr in München,

Pr»i5 pr» <v»a«al <I tz»f!») » m«f.
A3» g»chh»ndlnng»n »nd postonft»l!»n nehmen i»d»»z,l! Veft»ll»ngen »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von ^Word und Süd" be«
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.
3iebcnhufeners<r. ^, <3, ^5.
^

Aord und SÃ¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
heraushieben
ron
f>aul lindau.
^c ^
'.VDcVU!, Sand. â€” August 5396. â€” Heft 255.
-^Â«^

Vrezilau
5 -. 5choi< laonder.

Aord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

f>aul lindau.

I.XXVIII. Vand. — August ^896. — Heft 233.

WreSlau
-chlesische Vuchdruckerei, «unft» und verlags.Anftal«
». 3. schottlllendei.

X

seiden einer Frau.
von
Hermann Heiüerg.
— Schleswig. —
(Fortsetzung,»
ud dann war's geschehen, dann mar Dorita Zarpen unterwegs
nach Natzeburg. Etwa nach Verlauf einer Stunde, nachdem
die Auseinandersetzung mit ihrem Manne stattgefunden, nach-
dem sie vergeblich gewartet, daß sich dieser oder wenigstens Therese zeigen
werde, hatte sie nach Robert geklingelt und ihm befohlen, sogleich in den
Herrenstall zu eilen, den Kutscher zu beauftragen, unverzüglich anzuspannen,
hinter den Park zu fahren und dort ihrer zu warten.
Und mit Hut und Mantel und mit einer kleinen, das Nothwendigste
enthaltenden Handtasche war sie dann bald darauf die Treppe hinab-
gestiegen und hatte sich eilenden Fußes auf den Weg gemacht.
Freilich war sie nicht ohne schwerste Beklemmung die Treppe hinab-
gestiegen. Sie fürchtete einen neuen Act der Brutalität von Seiten ihres
Mannes, sie fürchtete Scenen vor den Haus- und Hofinsassen.
Aber es war Nichts geschehen. Der arglose Robert hatte offenbar
nur ausgeführt, was sie ihn: befohlen. Hermann hatte Nichts erfahren.
Unbehindert durch irgend Jemanden, erreichte sie, rechtsseitig durch den
Gemüsegarten sich wendend, die hinter dein Park sich hinziehende Landstraße,
und nach zehn Minuten lagen — dank der flinken Braunen — Wester«
thlll und Aussicht schon weit hinter ihr.
Und dann erreichte sie die Stadt und gab dein alten Kutscher Friedrich
eine Erklärung über ihr Bleiben in Ratzeburg, die Frageu gegenstandslos
machten. Sie befahl ihm nur, den Thieren Rast zu gönnen, bevor sie
zur Rückkehr in Bewegung gesetzt würden.

Die Stunden, die Dorita wegen des später abgehenden Zuges noch gezwungen war, in Ratzeburg zu bleiben, benutzte sie, um ihrer Mutter zu telegraphiren und Briefe zu schreiben.
Der eine derselben war an Leo, der andere an ihre Schwiegermutter gerichtet.
Zuletzt unternahm sie noch einen Spaziergang, und während sie draußen vor der Stadt, abgetrennt von allem Verkehr, dahinschritt, gelang es ihr, ihren Gedanken eine feste Richtung und ihren Zukunftsplänen ein festes Ziel zu verleihen.
So innerlich gefestigt, bestieg sie den Eisenbahnzug, warf noch einen letzten schwermüthigen Blick auf die reizvoll in der Ebene hingestreckte kleine Stadt und trat erst zurück, als der Zug, plötzlich eine Biegung machend, ihr das so viele Erinnerungen hervorzaubernde Bild entrückte. —
Aber schon bei der Ankunft in Flensburg ward ihr, als sie ihren Schwestern entgegentrat, eine erschütternde Nachricht. Auf ihre hastige Frage nach der Mutter empfing sie die bewegte Antwort, daß diese seit dem gestrigen Vormittage von einem schweren Schlaganfall betroffen sei.
Furchtbareres hätte der Frau in diesem Augenblick nicht werden können.
Die Mutter lebensgefährlich erkrankt, die Schwestern tief bedrückt, und wenn jene sogar dahinging, eine Zukunft voll nicht auszudenkender Sorge und Entbehrung.
Es war ja Alles für sie, Dorita, hingegeben, auch der Familien-Credit für sie aufs Aeuherste angespannt worden. Starb Frau Busch, die von einer Pension gelebt, so war nicht nur Nichts vorhanden, sondern es fanden sich sicher noch bedeutende Verpflichtungen.
Auf Dorita hatten Mutter und Schwestern gehofft, nicht gleich, aber später, wenn auch bei den Zarpens eine höhere Gewalt einmal eingegriffen haben würde, wenn Hermann selbstständige Verfügungsrechte erhalten hatte.
Und nun sollte die junge Frau ihren Angehörigen sagen: „Ich bin ohne Gepäck aus dem Hause entflohen! Alles ist aus, dahin, ich kann niemals zu meinem Manne zurückkehren! Unsere Scheidung ist das Ende!"
Während sie mit ihren Schwestern dahinfuhr, richteten sich ihre Gedanken immer wieder auf ihre Mutter. Dorita hatte bisher auf der Schwestern erstaunte Fragen über ihr Erscheinen nur geantwortet:
„Später, später in Ruhe, geliebte Mädchen. Ich muß jetzt erst über Mama sprechen." Damit hatten sich Toni und Thora zunächst zufrieden gegeben.
Die schwarzäugige, schöne, aber oberflächlich geartete Toni hatte sogar von einer Passion gesprochen, die sie gegenwärtig beherrschte, und Thora, die ältere, ein gutes, aber naives, etwas schwerhöriges und nicht sehr vortheilhaft von der Natur ausgestattetes junges, brünettes Mädchen, warf die eifrige Frage hin, ob sie denn nun wirklich in« Herbst nach Westerthal

zum Besuche kommen solle? Hermann habe sie schriftlich wiederholt
eingeladen!
Das Alles geschah, und diese Arglosigkeit gerade zermalmte schier die
Seele der Frau. Um so mehr aber fühlte sie die Pflicht, sich zum
Handeln aufzuraffen.
Infolgedessen nahm sie, nachdem sie im Hause angelangt waren und
nun eben die Treppen zur dritten Etage hinaufklammen, einen festen
Anlauf und sagte, gewaltsam die Eindrücke niederdrückend, die ihr wurden
durch die Vergleiche zwischen dieser dunklen, dumpfen und knappbemessenen
Etage und den hellen, hohen Räumen des schloßartigen Gebäudes in
Wefterthal:
„Hört, liebe Schwestern! Es ist Etwas geschehen, was Mama nicht
wissen darf. Sprecht also in ihrer Gegenwart nicht davon, wo mein
Gepäck ist, und thut überhaupt keine Fragen.
Sagt nur, mich hätte die Sehnsucht ein paar Tage Hergetrieben.
Was vorliegt, sollt Ihr wissen, sobald ich Mama gesprochen habe,
sobald wir allein sind."
Und da sie der Schwestern befremdeten Mienen begegnete, regte sich
ihr mitleidiges Herz, und sie fügte hinzu:
„Nun, nun, erschreckt nur nicht! Für mich ist, was vorliegt, nicht
unerfreulich — das mag Euch genügen."
Erst nachdem sie sah, daß diese Worte so von ihren Schwestern auf-
gefaßt wurden, wie sie es wünschte, zog sie selbst an der Klingel der
Etagenthür und trat, beklommen, fast einer Ohnmacht nahe vor Aufregung,
in die Wohnung.
Und dann stand sie wenige Augenblicke später an dem Bette ihrer
Mutter.
Freilich! Alle Nadel- und Dolchstiche, die ihr seit Jahresfristen in
Wefterthal zu Theil geworden, waren Nichts gegen die Seelenqual, die sich
bei dem Anblick der alten Frau ihrer bemächtigte.
Sie war an der ganzen einen Seite gelähmt, die rechte Gesichtsseite
war — schrecklich anzusehen — völlig verzerrt, und da auch die Sprache
gelitten, und sie sich nur sehr unvollkommen verständlich machen konnte, ergriff
sie selbst! ein solcher ^zehrender Schmerz über ihr Elend, eine solche Weh-
muth bei diesem Wiedersehen mit ihrer Tochter, daß ihr wie bei einem Kinde
iminerfort die Thränen über die eingefallenen Wangen rannen.
Und dann die von der Kranken mühsam hervorgestoßenen Fragen, die
sämmtlich von der Voraussetzung ausgingen, daß Alles in Wefterthal in
Glück und Wonne schwimme!
Und als Antwort all' die frommen Lügen!
Dorita vermochte es auch nicht lange zu ertragen! Sie mußte sich
erst wieder sammeln. Sie mußte sich vorbereiten auf neue Entgegnungen
und auf mitleidigen Trost.

Als die auf Anordnung des Arztes vorläufig beorderte Schwester
wieder ihre Stelle an dem Krankenbette eingenommen hatte, brach Dorita
unter der Wucht aller dieser seelischen Eindrücke völlig zusammen. In ihrer
hoffnungsvernichteten Stimmung begriff sie ihre Schwestern nicht, die Sinn
für Nebendinge hatten, die geschäftig bemüht waren, ein Frühstück herzu-
zurichten, allzuviel auftrugen und ihr mit jener Zuvorkommenheit begegneten,
die denen geboten wird, die Stellung, Ansehen und Neichthum besitzen und
dadurch Erwartungen erwecken! Sie hätte ihnen gleich zurufen mögen:
„Laßt, laßt! Haltet Eure Thaler zusammen! Richtet Euch schon jetzt ein
auf schwere Lebensnoth! Und ehrt und verzieht mich nicht! Vallt vielmehr
die Hände vor der, die ihr Ich über Euer Wohl stellte! —" Und daraus
entwickelte sich denn auch wieder eine Veränderung ihrer Entschlüsse.
Es war ihr unmöglich, wenigstens gleich heute ihren Schwestern die
Enttäuschung zu bereiten. Sie mußte vor der Hand auch ihnen noch
Alles verschweigen. — Sie mußte —> ja, was mußte sie?
Sie konnte schon keinen klaren Gedanken mehr fassen. Die unruhige
Qual stieg ihr, den Athem nehmend, in die Kehle, und eine folternde Angst
trieb sie fort aus den Räumen. —
Die Enge auch hier, die dumpfe Luft, die Unmöglichkeit, wie in
Westerthal, mit einem kurzen Schritt in Gottes freie Luft zu gelangen,
drückten folternd auf ihr Herz, und wenn sie nicht, durch ihre Schwestern
ermuntert, den Inhalt eines Glases Cognac hinabgestürzt hätte, würde sie
ohnmächtig zusammengebrochen sein.
Nach rasch beendeten: Frühstück begab sie sich auf ihr Zimmer, riß die
Fenster auf, sog die Luft ein und verschaffte sich dadurch nicht nur Er-
leichterung für Herz und Lunge, sondern auch wieder klare Gedanken.
Sie ließ das Vergangene an sich vorüberziehen.
Sie hatte ihrer Schwiegermutter lediglich in sachlichem Tone geschrieben:
„Da ich weiß, wie sehr ich in Ihrem und im Sinne Ihrer Töchter
handelte, wenn ich heute für immer Westerthal verließ, so bedarf es im
Grunde keiner Erklärungen! Ich wünsche sie aber um meinetwillen zu
geben, ich will in der Lage sein, mich darauf berufen zu können. Und so
sage ich:
Ich thue diesen Schritt nicht leichten Herzens. Ich beklage tief und
schmerzlichst daß es so gekommen ist. Aber gerade die Rücksicht-auf ihn,
dem ich vor dem Altar Zusagen machte, die ich in dem von ihm und seiner
Umgebung geforderten Umfang nicht zu erfüllen vermochte, gerade die
Ueberlegung, daß ich ihn und anch mich immer nur noch unglücklicher
machen würde, erhärtete meinen Entschluß.
Möge es Ihnen und den Ihrigen in Zukunft gut gehen!
Damit scheidet von Ihnen
Dorita geborene Vusch —"

Leo hatte sie dagegen rückhaltlos ihr .herz ausgeschüttet; nicht zurück-
gehalten mit der Schilderung ihrer Qual auf der einen und Befreiung
ihres Innern auf der anderen Seite. Zum Schluß hatte es geheißen:
„Sobald Deine Zeit es Dir gestattet, suche mich in Flensburg auf!
Richte es so ein, daß wir uns ungestört sprechen können. Ich vermag
nicht zu übersehen, wie sich die Dinge im mütterlichen Hause gestalten.
Dein Erscheinen könnte zu falschen Deutungen Anlaß geben, die ich unter
allen Umständen zu vermeiden wünsche.
Lebe wohl! Habs nochmals innigsten Dank! Vergiß nicht, daß ich
jetzt neben der Liebe' der Meinigen nichts Anderes besitze, als Deine
Freundschaft und — meinen tadellosen Rnf als Frau.
Dorita."
Nachdem Dorita durch Alleinsein und Nuhe während einiger Stunden
nch gekräftigt hatte, begab sie sich wieder zu ihren Schwestern, und als
diese mit den wegen ihres Kommens noch unbeantworteten Fragen an-
hoben, erklärte sie ihnen das, was sie sich inzwischen als zweckmäßig aus-
gedacht hatte, was ihr zugleich als eine brauchbare Einleitung für die
später zu eröffnende Wahrheit erschien.
Sie berichtete, daß allerlei Meinungsverschiedenheiten und daraus
hervorgegangene Verstimmungen mit der Familie in Aussicht sie veranlaßt
hätten, Hermann zu bitten, Westerthal für kurze Zeit verlassen zu dürfen.
Ihr Koffer sei von der Vcchnverwaltung nicht erpedirt, aber von ihr
bereits reclamirt worden. Er müsse jeden Augenblick eintreffen.
Sie habe die Absicht, sich von hier ans schriftlich mit Hermann über
die verschiedenen, die Gestaltung der Zukunft betreffenden Fragen ausein-
anderzusetzen.
Das Alles fanden die Schwestern nicht eben erfreulich, aber sie hegten
weder Mißtrauen, noch knüpften sie irgendwie ernste Äesorgnisse daran.
Nachdem dann Dorita wiederum bei ihrer Mama sich niedergehockt,
sie getröstet und voll zärtlicher Theilnahme aufgerichtet hatte, durch ein den
Hoffnungen der Kranken entsprechendes glückliches Lächeln, das gleich einein
sanften Sonnenstrahl die Züge ihres Angesichts belebte, selbst ihre Festigung
verstärkt hatte, unternahm sie Abends noch allein einen Spaziergang und
suchte bei dieser Gelegenheit den Arzt der Familie ans.
Sie wollte Klarheit, so weit sie möglich war! — Es war Etwas in
ihr emporgeschossen, was doch noch — nicht für sie — aber für die
Ihrigen zum Heile führen konnte.
Je nach der Auskunft, die sie empfing, wollte sie ihre Handlungen
einrichten.
Das Erste, was Dorita am nächsten Morgen beim Erwachen be-
schäftigte, war der Gedanke an ihre Mutter.

Der Arzt hatte ihr erklärt, daß wohl Frau Busch noch Jahre leben,
gar alt werden könne, daß sie aber bei der Schwere des Zufalles für alle
Zeiten eine Hilflose bleiben werde. Auch sei für alle Falle sorgfältige Be-
handlung, Ruhe, möglichste Fernhaltung jeder Gemüthsaufregung, beste
leibliche Pflege, frische Luft, Spazierfahren und andere stärkende Dinge
Vorbedingung für Genesung und Verhütung einer Wiederholung.
Also zu helfen, daß dieser ihr theuren Frau alles Nützliche werde, war
ihre, Doritas Aufgabe!
Blieb die Mutter am Leben, würden auch die Geschwister keine Noth
leiden, würde sich eher die Gelegenheit finden, einen Platz an der Seite
eines Mannes zu finden.
Wie war nun diese Aufgabe zu lösen?
Dadurch, daß sie entweder die alte Last von Neuem auf ihre Schultern
nahm, indem sie die Lüge mit ihrem Manne dennoch fortsetzte, oder aller
Welt zum Trotz ein Bündniß mit Leo einging.
Wenn die Zweifel ob solchen Wagens und Handelns mit ihrer Ueber-
zeugung und Ehre in ihr aussteigen wollten, ließ sie das entstellte Antlitz
der von ihr über Alles geliebten Frau vor ihrem Geiste aussteigen, erinnerte
sie sich, wie der Armen langsam die Thränen über die Wangen gesickert
waren, welche Schauer ob des Anblicks und ob der Zukunft ihr selbst
durch die Seele gerieselt waren. Dem Gedanken an die Ihrigen gab sie
allein Raum in ihrem Innern; sie schlug gewaltsam, rücksichtslos, mit
unerbittlicher Härte ihre Natur nieder.
Hatte sie früher ihrem Ehrgeiz, dem Verlangen nach Wohlleben, An-
sehen, Reichthum und Stellung nachgegeben, hatte sie um dieser und der
Rücksicht auf die Ihrigen willen ihre Empfindungen, ihre tieferen Ueber-
zeugungen zum Schweigen gebracht, so erfüllte sie jetzt nur das Gefühl der
Pflicht der Tochter und der Schwester.
Unter solchen Entschlüssen, Ueberlegungen und Gedanken gewann
Dorita die Fähigkeit, dem kommenden Tage mit seinen Aufgaben zu begegnen.
Sie zwang sich zu äußerlicher Sorglosigkeit, sogar zu einer sanften
Fröhlichkeit, erzählte ihrer Mutter, was der Arzt gesagt, verschwieg, was
er Einschränkendes gesprochen, und malte ihr mit lebendigen Worten baldige
Genesung und ein ferneres glückliches Dasein aus. — Und nachdem sie
dort die Hoffnungen nochmals gestärkt hatte, begab sie sich zu ihren Ge-
schwistern zurück, hörte aufmerksam zu, als sie berichteten, was sie innerlich
beschäftigte, hatte sogar Zeit und Geduld, über Toilettengegenstände und
Haushaltungsverhältnisse zu sprechen und wußte auch sie wegen der Mutter
zu beruhigen und ihre Gemüther hoffnungsvoll zu stimmen.
Und so schwanden die Stunden. Aus dem Morgen ward Mittag,
der Nachmittag schwand friedsam hin, und erst gegen Abend, als Dorita
einem an der Thür stark klingelnden Boten zufällig selbst öffnete und von
ihm ein Schreiben in Empfang nahm, das — Schrecken und Hoffnung

leiden einer Frau. ^6^
zugleich — Hermann von Zarpens Handschrift trug, gerieth das eben
besänftigte Gemüth wieder in einen neuen Aufruhr.
Um allen Nachfragen zu entgehen, schloß sie rasch und hastig die Thür
und eilte auf ihr Zimmer. Hier entfaltete sie, vorher die Hand zur
besseren Dämpfung ihrer Erregung auf die hämmernde Brust drückend,
das Schreiben.
Es lautete:
„Ich las, Dorita, den Brief, den Du an meine Mutter gerichtet hast,
und ich öffnete — verzeihe mir die Sünde — das Schreiben, das Du an
meinen inzwischen abgereisten Bruder sandtest.
Von tiefster Reue erfaßt, habe ich mich auf die Bahn gesetzt und be-
schwöre Dich bei den guten Gefühlen, bei der Liebe, die Du doch einst für
mich empfandest, mir noch heute Abend im BahnhofslMel eine Unterredung
zu gewähren.
Sollte Dir solches unmöglich sein, — brauchst Du Zeit zur Ueber-
legung für diese letzte inständige Bitte Deines Mannes, der trotz seiner be-
sinnungslosen Heftigkeit nie aufgehört hat. Dich zu lieben, so laß mich
wenigstens missen, ob ich Dich morgen Vormittag hier sprechen darf.
Es muß geschehen, theure Dorita, und je früher es geschieht, desto
erhabener und mitleidiger handelst Du gegen Deinen in quälender Unruhe
sich verzehrenden treuen Gatten
Hermann Zarpen."
Das Schreiben entfiel Doritas Hand. Sie bog, von den Eindrücken
überwältigt, den Oberkörper zurück, und ein tiefer Athemzug ging aus
ihrer Brust.
Mn hieß es, mit Ueberlegung handeln! Noch einmal hielt sie ihr
Schicksal in der Hand. Nach einem augenblicklichen Impulse jetzt Ent-
scheidungen treffen, hieß gewissenlos handeln. — Was zog nicht Alles durch
ihre Brust! —
Leo hatte ihren Brief nicht empfangen, Leo war abgereist, wohl in
Unfrieden — vielleicht zu ihr. Und doch war er nicht gekommen!
Wohin hatte er sich gewendet, welche Pläne hegte er? Wann und
wie würde er, wenn es ihm unbekannt, erfahren, was sie gethan, wann
würde er dann zu ihr eilen! —
So viel war sicher! Sie mußte erst Leo sprechen, bevor sie Hermann
eine Antwort ertheilen konnte. Wenn sie aber Hermann früher hörte,
mußte sie sich eine Entscheidung vorbehalten.
Sie war deshalb auch entschlossen.
Sie setzte sich nieder und schrieb einen Brief, in dem sie Hermann
in möglichster Kürze mittheilte, daß sie ihn in keinem Falle heute zu sprechen
vermöge, aber in Betracht ziehen werde, ob und wann es in den nächsten
Tagen geschehen könne. Ihre Mutter liege todesgefährlich danieder.

Es war nach Vollendung dieser Zeilen nur noch zu überlegen, wie sie das Schreiben in ihres Mannes Hände gelangen lassen könne. Nach vielem Hin und Herdenken entschied sie sich dafür, selbst die Straße zu betreten und dort Jemanden aussindig zu machen, der die Zeilen forttrüge. Dadurch beugte sie am sichersten vor, daß den Ihrigen Hennanns Anwesenheit in Flensburg bekannt wurde.
Dann umhüllte sie sich mit ihren« Mantel, griff nach der Kopfbedeckung und schlich, leise die Thür öffnend, die Treppe hinab auf die Straße.
Hier forschte sie sogleich nach einer passenden Persönlichkeit, richtete den Weg in die Gegend, wo das Bahnhofshotel lag, und hielt diese Richtung umsomehr inne, als ihr ein Kind, das sie wegen der Besorgung des Briefes gegen ein Trinkgeld ansprach, weinend erzählte, es müsse rasch in die entgegengesetzte Gegend, in die Apotheke, um Medicin zu holen, da ihre Mutter schwer erkrankt sei.
Da der jungen Frau Gedanken durch diese Mittheilung wieder auf das eigene Leid im Hause und alles damit Zusammengehörige hingelenkt wurde, vergaß sie völlig, was sie eigentlich vorhatte, und als sie endlich ihrem zerstreuten Sinnen sich entwand und nun umschaute, sah sie, daß sie bereits die Bahnhofsstraße erreicht hatte.
Mn kam's über sie, daß es auffallen mußte, bei so geringer Entfernung Jemanden um Besorgung des Briefes zu ersuchen, und als sie dann zur Sammlung ihrer Entschlüsse einstweilen vor das Schaufenster eines Buchbinders trat, hörte sie plötzlich ihren Namen rufen und sah — das Herz wollte ihr stocken — Hermann vor sich. —
„Dorita — Dorita — Du, Du hier — Wolltest Du zu mir in's Hotel?" so drang's in glücklicher Berauschung aus Hermann Zarpens Munde, und ehe Dorita zur Besinnung zu gelangen vermochte, hatte er sie eingehakt und zog die Verwirrte, mit Zärtlichkeitsworten sie überschüttend, mit sich fort.
In einem Zustande zwischen bewußtem Denken und Betäubung schwankte Dorita neben ihrem immerfort ihr zuredenden Manne die Hoteltreppe zum ersten Stock empor, und alles nach Empfang seines Briefes so planvoll Ueberdachte und Vorbereitete schien ihr rettungsvoll verloren, als er nun die Thür öffnete und sie mit schmeichelnden Worten einzutreten bat.
Und dann geschah in der That etwas, vor dem jeder Widerstand weichen mußte.
Kaum nachdem sie sich, tiefAthem holend, in einen Sessel niedergelassen, und bevor sie noch einmal ihren Mantel gelöst hatte, siel er vor ihr nieder, ".'-kümmerte sie leidenschaftlich und rief:
,Ach, bleib doch bei mir, meine Dorita! Ich liebe Dich mit der >,ii^ i alten Gluth! Bin ich nicht noch Dein Mann, wenn wir auch Un» >' >'.:it hatten, wenn Du auch erregt davon eiltest und ich Dich gestern >, zurückhielt, aus Eifersucht Dich nicht am Gehen hinderte!?

O, laß mich diesen süßen Mund küssen, nach dein ich wich schon während dieser kurzen Trennung verzehrte. Ist das, was Dir die Natur so verschwenderisch verliehen hat, nicht noch mein Eigenthum, mein süßes, angebetetes Weib?
Laß, ich beschwüre Dich, das, was geschehen.
Wie Du es willst, so soll es sein! Wir kehren nur nach Westerthal zurück, um das Notwendige zu ordnen, dann gehen wir für immer von dort fort.
Zunächst unternehmen wir eine Reise.
Ich will mich mit Leo, dem ich, wie ich aus Deinem Briefe ersehen, schweres Unrecht gethan habe, versöhnen. Wir werden unsere Rechte auf die Erbschaft gemeinsam in die Hand nehmen. Nie werde ich Dich wieder zwingen, mit meiner Familie zu verkehren!
O, komm, lasse mir Deine Hände, verschließe nicht Dein Herz meinen Bitten! Du hast mich doch früher ein wenig lieb gehabt! Rührt, erweicht es Dich nicht, daß ich hier vor Dir kniee. Dich anflehe, mir zu verzeihen. Dich bitte, zu mir zurückzukehren?"
Und wieder, ehe sie zu antworten vermochte, umschlang er sie mit inbrünstiger Leidenschaft und nahm — ihr Inneres schrie auf in Qual, Scham und Widerstand — von ihren Lippen, was jetzt Leo, nicht ihm gehörte. Und doch nicht — Leo — So gellte es mahnend durch ihr Inneres.
Sie brach auch unter all diesen Widersinnigkeiten zusammen.
Mt einen» ächzenden Laut und mit einer gewaltsamen Geberde löste sie den Mann von der tobenden Brust, und schon wollte sie schreien: „Genug der Leidenschaft und der Fortsetzung der Lüge! Ich will und mag Dich nicht! — Ich gehöre nur Einem mit Leib und Seele von jenem Tage der ersten Begegnung an bis in alle Ewigkeit, dieser Eiue — ist Dein Bruder! — "
Aber als sie eben anheben wollte, raunten ihr die Stimmen in ihren« Innern hastig mahnend zu:
„Gieb Dich — gieb ihn nicht preis! Vergiß nicht Deine Mutter — "
Und da siegte eine andere Lüge, die Lüge der Gewährung, der Liebe, die der Pflicht und dem Mitleid entsprang.
Sie ließ es zu, daß er ihre Gegenwehr durch Zärtlichkeiten bezwang.
Stunden waren verflossen. Eben hatte er sie vor der Thür der mütterlichen Wohnung verlassen.
Wie eine Schwerkranke schwankte die Frau die Treppe zu den Ihrigen empor, begegnete den wegen ihres Fortbleibens fragenden Blicken ihrer Schwestern mit künstlich unbefangenen Mienen, und gab die Erklärung, daß ihr, als sie zur Besorgung eines Briefes selbst auf die Straße gegangen sei, unwohl geworden, daß sie habe in ein Haus treten müssen und nun erst wieder die Kraft zur Rückkehr gewonnen habe.

Und nach dieser durch die Umstände gebotenen Erklärung ließ sie sich in ihr Zimmer führen und hier betten, hörte beglückt auf, als Jene berichteten, daß der Mutter von ihrem Fortgange Nichts bekannt geworden sei, und siel endlich dem in die Arme, ohne dessen Gnade und Erbarmen der Mensch schlechter auf dieser Welt daran wäre, als das elendeste Geschöpf der Erde. —
Und dann wieder der nächste Tag, und dann wieder von Neuem die Erinnerung an alles Geschehene.
Noch war Nichts entschieden!
Auf alle seine Worte und Bitten hatte sie Hermann erwidert:
„Schafte klare Verhältnisse, und ich will dann Deine Wünsche überlegen. Ohne solche ist's aber nur ein Schemen! Dein Wille mag ehrlich sein, aber Dein Können ist einer Natur gegenüber, wie Deine Mutter, gleich Null. Von der Luft vermögen wir nicht zu leben. So sind wir doch wieder auf die Brosamen angewiesen, die sie für uns fallen läßt. Und fo wird Alles beim Alten bleiben und noch weit fchlechter werden! —
Vor Allein mußt Du Dich mit Le^, verständigen.
Wenn Ihr Neide fest und zugleich klug seid, ist vielleicht ein Gelingen möglich.—
Das betrachte als die vorher zu löfende Aufgabe.
Liebst Du mich wirklich in solcher Stärke, daß Du auch stärkerer Opfer fähig bist, wirst Du auch nicht zaudern, zu thun, wozu nach den Erfahrungen fchon die Klugheit rath."
An der Thür hatte er sie noch eimal umschlungen wie ein Bräutigam, auch sich fühlend als einer, der tastend, der Gewährung ungewiß, um solche bettelt. Er ahnte nicht, wie es in ihrer Seele aussah. Hätte er ihr in diesen« Augenblick, hier vor dem Hause, in dem die unheimlichen Gespenster der Zukunft auf den Schwellen hockten, die Wahl gestellt:
„Entscheide Dich mit einem Ja oder Nein, ob Du bei mir ausharren willst! Erklärst Du Nein, so soll es bleiben, wie Du es begonnen hast," dann würde sie ihm erlegen sein.
Die mächtigen Schwingen, die ihr zum Rückfluge nach Flensburg verholfen, hingen erschlafft herab; sie hatten keine Kraft mehr, nachdem das herzzerreißende Bild der alten Frau vor ihren Augen erschienen war.—
Sie waren unter der Abrede geschieden, daß Dorita auch ferner ihren Angehörigen das Geschehene verheimliche, daß Hermann auf jeden Fall dafür Sorge tragen solle, daß ihr sobald wie möglich Garderobe zugehe, und endlich, daß er ihr über Leo Nachricht zukommen lassen würde.
„Und Du willst mir auch für den Fall kein festes Ja geben, wenn ich Alles nach Deinen und meinen Wünschen ordne, Dorita!? Thue es.

thue es, ich flehe Dich an, damit Du den letzten Zweifel von mir nimmst, daß Du meinen Bruder liebst!"
„Nein! Es muß bleiben, wie ich erklärte. Ich kann unter der ungeheuren Wucht der Eindrücke mich noch nicht fassen. Ich sage es, wie es ist."
„Alfo es ist möglich, daß ich Alles durchsetze und doch ein Nein erhalte? Wo soll ich denn die Freudigkeit zu diesem, wie Dir doch durch eigene Einsicht bekannt ist, schweren Kampfe hernehmen?"
„Du sollst die Freudigkeit und die Kraft schöpfen aus Deinem männlichen Gefühl für Recht und Billigkeit, aus der tieferen Erwägung, daß solchen Zuständen auch in Deinem Interesse ein Ende gemacht werden muß, daß Du kein Kind mehr bist, sondern ein Mündiger, aus der Einsicht, daß freie Verfügung über Dein Vermögen und Deine Handlungen Dich eher befähigen, etwas Anderes zu sein, als ein Gutsjunker, der lediglich auf dem Gute die Sonne auf und niedergehen sieht."
Und er hatte nach diesen ihren entschiedenen Worten stumm das Haupt bewegt, ihre Hände geküßt, ihr, wie sie schon in der Thüröffnung stand, noch einmal mit sehnsuchtsvoller Liebe zugewinkt und dann langsam den Weg nach Hause zurückgenommen. —
Dieser und der folgende Tag vergingen der jungen Frau unter dem Druck der Spannung in endloser- Länge und Unruhe.
Sobald sie den Briefträger die Treppe emporsteigen hörte, eilte sie an die Thür.
Sie konnte es nicht erwarten, zu erfahren, ob Etwas für sie angelangt sei, und als gar der dritte Morgen anbrach, ohne daß er von dem Ersehnten brachte, ergab sie sich einem schwermüthigen Grübeln, in dem sie ihre düstren Vorstellungen bereits zu Thatsachen erhob. Bald malte sie sich aus, daß die Brüder, statt eine Versöhnung herbeigeführt zu haben, nur noch ernstlicher sich veruneinigt hätten, bald stieg wiederum die Gewißheit in ihr empor. Beide seien völlig einig geworden, aber unter dein Einfluß der Aussichter zu dem Ergebniß gelangt, Dorita ihrem Schicksal zu überlassen und damit den gestörten Frieden in der Familie wieder herzustellen.
Aber wenn's dann eben unter schwersten Kämpfen gelungen war, die Seele zum Verzicht auf Alles herabzudrücken, was noch einen Zusammenhang mit Zarpens besaß, wurde sie durch die Töne, die nebenan aus dem Munde der Kranken drangen, doch wieder in die Welt der mitleidlosen Wirklichkeit zurückversetzt, und aus der Sorge und Angst und der Liebe zu ihrer Mutter und ihren Geschwistern entsprangen von Neuem Hoffnungen.
Im Uebrigen war dieser Morgen dazu angethan, ihr Gemüt auf's Qualvollste zu peinigen.
In einem mit der Frühpost eingegangenen, an ihre Mutter gerichteten Briefe erklärte ein Lieferant in Flensburg, daß er, falls er nicht wenigstens

mit einein Theil der ihm lange versprochenen Abzahlung auf die Rechnung allernächstens befriedigt werde, zur Klage auf das Ganze schreiten müsse.
Und nachdem Dorita und die Schwestern sich eben einigermaßen darüber beruhigt hatten, erschien ein Vollziehungsbeamter mit einem Zahlungsbefehl und der Weisung eines anderen Gläubigers, des Inhabers eines auswärtigen Modegeschäfts, sofort einen Sicherheitsarrest auf der Wittwe Eigenthum auszubringen, sofern die Berichtigung an ihn nicht unmittelbar erfolge.
Die Versiegelung wurde auch trotz aller Bitten und Gegenvorstellungen zum größten Theil vorgenommen, und der Beamte wäre sogar in die Krankenstube gedrungen, wenn ihn nicht Dorita durch Hergäbe des Geldes, das sie bei sich führte, von der Beschlagnahme der Gegenstände dieses Gemaches abgehalten hätte.
Nachdem sich der Mann entfernt hatte, fragte Frau Busch unter sichtlicher Unruhe, wer da gewesen, wer so viel gesprochen hätte und umhergegangen wäre.
„Es war ein Herr da, der Geld zu verlangen hatte —" besänftigte Dorita mit künstlichem Gleichmut!). „Es war eine Forderung noch vom vorigen Jahr — Jedenfalls ist die Sache in Ordnung gebracht, ich habe ihn befriedigt —"
Und auf der Kranken doch noch besorgten Blick:
„Beunruhige Dich nicht im Geringsten, theure Mama. Ich werde meinen Mann bitten, daß er mir eine Summe zur Begleichung Deiner Verpflichtungen einhändigt. Ich bringe Alles zur Erledigung!"
Und als dann der Ausdruck der Angst in dem Angesicht ihrer Mltter sich in einen frohbefreiten verwandelte, zog durch das weiche Gemüth der jungen Frau ein Empfinden, als ob ihr das herrlichste Geschenk geworden, als ob der eigene Kummer gegen die glückliche Beseitigung dieser Vennruhigung schier ein Nichts sei.
Als sich Dorita aber nach Tisch in ihr Gemach zurückzog und noch einmal Alles in einer anderen Stimmung überlegte, auch ihrer, seht leeren Geldbörse gedachte, erfaßte sie ein erhöhtes Zagen und eine erhöhte Hoffnungslosigkeit, und sie sank, die Hände an die pochende Stirn drückend, weinend zurück.
Was hatte Alles die eine Unwahrheit, die sie vor Jahresfrist vorm Altar gesprochen. Unseliges geboren! Aus Hügeln waren schon Berge entstanden, und immer neue thürmten sich auf, statt daß sie in die Ebene des Friedens zurückgelangte.
Gegen Abend, fast um dieselbe Zeit wie jüngst, saßen die Schwestern mit Näharbeit beschäftigt, an dem runden, durch eine kräftig strahlende Lampe erhellten Sophntisch. Nebenan athmete die Kranke, die eingeschlafen war, sanft. Die Tone drangen herein. Sie übten eine besänftigende

Wirkung auf die Anwesenden aus, und sie erhöhten gleichsam den sie
unigebenden Frieden.
Diese Gemüthlichkeit ward durch das heftige Ziehen an der Glocke
unterbrochen.
Toni, die der Thür zunächst saß, sprang empor und eilte hinaus, ihr
folgte — von einem Ähnungsgefühl getrieben, — Dorita.
Und es war, wie ihr unruhiges Herz es uermuthet hatte!
Zwar keine Botschaft wie jüngst von Hermann war da, aber mit dem
ruhigen, gemessenen, klug überlegenen Ausdruck stand Leo Iarpen vor ihr.
Und unter herzlichen Geberden schüttelte er ihr und nach einer vorange-
gangenen liebenswürdigen Verneigung und Vorstellung auch Toni die Hand.
Und dann trat er tiefer in den Flur, und Dorita besaß die Geistes-
gegenwart, ihrer Schwester zuzuraunen:
„Ich bitte Dich, geh voraus, und schau Dich drinnen um. Bereite
auch Mama vor!"
Und als jene arglos eilfertig sich entfernt hatte, flüsterte sie haftig:
„Nasch, bevor wir gestört werden, Leo! Meine Familie weiß noch
Nichts von den Vorgängen in Westerthal, Nichts von meinen Absichten.
Meine Mutter liegt schwer am Schlaganfall darnieder. Ich muß schweigen!
Also habe Acht, thue, als ob Jegliches beim Alten sei — Und dann noch:
Wo wohnst Du? Wann kann ich Dich morgen sprechen — Hermann war
hier. Er entbot mich in's Hätel. Weißt Du davon?"
So schloß sie hingebend, erwiderte sanft den Druck seiner Hand und
schlug die Augen verwirrt zu Boden, als er ein zärtliches: „Alles, wie
Du es willst! Ich weiß von Hermann Nichts — Du wirst mir's erzählen!
Bitte, komme morgen Vormittag in's BahnhofslMel. Meine Sehnsucht nach
Dir kennt keine Grenzen, meine Dorita!" hervorstieß.
Und dann öffnete sie die Thür, trat voran, und nach wenigen Augen-
blicken saßen sie an dem runden Tisch, und Leo erklärte, daß er lediglich
gekommen sei, um die Familie Busch kennen zu lernen, plauderte ernst
oder aufgeräumt, wie sich die Gelegenheit dazu bot, und wußte nicht nur
durch seine amüsanten Erzählungen, seinen Geist und seine witzigen Be-
merkungen Dorita, sondern auch die Schwestern hinzureißen.
Er trat auch noch vor dem Abendessen an das Bett der Kranken,
schlug einen sanft theilnehmenden und dann jenen auf Aufrichtung berech-
neten, zuversichtlichen Ton an, der seine Wirkung auf Kranke nie verfehlt.
Erst gegen zwölf Uhr nahm er von der Familie, unter der Erklärung, wo-
möglich nochmals am nächsten Tage vorsprechen zu wollen, Abschied.
„Sag, kanntest Du Leo denn schon, Dorita? Davon hast Du uns
ja kein Wort erzählt," stieß Toni, nachdem der Gast gegangen, heraus
und forschte mit einem argwöhnischen Ausdruck in Doritas Angesicht.
Etwas so Zudringliches gelangte darin zum Vorschein, daß Dorita die
größte Mühe hatte, ihre ruhige Haltung zu bewahren. Sie erschrak auch heftig.
^

Mmählich bröckelte bereits Etwas von den» arglosen Vertrauen ab, mit
dem bisher ihre Schwestern all die Märchen entgegengenommen hatten.
Dorita hatte schon während des Abends Etwas in der klugen Toni
Augen aufschießen sehen, das verrieth, daß sie zu überlegen begann, —
daß sie nicht ohne Mißtrauen war. -^
Und sie irrte sich nicht. Das stets nach Anregungen ausspähende
Mädchen hatte selbst an dem lebhaft gescheuten Ankömmling rasch das
höchste Gefallen gefunden.
Es regten sich die Sinne, und es regte sich bereits weibliche Eifer-
sucht. Leo und Dorita waren so vertraulich miteinander gewesen. Er
hatte sie so oft mit einem langen, tiefen Blick angeschaut. Das war doch
nicht in der Ordnung! Und wo blieb eigentlich Hermann? Während der
ganzen Zeit hatte er nicht einmal geschrieben.
Auf Tonis Frage war ihr von Dorita erwidert worden:
„Wenn ich Leos nicht erwähnte, so versäumte ich es um der Sorge
willen, die mich für Mama ganz gefangen nahm. Ja, ich war mit ihm
schon zusammen, — natürlich. Er versprach bereits in Westerthal, uns
zu besuchen."
Dann war sie gleich auf ein anderes Thema übergegangen und hatte
es auch verstanden, den Blicken und ferneren Fragen ihrer Schwestern aus-
zuweichen.
Doch in ihrem Zimmer angelangt, erhob sie die Arme wie eine Ver-
zückte, und ihr Mund flüsterte jauchzend:
„Leo! Leo! Mein einziger geliebter Mann! Du kamst zu mir von
Sehnsucht getrieben! Du liebst mich noch! Du liebst mich noch! — Mn
ist Alles leicht, was gewesen ist, und was kommen wird!"
In der Ecke des Gemaches aber saß ein Dämon, der boshaft grinste,
erst recht grinste, als sie ein Bild aus ihrer Schublade zog und den
Kopf des Bildes mit ihren Lippen berührte.
Es hatte eben vom Kirchthurm zehn geschlagen, als Dorita, durch ihre
am Morgen von Westerthal endlich eingetroffene Garderobe in den Stand
gesetzt, die Kleider zu wechseln und sich für Leo zu schmücken, den Weg
nach dem BahnhofsMel zurücklegte.
Ihren Schwestern hatte sie erklärt, wegen des Fehlens einer Hut-
schachtel, selbst auf dem Bahnhof nachforschen zu wollen. Diese Unwahrheit
war ihr bei den Heimlichkeiten, die sie vorhatte, so schwer geworden, daß
sie ihre ganze Verstellungskunst hatte zu Hilfe nehmen müssen. Nun aber
war sie durch das, was ihr bevorstand, so benommen, daß sie ohne Rück-
sicht auf ihre Umgebung handelte.

leiden einer Frau. ^89
Sie hatte weder Augen für die Häuser, noch sah sie sich die Menschen
an, die an ihr vorüberschritten, und im Hotel angelangt, fragte sie kurz
und hastig den Portier, ob Herr Zarpen auf seinem Zimmer anwesend sei.
Und als ihr dann ein: „Nein! Er sei, ohne Etwas zn hinterlasse»,
fortgegangen," als Antwort wurde, empfand sie eine solche Enttäuschung,
daß sie, statt sich zu bescheiden, nochmals und nochmals nachfragte. Sie
bitte, den Kellner hinaufzuschicken, um nachzusehen, ob der Herr nicht in-
zwischen wieder sein Zimmer betreten habe.
In diesem Augenblick entstand hinter den Sprechenden ein Geräusch,
und als sich in Folge dessen Neide umwandten und durch die offene Haus-
thür auf die Straße schauten, sah Dorita — und fuhr betroffen zusammen
— ihre Schwester Toni raschen Schrittes vorübergehen und einen eifer-
süchtig spähenden Blick hineinwerfen.
Diese Zwischenfälle wirkten so beunruhigend auf die junge Frau, daß
sie nur den einen Gedanken hatte, zur Sammlung ihres Innern wieder
in's Freie zu gelangen.
Und während sie nach einer kleinen Weile dem Bahnhof zuschritt, kam
ihr die Vorstellung über all die Unwahrheiten, die Heimlichkeiten, die Un-
treue, zn der sie gezwungen war.
Eine nüchterne Stimme flüsterte ihr zu:
„Halte zu Deinem Manne, nähere Dich ihm, statt ihn noch ferner
hinzuhalten, stärke ihn in seinen Entschlüssen, sich auf eigene Füße zn
stellen, und habe überhaupt nur das Eine im Auge, die allzurasch zer-
trümmerten Gebäude wieder aufzubauen. Kannst Du nicht Alles haben,
so nimm, was Dir das Schicksal bietet, erfasse es von Neuem, der Deinigen
gedenkend."
Und so wollte die arme schwankende Seele sich auch schon wieder beugen,
als plötzlich der Gedanke ihr dazwischentrat, daß sie doch jedenfalls vorher noch
Leo sprechen mußte. Und während sie das überlegte und nun wieder die
Richtung nach dem Hotel einschlug, hörte sie hinter sich: „Dorita! Dorita!"
rufen und fah zu ihrer seligen Ueberraschung Leo vor sich.
Uud nufzüngelude Hoffnung verzehrte dann auch wieder Alles, was sie
vordem beschäftigt hatte. Sie begleitete ihn willenlos, als er sie auf einen
einsamen Weg zog, und folgte ihm fpäter in's Hotel.
Und nachdem sie sich dort niedergelassen und sie sanft seiner stürmischen
Liebkosungen sich erwehrt hatte, erzählte sie ihm Alles, was geschehen war.
Sie berichtete von ihrer Verlobung, all' den fortdauernden Kränkungen,
die ihr während ihrer Ehe von der Familie zugefügt waren, von der all-
mählichen Erkaltung ihrer Gefühle für ihren Mann, der ihr mit seiner Lau-
heit, seiner Interessenlosigkeit nicht fortgeholfen hatte über die Einsamkeit
und die Entbehrungen ihres Herzens, berichtete von Hermanns Eifersucht
und Brutalität, sodann auch von ihrer Flucht, von ihrer Ankunft in Flens-
burg, von den entsetzlichen Eindrücken, die sie an dem Leidenslager ihrer

Mutter empfangen, verhehlte nicht, daß ihr Mann von Neuen,, hier in diesem Hotel, um sie geworben, und schloß mit einer völlig offenherzigen Schilderung der uerzweifluugsvoll materiellen Lage ihrer Mutter und der dadurch hervorgerufenen angstvollen Sorgen um ihre und ihrer Geschwister Zukunft.
„Und nun rede Du, nachdem ich Dir wie eine Schwester Alles enthüllt," sprach sie. „Nun sage, was ich thun soll? Wo warst Du in der Zwischenzeit? Willst Du Dich mit Hermann versöhnen, oder gab Deine Mutter inzwischen freiwillig nach?"
Und der Mann, der dagesessen mit dem blassen Gesicht und mit eigenthümlich gespannten Zügen Allem zugehört, gab ihr Antwort.
„Ich war," hob er an, „in Magdeburg, um mich meinem Vorgesetzten wegen Wiedereintritt in den Dienst vorzustellen. Meine Urlaubszeit war abgelaufen, und hierherzukommen hat nicht unerhebliche Schwierigkeiten verursacht.
Von Hermann habe ich Nichts gehört. Vielleicht hat er mir nach der alten Wohnung geschrieben, die ich aber nicht wieder bezogen habe. Ich logire einstweilen im H6tel.
Mit unserem Recht liegt es wie folgt: Wir haben Anspruch auf einen sogenannten Pflichtteil, also auf ein Drittel des uns später unbedingt zukommenden Vermögens. Der kann uns nicht vorenthalten werden. Da wir fünf Geschwister sind, so würde sich die Erbschaft nach Mamas Tode in fünf Theile theilen, und Jedes erhielte, wenn die Güter verkauft und das vorhandene und daraus sich ergebende Capital ausgekelirt würde, ungefähr 120000 Thaler. Wenn wir also auf ein Drittel uus beschränken, bleiben 40000.
Ob Hermann 80000 daran geben wird, weiß ich nicht. Ich müßte ihn sprechen und ihm Alles vorhalten.
Aber, nun kommt ein sehr wesentlicher Punkt. — Ich trete nur mit dem größten Widerstreben ilm nochmals gegenüber. Ehrlich gesprochen!
' Da ich nun ein geheimes Liebesbündniß mit Dir schloß, so widersteht es mir, ihm zuzureden. Ich müßte ihm schon die Wahrheit sagen, und geschieht das, so liegt es auf der Hand, daß er von einem Vorgehen gegen unsere Mutter absehen wird.
Daß wir uns jetzt nicht gleich gehören können, meine über Alles geliebte Frau, weißt Du! Wir müssen schon um der Welt willen warten. Auch mußt Du doch erst von Hermann geschieden werden. Seine Treue für Dich hat einen tiefen Eindruck auf mich hervorgerufen. Ich leugne es nicht. Er bleibt doch — was immer auch gewesen, und wie auch die Dinge liegen — mein Vruder.
Und wie steht's denn, Dorita," er sah ihr schwermüthig in die Augen. „Liebst Du ihn trotzdem noch?"
lind die Frau erwiderte:

leiden einer Frau, f?^
„Nein, ich liebe nur einen Mann, den Mann, der für mich und meine
Ehre ritterlich und kräftig eintrat! Dieser Mann bist Du. Und da Du
mir das Alles gesagt und mir Klarheit gegeben, so meine ich:
Ich gebe Hermann meinen unabänderlichen Entschluß kund, von ihm
zu gehen. Ich nehme Deine Hand, die Du mir bietest, und hier erkläre
ich feierlich, ich will Deiner warten, bis Du mich holst und zu Deinem
Eigenthum machst.
Ich vertraue Dir wie Gott, Deinen: Charakter und Deiner Liebe.
Neue foll uns nicht mehr beschleichen.
Und so frage ich Dich jetzt, heißgeliebter Mann:
Willst Du mich zu Deinem Weibe machen? Hier bin ich mit Allen«,
was ich habe, ich liebe Dich grenzenlos —"
Und sie sah, wie es bei dieser flammenden Sprache in seinem bleichen
Angesicht zuckte, wie seine Blicke sie schier verzehrten, und während sie mit
geschlossenen Lidern zurücksank und er ihre Hände und ihr Angesicht mit
Küssen bedeckte, hörte sie ein festes:
„Ja, ja, Geliebte! —"
Sie hatten sich eben getrennt. Ihre Abrede ging dahin, daß Dorita
Hermann mündlich oder schriftlich erklären solle, daß sie auf der Scheidung
beharre, aber vorläufig ihrem Manne und der Familie keinenfnlls eröffnen,
daß sie mit Leo sich geeinigt habe. Er selbst wollte sogleich in der Ver-
mögensangelegenheit Schritte thun, nochmals durch den Anmalt der Familie
eine Einigung in Güte versuchen, sonst aber klagen und den Anspruch auf
den Pflichtteil erheben.
Spätestens nach Jahresfrist wollten sie heirathen. —
Und nun stieg sie, noch den vollen Seligkeitsransch in der Brust,
ivieder die Treppe zu der Wohnung ihrer Mutter empor, wankte aber in
den Knieen und fühlte, wie Alles in ihr stockte, als ihr Thora gleich beim
Eintritt hastig und erregt mit der Nachricht entgegentrat, daß die Mutter
— offenbar wieder von einem neuen Schlaganfall betroffen — wie eine
Sterbende daliege.
Und weder sei das von ihr, Thora, fortgesandte Aufwartemädchen
zurückgekehrt, noch der Arzt selbst bisher erschienen.
Auch Toni habe sich entfernt, sie wisse nicht, wohin.
So, das war die rechte Antwort auf das eben Geschehene!
Die Frau griff sich an's Herz und hatte Mühe, sich aufrechtzuerhalten.
Und dann stürzte sie an das Bett ihrer Mutter, und als sie dann
die Unglückliche vor sich sah mit dem röchelnden Athem, der Unfähigkeit,
überhaupt noch Sprechlaute von sich zu geben, mit den in Todesqualen
aufgerissenen Augen, den verzerrten Zügen, da griffen Schmerz und Qual

solchergestalt an ihre Seele und ihr Gemüth, daß sie selbst wie zerschmettert zusammensank.
Es währte auch nicht lange mit der kämpfenden Kranken mehr.
Nachdem die Schwestern sie noch einmal emporgerichtet hatten, um so der arbeitenden Lunge und dem zuckenden Herzen Erleichterung zu verschaffen, schoß sie, immer noch nach mehr Luft und Athem verlangend und so die letzten seelischen Kräfte anspannend, zun, letzten Mal, mit stier aufgerissenen Augen und unter gräßlicher Verzerrung der Mienen empor und sank dann plötzlich — jählings vom Leben verlassen, von einem Herzschlag betroffen, schwer und grausig anzuschauen — in die Kissen.
Und neben den zwei Mutterlosen kniete dann bald darauf auch Toni, und endlich erschien der Arzt, der nur bestätigen konnte, was sie wußten.
Und der Tag schlich hin in grenzenloser Gemüthsöde, der dnnkle Abend folgte und erhöhte die furchtbare Verlassenheit ihrer Seelen, und endlich brach die Nacht an und erfüllte die Schlaflose« mit Angst und Grauen vor der Todten.
Und immer stellten sich Vorstellungen ein und erhoben sich Stimmen in Doritas Innerem, die ihr zuflüsterten, er, Leo, werde nie der Ihrige werden; was am Morgen hoffnungsvoll ihre Vrust durchströmt, sei nur ein Scheinen wie alles Andere auf dieser den Menschen feindseligen Welt.
In Folge der alles Uebrige verschlingenden Ereignisse hatte Thora nicht einmal daran gedacht, daß am vorigen Spätmorgen ein Vrief aus Westerthal an Dorita eingegangen war.
Erst in der Frühstunde des folgenden Tages empfing die junge Frau, noch im Bette ruhend, von ihrer Schwester das Schreiben und öffnete es, von den schwersten Ahnungen erfaßt, mit zitternden Händen.
Das Schriftstück, von Hermann abgesandt, lautete wie folgt:
„Verzeihe, theuerste Dorita, daß ich Dir nicht früher schrieb.
Da Du Deine Garderobe wünschtest, mußte ich zunächst nach Westerthal zurückkehren. Die Rückreise, das Packen erforderte fast einen Tag, da ich Letzteres Anderen nicht anvertrauen wollte. Auch warteten meiner allerlei eilige und wenig erfreuliche Geschäfte.
Am nächste» Tage schrieb ich an Leo nach Magdeburg, der mir — wie mir scheint, ein schlechtes Zeichen — bis heute nicht antwortete, — auch begab ich mich nach Aussicht.
Ich fand es, nach näherer Ueberlegung, doch richtig, noch einmal einen Annähernngsuersuch zu machen, insbesondere, da die Aussichter, obschon sie wußten, daß ich zurückgekehrt. Nichts von sich boren ließen. Wehse, den ich unten im Souterrain traf, erzählte mir, daß Mama inzwischen bei unserm Anwalt in Naheburg gewesen sei. Sie hatte also die Sache doch nicht so leicht genommen, wie ich vermuthet.
Es herrschte drüben, erzählte er mir, eine sehr schwüle Stimmung, und er glaube, daß mein Kommen nur nützlich sein könne.

Ueberhauvt muhte er Alles, versicherte jedoch, daß sonst Niemand Etwas
von dem Geschehenen bekannt sei, und daß ich auf seine Verschwiegenheit
rechnen tonne.
Freilich hatte ich gewünscht, diesen Schritt nicht gethan zu haben.
Mama ließ sich überhaupt nicht sprechen; Franziska begegnete mir
mit einem Schwall von Vorwürfen, Magdalene ging mit einer finster»
Pharisäermiene an mir vorüber, als sei ich ein selbst von Gott aufgegebener
Sünder, und Lotte sprach lange auf mich ein, Mamas Verzeihung ein-
zuholen. Nichts zu verlangen und womöglich Deinen Namen, der die ganze
Familie in Schande gebracht, niemals wieder vor ihr zu ermähnen.
Ich fuhr dann am nächsten Morgen nach Natzeburg und erhielt vom
Iusiizrath Karstensen die Erklärung, daß ich zwar auf einen sogenannten
Pflichtteil bestehen könne, daß meine Mntter aber fest entschlossen sei, auch
dieses uns streitig zu machen und uns im Fall mit dem Nest unbedingt
zu enterben.
Ich will nun Nichts entscheiden. Wir wollen darüber sprechen, was
geschehen soll. Zu diesem Zweck werde ich übermorgen mit den: ersten
Zuge abermals in Flensburg eintreffen und bitte Dich, womöglich gleich
um zehn Uhr in's Hotel zu kommen.
Sollte es nicht doch möglich fein, theuere Dorita, daß Du Mama ein
gutes Wort giebst, und daß wir damit Alles beseitigen, was die Ver-
gangenheit Unerfreuliches brachte. Wir überlegen dann in Nuhe weiter,
in welcher Weise mir ihr wegen unserer späteren Zukunftspläne beikommen
können.
Ich fehe keinen anderen Weg, denn auf zwei Drittel des ganzen Ver-
mögens zu verzichten — so viel ist es! — verbietet mir die Rücksicht auf
Dich, auf mich selbst, auf die Kinder, die uns vielleicht der Himmel
schenken wird.
Es küßt Dich zärtlich
Dein treuer
Hermaun."
Anfänglich hatte Dorita mit Ernst, Rührung und Theilnahme in dem
Briefe ihres Mannes gelesen. Als aber der letzte Satz vor ihr erschien,
in dem die abermalige, grenzenlose Charakterlosigkeit des Mannes zum
Ausdruck gelangte, warf sie mit empörter Miene das Geschriebene von sich
und sank, tief Athem holend vor Aufregung, in die Kissen zurück.
Und ein: „Nein, nein! Nun um so endgültiger ein Nein!" sprang
über ihre Lippen.
Es war ja auch zwischen den Zeilen zu lesen, daß er schon ent-
schlossen mar. Er wollte sich abermals beugen, er dachte nicht daran, um
ihretwillen Geld einzubüßen, gar, auf sich selbst gestützt, das Leben anzu-
greifen.

Beispiel, Verwöhnung und Erziehung wirkten zu stark in ihm nach.
Sowie er einen Schritt nach Aussicht that, erlag er der alten Feigheit. —
Nachdem sich Dorita von ihrem Lager erhoben, angekleidet und ihre
Gedanken und Entschlüsse geklärt hatte, ließ sie sich an ihrem Schreibtisch
nieder und setzte das nachfolgende Telegramm an ihren Mann auf.
„Mama eben gestorben. Brief vor Herkunft abwarten."
Diese Depesche ließ sie sofort von dem kleinen Hilfsmädchen fort-
tragen und schrieb dann ohne Verzug auch gleich noch an Hennann.
„Eben empfange ich Dein Schreiben, in dem Du am Schluß, unein-
gedenk unserer Abmachungen und Deiner feierlichen Zusagen, mir abermals
die Zumuthung stellst. Deine Mutter um Verzeihung zu bitte» und ferner
in alter Weise mich knechten, kränken und beleidigen zu lassen. Du ver-
langst das von mir, obschon Dil in demselben Briefe die Worte Deiner
Schwester Lotte wiederholst, die erklärt, es dürfe wegen meiner Verderbt-
heit nicht einmal mein Name mehr vor Deiner Mutter genannt werden.
Deutlich läßt Du durchblicken, daß Dir das Geld höher steht, als
meine Person. Von Neuem legst Du die Unfähigkeit an den Tag, ein
Mann zu sein und als solcher Deine Frau vor den Insulten Deiner Um-
gebung zu schützen.
Ich wiederhole deshalb meinen unumstößlichen Willen, unser Bündniß
zu lösen, auch ersuche ich Dich, wenn Du wirklich mich ein wenig schätztest,
diesen: Vorhaben nun nicht ferner mehr Widerstand zu leisten. Erwirb
Dir dadurch wieder die gute Gesinnung derjenigen, die nun — da sie auch
noch das Theuerste verlor, was sie auf Erden hatte — doppelt elend und
unglücklich ist.
Mögest Du glücklich sein. Es wünscht Dir's von Herzen
Dorita, geb. Busch."
Die Schwestern hatten die Todte hinausgeleitet, sie, die Frau, die sie
einst geboren und so grenzenlos geliebt hatte. Eben klommen sie, von,
Kirchhof zurückgekehrt, die Treppen empor und schauten sich in den öden
Räumen um. Ja, öde, leer, unheimlich, obschon Alles an seinem Platz
stand, aber die Erinnerungen weckend, wer von dannen gegangen für immer,
die Sorge schürend, was ihrer warte in der! Zukunft und was sie bereits
mitleidslos angrinste in der Gegenwart.
So überwältigend ergriffen sie die übereinstimmenden Gedanken, daß
sie aufgelöst von Schmerz und Kummer einander in die Anne sanken und
schluchzten.
Schier verzweifelt war >ihre Lage. Kaum einmal die Beerdigungs-
kosten hatten berichtigt werden können. Es fehlte an dem Notwendigsten.

Und Geld vom Leihhaus zu holen gegen Verpfändung von Werthgegenständen war nicht möglich, weil fast Alles unter dein Gerichtssiegel lag.
Dorita besaß den Familien-Schmuck, den ihr vor der Hochzeit die alte Zarpen gesandt hatte. Aber ihn anzutasten, hatte sie sich bisher nicht entschließen können, schon deshalb nicht, weil sie ihn nicht mehr als ihr Eigenthum betrachtete.
Und Hermann war nicht erschienen, aber auch von Leo waren, trotz der Todes-Mittheilung, keine Nachrichten eingetroffen!
Wie das, um Gotteswillen, möglich sei? hatten Toni und Thora drängend gefragt, und nach einem furchtbaren Kampf hatte dann die junge Frau den Ihrigen Alles enthüllt.
Auch das noch! Sie waren schier zusammengebrochen, die beiden Schwestern.
„Was soll denn nun geschehen? Wir hofften doch immer auf Dich!
Uni Deinetwillen gab Mama ihr bischen Vermögen hin, stürzte sich in Schulden, ertrug die Demüthigungen —
Mn sprich!" stießen sie in dem ersten Anlauf ihrer durch grenzenlose Enttäuschung geförderten Verbitterung heraus.
Und „Haltet ein, wenn Ihr noch ein Herz in der Nrust habt, wenn Ihr einen Funken Mitgefühl besitzt!" hatte die Frau geschrieen, das Antlitz mit den Händen verhüllt und sich wie vernichtet in den Sessel fallen lassen.
„Eine nette Familie, diese Zarpens! Nicht einmal Leo ist gekommen, der noch eben so schön mit Dir that!" war Toni trotzdem fortgefahren.
„Schweig! Kein Wort gegen ihn. An einen Menschen muß der Mensch glauben können, oder er stirbt bei lebendigem Leibe!" war's aus dem Munde der jungen, wie irrsinnig vor sich hinstarrenden Frau herausgebrochen.
Und erst allmählich hatten dann Toni und Thora ihre bessere Natur zurückgewonnen, hatten sie ihre Herzen ihrer Schwester wieder mitleidsvoll zugewendet.
Warum schwieg Leo?
Dieses Wort und dieser Gedanke setzte sich in dem Innern der jungen Frau so fest, daß überhaupt Anderes darin nicht Raum hatte.
Alles trat dagegen zurück. Der ungeheure Schmerz um die Mutter, die Noth der Zukunft, die kommenden, kaum zu bewältigenden Aufgaben, ja, selbst die Erinnerung an all das Niederschmetternde der letzten Wochen.
Die erste Nachricht von dem Tode ihrer Mutter hatte Dorita ihrem Schwager am Sterbetage gegeben. Mit dein Telegramm an Hermann war auch eine Depesche an ihn abgegangen, und noch in der Nacht hatte sie ihm unter der Adresse: „Königliche Regierung" nach Magdeburg geschrieben.
Daß er dahin zurückgekehrt war, unterlag nach seinen Erklärungen keinem Zweifel.
Und unter der Hoffnung, daß der nächste Tag Etwas bringen, gar

ihn selbst zu ihr zurückführen werde, hatte sie keine ferneren Schritte gethan, bis dann, ohne Nachricht von ihm, sogar der Tag der Beerdigung erschienen war.

Als die Geschwister an diesem Nachmittage beisammen saßen, gelangte zum ersten Male der furchtbare Ernst ihrer Lage zwischen ihnen zn einer eingehenden Erörterung.

Dorita nahm das 'Wort und sagte:

„Ich meine so! Ich begebe mich zu dem Rechtsanwalt Harms, der uns ja stets wohl gewollt, und bitte ihn um Nath in Allem.

Wir haben das Mobiliar und werden — so Gott will — die Gegenstände zurückerhalten, die ich meinem Manne in die Ehe brachte.

Aus dem Erlös muß er versuchen, die Gläubiger zu befriedigen.

Wir vermögen nicht mehr zu geben, als wir haben.

Dann wollen wir schon in den nächsten Tagen Anzeigen erlassen, in denen wir uns um Stellen bemühen.

Ich werde mich als Nevräsentationsdame anbieten, und Ihr müßt als sogenannte Stützen der Hausfrau Euch Euer Vrot zu verdienen suchen.

Uns dabei zu helfen, wollen wir unsre bisherigen Freunde bitten.

Heute will ich an unfern Verwandten Gustau nach Lyon schreiben.

Ich hoffe auf ihn, nachdem er in so herzlicher Weise uns sein Beileid gestern ausgesprochen. Vielleicht nimmt er sich wenigstens Einer von uns an.

Endlich will ich auch mit Hanns über die Scheidung von Hermann Rücksprache nehmen, ihn bitten, die Correspondenz mit meinem Mann zu führen, mir überhaupt bis zur Trennung zur Seite zu stehen.

Da wir leben müssen, so werde ich gleich morgen zum Juwelier gehen und auf den Schmuck, den ich von Hermann erhielt, eine Anleihe machen. Sobald ich Geld habe, soll er dann wieder ausgelöst und den Zarpens zugesandt werden."

Und hierauf Toni:

„Ist denn wirklich gar keine Möglichkeit, daß Du Dich mit Deine», Manne doch noch wieder vereinigst, dadurch unserer trostlosen Lage aufhilfst, Dotta? Du malst wohl die Zukunft aus. Aber wenn nun Nichts gelingt?"

„'Nein — ich habe es Dir schon wiederholt gesagt und ersuche Euch, darauf niemals wieder zurückzukommen," fiel die junge Frau kurz, mit schroffem Ausdruck ein.

„Ueberhaupt habe ich mit der Liebe für mein Leben abgeschlossen! Ich habe genug davon! — Schon die Erfahrung, die ich mit Therese Hacke gemacht habe, genügt, um mich in mich selbst zurückzuziehen."

Als hierauf eben Toni den Mund öffnen wollte, brachte das Hausmädchen die Posteingänge, und schon dadurch wurden ihr die Worte ab«

geschniten. Doritas Hände aber griffen mit zitternder Hast nach den Briefen.
Noch einmal zuckte in ihr die Hoffnung auf. Etwas von Leo zu finden.
Ihr Herz fchlug fo unruhig, daß ihr die Farbe aus den Wangen wich.
Aber der suchende Blick fand Nichts, und in diesen, Augenblick wich der letzte Zweifel und löschte sie den letzten Glauben an denjenigen aus, auf den sie noch vor Tagen wie auf Gott geschworen hätte.
Es unterlag keiner Frage mehr, auch er mar im letzten Augenblick seiner Mutter, der Feigheit, noch mehr aber dem — Golde erlegen.
Vier Wochen waren nach diesen Geschehenissen verstrichen.
Alles, was zu einem solchen Trauerfall gehört, hatte sich auch hier gewohnheitsmäßig vollzogen.
Zuschriften mit Worten, bei denen die Absender nichts Anderes gedacht und empfunden hatten, als sich einer nothwendigen, ihnen durch die Vorschriften guter Lebensart aufgedrängten Pflicht zu erledigen, waren eingetroffen und gelesen worden.
Bekannte hatten Besuche gemacht und Beileidsworte gesprochen, zugleich aber ihre Neugierde befriedigt, die junge Frau zu fehen, die, wie man bereits erfahren, aus Westerthal ihrem Gatten entflohen war. Endlich war von dem Vetter aus Lyon, nicht grade warmherzig, aber doch opferbereit, ein Brief mit der Mittheilung eingetroffen, daß er einverstanden sei, eine der Schwestern bei sich aufzunehmen. Er hoffe, daß sich dazu die liebenswürdige Thora entschließen werde.
Offenbar hatten ihr Bild und hatten die von ihr im Laufe der Zeit an ihn geschriebenen Briefe den besten Eindruck auf den in der Ferne Weilenden hervorgerufen.
Und der Rechtsanwalt Harms hatte zugesagt, sich mit der Familie Zarven und mit den alten Gläubigern in Verbindung zu setzen, und von dem Anwalt der Elfteren war bereits ini Auftrage der Zarpens gemeldet worden, daß demnächst eine alle Fragen erschöpfende Antwort erfolgen werde.
Noch befanden sich die Geschwister in der Wohnung, die ihnen mitten im Quartal zu vermiethen, bis jetzt nicht hatte gelingen wollen, auch waren sie noch von ihrem Mobiliar umgeben, da Harms bewirkt hatte, daß sich der erste Pfand-Inhaber bis zur Ansammlung und Ausschüttung der Gesmnmt-Activen zu warten, einverstanden erklärt hatte.
Auf den Schmuck hatte Dorita die Summe von 600 Mark entnommen.
Von diesem Gelde waren einige kleine Handwerker und Lieferanten gleich befriedigt worden, und durch diese Mittel war es auch möglich geworden, Thora einigermaßen auskömmlich für ihre Lyoner Reife auszustatten.
Jetzt eben, an diesem Vormittag hatten die Geschwister unter starker

Gemüthsbewegung am Bahnhof von einander Abschied genonnnen, und erst vor wenigen Augenblicken waren Dorita und Toni in die Wohnung zurückgekehrt.
Mn ward geklingelt, und als Erstere die Etagenthür öffnete, stand Harms, ein breitschultriger 'Norddeutscher mit blondem Vollbart, stark gerötheter Gesichtsfarbe und goldener Brille über den phlegmatisch blickenden Augen, vor ihr.
Er entfaltete, nachdem er im Wohnzimmer ihr gegenüber Platz ge-nominen, ein von der Zarpen'schen Familie durch den Natzeburger Aduocaten ihm zugesandtes Schriftstück, dessen von ihm wiedergegebener Inhalt in Dorita ein solches Gefühl der Empörung hervorrief, daß sie anfänglich sprachlos dasaß. Ihr Angesicht war kreideblaß, und nur in den vor Erregung funkelnden Augen sah man, daß Leben in ihr war.
Die Familie forderte, bevor die Möbel und sonstigen von Dorita mitgebrachten Gegenstände verabfolgt würden, den Schmuck. Sobald dieser dem Ratzeburger Rechtsanwalt übersandt sein werde, solle die Absendung erfolgen.
Und ferner. Da die Scheidung nur auf Grund des Nachweises ehelicher Untreue des einen oder anderen Theiles erfolgen könne, habe Dorita nunmehr die zwischen ihr und Leo Zarpen stattgehabten und vou Letzteren! bereits eingeräumten unerlaubten Beziehungen ebenfalls zu bestätigen. Es werde dann die den gesetzlichen Vorschriften entsprechende Eingabe an die Entscheidungsbehörde abgehen.
„Das, das steht wirklich Alles in dem Anwaltschreiben!" hauchte die Frau, nachdem sie sich aus der ersten Betäubung gelöst hatte, sprang empor und riß schier dem Advocaten den Brief aus der Rechten.
Und dann las sie, und ein ächzendes: „Ah — welche Schurken und welche Gemeinheit giebt es in der Welt —" drang, während sie das Schriftstück zerknitterte, aus ihrem zitternden Munde.
„Nein, mein Herr! Eher gehe ich in den Tod, als daß ich zu einer solchen meine Person entehrenden und beschimpfenden Lüge mich versiebe! Und den Schmuck weigere ich mich, jetzt, nachdem man mir solche Alternative stellt, überhaupt, auszuliefern.
So mag man die Aussteuer, die meine Mutter in vornehmer Gesinnung unter deu stärksten Opfern und unter schwer nachwirkenden Entbehrungen hergab, behalten.
Wir werden dann eben aus der Veräußerung des Schmuckes die Mittel gewinnen, die Gläubiger zu befriedigen."
Nach diesem leidenschaftlichen Ausbruch waudte sie sich zunächst zu den« Fenster und schaute hinaus.
Allzuviele Thränen, Thränen der grenzenlosen Empörung, Thronen des Ingrimms und des Schmerzes, aber auch der furchtbaren Qual der Verlassenheit strömten aus deu Augen.

Dann aber sprach der Mann, und seine kalt sachlich gehaltenen Worte trafen ihr Ohr.
„Ich begreife," sagte er, „Ihre Erregung, aber es giebt, wie die Umstände liegen, überhaupt kein anderes Mittel, Ihre Ehe zu lösen! Es muß das Vergehen eines Fehltrittes von einer Seite nachgewiesen werden. Wenn Ihren Herrn Gemahl ein solcher Vorwurf nicht trifft —"
„So hat er die Schuld auf sich zu laden, statt mir diese Ehrlosigkeit zuzuschieben —" flammte es in der Frau auf, und sie wandte sich wieder voll zu dem Sprechenden.
„Er würde es thun, wenn er einen Funken von vornehmer Gesinnung besäße! Eine Gemeinheit sonder Gleichen ist es, der Frau das Verbrechen zuzuschieben —"
Sie stockte, da ihr in der Heftigkeit ihrer Empfindungen die Sprache versagte, da sie überlegte, daß Leo, nicht Hermann der Verleumder sei.
Und dann sprach wieder Hanns in seiner unempfindlich ruhigen Art:
„Sie haben sich also garnichts vorzuwerfen, gnädige Frau? Sie erklären die Behauptung des Grafen Leo für eine absolute Unwahrheit?"
„Ja! Ich sagte es schon einmal!" betonte Dorita in einem kalten Ton. Und dann mit derselben Hoheit in der Miene:
„Aber wenn's wirklich der Fall wäre, wenn es nicht eine erbärmliche Verleumdung, sondern Wahrheit wäre, baut man nicht der Frau, die Alles einbüßt, goldene Brücken?"
Der Advocat zog die Lippen und zuckte die Achseln; dann sagte er mit demselben Phlegma:
„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, verehrtest« Frau! Ueberlegen Sie noch einmal Alles in Nuhe. Ueberlegen Sie es aus dem Gesichtspunkt, daß Sie ohne Opfer solcher Art nicht im Stande sein werden, sich jemals mit Ihrem Herrn Gemahl und der Familie auseinanderzusetzen.
Prüfen Sie anch, ob es doch nicht materiell zweckmäßiger ist, den Schmuck zurückzugeben."
„Wie kann man es überhaupt verlangen!? Wie kann man ein Geschenk zurückfordern?" fiel die Frau mit vor Leidenschaft blitzenden Augen ein. „Ein Ehegut geht allezeit zurück. — Wir stellten eine Forderung, die zu erfüllen in der Natur der Sache liegt. Ist's nicht aber über jeden Begriff unanständig, neben der Forderung überhaupt auch noch eine solche Alternative zu stellen?
Bin ich eine Dirne, von der man fürchten muß, daß sie stiehlt oder betrügt?
Und es mag Ihnen gesagt sein, Herr Harms:
Ich wollte kein Geschenk von diesen! Ich habe nicht einen Augenblick den Gedanken gehabt, den Schmuck zu behalten. Ich lieh deshalb absichtlich eine möglichst kleine Summe darauf, — ich mußte es ja in meiner

furchtbaren Vedrängniß — aber es sollte mein erster Schritt sein, ihn
der Familie zurückzustellen.
Doch wohlan! Ich will Alles ruhig wägen! Sie sollen in den nächsten
Tagen Nachricht haben — Sie werden von mir hören —"
Und dann weich, mit brechender Stimme:
„O, verzeihen Sie — Denken Sie nicht schlecht von mir, daß ich
mich in solcher Weise vergaß — Wenn Sie wüßten, wie sehr ich ^"
Mehr vermochte sie nicht zu sprechen.
Bald nachdem Harms sich entfernt hatte, trat Toni zu ihrer Schwester
in's Zimmer. Es war derselbe Raum, in dem Dorita einst während ihrer
Verlobung täglich ihr frohbewegtes Herz gegen Hermann ausgeschüttet, ihm
gesagt hatte, mit welchen seligen Hoffnungen sie der Zukunft entgegengehe.
Jetzt saß sie, den Kopf auf die langausgestreckten Anne herabgebeugt,
an dem kleinen Schreibtisch und wünschte, daß es für sie nur noch eine
Zukunft im Grabe gäbe. Ihre Seele war zerrissen, und Qual zerfraß ihr Herz!
„Was war's denn? Was ist geschehen? Dorita, arme Dorita!?"
flüsterte Toni mitleidig und schlang den Arm nm den Hals der herzbrechend
Schluchzenden.
Und als Dorita nicht antwortete:
„Bitte, sprich, es wird Dich erleichtern! Hat Hermann geschrieben?
Weißt Du endlich, weshalb nicht einmal Leo von sich hören ließ?"
„Nenne mir den verruchten Namen nicht mehr, Toni," schrie die
Frau, aus ihrer Versunkenheit emporschnellend und schoß wie eine züngelnde
Flamme in die Höhe.
„Dieser Elende behauptet, ich habe unerlaubte Beziehungen zn ihm
gehabt, ich soll bestätigen, daß ich ein Liebesverhältnis) mit ihm hatte.
Nur wenn ich das wahrheitswidrig einräume, kauu ich von dem
anderen Feigling mich freimachen!
O, hätte ich Blitze, wie Gott über den Wolken! Ich versengte ganz
Westerthal uud Aussicht mit Haus, Hof und Feldern, ich schlüge sie selbst
mit der sengenden Lohe zu Boden und weidete mich daran, daß sie schreiend,
heulend und ächzend bei lebendigem Leibe verbrennten und ihre gemeinen
Seelen aushauchten.
Ah — was ist Durst gegen Haß?
Die gransamste Folter könnte ich anwenden! Mein Inneres würde
jubelnd frohlocken, wenn ich ihnen stückweise das Fleisch von dem Körper
reißen, mit Zangen es abzerren könnte!
Ja, uud ich will auch lernen, Waffen gebrauchen, um diese Mörder
meiner Fraueuehre, um diese infame Brut, diese nichtswürdigen Burschen,
diese elenden Weiber da zu betten, wo mein lechzendes Ich sie Alle ver-
sammeln möchte. —
So!" schloß sie, den üppigen Körper dehnend. — „Nun habe ich
mich ausgerast. Nun will ich wieder den nüchternen Dingen mich zuwenden!

leiden einer Frau. ^8^
Komm! Wir wollen zu Tisch gehen nnd dann von Neuem die Arbeit
aufnehmen, um uns Arbeit und Brot zu verschaffen."
Nach diesen Worten warf sie den Kopf zurück, winkte ihrer Schwester
und schritt ihr voran in das anstoßende Gemach. —
Auch das war gelungen! — Toni hatte eine Stellung auf einem
Gut in der fchleswigschen Landschaft Schwansen erhalten.
Eine Familie suchte ein junges Mädchen zur Beihilfe für die Frau
und eine Lehrerin für die noch kleinen Kinder.
Beiden Anforderungen konnte Toni genügen.
Freilich kam das Anerbieten durch Permittelung von Therese Hacke,
der Toni, ohne Wissen ihrer Schwester, geschrieben hatte. Auch wollte die
junge gemüthserregte Frau anfänglich alle Wohlthaten ans dieser Hand
unbedingt zurückweisen. Aber Noth läßt noch andere Pforten öffnen. Sie
stellte die Vernunft und stellte die Rücksicht auf ihre Schwester über die
Regungen ihrer ergrimmten Seele.
Und dann ging's wieder an die Zeit und Kräfte erfordernden Maß-
nahmen, Toni auszusteuern, und nachdem das endlich geschehen und zugleich
das letzte Geld, das nach Befriedigung der vielen Ansprüche zurückgeblieben,
uertheilt war, geleitete Dorita auch diese ihre Schwester an die Bahn.
Und sie gab sich, als ob Alles in ihr so gefestigt sei, daß nur eine
bei jedem Abschied aufsteigende unbequeme Beklemmung sie beherrsche. —
Sie ließ nicht merken, daß ihr vor der Vereinsamung, die ihr bevorstand,
arcmte, daß ihr die Trennung von dem letzten mitfühlenden Menschen, der
an ihrer Seite gestanden, das Herz schier zermalmte.
Als sie den Weg nach Hanse zurücklegte, sah sie nicht, was um sie
her vorging. Sie erfüllte nur der eine Gedanke: Was nun?
Noch waren die Auseinandersetznngen mit Hermann um keinen Schritt
weiter gerückt. Nichts hatte sich noch für ihre Zukunft eröffnet.
Und mitten in ihrer Wanderung besann sie sich, kehrte wieder um
und begab sich zu dem Juwelier.
Sie besaß nicht einen Thaler mehr! Sie mußte sich Geld verschaffen,
wenn sie nicht Hunger leiden wollte.
Und Geld war nur bei ihm zu erhalten. Es aber dort zu nehmen,
verursachte ihr schon deshalb schwerste Ueberwindnng, weil sie sich vorstellte,
daß sie es den Gläubigern entziehe. Es erschien ihr als eine unerlaubte
Handlung. Schon hatte sie in Harms Zügen einen Ausdruck von Ve-
fremdung zu bemerken geglaubt, als sie erwähnt, daß sie darauf einen
Vorschuß genommen habe.
Immer von Neuem der Kampf zwischen Stolz und Noth.

Und eine neue Ueberraschung wartete abermals ihrer, als sie eben
wieder in die Wohnung zurückgekehrt war.
Ein großes Couvert war abgegeben, und in diesem fand sie beim
Oeffnen ein Zeitungsblatt, in dem eine Notiz roth angestrichen war.
Sie lautete:
„Der früher in Magdeburg bei der Regierung beschäftigte, nach seiner
Rückkehr von einer Weltreise nach Kiel zur Aushilfe an's Landrathsamt
überwiesene Assessor Leo Zarpen ist nach dem plötzlich erfolgten Tode des
Landraths von Kurenda, zufolge allerhöchster Verfügung, mit dessen
Geschäften commissarisch betraut worden."
Mit zusammengebissenen 'Zähnen hatte Dorita gelesen, und nachdem
sie geendet, zerknitterte sie das Zeilungsblatt und warf es in die Ecke.
Ah! Wie sie diesen Lumpen haßte, der nun noch mit einer Ehren-
stelle betraut wurde. Es gab keine Sprache dafür.
Und seltsam! In demselben Augenblick erhellte sich ihr Inneres,
wie eine Seherin. Alles trat vor ihren Geist, wie es sich vollzogen!
Nachdem Leo sie damals verlassen, war er wieder nach den Gütern
zurückgekehrt, hatte Therese noch in Aussicht gefunden, war von der nun
reichen Erbin umstrickt und von seiner Mutter und seinen Geschwistern
solchergestalt in die Enge getrieben worden, daß er allen und jeden Ge-
danken an sie, Dorita, aufgegeben hatte.
Und Jegliches, was sie über Leo gehört, kam ihr wieder in's Gedächt-
niß. Während die Einen ihn in den Himmel gehoben, hatten die Anderen
ihn für einen Rou6 und charakterlosen Nützlichkeitsmenschen erklärt!
Und plötzlich schoß die sunge Frau empor, und indem sie die Glieder
reckte, das Haupt in den Nacken warf und die Hand erhob, flüsterte sie
mit einen, schier unheimlichen Glanz im Auge:
„Sollte Gott Dich nicht strafen. Du erbärmlicher Schurke, ich
schwöre es, so will ich es thun!"
Nach diesem Ausbruch ihrer verfinsterten Seele nahm sie das Couvert
und das Zeitungsblatt an sich, prüfte nochmals ohne Ergebniß die Hand-
schrift, verschloß beide Gegenstände in ibrem Schreibtisch und begab sich
alsdann an ihre Hausarbeit.
Später, am Tage, wollte sie noch Harms aufsuchen. Sie hatte nun-
mehr einen Entschluß gefaßt. —
Alles war soweit geordnet worden, wie es die Umstände ermöglicht
hatten.
Dorita hatte durch Harms Hermann Zarpen erklärt, daß sie Aus-
sagen, wie sie ihr abgefordert wurden, nicht nnr verweigere, sondern solche
als eine verleumderische Unwahrbeit auf's Entschiedenste zurückweise, und

endlich, daß sie den Schmuck erst ausliefern werde, wenn man sie in
Ventz des Heirathsgutes Zurückversetze.
Während die junge Frau in den folgenden acht Tagen damit be-
schäftigt war, auf die Anerbietungen, welche auf die von ihr erlassenen An-
zeigen eintrafen, Antworten zu ertheilen, auch denjenigeu Familien Besuche
abzustatten, die sich nicht zurückgezogen, sondern sogar ein gewisses Interesse
auch ferner ihr entgegengetragen hatten, erreichte sie am Schluß der
Woche, ohne daß sich irgend ein Resultat für ihre Zukunft ergeben, ein
Schreiben aus Westerthal-Aussicht.
Und Dorita las es mit zitternden Augen, nnd wenn irgend Etwas
ihre Entschlüsse befestigen konnte, so war es dieses Schriftstück.
Es lautete:
„Gestern hat uns unser Rechtsbeistcmd in Ratzeburg mitgetheilt,
welche Antwort Sie auf die von meinem Bruder und uns gestellten
Forderungen gegeben haben.
Was wollen Sie damit nun wieder bezwecken? Mir scheint, es ist
genug der Plage! Meinen Bruder Hermann haben Sie unglücklich ge-
macht, Leo wußten Sie in raffinirter Weise zu umstricken. Wir wissen
es, da zum Glück Fräulein Hacke noch bei uns in Aussicht blieb und
uns Alles mitgetheilt hat! Nicht achtend des Rufes und Ansehens der
Familie in Aussicht, führten Sie durch Ihre Flucht einen öffentlichen
Scandal herbei.
Jetzt weigern Sie sich, die Formalität zu erfüllen, die meinem be-
trogenen Bruder die Freiheit zurückgiebt. Natürlich! Das, was Sie über-
haupt nur im Auge hatten, nämlich eine Zarpen zn werden, werden Sie
doch nicht freiwillig aufgeben! Vielleicht aber lassen Sie sich abkaufe»,
wie Sie sich — es ist ersichtlich — auch das Familien-Erbstück, das
meine Mutter unter dem Vertrauen in Ihre Hände legte, daß Sie sich
dessen würdig erweisen würden, befahlen lassen wollen!
Ist es nicht genug des emporenden Aergers, der Unehre, die Sie
über uns gebracht haben?
Gehen Sie nachträglich in sich, Dorita Busch! Ich schreibe Ihnen,
da es noch Zeit ist! Bereuen Sie! Gestehen Sie ein, daß Sie sich von
dem Teufel, der Gott die heilige Welt streitig machen möchte, verführen
ließen. Suchen Sie wieder gut zu machen, wo Sie sündigten. Thuen
Sie es, so wollen wir zu verzeihen suchen, ja, noch mehr, ich will befür-
worten, daß man Ihnen ein Iahresgeld bis zu Ihrer nächsten Ver-
heiratung aussetzt.'
Daß Sie zunächst Feuer und Flamme sein werden, daß ich Ihnen
so schreibe, erwarte ich. Ich begreife es, da Sie noch zu sehr vom
Beelzebub umstrickt sind. Aber nur durch Vorführung der Wahrheit
vermag eine Einkehr bei Ihnen stattzuhaben.
Allmählich werden Sie durch diese Zeilen, von Gott erleuchtet, ein«

sehen, daß Sie sich und uns betrogen haben und sich selbst fortdauernd
noch belügen. Sie werden erkennen, daß Sie Ihre Pflichten in keiner
Weise erfüllten, daß Sie Ihre ehelichen Aufgaben nicht erkannten, der
Familie Ihres Mannes fortdauernd den Nespect versagten, Ihr leicht-
sinniges Temperament nicht im Zügel hielten, indem Sie mit meinem
Bruder Leo geheime Beziehungen anknüpften — Sie können es doch nicht
leugnen! — und durch Ihren jetzigen Widerstand sich das Letzte verspielen
müssen, was noch für Sie milder stimmen könnte!
Ich erwarte also, daß Sie keinen solchen mehr erheben, die Trennung
vollziehen, daß Sie auch deu Schmuck zurückgeben.
Wenn das gischchen, wollen wir Ihre Anträge wegen einer Unter-
stützung wohlwollend überlegen.
Magdalene Zarpen."
Nach dem Studium dieser Zeilen legte Dorita alle Briefe mit An-
trägen beiseite, griff aber nach einem Zeitungsblatt, in dem sie an dem
Tage vorher eine ihre Aufmersamkeit erregende Annonce gelesen hatte,
und ließ deren Inhalt auf sich wirken.
Da stand:
„Ein angesehenes, lucratiues Putzgeschäft in bester Gegend in Kiel
soll wegen Kränklichkeit der Besitzerin sofort billig verkauft werden. An-
zahlung gering. Nähere Auskunft ertheilt die Expedition der Kieler Zeitung."
In Doritas Augen leuchtete es auf!
Bürgerliche Arbeit! Ja! Und gerade deshalb der schlimmste Schlag,
den sie würde den hochmüthigen Zarpens versetzen können.
Leo Zarpen, Landrath in Kiel — und Putz- und Modegeschäft von
Dorita Zarpen daselbst!
Das würde ein erster Schritt sein, um die heiße Rache zu kühlen
an diesen herzlosen Weibern, an diesen beiden charakterlosen Männern.
Und ungesäumt machte sich Dorita mit dem Abgang der Züge be-
kannt, bestellte ihr Haus und setzte sich auf die Bahn, die sie nach Kiel führte.
Nach rascher Fahrt langte sie geMN Mittag an, erkundigte sich nach
der Erpedition nnd begab sich, nachdem sie in dieser gehört, daß ein in
der Schloßstraße wohnendes Fräulein Agnes Wipfel diejenige sei, welche
ihr Geschäft zu verkaufen wünsche, sofort dorthin auf den Weg.
Und bald erreichte sie auch ihr Ziel, und Alles sah einladend, ja,
elegant aus. Der Laden war mit funkelnden Spiegelscheiben versehen,
und die Modegegenstände, Hüte, Bänder, Federn, Schleifen und Stoffe er-
freuten durch die kräftigen oder originellen Farben, dnrch den auserwählten
Geschmack.
Und ihr entgegen trat mit der Haltung einer Dame eine geschmeidige
kleine Perwn mit intelligenten Zügen.

„Gnädige Frau befehlen?" begann sie, sich mit artiger Würde ver- ,
neigend.
Uni Doritas Mund legte sich ein Ausdruck tiefer Bitterkeit. Die Rolle
einer gnädigen Frau hatte sie ausgespielt.
Aber sie sagte, was sie hergeführt, und nachdem Beide einen großen
Raum durchschritten hatten, in dem eine Anzahl junger Mädchen eifrig be-
schäftigt waren. Hüte und Hauben einzurichten, folgte sie der Besitzerin in
ihr Wohngemach.
Und als sie dann nach fast einer Stunde des Beisammenseins sich
wieder erhoben, war Alles zwischen ihnen erörtert und beredet und soweit
fest abgemacht. Nur eine Bedenkzeit von mindestens acht Tagen hatte sich
die besonnene junge Frau für ein unbedingtes Ja ausbedungen.
Nachdem sie dann auch noch einen Blick in die übrigen der Dame
zur Verfügung stehenden hellen Räume, in das Schlafgemach nnd die nied-
liche Küche geworfen, auch abgemacht hatte, daß das Fräulein gegebenen
Falles ihr in den ersten Monaten mit gute», Rnth in allen Angelegenheiten
des inneren und äußeren Geschäfts zur Seite stehen solle, verabschiedete
sie sich von ihr und trat in gehobener Stimmung den Heimweg an. Die
Zeit, die ihr noch bis zum Abgang des Zuges blieb, benutzte sie, um sich
die ihr unbekannte Stadt anzusehen und in einer an der Ecke der Haupt-
straße befindlichen Conditorei eine Erfrischung zu sich zu nehmen.
Und als sie sich dann, des Bestellten wartend, umschaute, sah sie
einen Herrn mit einem blassen Gesicht, durchgeistigten Zügen und
dunklem Spitzbart, ganz schwarz, aber sehr gewählt gekleidet, die Füße
in seidenen Strümpfen und Schuhen steckend, an einem der mit Marmor-
platten bedeckten runden kleinen Tische sitzen und so eifrig in einem Journal
studiren, daß er, ohne aufzublicken, wiederholt nach der neben ihm stehenden
Chocoladentasse griff, daraus genoß und doch ununterbrochen die Augen
auf die Lectüre richtete.
Und neben ihm auf dem Stubl lag eine äußerst elegante kleine Reise-
tasche aus zartbraunem Leder, und auf dieser ruhte ein dunkler Hut mit
schmalem Rand.
Dorita wurde besonders durch die Erscheinung des Fremden gefesselt,
weil er gar keinen Sinn und kein Interesse für seine Umgebung an den
Dag legte.
Selbst als er kurz vor dein Fortgange noch einmal emporschaute, besaß
sein Blick etwas so Unpersönliches, von jeder Neugierde Freies, ja, seine
Gedanken waren so wenig mit dem beschäftigt, was ihn umgab, daß er,
— offenbar von einer Erinnerung erfaßt, — still vor sich hinlächelte.
Auch entfernte er sich mit derselben Miene der Zerstreutheit und legte
noch eine besondere Probe davon ab, da er gleich darauf nochmals wieder
Zurückkehrte, um einen von ihm vergessenen seidenen Schirm an sich zu
nelimen.

Und nachdem er dann ihrem Gesichtskreis entrückt war, kamen der
Fran einmal wieder die Gedanken an ihre Lebensnoth, und es kam ihr
die Erkenntnis mit welchem geringen Selbstgefühl sie heute — eine Ver-
armte — den Dingen gegenübertrat.
Es war ihr zu Muthe, als ob sie eigentlich hier nicht hergehöre. Vei
jeder Persönlichkeit, die vor ihr auftauchte, ward sie zu Vergleichen gedrängt.
Neid regte sich in ihr, daß Jene sich so sorglos gaben und es sicher waren!?
Und eine tiefe Bedrückung erfaßte sie im Gegensatz zu der gehobenen
Stimmung von vorhin, als sie sich in diesem Augenblicke vorstellte, sie solle
als Inhaberin des Putzgeschäftes in eine Abhängigkeit zu jenen Gesell-
schaftskreisen treten, in denen sie bisher eine so beachtete, meist gar beneidete
Rolle gespielt! Und um so mehr wollte sich ihr Inneres dagegen auflehnen,
als ihr Blick zufällig auf einen bisher von ihr nicht beachteten Spiegel siel,
als sie zu ihrer Ueberraschung sah, welch reizvolles Bild ihr zurückstrahlte.
Dorita hatte einmal das Portrait einer von aller Welt wegen ihrer
außerordentlichen Schönheit bewunderten russischen Großfürstin gesehen. Mit
dieser hatte sie eine überraschende Aehnlichkeit. Dorita erinnerte sich auch,
welche Artigkeiten ihr Therese Hacke am ersten Tage der Ankunft über ihr
vortheilhaftes Aussehen gesagt: Ihr Korper strotzte von Neiden; sie sei
überhaupt eine verführerisch schöne Frau. — Nun fand sie es selbst.
Aber dadurch wieder an alle Vorkommnisse auf Westerthal, plötzlich
auch an die bereits sehr vorgerückte Zeit erinnert, sprang sie unruhig
empor, berichtigte ihre Schuld an den Kellner und trat den Rückweg an.
Und sie sah Nichts von dem Gewühl und Treiben, den vielstückigen
Häusern und eleganten Läden. Sie wand sich, mechanisch handelnd, durch
die an ihr vorübereilende Menschenmenge hindurch, erreichte das Nahnhof-
gebäude und trat gerade noch so zeitig auf den Perron, daß sie ein
Nichtraucher-Coupö besteigen konnte.
Und als sich dann der Zug in Bewegung setzte, und Dorita nach den
Mitreisenden Umschau hielt, war sie nicht wenig erstaunt, den Fremden
aus der Conditorei am anderen Fenster in der Ecke vor sich zu sehen.
Auch er schien durch ihren Anblick überrascht, dann aber malte sich in
seinen Zügen ein Ausdruck von zufriedene!» Behagen.
Indessen gelangte, obgleich die Dunkelheit Neide am Lesen verhinderte,
ein Gespräch nicht in Fluß. Jeder gab sich stumm seinen Gedanken hin,
und erst als ein Knotenpunkt der Bahnstrecke erreicht war, und Dorita
genötigt wurde, ihr Billet vorzuzeigen und es durch des höflich sich zur
Verfügung stellenden Mitreisenden Hände gehen zu lassen, schwand von
seiner Seite die Zurückhaltung:
„Gnädiges Fräulein reisen, wenn's erlaubt ist, zu fragen, auch nach
der Grenze?"
„Gnädige Fran," berichtigte Dorita mit artiger Betonung. Und dann:
„Nein - dock, nicht —"

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau! Aber selbst den geübtesten Äugen konnte das nicht erkennbar sein!"
Und als Antwort ein leises Heben der Schultern, ein etwas spöttisches Lächeln, aber ein reizendes Lächeln, jenes, dem schon so viele Männer erlegen waren.
„Wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, waren wir, gnädige Frau, heute schon einmal beisammen?"
Dorita nickte.
„Allerdings! Ich bewundere nur, daß Sie das wirklich bemerkt haben —"
„Weshalb, ich bitte?"
„Ich fand Sie ungewöhnlich zerstreut und habe aus diesem Grunde garnicht angenommen, daß Sie irgend Jemanden näher in's Auge gefaßt haben — am wenigsten — mich —"
„Das wäre doch — zugegeben, daß ich sehr distrait bin, ich bin es leider in der That — unmöglich, gnädige Frau. Es klingt wie ein Compliment, wenn ich das s<ige. Aber schon, weil ich mich mit Malerei beschäftige, mußte mir Ihre Erscheinung auffallen.
Sie besitzen ein Gesichtsoval, nach dem Künstler vergeblich suchen. Ohne Artigkeit! Sie haben den interessantesten Kopf, der mir seit Langem vorgekommen ist."
„Und doch haben Sie mich in der Conditorei angesehen, als ob ich ein Möbel oder ein Kellner sei."
„Möbel oder Kellner! Das ist außerordentlich zutreffend! Man läßt in der That einen Kellner meist nur wie ein Möbel auf sich wirken," bestätigte der Fremde lachend. Ein lebhafter Ausdruck, der Sinn für Humor verrieth, machte seine sympathischen Züge noch anziehender.
„Nun aber zu Ihrem Vorwurf, meine gnädigste Frau. Zu meiner Entlastung darf ich sagen- Ich gehöre zu denen, die wenig zu sehen scheinen, die aber doch rasch und eindrucksvoll in sich aufnehmen. Das unbewußte Schauen ruft in mir dieselbe Wirkung hervor, wie bei Andern das bemußte. Das ist Veranlagung —"
„Sie sind Maler, mein Herr?"
„Nein, nicht Maler. — Und nachträglich sei's gestattet, — gnädigste Frau —" hier griff der Fremde in die Seitentasche, entnahm dem Iuchtenleder eine Visitenkarte und überreichte sie Dorita mit den Allüren eines Weltmannes.
„Freiherr von Dur! Ich bin leider eigentlich garnichts Anderes als nur ein — Mensch. — Ich vagabondire in der Welt umher. — Jetzt bin ich auf einer Reise uach Kopenhagen. In Kiel hielt ich mich vierzehn Tage auf, um die schöne Ostseestadt mit ihren Umgebungen kennen zu lernen, gleichzeitig auch, um einige Studien zu machen."

„Die Saison ist aber dafür nicht günstig. Es sei denn, daß Sie gerade die winterlichen Naturbilder lieben —"
„Ich liebe die Natur in jeder Gestalt. Immer ist sie erhebend und erhaben, allezeit geeignet, uns zu erfreuen oder zu trösten. — Sie sind kein Naturfreund, gnädige Frau?"
„Im Gegentheil. Ich denke wie Sie! Aber ich stimme nicht ganz zu. Bisweilen besitzt auch sie keine Sprache, keinen Trost, — es giebt eine Verödung des Innern, wo selbst der Verkehr mit ihr versagt —"
„Sie sind in Trauer! Sie haben sehr Ernstes erlebt, gnädige Frau? Ich begreife — und es sei erlaubt: Wohnen Sie — nur mein Interesse drängt nur die Frage auf — in einer der Städte des Nordens?"
Dorita nickte.
„Ich habe bisher auf dem Lande gelebt, auf einem Gute, das mein Mann besaß. Gegenwärtig habe ich meinen Aufenthalt ^in Flensburg genommen."
„Und Sie hatten das Unglück, Ihren Herrn Gemahl zu verlieren?"
„Ja, ich verlor ihn, obschon er lebt. — Und ich hatte nicht das Unglück, sondern ich folgte ineinen Wünschen —"
Der Fremde sah überrascht empor. Er wollte auch sprechen, doch zauderte er.
Endlich überwogen Interesse und Neugierde seine Zurückhaltung, und er sagte theilnehmend, mit zarter Betonung:
„Ihren Wünschen!? — So waren Sie — wie schmerzlich! — unglücklich?"
Dorita erwiderte Nichts. Aber sie verlieh ihrem Angesicht einen Ausdruck, durch den sie der Frage eine Anwort ertheilte.
„Und doch trauern Sie um Ihren Herrn Gemahl, gnädige Frau?"
„Nein, — ich trauere um etwas Anderes, mein Herr. Ich verlor plötzlich das Beste, was der Mensch ans der Welt besitzt, — meine Mutter."
„Ja, das Beste. Darin stimme ich bei. Auch ich habe keine Mutter mehr —"
Es trat eine Pause ein, eine solche, wie sie entsteht, wenn eindrucksvolle Menschen eine ernste Erinnerung ergreift.
Und in Doritas Innerem drängten sich noch besonders die Gedanken, weil sie mit sich unzufrieden war. Es gereute sie ihre starke Offenherzigkeit. Aber während sie noch nachsann, nahm der Fremde von Neuem wieder das Wort und sagte:
„Sie haben aber ohne Zweifel noch Ihren Herrn Vater — sonst noch Familie?"
„'Nein, auch mein Vater ist lange todt. Ich habe Geschwister, die mich aber auch verlassen mußten. Ich gleiche gegenwärtig einem Herbstuogel, den die Schcmr der Wandernden mitnimmt, wenn er die Kraft be-

sitzt, die Schwingen zu bewegen, der aber der Kälte und dem Hunger er-
liegt, wenn diese Fähigkeit ihm abgeht.
Und mir fehlt noch mehr als das, mir fehlt Alles — weil ich an
Nichts mehr glaube, — Vertrauen zu den Menschen nicht mehr besitze, mich
nur wundere, wenn ein neuer Tag nicht neue bittere Enttäuschung mit sich
führt —"
„Ich höre das mit aufrichtigem Beileid, gnädige Frau. — Es muß
in einem mitfühlenden Menschen um so größer sein, je mehr er erkennt,
daß er nur Zuschauer bei dem Kummer eines Anderen zu sein vermag."
„Ja, es giebt Dinge, bei denen selbst der Beistand Gottes versagt.
Man erkennt, es sei das Beste, wenn man irgendwo in der Tiefe der
Erde gebettet wäre. — Alle Lebensfreude ist vernichtet, und der Ernst der
Geschehnisse schließt aus, daß man je wieder froh werden kann, wenn man
auch möchte."
„O nein, nein, gnädige Frau! Ich habe das Gegentheil an mir
selbst erfahren. Alle verschlossenen Thore öffnet die Zeit! Ich bitte!
Verzweifeln Sie nicht. Ihnen, gerade Ihnen — ich lese in den Zügen
der Menschen, obschon ich — wie Sie meinen. Nichts sehe —" hier lächelte
der Fremde mit einem sanften, anmuthigen Lächeln — „steht noch Herrliches
in der Welt bevor."
Sie aber, zu der er gesprochen, schüttelte mit finsterer Abwehr in den
Mienen das Haupt.
„Sie irren! Ich habe nur den einen Gedanken, zu vergelten, was
man mir gethan! Also, darin liegt schon der Freude Tod! Kann eine
solche Leidenschaft glücklich machen? Nein! Und noch mehr! Wenn die
Leidenschaft gestillt ist, muß die Verzweiflung eintreten — für mich jeden-
falls — denn ich thue Nichts halb."
Dorita sprach's mit unheimlichem Ausdruck; ihre Mienen entstellten
sich. Der Mann erschrak. Er fuhr unwillkürlich zurück vor dieser Ent-
schlossenheit, vor diesem versteckten Feuer. Aber immer mehr wuchs sein
Interesse.
Wie sie schön war! Kein Weib, das er bisher gesehen, war ihr
gerade in dieser leidenschaftlichen Erregung vergleichbar. Er war auch
entschlossen, es nicht bei der flüchtigen Berührung bewenden zu lassen.
„Sie verstehen, gnädige Frau, wie mich Ihre Worte ergreifen mußten.
Ich müßte kein Mensch sein, wenn mich Ihr Schicksal nicht bewegte, mein
Interesse für Sie sich nicht erhöhte.
Der Zufall hat uns zusammengeführt. Ich sagte Ihnen, wer ich sei.
Ich füge hinzu i Ich bin Hannoveraner von Geburt, habe ländlichen
Besitz in meiner Heimat, war eine Zeit lang Gesandtsschaftsattach6 in
Madrid und London und bin später aus dem Staatsdienst ausgetreten,
um ganz meinen Neigungen und namentlich der Kunst zu leben.
Ich bin, sagt man, ein bischen Sonderling. Ich füge selbst hinzu:

ein Mensch, der für das Bessere in der Welt Interesse besitzt und mit seinen neuen Lebensplänen den Wunsch verbindet, möglichst Allem näher zu treten, was eigenartig, was groß, schön, anziehend, werthvoll ist. Besonders nach interessanten Menschen sehe ich aus! Es giebt so wenige! Sie haben gleich einen starken Eindruck auf mich gemacht! — Zürnen Sie nicht, baß ich es so offen bekenne — Aber eben daraus mögen Sie auch ableiten, daß ich fo zu Ihnen spreche, mich scheinbar in Ihr Vertrauen dränge."

Dorita bewegte zu des Redenden Befremden mit ausdrucksloser Miene den Kopf.

„Sie sprechen von werthvoll — interessant. — Ich bin's jedenfalls nicht, und so würden Sie nur durch einen näheren Verkehr enttäuscht werden! Das ist keine Phrase; eine solche wäre in diesem Augenblick geschmacklos. Doch will ich Ihre Frage beantworten:

Ich bin die Gemahlin des Gutzbesitzer Zarpen auf Gut Westerthal im Lauenburg'schen. Ich war fast zwei Jahre mit ihm verheirathet und verließ ihn dann.

Jetzt — jetzt —" Dorita sprach in ihrer Gemüthsuerbitterung die folgenden Worte mit einem Anflug von boshafter Befriedigung, mit der Absicht, den Mann ihr gegenüber gründlich zu enttäuschen und diese Enttäuschung in seinen Mienen zu lesen — „war ich in Kiel, um mir ein Putzgeschäft anzusehen, das ich zu erwerben gedenke. Ich muß Etwas beginnen, weil ich sonst nächstens hungernd auf der Gasse umherirre —"

„Gnädige Frau —!" Der Mann stieß die Worte in tiefer Betroffenheit heraus. Aber er sagte auch nur das, dann trat nach der Verblüffung ein spröder Zug in seine Mienen, derselbe zerstreut unpersönliche, dem Dorita vordem in der Conditorei begegnet war.

Ja, es war, wie sie vorausgesetzt hatte. Wenn sie sich in ihrer Rede auf den ersten Satz beschränkt hätte, würde sie für ihn die interessante Frau geblieben fein. Aber die Absicht, eine bürgerliche Thätigkeit zu ergreifen, gar ein Putzmachergeschäft zu erwerben, ließ auf eine bereits eingetretene starte Verkommenheit schließen. Dazu vermochte sich die Phantasie des Freiherrn von Dur nicht aufzuschwingen.

Und Dorita gab auch diesem Gedanken Ausdruck.

„Nicht wahr? — Ich habe Recht! Ich bin jetzt schon, nach diesen wenigen Worten, weder mehr interessant noch werthvoll.

Ich lese in Ihrer Seele, mein Herr. Sicher deutet ein solcher Entschluß nicht auf Ehrbarkeit, auf einen vornehmen Charakter hin: es ist vielmehr nur ein anderer Versuch der Abenteuerlichkeit. Und jetzt schon schieben Sie die Schuld auf mich, daß ich nicht ferner Gattin des Herrn Zarpen sein will.

O nein, nein — bitte —! Ich wundere mich darüber nicht, ich bin

leiden einer Frau. ^9^
durchaus nicht enttäuscht!" setzte Dorita fort, als Dur eine gegen ihre
Worte Widerspruch erhebende Geste machte.
„Ich habe in kurzer Zeit soviel erfahren, daß ich — ich wiederhole
— über das Ungünstige schon gar keine Verwunderung mehr empfinde."
„Ja — allerdings!" betonte jetzt der Mann mit stark veränderter
Miene, mit einem Ansatz von empfindlicher Nauhheit im Ton. „Sie müssen
sehr viel Schweres erlebt haben, wenn Sie annehmen, es gäbe außer
Ihnen keine uorurtheilsfreien, rein und edel denkenden Menschen, geschweige
fühlende, des Schicksales Anderer sich annehmende Personen auf der Welt.
Und doch irren Sie sich!
Und noch etwas Anderes sei gestattet!
Mich hat die Erfahrung gelehrt, daß, wenn Menschen sich streiten,
stets Schuld auf beiden Seiten vorhanden ist, daß ganz ohne eigenes Ver-
sehen — körperliche Unglücksfälle abgerechnet — Niemand vom Schicksal
betroffen wird, fchon deshalb nicht, weil die Erde doch eben nicht mit
Engeln, sondern mit fehlerhaften Menschen bevölkert ist!"
Nach dieser Rede warf Dorita einen raschen, guten Blick auf den
Fremden. Auch senkte sie, von der Wahrheit seiner Worte betroffen, die
Augen und begab sich einer Erwiderung.
Er aber wagte, um so besser den Eindruck der freimüthigen Rede abzu-
schwächen, ihre Hand zu fassen und sie mit feinen Lippen leicht zu berühren.
In diesem Augenblick fuhr gerade der Zug in den Flensburger
Bahnhof ein, und rasch und hastig erhob sich Dorita und griff unter seiner
artigen Beihilfe nach ihren Sachen.
„Werden wir uns nicht wiedersehen, gnädige Frau?"
Dorita zog, ihre Zweifel ausdrückend, die Schultern.
„Darf ich Sie besuchen?"
Als Antwort eine ausdruckslose Miene.
„Wo wohnen Sie, ich bitte?"
„Welchen Zweck hat es, Herr Baron? — Bei mir ist Nichts zu
finden."
„Ich bitte — ich bitte dennoch darum!"
Nun nannte sie nach nochmaligem kurzen Zügern die Straße und
Nummer der Wohnung.
„Ich danke Ihnen, danke tausendmal, gnädige Frau — Auf Wieder-
sehen!"
Noch ein flüchtiger Händedruck, und Dorita war unter der sich heraus-
drängenden Menge verschwunden. Sie eilte auch so rasch wie nwglich
auf die Straße, und erst beim ferneren Dahineilen stieg die Ueberlegung
in ihr auf, ob denn nun der Fremde nach Kopenhagen weiter gefahren
sei, oder feine Reise unterbrochen habe. — Als Dorita ihre Wohnung
betrat, fand sie zwei Briefe vor und zwar einen von Thora, die sehr aus-
führlich und zugleich in bedrückter Stimmung schrieb, da zwar der Vetter

gütig gegen sie wäre, die Frau aber offenbar mit ihrem Kommen und Dableiben sehr viel weniger einverstanden sei. Sie fürchte, daß es auf die Dauer nicht gehen werde.

Und in Tonis Zeilen drückte sich auch nicht sonderliche Begeisterung aus. Der erste Eindruck fei wenig ansprechend gewesen. Sie wolle noch kein abschließendes Urtheil abgeben, aber sie könne schon jetzt sagen, daß ihr der Mann zwar sehr gut, die Frau aber sehr wenig gefalle.

Dorita seufzte auf. Wenn's noch umgekehrt wäre! Aber den Frauen nicht zu gefallen, bebeutete stete Qual oder ein schnelles Ende. Wenigstens in diesen Briefen etwas Erfreuliches zu finden, hatte sie gehofft und erwartet.

Und dann verzog sich doch ihr Mund zu einem bitteren Lächeln, und kühles Philosophiren kam über sie. Sie sagte sich, daß der Mensch deshalb so viele Enttäuschungen erleide, weil er seine Wünsche meistens schon zu Thatsachen erhöbe. Sie mußte sich das abgewöhnen. Sie sah doch, daß es richtig war, immer das Gegentheil von dem anzunehmen, was sie voraussetzte. Und zu ihrer bedrückten Stimmung gesellte sich auch noch etwas Anderes.

Es war so öde, so eisig kalt in der Wohnung. Die Furcht, allein zu sein, erfaßte sie zum ersten Mal. Um aber zu sparen, stand sie doch davon ab, den Ofen zu heizen, und als sie nach Speisen greifen wollte, siel ihr ein, daß sie vergessen hatte, dafür vor der Abreise zu sorgeu.

So hockte sie denn, in Mantel und Tücher gehüllt, im Wohnzimmer nieder und schrieb, um die Zeit zu tobten, Briefe an ihre Schwestern und die Cousine in Lyon.

Ihr Herz drängte sie, durch geschickte Worte Thora die Wege zu ebnen, es drängte sie auch, Toni Trost einzuflößen, ihren Muth zu beleben.

Aber nach Verlauf einiger Stunden überkam die junge Frau plötzlich ein starkes, durch Kälte und Flauigkeit befördertes Frösteln und Schütteln, also daß sie mit zitternden Gliedern emporflog. Erst nachdem sie sich nachträglich durch ein heißes Getränk erwärmt, vermochte sie ihr Lager aufzusuchen.

Ihr letzter Gedanke galt dem Fremden im Eisenbayncoupö. Sie rief sich Jegliches in's Gedächtniß zurück, was er gesproche«.

Erst der Schlaf, der endlich kam, befreite sie von ihrem unruhevolleu Grübeln.

Und wieder ein Tag, und abermals etwas Neues!

Es lief ein Brief an Dorita von Harms ein, in dem er sie bat, sich ehestens zu ihm bemühen zu wollen. Es seien wichtige Nachrichten von Westerthal eingelaufen.

Diese Mittheilung beschäftigte die junge Frau so sehr, daß sie sich
schon in den ersten Vormittagsstunden zu jenem auf den Weg machte.
Er wohnte nicht allzuweit in der Norderstraße in einem alten Patricier-
hause und hatte sein Bureau hinten auf dem Hofe.

Sie wurde auch sogleich vorgelassen. Er saß über Akten gebückt in
einem geräumigen, mit alten Stuccaturen und einem mächtigen Kaminaufsatz
geschmückten Arbeitsgemach, das Licht durch zwei hochgerahmte Fenster mit
vielen kleinen Scheiben empfing.

Bei ihrem Eintritt erhob er sich mit gewohnter, ruhiger Ausdrucks-
losigkeit und gelangte, nachdem sie Beide sich gegenübergesetzt, sogleich auf
die Sache.

„Gestern Vormittag war, gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl bei mir —"

Torita verfärbte sich, aber sie unterbrach ihn nicht.

„Er kam in der Absicht, nochmals die Bitte auszusprechen, doch der
von ihm vorgeschlagenen Form beizustimmen. Selbst wenn er formell die
Schuld auf sich nehmen wolle, werde es Nichts nützen, da er die Beweise
dafür nicht beizubringen wisse. Er müsse schon falsche Zeugen herbeischaffen,
ein Verlangen, das natürlich nicht von Ihnen gestellt und von ihm nicht
einmal erwogen werden könne.

Er stellte wiederholt die Frage, ob Sie nicht einen Brief erhalten hätten,
den Herr Leo Zarpen Ihnen bald nach dem Tode Ihrer Frau Main«
von Aussicht geschrieben. Er habe darin bereits auseinandergesetzt, daß
nur in der angegebenen Weise die Scheidung von seinem Bruder zu er-
möglichen sei.

Haben Sie ein solches Schreiben nicht empfangen, gnädige Frau?"

„Nein! Ich bin auch überzeugt, daß er keines angefertigt hat —"
entgegnete Dorita kurz und schroff. „Aber es ist auch irrelevant, da es
bei solchen« Inhalt ohne jede Wirkung auf mich geblieben fein würde.
Ich wiederhole noch einmal und zum letzten Mal, daß ich keine un-
erlaubten Besiehungen zu dem Herrn Zarpen gehabt habe und deshalb
niemals solche zugeben kann.

Sonst noch Etwas, Herr Rechtsanwalt?" schloß Dorita steif und erregt
und machte eine Bewegung, sich zu erheben.

„Ja, noch — Eins — berührte Ihr Herr Gemahl, gnädige Frau —
Er behauptet, der Schmuck fei viele tausend Thaler werth!
Es stehe in keinem Verhältniß, daß von dort die Möbel zurückgesandt
würden, Sie aber das Familien-Erbstück behielten —"

„Nun, so sollen sie ihren Plunder bekommen —" drang's heiß und
kochend aus der Brust der empörten Frau. — „Ja, ja, bewilligen Sie
in dieser Richtung Alles, Herr Rechtsanwalt. Es wird ja wohl auch dann
Niemand von den Gläubigern zu kurz kommen, und ob ich selbst auf der
Gasse ende, ist schließlich ja auch gleich.

Ich vennag den Ekel nicht mehr zu überwinden, der in mir aufsteigt
bei diesem geineinen Feilschen!
O, mein Gott! Und solchen Leuten hatte ich mich verkauft, solchem
Manne gab ich mich zu eigen —"
Dorita schüttelte sich in Abscheu und Empörung, auch jetzt verlor sie
die Mäßigung.
„Ihr Gatte befindet sich in einer schweren Zwangslage" — fiel Harms
in versöhnlichem Tone ein. — „Er hängt in seiner Existenz völlig von
seiner Mutter ab, er und der Vruder. Es schien ihm in der Thnt auf's
Höchste peinlich, diese Dinge zu berühren, darauf bestehen zu müssen. Ich
denke, Sie wissen ja auch das Alles, gnädige Frau, und ich möchte deshalb
nochmals bitten, doch in Ruhe zu überlegen."
Dorita preßte, statt zu antworten, die Lippen zusammen und hielt
den Athem an.
Nur so vermochte sie in ihrer Erregung die Gier zu dämmen, auch
diesem immer nur nach Nützlichkeitsmomenten entscheidenden Mann die rechte
Antwort zu ertheilen.
Aber sie erinnerte sich dessen, was er bisher gethan. Sie stellte sich
vor, daß ihm doch eben die Aufgabe obliege, die Mittel und Wege zu ihrer
Scheidung zu finden, und daß wohl keine anderen vorhanden seien. Sie
rief sich endlich in's Gedächtniß, daß er doch nur zutreffende Urtheile über
Personen und Verhältnisse fällen könne, wenn er genau mit ihnen bekannt
sein würde.
Sie aber hatte ihm nur halbes Vertrauen schenken können!
In Folge dessen drückte sie ihr unbändiges Herz herab und gelangte
zu neuen Entschlüssen.
„Ich will Ihnen Etwas sagen, Herr Harms," stieß sie heraus:
„Ich kann Ihnen nicht zumuthen, fortwährend ohne Resultat in meinen
Angelegenheiten zu verhandeln.
Ich gebe also hiermit die Erklärung:
Ich werde den Schmuck nicht zurückerstatten, bevor ich jedes Zipfelchen
von dem zurückerhielt, was ich in die Ehe brachte. Und ferner:
Ich werde nur dann dem Gericht gegenüber erklären, daß ich unerlaubte
Beziehungen zum Herrn Leo Zarpen pflegte, wenn ich von ihm separat die
Erklärung empfange, daß er mich als eine makellose Frau kennen gelernt
hat, daß diese Aussage nur aus formellen Gründen gemacht wurde.
In diesen! Sinne ersuche ich Sie, vorzugehen, und nur, weil Sie nur
zurathen, weil ich Ihnen glaube, daß ich so zu handeln gezwungen bin,
verstehe ich mich zu der mich entehrenden Lüge."
Hanns nickte befriedigt. Es blieb unentschieden, ob er ihr wirklich
glaubte, oder annahm, daß die Scham sie von einem Eingeständnis; abhalte.
„Ich danke Ihnen, gnädige Frau," sprach er befriedigt.

Und unvorsichtig, weil ihren erregten Gefühlen nicht Rechnung tragend, fügte er hinzu:
„Ich danke Ihnen auch in Ihrem Interesse. Die Familie behauptet nämlich, daß Sie nur deshalb sich sträubten, weil Sie materielle Vortheile aus der Beibehaltung des Namens Ihres Gatten ziehen wollen —"
Dorita holte tief Athem, und ein Zug grenzenloser Verachtung trat in ihre Züge.
„Ja, ja — auch das noch! Ich kann's mir denken. Und nicht wahr? Mein Mann hat das hervorgehoben, nicht nur als Ansicht und Meinung der Familie, sondern auch als die seinige? So weit ist dieses Zittergras unter den männlichen Schwächlingen schon gekommen! Natürlich! Dieses Volk nimmt stets das Gemeinste an von Anderen! Und es ist ja auch begreiflich, weil es selbst innerlich so grenzenlos gewöhnlich geartet ist —"
Und Dorita schloß:
„Haben wir sonst noch Etwas, Herr Harms?"
Harms nickte.
„Ja, leider, gnädige Frau! Wir müssen vorwärts mit der Auftheilnng an die Gläubiger. Schon der anlaufenden Zinsen halber muß, abgesehen von dem Drängen der Auswärtigen, ein Ende gemacht werden. Ich möchte deshalb rathen, daß Sie sich ein Paar Zimmer miethen, gnädige Frau. Die Versteigerung Ihres Eigenthums ist nicht mehr auf-zuhalten. — Ich möchte Ihnen Peinlichkeiten ersparen —"
Dorita bewegte in stummer Resignation das Haupt. Auch das noch! In der Thai, das Schicksal hatte es auf sie abgesehen. Und zugleich ein anderer sie niederschmetternder Gedanke.
Unter solchen Verhältnissen wollte sie ein Geschäft kaufen, unter solchen vernichtenden Eindrücken überhaupt weittragende Entschlüsse fnssen! Ihr Veginnen erschien ihr unter dem Druck all dieser ueuen Dinge plötzlich als ein ungeheurer Leichtsinn! Was sie gestern angestrebt, würde bei denjenigen, die die Sachlage kannten, ein bedenkliches Kopfschütteln hervorrufen. Wie konnte man ein solches Geschäft erwerben wollen, wenn man keinen Groschen besaß, wenn man gar wegen seiner Verpflichtungen Wohnung und Eigenthum verlassen mußte!
Aber gerade deshalb erzählte sie Harms nun Alles, was sie gestern gethan. Sie bat um seinen Rath, weil Angst, Zweifel und Sorge ihr schier die Seele verstumpften.
Der Mann hörte und griff sich nachdenklich mit der Hand an den Hinterkopf.
„Sie brauchen doch wenigstens 10t)<) Mark gleich, gnädige Frau. 500 bilden ja nur die Anzahlung. Um'ug, erstes Betriebscapital, Löhne, eigenes Leben, Alles das erfordert Mittel.
Wie Sie aber wissen, sind diese nicht annähernd herauszubringen.

auch dann nicht, wenn wir wirklich erst die Möbel von Westerthal haben,
was ja jetzt überhaupt noch in Zweifel steht.
Dann müßten Sie schon —" er zauderte und überlegte — „müßten
Sie schon erklären, jene möchten die Aussteuer behalten, reservirten sich
dagegen aber das Geschmeide. Wenn es wirklich 3 000 Thaler werth ist,
würden Sie ja das Erforderliche zur Abwickelung mit den Gläubigern und
das Nothwendige für Kiel besitzen.
Aber bedenken Sie den Eindruck, den das drüben dann wieder
hervorruft. Man wird Ihnen das nachsagen, was Sie Jenen vorwerfen:
Berechnung, Mangel an anständiger Gesinnung —
Es ist da wirklich schwer zu rathen. Ihr Gefühl muß entscheiden,
was stärker in die Wagschaale zu werfen ist!" —
Die Frau seufzte tief auf. Nach einer Pause sagte sie:
„Sie sollen morgen definitiv Nachricht empfangen. — Ich will Sie
jetzt nicht mehr stören."
Und da er sie nicht zu halten schien, erhob sie sich und wandte sich
zur Thür.
Aber doch sollte sie noch weiter gemartert werden. Noch war der
Kelch nicht voll. Während Harms sie zur Thür geleitete, überwand er
Bedenken, die er vordem zurückgedrängt hatte aus Klugheit, und sagte:
„Wäre es nicht doch möglich, gnädige Frau, daß Sie ohne Gegen-
bedingungen und Cautelen die Schuld auf sich nehmen, ich meine, daß
Sie davon abstehen, daß Herr Leo eine solche Gegenerklärung giebt.
Sie müssen mir verzeihen. Aber ich fürchte doch bei näherer Ueber-
legung, daß er darauf nicht eingehen wird.
Ich bitte, hören Sie mich noch einmal ruhig an! Erregen Sie sich
nicht —"
Und als Dorita, bereits in der Vorahnung einer neuen Kränkung,
den Körper zurückbog und die Farbe wechselte, in besänftigendem Tone:
„Es bedarf wohl keiner besonderen Zusicherung, daß Alles, was wir
sprechen. Alles, was Sie mir anvertrauen, als strengstes Geheinmiß von
mir behandelt werden wird. Und nun bitte.
Ist es denn völlig unwahr, daß Sie vor dem Tode Ihrer Frau
Mama noch im BahnhofslMel hier Ihren Herrn Schwager besucht und
dort Zärtlichkeiten ausgetauscht haben? — Wenn das nämlich der Fall ist
— Ihr Herr Gemahl behauptet, daß sein Bruder ihm das zugestanden —
so können Sie dem Herrn Zarpen ein Verlangen solcher Art nicht stellen.
Im Gegentheil!
Sie sind, meines Trachtens, verpflichtet, die Thatsache zuzugestehen.
Natürlich — es sei denn —" schloß der Mann, da er sah, welchen entsetz-
lichen Eindruck diese letzten Worte auf seine Clientin machten, — „daß
Sie definitiv davon abstehen, von Ihrem Gemahl geschieden zu werden.

leiden einer Flau. ^9?
Vergessen Sie aber nicht," — Harms sprach's noch rasch, — „daß Sie
sich dann jede Aussicht auf eine neue Ehe abschneiden —"
Und Harms empfing auf diese Rede allerdings eine Antwort, aber
eine völlig andere, als er vorausgesetzt hatte.
Indem die Frau den Oberkörper emporreckte, als ob ihr Haupt ver-
lange, selbst dem Himmel und den Wolken zu trotzen, auch ihren Verather
mit Vlicken maß, vor denen er unwillkürlich zurückwich, hauchte sie mit
heiserer Stimme:
„Wenn Sie überhaupt »glauben können, daß ich nach diesen Er-
fahrungen jemals einen von den erbärmlichen Creaturen, die sich Männer
nennen, mit meinen reinen Händen wieder berühren werde, sehten Sie
allerdings wenig Vertrauen in meinen Stolz, in meine Selbstachtung und
am wenigsten in meinen Charakter.
Das habe ich Ihnen auf Ihre Schlußworte zu erwidern.
Was aber die andere Anschuldigung anbetrifft, so schlage ich dein
erbärmlichen Schuft, der — meine Frauenehre schändend — solche Be-
bauptung und zu solchem Zwecke auf die offene Gasse warf, von Ekel und
Grauen über menschliche Niederträchtigkeit erfüllt, in's Angesicht.
Und nun, Herr Rechtsanwalt, brauche ich auch nicht mehr mit nur
zu berathen!
Es wäre Wahnsinn, sich vor Tigern, Löwen und Wölfen mit einem
Spazierstock wehren zu wollen. Man braucht Waffen, die auch ihnen den
Garaus zu machen vermögen.
Und so sage ich:
Es ist Wahnsinn, einer solchen Gesellschaft gegenüber einer Weichmüthig-
keit nachzugeben, vornehme Denkungsart in Thaten umzusetzen, gar edel-
müthig zu sein. Es giebt ein Wort, das Selbsterhaltung heißt.
Wenn sogar ein Engel den Himmel spalten und von oben herab die
sichere Seligkeit versprechen würde. Niemand zerfleischt sich frohlockend die
eigene Vrust! Und somit erkläre ich:
Ich weigere mich jetzt, irgend Etwas, auch gegen einen Nückrevers
einzuräumen! Ich weigere mich, irgend eine Conferenz über diese Gegen-
stände wieder aufzunehmen. Ich weigere mich, das mir gemachte Geschenk,
Diamantbroche, Armband und Ringe wieder herauszugeben, beauftrage Sie
aber, mein Eigenthum gerichtlich von Hennann Zarpen zu reclamiren. Ich
nenne mich ferner Dorita Zarpen! Ich behalte diesen Namen bis an mein
Lebensende. Und berichten Sie', ich bitte, daß ich das Putzgeschäft in
Kiel kaufe und es unter diesem Namen nächstens aufmachen werde.
Ah — so — nun ist mir wohl. Nun habe ich Ruhe, und Sie
finden sie auch, Herr Rechtsanwalt!" — schloß die Frau sich emporrichtend
und dehnend. Und während Blitze der Selbstbefriedigung aus ihren Augen
flammten, nickte sie kurz und finster wie ein willenskräftiger Mann und
verließ das Gemach.

Aus dem Fenster schaute er ihr nach, während sie über den Hof
schritt. Sie ging einher wie eine Königin, und wundervolle Farben, Farben
der seelischen Erregung, Farben der sittlichen Empörung verschönten das
reizend geschnittene Angesicht. —
Von Hanns Bureau begab sich Dorita vor die Stadt. Feuer
brannten in ihrer Brust. Höchste Befriedigung kämpfte mit den ersten
Anläufen der alten grenzenlosen inneren Trostlosigkeit. Denn Keinen,
Keinen besaß sie, vor dem sie sich ausweinen, ja, ginge es nach ihrem
heißen Begehren, den Schmerz in wildfluthenden Worten ausschreien konnte.
Und dennoch gab's Einen, eine Todte! Sobald Dorita vor die Stadt ge-
langt war, bog sie zur Linken ab und betrat nach kurzer Wanderung den
Kirchhof.
Friede lag da, wo in Frieden die todten Seelen ruhten.
Nicht einmal lebendiges Volk hüpfte in den Zweigen der die Gräber
schmückenden Bäume. — Aber ein Duft von Tannen, deren feine Nerven
durch die wieder eingetretene mildere Luft gereizt waren, drang auf das
junge Weib ein und weckte alte, selige Erinnerungen an die Kindheit.
Sie weinte, sie weinte verzehrend. Und während sie eine zu der
Grabstätte ihrer Mutter führende dichte stille Fichtenallee durchschritt, ergriff
sie eine sanfte, weltentsagende, glückliche Stimmung.
Wahrlich, es war Thorheit, vor dem Tode zurückzuschrecken!
Sie hatte Harms von der Pflicht der Selbsterhaltung gesprochen.
Konnte es Herrlicheres für ein von Qual, Angst und Nöthen zerrissenes Herz
geben, als sich neben diesen Schlafenden hier zu betten?
Sie hatte ihre Mutter beklagt und beweint! Und doch war ihr
wohler, als dem glücklichsten Menschen. Denn dem Glücklichsten konnte
schon in der kommenden Stunde, in der nächsten Secunde gnr. Alles jählings
genommen werden. Irgend einer der ringsum lauernden, von boshaften»
Zerstörungstrieb gegen die Menschheit erfüllten Dämonen zuckte gerade dann
den Dolch, wenn Jener sich am sichersten fühlte !
Dorita trat an das Grab. Sie versuchte, in die Gruft hinab-
zuschauen und sich die Züge der Verklärten zu verdeutlichen. Es gelang
ihr. Glückseliger Friede war über deren Angesicht ausgebreitet, jetzt lächelte
sie gar, streckte die Hand aus und flüsterte:
„Komm, mein süßes Kind! Komm! — Verlasse die Welt, die
widerliche Lreatnren zu einem Schmuhwinkel gemacht haben. Neige Dich
zu mir h?rab! Dir ahnt nicht, welches Wohlgefühl meine lebendig gebliebene
Seele, welches selige Behagen den unsichtbar gewordenen Körper durchströmt.
Denn wisse: Ich wohne hier nicht mehr. Mr wenn Du und Deine
Geschwister an meine Grabstätte treten, kehre ich znrück, damit Ihr mich
findet."
Und die in überirdisches Empfinden Versunkene flüsterte:
„Ja, ich werde Deinem Ruf folgen, süße Mutter! Aber vorher rathe
>.

mir! Was soll ich thun? Ich bin grenzenlos elend, weil ich trotz äußerer
Stärke voll Schwachheit. Ich bin ja ein Weib, geboren zum Glauben,
Hoffen, Dulden, zur Liebe — Und Alles, Alles ist erbarmungslos
zerstört — Nichts ist zurückgeblieben. Statt knospender und blühender
Gärten eine endlose, bcmm- und wasserlose Wüste, eine Ebene zun.
Verzweifeln und Verschmachten.
Ach, süße Mutter! Ich habe das Lachen verlernt, das Lachen, das
Du einst das Sonnenlicht in dem menschlichen Antlitz nanntest."
Und die Frau warf sich, von ihren Gefühlen überwältigt, nieder an
dem Grabe und netzte es buchstäblich mit ihren Thränen. Wer in ihr
Inneres hätte schauen können, dem wäre es selbst todesschaurig durch Gebein
und Seele gerieselt. —
Als Dorita einige Stunden später ihre Wohnung betrat, fand sie eine
Karte von Dur.
Auf die Rückseite hatte er geschrieben:
„Sehr betrübt, Sie verfehlt zu haben! Ich bitte morgen Nachmittag,
um welche Zeit ich von Alsen heimgekehrt sein werde, noch einmal anpochen
zu dürfen."
Zunächst legte Dorita die Karte mit einer Empfindung bei Seite, als
ob irgend ein Gleichgültiger dagewesen und sie nicht angetroffen habe, und
als ob hinreichend Zeit sei, sich in dem Augenblick seines Wiedererscheinens
mit ihm zu beschäftigen. Später aber regte sich in Dorita die Frau.
Dur mußte doch kein sehr großes Interesse für sie empfinden, wenn
er Muße fand, einen Ausflug zu unternehmen, statt sich lediglich mit seiner
Visite bei ihr zn beschäftigen. .
Freilich! Als sie sich dieser Eitelkeitsregung bewußt wurde, erfaßte
sie ein Abscheu vor sich selbst.
Wie konnte Jemand, dein eben wieder so Entsetzliches begegnet war,
noch Geschmack an Tändeleien finden?
Denn darauf kam's doch nur heraus. Ihre Rache zu stillen, mußte
allein ihre Aufgabe sein. Und nicht sündlich war's, vielmehr ein verdienstvolles
Werk, die Welt von einem Buben zu befreien, wie Leo Zarpen einer war.
Vor der Hand aber hatte sie sich noch mit näherliegenden Dingen zn
beschäftigen. Sie mußte sich nach einem Unterkommen umsehen. Schon
am Montag der nächsten Woche sollte die öffentliche Versteigerung der
Möbel stattfinden.
Als Dorita zn diesem Zweck die Annoncen der Morgen-Zeitung durchsah,
fiel ihr Auge zufällig auf eine sie nach anderer Richtung fesselnde Anzeige,
die wie folgt lautete:
„Ein Wittwer sucht eine gebildete Dame als Haushälterin und
Gesellschafterin für seine Tochter. Aeltere Damen, nicht junge Mädchen,

die zugleich auf Verkehr (Reflectant wohnt allein auf einer Nordfee-Insel)
zu Verzichten vermögen, bitte ich sich zu melden mit Angabe ihres Alters
und ihrer Ansprüche unter M. No. 4. Erpedition der Zeitung."
Diese Anzeige fchnitt Dorita für alle Fälle aus und fchob sie in ihre
Geldtasche. Dann suchte sie weiter und fand unter den Wohnungsannoncen
ein ihr passend erscheinendes Angebot.
Man offerirte ein Zimmer für eine stille Mietherin in einem anständigen
Hause, auch wochenweise zu erhalten.
Nach dem Mittagessen machte sich Dorita sogleich auf den Weg,
besuchte die Vermiether, einigte sich mit ihnen und begab sich dann zu dem
Goldschmied, bei dem sie den Schmuck niedergelegt hatte.
Diesem machte sie den Vorschlag, die Diamanten an einem größeren
Platze, etwa in Hamburg, und zwar unverzüglich für ihre Rechnung zu
verkaufen. Und der Juwelier stimmte unter der Bedingung zu, daß er
an deni Erfolg der Realisirung durch Procente betheiligt würde.
Da auch er den großen Werth des Schmuckes von Neuem bestätigte,
begab sich Dorita — wenigstens von dem Druck der materiellen Sorge
für die nächste Zukunft befreit — in etwas ruhigerer Stimmung nach
Hause zurück, begann hier sogleich mit dem Zurückstellen derjenigen
Gegenstände, die ihr noch gehörten und die sie nicht ebenfalls unter den
Hammer zu bringen wünschte, benutzte die letzte Abendstunde, um sowohl
an den Verfasser jener Offerte zu schreiben, als auch der Dame in Kiel
eine sie vorläufig hinhaltende Mittheilung zu «lachen, und legte sich endlich
nnd zum ersten Mal mit dem Gefühl eiuer größeren Befreiung von Allem,
was mit der Familie Zarpen zusammenhing, zur Ruhe.
Und ohne besondere Störung verlief dann auch der Morgen und
Mittag des nächstfolgenden Tages, bis dann gegen 4 Uhr ein Bote
erschien und Dorita ein reiches Vouquet weißer Rosen und einen Brief
überbrachte.
Er möge warten; sie werde lesen und ihm Bescheid ertheilen. So
entschied die junge Frau äußerlich ruhig und schloß vor ihm die Thür,
öffnete aber, in's Wohngemach zurückgekehrt, in Hast den Brief.
Es war ihr, als ob sich eine unreine Versuchung ihr nahe. Ihr
ekelte, da der Brief parfümirt war. Die Form, durch ein Geschenk
die größere Bereitwilligung zu einem Ja zu erzwingen, stieß sie ab. Es
schmeckte nach dem Treiben der Großstädte, der Lebemänner und Dirnen.
Sie mußte sich ilires Mitreisenden Aussehen, sein Wesen, seine Worte in's
Gedächtnitz zurückrufen, um nicht, ohne Prüfung, eine Absage auf Alles
zu ertheilen.
Was sollte das auch! Mit Männern wollte sie doch Nichts mehr zil
schaffen haben. Um nie wieder in die Lage zu gerathen, sich zu verlieren,
hatte sie sich ja die Möglichkeit durch die Harms gegebene Erklärung
abgeschnitten.

Erst die Ueberlegung, daß sie Dux eine Erlaubniß zum Erscheinen bereits ertheilt habe, verändere ihre Gedanken. Auch bestimmte sie der Inhalt seines Vriefes.

Infolgedessen nahm sie die Feder und schrieb auf ihre Karte:

„In dein Sinne Ihrer gütigen Zeilen empfange ich Sie gern, mit aufrichtigem Dank. Ich bitte, kommen Sie zum Thee und nehmen Sie fürlieb. Ich erwarte Sie um 7 Uhr."

Das Aufwartemädchen, das von Dorita aus doppelten Gründen für diesen Abend bestellt war, hatte eben dem Freiherrn von Dux auf sein Klingeln geöffnet. Noch eine kurze Weile hörte ihn Dorita sich auf dem Flur bewegen, und dann war der Augenblick gekommen, und er stand uor ihr.

„Wie danke ich Ihnen, gnädige Frau —"

„Ich habe zu danken für die schönen Blumen, durch die Sie mich beschämt haben, Herr von Dux. Aber auch Ihre Zeilen riefen ein angenehmes Gefühl in mir hervor —" betonte Dorita und bat den Gast durch eine anmuthige Bewegung, Platz zu nehmen. „Ich muß in der That zugeben, daß ich —

Sie stockte.

„Ich bitte, gnädige Frau."

„Mn ja! Daß ich meine Zusage bereute. Eisenbahnbekanntschafteu! Welche Dauer haben sie? Der Augenblick schafft lebhafte Empfindungen und Entschlüsse. Die nächste Stunde hat Alles wieder verwischt. Und das ist begreiflich. Nachdenken, Vorsicht stellen sich ein. Gehen doch die größten Schurken unter der Maske der Ehrbarkeit einher."

„Ich verstehe, gnädige Frau, und ich stimme Ihnen zu. Aber nicht wahr? Jetzt mißtrauen Sie mir nicht mehr?"

„Ich habe Sie empfangen, Herr von Dnx. Darin liegt die Antwort auf Ihre Frage!" entgegnete Dorita kurz im Ton. — „Es trat aber auch noch eine egoistische Ueberlegung hinzu, nämlich die, daß Sie mir vielleicht helfen könnten.

Ist Ihr Interesse ans irgend einem mir nicht erkennbaren Grund für mich so groß, daß Sie Ihre Neise unterbrechen, gar ausharren, nachdem, wie Sie schreiben, Ihr erstmaliger Gang zn mir vergeblich war, so sind Sie vielleicht auch zu Thaten fähig. Ich habe Niemanden! Dem Einzigen, den ich hatte, traue ich auch nicht mehr. Ich empfing bei der beutigen Unterredung mit meinem Rechtsanwalt den Eindruck, daß er vielmehr auf der Seite der anderen Partei steht, und es ist mir sogar der Gedanke gekommen, ob man ihn nicht gar durch Geld bestochen hat."

„Aber, meine gnädige Frau! Welcher Pessimismus! Ein Mann in
solcher Stellung!
Der Standpunkt, daß man zunächst immer annehmen soll. Jeder sei
ein Schurke, statt umgekehrt, ist doch ein allzu trauriger und sicher ein un-
gerechtfertigter!
Wie kann ich Sie wenigstens von meinen guten, von meinen besten
Gesinnungen überzeugen?
Sie sagten, ich könne helfen? Bitte, sprechen Sie!"
„Ja, ich will's, Herr von Dur. Vorher aber, ich hitte, möge es
Ihnen gefallen, ein einfaches Abendbrot zu verzehren — — Und nicht
wahr? Sie entschuldigen mich einen Augenblick."
Bei diesen Worten erhob sich Dorita und trat, des Gastes Zustimmung
durch einen liebenswürdigen Blick einholend, auf deu Flur hinaus.
Als Dorita zurückkehrte und Dur ihr in's Speisezimmer folgte,
warf er hin:
„Eine fehr hübsche Wohnung, mit einer reizvoll behaglichen Ein-
richtung, gnädige Frau. Namentlich gute Bilder besitzen Sie! Das ist
in meinen Augen stets das Criterium für den höheren Bildungsstand des
Menschen. Das, nnd was —" hier lächelte der Gast nnmuthig über-
legen — „was in meiner Wohnung nicht vorhanden ist."
„Dann wird Ihr Auge jedenfalls hier sehr befriedigt. — Es fehlt
fast Alles," — warf Dorita leicht, mit feinem Spott hin und machte
eine Bewegung, durch die sie ihn aufforderte, sich ihr gegenüber zu setzen.
Dann aber wieder von dem neckischen Ton in einen herben über-
gehend, fuhr sie fort:
„Montag Abend können Sie sogar in dem Nichts hier schwelgen.
Dann hat der Executor mit Allem ein Ende gemacht!" Sie sprach's,
während sie den Thee einschenkte und nun auch die gefüllte Tasse auf ein
zum Darreichen bestimmtes Tablett fetzte.
„Um Gotteswilleu, gnädige Frau! Was Sie sagen! Und man
vermag Ihnen das nicht abzuwehren? Ihr Rechtsbeistand wird das leiden?"
„In diesem Falle folgt er der Notwendigkeit. Es ist nicht zu
ändern, nnd eben zum letzten Mal empfange ich heute in meinen Räumen
einen Besuch, wie früher so oft in den glücklichen Tagen, wo meine Mutter
noch lebte. Dann ist's vorbei mit der Herrlichkeit. Ich begebe mich auf
die Straße. Alles, bis anf meine Garderobe ist gepfändet oder Eigcnthum
von Leuten, die noch Forderungen besitzen!"
„Aber was soll denn «werden? Wohin wollen Sie gehen?"
„Heute Morgen besuchte ich das Grab meiner Mutter. Es war mir,
als ob ich ihre Stimme hörte, als ob sie mich zu sich herabriefe — und
allerdings, dort wäre mein bester Platz."
„Sie sagen das Alles so kalt — so unheimlich resignirt, gnädige
Frau — es thut mir weh —"

„Können Sie sich nicht denken, Herr von Dur, daß man nicht mehr weinen kann! Ich vermag nicht mehr zu weinen und habe Stunden, in denen ich zu Folge der ausgestandenen Qualen völlig gefühllos bin. Auch in dieser Richtung zieht die weise Natur Grenzen."

Die Frau schwieg und sah mit fest geschlossenen Lippen und einem verlorenen Blick vor sich hin. Und dann sich besinnend:

„Doch was thue ich! Wie unrecht! Ich verschaffe Ihnen unangenehme Eindrücke, statt meiner Pflichten als Wirthin zu gedenken — Vergeben Sie mir! Und ich bitte! Hier! — Etwas kaltes Geflügel. — Ich glaube, es ist schmackhaft.

Und darf ich bitten, daß Sie sich von dem Wein bedienen? Ich habe auch rothen! Ziehen Sie ihn vor? Ich werde ihn holen!"

So sprach sie gütig, sich unterordnend, mit dem ganzen verführerischen Reiz ihres Wesens.

Und als sie aufstand und sich trotz seines Widerspruches zum Nuffet herabbeugte, umfaßten seine Blicke voll Bewunderung ihre anmuthige Gestalt.

Es drängte ihn auch zu Worten, als sie nun wieder, durch das Bücken ein wenig geröthet und dadurch noch verschönt, sich zu ihm wandte und mit einem sanft zuvorkommenden Ausdruck in Auge und Mienen ihn, anblickte, seine Empfindungen zu äußern.

„Sie verstehen es in der Thal, gnädige Fran, als Wirthin den Gast zu umstricken. Sie erlauben, daß ich es sage. Und unfaßlich ist es mir — auch das muß ich aussprechen — daß man eine Frau, wie Sie, freiwillig lassen konnte! — Haben Sie — ich bitte fragen zu dürfen — wieder Etwas von Ihrem Herrn Gemahl gehört?"

Dorita niste kurz und ohne von seinen Artigkeiten Notiz zu nehmen. Gerade weil sie sah, welch ein Interesse sich für sie in ihm zu regen begann, kam sie ihm nicht entgegen. Sie erwiderte vielmehr mit dem früheren Behagen, ihn zu enttäuschen:

„Ja, allerdings, heute! Und ich habe dem Rechtsanwalt auf seine Forderungen erklärt, daß ich mich scheiden zu lassen, weigere, daß ich, solange ich lebe, Frau Zarpen bleiben will."

„Ist denn das —" Dur sprach's mit dem Ausdruck tadelnden Mißfallens — „in Ihrem Interesse, gnädige Frau? Ich glaube verstanden zu haben, das Sie Nichts lieber wünschten, als eine Separirung —"

„Gewiß, an sich! Aber ich habe diesen Entschluß gefaßt, um meinen Mann und seine Familie möglichst tief zu verwunden."

Unerwarteter Weise entgegnete Baron von Dur hierauf Nichts, aber ein spröder Ausdruck, derselbe, welchem Dorita bei der ersten Begegnung in dem Coupt> begegnet war, erschien in seinen: Angesicht. Auch nahm er das Gespräch über ihre Vergangenheit nicht wieder auf, stellte andere Fragen und berührte allgemeine Gegenstände in der ernsten anregenden

Art, die seine Bildung, seine Kenntnisse und seine Weltgewandtheit ver-
riethen.
Nach aufgehobener Tafel bat er Dorita, ihm Bilder ihrer Mutter und
Geschwister zu zeigen; legte auch dafür Interesse, aber sichtlich mehr ein
äußerliches an den Tag, und erst als Dorita, durch seine unpersönliche Art
gereizt, selbst wieder das Gespräch auf ihre Ehe und jetzige Lage brachte,
kam von Neuem stärkeres Leben in ihn. Er drang in sie, ihm Ausführ-
licheres zu erzählen, und als sie dem entsprach und zwar weit umfang-
reicher, lebhafter und rücksichtsloser, als sie gewollt, aber fortgerissen von
ihrer Bedrückung nnd dem Drang nach Mittheilung, aber auch gereizt durch
seine vorherige Unbiegsmnkeit, sagte er rücksichtsvoll im Ton, doch auch
in einer Weise, die verriet!), daß er durchaus nicht ganz für sie Partei
nahm:
„Nnd Alles, was man Ihnen vorwarf, war natürlich aus der Luft
gegriffen? Hm — Natürlich! Nur glaube ich, verehrteste gnädige Frau,
Sie thaten nicht recht, in solcher Hast das Haus zu verlassen — Eben
dadurch haben Sie sich doch Ihre Zukunft verscherzt —"
„Mag sein! Aber ich wollte es einmal so!" gab Dorita, abermals
geärgert durch des Sprechenden kühles Wägen, durch die Kritik, die er zu
üben wagte, schroff zurück.
Und ihre Worte noch verschärfend:
„Muß denn Alles immer in der Welt nach dem Gesichtspunkt materieller
Nützlichkeit erwogen werden? Kann man sich nicht hineinversetzen in das
gequälte Innere eines Menschen, das von nichts Anderem erfüllt wird, als
von dem heißen Verlangen, das Unnatürliche, die Lüge abzustreifen, den
Torturen der täglichen Sklaverei zu entgeben?"
„Gewiß, gewiß, gnädige Frau!" fiel Dur einlenkend ein.
„Aber, verleihen Sie, — was haben Sie jetzt? Sie sagen selbst,
daß Sie dem Nichts gegenüberstehen! Ist der Tausch, den Sie, besonders
als eine Frau der gebildeten Stände, eingegangen, nicht ein allzu un-
gleicher, ein weit schlechterer? Sie hatten nur noch eine Weile die Lippen
zusammenzubeißen und konnten dann Forderungen stellen! Jetzt gehen Sie
— eine von allen Mitteln Entblößte — noch weit größeren Demüthigungen
und Entsagungen, solchen, wie das Leben sie auferlegt, entgegen."
„Sie sprechen, wie Sie es verstehen, Herr von Dur! Aber es ist
anders! Als ich von Westerthal fortging, lebte meine Mutter noch. Ich
hatte ein Heim! — Und ich hatte noch mehr!"
Hier flammten Doritas Augen auf:
„Ich besaß die Liebe des einzigen Mannes, den ich je geliebt habe.
Ich hatte den Schwur des Bruders meines Gatten, daß er mich nie ver-
lassen werde. Und dieser selbe Mensch, dieser Schurke — belog und be-
trog mich, ließ, selbst nachdem meine Mutter gestorben. Nichts von sich
hören — Nichts —

„Und jetzt —" Doritll sprang empor und reckte sich und ballte die
weißen Hände — „sagt er aus, ich habe unerlaubte Beziehungen zu ihm
gehabt. Man fordert mein Eingeständnis), damit die Scheidung erfolgen
kann.
Der Wirklichkeit entspricht es, daß er sich zu mir drängte, sich M
mein Vertrauen stahl, um mich, trotz meiner Zurückhaltung, warb und
zuletzt sogar mir hierher nachreiste und feierlich um meine Hand anhielt.
Nicht wahr? Nun urtheilen Sie etwas anders, Herr von Dur?
Und jetzt auch zu Ihrer Frage! Natürlich habe ich Manches versehen. Ich
bin ein Mensch und besitze Fehler! — Aber meine Vergehen beruhten nicht
in der Unterlassung oder gar Vernachlässigung meiner Pflichten — aus
letzterer konnte mir kein Vorwurf entstehen, da nicht böser Wille mich
leitete, sondern die Unfähigkeit, so rasch mich gänzlich anderen unbekannten
Dingen erfolgreich zuzuwenden, — in der Schwierigkeit, der Familie Ge-
schmack abzugewinnen, auf ihre widerwärtigen Kleinlichkeiten, ihren Geiz,
ihre medisanten Gespräche einzugehen, mich vor der Mutter meines Mannes
wie ein unmündiges Kind zu beugen, ihr die Hände zu küssen und endlich
meine durch Verbitterung über ihr eheloses Dasein und durch ihre Verein-
samung gemüthlich völlig versumpften Schwägerinnen zu umschmeicheln, ihnen
Artigkeiten zu sagen und ihre Autorität anzuerkennen.
Ich schwieg allezeit oder drückte in kurzer, knapper Form meine ent-
gegengesetzten Ansichten aus. Ferner that ich Alles, um den Verkehr zwischen
uns einzuschränken, um möglichst jedem Unfrieden aus dem Wege zu gehen.
Meine Schwiegermutter ist — ich sage nicht zu viel — eine Megäre.
Die Sühne, vollständig von ihr abhängig, sind solche Schwächlinge und
Egoisten, daß sie Verachtung einflößen! Mit solchen Menschen vermag man
nicht zu leben, wenn man selbst eine freigeborene Seele besitzt, die Welt
betrachtet als einen Garten, in dem zwar Arbeits- und Pflichtaufgaben
täglich zu lösen, aber auch goldene Früchte jeden Dag zu pflücken, wenn
man von der Sehnsucht nach dem Wahren, Guten und Schönen erfüllt ist,
wenn die Brust sich spannt in Menschenliebe und Annäherungsdrang,
wenn Freude an allem edlen und fröhlichen Genießen die Seele durchzittert.
Alles haben sie in mir getüdtet. Schlecht haben sie mich gemacht.
Unsühnbar haben sie an nur gehandelt. — Am Ende kam noch der Schurke,
verwirrte mein Herz, verließ mich in höchster Drangsal und schrie zu
allerletzt sogar, zum ehrlosen Verleumder werdend, meine angebliche Schande
auf die Gasse —"
Doritll hielt inne in ihrer ungeheuren Leidenschaft, und der Mann,
der mit steigendem Interesse zugehört, hielt in tiefer Bewegung das Haupt
gesenkt.
Und dann erhob er sich, wagte sich ihr zu nähern und sagte:
„Und was kann ich nun thun, meine liebe, verehrte, gnädige Frau?
Sie sprachen vorher davon, daß ich Ihnen helfen könnte —"

„Sie haben mir schon halb geholfen, indem Sie mich anhörten.
Ich erstickte schier an der Qual, die ich allein in mir herum tragen mußte.
Ich fand auch Gelegenheit, heute Morgen vor dem Advocaten »nein Herz
auszuschütten, aber das war doch ohne die rechte Sättigung, da ich seinen
kalten Augen begegnete.
Bei Ihnen, — Ihnen habe ich das Gefühl, daß Sie wirklich für
das arme gemarterte Weib ein warmes Empfinden besitzen, — daß Sie
mir glauben und Verständniß für mich haben —"
Unwillkürlich machte Dorita bei diesen letzten Worten eine sich ihm
zuneigende Bewegung, unwillkürlich sank der Kopf zur Seite, aus dessen
dunklen Angen verzehrende Thronen stromweise hervorquollen.
Und so geschah es, daß er sie für Secunden sanft umfaßte, und daß
sie es litt, daß er mitleidig über ihre Schulter strich.
Als er dann aber später wieder auf die ihr von ihm zu gewährende
Hülfe zu sprechen kam, wich sie aus.
Es sei nicht vonnöthen; sie habe sich zufolge der'zwischen ihnen statt-
gehabten Unterhaltung anders besonnen.
Sie habe hinreichend von ihn: empfangen, er habe ihr Theilnahme
und Verständniß entgegengetragen. Das sei ebensoviel! Sie danke il^m
herzlich.
Und endlich, als die Zeit allzusehr vorrückte, bat sie ihn mit einer
den Mann tief rührenden Resignation und einer Weichheit und Demuth
des Wesens, die ihm bewies, welchen wirklichen tieferen Werth sie besaß,
wie viel in ihr schlummerte und wie viel Köstliches sie unter gerechten und
glücklichen Verhältnissen ihrer Umgebung bieten würde, nunmehr auf-
zubrechen.
Und als er doch Einwände erheben und neue Abreden treffen wollte,
bezwang sie ihn durch einen einzigen stummen Blick, durch jenen sittenreiner
und wahrhaft vornehm gearteter Frauen, dem jeder Mann sich beugt.
Sie bat ihu, nicht wieder zu kommen, nnd in tiefer Bewegung nahm er
von ihr Abschied. —
Es war wenige Tage später, an: Schluß der Woche, um die Spät-
nachmittagstunde, als Dorita, mit der Beantwortung eines wiederum von
Toni eingegangeneu Briefes beschäftigt, durch ein leises und dann stärkeres
Klingeln aufgestört wurde und, als sie die Thür öffnete, den Juwelier
vor sich sah.
Er komme, nm Bericht abzustatten, um ihr eine wichtige Mittheilung
zu machen, erklärte er mit einer, Dorita gleich auffallenden Beschwerung in
Ton und Wesen.
Und als sie sich gegenübersaßen:

leiden einer Frau. 20?
„Ich muß Ihnen leider sagen, gnädige Frau, daß fast alle Diamanten
sich als — unechte — herausgestellt haben. Ich empfing eben Bericht und
bin selbst auf's Höchste erschrocken.
Den Brief habe ich mitgebracht. Bitte, lesen Sie!"
Und Dorita nahm, sich stark verfärbend, was der Mann ihr bot, und
als sie Alles geprüft hatte, fiel ihre Hand herab, und einen Augenblick
starrte sie mit einem leeren Ausdruck vor sich hin.
„Nicht 3000 Thaler, sondern kaum 300 Thaler —" stieß sie mit
zitternd erregter Stimme heraus. — „Ah! Also auch das noch —!"
Und dann sich mühsam fassend:
„Was Sie mir sagen, ist absolut zuverlässig! Herr Kroll!?
Sie würden die Diamanten für nicht mehr als 900 Mark annehmen
können?"
„Nein, gnädige Frau! Für mich ist überhaupt kein Geschäft damit
zu machen. Wer kauft einen Schmuck solcher Art bei uns? Er muß in
Hamburg oder Frankfurt in den Handel gebracht werden. Ich müßte
nunmehr noch erst anfragen, ob ineine Geschäftsfreunde ihn wollen.
Wenn Sie wünschen, daß ich Schritte thue, soll's geschehen. Ich will
Ihnen dann berichten. —
»Ja, — sa — ich bitte —" bestätigte Dorita fügsam und schon von
Angst erfüllt, daß eine noch größere Enttäuschung folgen werde.
Und nachdem Kroll gegangen, schritt sie mit wild pochenden: Herzen im
Zimmer auf und ab und überlegte die Folgen dieser neuen Enttäuschung.
Nun wurden wieder all ihre Pläne über den Haufen geworfen.
Von einer Erwerbung des Geschäftes in Kiel konnte nicht mehr die
Rede sein.
Sie stand nun thatsächlich nicht nur dem Nichts gegenüber, sondern
die genügende Befriedigung der Gläubiger stand durchaus in Frage.
Und alle Brücken bereits abgebrochen!
Immer handelte sie doch noch zu rasch, folgte sie zu sehr den momentanen
Impulsen und mußte grausam dafür büßen.
Mit dem einmal gesprochenen Ja, das sie Hennann Zarpen gegeben,
hatten die Widerwärtigkeiten begonnen, und — der Fluch der unbesonnenen
That gebar immer neue Schrecknisse.
Was nun thun?
Nichts! — Und doch Etwas! —
Am Morgen war eine Antwort von dem Manne, der eine Wirth-
schafterin und eine Gesellschafterin für seine Tochter suchte, eingegangen.
Er erklärte, daß er Dorita vor den anderen Bewerberinnen den Vormg
gäbe, wenn sie auf seine Bedingungen eingehen könne.
Sie müsse sich zwei Jahre binden, dann wolle er auch das Reisegeld
vergüten und das Gehalt, falls Alles nach Wunsch ausfalle, schon nach
dem ersten halben Jahr um zwanzig Thaler für's Jahr erhöhen.

Ja, so war's in der Welt. Zwanzig Thaler jährlich war auch für die Gebildeten weiblichen Geschlechts schon ein erhebliches Mehr, wenn Wohnung und Nahrung geboten ward!
Plötzlich, witten in diesen Ueberlegungen ergriff Dorita die Gedanken, daß vielleicht Harms noch nicht nach Aussicht geschriebeil habe. Vielleicht konnte sie erreichen, daß der Schmuck zurückgesandt wurde, dagegen die Möbel ihr ausgeliefert wurden. Dann gestaltete sich wenigstens Alles einigermaßen, dann konnte sie abwarten, ob sich nicht eine bessere Stellung für sie fand, oder ob sie nicht, wie es noch immer ihren tieferen Plänen entsprach, nach Kiel zu gehen vermochte.
Der Zwang, zwei Jahre gebunden zu sein, drückte sie. Eine Ahnung, die sie nicht zu bannen vermochte, beherrschte sie, daß ihr dort das Gegentheil von dem werden würde, was sie ersehnte.
Zunächst einmal Ruhe, Sammlung, Ablösung von all' den fortwährenden Wirren und Sorgen.
Und doch gab sie die Idee wieder auf, weil sie vor Harms nicht als ein schwankendes Rohr erscheinen wollte, weil sie sich erinnerte, mit welcher Entschiedenheit sie ihr letztes Wort gesprochen.
Aber etwas Anderes blitzte durch ihr Gehirn.
Er, Kroll, sollte nach Aussicht fahren. Er konnte erklären, daß er Dorita den Schmuck beliehen habe und sein Geld brauche. Er konnte das Geschmeide dort um eine angemessene Summe anbieten.
Und wie gesagt, so gethan. —
Sie griff nach Hut und Mantel, sah sich noch einmal rasch in der Wohnung um und verließ dieselbe.
Aber während sie die erste Treppe hinabstieg, hörte sie Jemanden die letzte heraufkommen. Ein unwillkürliches Gefühl ließ sie in Folge dessen innehalten, ja, als das Geräusch der Schritte nicht verklang, drückte sie sich in eine unter den Stufen befindliche freie Ecke, horchte uud wartete.
Und dann stieg die unbekannte Person auch zur dritten Etage empor, und wenige Augenblicke später — Dorita vermochte ihn zu erkennen, — erschien Baron von Dux vor ihren Augen.
Im wirbelnden Durcheinander ging's durch das Gehirn der jungen Frau.
Er war also nicht abgereist! Oder er war wieder zurückgekehrt? Er kam in später Stunde, um sie trotz ihres Gebotes aufzusuchen!
War's ein Wink des Schicksals? — Sollte er doch ein Helfer sein?
Ihn zog die — Leidenschaft zu ihr zurück, ihre Sprödigkeit hatte ihn — die Frau sagte es sich mit ihrer Weltklugheit — doppelt bezwungen.
Wenn sie wollte, hielt sie ihn — konnte sie selbst über ihn verfügen!
Und doch entschied sie sich anders. —
Männer!? — Nein! ^ Ihr ekelte! Am Ende wollten sie doch nichts Anderes, als ihre Sinne befriedigen.

So drückte sie sich noch tiefer in die Ecke nnd ließ ihn vorübergehen.
Und als er dann oben angelangt war und klingelte, huschte sie wie ein
Schatten die Treppe hinab und athmete befreit auf, als sie die Straße
gewonnen.
Als sie des Goldschmieds Laden betrat, war er mit einer Kundin
beschäftigt.
In Folge dessen setzte sich Dorita auf einen neben der mit Scheiben
versehenen Thür stehenden Stuhl, und als die Geschäfte sich zwischen
den Beiden nicht so rasch abwickelten, ergriff sie eine starke Abspannung
und statt, wie bisher, dem Gespräch Jener zu folgen, richtete sie ihre
Blicke auf die Gasse.
Und da — da ging Dur vorüber — und sie sah, daß er sie er-
kannte! Noch mehr! Er grüßte sie mit glücklicher Ueberraschung — und
es war sicher — er wartete ihrer draußen. Also nun doch vergebens!
Sie erlag ihrem Schicksal.
Jetzt endlich aber entfernte sich die Käuferin, und Kroll stellte sich
Torita zur Verfügung.
Nachdem sie ihm Alles gesagt, wie sie es sich ausgedacht, kniff er die
dicken Lippen in dem breiten, rothen, von weißen Haaren mähnenartig um-
rahmten Gesicht zusammen und stieß heraus:
„Gewiß, gewiß, gnädige Frau! Aber wie nun, wenn die Familie
selbst weiß, daß der Schmuck falsch ist?
Daß sie, wie Sie selbst sagen, so sehr auf der Rückgabe bestehen, ist
vielleicht mehr ein schlechtes, als ein gutes Zeichen. Die Herrschaften
fürchten die Entdeckung! Sie glauben nicht, wie oft derlei vorkommt! —
Ich hegte deshalb kein Mißtrauen, weil Sie mir den Schmuck brachten.
In der That vermag auch nur ein scharfer Kenner die unechten von den
echten Steinen in diesem Geschmeide zu unterscheiden. Sie sind aus-
gezeichnet nachgemacht —"
Dorita schwieg betroffen. Dann aber schüttelte sie den Kopf.
Sie wollte nicht noch diese Enttäuschung erleiden. Sie wollte —
weil's der letzte Rettungsanker war — das Günstige glauben! Jedenfalls
bat sie Kroll, einen Versuch in Aussicht zu machen.
Er habe ja noch immer Sicherheit. Er möge ihr nach der Hafen-
straße 5, wo sie in der nächsten Woche von Montag ab wohne, Nachricht
geben.
Nach nochmaligem Schwanken erklärte er sich endlich bereit. Er wolle,
trotzdem er dringende Arbeiten zu erledigen habe, an: Montag nach Aussicht
reisen und versuchen, die Sache in einem Tage abzumachen.
Nachdem Dorita ihm ihren Dank abgestattet, trat sie mit zitternden!
Herzen auf die Straße. Und wirklich! Dur ging vor dem Laden auf
und ab, und indem er sich ihr mit der ihm eigenen feinen Verbindlichkeit
näherte und mit anschmiegenden Worten ihre Verzeihung einholte, noch

einmal vor ihr zu erscheinen, erklärte er, bereits vergeblich in ihrer Wohnung gewesen zu sein.
In Dorita vollzog sich ein schwerer Kampf, aber die durch die jüngsten Geschehnisse verstärkte Ratlosigkeit und die grenzenlose Verlassenheit ihrer Lage gaben den Ausschlag.
Es drängte sie abermals, sich auszusprechen. Dieses stete Insichzurückdämmen zerrüttete Gemüth und Nerven, hatte seelisch schon so auf sie gewirkt, daß sie sich in den schlaflosen Nachtstunden mit dem Gedanken einer Selbstbefreiung vom Leben getragen.
Und so saßen sie sich denn nach nicht allzu langer Frist wiederum einander gegenüber — diesmal ohne das damals draußen hantirende Mädchen — und wie am ersten Abend war Dorita gezwungen, des Gastes Entschuldigung einzuholen, um noch eine Vorbereitung für deu Abendti'ch zu treffen. Da sie Nichts im Hause hatte, muhte sie selbst forteilen, um etwas kalte Küche und eine Flasche Wein zu besorgen.
Und dabei befiel sie die nnruhvolle Erinnerung, daß sie kein Geld mehr besaß; schon hatte sie überlegt, sich am folgenden Tage ein Goldstück von Harms zu holen. Aber sie wußte auch nicht einmal, ob man ihr borgen werde.
Ringsum in der Nachbarschaft war nur zu genügend bekannt, wie traurig es mit den Verhältnissen der Familie Busch bestellt war.
Und da derjenige, der kein Geld besitzt, sich die Dinge immer noch schwärzer an die Wand malt, als sie sind, ergriff Dorita, während sie schon auf der Treppe stand, neben diesem vielleicht doch ungerechtfertigten Zweifel eine nicht zu bezwingende Scheu, überhaupt einen so geringfügigen Betrag an zwei verschiedenen Stellen anschreiben zu lassen. Besser war's schon, Dur um Geld anzugehen, ihm ein Darlehn abzufordern.
Und wiederum verbot die Scham ein Eingeständnis; der wirklichen Sachlage.
Einem Theilnehmendeu erklären, daß man sich in Noth befindet, und ihn ersuchen, seine Theilnahme in Dhaten umzusetzen, ist zweierlei!
Sie mußte sich also verstellen, sie mußte die Wahrheit umgehen.
So trat sie denn mit der Miene schelmischer Selbstbespöttelung wieder in's Zimmer und sagte:
„Meinem Mädchen gab ich Geld zum Wechseln. Ich sehe sie, da ich keinen Besuch erwartete, erst morgen früh wieder.
So muh ich Sie bitten, Herr von Dux, nur ein Goldstück anzuvertrauen ^"
„Ich bitte, ich bitte — gnädige Frau —" Er zog die Börse.
„Hier — aber ich habe auch nur einen großen Schein —"
„Dann nützt es Nichts —"
„Weshalb — Sie können mir ja ebenso gut eine große, wie eine kleine Summe zurückerstatten!

leiden einer Frau. 2^
Darf ich nicht wenigstens so einmal für Sie handeln, statt bloß
Worte zu machen?"
Diesen letzten Satz begleitete der Mann mit einem freimüthig gewin-
nenden Blick, und Dorita beendete die Komödie, die ihr selbst nur
allzusehr widerstand, nahm den Kassenschein von 100 Mark und eilte die
Treppe hinab.
Aber während sie dann fort war, streifte auch der Mann die vor-
gesteckte Maske kavaliermäßiger Zuvorkommenheit ab und hielt ein Zwie-
gespräch mit seinem Ich.
Die Leidenschaft hatte ihn wieder hergeführt, — ein Gemisch von
Leidenschaft und ein Mitgefühl für die Lage der Verlassenen.
Aber eben dieser Zwischenfall, den er nicht nach Doritns Worten,
sondern so auslegte, wie er sich wirklich verhielt, wirkte solchergestalt auf
seine Vorstellungen, daß ihn plötzlich eine nicht abzustreifende Nüchternheit
ergriff. War — so fragte er sich — die Frau nicht etwa doch nur eine
Abenteurerin? Nein! Er hielt sie nicht für eine solche, aber in jedem
Fall war's eine große Thorheit, sich in Verhältnisse zu drängen, denen
Ändere mit aller Vorsicht aus dem Wege gehen würden.
Ja, in diesem Augenblick erfaßte ihn sogar der Gedanke, ohne irgend
eine Vertiefung der Beziehungen anzustreben, lediglich mit Dorita die
Stunde oberflächlich zu verplaudern und unter Verzicht auf die hundert
Mark, die er ihr eben gegeben, und die er als ein Entgelt für die Gast-
freundschaft betrachten würde, ihr für alle Zeiten den Rücken zu kehren.
Ueber tausend Magnete verfügt der Mensch, von dem die Welt glaubt,
daß er Etwas besitzt, und Zweifel und Feigheit über Feigheit blähen sich
auf in der Brust der Menschen, wenn sie ihre Brüder und Schwestern in
Noth, Elend und Verlassenheit sehen.
Ja, es giebt häufig nicht so viele Steine auf der Gasse, mit denen
sie denjenigen anklagend bewerfen möchten, welchen Temperament oder
Schicksalsfügung in's Unglück brachte.
Und eben ein solcher Weltmensch war Dur, nicht schlechter, als irgend
ein Anderer, sogar wohl ein Mensch von weicherem Gemüth, von größerem
Geschmack und von größerer Schätzung menschlicher Eigenart, als die Meisten,
aber zu schwach, der ihm durch Erziehung und Lebensuerwühnung eingeprägten
Vorurtheile Herr zu werden, ohne einen gewissen, wenn auch von ihm selbst
geschaffenen Nimbus, an abweichende Lebensverhältnisse heranzugehen.
Und mitten unter solchem Hin und Her seiner Gedanken kehrte dann
Dorita zurück, deckte den Tisch, bat ihn. Etwas von ihrem einstigen fröh-
lichen Uebermuth zurückgewinnend, gar, ihr behilflich zu sein, und nahm
endlich, wie jüngst, ihm gegenüber Platz und reichte ihm eine Tasse Thee.
Und er, doch nun wiederum von dem Reiz ihres Wesens bezwungen,
gab sich mit großer, fortreißender Liebenswürdigkeit, warb um sie durch
Blicke und Worte, vergaß völlig seine Entschlüsse und gab sich lediglich den:

Rausch hin, allnmhlich zu erobern und damit jene Eitelkeit zu befriedigen, die sich mit der Eroberungslust verbindet.
Immer fragte er wieder nach den Beziehungen zu Leo, und als sie sich dann überwand, ihm Alles so zu erzählen, wie es wirklich gewesen, als sie — gegenüber der Entstellung und Lüge von der anderen Seite, dazu heiß gedrängt — die Hand erhob und sagte:
„Ich schwöre vor den: Höchsten und Heiligsten, bei den: Andenken an meine theure Mutter und meinen edlen Vater, daß es die reinste Wahrheit ist —" glaubte er ihr und fiel immer tiefer in die Maschen des Netzes, ans dem er sich hatte lösen wollen.
Und in der Erregung, alle Zurückhaltung bei Seite setzend, schloß die junge Frau:
„Die Welt hat sich mit meiner Flucht von Westerthal öffentlich beschäftigt, in der Stadt kennt man meine und meiner Geschwister desolate Lage. Geschieden kann ich nur werden, wenn ich eine Lüge spreche, die meine Ehre als Frau preisgiebt, einen neuen Lebensweg einzuschlagen, wird mir um so schwerer werden, als man meine Vergangenheit herbeizieht und mir natürlich die Schuld beimißt — Was kann ein solches armes Geschöpf Anderes thun, als —"
In diesem Augenblick ward kräftig draußen geklingelt, und Dorita schrak zusammen und hielt inne.
„So spät? Wer kann's sein?" hauchte sie betroffen.
„Ich bitte, Herr von Dur, verhalten Sie sich ruhig. Ich null nicht öffnen. Ich kann doch Niemanden jetzt empfangen —"
Sie horchte, sie horchten Beide.
Nun abermals Ziehen an der Glocke.
„Ist's vielleicht Ihr Mädchen, gnädige Frau?"
„Nein, in keinem Fall! Ich wüßte Niemanden, der so spät noch Etwas von mir wollen könnte —-"
„Vielleicht eine Botschaft von Ihrer Fräulein Schwester? — Ein Telegramm? Sie sagten, daß Ihr Fräulein Schwester Toni vielleicht plötzlich zurückkehren könne!
Dorita fuhr zusammen. „Hm, das wäre möglich — Toni! — Aber ich möchte auch nicht, daß diese Sie hier anträfe ^ Ich möchte doch vermeiden, daß irgend Jemand Sie hier bei mir findet, findet um eine solche Stunde —"
Nun nochmals und nochmals Klingeln.
Und dann: Es mochte sein, wie es wolle, Dorita ging fort, um zu öffnen. Sie würde schon die Mittel finden. Ungelegene vom Eintritt zurückzuhalten, ihre Schwester über den Besuch von Dur zu verständigen.
Und dann — beleuchtet von der noch auf der Treppe brennenden Lampe — erschien vor.ihren Blicken Leo Zarpen, und die schier in den Knieen Wankende hauchte in eisigem Ton:

„Was wünsche» Sie — Ich bin für Sie nicht zu sprechen —"
Aber schon war der Mann, das Aeußerste wagend, durch die Thürspalte geschlüpft, hatte sich ihr mit demüthiger Miene genähert und sprach. Alles, was er an geschmeidiger Verführungskunst besaß. Zusammennehmend, auf sie ein.
Dorita überlegte. Sollte sie um Hülfe rufen, Dur um Beistand bitten? Aber der schmächtige Dur! Und in solchem Falle das sichere Preisgeben ihres Rufes als ehrbare Frau, und zumal vor diesem Leo!
Nein, es blieb nur ein Mittel!
Sie gab seinen inständigen Bitten nach und horte ihn in dem dem Flur gegenüber befindlichen Sterbezimmer ihrer Mutter an. Er erklärte, daß er sie nur für kurze Zeit sprechen wolle, um zunächst alle Mißverständnisse aufzuklären, daß dann alles Weitere ihrer Entscheidung anHeim fallen solle. Er beschwöre sie bei der Liebe, die sie einst für ihn empfunden, daß ne ihm wenigstens das nicht abschlagen möge.
So ergriff sie denn die auf dem Flur stehende Lampe und schritt ihm voran.
„Nun?" wollte sie anheben, und ihre Gestalt schwankte, und die Zähne schlugen zusammen. Aber schon war er neben ihr, hatte sie umklammert und kam ihr zuvor.
„Dorita, meine Dorita, bin ich Dir denn gar Nichts mehr?"
„Zurück!" schrie die Frau, riß sich von dem Manne los und faßte die Klinke der nach dem Wohngemach führenden Thür.
„Noch eine solche Zudringlichkeit, Herr Zarpen, und ich rufe den Hanswirth zu Hilfe.
Sprechen Sie, was Sie zn sagen wünschen, in einer Entfernung und Zurückhaltung, die Sie einer Dame gegenüber zu beobachten haben! Und ich bitte! Ich habe Eile! Ich wünsche, nicht in so später Stunde Besuche zu empfangen!"
„Ich muß weit ausholen, theure Dorita, um Dir Alles auseinanderzusetzen. Es ist das nicht in wenigen Momenten geschehen —
Ich bitte Dich, setze Dich mir gegenüber, gieb Zeit, wirf den Zorn ab, höre mich ruhig an. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich an's Ende gelangt bin, nicht ich eine Vergebung nachsuchen muß, sondern Du mir diese schroffe Begegnung abbitten wirst —"
Und dann die junge Frau:
„Nein, ich will nichts Ausführliches höre». Aber ich will, mich an die Thatsachen haltend, fragen:
„Haben Sie sich nach dem Tode meiner Mutter bei mir sehen lassen?
Nein!
Haben Sie erklärt, ich sei zu Ihnen in ein sträfliches Verhältnis; getreten?
Ja!
Letzteres ist eine so empörende Verleumdung, daß ich Ihnen, stände

mir jetzt eine Waffe zur Verfügung, das Blei in die Stirn schießen würde.
Elfteres ist ein solcher Treubuch der Freundschaft, eine solche ungeheure
Feigheit, daß mir vor Ihnen ekelt! Also sparen Sie sich alle Worte, es
bleiben Worte. Ihre Thaten sprechen, und durch Ihre Thaten haben Sie
sich für alle Zeiten selbst gebrandmarkt. Und nun, ich bitte, mein Herr,
entfernen Sie sich, ich werde Sie nicht zum zweiten Mal darum ersuchen,
sondern im Weigerungsfall ausführen, was ich vorhin verhieß."
Aber Leo Zarpen ging nicht. Er erhob sich, und indem er den Arm
emporstreckte, sagte er:
„Du ließest mich doch eintreten, um mich anzuhören. Und ich, ich
schwöre Dir, daß ich mich zu rechtfertigen vermag, wenn es geschieht. Ich
wurde ein Opfer der Umstände — glaube es, Dorita! Und wenn ich be-
haupte, uns habe ein geheimes Band verbunden, so sprach ich diese Wahr-
heit — es ist doch Wahrheit — nur, weil ich Dir die Wege zu einer
Scheidung mit meinem Bruder ebnen wollte!"
„Nun, und menn's geschehen, was sollte dann werden, mein Herr?
Meinten Sie, da Sie darauf anspielten, daß Sie mich umstrickten und
mir die Ehe verhießen — daß ich jemals mich mit einem Menschen ver-
binden könnte, der es über's Herz zu bringen vermochte, die Frau seiner
Liebe unter solchen Umständen nicht allein im Stich zu lassen, sondern einen
solchen unerhörten Bertrauensbruch zu üben! Nie durften Sie eine solche
Aussage ohne meine Zustimmung machen, ich aber hätte zu einer solchen
niemals meine Einwilligung gegeben!
Ich will Ihnen Alles sagen, was Sie mir erklären wollen.
Als Sie nach Aussicht zurückkehrten, umgirrte Sie erst die intrigante
Therese, die sich schon mir gegenüber verrieth, und Sie ließen sich. — zum
Ekel eitel, wie die ineisten Männer — umspannen, doppelt umspannen, da
sie plötzlich eine brillante Partie geworden! Dann erklärte Ihre Frau
Mama, daß sie Sie enterben werde, wenn Sie auf Ihrem Drittel bestehen
würden, und die Unmöglichkeit stieg vor Ihnen auf, eine Frau zu Ihrem
Weibe zu machen, welche die Familie die fromme Milde besaß, eine Dirne
zu schelten. Ich habe auch ein Schreiben Ihrer Schwester, ein Musterstück
von Unverschämtheit und Gemeinheit.
Gut, aber lassen wir das Alles so! Sie sind eben keinen Pfifferling
besser, als die Durchschnittssorte der sogenannten Lavaliere. Mein Herz
hätte zwar in Wehen geschmerzt, wenn Sie mir erklärt hätten, Sie seien
eben wie die Anderen, Sie vermöchten nicht über Ihren Schatten zu springen,
doch ich hätte mich, Ihre Ehrlichkeit achtend, gefügt! Aber daß Sie eine
solche erbärmliche Feigheit an den Tag legten, nicht ein einziges Mal,
wenn auch nur schriftlich, von sich hören ließen — Sie vermieden es natür-
lich, weil Sie mir auch nicht die geringste Waffe gegen sich in die Hand
geben wollten! — überschreitet doch wohl die Grenzen dessen, was selbst
die Präsidenten der Gefühl- und Gewissenlosigkeit bislier verübten.

Und jetzt kommen Sie nur, well ich nicht Frau Zarpen bleiben soll,
weil Ihre Familie dadurch geschändet wird! Deshalb erscheinen Sie, des-
halb wollen Sie mich mit schönen Worten umstricken!
Ich aber erkläre Ihnen, daß ich auf meinem Entschluß bestehe, oder
mich tödte!
So! Nun denke ich — sind wir mit einander fertig, umso uu-
zweifelhafter fertig, da die Thatsachen durch keinen Entschuldigungsgrund
anders werden!
Und Sie sehen, ein Gott kann nicht tiefer in das Innere seiner Ge-
schöpfe blicken, als wie ich Ihre und Ihrer Frauen grenzenlose Erbärmlich-
keit durchschaue."
Und als der von der Wahrheit Betroffene und deshalb zitternd und
bleich vor Erregung und zorniger Leidenschaft dastehende Mann noch ein-
mal anheben wollte, riß sie die Thür auf, war ini Nu im Wohnzimmer
und rief, nachdem sie den Schlüssel abgedreht und auch in solcher Weise
blitzschnell die Thür dieses vom Flur zu erreichenden, eben von ihr betretenen
Gemachs geschlossen, ihm ein:
„Werden Sie gehen, oder soll ich ein Fenster aufreißen und von der
Gasse Beistand rufen?" von drinnen zu. Erst geschah nichts. Noch schien
er zu überlegen.
Endlich aber hörte sie, daß er den Flur betrat und daß die Etagen-
thür geöffnet und zugedrückt wurde. Ein langer Laut der Erlösung ging
aus ihrer Brust, und indem sie dem ans ihre stumme Bitte auch jetzt noch
ruhig sich verhaltenden Dur einen Blick der Befriedigung, aber auch einen
solchen sanfter Ermunterung zuwarf, griff sie nach einer Lampe, öffnete
die Thür und trat, von ihm begleitet, auf den Flur. Sie wollte zur
besseren Sicherheit die Etagenthür mit einem Schlüssel abschließen.
Aber eben das war ihr Verderben!
Aus dem Dunkel schoß der Mann, der sie durch das Geräusch des
Entfernens nur hatte täuschen wollen, jählings wieder empor, und indem
er der entsetzten Frau ein rachsüchtiges: „Ab! Das ist also Deine
Tugend und deshalb Deine Entrüstung !" entgegenrief, faßte er die
Klinke und entwich, ehe sie überhaupt zur Besinnung zu gelangen vermochte.
Dorita und Baron von Dur waren an diesem Abend noch eine zeit-
lang beisammen geblieben. Das Unerwartete, das geschehen, drängte
Beide nur zu sehr nach Mittheilung, und ohne Rückhalt erzählte Dorita
Alles, was Dur nicht als unfreiwilliger Zeuge selbst von dem Gespräch
zwischen ihr nnd Leo vernommen hatte. Und daran hatten sich dann Er-
örterungen über Doritas Zukunft geknüpft, bei denen die junge Frau be-
sonders die Kieler Pläne in den Bordergrund gestellt und ihren Worten

einen Inhalt verliehen, der dem Gast die Förderung solcher nahe
gelegt hatte.
Aber sie fand Dur, wenn auch in der Form äußerst zuvorkommend,
in der Sache durchaus nicht entgegenkommend.
Ohne Capital und genügende Kenntnis; des Geschäftes ein solches zu
übernehmen, sei — betonte er — mehr als gewagt. Wenn sie viel Glück
habe,' werde sie höchstens nach Jahren zu einer bescheidenen Existenz ge-
langen. Und Concurrenz und Krankheit könne mich diese Berechnungen
über den Haufen werfen. Auch passe derartige Thätigkeit doch eben nicht
für sie, die gebildete Frau von Stande.
Und Dorita hatte mit verschlossenen Mienen zugehört und ihr Tbeil
gedacht. Nicht an sie, sondern an sich selbst hatte er seine Worte gerichtet!
In seinein heftigen Abrathen erblickte sie, abgesehen von der ihr einen
genauen Einblick in sein Inneres gewährenden Unfähigkeit, die ihm
anhängenden Vorurtheile abzustreifen, die Einleitung zu seinein Entschluß,
ihr auf ihr Gesuch um Geldhilfe überhaupt einen abschlägigen Bescheid zu
ertheilen.
Ilnd weil sie ihn durchschaute, sank auch sogleich das Barometer des
bisher für ihn empfundenen Interesses völlig herab, ja, sie ergriff, entsprechend
ihrer Veranlagung, sich mit halben Dingen nicht abzugeben, den Entschluß,
den ihr gegenübersitzenden Mann ebenso entschieden abzuthun, wie vordem
den Anderen.
Was hatte sie von ihn«, wenn er kein Förderer und als solcher kein
Mann der That sein wollte? Sie konnte sich durch einen Verkehr mit
ihm nur noch stärker bloßstellen, als es bereits geschehen war. Sie sah
ihn fortan nur als eiu lästiges Anhängsel an.
Was wollte er?
Ihre Pikanten? fesselte ihn; seine Sinne, nicht sein Herz zogen
ihn zu ihr.
Um aber nicht ohne nochmalige Prüfung zu handeln, sagte sie:
„Wir wollen, mit Ihrer Erlaubniß, einmal zwischen uns Klarheit
herbeiführen, Herr von Dur.
Als Sie jüngst bei mir waren, äußerte ich, daß ich Sie um Ihre
Hilfe bitten möchte. Die Sachlage war dann aber später eine solche, daß
ich deren nicht bedurfte.
Heute ist dies nun anders.
Ich bin trotz Ihres Abrathens entschlossen, zunächst wenigstens danach
zu streben, mir eine Eristenz in Kiel zu gestalten.
Gestatten Sie mir also die Frage, ob Sie geneigt wären, mir ein
Capital für diesen Zweck vorzuschießen?
Der Zufall hat uns zusammengeführt. Sie erklären fortdauernd Ihr
Interesse für mich. Da liegt's also nahe, Sie um Ihren Beistand
zu bitten.

freilich. Jemanden um Geld angehen heißt meist die Freundschaft
einbüßen. Aber ich mutz es doch wagen. Also, ich bitte, würden Sie
wollen und können? Mit einigen tausend Mark kann ich die Sache so in
Scene setzen, datz ich nach menschlichen Voraussetzungen reüssire —"
„Wollen! Ja, — gnädige Frau, obschon ich Ihnen meine Bedenken
aussprach! Aber mit dem Können ist es anders, obschon Sie es mir kaum
glauben werden.
Ich bin leider völlig abhängig von meinein Vater. Ich befinde mich
in einem ähnlichen Verhältnis^ wie Ihr Herr Gemahl und Ihr Herr
Schwager, ich verfüge selbst über kein eigenes Vermögen —"
„Und wenn Sie heirathen würden —" fiel Dorita kalt und mit
einem Ausdruck in den Zügen ein, der hinreichend uerrieth, was in ihr
vorging.
„Sie meinen, gnädige Frau —?"
„Ich meine, wenn Sie heute in folcher Weise sich selbstständig machen
wollten, würde Ihnen Ihr Herr Papa die Mittel dazu verweigern —?"
„Gewiß nicht, gnädige Frau. Aber das ist doch etwas ganz
Anderes —"
„Natürlich!" — bestätigte Dorita. „Da kommt's eben Ihnen zu
Gute!"
Und dann mit frostiger Gleichgiltigkeit:
„Also reden wir nicht mehr über die Sache. Aber —" hier sah sie
nach der Uhr und legte eine kühle Entschiedenheit an den Tag — „etwas
Anderes, Herr Baron.
Es ist sehr spät geworden — Ich bitte, mich zurückziehen zu dürfen.
Und da wir uns also zum letzten Mal gesehen haben: möge es Ihnen
wohl gehen!"
. Bei diesen Worten erhob sie sich und legte durch Haltung und Mienen
an den Tag, daß sie seine Entfernung wünschte. Jede Freundlichkeit und
Güte waren von ihr gewichen. Sie zeigte ihr vereistes Herz, sie zeigte, daß
sie mit ihm fertig war für alle Zeiten.
„Ah, Sie zürnen, meine gnädige Frau! Es thut mir sehr weh —"
stieß Dur, stark berührt, heraus.
„Ich bitte, lassen Sie uns nicht so auseinandergehen. Vielleicht findet
sich ein anderer Weg, eine andere Form, Ihnen doch dienlich zu sein!
Ich bitte, versetzen Sie sich in meine Lage. Sie sehen mich an als
einen der tausend Dutzend-Menschen, die wolü empfangen, aber nicht geben
wollen. Aber wenn nun wirklich das Unvermögen vorhanden ist! Es
besteht, glauben Sie es! Ich wüßte wirklich nicht, was ich meinem Vater
sagen sollte. — Wie viel meinen Sie denn, daß Sie brauchen würden?
Sehen Sie, wenn es sich um eine monatliche Inwendung handeln würde,
und wenn ich hoffen dürfte, nicht ganz von Ihrer Schwelle gewiesen zu
werden, ließe sich ja —"

Aber der Mann gelangte nicht weiter, weil die Frau das während
seiner Rede gesenkte Haupt rasch erhob und ihn mit einem Blick stolzer
Zurückweisung anblickte.
Und dann fügte sie in Worten hinzu:
„Sie sind das, was ich im Grunde vermuthete und weshalb ich schon
jüngst mich beschied, von Ihnen Hilfe zu erbitten, Herr von Dur. Ich
bin deshalb nicht allzusehr enttäuscht. Ich danke auch jetzt! Ich wünsche
auch keinerlei Zuvorkommenheiten von Ihnen — sie mögen einen Namen
haben, welchen Sie wollen.
Daß hinter Ihren letzten Worten nicht gar unlautre Dinge sich ver-
bergen, will ich hoffen. Sie waren wohl nur ungeschickt in der Form —"
Nach diesem Schluß wandte sie sich, kurz den Kopf neigend, zu ihrem
Schreibtisch und nahm den von ihr vordem benutzten und dorthin gelegten
Etagenschlüssel an sich.
Er aber war blitzschnell an ihrer Seite.
Gerade dieses völlig veränderte Wesen, diese Gleichgiltigkeit, diese
Entschiedenheit bei aller Lebensnoth, packten den Mann und rissen ihn
unwiderstehlich zu ihr.
Selbstgefühl und Eitelkeit ergriffen ihn gleichzeitig. Nichts flößt dem
Schwachen eine größere Achtung ein, als Kraft und fester Wille.
Er wollte anders vor ihr erscheinen! Sie sollte an ihn glauben, sie
sollte sich in ihrem Urtheil über ihn irren.
Und sie würde jetzt Alles von ihm erlangt haben, wenn sie seinen
Bitten nachgegeben, wenn sie ihm nur einmal wieder jenes verführerische
Lächeln gespendet hätte, das sie so hinreißend machte.
Aber in ihr war Alles todt.
Er war ihr widerwärtig. Wo ein Wille, so urtheilte sie, da war ein
Weg, besonders für einen Mann in seiner Lage. Aber er war ein Schwächling.
Sie hatte auch keinen anderen Gedanken mehr, als sich seiner zu entledigen.
„Ich wiederhole Ihnen, Herr von Dur, was ich Ihnen sagte. Wir
passen durchaus nicht zu einander. Die Probe, die ich inachte, haben Sie
nicht bestanden. Ich erkläre ehrlich: Ich empfinde Nichts mehr für Sie,
gar Nichts —!
Und fo bitte ich nicht nur, — ich muß die Forderung stellen, daß Sie
nunmehr aufbrechen. Meine Kräfte sind am Ende. Nur mühsam habe ich
mich nach der Scene vorhin aufrecht erhalten. Ich wollte Ihnen den Abend
nicht ganz verderben!"
Und das gab dann dem Manne den Rest. Plötzlich erschienen leiden-
schaftliche Feuer in seineu Augen, etwas unheimlich Verlangendes gelangte
in seinem ganzen Wesen zum Ausdruck, und unter den Worten:
„Ach, süßes, unvergleichliches Weib, habe doch Mitleid mit mir! Du
weißt ja, welchen Brand Du in mir angefacht. Ich sterbe ohne Dich! Habe

Erbarmen!" fiel er vor ihr nieder, umfaßte ihre Glieder und stöhnte in
Liebesqual.
„Werden Sie mein, Dorita! Lösen Sie den Bund mit Ihrem Gatten!
Ich will Ihnen helfen mit Allen,, was ich kann und habe.
Versetzen Sie sich mit Ihrem Gerechtigkeitssinn in meine Lage —"
immer noch fuhr er fort, obschon sie ihren Körper mit einer ihren Ekel
verrathenden Kraft und Entschlossenheit von ihm befreit hatte.
„Ich mußte Sie doch erst prüfen. Wir trafen uns auf der Reise.
Sie waren mir eine ganz Fremde. Sie konnten eben so gut eine Aben-
teuerin sein. Was geschieht nicht Alles täglich in der Welt! Ich habe Vieles
mit Frauen erlebt, nicht das Beste —
Auch schwöre ich Ihnen nochmals, daß ich nicht unabhängig bin. Ich
bestehe schon starke Kämpfe mit meinem Vater, weil ich aus dem Staats-
dienst ausgetreten bin. Seine Eitelkeit ist verletzt. Er ist ein starrer
Aristokrat, zudem voll Ehrgeiz und an Aeußerlichkeiten hängend. Ich würde
den größten Widerstand finden, wenn ich ihm mit all den Dingen kommen
würde, in denen Sie, theure Frau, verwickelt sind, und sich gar noch
verwickeln wollen! Deshalb bat ich auch, daß Sie wenigstens von den
Kieler Plänen abstehen möchten. Ich wollte mit Ihnen überlegen, wie Alles
in anderer Weise zu gestalten.
Und meinen harmlosen letzten Worten haben Sie einen Sinn unter-
gelegt, der mit meinen Gedanken nicht die geringste Gemeinschaft hatte.
Ich schwöre —"
„Nein! Schwören Sie nicht, Herr von Dur. Fügen Sie nicht der
Selbstbeschönigung noch das hinzu. Ich sehe in Ihr Inneres mit einer
unzweifelhaften Klarheit.
Sie möchten und möchten wieder nicht. Unfähig, sich über einen
Charakter klar zu machen, schon deshalb, weil sie selbst unklar in sich, weil
Sie eine von Eindrücken abhängige Künstlernatur sind, schwanken Sie und
werden immer schwanken. Man glaubt, Sie zu haben, und Sie entwischen.
Sie sind eine Fortsetzung des Mannes, den ich eben verließ, nnd ich
habe genug davon.
Nicht um eine Idee, nicht um eine Ueber^eugung, um einen Besitz
wollen Sie ein Streiter sein, sondern es soll Ihnen Alles in den Schooß
fallen.
Immer ist die Ueberlegung: Was kommt danach und: „Gefällt's den
Großen mit ihrer gesellschaftlichen Ueberhebung 'nnd ihrem aristokratischen
Dünkel." Und deshalb nochmals, nochmals und zum letzten Mal:
Ich will nicht. Ihre Freundin sein, Herr von Dur, und noch weniger
Ihre Frau, und wenn Sie mir Millionen zu Füßen legen, ja, wenn Sie
selbst die Mittel mir zur Verfügung stellten, durch die ich das Gesindel in
Westerthal sicher verderben könnte, selbst um diesen Preis nicht.
Gehen Sie, ich bitte, ich beschwüre Sie. Bringen Sie mich nicht

abermals in die Lage, das Verlangen zu stellen. Ich zürne Ihnen nicht, ich mache Ihnen keine Vorwürfe, Ich halte Sie, abgesehen von dem, was ich als Mangel an Ihnen empfinde, für eine anständige Natur. Ich werde auch des Guten eingedenk bleiben, was Sie mir erwiesen. Unsere Wege aber gehen auseinander!" —

Dur machte nach diesen ihn vernichtenden Worten noch eine Bewegung, Dorita zu umklammern. Leidenschaftlich flehentliche Blicke drangen aus seinen Augen. Je härter sie ihm begegnete, desto wilder schwoll's in ihm auf, desto stärker wurde seine Leidenschaft.

Sie aber trat auf den Flur, öffnete, obschon ihr bangte, Leo noch draußen zu finden, die Etagenthür, wartete mit ausdrucksloser Miene, bis der Mann sich mit seinem Ueberzieher bekleidet hatte, und entließ ihn, gezwungen besänftigt den heftigen Druck seiner Hand erwidernd, seiner Erregung nicht achtend, wenige Secunden später.

„Adieu! Adieu! Möge es Ihnen gut gehen! Leben Sie wohl!"

Das waren ihre letzten Worte.

Und ein, von einein tiefen Athemholen begleitetes: „Gott sei gelobt!" drang über ihre Lippen, als sie in's Zimmer zurücktrat.

Und: „Nun denn nicht, Madonna! Es giebt ja Andere in der Welt —" murmelte Dux, während er sich die dunkle Treppe hinabtastete. Schon als er auf die Straße trat, beglückwünschte er sich wegen seines Glückes.

Die Sinne waren bereits zur Ruhe gelangt. Mit der Flucht der Leidenschaft hatte ihn nicht nur die alte Nüchternheit ergriffen, sondern es regte sich sogar eine starke Auflehnung gegen die in ihm, welche ihm so rücksichtslos den Spiegel seiner selbst vorgehalten hatte.

Nein! Nein! Es war entschieden besser so.

Wie nun? Wenn er als der Verlobte einer solchen heruntergekommenen Person die Stufen herabgestolpert wäre!

Vorbei! Ein anderes Vild! Sie hatte vielleicht Recht, er aber hatte ganz Recht! —

< Schluß folgt,)

Die Malaien und ihre sitteratur.

Line culturhistorische Skizze,

von

Gertrud Vanne

— Jena. —

Malaien! Wer kennt dieses ferne Naturvolk, wer hat je von ihrer Litteratur reden hören? Haben die Malaien überhaupt eine Litteratur, fragt mit Recht der Laie, der Nichtgelehrte. Sind sie nicht ein wildes, in Stumpfheit und Aberglauben lebendes Naturvolk, dessen Geist jeder höheren Einsicht, dessen Gemüth jeder feineren Empfindung unfähig ist? Ich möchte das Gegentheil beweisen und hoffe, daß es mir gelingen wird. Denn jenes ferne Volk, das ich in seinem eignen Lande kennen lernte und dessen Leben und Treiben ich während dreier Jahre beobachtete und studirte, ist mir wahrlich an's Herz gewachsen, und es hat sich mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß der Menfch nicht die so hoch gepriesene europäische Civilisation nöthig hat, um sittlich hoch zu stehen. —

Wenn ich hier von Malaien spreche, meine ich natürlich damit nicht die Menge von Volksstämmen, die, zur malaiischen Nasse gehörend, über den größten Theil der asiatischen Inseln verbreitet sind, sondern die eigentlichen Malaien, jenes Volk, das die malaiische Sprache spricht. Die Insel Sumatra scheint man für das Vaterland der Malaien zu halten. Nach ihrer eignen Neberlieferung sollen sie von Menschen abstammen, die zur Zeit der Sintfluth aus Noahs Arche an der Ostküste Sumatras gelandet und sich dort niedergelassen haben, und es ist in der That nicht unwahrscheinlich, daß, zu welcher Zeit diese sagenhafte Landung auch stattgefunden haben mag, der grüßte Theil der Insel noch unbewohnt war. Auch als sie in das Innere eindrangen und dort das Neich Mennng-Karabaw gründeten, scheinen

sie auf keinen Widerstand gestoßen zu sein. Der Name Menang-Karabaw
ist aber späteren Ursprungs, der Ueberlieferung gemäß erzählt man sich
darüber Folgendes: Ein Fürst von Java, der das Land der Malaien
erobern wollte, entsandte eine Expedition dorthin, die den Malaien vorschlug,
zwei Büffel (Karnda^) mit einander kämpfen zu lassen unter der Bedingung
daß dasjenige Volk, dessen Büffel siegte (nißnnuß), als Ueberminder gelten
solle und das andere sich ihm unterwerfen müsse. Die Invanen hatten zu
diesem Zweck einen starken Büffel mitgenommen, der jedoch dem der Malaien
unterliegen mußte. Seitdem trägt der Platz, wo das Gefecht stattfand,
den Namen Menang-Karabaw, „Sieg des Büffels".
Nicht sehr lange Zeit sollten sich die Malaien in Ruhe ihres Besitzes
erfreuen. Bereits in einer Zeit, über welche selbst die Neberlieferung
keine bestimmten Angaben macht, fielen die Hindus und später die Hindu-
Iauanen in Mittel-Sumatra ein. Letztere entwickelten dort eine solche
Macht, daß sie sich die Malaien unterworfen und sie zum Theil von ihren
Wohnsitzen vertrieben zu haben scheinen. Lange Zeit hat sich die Hindu-
Herrschaft auf Sumatra behauptet; noch kann man ihre Spuren verfolgen
in vorhandenen Monumenten und in dein Einfluß, den die Hindus auf
die Bildung der Malaien ausgeübt haben. Die Geschichte der Malaien
aber ist noch in tiefes Dunkel gehüllt, das sich erst um die Mitte des
12. Jahrhunderts lichtet. Im Jahre 1160 verließ eine große Anzahl
Malaien Sumatra, sei es in Folge der fremden Herrschaft, sei es, weil
sie sich bei ihrer zunehmenden Nennehrung nach Norden zu, wo sie gegen die
Battas stießen, nicht ausbreiten konnten. Unter Anführung von König Sri
Tri Buana steuerten diese Pioniere von Palembang längs der Küste nordwärts
bis zur Mündung des Indragiri und setzten von dort nach der Halbinsel
Malakka über, an deren südöstlicher Spitze sie sich festsetzten. Es scheint,
daß sie jetzt zuerst den Namen Malaien „ornnF melavn", „Schwärmer", der
früher als Volksname nicht vorkommt, angenommen haben, während sie bis
dahin nur unter dem Namen »ornnF äi dn^va an^in", das Volk unter
dem Winde, oder Volk des Ostens, bekannt waren. Hier an der Süd-
spitze von Malakka gründeten sie auf einer kleinen Insel die Stadt Singa-
pur«, von wo sie aber später wieder von den Hindu-Iavanen vertrieben
wurden.
An der Westküste der Halbinsel entlang nach Norden ziehend, bauten
sie eine neue Stadt, die sie Malakka nannten nach einer Baumart, die
es dort in größeren Mengen giebt. Die Macht der Malaien nahm u,
ihre Grenzen breiteten sich mehr und mehr aus, und die ganze Halbinsel
führte^ bald den Namen „tnu«, mola^n", Land der Malaien. Um die
Hälfte des 13. Jahrhunderts nahm ein König, Nadja Tengga, den Islam
an, und seitdem führen die malaiischen Fürsten den Titel eines Sultans.
Schon früher waren die Malaien mit anderen, selbst mit fernen Völkern,
durch den Handel in Berührung gekommen, ohne daß diese Einfluß auf

ihren Gottesdienst gewonnen hätten. Später jedoch lockte ihre zunehmende Wohlfahrt die Fremdlinge und darunter auch die Araber, in nähere Beziehungen mit ihnen zu treten. Durch diese eifrigen Bekenner und Vorsteher der muhamedanischen Lehre wurden die Malaien mit ihr vertraut, und bald bekannte sich der grüßte Theil derselben zum neuen Gottesdienst. Das blühende Reich der Malaien auf Malakka war später vielerlei feindlichen Einfällen ausgesetzt. Von ihren Herrschersitzen dnrch Eiamesen, Portugiesen und zuletzt von den Niederländern, denen sie sich feindlich gegenüberstellten, vertrieben, büßten sie ihren Einflnß mehr und mehr ein, und innere Uneinigkeiten zerrütteten ihre Macht. Anch die Malaien, die bei der Völkerwanderung 1160 in ihrem Vaterlande zurückblieben, haben ihre frühere Macht verloren. Nachdem die Hindu-Iavanen-Herrschaft auf Sumatra aufgehört, blieb Menang-Karabaw der mächtigste Staat. Später jedoch hat der berühmte Padri-Krieg, der 25 Jahre lang auf der Westküste wüthete, und die Herrschaft der Europäer auch das Mich von Menang-Karabaw verschwinden lassen und der Unabhängigkeit der Malaien auch auf Sumatra ein Ende gemacht.

Die malaiische Sprache, „d»Im882 uiol^n" genannt, ist ein Zweig des großen malaiischen Sprachstammes, der sich über die meisten Inseln des indischen Archipels ausbreitet. Daß sie in ihrer Jugend und so, wie sie wahrscheinlich von den ersten Malaien auf Sumatra gesprochen wurde, sehr arm war und nur Namen für stoffliche Gegenstände und sinnliche Empfindungen und Bedürfnisse besaß, während ihr Ausdrücke für abstracte Begriffe ganz fehlten, war eine Erscheinung, die sie mit allen noch nicht entwickelten Sprachen gemein hatte, und eine natürliche Folge von dem noch ebenso unentwickelten Zustand des Volkes, das sie sprach.

Eine größere Vervollkommnung und Ausbreitung der Sprache wurde erst durch eine zunehmende Bildung des Volkes möglich, indem dieses mit anderen Nationen durch den Handel oder anderweitig in Berührung kam. Und dieser fremde Einfluß ließ uicht lange auf sich warten. Schon früh inachte sich die Hindu-Cultur auf Sumatra geltend, und das Malaiische wurde durch viele Sanskrit-Worte bereichert. Während verschiedener Jahrhunderte hat der Einfluß der Hindus auf die Malaien gewirkt, ihnen haben sie hauptsächlich ihre Bildung und die Bereicherung ihrer Sprache zu danken. Eine andere Sprache, die auf die malaiische einen bedeutenden Einfluß ausübte, ist die arabische. Seitdem die Lehre Muhameds den Hinduismus verdrängte und von den Malaien mit Feuer und Begeisterung aufgenommen wurde, entstand natürlich ein Mangel an Bezeichnungen für Alles, was auf diesen neuen Gottesdienst Bezug hatte, und so lag es am nächsten, die fehlenden Ausdrücke von dem Volke zu entlehnen, das sie mit der neuen Lehre bekannt gemacht hatte. Von da an scheint es für ein Zeichen besonderer Gelehrsamkeit und höherer Bildung gegolten zu haben, wenn sich Jemand arabischer Ausdrücke bediente. Anch mögen wohl die

Sucht, als eifriger Muhamedaner zu gelten, und schließlich die Achtung, in der solche, die mit der Sprache des Koran bekannt waren, beim Volte standen, starke Triebfedern zum Gebrauche arabischer Ausdrücke gewesen sein. Doch hierauf beschränkte sich der Einfluß des Arabischen nicht. Auch die dieser Sprache eigenen Schriftzeichen wurden von den Malaien, die bis dahin keine eignen gehabt zu haben scheinen, angenommen. Man hat nachgewiesen, daß eine alte Schrift, die sogenannte Nenrjong-Schrift, von den Malaien auf Palembang gebraucht wurde; aber jene Schrift ist indischen Ursprungs und von den Hindus nach Sumatra gebracht, also keinesfalls das Eigenthum des Volkes unter dem Winde oder der Malaien.
Außer den erwähnten haben auch noch andere Sprachen zur Bereicherung des Malaiischen beigetragen. Das Persische hat Worte, den Handel betreffend, und andere, die durch Uebersetzung persischer Erzählungen zurückgeblieben sind, geliefert. Bedeutend ist die Anzahl javanischer Worte, eine natürliche Folge der fortwährenden Berührung der zwei Völker.
Man pflegt in der malaiischen Sprache einen Unterschied zwischen Hoch- und Niedermalaiisch zu machen. Der holländische Sprachgelehrte Marsden will die malaiische Sprache gar in viererlei Idiome eingetheilt wissen und zwar, wie er sich ausdrückt: 1) in die Hofsprache, 2) die Sprache der gebildeten Stände, 3) die Sprache der Kaufleute, 4) die vermischte Volkssprache der Nazars und der größeren Seehäfen. Marsden giebt aber selbst zu, daß der Unterschied in der Sprache, sowie sie von den verschiedenen Klassen der Bevölkerung gesprochen wird, vielmehr im Stil als in der Sprache selbst zu suchen ist; auch der Unterschied zwischen Hoch- und Niedermalaiisch ist ein ähnlicher. Wie alle anderen Sprachen, so hat auch die malaiische ihre Dialekte, von denen aber nur zwei hervorzuheben sind, nämlich der Dialekt, der auf Malakka und den umliegenden Inseln, und jener, der im Reiche Menang-Knrabaw (gegenwärtig das Oberland von Padang) und an den Küsten Sumatras gesprochen wird. Menang-Knrabaw aber ist in Bezug auf die Sprache ungefähr dasselbe, wie bei uns die Stadt Hannover; so wie hier das feinste und reinste Deutsch, wird dort das beste Malaiisch gesprochen.
Den ersten tieferen Einblick in das malaiische Volksleben und die malaiische Litteratur gewann ich durch einen Eingeborenen, der, nachdem ich seine Bekanntschaft auf höchst prosaische Weise gemacht hatte, bald mein Freund wurde. Es war ein alter Hadji, einer jener vielen Priester, die sich dieien Titel durch eine Pilgerfahrt nach Mekka mehr oder weniger leicht erwerben. Er trieb sich auf unserer Plantage umher, handelte mit 8»ronß8*) und war nebenbei Schneider. Als solcher engagirte ich ihn mir sammt seiner Nähmaschine zum Nähen und Schneidern. Angethan mit seiner

») LarollF ^- ein malaiisches Kleidungsstück, sowohl uon Männern als Frauen getragen.

ganzen Priestorwürde, dem langen weißen Mantel und Turban, saß er
auf meiner Veranda auf der Matte, vor sich auf einem niedrigen Nänkchen
seine Nähmaschine, die er geschickt hautirte. Das Nähzeug ging aus meiner
Hand in die seine, und so zusammen arbeitend, verplauderten wir die
langen einsamen Nachmittagsstunden. Durch den Mund eines malaiischen
Schneiders gewann ich Einblicke in das Leben und Treiben seines Volkes,
und wahrend er mit übergeschlagenen Veinen mir zu Füßen auf der Matte
saß und weiße Jacken zuschnitt, hielt er mir in seiner Art culturhistorische
Vorträge, eine Zugabe, die den Werth seines Tagelohns, der in 40 Centen
bestand, nicht wenig überstieg. Die Pausen, die er sich gönnte, um heimlich
eine Cigarette zu raucheu, dehnte ich mehr und mehr aus, nnd so kam es,
daß er schließlich auch ohne Nähmaschine ein gern gesehener Gast war,
der, was gute Sitte und angeborenes Tactgefühl betrifft. Nichts zu wünschen
übrig ließ und mir endlich ein gewandter Lehrer wurde bei Erlernung der
arabischen Schriftsprache. Er erzählte mir, stolz auf seinen errungenen
Titel — Herr Priester, wau dach'i, nannte auch ich ihn — von den
Mühsalen einer solchen Pilgerfahrt, von den Strapazen, denen die ahnungs-
losen Malaien, von Natur an ein ruhiges, beschauliches Leben gewöhnt,
ausgesetzt sind. Die unwissenden, mit den Verhältnissen der großen Welt
zu wenig vertrauten Menschen werden von den schlauen Arabern auf die
schändlichste Weise betrogen und ausgesogen. Ich selbst hatte Gelegenheit,
einer Schnar malaiischer Priester zu begegnen. Es war in Iedda, dem
Hafenplab an der arabischen Küste, von wo aus die Reise durch die Wüste
nach Mekka beginnt. Zurückgekehrt von ihrer Wallfahrt, lagen die müden
Pilger halb verdurstet vor den Moscheen und belagerten die wenigen
Brunnen — abgezehrte Frauen, kranke Kinder, ebengeborene Säuglinge,
die wie kleine Leichen, welk und mager, an der Brust der Mutter hingen,
die ihnen keine Nahrung mehr zu geben vermochte. Wie fehnfüchtig starrten
all die müden schwarzen Augen über das Meer, voll Verlangen nach ihrer
feuchten, üppigen Heimat! Erbarmungslos brannte die Sonne auf den
weißen Sand; soweit das Auge blickte, kein Baum, kein Strauch. Hell-
grün breitete sich der heiße Abendhimmel, die gluthdurchzitterte trockeue Luft
über der gelbweißen Wüstenstadt aus, als die großen Segelboote, mit heim-
kehrenden Pilgern beladen, sich langsam durch die Korallenriffe, die jenen
Küstenstrich verbarricadiren, hindurch arbeiteten, um unser Schiff zu erreichen,
das, zu groß, um sich durch die gefahrvollen Klippen hindurchzuschlängeln,
von der Küste entfernt geankert hatte. Aber wir hörten die Brandung
leise die unheimlichen Riffe umspülen und sahen den weißen Schaum
gleich einer Perlenschnur sich unweit der Küste fast ohne Unterbrechung
entlang ziehen. Vom Lande her erhob sich plötzlich ein Wind und blähte
die großen, ungeheuerlich geformten Segel; nthemlos verfolgten wir den
immer schneller werdenden Lauf der Pilgerböte, wie sie durch die
schäumende Brandung sausten, die Riffe geschickt Hingehend. Lcmtlos, wie

Geisterschiffe, kamen sie daher, näher und näher und legten an. Dreihundert
Pilger, Männer, Weiber und Kinder wurden damals an Bord unseres
Schiffes gebracht. Wie Gepäckstücke wurde die stille Schaar verladen und
zusammengepfercht, kaum daß Frauen und Kinder einen getrennten Schlaf-
platz erhielten. Nie werde ich den Agenten, dieses Ungethüm in Menschen-
gestalt, vergessen — es war einer jener häßlichen Mischlinge, halb chinesischen,
halb englischen Ursprungs —, der den Platz controlirte und abmaß, in
den sich die Pilger zu theilen hatten. Die Malaien liehen sich ruhig
die Schiffsleiter hinauffchieben und harrten lautlos ihrer Bestimmung;
nur die Frauen schrien auf, wenn man im Gedränge ihre Kinder
drückte. Und das waren keine armen, an Ungemach und Strapazen
gewöhnten Menschen, sondern meist wohlhabende Familien, die ihr
eigenes Haus, ihre Vedientenschaar in der Heimat zurückließen und
ein stilles, beschauliches Leben ihrer religiösen Ueberzeugnng zum Opfer
brachten. Aber geduldig hielten sie aus, stolze Befriedigung auf den abge-
zehrten Gesichtern. Waren sie doch in Mekka gewesen, in der heiligen
Stadt, schmückte doch das Priesterzeichen ihr Haupt! Je näher sie der
Heimat kamen, desto mehr thauten sie auf. Als wir uns der Küste von
Malakka näherten und zum ersten Mal die feuchte Luft der Dschungeln zu
uns herüber wehte, lebten die erschöpften Pilger vollends auf. In den
hellen Nächten, wenn sie, im Mondlicht kauernd, über die glitzernde See
schauten, hörte ich sie zum erste» Mal singen, jene schlichten Volkslieder,
deren es unzählige giebt mit immer neuen Variationen, je nachdem die
Stimmung sie eingiebt, jene sanften, eintönigen Melodieen, die Jedem, der
sie einmal in ihrer Heimat gehört, die ganze Herrlichkeit der tropischen
Mondnacht vor die Sinne zaubern. Der Gamelan, ein javanisches Munk-
instrument, mit dem sanften Geklingel seiner silbernen Glückchen ertönt;
Männer und Frauen sitzen ini Kreise beisammen am Wege, die Melatti-
blüthen, der indische Jasmin, mit denen die Frauen ihr Haar geschmückt,
duften berauschend, und die Schaar der Millionen Grillen zirpt ein leiden-
schaftliches Liebeslied. Das ist die Zeit, wo man das malaiische Volk
belauschen muß; da offenbart sich seine Eigenart, da tritt sein innerstes
Leben cm's Licht: die Volksseele wacht auf und redet ihre Sprache, Natur-
laute, aber voll Poesie! Da ist kein Schreien, kein wüstes Lärmen zu hören,
wie bei uns Civilisirten, wenn der Mann aus dem Volke sich ansruht und
genießen will. Sie reden in leisen, Ton mit einander und pflegen eine
eigenthümliche Art der Unterhaltung: in Sinnbildern besprechen sie Personen
und Verhältnisse, so daß dem Uneingeweihten der Sinn ihrer Rede kaum
verständlich ist. Diese seltsamen Scherzreden nennt der Malaie „8iu6ir,"
eine charakteristische, echt orientalische Redeweise, die die Dinge niemals
beim rechten Namen nennt, sondern Alles verblümt, in anmuthige, bilder-
reiche Form gekleidet, ausspricht, dieselbe Art, wie wir sie in höchster
poetischer Vollendung in der Sprache der Bibel wiederfinden. Solche Ge-

spräche aber sind voll Humor und feinem Witz. Da sitzen ein paar
Kampong- (Dorf-) Vewohner beisammen und reden mit ernsten Mienen
über ein Reiskorn, wissen aber ganz genau, daß sie einen bestimmten
Menschen damit meinen, dessen Schicksale und Verhältnisse sie auf diese
vergleichende sinnbildliche Weise charakterisiren. So die Alten; die Jungen
bilden eine Gruppe für sich, und aus ihrem Kreise tönt Gesang. In
poetischer Wechselrede singen sie das ewig alte Lied der jungen Liebe in
iliren tausend und abertausend Variationen. Wenn Zwei sich lieben, kein
Dritter wird es gewahr; die malaiischen Mädchen kokettiren auf feine
Weise, und die Jünglinge verbergen ihre glühenden Gefühle nnter einer
stillen Maske, kaum ein Blick fliegt von Einen: ^un: Andern. Im „vlmtun"
aber kosen und plaudern sie singend mit einander. Das „panwn" ist
der Name für das malaiische Volkslied, das in stets gleicher Form, eine
Wechselrede zwischen Mann und Weib bildend, nur die Liebe der Ge-
schlechter untereinander behandelt. Dieser Liebesliedchen giebt es unzählige;
ein jedes Liebespaar dichtet neue oder verändert die allbekannten nach seiner
Weise, sie den persönlichen Verhältnissen anpassend. Diese vnntnu sind
der Form wie dem Inhalt nach am besten mit unferen Schnadnhüpferln
zu vergleichen; diese wie jene verflechten, in Gleichnissen redend, die Dinge
in der Natur mit dein menschlichen Leben.

Hadji Ali hatte ein Tochterlein, ein Mädchen von dreizehn Jahren,
halb Kind, halb Jungfrau. Man hatte sie verlobt mit einem der
jungen javanischen Arbeiter, die auf der Plantage beschäftigt waren, und
eines Abends — es wurde gerade das muhmnedanische Neujahrsfest gefeiert —
stellte man das Kind als Braut vor. Das zarte Geschöpfchen mit den
kindlichen Formen, das gestern noch mit den Kleinen und Kleinsten im
Staube des Weges spielte, erschien heute im vollen Schmuck der Braut.
Sie trug einen prachtvollen dottiK-Zarouss, eine lange oada^a (Jacke) von
schillernder Seide, und schwerer Goldschmuck leuchtete von den: zierlichen
Kinderhalse und in: schwarzen Haar, das gestern beim Spiel noch lose um
den Kopf flog, heute jedoch in einen sittigen Konä6 (ein in: Genick auf-
gesteckter Haartnoten) aufgesteckt war. Melatti-Vlütheu schimmerten darin
und wetteiferten an Elfenbeinweiße mit den: mattgepuderten Gesichtchen,
aus den: die dunkeln Augen mit den künstlich gezeichneten schwarze:: Rändern
wunderbar scheu und doch verlockend hervorleuchteten. Unbeachtet stand die
Kleine umher. Erst spät in der Nacht, als das Geräusch des Festes ver-
klang, fand ich das Brautpaar wieder in einer Gruppe junger Leute, singend.
Da saß die kindliche Braut und sang zu meiner nicht geringen Verwunderung
mit einen: Nachtigallenstimmchen die zärtlichsten, leidenschaftlichsten Liebes-
lieder. Später, als sie bereits verheirathet war, nahm ich sie oft zu mir
iu's Haus und lauschte ihren Liedern. „NenäMctji, ?5so," „singe, ^o,"
rief ich ihr zu: da öffnete sich schon ihr Mund, und das silberne Stimmchen
zirpte mit den Grillen um die Wette:

Gl:

Warum hebst Tu nicht die Frucht auf,
Di: vom Vau»! fiel sammt dem Stiele?
Warum ist verwirrt Dein Sinu nicht?
Scköu sind Neide — Kleid und Mädchen.

Sie:

Wenn der Coeusbaum gefällt wird,
Schälst Tu ans dem Blatt die Nippen;
Warum soll Teiu Sinn uerwirrt sein,
Bin wohl schön, doch schlechten Herzeus.

(5i:

Noch so tief fei der Fluh von Palembcmg,
Auszuwerfen wag ich die Netze:
Noch fo scharf sei der Kris au der Hüfte,
Wegzuwerfen wag' ich die Seele.

Sie:

Hoch am Himmel steht die Sonne,
Kann bis uach Malakka schauen;
Ist die Fran verloren — fuch' sie,
Kleud wirst Tu, ist's die beliebte.

Oft klingt tiefe Trauer, glühende Zärtlichkeit, versteckte Leidenschaft aus den einfachen Strophen:

Er singt:

Badet das junge Kind im Flusse,
Neicht zu den Füßen das freie Haar ihr;
Sah Tich vom Morgen nicht bis zum Abend,
Wirr ist mein Herz und ohne Nuhe.

Sie:

Hast es gewußt, das; die Brücke glatt ist,
Wer befahl Tir, hinüber zu gehen?
Hast es gewußt, das; ich elend und arm bin,
Wer befahl Dir, mich zu lieben?

Der betrogene Liebhaber singt:

Viel des Bormths in der Kammer,
Will nur eiue Stamms schneiden;
Viele Leute gehe» und kommen,
Nur um Line muß ich weinen.

Sie:

Oieb wohl Acht beim Siebeflechtcn,
Beim Siebeflechten auf den Hügel;
Gieb wohl Acht auf Temen Kummer,
Steter Kummer wird zur Krankheit.

Oder gewährende Liebe singt:

(5r:
Taube hott sich Vost uom Palmbamn,
Wo die Schmetterlinge spielen.
Komm, mein Gold, komm, meine Tcele,
Komm, laß uns beisammen siiM.
Tic:
drille zirpt auf der Anasana,
Flöte bläst im Gras die Vibechs.
Komm allabendlich herüber,
Findst bereitet Matt' und Kissen.

So ist es die Liebe und immer wieder die Liebe, die im v»ntun besungen wird; spielt sie doch die Hauptrolle im Leben aller Naturvölker. Bei den Malaien aber hat sie, trotz aller Leidenschaft, etwas Zartes, trotz aller Sinnlichkeit etwas Keusches, eben Natur durch Sitte gemildert und verfeinert. Die malaiische Sitte in Bezug auf den Verkehr der Gefchlechter unter einander ist in mancher Beziehung gerade das Gegentheil der unsrigen, jedoch nicht minder streng. Die jungen Mädchen genießen olle möglichen Freiheiten; sie dürfen lieben und sich lieben lassen, wann lind von wem sie immer wollen; Keiner verdammt sie, wenn sie fehlen, und der malaiische Liebhaber ist immer Ehrenmann genug, um die Matter seines Kindes zu heirathen. Jedoch von dem Augenblick ihrer Verheirathung an hört für die malaiische Frau jede Freiheit auf; streng wird sie vom Manne bewacht und hart verurtheilt, wenn sie sich der kleinsten Untreue schuldig macht. Noch vor nicht allzu langer Zeit pflegte man die Frau, die sich der Untreue, des Ehebruchs schuldig gemacht, in einen Sack gebunden, in den Fluß zu werfen, eine Strafe, wie sie bekanntlich bei vielen muhamedanischen Völkern in Gebrauch war und theilweise noch ist. Obgleich die Ehen bei den Muhamedanern leicht zu lösen sind, giebt es doch sehr viele Ehepaare, die bis an ihr Ende zusammen bleiben, und auch die berüchtigte Vielweiberei kommt seltener vor, als man denken sollte. Nur die Reichen und Hochstehenden können sich diesen Lurus erlaube»!; cmne Kulis und Dorfbewohner haben nie mehr als eine Frau, es sei denn, daß die alte Frau schwach und krank wird, dann pflegt sie ?,u ihrem Manne zu sagen: „Es ist besser. Du nimmst Dir eine junge Frau, die kann Dir mehr sein als ich, und mir wird sie im Hause helfen nnd mich im Alter pflegen." Und meist leben die beiden Frauen, die alte und die junge, im besten Einvernehmen. Voll Zärtlichkeit und Innigkeit ist oft das eheliche Verhältnis; der gebildeten Malaien und die Liebe -u ihren Kindern, was in dem Gedicht „Liäagari" wunderschön und poetisch zum Ansdruck gebracht wird. „Licl?. sari" ist der Titel eines sogenannten Sons, einer bei Weitem höher stehenden Dichtungsart als die des Volksliedes.

Das züir ist gewöhnlich ein längeres erzählendes Gedicht, das ziemlich ausführlich romantische oder geschichtliche Begebenheiten besingt. An

dichterischem Werth stehen die 8»lr weit über der übrigen malaiischen Poesie. In zierlichen Schilderungen tragen sie gut gewählte Gleichnisse, eine kindliche Naivität, eine schlichte und klare Darstellung der Begebenheiten und Zustände, eine natürliche Ausdrucksweise der Gemüthsbewegungen zur Schau. Um diese Gedichte vollkommen zu würdigen, muh man freilich nicht allein mit der malaiischen Sprache vertraut sein, sondern sich vor Allem in den Geist des malaiischen Volkes versetzen können.

Man darf nicht jedes Wort, jeden Satz für sich alleiu anschauen und beurtheilen, man muß ebeu die ganze Vorstellung einer Begebenheit oder eines Zustandes, die ganze Schilderung eiues Bildes mit einem Blick umfasseu können. Für alle Poesie, aber besonders für die malaiische ist Analyse tödtlich, und Jeder, der, mit dem Wörterbuche iu der Hand, ein L»i'i- übersetzen will, wird es langweilig finden. Mit einem Wort: nur derjenige kann die Schönheit der malaiischen Poesie würdigen, der bedenkt, daß er ganz andere Charaktere und Sitten antrifft, als er sie unter unserem Himmelsstrich kennt. — Eines der schönsten nnd bedeutendsten 52'ir ist das Gedicht über „Liäazari". — Der kurze Inhalt ist folgender: Der Fürst von Kambajat wird durch das Ungeheuer ß»ru.äa (einen fabelhaften, unheilbringenden Riesenuogel, dessen hänfig in malaiischen Dichtungen Erwähnung gethan wird) gezwungen, sein Reich zu verlassen, und streift nun mit seiner Gemahlin in der Wildniß umher. Dort giebt die Fürstin einer Tochter das Leben, die von den Eltern, da diese das Kind nicht mitnehmen können, am Ufer eines Flusses ausgesetzt wird. Das wunderschöne Kind wird von einem reichen Kaufmann aus der Stadt Indrapura gefunden und Bidafari genannt. Die Gemahlin des Fürsten von Indravura aber, eine sehr eifersüchtige Frau, hatte von der Schüubeit des Mädchens gehört, und da sie.fürchtete, daß der Fürst sie vielleicht später einmal zur Frau nehmen würde, verfolgte und quälte sie Bidasari so sehr, daß dereu Pflegeeltern beschlossen, ihr außerhalb der Stadt an einem abgelegenen Platz ein Haus zu bauen und sie darin wohnen zu lassen. Hier aber findet sie der Fürst während einer Jagd nnd nimmt sie zur Frau.

Der Fürst von Kambajnt war unterdessen in sein Neich zurückgekehrt uud hatte einen Sohn bekommen, der Bidasari sehr ähnlich war, wodurch man später zu der Entdeckung kommt, daß die zweite Frau des Fürsten von Indravura das ausgesetzte Kind des Fürsten von Kambajnt ist. Besonders poetisch ist die Scene geschildert, da die Sultanin im nächtlichen Walde nach qualvoller Wanderung einem Kinde das Leben giebt und der Vater das Letztere aussetzt, nachdem er es vorher mit zärtlichen Worten in Schlaf gesungen hat. Die Stelle lautet:

Es war im Monat, der Naja heißt,
Metallhell des Mondes Hälfte aleißt.
Ans 2üden aber erhob sich ein Wind,
Wie zn ocrjaaeii das Fürstentind:

Im Holze der Schrei des Waldhuhns schallt,
Und wie im Zorne antwortet der Wald.
Gleichwie eine Jungfrau ihr Angesicht
Verhüllt sich der Mond hinter Wollen dicht.
Zu der Zeit gebar die Sultauin
Em Mädchen, gleichwie ein Feenkind.
Und dem Gatten, der sie gebettet gut,
Der Snltani» Haupt im Schooße ruht.
Las Äönigstind aber war wunderschön,
Wie eine Knospe anzusehn.
Weich der Blume Tjempacca Wüthenblatt
War des Kindes Antlitz, gelblich matt.
Doch der edle König nahm auf sein Kind,
Und bettet's auf seinem Schooße lind:
„Schlaf wohl, meine Seele, Nu Herzblatt mein,
Du Königstiud, meiner Augen Schein!
Betrau« die Mutter nicht allzusehr,
Sie wollte Dich tragen — es ward ihr zu schwer.
Schlafe, mein Kind, in der Krone Schein,
Tu Lust meiner Augen, schlafe ein!"

Die deutsche Uebersetznng kann nur eine schwache Wiedergabe des Originals sein; denn was den Reiz jener Verse so nnendlich erhöht, ist der Wohllaut der malaiischen Sprache und die Sangbarkeit des Versbaus. Einige Zeilen in der Ursprache, und zwar das Schlummerlied des Königs, seien hier eingeschaltet i

lÄurlali NM?<>, ti6ur 2NÄkK»n<l»,
liclur ^»b^M, Mllt», aAiKlü.
I)^unMnI»t> 3!«AF2t dsrtMwlcen büuäk,
H«ul!»I< <ii di'nv», düKanM inüdn.
lÄurlaK ünllKIcn, tMä^Ä inül<6tl>,
H,n»K 2^m!ll bidDkIi müt».

Es ist selbstverständlich, daß die ganze Poesie eines Naturvolkes, wie die Malaien es sind, etwas Gleichförmiges und Eintöniges hat. Ist doch die gesellschaftliche Stellung der Malaien und vor Allem ihr Mangel an nationaler Mythologie und Götterlehre, die anderen Völkern einen so reichen Stoff für dichterische Erzeugnisse geben, ein hinreichender Grund dieser Erscheinung. Und wie kann es anders sein bei einem Volke, das über deu ganzen indischen Archipel verbreitet ist und doch nur sehr unvollkommene Begriffe hat von einem Gottesdienst, der ihm uud anderen Völkern erst überbracht wurde? Wo nicht die Liebe für ein gemeinschaftliches Vaterland, für gemeinschaftliche Altäre zu ruhmreichen Tliaten antreibt und große Männer hervorbringt, die von den kommenden Geschlechtern als Helden besungen «erden; wo keine unsichtbare Welt, durch fruchtbare Einbildungskraft mit einen, Heer von Göttern und Geistern bevölkert, den Geist fesselt — da muß er sich wohl oder übel dem Stofflichen, dem gröber Sinnlichen, dem Alltäglichen zuwenden. Und welcher Stoff läge dem Dichter denn wohl naher als die Liebe! Kein Wunder daher, daß diese für den malaiischen

Dichter ein unerschöpflicher Quell ist. Unrecht würde man deu malaiischen Dichtern thnn, wollte man sie nach dem Matzstab unserer gesellschaftlichen Entwicklung und Vildung beurtheilen, ebenso wie man damit Homer Unrecht thun würde. Nicht, daß ich der malaiischen Dichtung denselben Werth zuerkennen wollte, wie der Ilias und Odyssee — denn die Griechen besaßen ja im hohen Maße alle die Vortheile, die den Malaien fehlen, und verstanden davon meisterhaft Gebrauch zu inachen — doch jener einfache Stil der Erzählung, jene natürliche Beschreibung von Orten, Begebenheiten und Zuständen, jene wahren und schönen Charakterschilderungen, wie wir sie in dein 8»ü- der Malaien finden, haben etwas Homerisches. Weist auch fast jedes Gedicht Stellen auf, die Nichts mehr als gereimte Prosa sind, so Versöhnt uns doch der unendliche Wohlklang der melodisch dahinfließenden Verse, und ein Zug hoher Sittlichkeit, der durch all diese Dichtungen geht, berührt uns wohlthnend und sympathisch. — Von dem erwähnten Gedicht „Nidasari" sind, wie bei den meisten jener sair, weder der Verfasser, noch Zeit und Ort der Entstehung mit Sicherheit bekannt. Der Dichter erzählt im Anfang des Gedichtes selbst, daß er ein Fakir oder Vettelmönch ist, der die Erzählung erst in Prosa aufstellte und später in Verse umschrieb, man nimmt an, daß Palembang das Vaterland dieses 8klr ist; die Zeit, in der es aufgeschrieben, stellt man zwischen die Einwanderung der Araber und Europäer im indischen Archipel.

Der malaiischen Dichtungsarten giebt es außer dem pnQwn und dem 8»ii-, welche die bei Weitem bedeutendsten sind, noch verschiedene andere, wie z. B. das ssurinäam, eine Art Sinngedicht, das aus zweizeiligen Couplets besteht, die aufeinander reimen:

Wer im Ncichthum versäumet, wohlzuthun,
Auf dessen Schätzen wird kein Segen ruhn.

Wo Tu den Neid lassest säe»,
Weiden Tir scharfe Pfeile aufgchn.

Die Prosawerke der Malaien, die den größten Theil ihrer litterarischen Erzeugnisse bilden, sind nicht alle ursprünglich. Viele sind der Litteratur heidnischer Völker entlehnt und umfassen Übersetzungen und Nachahmungen von Schriften, die in der Sprache des Sanskrits, im Hindostanischen, Siamesischen u. s. w. verfaßt waren. In diesen, soweit sie nicht ganz romantisch sind, spielt natürlich die indische Gütterlehre und Mythologie die Hauptrolle. Nickt minder zahlreich und verschieden sind die von muhamedanischen Völkern, besonders von Arabern und Persern übernommenen Schriften. Hier bildet der Koran mit den von den Priestern gegebenen Auslegungen die Grnndlage. Die ursprünglichen malaiischen Werke sind vielleicht die wenigst zahlreichen, aber eben darum nicht die mindest wichtigen. Sie umfassen Gesetzes-Sammlungen aus früherer und späterer Zeit, Ueberlieferungen, Erzählungen aus der Geschichte, sitten-

>.

geschichtliche Weck und erdichtete Erzählungen, denen bisweilen eine historische Thatsache zu Grunde liegt.

Was die Mythen anbetrifft, so sind sie alle der hindostanischen Gütter- und Fabellehre entlehnt und aus dein Sanskrit übertragen. Aus dein Sanskrit wurde unter Anderem ein berühmtes Fabelbnch „Unliln, ciuu vamiua" übersetzt. Es enthält eine große Anzahl tiefsinniger Fabeln, uon denen viele im malaiischen Volke leben und von Mmd zu Mund sich überliefen». Dies Volk ist der Fabel sehr zugethan, sie ist wie geschaffen, sein Interesse zu erwecken, pflegt es doch selbst im täglichen Leben in der Sprache der Fabel zu reden.

Mein Hadji Ali steckte voll solcher sinniger Fabeln und wußte bei jeder Gelegenheit eine zum Besten zu geben, sei es als Antwort auf eine Frage oder zur Erläuterung einer bedeutungsvollen Thatsache. Die Moral, die in den Schriften einer jeden Fabel beigefügt ist, pflegte er hinwegznlassen, stand sie doch znr Genüge in dem schelmischen Mick seiner Augen geschrieben. So erzählte er die Fabel:

Der Klausner und der Oelkrug.

„Es war einmal ein Klausner, der wohnte Haus an Haus mit einem Mann, der Honig und Oel verkaufte. Eines Tages geschah es, daß jener Mann dem Klausner von seinem Oel nnd Honig darbrachte. Da überlegte der Klausner in seinem Herzen Folgendes: Wenn ich nun das Oel verkaufe, fo kann ich für den Erlös eine Ziege erstehen und sie aufziehen, auf daß sie später Zicklein bekomme. Dann verkaufe ich die Milch uud die jungen Zicklein, die männlich sind, nnd es wird nicht lange dauern, fo bin ich ein reicher Mann. Darauf suche ich mir eiue reiche Frau, mit der ich Kinder bekomme. Wenn es Mädchen ^sind, gebe ich ihnen schöne Namen, sind es Knaben, so müssen sie Priester werden — und wenn sie nicht wollen, so schlage ich sie mit diesem meinen Stock! Und der Klausner schwang seinen Stock, schlug rechts und links um sich und traf den >^el- nnd Honigkrug. Der aber zerbrach in Scherben, die flogen ihm um Kopf und Gesicht." —

Wer sich in jene alten Sanskritfabeln vertieft, kann die interessante Beobachtung machen, daß manche derselben ihm nicht nur bekannt vorkommen und an Aesopische und La Fontaine'sche Fabeln erinnern, sondern daß er sie selbst fast wörtlich in unfern europäischen Fabelbüchern gelesen hat. So uermuthet Niemand in der bekannten Fabel von der „Viene, der Taube und dem Jäger" eine alte Sanskritfabel, und auch ich war nicht wenig erstaunt, diese fast wörtlich, wie ich sie kenne, aus dem Munde meines malaiischen Freundes zu hören. Die Fabel ist eben die ursprünglichste Form der Erzählung, mit der sich lein jedes Volk zuerst unterhält; je feiner und tiefsinniger die Moral, desto höher entwickelt das Volk.

Eine der interessantesten Sanskritfabeln ist die Fabel vom „Kantjil" (ti>r!ta Hantjil auf malaiifch). Das Kantjil ist eine Art Zwerghirsch, der

auf den fundanesische» Inseln zu Hause ist und beim Volke im Rufe
großer Schlauheit, Behendigkeit und Hinterlist steht, gerade wie bei uns
der Fuchs. Diese „hsrita Xantsil" erzählt mm, gleich wie unser „Neineto
Fuchs", in einer fortlaufenden Folge von Fabeln von der Klugheit des
Kantjil, das sich in den schwierigsten Lagen zu helfen weist, ebenso wie
Neinek.» Fuchs Thiere und Menschen zun: Besten hat und Alles zu seinein
Vortheil ausbeutet.

I.

Das Kantjil trat aus dem Walde und wollte über den Fluß setze». Da es aber
einsah, daß es ihm allein nicht gelingen würde, rief el, unter dem Verwände, sie zählen
zu wollen, eine große Anzahl Krokodile zusammen. Das Kantjil hieß sie sich aufreihen
quer über den Fluß, von einem Ufer zum anderen. Darauf fing es an zuzählen: eins,
zwei, drei u. s. w., bis es, von einem Krokodil zum andern schreitend, am jenseitigen
Ufer angelangt war.

II.

Drüben angekommen, verspürte es Hunger: da legte es sich mitten auf den Weg,
als Ware es todt, so das; die Fliegen anfingen, sich darauf zu setzen. Pald kam eine alte
Frau des Wege?, die trug in einem Korb Cssen zum „I,„I»!i°" (Reisfeld). Als sie das
tobte Kantjil erblickte, hob sie es auf, legte es in ihren Korb und dachte: Das wird ein
gutes ttencht geben. Im I»<!»uF angekommen, wollte sie das Essen hervorholen — da
war das Kantjil fort, und die Speisen alle hatte es aufgegessen. Darob verwuudertc sich
das alte Weib sehr.

Hndji Ali pflegte diese Fabeln vom Kantjil mit dem größten Ver-
gnügen zum Besten zu geben. Der Malaie hatte augenscheinlich seine
Freude an der Schlauheit des Thieres, die er als Naturmensch hoch zu
schätzen wußte, und sagte immer wieder im Tone innigster Bewunderung:
„Ist es nicht schlau, das Kantjil, ist es nicht zu schlau!" und sah dabei
selber aus wie der leibhaftige Neineke Fuchs.

Eines Abends erschien Hadji Ali wieder bei mir mit einem dicken
Buche in der Hand oder vielmehr auf der Hand — die Malaien pflegen
schwere Gegenstände nicht im Arme, sondern auf der erhobenen nach rück-
wärts gebeugten Handfläche zn tragen. „NMinsa," (Herrin) sagte er voll
Würde, „hier habe ich die Frone aller Königs." — „Was," rief ich
lachend, „die Krone aller Könige? Noch sah ich nur den Turban D<'iu
würdiges Hnnpt schmücken". — „Nicht so," sprach er lächelnd und reichte
mir das Buch. Ich schlng es auf, da stand in arabischen Schriftzeichen:
„HI2K0W W^alla i'»äsn," das heißt „Die Krone aller Könige". Und nun
wurde ich eingeweiht in das interessanteste Werk der malaiischen Litteratur,
das bei Weitem interessanteste, da es ein ursprünglich malaiisches ist.

Es ist eines der wenigen Werke, von denen außer der Iahres.abl der
Entstehung der Verfasser und dessen Wohnort bekannt sind. Bochari ist
der Name des Verfassers, eines Malaien, der — möglicher Weise arabischer
Abkunft — von Djöbor gebürtig, im Jahre 1012 mnliamedanischer Zeit-
rechnung (1NM n. Chr.» sein Meisterwerk „Die Krone der Könige" vollendete.
Der Zweck dieses Werkes ist, den Menschen aller Stände ihre Pflichten

vor Augen zu führen, wie sie diese in allen Lebenslagen, denen sie aus-
gesetzt seiu Wimen, zu erfüllen haben. Ein großes Vorhaben, das Bochari
nnt aller Weisheit zu Ende führt, mit einer Weisheit, die wir um so
mebr bewundern, als der Prediger derselben ein schlichter Malaie ist, der,
von der bildenden Hand der Ciuilisation unberührt, Nichts wissend von
den himmlischen Weisheitslehren eines Ehristus, doch eine Moral predigt,
die an Erhabenheit der christlichen nicht nachsteht, vereint mit praktischen
Lebensregeln, die, von einer gesunden Ichsucht getragen, das Wesen des
Orientalen charakteristisch beleuchten. Ich möchte die „Krone der Könige"
eine Art muhamedanische Bibel nennen, ein Vnch, das die Lehren des
Koran, auf uolksthümliche Weise redend, dem Volke zum klaren Verständ-
nisse bringt. Vochari, der Name des Schreibers, soll nach der Erklärung
kundiger Malaien ein Ehrenname sein, der besonders gelehrten Schrift-
stellern in früheren Zeiten beigelegt wnrde, eine Erklärung, die um so mebr
gerechtfertigt erscheint, als in einem altnrabischen Dialekt „Loebar" Weis-
heit bedeutet. Hadji Ali war ganz dnrchdrungen von dem hohen Wertbe
seiner „Krone"; der schlichte priesterliche Schneider verwandelte sich völlig,
wenn er, das Buch auf den Knieen, nur vorlas. Seine Gestalt nalnn
eine eigene Würde an, auch seine Kleidung schien eine gewähltere, wenn
er zum Vorlesen kam. Sein grünseidenes Priesterjäckchen schillerte im
Lampenlicht, und der weiße Mantel bauschte sich beim Sitzen ans der
Matte, was seiner hageren Gestalt etwas Würdevolles verlieh. Die hohe
Stirn unter dem Turban und die alten durchdringenden Augen sprachen
von Verständnis; nnd Einsicht. So schien er mir mit seinem grauen Bart
ein rechter Verküuder jeuer poetischen, weisheitsuollen Legenden. Er begann:
„Die Krone der Könige! Das Vnch trägt diesen Namen, sagt Bochari,
wegen der Außerordentlichkeit seines Werthes; denn welcher König dieses
Buch besitzt, alle Zeit darin liest und nach desselben Worten handelt, der-
selbe ist ein vollkommener König; denn das Buch ist dann seine Krone.
Gleichwie aber der Krone Wert!) in ihren Edelsteinen liegt, also der Wert!,
dieses Buches in seinen Worten; denn der Sinn dieser Worte ist voll hober
Bedeutung für alle Jene, die sie begreifen. Fürwahr, er ist glücklich, der
die Zierde dieser Krone besitzt!" Und nun folgt das erste Eapitel: „Wie
der Mensch sich selber kennen lernt, welchen Ursprungs er ist und welcher
Art sein Wesen":
„Als der Glorreiche, der Allerhöchste, den Menschen erschaffen wollte,
machte er ihn ursprünglich von Erde, die geringer ist als alles Andere in
der Welt und unansehnlicher als Alles, was sie umfaßt, indem Alles, was
,Leben hat, darauf wandelt nnd Alles verwelkt uud vergeht, was darin
stirbt. Das ist die Art Deines Ursprungs, o Mensch! der Dn gebrechlich
bist und sehr verächtlich, ans daß Du Deine Art sollst erkennen und Dich
selbst nicht überheben. Denn Deine gebrechlichen und verächtlichen Eigen-
schaften bestanden vor Deinen löblichen Eigenschaften, durch die Weisheit
in*

Gottes, des Allerhöchsten: Ebenso wie Dein Tod früher war, denn Dein Leben, Deine Schwachheit früher denn Deine Kraft, Deine Dummheit früher, denn Deine Erkenntniß, Dein Unvermögen früher, denn Deine Stärke, und Du auf dieselbe Weise früher blind warst als sehend, früher tanb als hörend, früher stumm als beredt, früher arm als reich und früher irrend, denn auf dein rechten Wege wandelnd! Kann nnn noch ein Mensch, dessen Zustand ein solcher ist, sich selbst überheben? Er muß vollkommen sich demüthigen und seine Seele niederbeugen."

„Was aber, wn,n lmchi, sagt Vochari der Weise von der Welt nnd ihrer Bedeutung?" fragte ich. Und Hadji Ali schlug ein anderes Capitel auf und las: „Etliche der Klugen sagen, dah die Welt der Einbildung gleicht: Besteht sie oder besteht sie nicht? Etliche der Vernünftigen sagen, daß die Welt gleich wie ein Traum ist und alle Menschen gleich Schlafenden, die beim Erwachen Nichts von dein Traum erlangen. Etliche der Gelehrten sagen: Die Welt gleicht dein Blitz, der leuchtend vergeht; Etliche der Verständigen sagen: Die Welt gleicht einer alten Frau, die sich mit allerlei Zierratheil uud bnnten Kleidern schmückt und von Weitem sehr anmuthig erscheint; wer sie nicht kennt, verliebt sich in sie, wer sie aber kennt, verabscheut sie. Etliche Einsichtige sagen: Die Welt gleicht einer jungen Frau, die wunderbar schön von Angesicht ist und sich mit allerlei Zierrathen schmückt. Jeder, der sie erschaut, hängt sein Herz an sie; doch die Frau ist sehr gefährlich und leichtsinnig und kennt keine Scham; denn jeden Tag geht sie einem andern Manne nach nnd hält Keinem ihr Versprechen. Alle verständigen Männer gebeil ihr einen Scheidebricf und begehreu uicht, ihr Antlitz zu schauen, alle Unverständigen aber lassen sie nicht und werden ihre Sklaven."

Es folgt mm, erläutert durch Beispiele aus der geschichtlichen Ueberliefernng, in geordneter Reihe von uierundzwanzig Capiteln eine Aufzählung der Pflichten aller rechtgläubigen Menfchen, naincntlich aller Fürsten, Volksoberhäupter, Beamten und Untergebenen in ihren gegenseitigeil Beziehuugeu zu einander. Der Tert fließt über von Gleichnissen und Bildern, die, wenn auch nicht immer gleich zutreffend, doch vollkommen im Geschmack des malaiischen Lesers sind, der als echter Orientale sich erfreut an einer gewissen Zierlichkeit nnd Anmuth der Sprache. So erzählt Bochari in dem Capitel von der Einsicht rechtfertiger Fürsten, ein Beispiel ans der geschichtlichen Ueberlieferung angebend:

„Eines Tages zürnte der Sultan Abu Djasfa auf einen Menschen, den er zu tödteu befahl. Nun war da Mnbaraku gegenwärtig, der berühmt war durch seine Weisheit. Er nahete ehrfurchtsvoll und sprach: „Vernimm zuerst das Wort des Propheten, über dem Friede sei!" Der Snltan fragte: „Was ist es? Thue es mir kund!" Und er sprach also voll Ehrfurcht: „Am Tage des Gerichtes, wenn alle Menschen sich versammeln, kommt eiue Stimme von Ferne, also sprechend: ‚Wer Gott lieb hat, der

stehe auf!^ lind Niemand steht auf, als der allein, der die Gebrechen der Menschen entschuldigte. — Der Sultan, diesen Bericht vernehmend, sprach: „Ich entlasse Jenen und spreche ihn frei von seiner Schuld." —

In dein Eapitel uon der „Bekämpfung des Hochmnths" heißt es:

„Eines Tages saß der Prophet Saliman (Salomo), über dem Friede sei! nuf seinem Reichsthron, und der Wind hob ihn empor in die Luft. Alle Menschen und Geister, deren Zahl unberechenbar war, begleiteten ihn, und der Prophet Saliman verwunderte sich über den Glanz seiner Herrschaft. In dieser Zeit überwältigte der Hochmnth seine Seele, und seine Krone wurde krumm. Der Prophet Saliman wollte sie eilig wieder gerade machen, da sie noch knlinmer ward, und als er sie zu dreien Malen gerade macheu wollte und sie doch nicht gerade wurde, sagte er: ,O Krone, warum wirst Dn nicht gerades Und die Krone antwortete ans Befehl Gottes, des Allerhöchsten: ,O, Saliman! mache erst Deine Seele gerade, auf daß ich Dir gerade werde/"

Die Sprache, deren Bochari sich in seinem Werke bedient, ist vollkommen rein und gehört den blühendsten Zeiten des malaiischen Reiches an. Es ist dieselbe, wie sie damals gesprochen wurde au den fürstlichen Höfen uon Djohor und Malakka und vielleicht noch heute im Reiche Menang-Karabaw im Gebrauch ist. Die „Kroue der Könige" verdient in der That ihren Namen. Es ist ein Werk, das sich in seiner Art den vortrefflichsten Erzeugnissen aller Litterntureu zur Seite stellen kann. Es legt Zeugnis; davon ab, daß die malaiische Litteratur in einer früheren Zeit auf einer weit höheren Stufe gestanden hat, als man jekt beim Anblick dieses Boltes vermnthen sollte. Die ältesten Handschriften der Malaien sind zugleich die schönsten und kräftigsten, nnd hieraus sollte man den natürlichen Schluß ziehen könne», daß die Malaien durch die Berührung mit arabischen uud persischen Volksstämmcn viel an Bildung gewonnen haben, daß jedoch durch den Verfall des Handelsverkehrs mit jenen Nationen, die dnrch das Erscheinen der Europäer verdrängt wnrden, ihre Litteratur nnd schönen Wissenschaften einen bemertenswerthen Rückschritt erfuhren. Roorda van Eysiuga, der im Anfang dieses Jahrhunderts sich der großen, aber lohnenden Mühe unterzog, die „Krone der Könige" in's Holländische zn übersehen, sagt in seiner Einleitung:

Es ist vorauszusehen, daß der Malaie, von Natur intelligent, bei regelmäßiger Entwicklung schnell wieder an Bildung zunimmt.

Was Roorda van Ensinga hoffte, wage ich zu bezweifeln. Ich zweifle, ob das Ehristenthum und unsere heutige Eiuilisation, zwei Bahnbrecher, die sich in unserer Zeit mit einer zu jähen Heftigkeit und Hast ein Gebiet erobern wollen, auf die Gemüther jener heißblütigen Orientalen, denen die Lelire Muhameds mit ihren echt orientalischen Gebräuchen und ihren« leidenschaftlichen Cultus iu Fleisch und Blut übergegangen ist, eine überzeugende Macht ausüben werden. Der gebildete Malaie ist in seiner Art, unberührt

von europäischein Einfluß, ein sittlich hochstehender Mensch. Gegen den Europäer aber, den Eindringling, den Träger der Eivilisation und des Christenthums, hegt er im tiefsten Innern einen stillen Grimm, nnd wenn er, im Verkehr mit ihm, ein angebornes Tactgefühl und feine Umgangsformen zeigt, so ist dies mehr dem Bestreben zuzuschreiben, auf diese Weise seinen Zweck zu erreichen und die ihm durch den Europäer gewordenen Bortheile auszunutzen. Man sollte den Malaien zuerst die Lehren des Koran znm Verständniß bringen und ihnen deutlich machen, wie Muhamed diese «erstanden haben will, sagt einer der größten Orientalisten der Jetztzeit, um jenem wüthenden Fanatismus entgegen zu treten, wie ihn nur ein Mißverstehen der Lehre Muhameds möglich machen kann, und der gerade die Malaien der Sunda-Inseln zu den entsetzlichsten Ercessen führt; denn nirgends im Koran steht geschrieben, daß Muhamed seine Lehre durch ^euer und Schwert verbreitet wissen will. Des „undi 18»", des Propheten Jesus, wird vielmehr mit Ehrfurcht im Koran Erwähnung gethan und eine Annäherung an die christlichen Schriftgelehrten gerathen.

„Wer wird den Sieg behalten bei den ‚Fürsten der Erde^," (wie sich stolz die Malaien nennen), fragte ich Hadji Ali, „der Muhamedaner oder der oraii^ Inseln (Christ), der Koran oder die Bibel?"

„^Valntnl ^llniu! Gott weiß es!" antwortete er als echter Fatalist, schien es aber doch besser zu wissen, als er vorgab, denn er fügte hinzu: ..^Ilali ill»1»li, Nulilliusä »1 r»zul!"

Es war der letzte unferer geselligen Abende, Hadji Ali hatte die „Krone der Könige" beendet. Auf dem dunklen Urwald, der uns nmgab, lag bereits die tiefe Mhe der Mcht. Die letzten Worte der Weisheit waren verhallt, Hadji Ali erhob sich und rüstete sich zum Aufbruch. In der erhobenen Rechten seine geliebte „Krone", in der Linken die Nähmaschine, deren stählerne Glieder im Mondeuschein glitzerten, schritt er langsam und würdevoll in seinem wehenden Mantel den Pfad entlang und verschwand unter den hohen, dunklen Bambusbünmen, gerade als der Halbmond über ihre Wipfel trat und ihre schlanken Zweige und feingliedrigeu Blätter wie ein Kunstwerk uou Silberfiligrau erschimmern ließ. Unter dem Zeichen des Halbmondes schritt er dahin, der strenge Priester. Aus dem nahen cnmpoug aber klang eine jener süßen paüwn-Melodieen herüber:

„Melatti.Wichen auf dein Hiiacl
Düften hcriib.'r, duften hinüber" —

dann schwieg die Stimme, wie im Schlaf erstickt.

Wie lange wirst Tu noch leben, in Deiner Eigenart, Du leidenschaftliche, kindliche Bolksseele? Wirst Du der Wucht eines Maschinen-Alters, das seinen eisernen Fnß auch auf die schillernden Gebilde Deiner morgenländischen Phantasie setzen will, widerstehen können? ^VaUadu Hllam?

Kunst und ^piel der Thiere.

von

HanF SchmidKunz.

— j)asing bei München. —

I.

>r Mensch, der als Erdentreter dem fliessende» Vogel über sich mit neidischer Bewunderung nachsieht, darf auch als Künstler, wenigstens im technischen Sinn, bewundernd zu manchen Leistungen der Thiere hinüberblicken. Des Bibers Bau und der Stack der Bienen, der Spinne Netz wie die seidenen Gespinnste der Raupen, ja schon das Nest und der Gesang der Vögel, wie die kampfspielartigen Tollheiten junger Hunde, sind Kunstleistungen, feiner bald und grober, die, wenn einem Menschen gelungen, bereits ein Verdienst der Technik und Phantasie bedeuten würden, wenn aber von Thieren ausgeführt, erst recht unsre Bewunderung herausfordern. Nicht so sehr das Knnstwerk selbst ist's, das uns staunen macht; welcher Mensch könnte denn nicht mit oder ohne entwickelte Technik das Bauen und Weben einer Wespe und eines Webervogels säuberlich nachbilden, und wie wäre es denkbar, daß der Mensch nicht auch ohne jene Vorbilder, wann Noth und Gelegenheit ihn reizen, aus eigenem mühevollen Ersinnen heraus ihnen Gleiches herzustellen vermöchte? Aber daß die Thiere ohne solch sinnende Mühe schaffen, was sie können, daß ihnen wie vom Himmel gegeben ist, was wir erst mit irdischem Schweiß uns erringen müssen — das ist's, was uns auch hier zu neidischer Bewunderung fort-reißen darf. Allein zugleich giebt es uns ein hartes Näthsel zu knacken auf: es läßt uns die Thiere bald hoch über uns, bald ganz nahe an uns, bald wieder tief unter uns erblicken. In welchem Verhältniß stehn wir denn zu ihnen, wie ist nnsere Kunst der ihrigen gegenüberzustellen, kurz: sind sie uns nahe verwandt oder trotz allem Widerspiel Fremdlinge?

Es ist interessant zu verfolgen, wie im Wechsel der Jahrhunderte und der allgemeinen Anschauungen über Welt und Menschheit dieses Räthsel verschieden zu lösen versucht wurde. Man zog die weite Reihe, die vom Menschen über die Thiere und Pflanzen bis zu den Steinen führt, bald enger zusammen, bald weiter auseinander oder riß sie etwa mitten entzwei; insonderheit rückten die Thiere bald zum Rang unserer niedrigen Verwandten auf und wurden bald wieder so tief als nur möglich degradirr. Erst standen sie überaus hoch, dann sielen ihre Actien, und endlich stiegen sie wieder Schritt für Schritt höher. Die Urzeit, Schöpferin weltdeutender Mythen, hat sie so eng in ihre Bilder vom Menschenleben und Weltenball eingeflochten, daß wir heute noch in zahlreichen Gebilden unserer Ornamentik und selbst der übrigen Künste auf Thiere stoßen, die mitsinnend, mittragend, mithandelnd mit ihren menschlichen Freunden uns an ferne Denkweisen erinnern, in denen die Thiere sich nicht nur einer günstigeren Beurtheilung, sondern auch einer wärmeren Hingabe des Menschen erfreuten als in Zeiten anderer Auffassungen. Auf der Höhe antiken Denken und Handelns, bei den zwei großen griechischen Philosophen, dem göttlichen Platou und dem irdischen Aristoteles, überrascht uns eine Neigung, Gemeinsamkeiten zwischen Mensch und Thier zu finden; ja es wird viel Systematik darauf verwandt, eine strenge Stufenfolge herzustellen, in der immer Eins zum Andern kommt; und Thiere wie Pflanzen haben ihre Seele. Kaum ist jene Höhe der Antike von den Anfängen ihres Endes abgelöst, kaum sind die rigorosen Vernunftherrn von der stoischen Philosophie großentheils Führer des antiken Denkens geworden, fällt auch schon Stück für Stück der früheren Bundesgenossenschaft. Die Pflanzen müssen ihre Seele hergeben; die Thiere dürfen sie behalten, verlieren aber die Gemeinsamkeit mit den Menschen. Dem armen Schwein soll die Seele nur gleichsam als Salz, d. h. um sein Fleisch vor Fäulniß zu bewahren, verliehen worden sein.

Indessen versäumt man doch nicht, was uns wohl zu allernächst am Herzen liegen dürfte: die einzelnen Leistungsarten der Thiere zu beachten. Ihr Instinct und zumal ihr Kunsttrieb werden auch uou diesen Weisen anerkannt, und Viele der großen Männer des Alterthums finden wir als Kritiker der Thiere wieder. Es ist dabei merkwürdig, wie manche Gedanken, die unserer Zeit anzugehören scheinen, schon in den Köpfen der ältesten Weiseli herumgewälzt wurden. Die Frage, mit der mir immer wieder gern spielen: ob Naffael auch ohne Hände der große Maler geworden wäre, würde des Perikles Freund, der Philosoph Anaragoras, wahrscheinlich verneint haben, da er »leinte, der Mensch sei deswegen das weiseste Thier, weil er Hände habe. Nein, hielten ihm später Aristoteles und Plutarch und der Arzt Galeuus entgegen: er hat deswegen Hände, weil er der weiseste ist. Und Einer nach dem Andern wies dazu ans die jungen Tlnere hin, die ihre Handlungen schon eher zu verrichten bemüht sind, ehe ihre körperlichen Gliedmaßen die gehörige Vollkommenheit haben.

Die Schätzung der Thiere darüber hinaus zn heben, hatte die mittelalterliche Folgezeit, soweit wir sie meist überschau«, kaum einen Anlaß. Selbst jener französische Weltmeise des 17. Jahrhunderts, den man an den Eingang modernen Philosophirens zu stellen pflegt, Descartes, neigte sogar dazu, die Thiere nur als Maschinen zu betrachten, wie es ja im nächsten Jahrhundert seitens der philosophischen Materialisten Frankreichs und in unserem seitens der Physiologie und Medicin auch dem Menschen gegenüber beliebt wird. Jedenfalls hat jene maschinöse Auffassung der Tlnere lang nachgewirkt: sie finden ab und zu ein Interesse, aber noch immer keine nähere Würdigung. Auch ein Buffon, der Naturhistoriker aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, blieb noch so sehr innerhalb der Maschinen-Ansicht befangen, daß er selbst in den allerkunstreichsten Handlungen der Thiere keinerlei Weisheit, Kunst und Erfindung sah und im Wachsbau der Vienen Alles aus einem bloßen Druck und Gegendnick der- arbeitenden Bienen begreiflich fand. Unter den führenden Geistern von damals war es wohl nur der Philosoph der erwachenden Marmorstatue, Condillac, der von den Thieren wesentlich anders dachte und sie ihre Künste auf menschliche Art erwerben, ihre Kunstwerke vorher erfinden ließ, so daß ein Biber schon zum Voraus den Niß oder das Modell zu seinem Bau, ein Vogel zu seinem Nest entworfen habe.

Heute ist es uns nicht schwer, solche Extreme zu vermeiden. Unsere Darwin, Brehm, Büchner u. A. haben uns einerseits eine willkommene Fülle einzelner Aufschlüsse über das Treiben der Thiere vermittelt, andererseits das Verhältniß zwischen den Menschen nnd den Thieren soweit aufgehellt, daß wir iu diesen weder Maschinen noch Menschen zu suchen haben. Namentlich waren es zwei Punkte, die in letzter Zeit zu größerer Klarheit gebracht wurden. Erstens sehen wir die Thiere durch den Instinct, dieses „vererbte Gedächtnih," zahllose Fähigkeiten ans die Welt mitbringen, wie sie der Mensch, in höchster Unbehilflichkeit geboren, erst in jahrelangein Lernen erarbeiten muß. Zweitens aber wurde die Stufenreihe vom Menschen bis zu den Pflanzen, die schon in der besten Zeit des Alterthnms einigermaßen eng zusammengeschnürt war, noch viel enger zusammengezogen. Auch abgesehn von der Hypothese, daß diese Reihe eine Entwickelung des Höheren aus dem Niederen bedeute, haben die vergleichende Anatomie, die Physiologie des Menschen und die Psychogenesis (Kindespsychologie) die körperlichen und seelischen Besitzthümer so sehr auf Grundlagen, die wir mit den Thieren gemein haben, zurückgeführt, daß wir uns nicht mehr scheuen brauchen, sowohl in den Thieren Vieles von uns, als auch in uns Vieles von den Thieren wiederzufinden. Daß dieser Weg zugleich zu Abwegen verlockte, ist ja bekannt und begreiflich. Darwin hatte hier wohl am wenigsten Schuld; er überschätzte gerade die thierische Kunst als Kunst keineswegs, that aber das Seine, um ihr gerecht zu werden. „Eo muß ein beschränkter Mensch sein", — sagt er im „Ursprung der Arten" — „welcher bei Untersuchung

des ausgezeichneten Baues einer Bienenwabe, die ihrem Zwecke so wuudersam angepaßt ist, nicht in begeisterte Verwunderung geriethe. Wir hören von Mathematikern, daß die Bienen praktisch ein schwieriges Problem gelöst und ihre Zellen in derjenigen Form, welche die größtmögliche Menge von Honig aufnehmen kann, mit dem geringstmöglichen Aufwand des kostspieligen Baumaterials, des Wachses nämlich, hergestellt haben." Inzwischen sei doch die Schwierigkeit nicht so groß, wie es anfangs scheint; denn all dies schöne Werk lasse sich von einigen wenigen, sehr einfachen Instincten herleiten. Dann giebt Darwin seine näheren Beobachtungen und Versuche darüber an und versucht die Erklärung aus seiner bekannten „natürlichen Zuchtwahl". Allerdings handelt sich's hier nicht eigentlich um Kunst für sich, um Aesthetisches, sondern um ein technisches Mittel im Kampf um's Dasein. Hingegen haben auch Versuche nicht gefehlt, das eigentlich Künstlerische, wie es den Menschen auszeichnet, die Kunst als Gegenstand des ästhetischen Wohlgefallens, und zwar namentlich die Musik, bei den Thieren wiederzufinden und dort den Ursprung unserer, anscheinend rein menschlichen. Schätze der Schönheit anzusetzen. Allein all dem, was da an theilweise unbestrittenen Thatsachen auftauchte, fehlte doch meistens das, was Kunst znr Kunst macht: so dem Vogelgesang das Musikalische. Dieser Zweig des Darwinismus, die „euolutionistische Aesthetik," hat nun einmal Fiasco gemacht; die Thiere sind eben weit weniger Künstler, als unsre häusige Bewunderung uns glauben lassen möchte.

II.

Doch lang bevor es moderne Forschung und Speculation so weit gebracht, war ein Mann als Dolmetsch der thierischen Künstler aufgetreten, der zwar uns Hentigen dem Namen nach in guter Erinnerung ist, dessen nähere Verdienste jedoch unserem Dank entschwunden sein dürften. Zu Ende des Jahres 1894 gedachte die Oesfentlichkeit eines Schriftstellers, der damals gerade vor zweihundert Jahren, am 22. December 1694, zu Hamburg geboren ward, Hermann Samuel Neimarus hieß und vielleicht durch die philosophischen Werke, die unter seinem Namen herausgekommen, trotz ihrem damaligen großen Erfolg kaum einen besonderen Nachruhm erlangt hätte, wäre er nicht identisch gewesen mit einer der interessantesten Einlagen in unsrer elastischen Litteraturperiode. Er ist kein Geringerer als Lessings „Ungenannter", der berühmte Wolfenbüttler Fragmentist, durch dessen „Schuhschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" Lessing als ihr Herausgeber in die bekannte Fehde mit dem uielberufenen Pastor Goeze geriet!). Jener philologische und philosophische Gelehrte hatte, wie er erzählt, seit vielen Jahren zu seinem eigenen Vergnügen besondere Beobachtungen von den verschiedenen Kunstfertigkeiten der Thiere aus den glaubwürdigsten Naturforschern gesammelt, sie jedoch nicht selbst verüsfent-

licht, sondern zunächst zu einer kleineu lateinischen Abhcmdlnng aus dem Jahr 1725 und dann zu „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe: zum Erkeuntniß des Zusammenhanges der Welt, des Schöpfers und unser selbst", benützt; ein Vuch, das 176!» zum ersten und 1798 zum vierten Mal erschien uud in's Holländische und Französische übersetzt wurde. Erst fünf Jahre nach seinem Tod, im Jahre 1773, wurden seine „angefangenen Betrachtungen über die besonderen Arten der thierischen Kunsttriebe aus seiner hinterlassenen Handschrift herausgegeben, mit einigen Anmerkungen und einem Anhange von der Natur der Pflanzenthiere begleitet", durch seinen Sohn, den Arzt I. A. H. Neimarns; sie beziehen sich zumeist auf die Bewegungen der Thiere. In jenein anziehenden Werk, dem wir bereits manches Vorige entnommen, zeigt unser Autor einerseits, wie man gemeiniglich, weil wir Menschen mehrentheils lauter erworbene Fertigkeiten und Künste haben, in den wesentlichen Begriff der Fertigkeiten und Künste mit hineinschiebt, daß sie Geschicklichkeiten sind, die nur uns durch fleißige Uebung erworben haben, nnd wie demgegenüber die Kunstfertigkeiten der Thiere sich lediglich als natürliche, angeborene Triebe erweisen, ohne also die Thiere den Menschen als den alleinigen Besitzern der damals so viel angerufenen „Vernunft" näher zu stellen, ohne ihren wesentlichen Unterschied in einen blos stufenweisen zu verwandeln. Andrerseits aber weist er nach, daß in den Kunsttrieben der Thiere das Vornehmste, nämlich ihre regelmäßigen Kunstwerke, die sie mit vieler Geschicklichkeit und Fertigkeit zu machen wissen, sich „weder aus einem bloßen Mechanismo, noch aus einer damit verknüpften äußerlichen und inneren körperlichen Empfindung oder auch sinnlichem Witze zureichend auflösen" läßt. Sie entspringen nicht mechanischen, sondern willkürlichen Trieben; sie setzen ein seelisches Bemühen voraus. Beispiele, die er giebt, „zeigen klärlich, daß die Thiere ein bestimmtes Modell oder Muster ihrer Arbeit im Kopfe haben uud das abweichende oder zerrüttete, nach solcher Vorschrift, ändern und zur Einstimmung bringen; folglich, daß sie nicht als bloße Maschinen zu ihrer gewissen Arbeit determinirt sind, sondern zugleich nach einer Vorstellung handeln." Aber nicht mehr; selbst was sie noch an höheren Geisteskräften besitzen, stehe in keiner Verknüpfnng mit ihren Kunsttrieben, und gerade je mehr sie davon haben, wie Hunde, Pferde, Elephanten, desto geringer seinen ihre natürlichen Kunsttriebe. „Die Geschicklichkeit, welche wir an ihnen bewundern, ist bloß eine Erfindung der Menschen, welche die rohen Triebe und Fähigkeiten dieser Tbiere nach ihrer Absicht zu bestimmen wissen. Ein offenbares Zeichen, daß die Kuusttriebe der Thiere nicht aus ihren eigenen Fähigkeiten des Verstandes entstehen, nicht von ihnen selbst erdacht oder erfunden sind. Denn sonst würden diejenigen Thiere, welche vor andern fähig sind, menschliche Erfindungen zu fassen und anzunehmen, auch von selbst auf mehrere Künste, die zu ihrer Bequemlichkeit, Lust und Nothdnrft dienen, gerathcn sein. Allein das sieht

man nicht, sondern im Gegentheil, je weniger bei den Thieren, wegen ihres kurzen Lebens und «erlassenen Zustandes, oder sinstern Aufenthaltes, Erfahrung, Erziehung, Beispiele, uud also auch Nachdenken und Erfindung stattfinden, desto mehrere und feinere Kunstfertigkeiten besitzen sie von Natur."

In 27 Thesen giebt dann Neimarus einen Ueberblick über die Eigenschaften der Kunsttriebe. Taß jedes Thier solche hat, und daß es diese und keine anderen besitzt, zu seiner und seines Geschlechtes Erhaltung und Wohlfahrt, führt er auf die Bedürfnisse der verschiedenen Arten ihres Lebens zurück. Wir sehen also, zumal wenn er fortfahrt: „Keine Thierari hat unnöthige und überflüssige Kunsttriebe," daß für ihn die thierischen Künste Mittel zum Existenzzweck und Wirkungen der Noth sind. — Damit scheinen sie so weit nnr möglich von den menschlichen Künsten entfernt zu bleiben. In der That huldigen wir den ästhetischen Künsten nicht aus Hunger, nicht um unsere Existenz zu fristen. Allein es ist nur der leibliche Hunger, nur das Thierische an unserer Existenz, was in diesem Sinn tief unter der menschlichen Kunst bleibt. In einem höheren Sinn treibt auch uns der Hunger nach der Kunst, ist in unseren Existenzbedingungen auch diese mit eingeschlossen. Seit Richard Wagner mehrfach darauf Hingewiese«, welche Bedeutung die Noth, die schreiende Noth — freilich nicht als „Magenfrage" — im Kunsttreiben spielt, seitdem mögen auch die thierische und die menschliche Kunst einander wieder näher gekommen sein, als jener Sohn des optimistischen Jahrhunderts ahnte.

Bon Sonstigein erfahren wir noch Folgendes. „Kein einzig Thier hnt von Natur fremde, falsche und verkehrte Knnsttriebe." Neimarus meiut, wir dürfen die Triebe nnr in Gedanken vertauschen, so können nur nns leicht vorstellen, welche Unordnung alsdann'in der Natur entstehen würde; er giebt ein Bild davon in der bekannten Manier: „wie's war', wenu's anders war'." Ferner: „Alle einzelne Thiere einer Art handeln, wenn sie frey sind, in ihren Kunsttrieben nach einerlei, bestimmten Weise, Negel nud Modell, wenigstens in dem Wesentlichen; so daß ihnen bloß zufällige Beschaffenheiten verschiedentlich zu bestimmen überbleiben." Nun aber die Einschränkung: „Tic Kunsttriebe der Thiere sind von der Natur nicht so gänzlich und in allen Stücken determinirt, daß ihnen nicht Eins uud Anderes, dnrch ihr eigenes Ertenntnißvermögen, nach den Umständen, verschiedentlich zu bestimmen übrig bliebe." So der Ameisenlöwe nach deu Mittheilungen Nonnets, des philosophischen'Nachfolgers von Condillac: er „brauchet sonst seine vordere Zange zur Schaufel, die Steinchen, welche in seiner Sandgrube ein Hinderniß geben, binaus zn werfen. Allein, wen» ihn, der Stein für einen solchen Wurf zn groß ist, so suchet er das Hintertheil seines Körpers unter den Stein zu schieben, und selbigen sich auf solche Weise auf den Rücken zu laden. Wie er nun auch sonst allezeit rücklings kriecht: so bemübet er sich, den nnfgeladenen Stein immer weiter

rückwärts, in einer Schneckenlinie, aus der Tandgrube bis zum obersten Eingange zu schieben. Mer, siehe, der Stein rollet ihn« oft im Schieben von dein Rücken wieder herunter in die Tiefe, fast wie die Fabel von des Sisyvhi Steine saget. Dennoch ist mein Ameislöwe unverdrossen, sich den Stein, wie vorhin, und so oft aufzuladen, bis es ihm gelingt, diese Last ganz in die Höhe und ans der Grube zu schaffen." Zu demselben Punkt gehört auch folgende Erfahrung: „Wenn die Thiere znweilen selbst von der regelmäßigen Vorschrift ihres Kunstwerkes unvermerkt abgewichen sind: so suchen sie solchen Fehler wohl durch Nachgeben und Einlenken wieder gut zu machen." Diese Neberschreitnngen des blos Maschinenhaften gehen jedoch nicht so weit, daß die Kunsttriebe einer und derselben besonderen Art, in den Hauvtstncken, nach Ländern und Nationen verschieden wären oder von den Nachkommen zu einer weiteren Vollkommenheit gebracht würden: es kommen auch eben so wenig neue Künste unter den Thieren auf, als alte verloren gehen oder schlechter werden. Das Gegeutheil bekanntlich bei den Menschen. Ebenso: „Ein jedes Thier äußert die Kunsttriebe seiner Art, gleich das erste mal, mit einer völligen regelmäßigen Fertigkeit, ohne vorgängige Anweisung, Uebung, oder Brudelev" „Es sind vom Anfange lauter Meisterstücke."

An diesem Naturcharakter thierischer Kunst ändern auch scheinbare Ausnahmen Nichts. So äußert sich ein Theil der Kunsttriebe „erst in einem gewissen Alter und Zustande, auch wohl nur ein mal im ganzen Leben; aber dennoch bey allen auf einerlei) Weise, nnd so gleich mit völlig regelmäßiger Fertigkeit. Demnach sind auch diese Kunsttriebe nicht durch Uebung erworben, sondern in der Natur selbst von ferne bestimmt, daß sie sich zu ihrer Zeit entwickeln müssen." Selbst das ist nur eine scheinbare Ausnahme, „daß einige Thiere, welche zuerst, Schwachheits halber, der Aeltern Pflege anvertraut sind, von denenselben auch, so weit es nöthig ist, lernen und angeführt werden, bis sie zu vollen Kräften gekommen sind, und bis sich ihre eigenen Kunsttriebe entwickeln." Beispiele zeigen jedoch, daß die Erziehung der unwissenden Jungen nicht über die Notwendigkeit geht. Auch noch eine andere Ausnahme — „die Kunsttriebe der Thiere sind von der Natur nicht so gänzlich und in allen Stücken determinirt, daß ihnen nicht eins und anderes, dnrch ihr eigenes Erkenntnißvennögen, nach den Umständen, verschiedentlich zu bestimmen übrig bliebe" — reicht nur so weit, daß die angewandten Mittel immer noch eine allgemeine Aehnlichkeit mit den gewohnten ihres Triebes haben und demnach keiner höheren als eben thierischer Seelenkräfte zur Erklärung bedürfen.

III.

So mögen uns die Thiere auch als Künstler gleich lieb und vertraut werden, wie sie es sonst sind. Erniedrigt uns ein Entgegenkommen gegen

sie keineswegs, so dürfen mir auch nicht fürchten, daß unsere Kunst erniedrigt werde, wenn wir Einiges von ihr ebenfalls an den Thieren wiederfinden.
Noch wehr: wir finden Einiges von unserer Kunst auch an einer näheren Stelle wieder: in unseren Spielen; und ebenso finden wir Einiges von unseren Spielen ebenfalls bei den Thieren wieder. Kunst und Spiel beim Menschen, Kunst und Spiel beim Thier werden uns so zu einen» Bündel nahe verwandter Fragen. Besonders die Spiele der Thiere geben uns dadurch Näthsel auf, daß wir uns nicht leicht in ihren Sinn hineindenken können, und daß sie Hinwider mancher Wirklichkeit ähnlich sind, die wir wohl kennen und wohl zu verstehn glauben.
So wenn die Thiere in ihrem Spiel ein Jagen oder Kämpfen darstellen, oder wenn sie nachahmen, was sie wahrgenommen. Warum thun sie das? Warum thnn die Menschen Aehnliches? Und was hat es, vielleicht als höchste Erscheinung all' dessen, zu bedeuten, daß wir in unserer eigentlich menschlichen Kunst eine eigene Welt aufrichten, die abermals mancher bekannten und verständlichen Wirklichkeit ähnlich, oft bis zum Verwechseln ähnlich ist und doch nicht wesentlich gleich auf uns wirkt wie diese? Wenn wir mit Jemandem ein Spiel spielen: wollen wir ihm dadurch ebenso über werden wie im ernsten geschäftlichen oder kriegerischen Kampf, oder „thun wir nur so, als ob" — und welchen Sinn hat dies? Wenn wir die Bühnendarstellung eines Mordes ruhig ansehen und darüber sogar noch das bekannte „Vergnügen am Tragischen" fühlen: was hat diese Abweichung von dem, was uns sonst eine solche Begebenheit bedeutet, zu bedeuten? Kurz: worin besteht das Weien der Kunst und des Spieles?
Um diese Fragen zu beantworten, wird vor Allem eine umfassende Kenntniß dessen nothwendig sein, was an Thatsachen im Bereich der erwähnten Erscheinungen beizubringen ist. Eine gleich hinreichende Kenntniß wie von der menschlichen Kunst haben wir von den menschlichen Spielen wohl noch nicht, und noch weniger von der Kunst und den Spielen der Thiere; die davon vorhandenen Bruchstücke oder Gesammtuorräthe sind gerade im Nabmen unserer Zeilen nicht genügend wiederzugeben. Auf Grund solcher Kenntnisse beschreibender Art aber wird sich allmählich eine Erklärung im Sinn jener Fragen geben lassen, wenn man sich zuvörderst an das allen diesen Erscheinungen Gemeinsame hält und lieber mit einem Eingehen in die Besonderheiten so lange wartet, bis der allgemeine Grund sicher genug gelegt ist. Dazu mag folgende Betrachtung dienen.
Gin großer Bestnndtheil unseres seelischen Lebens sind die Vorgänge, in denen wir irgend Etwas glauben oder nicht glauben — im weitesten Sinn dieses Wortes. Wir glauben z. B., daß ein Ereigniß, das wir sahen oder erfuhren, ein Mord war; wir glauben nicht, daß die sociale Frage bald gelost werde; wir glauben, daß es einen Gott giebt, oder glauben daran nicht. Solche Vorgänge sind im weitesten Wortsinn Urtheile; in mehrfachein engeren Sinn kennen wir die „Urtheile" des Nichters, des
v

Kritikers u. s. w. Wesentlich verschieden davon sind die Vorgänge, in denen unsere Seele irgend eine Angelegenheit lediglich, wenn wir so sagen dürfen, sich gegenüber hat, ohne darüber Etwas zu glauben. Wir haben z. N. einen Gesichtseindruck von einein Gegenstand, der, wenn wir uns vielleicht später nach unserem Urtheil darüber fragen, für einen Baum gehalten weiden kann; oder wir erinnern uns eines solchen Eindrucks, oder wir conftruiren ein ihm ähnliches Bild selber in unserer Seele. Oder wir sehen ein Ereigniß, das sich für unser etwaiges Urtheil als ein Mord auffassen läßt; oder wir beschäftigen uns lediglich mit dein Gedanken — nicht mit dem Glauben — daß ein Mord geschieht. Oder wir denken an die sociale Frage, oder gar an ihre baldige Lösung, ohne irgend ein Ja oder Nein darüber. Oder wir machen uns in unserm Geist ein Bild von Gott, ohne an ihn zu glauben oder ihn zu leugnen; noch mehr: nur können selbst den Glauben oder Nichtglauben an Gott, also ein Urtheil, in unserer Seele haben, ohne wirklich zu glauben oder nicht zu glauben, d. h.: ohne das Urtheil in der That zu fällen. So, wenn wir den Atheismus zu widerlegen beginnen: wir müssen dann den Unglauben der Gegner, obschon wir ihn nicht mitmachen, doch in uns „gegenüber haben", uns „vorhalten" — gleich einer Urkunde, die wir nus erst vor Augen halten, ehe wir sie anerkennen. Dieses Gegenüberhaben oder Borhalten verdient den technischen Namen des „Vorstellens" und zwar ohne Rücksicht darauf, ob wir von Etwas einen sinnlichen Eindruck haben oder es gegenwärtig in unser»: Geist finden (wie wenn wir das Auftauchen einer Freude in uns erfahren) oder es sonstwie als Stück unseres seelischen Lebens bekommen.

IV.

In allen Fällen der Kunst oder des Spiels ist der Inhalt dieser Beiden kein Gegenstand des Glaubens, sondern ein Gegenstand des Vorstellens. Der Dramatiker, der die Worte: „Ich will Dich tödten" niederschreibt; der Schauspieler, der sie spricht; der Kunstfreund, der sie liest oder hört: sie Alle meinen dies nicht in dem Sinn eines Urtheils — Niemand will tödten — sondern lediglich in dem Sinn, daß sie sich diesem keineswegs gefällte Urtheil vorstellen. Sic fällen dieses Urtheil ebenso wenig, als der Prediger den Unglauben an Gott, den er bekämpft und sogar in Worte kleidet, zu dem seinigen macht, oder als der Staatsanwalt eine strafbare Aeußerung, die er zur Anklage bringt »nd dazu genau feststellen muß, zu seiner eigenen Ansicht oder Aussage macht. Und ebensowenig als der Staatsanwalt eine solche religions- oder sittenwidrige Stelle in eine», dichterischen Werk nothwendig selber für richtig lM, ebensowenig hält sie der Dichter als solcher für richtig, ja, er bält sie auch nicht einmal für falsch: denn ihm war es einzig um die Vorführung des Inhalts jener Stelle, um eine Vorstellung zu tlm», und zwar bei sich wie bei Jedem,

der mit dem Dichtwerk zu thun bekommt. Er kam: im Uebrigeu den betreffenden Inhalt für wahr oder falsch halten; aber nicht als Dichter, sondern als Theoretiker, oder etwa als Lebenspraktiker. Er kann auch mit jener dichterischen Stelle die Absicht verfolgt haben, sein Publicum an ihren Inhalt glauben zu machen, und vielleicht mit Erfolg; allein in eben dein Maß, als er dies thut, als er dieser „Tendenz" huldigt, ist er nicht Künstler, und in den, Maß Hinwider, als sein Werk künstlerisch gernthen ist, war die Tendenz in Kunst aufgelöst worden.
Man könnte nun den Dichter, der die Worte: „Ich will Dich tödten," vorführt, so auffassen, daß er oder sein Darsteller den Hörer täusche, d. h. ihm die falsche Meinung beibringe, der Dichter oder sein Darsteller wolle wirklich Jemanden tödten. Ebenso beim Spiel: hier sei der Knabe, der als „Gendarm" den „Näuber" verfolgt, bestrebt, den Partner über sich zu täuschen und sich von ihm wirklich für einen Gendarmen halten zu lassen; und desgleichen bei Spielen der Thiere. Allein man sieht nach dem Vorigen leicht ein, daß dies ebensowenig zutrifft als die etwaige Auffassung, der Dichter denke in der That an Mord, der spielende Knabe in der That an eine Verhaftung, und Jener wolle seinen Hörer, dieser seinen Partner über seine Absichten täuschen und in die Sicherheit wiegen, es handle sich nm keinen Mord und keine Verhaftung. Denn weder Mord noch Verhaftung noch der Verzicht auf Neide, sondern lediglich das anschauliche oder der Anschauung gleichkommende Vild solcher Thätigkeiten steht hier in Betracht. Nicht Irrthum noch Wahrheit, nicht Täuschung noch Entlarvung oder Berichtigung, nicht Schein noch Sein gilt es hier; vielmehr soll statt der Wahl zwischen Schein und Sein blos die Erscheinung der Sache erfaßt werden.
Wenn der Anblick eines Vaumes in der Nacht, vereint mit unserer Angststimmung, uns die Täuschung erweckt, dies sei ein Gespenst, so ist das eine Illusion; wenn Potemkin seiner Kaiserin durch Coulissen die Täuschung „Potemkin'scher" Dörfer vorzaubert, so war dies ebenfalls eine Illusion. Wenn aber der Theatermaschinist uns Coulissen vorführt, die ein Dorf darstellen sollen, so ist dies kein Potemkin'sches Dorf und überhaupt keine Illusion. Wir glauben weder, vor einem Dorf zu sitzen, noch zweifeln wir daran; wir geben uns mit der Erscheinung eines Dorfes zufrieden, und nur wenn unsre Vorstellungskraft, speciell unsere Phantasie, sehr unselbstständig entwickelt ist — nicht etwa, wenn sie sehr vollkommen ist — dann machen wir'sso, wie es manche Anekdoten von Ungebildeten berichten, die den Gegenstand ihrer Vorstellung für einen Gegenstand ihres Nrtheils halten, etwa auf die Vülme zu Hilfe eilen od. dal. Die künstlerische Vorzauberung ist ebensowenig wie der Zauber des Spiels eine Illusion, sondern etwas davon wesentlich Verschiedenes; nur die scheinbare Ähnlichkeit mit ihr und die Unuollkommenheit unsrer ästhetischen Einsichten bewirken den zweideutigen Gebrauch des Ausdrucks „künstlerische Illusion". Daß sich somit auch die strafrechtliche oder moralische Verfolgung von Kunstwerken ob religiöser, sittlicher, politischer oder sonstiger

Vergehen als eine ästhetische Einsichtslosigkeit herausstellt, und daß zum Schutz der Kunst gegen diese ein Gesetzesparagraph nöthig wäre: „Die Kunst und ihre Ausübung ist frei," dürfte nach dem Gesagten einleuchten.

Man könnte andrerseits den Zuschauer vor der Bühne oder den Knaben, der im Spiel vor einein „Gendarmen" flieht, so auffassen, als versetze er sich selbst in die (irrige) Meinung, ein Dorf oder einen Gendarmen in Wirklichkeit vor sich zu haben. Diese Annahme einer Selbsttäuschung wird wohl schnell wieder verlassen werden; man könnte sie aber mit der Ergänzung wieder aufnehmen, daß die Selbsttäuschung durchschaut und berichtigt werde, daß man um sie wisse und sie so zu einer bewußten mache. Mn ist es wohl allgemein bekannt, daß eine durchschaute Täuschung aufhört, eine Täuschung zu sein. Wir glauben entweder an die Sache oder glauben daran nicht; Beides zusammen bedeutet eine logische Unmöglichkeit und ist beim geistig normalen Menschen eine psychologische Unwahrscheinlichkeit höchsten Grades. Annehmbarer wäre die Auffassung, die blos eine Absicht, sich ebenso zu täuschen, wie man einen Andern täuscht, und ein Mißlingen dieser Absicht voraussetzt; die Umständlichkeit jedoch, die in einem solchen Hin und Zurück liegt, macht dies ebenso wie den Gedanken eines Hin- und Herpendelns zwischen Täuschung und Berichtigung als Erklärungsversuch von Kunst und Spiel ebenfalls unwahrscheinlich. Dagegen dürfte der Gedanke einer bewußten oder durchschauten Selbsttäuschung ebenso ein Widerspruch sein wie der eines hölzernen Eisens oder eines runden Vierecks oder einer potentiellen Energie; ganz abgesehn von seiner Unzulänglichkeit, indem er unter den Künsten und Spielen nur auf die darstellenden, wie auf Dichtung, Mimik, Malerei und Plastik, auf Jagd-, Kampf- und ähnliche Spiele, nicht aber auf die selbstschaffenden, sogenannten formaleren Künste und Spiele anwendbar wäre, auf Musik, Architectur, auf das meiste Decoratiue und auf deu nicht mimischen Tanz, sowie auf die diesen Künsten ähnlichen Spiele.

V.

Indem wir so den Inhalt der Kunst und des Spiels in dem weiten Reich des bloßen Vorstellens untergebracht, fehlt es uns doch noch an seiner Unterscheidung von Anderem, was ebenfalls bloße Vorstellung, aber weder Kunst noch Spiel ist. So leicht und allgemein die bisher gegebene generelle Erklärung von Beiden war, so schwierig nnd von besonderen Einsichten abhängig dürfte die noch ausständige specielle Erklärung Beider sein. Der Versuch einer solchen wird zunächst die bisherige Ausführung insofern ergänzen müssen, als sie in abftracter Weise mit der Annalmie isolirter seelischer Vorgänge, diesmal der Vorstellungen, rechnete. In der concreten Wirklichkeit haben wir mit solchen Isolirtheiten kaum jemals zu thun: an die Vorstellungen schließen sich in der That wohl immer Urtheile (wenngleich nicht

nothwendig gerade die Anerkennungen des Inhalts jener Vorstellungen) und Vorgänge der Lust und der Unlust, der Zuneigung und Abneigung an — oder was für seelische Klassen man sonst annehmen mag. So kann uns Alles, was wir vorstellen, gefallen oder mißfallen in jenem weitesten Sinn, in welchem wir von positiven (Lust-) und negativen (Unlust-) Gefühlen sprechen.

Beispiele: nach langwieriger Beschäftigung mit einer Sache bereitet uns eine andere den Genuß ihrer Neuheit, sei sie nun selber von der oder der, vielleicht sogar von einer recht widrigen Beschaffenheit; oder ein Ding erfreut uns als unsere Speise (sei es im Essen oder sonst wann), mag sie auch weder neu sein noch sonstige Vorzüge haben; oder ein Geräth gefällt uns ob seiner Bequemlichkeit, eine Anordnung ob ihrer Zweckmäßigkeit, ein Besitz ob seiner Nützlichkeit, ein Ausspruch ob der edlen Gesinnung seines Urhebers u. dgl. m.; und endlich ein Stück schöner Natur oder ein Kunstwerk oder ein Bruchstück daraus oder auch nur ein Anklang daran im Phantasieleben eines Geistes von Geschmack gefällt uns ebenfalls. Achtet man auf den Unterschied zwischen diesem letzten Beispiel und jenen vorhergehenden, so fällt bei jenen der Umstand auf, daß die in uns erweckte Lust sich auf den jeweiligen Gegenstand nnr heftete, insofern er in gewissen Beziehungen stand. Eine Sache, die uns 'durch den „Reiz der Neuheit" fesselte, kann ohne diese Relativität uns anwidern; ein eßbarer Gegenstand, auf dessen Verzehrung wir verzichten müssen, erfreut uns nicht mehr oder nur durch andere Beziehungen; ein unbequemes Geräth, eine unzweckmäßige Anordnung, ein unnützer Besitz, ein unedler Ausspruch mißfallen uns — und zwar auch dann, wenn gegen früher das Geräth, die Anordnung, der Besitz, der Ausspruch gleichgeblieben sind und nnr die „Verhältnisse" sich geändert haben.

Künstlerisches oder Kunstartiges hingegen gefällt uns ohne ein solches „Insofern": ein erhabenes Bauwerk, eine Stelle aus einer guten Musik, ja selbst ein Witz oder ein Reim oder ein wohlproportionirtes Rechteck haben für uns keine solche relative Bedeutung der Neuheit oder der Ernährung oder der Bequemlichkeit u. s. w., sondern vielmehr die beziehungslose („absolute") Bedeutung, daß uns ihre Beschaffenheit gefällt. Hinzukommen kann allerdings jegliche Beziehung dieser Art, namentlich die einer Übereinstimmung mit dem Zeitgeschmack; dann muß sich zmit der Zeit neben einem solchen veränderlichen Factor ein gleichbleibender feststellen lassen, wenn es sich wirklich nm Kunst handelt, oder er muß fehlen, wenn dies nicht der Fall war. Hinzukommen kann die Bedingung eines solchen Gefallens Hinwider ?u den Bedingungen jedes sonstigen Gefallens: ein Ofen mag nns nicht nur ob seiner ausgestrahlten Wärme, ob seiner bequemen und praktischen Einrichtung, ob seiner Zugehörigkeit in nnser Eigenthum, ob seines Ursprungs u. dgl. freuen, sondern auch lediglich als solcher oder selbst einschließlich derartiger Beziehungen als eigenes Ganzes, wenn sein

Zusammenhang und seine Einzelheiten uns denjenigen Eindruck der Zusammenstimmung, Angemessenheit, oder wie man es nehmen und nennen mag, erwecken, der dem sogenannten Schönen oder Künstlerischen oder Aesthetischen zugehört. Ebenso kann eine Maschine und selbst ein mathematischer Beweis, abgesehn von allem Anderen, uns im ästhetischen Sinn gefallen. Dieser Sinn aber war wesentlich der, daß Etwas die Eigenschaft hat, lediglich durch seine Beschaffenheit, nicht durch seine Beziehungen zu Anderem, also in diesem Sinn „absolut" zu gefallen.

Allein Gegenstände gefallen uns nicht bloß, sondern wir begehren ihrer auch und streben dabei zugleich nach verschiedentlich^ Thätigkeiten, die sich daraus ergeben. Dieses Streben und Thun kann als ein Bestandtheil des sonstigen Lebens gedacht sein, wenn z. B. der Gendarm sich bemüht, seine Pflicht zu erfüllen, und darum einem Räuber nachstellt; oder ohne solche Beziehungen, wenn ich z. B. setzt mein Schreiben oder Lesen unterbreche und an den Rand Figuren zeichne, mit denen ich nicht gerade einen Zweck verfolge. Ebenso wenn Kinder oder Thiere eine ihrer Unterhaltungen aufführen. Dort der Ernst, hier das Spiel. Daß Beide zusammengehen, in einander überfließen können, daß ein 'Spiel selbst wieder >in den Dienst eines ^Ernstes gestellt werden kann, daß verschiedene Wesen verschiedenen „Geschmack" haben u. s. w. — das braucht wohl nur nebenbei erwähnt werden.

Unser Ergebniß ist: Gegenstände des Schaffens, Darstellens und Genießens der Kunst (einschließlich des sogenannten Naturschönen) sind wesentlich dadurch bestimmt, daß sie lediglich als vorgestellte und kraft ihrer eigenen Beschaffenheit, nicht kraft ihrer Beziehungen zu Anderem gefallen oder gefallen können. Gegenstände des Spiels sind wesentlich dadurch bestimmt, daß wir uns mit ihnen lediglich als mit vorgestellten und kraft ihrer eigenen Beschaffenheit, nicht kraft ihrer Beziehungen zu Anderem beschäftigen.

VI.

Zu diesen Ausführungen gab uns der Umstand Anlaß, daß seit einiger Zeit die hier aufgeworfenen Fragen mit einem Eifer erörtert werden, an den frühere Bemühungen der Aesthetik nicht heranreichen. Namentlich waren es Vertreter der Entwicklungstheorie, die darein eingriffen: Darwin, Spencer u. A. Eine naheliegende Uebertreibung, die schon erwähnte evolutionistische Aesthetik, d. h. die Erklärung der menschlichen Kunst durch thierische Kunst und thierische Triebe, wurde von philosophischer Seite überzeugend zurückgewiesen (beispielsweise von Stumpf in der „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" 1885). Dann war es der Kunsthistoriker K. Lange, der in seiner „künstlerischen Erziehung der deutschen Jugend" (1893) auf die Bedeutung des kindlichen Spiels für die Erkenntniß des Wesens der Kunst aufmerksam gemacht und den künstlerischen Charakter des

Spiels nachzuweisen versucht hat; Andere haben den lebenfördernden Werth des Spieles hinzugefügt, wie Th. Ziegler, der die Arbeit ein Kind des Spieles nannte („Das Gefühl" 1893) und selbst den studentischen Spielen gerecht wurde („Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts", 2. A. 1895). Lange hat später (1895) „die bewußte Selbsttäuschung als Kern des künstlerischen Genusses" durchzuführen gesucht nnd in seinen „gegenwärtigen Aufgaben der Aesthetik" („Die Aula" 1895 Nr. 1—3) die derzeitige Lage dieser Fragen beleuchtet und als eine der wichtigsten Aufgaben der zukünftigen Aesthetik die „wissenschaftliche Ergründung und Analyse" (besser wohl umgekehrt: „Analyse und Ergründung") des Spieltriebes bezeichnet.

In der That wird jetzt dieser einst von Schiller so glücklich vertretene Begriff wieder aufgenommen. E. Grosse („Die Anfänge der Kunst" 1894) stellt das Spiel als eine Uebergangsform zwischen die praktische und die ästhetische Thätigkeit hinein. Ausländische Forscher wenden sich, gegenüber dein Streben Deutscher nach umfassenden Theorien, verschiedenen Einzelforschungen zu. Unter den Franzosen hat P. Souriau das „Gefallen an der Bewegung" und die „Aesthetik der Bewegung" erörtert; unter den Engländern hat W. H. Hudron in seinem Werk „Der Naturforscher in La Pinta" (3. A. 11895) neues überraschendes Material auch über die hiehergehörige Seite des Thierlebens gebracht. Während unter den deutschen Aesthetikern I. Volkelt („Aesthetische Zeitfragen" 1895) die Probleme des Verhältnisses zwischen Kunst und Natur zu Gunsten einer Selbstständigkeit der Kunst als „Schöpferin einer zweiten Welt" beantwortet, Th. Lipps (in verschiedenen Schriften) besonders den Sinn des Gefallens an elementaren Formen, C. Ueberhorst das Wesen des „Komischen" (1896) zu ergründen sucht, hat Professor K. Groos in Gießen sich eigens dem Thema des Spiels gewidmet, ^das bereits durch M. Lazarus' „Reize des Spiels" (1883) der öffentlichen Aufmerksamkeit nahe gebracht war. Groos gab zunächst in seiner „Einleitung in die Aesthetik" (1892) eine Analyse des Illusionsspiels, ähnlich wie nachher K. Lange;, ganz in dessen Sinn ist z. B. der Satz gehalten, den spielenden Knaben begleite durch nlle Erschütterungen hindurch „die Gewißheit, daß es sich um ein freiwillig übernommenes Spiel handelt, ans den: er nur herauszutreten braucht, um Allein ein Ende zu machen".

K. Groos verspricht uns eine Schrift von den Spielen der Menschen, ebenfalls mit Benützung der Lehre von der „Scheinthätigteit", und hat uns einstweilen, zum Theil in gleiche!» Sinn, mit einem werthvollen Werk über die „Spiele der Thiere" erfreut (Jena, G. Fischer, 1896).

Mit Benützung und selbstständiger Verwerthung einer reichen Litteratur, unter der aus älterer Zeit namentlich P. Scheitlins „Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde" (1849) zu Ehren kommt, erhalten wir einen Ueberblick über die verschiedeneu Erklärungsversuche und eine Fülle von

Einzelbeobachtungen aus eigener und fremder Hand. Ein erstes Capitel
weist die Erklärung des Spiels durch „Kraftüberschuß" zurück, die von
H. Spencer, aber nach des Verfassers Hinweisen schon von Schiller ver-
treten wurde, und sieht die Grundlage, von der man hier ausgehen müsse,
in dem Instinct, wenngleich nicht alles Spielen reine Instincthandlung sei.
Ein zweites Capitel, „Spiel und Instinct", führt diese Beziehungen
näher durch. Die Handlungen der Thiere und Menschen seien „soweit
instinctiv, als sie durch (vermuthlich selectiv entstandene) ‚ererbte Bahnen^
ohne Motivirung durch Zweckvorstellungen veranlaßt werden." Je niedriger
die Thiere stehn, desto reiner seien ihre Instincte; je höher sie stehn, desto
mehr werde die Wirkung der vererbten Bahnen durch erworbene Bahnen
theils verstärkt, theils ersetzt, theils verändert. Instincte treten aber nicht
nur mit „ernstem Anlaß" in Thätigkeit, sondern auch ohne einen solchen;
und dies sei der entscheidende Punkt bei dem Gegensatz von Ernst nnd
Spiel. Das Gemeinsame aller thierischen Spiele wird später darin ge-
funden, „daß sich Instincte auch ohne realen Anlaß äußern"; der Spiel-
charakter einer Handlung liege vor Allem darin, „daß dabei Instincte
ohne ernsten Anlaß zur bloßen Vorübung oder doch „Einübung in Thätig-
keit treten". Dann aber knüpft sich an die spielende Ausübung des
Instincts eine Lust, die der an seiner ernsten Ausübung mindestens gleich,
weit eher sogar gegen diese erheblich verstärkt sei. Zur Ausbildung der
Instincte, wie sie für ernste Anlässe dem Thier erforderlich sind, dienen die
Spiele, vor Allem die Iugendspiele. Der treffende Satz: „Je höher die
Meisterschaft, desto länger die Lehrzeit," bringt 'auf den Gedanken, daß
vielleicht die Jugendzeit um der Spiele willen da sei; nur sie mit ihren
Svielen mache es den Thieren möglich, „die — für sich allein ungenügenden
— ererbten Bahnen durch individuelle Erfahrung rechtzeitig so zu ver-
vollkommnen, daß sie den Aufgaben des Lebens gewachsen sind".

Ein drittes, Ms umfangreichste Capitel, führt näher in den Um-
fang der „Spiele der Thiere" hinein, gegliedert in acht Gruppen: Das
Erperimentiren, Bewegungsspiele, Iagdspiele, Kampfspiele, Baukünste,
Pflegespiele, Nachahmungsspiele, Neugier. Die Iagdspiele zerfallen wieder
in solche mit der lebenden wirklichen Beute, mit der lebenden Scheinbeute;
die Kampfspiele in Neckerei, Balgerei unter jungen Thieren, spielende
Kämpfe unter erwachsenen Thieren. Wir können hier der Füll^. des darin
Gebotenen nicht folgen und nur Einiges herausgreifen. Vor Allem ist es
immer wieder der Gedanke der Vorübung und Einübung, der die Spiele
verstehn lasse. Wenn sich die Lust zum Erperimentiren und der nament-
lich bei der Erörterung des Schmuckes hervorgehobene „Besihtrieb" be-
sonders solchen Gegenständen zuwenden, die durch ihre bunte oder glänzende
Außenseite die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so sei darin eine Vorstufe
des ästhetischen Genießens und in der Verwendung solcher Dinge für 5>ie
Bauten der Thiere eine Vorstufe der künstlerischen Production zu erblicken.

Der Trieb zur Nachahmung (die mit Recht weder für das Spiel, noch für
die Kunst als einziges Princip genügen soll) wird gegenüber seiner Er-
klärung durch ein Erwerben auf dem Weg von Associationen vielmehr als
ein Instinct aufgefaßt; die Aufmerksamkeit wird in beachtensmerther Weise
als ein Svannungszustllnd bestimmt, und zwar als „die Erwartung eines
zukünftigen Eindruckes, verknüpft mit der Vorbereitung auf die instinctiven
Bewegungen, die dieser erwartete Eindruck hervorrufen wird"; entwickelt
werde sie ganz besonders durch die Spiele und trete als ein selbstständiges
Spiel in der Neugier auf, die als „spielend ausgeführte theoretische Auf-
merksamkeit" definirt wird.
Wichtig ist bei jedem thierischen Spiel die Frage nach seiner sexuellen
Bedeutung. Entgegen den hier beliebten Übertreibungen haben mir an
den bisher besprochenen Spielen keine wesentliche Beziehung zum Sexuellen.
Mit Recht heischt der Verfasser Beachtung für den Gedanken, „daß in
den blos ervorimentirenden Geräuschen und Stimmübungen eine Vorstufe
der Kunst gegeben sein würde, die nicht mit der Bewerbung verknüpft
wäre". Andererseits treten manche Spiele, namentlich die baukünstlerischen,
in Verbindung mit Geschlechtlichem auf: beim Erwacheu der sexuellen
Leidenschaft werden „auch andere, damit zusammenhängende Instincte
miterregt", und die „aus einfacheren Reflexen gezüchtete Bewerbungskunst"
wird „associativ auch auf den Ausdruck nicht sexueller Regungen über-
tragen". Den wirklichen „Liebesspielen" nun gilt das fünfte Capitel.
Ist jedes Spiel eine Einübung, keine Ausübung des Instinctes, so bieten
diejenigen, bei denen die Einübung sich zugleich als Vorübung darstellt,
keine solche Schmierigkeit der Erkenntniß wie diejenigen thierischen Handlungen,
die erst in der Ausübungszeit des Instinctes hervortreten. Mit einer
Polemik gegen die darwinistische Erklärung der Bewerbungserscheinungen
durch die bewußte oder unbewußte Auswahl der Männchen durch die
Weibchen gelangt Groos zu seiner eigenen Erklärung: es sei im Interesse der
Arterhaltung, daß die Entladung des Geschlechtstriebes, der offenbar eine
ungeheure Gewalt haben müsse, erschwert werde; diese Erschwerung geschehe
durch die „instinctive Sprödigkeit der Weibchen", und so entstünden aus
den rohen Anfängen der Werbung die männlichen Bewerbungskünste beim
Thier wie selbst beim Menschen, in denen „die sexuelle Wuth zur Liebe
sublimirt wird". Also nicht sexuelle, sondern „natürliche" Auslese. Nach
diesen Erklärungen werden fünf Arten von Liebesspielen durchgegangen.
Liebesspiele unter jungen Thieren, Bewerbung durch Bemegungskünste,
Bewerbung durch das Zeigen auffallender oder schöner Farben und Formen,
Bewerbung durch Geräusche und Töne, Kokettiren der Weibchen. In-
teressant ist u. a. die Zurüöführung der Bewegungskünste auf einfache
Erregungsreflexe. Als ziemlich selbstverständlich scheint Groos die active
Rolle bei Thieren und Menschen fast ausschließlich, ausgenommen das
Auftreten „männlicher Instincte beim Weib", dem männlichen Theil

zuzuschreiben; welche scheinbare Selbstverständlichkeit doch mindestens näher zu prüfen wäre.

Ein sechstes und letztes Capitel bringt „die Psychologie der thierischen Spiele". Die ursprüngliche psychische Begleiterscheinung des Spiels sei das Lustgefühl, das auf der Befriedigung des Instinctes beruht; die ursprünglichste Ausführung des Spiels geschehe lediglich aus einem ererbten Drang; die aufsteigende Entwicklung stelle es zunächst subjectiu einer praktischen Thätigkeit nahe (so daß selbst Billard- oder Schachspieler „die Besiegung als ernste Kränkung empfinden") und erhebe es dann zu einer Scheintätigkeit mit äußeren Zwecken, die allmählich gegen die Lust an der Thätigkeit immer mehr, doch nicht völlig verschwinden. Eine bemerkenswerthe Erörterung wird noch der Phantasie zu Theil, die Groos, getreu der ganzen diese Litterätur durchziehenden Theorie, als die Fähigkeit definirt, „blos Vorgestelltes für wirklich zu halten": im Traum u. dgl. durchschaue das Ich diese „thatsächliche Täuschung" nicht, in Spiel und Kunst sei es sich dieser („thatsächlichen"?) Selbsttäuschung bewußt. Schließlich wird noch der grundlegende Begriff der „Freude am Ursache-sein" für sich herausgehoben und werden als die drei wichtigsten Principien von Spiel und Kunst die Selbstdarstellung, die Nachahmung und die Ausschmückung aufgeführt.

VII.

So das vorliegende Wert. Es greift, wie wir sehen, über seine nächste Aufgabe hinaus zu allgemeineren Bereicherungen mehrerer Wissenszweige. Auch das Gebiet der Suggestion erhält mannigfache Förderung. Insonderheit gilt dies von den noch sehr wenig erkannten „suggestiven Zuständen"; beispielsweise erscheint die Erwartung, in der die lauernde Katze ganz aufzugehen vermag, als „eine Art Autohypnose". Die Erkenntniß der Nachahmung hätte sich vielleicht durch eine Benützung suggestionistischer Lehren erweitern lassen. Vornehmlich aber ist es die Entwicklungstheorie und zumal der Darwinismus, die den Erörterungen von Groos Mannigfaches verdanken dürften. Das Spencer'sche Princip der Vererbung individuell erworbener Eigenschaften wird im Sinn Weismanns verworfen, die natürliche Auslese — im Sinn des Nutzens für die Erhaltung der Art — neu verwerthet, und als ein älterer Gewährsmann für sie sowie gegen die Vererbung des Erworbenen in einer wohl überraschenden Weise Kant angeführt. Daß das Selectionsprincip „allgemein anerkannt" sei, dürfte jedoch kaum stimmen. Den Analogien zwischen Mensch und Thier ist Groos im Allgemeinen günstig gesinnt, mit manchen beachtenswerthen Nachweisen. So in der Darstellung des Mannes als „angenehmen Schwerenöthers"; so im Vergleich zwischen den gewöhnlichen Lauten, die von männlichen Thieren im Affect, also auch in der Brunstzeit ausgestoßen

werden, und der gepreßten Stimme wie dem schwergehenden Athem bei dem Culturmenschen, die alle auf den weiblichen Partner erregend wirken — „die Verfasserinnen der ‚Gartenlaubenromane^ schwelgen bekanntlich in der Schilderung solcher Erscheinungen". Der Hinweis auf die menschenähnlichen Züge eines erschreckten Löwen, den eine Augenblicksaufnahme wiedergab, ist für Verehrer der Kunst Oberländers beachtenswerth. Trotz Allein scheint doch etwas zuviel „Darwinistisches" zwischen Mensch und Thier angenommen; ganz abgesehn davon, daß der Verfasser sich innerhalb seiner ganzen Untersuchung auch nicht ein Mal fragt, ob denn mit der Artenentwicklung zugleich schon die Artenabstammung, mit der Evolution die Desceudenz gegeben sei. Mit Recht ist Groos steptisch gegen die Auffassung der thierischen Bauten, selbst der primitiven Menschenwohnungen, als eigentlicher Kunstbauten; und über „Vorstufen der Kunst" oder der „künstlerischen Production" geht seine euolutionistische Aesthetik glücklicher Weise kaum hinaus.

Auffallen muß bei einem Fachmann wie Groos die Behandlung und Anordnung des Stoffes. Man möchte mit Recht vermuthen, daß eine Lösung der im Buchtitel gestellten Aufgabe zuvörderst einer Beschreibung des einschlägigen Stoffs an Thatsachen bedürfe, mit allen Feinheiten, deren eine kunstgerechte Beschreibung fähig sein mag. Dann erst ist der Versuch, die so beschriebenen Thatsachen zu erklären, d. h. ihre Nealgründe anzugeben, am Platz; und dabei oder besser nachher mag die Auseinandersetzung mit anderweitigen Versuchen kommeu. So will es, abgesehn von allein Anderen, schon die Rücksicht auf den belehruugsbedürftigen Leser. Groos aber beginnt, gleich so vielen gelehrten Autoren, sein Buch mit zwei erklärenden oder eine Erklärung versuchenden Capiteln und selbst sein drittes, endlich halbwegs beschreibendes, Capitel mit einem Litteraturüberblick. Aber auch dann steht seine Kunst der Herstellung des Erürterungsstoffes hinter seiner Kunst der Erklärung nud der Ueberwindung unzureichender Theorien zurück; die Beschreibung, vorwiegend in wertlwollen Einzelberichten bestehend, wird hauptsächlich nach Rücksichten der Erklärung vertheilt, die Definitionen werden nicht übersichtlich herausgehoben und sind zum Theil nur genetisch, und zuletzt kommt wieder eine Fortsetzung der ursprünglichen Erörterungen. Wenn man sieht, daß selbst so bedeutende Leistungen wie R. Muthers „Geschichte der Malerei im neun-ehnten Jahrhundert" ihren Werth dadurch beeinträchtigen, daß auf unzureichende Minium von Beschreibung sofort Marima an Erklärung und kritischer Werthuug, wie trefflich sie auch sein mögen, gebaut werden; wenn man der „^z^eliovntlii» 8sxu»li8" von KraffdEbing vorwerfen hört, sie sei „nur descriptiv", während dies doch kein Fehler wäre und andererseits dieses Werk eher hinter dem Muster einer Description zurückbleibt: dann wird wohl die Einsicht immer nüthiger werden, daß wir erst vollkommen wissen müssen, was ist, ehe wir nach dem Warum und nach dein Werth fragen.

Auch im Uebrigen möchte man wünschen, der Verfasser könne seinen dankenswerthen Einzelkenntnissen und seinen ebensolchen Geschicklichkeiten der Erörterung seine allgemeinere theoretische Sicherheit gleichstellen. So darf man sich doch wundern, daß Groos in Unkenntniß über die Bedeutung der Metaphysik als der „ersten Wissenschaft" meint, sie gehöre vielmehr an das Ende einer Untersuchung, und daß er dabei mit einigem Affect einen Ausspruch citirt, der die eracten Wissenschaften nach unten, nicht nach oben bauen laßt; oder daß er von dem „gleichen" Verfasser, dem „gleichen" Object spricht, wo er den nämlichen Verfasser, das nämliche Object meint; oder daß er die Beobachtung über ganz junge Kinder, die richtig gehalten, „in völlig coordinirter Weise einige Schritte" machen, zu Gunsten der von ihm überhaupt sehr hoch gehaltenen menschlichen Instincte anführt, während es sich hier vielmehr blos um (physikalische) Pendelbewegungen, nicht um (physiologische) Reflexe handelt.
Wenn ein so einsichtiger und der Philosophie nicht etwa nur als Liebhaber nahestehender Autor die Lehre von der bewußten Selbsttäuschung annimmt uud weiterbildet, so wird dies begreiflich dadurch, daß die im Vorigen benützte Unterscheidung zwischen Urtheilen und Vorstellen, die keineswegs neu ist, noch so wenig Beachtung gefunden hat. Groos sagt einmal i „Eine bewußte Vorstellung, daß mir den Schein selbst hervorbringen, ist auch in der That in dem intensiven Spielgenuß eben so wenig nachweisbar, wie die Vorstellung: ‚Das ist nur ein Schein." Wer so spricht, meint ein Glauben, daß wir den Schein hervorbringen, und daß nur ein Schein vorliege, ein Glauben also, das der Leugnuug dieses Sachverhalts gegenübersteht; ein solches Glauben bedarf des technischen Namens „Urtheil" und ist verschieden von dem bloßen Sichvorhalten eines Bildes des Sachverhalts, also von den«, was den technischen Namen der „Vorstellung" verdient. So wird es erklärlich, daß Groos selbst die Phantasie in den Bereich des Urtheils hineinzieht und Angelegenheiten, die eine selbstständige Welt für sich ausmachen, d. i. eben das Aesthetische, unter den Begriff und Namen des „Scheines" faßt, der uns abermals in die kaum überwundene Welt des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen oder Schlechten, der Wirklichkeit und des Scheines, der Scheinoperationen u. dgl. mehr zurückverseht.

Hans Richter.

von

Gustav Schoenaich.

— Wien. —

!s ist nicht allzulange her, daß die künstlerische Oeffentlichkeit einem Musiker lediglich in seiner Eigenschaft als Dirigent eingehende Beachtung schenkt. Die große Evolution der Instrumentalmusik aus der vorangegangenen Epoche der Vocalmufik hatte sich mit so drängender Schnelligkeit und tropischer Ueppigkeit in einem Zeitraum von siebzig Jahren — etnia vom Auftreten Josef Handns bis zum Tode Beethovens — vollzogen, daß Musikern und Laien deren unerschöpflicher Gehalt, angesichts der damals so seltenen Gelegenheit, sich mit ihm durch Aufführungen vertraut zu machen, nur sehr im Allgemeinen in's Bewußtsein trat. Die vorhergehende Epoche war im Wesentlichen, sei es in der Oper oder im Oratorium, auf den Sänger gestellt. Gluck hatte eine genaue Vorstellung von der Art, wie die von ihm beabsichtigten Wirkungen zu erreichen waren, und die Gabe, diese ihm vorschwebende Vortragsweise auf die Ausführenden seiner großen Pariser Werke zu übertragen. Georg Friedrich Händel war ein großer Aufführungsmensch. Ein gewaltiger Musiker und ein gewaltiger Praktiker. Er schrieb immer direct für den Zweck der Aufführung. Für die Massen, für ein Opernpublicum, für Kenner, für Andächtige. Me verlor er seine Zuhörer, nie die Mittel aus dem Auge, durch die sein Organ, der Sänger, das Specifische seiner jeweiligen Arbeit zur Geltung bringen sollte. Ganz anders, und wesentlich schlechter stand es mit überzeugenden Aufführungen S. Bach'scher Vocalwerke. Zwar hatte der große Meister einen organisirten Körper zur Verfügung, dessen Aufgabe es war, seinen Werken tönendes Leben zu geben. Wir kennen aber auch die Schwäche dieses Körpers und

dessen durchaus ungenügende Ausbildung. Der uns eröffnete Einblick in das ausgedehnte und schwierige Schaffen S. Bachs auf dem Gebiete der Vocalmusit, der ungeheure Ausdrucks- und Formenreichthum seiner Cautaten, Messen, Motetten und Passionen läßt uns keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß ihr Schöpfer deren Ausführung in den: von ihm gedachten Sinne besseren künftigen Zeiten überlassen hat. Er wäre dazu auch dann noch gezwungen gewesen, wenn die Väter der guten Lindenstadt Leipzig ein tieferes Verständuiß für die musikalischen Bedürfnisse des Meisters und die Erziehung des Thomanerchores an den Tag gelegt hätten. Selbst wenn wir letzteren nicht .als eine Rotte von zweifelhaftester musikalischer Correctheit und unzweifelhafter Disciplinlosigkeit uns vorzustellen hätten, welche dem Meister nur wenig Freude und Befriedigung gewährte, so hätte der totale Mangel au Solokräften ersten Ranges, denen dort eine so bedeutende Rolle zugewiesen ist, eine vollkommene Aufführung dieser comvlicirten Werke unmöglich gemacht.

Wenn wir uns das erste Entstehen einer lebendigen Wechselwirkung zwischen dem Dirigenten und dem ihm unterstehenden Instrumentalkörper vergegenwärtigen wollen, so müssen wir uns, etwa ein Vierteljahrhundert nach dem Tode S. Bachs, nach Eisenstadt in Ungarn versetzen und den junge» I. Haydn in seinem Verkehr mit der Capelle belauschen, welche die Kunstbegeisterung des Fürsten Ezterhazn dem erfindungsreichen Meister unterstellt hatte. Hier war das, was zur Ausführung bestimmt war, mit der Kraft und den: Können der Ausführenden in völligem Einklang, und hier trat in der Perfon des genialen Symphonikers jenes belebende, alle Details durchdringende Element hinzu, welches die Gewähr bot, daß das vom Meister geschaffene Gebilde für die Hörer auch zu vollkommener klingender Erscheinung kommen sollte. Josef Haydn war zweifellos ein großer Dirigent, aber — in Eifenstadt. Allerdings dirigirte er hie und da auch Wien.

Aber diese von ihm einer weiteren Oeffentlichkeit gegebenen Beispiele waren bei Weiten: nicht zahlreich und darum nicht folgenreich genug, um eine Dirigentenschule in's Leben zu rufen. Die geniale Dirigentenfähigkeit Mozarts konnte bei dem phänomenalen Charakter seiner Erscheinung, die verlosch, noch ehe sie der Welt in ihrer ganzen Größe zum Bewußtsein gekommen war, ebenso wenig eine nachhaltige Wirkung ausüben. Nun kam Beethoven, wahrscheinlich auch nach dieser Richtung ungewöhnlich veranlagt — wofür eigentlich die überraschende Plastik seiner Thematik bürgt —, aber schon am Schlüsse der ersten Hälfte seines Lebensweges von völliger Taubheit geschlagen, also grausam daran gehindert, für das tönende Leben seiner Geisteskinder zu sorgen. Als einen Ausbruch seiner Verzweiflung über die ihm versagte Möglichkeit, die Ausführungen feiner Werke selbst lebendig zu beeinflussen, hat man es zu betrachten, daß er die Erfindung Mälzels unterstützte, um durch sie wenigstens die Correctheit des Haupttempos zu sichern. Es ist bekannt, wie wenig der Metronom, zu dein noch R. Wagner in

seinen ersten Werken Zuflucht nahm, sich als geeignet erwies, einen untrüglichen Anhalt für die Absicht des Componisten zu gewähren. Das künstlerisch richtige Tempo einer Melodie läßt sich durch einen Mechanismus nicht einfangen, sondern nur aus einem Organismus heraus empfinden. So stand denn der größte der Tonheroen, derjenige, der seine musikalische Sprache aus den tiefsten Tiefen der thatuollbringenden und leidenden Menschheit hervorgeholt hatte, hilflos neben seinen Werken — unvermögend, die Ausführenden diejenigen Accente zu lehren, welche die Geheimnisse seines Schaffens den durch die Neuheit des Inhaltes ohnehin genug überraschten Zuhörern überzeugend vermittelt hätten. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Bei symphonischen Concertaufführungen wurden, weil die großen Instrumentalwerke Beethovens eine größere Besetzung verlangten, von Fall zu Fall eine große Zahl von Dilettanten herbeigezogen, denen die unerläßliche Höhe der technischen Ausbildung inangelte. Ein starker Hemmschuh für den Schwung und die Correctheit der Ausführung. Endlich zeigten sich zu jener Zeit erst die Anfänge der Begründung unserer Concertinstitute, und der Mangel an solchen Organisationen ließ Wiederholungen der schwierigen Meisterwerke nur in langen Zwischenräumen zu.

Das Ergebnis) der voran geschilderten Umstände ist es, daß die Traditionen für den Vortrag der von Havdn, Mozart und Beethoven hinterlassenen großen Instrumentalwerke, soweit sie von deren Schöpfern herstammen, nur wenig zahlreich und vielfach nnuerläßlich sind. Hier also war den mitlebenden und nachfolgenden Dirigenten eine große und schwierige Aufgabe gestellt, deren Lösung nur das Ergebniß tiefsten Sichhineinlebens in diese großen Geister sein konnte. Zunächst drängte in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts der über die ganze Welt verbreitete Enthusiasmus für die italienische Oper, später auch für die großen Opern Meyerbeers, das Interesse an den hohen Gebilden der klassischen Musikepoche znrück. Auch Felix Mendelssohns schöne und erfolgreiche Bemühungen vermochten ebensowenig wie die Schöpfungen der Romantiker Carl Maria von Webers in der Oper und Robert Schumanns auf den mannigfachsten Gebieten der Instrumental- und Vocalmusik, das richtige Gegengewicht zu diesen von der herrschenden Mode so vorwiegend patronisirten Erzeugnissen herzustellen. Man war also bei der Pflege des deutschen Musikgeistes getheilten Herzens. Führende Geister, welche der mitstrebenden und werdenden Generation ihren Stempel aufdrückten, wie Hegel, schwelgten in der Kehlenfertigkeit und den Stimmen der Italiener, und dessen großer Gegner Arthur Schopenhauer hörte aus der verblaßten Melodie der Nossini'schen Tankredarie „<ti tnnti palpiti" den überzeugendsten Triumph musikalischer Erfindung heraus. Es ist das nicht zu schmälernde Verdienst Felir Mendelssohns, praktisch eingreifend die Partei der deutschen Musik raillirt und ihr wieder ein bedeutendes Haupt gegeben zu haben. Mendelssohns Ausgrabung der Matthäuspassion ans dem

Staub der Archive und seine anregende und belebende Dirigententhätigkeit in Leipzig und Verlin haben jene Entwickelung eröffnet, welche, durch einen Größeren vollendet, den Geist der deutschen Musik zur entscheidenden Vormacht auf diesem Gebiete in allen Culturländern erhoben hat. Die Schule des poetischen, aber allzusehr „verinnerlichten" Robert Schumann hat sich, was die Aufführung der eigenen sowohl als fremden Musikwerke betrifft, zu einer lediglich negativen Vedentung zu erheben vermocht. Unter den Zeitgenossen Mendelssohns fanden sich einige höher verlangte Dirigenten, wie der hochbegabte Eomponist der „lustigen Weiber von Windsor", Otto Wolai, der Gründer der Wiener philharmonischen Concerte. Zweifellos aber ist es, daß Mendelssohns Nachfolger an den entscheidenden Orten Deutschlands einen echten Auffchwung in die Darstellung der großen klassischen Musikwerke nicht hineinzutragen im Stande waren, und daß weder Franz Lachner in München, der es nur zu äußerer Correctheit zu bringen vermochte, noch Ferdinand Hiller in Köln, dem auch diese unerreichbar war, reine Spiegelungen etwa einer Neethouen'schen Symphonie hervorzuzaubern vermochten. Ein gesundes, eindringendes, poetisches und schwungvolles Verhältnis; zu den Werken der großen Musiklitteratur wurde erst geschaffen, tief begründet und auf Andere übertragen durch Richard Wagner. Wem der Entwickelungsgang des Meisters bekannt ist, weiß, wie eingehend vertraut der Letztere schon in frühester Jugend namentlich mit den Werken Beethovens gewesen. Der zweiundzwanzigjährige Jüngling gewann jedes Mal die Wette, daß er eine beliebige Seite der „Neunten" notengetreu aus dem Gedächtnitz auf einen Kaffeehaustisch aufzuschreiben im Stande sei. (Es ist uns im Gegensätze zu diesem Factum ein wirklich hochbegabter Dirigent bekannt, der, als er, keineswegs in den Iünglingsjcchren stehend, bei Gelegenheit der Schillerfeier einer großen Stadt (1859) die neunte Symphonie zu dirigiren hatte, deren Partitur bei der ersten Probe auch zum ersten Mal zu Gesicht bekam). Wagner, der geborene und echte Dramatiker, hatte, tiefer als jeder Ändere, die Musik seiner Vorgänger auf ihren Ausdruck hin geprüft, die unendliche Mannigfaltigkeit ihres melodischen und plastischen Gehaltes und dessen sich bekämpfende oder ablösende Gegensätze als Erlebniß in seinen Besitz übernommen. Der Dramatiker in ihm ließ ihn auch ^in der sogenannten absoluten Musik dasjenige suchen und finden, was er als solcher nie aus dem Auge verlieren durfte — die plastische, gefühlsbestimmende Wirkung. So erblühte aus der großen Anschauung, welche Wagner von der Anwendung der Musik ans das Drama gewonnen hatte, die Möglichkeit und Fähigkeit, den Darstellungen der großen Instrumentalmusik jenes sichere, nnverschwommene, die innere Vision zu einem fest umrissenen Vilde gestaltende Gepräge zu geben. Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf alle die zahlreichen Beispiele hinweisen, welche Wagner im Laufe seines Schaffens als Dirigent, als praktisch Ausführender gegeben hat. Wir verweisen auf seine

neunjährige Thätigkeit in Dresden, wo er sowohl in- als außerhalb des Theaters — im Concertsaal — weithin bemerkte, ja epochemachende Aufführungen älterer Werke, wie Glucks „Iphigenia in Aulis", M6huls „Joseph und seine Nrüder", der neunten Symphonie, des 8wdat inatm- von Paleftrina und mehrerer Werke von I. S. Bach veranstaltete. Nach Aufhebung seiner Verbannung ist er wiederholt als Leiter seiner eigenen und fremden, namentlich Veethoven'scher Werke, vor das Publicum getreten. Aufführungen wie die der Freischütz-Ouvertüre in Wien, der Omoll-Symphome in Verlin, sowie die denkwürdige Aufführung der neunten Symphonie aus Anlaß der Grundsteinlegung in Bayreuth wn-kten wie Offenbarungen.

Im Jahre 1869 erschien Wagners Schrift „Ueber das Dirigiren". Selten haben anscheinend rein theoretische Ausführungen über eine Disciplin der reproducirenden Musik zu einer so augenfällig nachweisbaren Regeneration der Praris geführt. Das ganze Gebiet ist durch eine Reihe glücklichster Beobachtungen und aus der Tiefe geschöpfter Erfahrungen glänzend 'erleuchtet, und jeder Musiker kann aus den Weisungen des Meisters die anregendsten Belehrungen schöpfen. Freilich verhält es sich mit der Schrift über das Dirigiren wie mit allen die Kunstübung betreffenden Theorien. Niemand wird durch deren Kenntnißncchme ein Dirigent werden — wer aber echten Beruf dazu hat, wird durch sie kräftig gefördert werden, ein Licht wird ihm aufgehen, das ihm ermöglicht, mit künstlerischem Bewußtsein zu vollbringen, was er früher nur im dunklen Drange seiner richtigen Veranlagung gethan.

Schon in das Schweizer Asyl des Meisters zog es einen Mann, der später berufen sein sollte, von der Fruchtbarkeit dieser Lehren in aller Welt glänzendes Zeugniß abzulegen, Hans von Nülow. Die vor Kurzem veröffentlichten Briefe aus der Jugend Hans von Bülows und das Schreiben Wagners an dessen Mntter geben uns ein treues Bild der intimen Förderung, deren sich der junge Nülow durch Wagner zu erfreuen hatte.

Nach weiteren anderthalb Jahrzehnten kam wieder ein junger Musiker in die Schweiz zu Meister Wagner. Bescheiden zögernd, mit einigem inneren Bangen, betrat der 28 jährige Hans Nichter die Villa Triebschen am Luzerner See, die, nach mannigfachen Lebensstürmen, Wagnern wieder äußere und innere Nuhe zur Arbeit sichern sollte. Die Meistersinger von Nürnberg, jenes sonnige, vom Behagen an deutscher Art und Tüchtigkeit geschwellte Werk voll intimer, poetischer Reize und lebensvoller Figuren, dessen Grundpfeiler in der Zeit der ärgsten Lebenswirren des Meisters eingesenkt wurden, reiften der Vollendung entgegen. Es mußte eine Reinschrift zum Zwecke des Stiches der Partitur hergestellt werden, und diese Aufgabe war dem Ankömmling übertragen. Heinrich Esser und Dr. Standthartner aus Wien hatten den jungen Mann als sehr begabt, verläßlich und für diese Arbeit besonders geeignet bezeichnet. Wagner war den Beiden für diese Empfehlung zeitlebens dankbar, denn in dem sympathischen

jungen Musiker sollte den, Meister für die entscheidendste Schlacht, welche er noch zu schlagen hatte — für die Aufführung des Ringes des Nibelungen im Festspielhause zu Bayreuth 1876 — der tüchtigste Helfer heranwachsen.
Hans Nichter war als Vollblutmusiker geboren, und sein Lebens- und Bildungsgang, sein Werden und Wachsen, das Aussteigen in seiner äußeren Stellung, fowie das sich Geltendmachen als souveräner Dirigent sind typisch für die Carriere eines ausführenden Musikers ersten Nanges der jüngst vergangenen Zeit. Hans Nichter ist am 4. April 1843 zu Raab iu Ungaru geboren. Er stammt aus einer deutschen Musikerfamilie. Sein Vater, Anton Nicht«, bekleidete die Stellung eines Domcapellmeisters in Raab. In der Selbstbiographie Otto Nicolais finden wir seiner erwähnt. Nicolai brachte mährend einer Neise in Ungarn eine Messe seiner Composition im Dom zu Raab zur Aufführung. Der freundlichen Erinnerung an dieses Ereigniß gedenkt er mit den Worten: „Der Domcapellmeister Richter in Raab benahm sich bei dieser ganzen Gelegenheit sehr freundlich und achtungsvoll gegen mich, und Alles ging nach Wunsch. Das waren drei sehr angenehme Tage." Eine schöne Altstimme und seine in frühester Jugend hervortretenden starken musikalischen Anlagen ebneten dem jungen Richter den Weg in das Löwenburg'sche Convict, eine Anstalt, in welcher stimmbegabte Knaben zur Mitwirkung in der k. und k. Hofcapelle herangebildet werden — denn das weibliche Element ist aus letzterem Institute auch heute noch verbannt — und unter Einem die ersten vier Klassen des Gymnasiums absolviren. Er traf dort mit einigen Knaben zusammen, denen später sehr ansehnliche Stellungen in der musikalischen Welt vorbehalten waren. Mit Josef Sucher, der bis zum Abblühen ihrer Stimmen die Sopranpartien sang, verbindet ihn heute noch eine enge Freundschaft. Ein weiterer Eonvictscollege Richters war der Oratoriensänger Josef Staudigl, der Sohn des großen Bassisten Staudigl. Im Jahre 1859 trat Richter als Schüler in das Wiener Conservatorium ein. Er hatte das Hörn gewählt und brachte es auf diesem Instrumente unter Richard Levys Anleitung zu anerkannt virtuoser Fertigkeit. Aber den geborenen Orchestermenschen ließ sein Talent erkennen, sich aller Instrumente zu bemächtigen. Es bleibt immer ein merkwürdiges Phänomen, daß starke productive Geister in der Musik, wie Hector Berlioz, es kaum über die dilettantische Behandlung der Guitarre oder Flöte hinansbrachten und sich bei enormer Entwickelung der Orchesterphantasie in Bezug' auf die praktische Verwendung der Instrumente hilflos zeigten — während ausführende Musiker, wie Nichter, sich in kürzester Zeit mit der ganzen Orchestertechnik vertraut machen. Hans Richter konnte man ohne jede Gefahr für die Aufführung so ziemlich an jedes Pult setzen. Orgel, Clavier, Streicher, Bläser, Schlaginstrumente — sie machten und machen ihm heute noch keine Schwierigkeiten. Freilich, ein ungeheurer Vortheil für einen Orchesterdirigenten, wenn

er jedem Mitwirkenden auch technisch genau sagen kann, wo es allenfalls fehlt. In seinen Mitteln nicht allzu üppig gestellt, nahm der junge Mann bald Stellungen in allerlei Theaterorchestern an und blies munter das Hörn unter dem Taktstab Offenbachs im damaligen Treumanntheater am Franz-Iosefsquai und im Theater in der Iosefsstadt. Ein Concurs, den das Wiener Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthor wegen der Besetzung einer Hornistenstelle ausschrieb, veranlaßte Zrichter, sich zu bewerben. Er siegte und benutzte die Zeit seiner Mitgliedschaft im Hofopernorchester zn fernsten Studien im Contrapunkt bei dem berühmten Lehrer Simon Sechter. Dieser in seinen Msciplinen grundgelehrte Mann, von dein Tüchtiges zu lernen war, litt sein ganzes langes Leben an der Sucht, zu componiren, ohne daß ihm je etwas Nennenswerthes eingefallen wäre. An vier Stehpulten, die er in den vier Ecken seines Arbeits« zimmers aufgestellt hatte, suchte er diesen unabweislichen Drang zu befriedigen. War an einem derselben die aufliegende Seite beschrieben und die Tinte noch naß, so begab er sich zum nächsten Pult, um eine dort begonnene andere Compositum fortzusetzen. So machte er täglich ungezählte Male die Rnnde, einem zwanguollen, aber ergebnißlosen Müssen folgend. Richter erzählt heute noch mit gutem Humor, wie er zu jener Zeit Sechter die Partitur des „Tannhänfer" übergeben habe, begierig, ein Urtheil des contrapunktischen Höllenrichters darüber zu erfahren. Sechter behielt den Band sehr lange bei sich, und als er ihn endlich, daran gemahnt. Nichter zurückstellte, lautete sein lakonischer Begleitspruch: „Es componiren halt Manche."

So kam das Jahr 1866 heran. Im April dieses Jahres schied Nichter aus seiner Stellung im Wiener Hofoperntheater und begab sich, mit den schon angeführten Empfehlungen versehen, zu Nichard Wagner nach Triebschen bei Luzern. Seine Stellung im Hause des Meisters, die in der ersten Zeit eine ziemlich vereinsamte mar, hob sich bald, als der Meister und alle Hausgenossen zu dein blonden, bescheidenen Jüngling, der in unaufdringlicher Weise sich vielfach nützlich zu machen verstand, ^vertrauen faßten, und er mehr und mehr als willkommener Mitarbeiter in den engeren Familienkreis hineingezogen wurde. Wagner zog ihn nun als Begleiter auf seinen täglichen längeren Nachmittagsspaziergängen heran, und Nichter erhielt den Einblick in die unifassende Ideenwelt des Meisters. Seine Aufgabe, die Copie der Partitur, löste Nichter natürlich glänzend. Die Wiener Theater- und Musikausstellung im Jahre 1892 gab Gelegenheit, die peinliche Sauberkeit dieser complicirten Arbeit zn bewundern.

Zwischen Wagner und Richter stellte sich sehr bald ein festes Verhältnis) heraus, das bis zum Tode des Meisters keine irgendwie nennenswerthe Anfechtung erfahren hat. Das Herz Wagners urtheilte über Nichters Wesen gerade so sympathisch, wie sein Verstand über den Umfang und die Intensität seines Könnens. Er sagte sich: Nichter ist menschlich verläßlich und treu, kein Achselträger, kein Streber. Seine Fähigkeiten als aus-

übender Musiker sind geradezu enorm, es ist ihm gegebe», ineine Vortrags-
intentionen einem großen Orchesterkörper in einer Sprache zu übermitteln,
die diesem geläufig und sympathisch ist, er besitzt unbedingte Herrschaft über
einen solchen Körper, und er ist in meinen Partituren zu Hause, wie ich
selbst kaum mehr. Er ist also mein Mann. Ich liebe ihn und nehme ihn,
so wie er ist — mit Haut und Haar. Ich brauche keinen Feldherrn —
der bin ich selbst — ich brauche ausgezeichnete Corpscommcmdanten, und
ein solcher ist er. Das war das Urtheil, welches sich beim Meister über
Richter herausgebildet hat, und demzufolge er mit schönem Tact immer
darauf verzichtet hat, bei seinem geliebten und hochgeschätzten Helfer
Saiten zum Erklingen zu bringen, die versagt haben würden. Wagner
beschied sich damit, in Richter einen vortrefflichen Menschen und einen
specisischen Musiker ersten Ranges für sich gewonnen zu haben.
In der Neujahrsnacht des Jahres 1868 — er hatte es um einige
Stunden hinausgeschoben — schrieb Wagner den Schluß-Oäul-Accord in
die Meistersingerpartitur. Schon im Dezember des vergangenen Jahres
1867 war Richter mit den ausgeschriebenen Stimmen als Chordirigent nnd
Solocorrepetitor nach München vorangegangen, nm die Aufführung des
Werkes vorzubereiten. Sie erfolgte bekanntlich in: Juni 1868 und ist die
erste große theatralische Veranstaltung Wagners, an der Nichter einen
hervorragenden Antheil hat. Es ist bekannt, mit welch' außerordentlichem
Gelingen dieses seit jenem Zeitpunkt der Welt und insbesondere den Deutschen
so tief in's Herz gewachsene Werk in München zur Erstaufführung ge-
langte. Wagner als geistiger Leiter des Ganzen, Hans von Vülow am
Dirigentenpulte, Betz als unübertrefflicher Hans Sachs, Fräulein Mallinger
in der allerersten Blüthe als derzeit noch unerreichte Ena — es würde
weitaus zu viel Raum einnehmen, wollten wir alles des Vortrefflichen ge-
denken, das damals geboten wurde. Richter hatte sein redlich Theil dazu
beigetragen. Die musterhafte Einstudirung sämmtlicher Solopartien, sowie
der schwierigen Chöre, worunter der durch seine absolute Neuheit das
Personal überraschende Raufchor an: Schlüsse des zweiten Actes, waren
sein allseits anerkanntes, nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst.
Seit jener von ihm fertig gestellten Copie und der Aufführung in München
und die „Meistersinger" Richter in Fleisch und Blut übergegangen — wie
kein anderes Werk. Aus dem Geiste der Meistersinger heraus hat sich
sein ganzer Musikgeist um ungezählte Stufen gehoben. Damals fanden
vrogrammmäßig sechs Aufführungen in München statt. Vei der letzten er-
krankte der Sänger des Kothner. Nichter zögerte keinen Augenblick, sich
als Kothner anziehen zu lasten und die Partie für den erkrankten Sänger
„ohne Fehler — glatt und gut" mit so viel Stimme, als er zu bieten
hatte, zu singen. Für diese außergewöhnliche Leistung erhielt er einen
humoristischen Anerkennnngsbrief des Meisters. Am 25. August desselben
Jahres, dem Geburtstage des Königs, wurde Nichter zum königlichen Musik-

director an der Seite Nülows ernannt. Er sollte bald allein an dieser
Stelle stehen — denn Vülow verließ im Frühjahr des Jahres 1869 seine
Stellung am Münchener Hoftheater. Die Ungeduld des Königs forcirte
nunmehr die Aufführung des ersten Theiles der Nibelungentetralogie. „Das
Nheingold" mußte in München gegeben werden — gegen den berechtigten
Wunsch Wagners, der die Aufführung des ganzen Werkes dem zu erbauenden
Festsvielhause vorbehalten wissen wollte. Nichtsdestoweniger gab Wagner
nach, um dem König entgegenzukommen. Die Münchener Theatertechniker
erwiesen sich jedoch den hochgespannten dccorntiven Ansprüchen des Werkes
als so unzureichend, daß die Vorbereitungen für eine den Intentionen des
Meisters entsprechende Aufführung keinerlei Gewähr boten. In einer
Sitzung unter dem Vorsitze des königlichen Intendanten Varon Perfall,
erklärte Nichter, die Verantwortung nicht übernehmen zu können, das
Werk des Meisters angesichts der durchaus ungenügenden Lösung der
technischen Probleme dem unausbleiblichen Mißverständniß auszusetzen, und
verließ München uud seine Stellung. Nach endlosen Unterhandlungen
mit allen, Wagners Sache nahestehenden Dirigenten, die zu keinem Erfolg führten, kam die verfehlte Aufführung endlich unter Wüllners Leitung
Ende September 1869 zu Stande.

Der glänzende Aufstieg seines Gestirns schien nun jäh unterbrochen,
und Nichters Zukunft bedroht. Die Proben aber, die er von seinen»
Können bereits abgelegt, waren zu überzeugend und schwerwiegend, als daß
der Wunsch, sich einer so bedeuteuden Kraft zu versichern, nicht an zahlreichen Stellen hatte rege werden sollen. Ein kurzer Aufenthalt in Paris
brachte ihm zwar zunächst eine Enttäuschung. Pasdeloup, der die Absicht
hatte, Wagner mit „Nienzi" in die Seinestadt einzuführen und Nichter mit
der Einstudirung der Oper zu betrauen, stieß in seinen geschäftlichen Abmachungen mit dem I'IMti'L ^vlic^us auf Hindernisse und muhte seinen
später ausgeführten Plan verschieben. Zu derselben Zeit aber hatte das
ItMtrb äs i» Nonullie iu Brüssel beschlossen, den „Lohengrin" zuerst in
französischer Sprache zur Aufführung zu bringen. Auf Betreiben des
ausgezeichneten Musikers und Pianisten Louis Vrassin wurde Nichter mit
der Leitung der Vorstellung betraut. Unter mannigfachen Mühen und nach
Ueberwindung zahlreicher Hindernisse löste er — am 21. März 1870 —
seine Aufgabe glänzend. Sänger von großein Nuf, wie Blum vom
'IKsätis I^riyu.6 in Paris, Madame Halancier-Sternberg, Trois-aiuüs
und Madame Derasse vertraten die Partien des Lohengrin, der Elsa, des
Telramund und der Ortrud. Von den schneidenden Geburtswehen dieser
Äufführuug aber mag der Umstand Zeugnis; ablegen, daß es in Belgien
teiue Choristen giebt, welche Noten lesen können. Nichter war genöthigt,
den einzelnen Stimmen ihren Part durch Vorspielen auf der Geige einzuprägen. Aber auch auf diesem mühsamen Wege wußte er Correctheit und
Schwung zu erzielen und dein Werke einen enthusiastischen Erfolg zu ver-

schaffen. Die Wiederholungen wurden so zahlreich fortgesetzt, als die Umstände das Zusammenwirken der Gesellschaft gestatteten, und der „Lohengrin" ist seit jener Zeit vom Repertoire des IbMtrß äs 1a Hlunuaie nicht verschwunden.
Nachdem Richter seiner Verpflichtungen in Brüssel ledig geworden, erschien er wiederholt in Triebschen, wo es bei der gerade damals hochgesteigerten Thätigkeit des Meisters wieder so Manches zu helfen gab. Wagner mar mit der Vollendung des „Ringes des Nibelungen" beschäftigt. Trotzdem fand er Zeit, sich mit den ihm so vertrauten letzten Quartetten Beethovens wiederholt intim zu beschäftigen. Ein Abend der Woche war dazu bestimmt, einer talentvollen Vereinigung von Musikern aus Luzern die Geheimnisse des Vortrags dieser schwierigen Werke zu lehren. Richter betheiligte sich regelmäßig an diesem Zusammenspiel und rechnet diese Stunden, in denen er von Wagner auf die schwindelnden Hohen des Beethoven'schen Geistes geleitet wurde, zu den entscheidendsten seines Künstlerlebens. Eine gemüthuolle Episode aus jener Zeit hat für immer das aus Kunst und Lebe» geschlungene Band gefestigt, das ihn mit Wagner und leiner Familie verbunden. Am 6. Juni 1870 jährte sich der Tag der Geburt von des Meisters Sohne Siegfried. Wagner hatte für diesen Tag ohne Wissen seiner Familie ein Stück für kleines Orchester componirt: das Siegfried-Idyll. Die Themen des dritten Actes seines eben mannwerdenden jungen Siegfried verflochten sich in der Phantasie des Meisters mit seinen Vorstellungen über das erwachende Anschauung?- und Gefühlsleben feines Sohnes zu einem musikalischen Gebilde von seltener Innigkeit und feinstem Zartsinn. Das Siegfried-Idyll sollte am Morgen des Geburtstages zur Ueberraschung von Fran und Kindern zum ersten Mal erklingen. Nichter war schon 14 Tage früher vom Meister beauftragt worden, das nöthige kleine Orchester ans tauglichen Musikern von Luzern auszuwählen und das Stück mit ihnen einzuüben. Die sinnige Huldigung gelang vollständig. Am Morgen des Geburtstages schlichen die Musiker leise in den Innenlllum der Villa Triebschen. Auf der Treppe des Hauses wurden sie disponirt, und unter Richters Leitung durcktönten die Räume des beglückten Hauses diese duftigen Weisen, denen die Vaterfreude einen ganz besonderen Stempel von Gefühlswärme und fürsorgender Erregung aufgedrückt hat, zum Entzücken der Insassen. Die Aufstellung der Musiker veranlahte Wagners Kinder noch Jahre später vom Siegfried-Idyll als von der „Treppenmusik" zu sprechen.
Im nächsten Jahre erfolgte, auf Liszts Vorschlag, Nichters Berufung an das Nationaltheater von Budapest. Die Magyaren haben bisher Talente aller Art, darunter aber an: wenigsten Musiker, hervorgebracht. Unter den producirenden finden wir gar keine — unter den ausführenden Musikern dieser Nation nur wenige Namen ersten Nanges. Der chauvinistische Geist aber, der in diesem aufstrebenden Staatswesen Gutes und

Schlechtes, Nichtiges und Verdrehtes, Imponirendes und Lächerliches neben
einander zu Tage fordert, sträubt sich dagegen, entscheidende Stellen an
das Auslaud zu verleihen und damit das Geständniß abzulegen, daß
innerhalb der Nation Mangel an Begabung herrsche. Es wird demnach
mit Vorliebe der Ausweg ergriffen, in Ungarn geborene Deutsche, denen
Sprache und Sitte des Landes fremd geblieben, mit dem Titel und
Charakter eines Vollblutmagyaren an solche Posten zu befördern. Mit
Hans Nichter wurde dieses System am Nationaltheater inaugurirt. Es
genügte, daß er in Raab geboren war und hie und da auf amtlichen
Schriftstücken statt: Hans Nichter — Nichter Ianos unterschrieb. Mit
seinen Nachfolgern dieser Qualification nahm die Sache in der Negel kein
gutes Ende. Dein stürmischen Nationalsinn der Ungarn vermochte es auf
die Dauer nicht zu genügen, bloße Scheinmagyaren zu Führern zu er-
nennen — den Kernmagyaren aber fehlte die Begabung, wenn auch nicht
der Ehrgeiz, zur Ausfüllung dieser Stellung. Daher die unausbleiblichen
Frictionen, deren Opfer so hervorragende Talente wie Gustav Mahler und
Arthur Nilisch geworden sind. Hans Nichter aber genoß und genießt
noch heute eine unbedingte Popularität in Ungarn, und das Andenken an
sein Wirken ist in Budapest ein ungetrübtes. Schon dort zeigte sich
Nichters Neigung, den Schwerpunkt seiner Thätigkeit auf die Concert-
direction zu verlegen. Er verjüngte die völlig desorganisirten und vom
Publicunl im Stiche gelassenen philhannonischen Concerte, hob das Institut
mit einigen gewaltigen Nucken seines Meisterarmes auf eine ungeahnte
Höhe und weckte damit den Musiksinn der Bevölkerung. Auch als Dirigent
der Nationaloper fand er dort einige Kräfte vor, mit denen sich schöne
Siege erfechten ließen. Vor Allem die vortreffliche Pauli-Markovits,
deren reizvolle Stimme, meisterhafte Gesangsbildung und echtes dramatisches
Talent poetisch-musikalischen Gebilden, wie Elisabeth im „Tannhäuser"
oder der Elisabeth in Franz Liszts Oratorium eine vollendete Verkörperung
lieh. Das letzte Jahr seiner Thätigkeit in Budapest brachte ihm sogar die
Ernennung zum Director der Nationaloper. Sein inneres Behagen und
seine künstlerische Befriedigung wurde durch diese Verschiebung nach oben
mehr gestört als befördert. Nicht nur der starke Ballast ihm wesens-
fremder bureaukratischer Erledigungen, der mit seiner neuen Stellung ver-
knüpft war, nicht nur der leidige Verkehr mit dem unablässig sich unter-
einander befehdenden, von Aspirationen aller Art nervös erregten Theater-
völkchen ließeil ihn seiner neuen Stellung nicht froh werden. Er wurde
es inne, daß er eigentlich kein Theatermensch sei, daß seine Beziehungen
zur Bühne sich in dem mächtigen Factor, zu dem das Orchester in der
Oper herangewachsen war, erschöpften.

Unter diesen Umständen mußte der Ruf aus Wien, der Richter die
erste Capellmeisterstelle an der Wiener Hofoper anbot, in ihm einen freudigen
Widerhall finden. Es ist nicht das einzige Verdienst, das sich der zu jener

Zeit sein Amt antretende Director Franz Immer um die Wiener Hofoper
erworben, das Engagement Hans Richters, als des neben Bülow bedeutendsten
Dirigenten, als Inaugurations-Maßregel seiner Directionsführung voran-
gestellt zu haben. Zur Annahme des consolidirteu Wiener Postens ent-
schloß er sich um so lieber, als er gleichzeitig im Begriffe war, sich mit
einer Dame aus einer der besten Familien Ungarns zu vermähle« und er
sich an diesem Platze den wechselnden Chancen eines musikalischen Wander-
lebens am sichersten entrückt sah. Seit 1. Mai 1875 ist Wien der Mittel-
punkt von Richters Wirken, das sich aber bald nach dem Antritt seiner
Stellung, soweit es die Verhältnisse seines Dienstes gestatteten, (vielleicht
noch ein klein wenig weiter) zu einein internationalen gestaltet hat. Mit
dem Ialire 1875 war auch der Zeitpunkt herangerückt, in dem Hans Richter
die größte Aufgabe zu lösen begann, die seiner künstlerischen Thätigkeit auf-
gehoben war. Im Sommer 1875 wurden die Vorproben für die Auf-
führung des „Ring des Nibelungen" in Bayreuth abgehalten. Das Jahr
1876 brachte die Aufführung. Heute, da wir diese Werke in Fleisch und
Blut der deutschen Nation eingedrungen sehen, da fremde Cultnrnationen
sich ihnen mit enthusiastischer Liebe hingeben, haben wir den Maßstab für
die Grütze der Leistung verloren, die darin lag, als souverainer Beherrscher
der Riesenpartitur vor das Nibelungen-Orchester hinzutreten, durch die
Sicherheit des Führers die Sicherheit, endlich die Liebe und Begeisterung
der Geführten wachzurufen. Hier zeigte sich Nichter auf der höchsten Höhe
einer enormen Aufgabe. Mit deni Meister zusammen arbeitend, der auf
der Bühne mit seiner stupenden Negisseurbegabung alle Details der Vor-
gänge belebte, den grotzen Stil des Vortrags angab und jeden Moment
der Tragödie bedeutsam zu gestalten verstand, folgte Nichter mit seinem
Orchester dein Fluß des Dramas in allen seinen Wandlungen mit seltenen,
Feingefühl, erzielte die höchste Correctheit der Leistung und ließ es an mit-
reißendem Schwung so wenig als gegebenenfalls an der nöthigen Discretion
der Begleitung fehlen. Erst mit dieser überzeugenden und imponirenden
Leistung stand der Dirigent der Wagner'schen Schule fix und fertig vor
dem Publicum. Da lau: es der Allgemeinheit zum Bewußtsein, daß es
mit dem Dirigiren doch seine eigene Vewandtnitz habe und daß diese
Kunst nicht zu verwechseln sei mit der Gewohnheitstactschlägerei niederrheini-
scher Festdirigenten. An Wagners Nibelungenwerk hat diese Schule sich
formirt und ist daran groß geworden. 1876 hörte Hermann Leui zu, der
1882 für immer classisch den Orchestervortrag des letzten Werkes des Meisters,
des „Parsifal", feststellen sollte, Anton Seidl und Felix Mottl halfen bei
der Aufführung als Correvetitoreu und musikalische Leiter auf der Bühne
mit. Der Letztere vielleicht der berufenste Erbe der Wagner'schen Aufführungs-
traditionen, da er neben eminenten Dirigentenfähigkeiten einen eben so
sichern Blick für die Bühne besitzt, den er in nunmehr 15jährigem Wirten
in Karlsruhe, dessen Hofoper er zu einem Klein-Banreuth erbob, und durch

seine wiederholten Triumphe als Tristan-, Tannhäuser- und Lohengrin-
dirigent in Bayreuth bekundet hat. Richard Strauß, Felix Weingartner
und Andere wuchsen nach. Auch Hans von Bülow fand für seine eminente
Directionsbegabung erst von dieser Zeit an das volle Verständniß und ge-
wann enthusiastische Sympathie». Bei alledem bleiben es immer nur
Wenige, denen diese Kunst in vollem Maße eigen ist. Das war zu allen
Zeiten der Fall. Was aber >nicht zu allen Zeiten der Fall war, ist, —-
daß das Publicum den Unterschied sehr wohl merkte, daß es, im Gegen-
satz zu Ehemals, empfindlich geworden ist für die ^Darstellung der Meister«
werke aller Stile.

Im Jahre 1877 erschien Hans Nichter zum ersten Male an der
Seite seines Meisters in London. ?Das Deficit der Bayreuther Aufführungen
und die Gleichgiltigkeit, auf welche die Nothwendigkeit seiner Deckung in
allen maßgebenden Kreisen stieß, für die dessen Beseitigung eine Ehrensache
gewesen märe, zwangen den Meister, selbst für dessen Ausgleich zu sorgen.
Mehrere große Concerte in der Alberthnlle wurden abwechselnd von Wagner
und von Nichter dirigirt. Der junge blonde Führer mit seiner erstaun-
lichen Sicherheit, seiner praktischen Art, mit dem Orchester in wenigen, aber
bezeichnenden Schlagworten zu verkehren, gewann sogleich die Bewunderung
der fremden Musiker und des Londoner Publicums. Die „Nichterconcerte"
sind seit dein Jahre 1877 eine ständige Institution der Londoner Saison
und die Popularität ihres Leiters eine ungeschwächte. Seit 1885 hat
Nichter auch die Direction der alle drei Jahre wiederkehrenden großen
Musikfeste in Birmingham übernommen und bei diesen Veranstaltungen
namentlich mit Werken, die auf orchestrale und chorische Massenentwicklung
berechnet sind, wie dem große Neauiem von Hector Berlioz, ungeheure Er-
folge erzielt.

In der Wiener Hofoper verknüpft sich die Erinnerung an große
Abende mit dem Namen Hans Richter. Die beiden Aufführungen, welche
im November 1875 und Januar 1876 unter Wagners Bühnenleitung von
„Tannhäuser" und „Lohengrin" veranstaltet wurden, bei denen Nichter
das Orchester leitete, waren Musteraufführungen — „soweit die vorhandenen
Kräfte reichten". Es ist für die Zustände unseres Opern theaters in mehr als
einer Nichtung charakteristisch, daß man an den Traditionen dieser 3luf-
führungen nicht festzuhalten vermochte; ja daß sie heute unter einem
Wust von Theaterroutine und Nachlässigkeit begraben sind. Es waren
Zeiten, in denen der „Ning des Nibelungen" in Wien ebensogut wie in
Bayreuth 1876, ja in der Hcmptpartie des Wotan, der durch Emil Scaria
genial vertreten war, sogar besser hatte gegeben werden können. Satz
doch Nichter am Dirigentenpult eines bewunderungswürdigen Orchesters.
Es fehlte nur Wagner oder wenigstens irgend ein der Sache gewachsener
Regisseur auf der Bühne. Damit aber war es in Wien schon vor fünfzehn
Jahren nicht gut und ist es heute sehr schlecht bestellt. Das Kleine trifft

in Wien bei der Direction auf großes, das Gruße nur auf ein minimales Versmndniß. Die Aufführung der „Meistersinger," als des ihm am meisten an's Herz gewachsenen Werkes des Meisters, hat Nichter auf eine glückliche Höhe gehoben, sie von Strichen ganz befreit, und er versteht es, ihr jedes Mal den Charakter einer Festuorstelluug zu geben. „Fidelio" und „Don Juan" sind orchestrale Meisterleistnngen. Der eigentliche Schwerpunkt von Richters Wirken in Wien aber liegt in seiner Direction der philharmonischen Concerte, jener jährlichen Abounementsausführungen, welche vom Orchester der k. k. Hofoper nnter selbstgewcihltem Leiter auf eigene Rechnung unternommen werden. Er hat sie zu einem Musterinstitut erhoben, das jedem Programmstück eine geradezu meisterhafte Ausführung sichert. Die neun Veethoven'schen Symphonien, als die Karyatiden eines modernen Orchesterrepertoires, stützen das Ganze wie neun Niesen, deren michelangeliskes Muskelspiel das Publicum mit stets erneutem Entzücke» betrachtet. In: Laufe jeder Saifon wird dem Programm der Philharmonika Bedeutendes einverleibt. Nieten sind bei der Sorgfalt der Auswahl nur selten zu verzeichnen. Zwischen Richter uud dem Wiener Publicum hat sich im Laufe der einundzwanzig Jahre seines Wirkens ein herzliches Verhältnis; herausgebildet. Nichter ist die populärste Künstlergestalt der Kaiserstadt. Das trat in die hellste Betrachtung, als es ihn vor etwa drei Jahren anwandelte, einem Rufe nach Amerika Folge zu geben. Die Verweigerung der Auflosuug seines Wiener Vertrages seitens der obersten Dheaterbehörde wurde als ein Glück empfunden und Nichter war mehrere Wochen lang bei seinem Erscheinen im Theater oder Loncertsaal Gegenstand stürmischer Ovationen.

^"'^ "-Hb <
H>» lv ^ »3^^ 1^^»
'""M
^d^
^^ ^A
HH^ I^»
i?G'^ "^
^^ ^'.^^3
« ^^
^ / ^/^^^
" ^^M^^^. XN^
^ ^ >^
^^k>M—^
^^ ^ >! "^»^ »<^ "
MW
'W^Z^is^^. i>
s/" ^>FM^
>W
W
W>
WW

Die Memoiren der Frau vigse-sebrun.

Studio
von
Alfred Friedman».
— Vcrlin, —

Angst hat der alte kokette Intransigeant Henri Nochefort, der
in Ostende am Spieltisch paradirt und eine schwarzäugige
Nichte mit sich führt, die man mit Nichten als solche aner-
kennt, behauptet, seine Memoiren schreiben hieße: zu nichts Anderem
mehr taugen. Echt französisch, eitel und paradox! Etwas geleistet und
gesehen zu haben und es Anderen in litterarischer Form zugängig zu
machen, den Schleier von nun abgethanen, intimen Geschichten zu heben,
in discreter Weise die Zeitgenossen vorführen, mit denen man gelebt, ge-
strebt, erlebt hat; sich selbst, mit seinen Tugenden und Fehlern, der Zeit,
deren Kind man war, den Spiegel vorzuhalten — und viel Anderes mehr
— das ist doch nicht die letzte Aufgabe eiues decrepiden Wüstlings, auf-
reizenden Bolksuerhetzers oder am Gehirnschwund leidenden Greises —
das Memoirenschreiben ist immerhin noch des Schweißes eines edlen
Menschenkindes werth. Und auch Herr Nochefort wird denken, sein Buch
sei eine That, wie die Denkwürdigkeiten eines.tenophon und Cäsar,
die doch auch nur Memoiren schrieben-, er wird sich ein Villehardouin für
die dritte Republik glaubeu und neben Froissart, Brantome, Sulln, neben
Nousseaus „Bekenntnissen" genannt werden wollen! Vielleicht träumt er
auch von Goethe, der, ein Sechsziger, sich in die Denkweise des
Knaben, des Jünglings, des Mannes zurückzuversetzen versuchte, uud dem
wir das Vuch „Wahrheit und Dichtung" verdanken. 1830 schrieb Goethe
an Zelter, sein ernstestes Bestreben sei gewesen, das eigentliche Grund-
wahre möglichst darzustellen, das, insofern er es einsah, in seinem Leben

obgewaltet hatte. Und in seiner Biographie sagt er gleich Eingangs, es
scheine ihm Hauptaufgabe zu sein, den Menschen in den ZeituerlMtnissen
darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, in mie-
fern es ihn begünstigt, wie er sich, eine Welt- und Menschenansicht daraus
gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder
nach außen abspiegelt.

In bescheidenem Maße ist das „geforderte, kaum Erreichbare" von
einer Frau und Malerin geleistet worden, deren dreibändige „8ouvsQii-8"
mir jüngst bei meinem Jugendfreunde, dem bekannten Frankfurter Buch-
händler und Antiquar Joseph Naer in die Hände fielen. Es ist Madame
Louise Elisabeth Vigüe-Lebrun. Sie setzt ihren vielen Titeln das
Motto aus Rousseau nach: „Indem ich meine Erinnerungen aufzeichne,
werde ich der Vergangenheit gedenken und fo, so zu sagen, mein Dasein ver-
doppeln." — Die Bände waren bei Fournier in Paris 1835—37 er-
schienen. Der zweite enthält noch eine ganz verblaßte Widmung: 5 HIou-
«isui I<s (Hsvalisr äs Lba^ot 6s 1a ?art äs 1'^.utsur. Zufällig machte
ich zur Zeit meines Fundes dem Altmeister Wilhelm Jordan meine Auf-
wartung und fand bei ihm eine Copie des berühmten Selbstvortraits der
Autorin. Sie muß bezaubernd schön gewesen sein; ein Greuze-Gesichtchen.
Lieblich sieht sie den Beschauer an, Palette und Malstock haltend. Der
Schmiegersohn des greisen Skalden und Rhapsoden, der mit Jordan vor
dem Original gestanden, halte den Bewundernden mit dein Nachbild
überrascht.

Die „8ouvsnii-8" der Malerin sind an die Prinzessin Kourakiu ge-
richtete Briefe. Wie Giotto Schafe in den Sand kritzelte, zeichnete, malte
sie schon mit 6 Jahren im Kloster. Ihr Vater sah ihr erstes Debüt, einen
Mann im Bart, und rief: „Du wirst Malerin, mein Kind, oder es wird
keine mehr geben!" Vigöe war selbst Portiait-Pastellmaler. Sie erzählt,
daß er einst mit Perrücke und Degen zu einem Essen sn vills ging, unter-
wegs aber eines Bildes auf der Staffelei gedachte, an dem er noch Etwas
ändern wollte. Er kehrt um, setzt seine Nachtmütze auf, malt und geht
dann wieder aus. Lachende Nachbarn reißen ihn erst aus seiner nach-
denklichen Zerstreuung. Er soll auch geistreich gewesen sein. Eine Dame
fand, er male ihren Mund zu groß. „Beruhigen Sie sich, Madame," sagt
er, „wenn Sie wollen, mache ich Ihnen gar keinen." In Louisens
Jugend fallen schon die Schatten der Revolution. Eines Tages kommt der
Alte sehr ernst nach Hause. Er hat mit den Philosophen Diderot, Hel-
vstius, d'Alembert gespeist, und die Mutter fragt ihn nach dem Grund
seiner Traurigkeit. „Meine Freundin, Alles, was ich gehört habe, läßt
mich glauben, daß die Welt bald auf dem Kopfe stehen wird."
Aehnliches findet sich in allen Biographien aus der Zeit, bei Melchior
Grimm und Anderen.

Sie copirt jetzt Rubens, Nembrandt, van Dnk, Grenze. Den Nieder-

ländern verdankt sie Kenntniß von Lichte und Schattenuertheilung, die sie
dann besonders an Navhael bewundert, den man nur unter Italiens
schönem Himmel beurtheilen könne. Dort fand sie ihn über seinem
immensen Ruf. Sie verkehrt damals schon in den höchsten Kreisen. Man
stellt sich die Aristokratie von 1789 sehr verderbt vor. Bemerkenswerth
ist jedoch ein Zug, den Louise aufbewahrt. Die Conrtisanen pflegten
damals große Bouquets auf der Straße zu tragen, die das starke Parfüm,
welches von ihnen ausging, noch vermehrten. Es war die Zeit der
eleganten hübschen Mademoiselle Duthö, welche Millionen verspeist hat. Die
jnnguerheirathete Herzogin von Chartres sieht zum Fenster hinaus; ein
Edelmann deutet auf die Straße und sagt hinter ihr:
„Voll», äs8 ülles!" Mo--Mädchen und Dirne).
„Wie können Sie wissen, daß sie nicht verheirathet sind?" fragt die
Herzogin in ihrer reizenden Unwissenheit.
Schon 1775 schenkt Louise der ^.caäöiuis Iriuiyaigs Vilder von
Fleur'n und La BrunZre; d'Alembcrt schreibt ihr Dank und meldet, die
Akademie habe einstimmig beschlossen, ihr freien Eintritt zu allen Sitzungen
zu gewähren.
Man lernt einen Herrn Lebrun kenneu, der eine famose Gemälde-
galerie besitzt. Er läßt Louise die schönsten Meisterwerke copiren und
leistet ihr dadurch grüßte Dienste. Man heirathet ihn — widerwillig —
mit 20 Jahren, um einein grantigen Stiefvater zu entfliehen. Louise ver-
diente damals schon viel Geld. Lebrun war ein Wüstling und Spieler.
Louise schreibt: „1789, als ich Frankreich verließ, halte ich nicht 20 Francs
Einkommen, nachdem ich allein eine Million verdient; mein Mann hat
Alles aufgegessen."
Louise hat nun eine Malschule. Sie kommt eines Tages herein,
sieht ihre Zöglinge — Seilspringen. Sie hält eine Standrede über den
Werth und Perlust der Zeit — nur fünf Minuten fpäler halten zwei
Grazien das Seil, und sie springt mit. So schelmisch-lieb ficht sie auch
auf ihren: Bilde aus. Dann hat sie eine sechsjährige Tochter, welche ihr
einst den grüßten Schmerz bereitet. Jetzt führt sie sie zu den Fantoccini
des Carlo Perico, Marionetten, an deren Leben und Dasein das Kind
glaubt. Später, im ItMtry I'rlm^niL, fragt die Kleine: „Und die da,
Mama, sind die auch lebendig?" Sie erzählt auch naiv, daß sie am Tage
der Geburt ihrer kleinen Brünette an ihrer Venus, die Flügel Amors
bindend, gemalt. —
Sie sagt: „Das Glück, das ist das Interesse in der Nuhe." — 3tun
führt sie ihr Gatte nach Flandern. In Antwerpen bestaunt sie einen
Rubens — dessen Frau in einein Strohhut — und müht sich ab, nicht
nur sich selbst in ähnlicher Weise zu zeichnen, sondern auch die Lichteffecte
in Worten wiederzugeben, die sehr merkwürdig mich für unsere Pleinairisten

klingen: „Die Lichter sind in der Sonne; das, was ich die Schatten nennen müßte, das ist der Tag!"

In Paris, liu« cls ^Im-^, empfängt sie dann allabendlich-, ihr Ruf ist bereits so groß, „daß, wegen Platzmangel, Marschälle von Frankreich auf dem Boden sitzen, es war sehr lächerlich, zu sehen, wie der dicke A»recun1 äs Aoail!s8 sich nur mit Mühe erheben konnte.

Sie hat das Glück, die großen Schauspieler Larive, Le Kain, Talma zu hören.

Sie beurtheilt in einem Capitel die Actricen Dumesnil, Naucour, Sainual, Clniron, Dugazon, Contat, Mars, lauter Sterne der Zeit, deren Glanz nur noch in ihren Namen fortlebt. Sie sieht als letzte Vorstellung in der 8alls (^uuovillisi^ Beaumarchais' Nari»F6 cls I'ißai'o, von den Schauspielern der l^onieäis Ziauyn,i8s — die Sninval als Gräfin, die Contat als reizende Suzanne, und bezeichnet diesen Vorläufer der Revolution damals ganz begreiflich als in allen Theilen unpassend. Es war sehr heiß, Beaumarchais sehr glücklich, und da er, um frische Luft einzulassen, die Fenster einstieß, sagte man: sein Stück habe zweimal «2536 1s8 vitrsg (soviel, wie dem Faß den Boden ausgeschlagen). Sie wird intim mit der Dubarrn, der einstigen Freundin Louis' XV., deren Haupt 1793 fiel.

„Sie ist die einzige Frau," fagt Madame Vig^e, „unter so vielen Frauen, welche in jenen Schreckenstagen starben, welche den Anblick des Schafots nicht ertragen konnte. Sie schrie, sie erbat ihre Gnade von der entsetzlichen Menge, die sie umgab, diese Menge war so erschüttert, daß der Henker sich mit seiner Arbeit beeilte. Dies hat mich stets überzeugt, daß, wenn die Opfer jener fürchterlichen Tage nicht den edlen Stolz gehabt hätten, mit Muth zu sterben, die Schreckenszeit (I^ri-sur) früher geendet haben würde. Menschen mit geringer ausgebildeter Intelligenz lassen sich von einem inneren Schmerze nicht so leicht hinreißen, bewegen, und man erregt viel leichter das Mitleid des Volkes als seine Bewunderung."

Schöne Worte und schön gesagt. Ob aber damals das Mitleid den Vesuv-Ausbruch aufgehalten hätte? Erzählt sie doch einige Seiten weiter, daß zu jener Zeit Elende hinten auf den Carrossen aufsprangen und in die Fenster riefen: „Nächstes Jahr sitzen wir drinnen, und Ihr steht draußen." Es ist das ewige Ots toi, yus ^s m'^ metw! Ein Hoher sagte: „Man hat mich angeklagt, die Thürme von Notre Dame genommen zu haben. Sie stehen zwar noch; aber es ist Zeit, daß ich mich aus dem Staube mache — es ist klar, man will mir Etwas anhaben." — Den Rest des ersten Bandes füllen einige Portraits im Genre Plutarchs aus. Von Abb« Delille erzählt sie, daß er ebenso unpünktlich war, als er Antwort auf Alles hatte. Er war bei ihr zum Diner eingeladen, es kam aber Jemand ihn zu einer anderen Lustbarkeit abzuholen. Man macht ihn: Vorwürfe, daß er warten ließ, und er meint: „Ich habe mir eingeredet.

daß der, welcher mich zu holen, kommt, es eiliger hat, als der, der — auf mich wartet." — Freundliche Worte hat sie für den Prinzen Heinrich von Preußen, den Bruder des großen Friedrich. — Von 1768—1779, da sie Frankreich verließ, hatte Louise Vigöe-Lebrun nach ihrer eigenen Liste 454 Portraits und Geschichtsbilder gemalt. Da sie mindestens 3 bis 5000 Francs erhielt, glaubt man ihr, daß Herr Lebrun ihr bis eine Million durchgebracht.

Die Adressatin der Briefe, die Prinzessin Kourakin, wurde 1831 von der Cholera in St. Petersburg dahingerafft. Im zweiten Band erzählt daher die Autorin einfach. Sie bereist Oberitalien; die Führer sagen von ihr, sie hätten wohl Prinzessinnen durch die Galerieen geleitet, aber keine war so in der Kunst bewandert. Ihre kleine „Brünette" sieht zum ersten Male Cypressen und bemerkt sehr fein: „Diese Bäume laden zum Schweigen ein." Sie selbst hatte immer „Heimweh nach Rom" gehabt. Im Petersdom „muß man niederknien!" Sie empfindet, daß die enormen eckigen Pilaster sich nicht gut ausnehmen, wünscht, es seien Säulen. Man erklärt ihr, das Gefühl sei richtig. Ursprünglich seien es Säulen gewesen; da sie zu schwach schienen, die ungeheure Last zu tragen, habe man sie zu Pilastern verstärkt. —

Man erfährt durch sie, daß ihr Freund, der Landschafter Robert, das Kreuz aufgepflanzt hat, das eine der höchsten Stellen des Colosseums ziert. Auch auf die directe Nachahmung der Natur wurde damals schon wieder hingewiesen; Louise erzählt von einem Galeriedirector, welcher zu seinen Schülern sagte: „Was habt Ihr an den Köpfen, von Naphaels Hand gemalt? Geht auf die Piazza del Popolo — da findet Ihr dieselbe Sache — seine Modelle!"

Ihre Erlebnisse in Italien muß man selbst nachlesen. Sind sie auch nicht mit Goethes Reisebriefen zu vergleichen, so enthalten sie doch viel stofflich Interessantes. Einmal ist sie bei Cardinal Bernis, 1715—1794, damals Gesandter Louis' XV. in Rom, eingeladen; es waren einige dreißig illustre Gäste anwesend. Am folgenden Morgen um sieben Uhr wurde die arme Künstlerin, die in dem lärmenden Italien überhaupt keine ruhige Schlafstätte finden konnte, von der „Familie" Bernis geweckt. Sie springt auf: es sind fünf große Lakaien, welche 1» dünn» man», ihr Trinkgeld, verlangen. Sie giebt zwei Scudi und gesteht, an diese Sitten noch nicht gewöhnt zu sein.

Gegen Lärm ist sie sehr empfindsam, weshalb sie oft die Wohnung wechselt. Sie nennt sich Madame Calme und kennt „runde", „spitze" Geräusche; angenehme, wie das einschläfernde der Meereswellen. In der Villa des Hadrian, in der ursprünglich der römische Kaiser Alles hatte nachbilden lassen, was das Alterthum vor ihm an Schönstem kannte, ruft Madame Vig6e aus:

„Ach, wie macht doch das, was von Allein bleibt, träumen. Wie

klein macht die Zeit unsie größten Dinge. Seit Urbeginn sind die Wunder des Himmels die einzigen, die sich nicht verändert. Wie können wir noch stolz sein, wenn jeder Schritt in der Umgegend Roms uns von der Vergänglichkeit der menschlichen Dinge spricht."

Ihre Kleine sieht jetzt zum ersten Mal das Meer, das sie stets nur gemalt sah.

„Weißt Du, Mama," meint sie — „das ist doch übernatürliche Größe!" (?ln8 ßranä yuö natura.)

Interessant sind Louisen» Aufzeichnungen über Lady Emma Hamilton, eine Abenteurerin und Intrigantin, die natürliche Tochter eines Dienstmädchens aus Wales, von welcher auch in den Mnwil-ss 6'un« ^outsin-poiÄiuL der Frau von St. Ein« viel die Rede ist. Der Londoner Arzt Dr. Graham zeigte sie zur Zeit ihrer tiefsten Erniedrigung als Göttin Hygieia in dünner Schleierhülle. Sie lebte dann mit Charles Greville-Warwick; dieser, dem Ruin nahe, sandte Emma Harte zu seinem Onkel, Sir William Hamilton, der, von ihren unverwüstlichen Reizen mächtig angezogen, sie zu seiner Gattin machte. Sie wurde dann die Vertraute der Königin von Neapel und die Geliebte des berühmten Admirals Nelson. Sie starb in Calais, 1815.

Diese nun malte Louise als am Seestrande gelagerte Schöne, welche eine Trinkschale hält, und als ihre berühmte Sibylle. Der edle Lord scheint einen einträglichen Handel mit Kunstwerken getrieben zu haben, denn ein Herr Talleyrand sagte von ihm, als Jemand bemerkte, er beschütze die Künste: „Sagen Sie lieber, die Künste beschützen ihn!" Er verkaufte das Bild Emmas, das ihm Louise für 100 Louisdors gemalt, in London für 300 Guineas. Auch eine Copie des Kopfes der Sibylle, die Mad. Lebrun ihm schenkte, verkaufte er sofort. Auf einem Landgut hatte Louise zwei ausdrucksvolle Kohle-Zeichnungen von Köpfen gefertigt. Sehr erstaunt war sie, diese Skizzen später in England bei Lord Wnrwick wiederzufinden. Lord Hamilton hatte das Stück Wand über der Thür seines Landhauses aussägen lassen und die beiden Köpfe der Künstlerin verkauft.

Bei einer Besteigung des Vesun fragt die kleine Brünette, als die Erde unter ihnen erzitterte: „Mama, soll ich jetzt Furcht haben?"

Dann lernt Louise den berühmten Componisten Pamiello kennen (1741 bis 1816), der u. A. die Oper „l^a 8srv» r»c>rona" geschrieben. Er saß ihr und componirte gleichzeitig. Sie war entzückt, die Züge des großen Meisters zur Stunde der Inspiration festhalten zu dürfen.

Dann kommt sie nach Wien und hat dort eine Reihe interessanter Erlebnisse in den ersten Adelskreisen. Sie erzählt manchen Nomanstoff, manches Bonmot. So das sehr feine des Grafen Louis von Narbonne, zu dem der Usurpator Bonaparte sagt: „Ihre Mutter liebt mich nicht; ich weiß es." „Nein, Sire," lautet die Autwort, „sie ist noch nicht über die Bewunderung hinausgekommen." Früher erzählt unire Autorin eine

schöne Replik, welche die galante Herzogin von Fleurv dem Parvenü von Corsica gegeben. Dieser fragte die schöne Dame in seiner brüsken Weise: „Lieben Sie die Männer noch immer?" Und sie: „Ja, Sire, wenn sie höflich sind!"

Sie nennt Wien, was es noch heute ist, die Stadt des Windes, des Standes und des Walzers. Im Theater war es damals noch Mode, in den Logen Strümpfe zu stricken, sie sieht die schöne Comtess« Kinski und viele herrliche und stolze Frauen, deren Namen noch heute in der Wiener Welt fortleben, also beschäftigt. In Hitzing malt sie die Fürstin Lichtenstein, die ihr als Engel erscheint und die sie auch so malt. Die Schöne schwingt nch in die Lüfte, eine irisfarbige Echarpe wallt ihr nach, sie ist bloßfüßig. Man kann sich ganz gut den alten Fürsten Lichtenstein denken, der da ausruft: „A Schund, a Schkandal, n Lichtensteinische ohne Pantoffel!" Und er läßt ein Paar Schnhe dazu malen, die „so aussehen, als ob sie ihr eben ‚abifall'n wär'n'."

Gleich darauf erzählt Madame Vig6e eine kleine Geschichte von einem Schiffer, der auf der Donau, am Knhlenberg, aus seinem Boote nach Naben schießt. Er trifft einen, den er auf den Boden seines Kahnes legt. Aber eine Wolke von Raben stürzt sofort, auf den Jäger nieder, der sich in eine Cabine seiner kleinen Barke flüchtet. Die Vögel ergreifen ihren Kameraden nnd schleppen ihn auf einen nahen Baum. Lange noch zeichnet Louise die Baumgruppe, hört das Iammerkrächzen der Thiere, vergleicht diese mit den Menschen und — steht ganz auf Seite der Naben. Es freut uns Modernen, die wir nns einbilden, die „Thierliebe" erfunden zu haben, immer, bei früheren Geschlechtern Naturgefühl, Mitleid für unsre Vorgeschaffenen, aber nicht Kronen der Schöpfung Genannten, zu finden. Merkwürdigerweise berichtet eine Zeitgenossin der Louise Vig6e, Madame d'Obertirch, die auch genau den Prinzen, die Prinzessin Kourakin gekannt hat, an welchen die Briefe des ersten Bandes der 8ouveuir8 gerichtet, eine ähnliche Thiergeschichte. Dort vertheidigt ein Storchenpaar sich und die Jungen gegen einen Geier. Schon ist das Weibchen halbtodt, das Männchen droht zu erliegen, da nimmt es mit letzter Anstrengung das Nest in den Schnabel, kehrt es um nnd sendet seine Liebsten lieber in den Abgrund, ehe es sie dem grimmigen Feinde ausliefert. Der Geier tödtet dann den Helden mit einem Schnabelhieb, und die Frau von Oberkirch, gerührt und bestürzt, spricht von einem wahren „6r»me 6e lkinills".

Unter ähnlichen Qualen, wie sie die Prinzessin von Zerbst, die spätere Kaiserin Katharina die Große von Nußland, durch die schlechten Landstraßen erduldet, gelangt Louise nach St. Petersburg, den 25. Juli 1795. Die Vauteu der Hauptstadt erinnern sie an die Agamemnons — antiker, fabelhafter Zeiten. Sehr interessant ist es für den Liebhaber, Kenner und Forscher, ilire russischen Aufzeichnungen mit denen des Herrn K. Waliszewsky, der zwei dickleibige Bände über die große Katharina ge-

schrieben, zu vergleichen. Die Kaiserin sagt der neu Angekommenen: „Ich bin erfreut, (otiariuöe), Madame, Sie zu empfangen. Ihr Ruf ist Ihnen vorausgeeilt. Ich bin keine Kennerin, aber Freundin (amntsur) der Künste." So schildert die Zarin auch ihr Biograph. Was sie, Louise Vig^e, nun erlebt, malt, sieht, hört^ das muß man bei ihr selbst nachlesen. Der berühmte Potemkin, der Günstling der Zarin, lernt z. V. die Prinzessin Katharina Dolgoruki kennen. Er giebt ein Fest, angeblich zu Ehren der Kaiserin. Nach dem Diner wurden Schalen servirt, aus denen die Damen Diamanten und andere Edelsteine mit Löffeln schöpfen konnten und durften. Die Kaiserin scheint ungehalten. Aber er besänftigt sie. „Da ich Ew. Majestät feiere, wie kann Ew. Majestät Etwas wundern!" Der Günstling, der so viel Brillanten zu verschenken hatte, starb auf offenem Felde, unter feinem Soldatenmantel, krank durch kaiserliche Ungnade — den 15. October 1791. Die onroui^uß 8<?3nä»1su8k des Zarinnenhofes muß man eben selbst nachlesen.

Louise erzählt von einer schönen Polin, Madame de With, später Gräfin Potocki. Sie war so verwöhnt und verschmeichelt, man machte so viele Madrigals auf ihre entzückenden Augen, daß sie eines Tages ganz im Ernste von diesen entzückenden Unheilstiftern sagte:

„Meine schönen Augen thun mir weh."

Auch von Politik und Revolution nnd Gesandten und großen Festen ist die Rede. „Die Franzosen," bemerkt sie traurig, „sind die Einzigen, welche ihren Landsleuten in der Fremde zu schaden suchen, auch durch die Verleumdung. Engländer, Deutsche, Italiener unterstützen sich untereinander!"

Conform mit Herrn K. Waliszewski erzählt unsere Malerin, daß die hohe Beherrscherin aller Neußeu alle Morgen ihren Naben Futter streute und Abends kleine Kinder kommen ließ und mit ihnen Blindekuh oder ähnliche Spiele spielte. Wer über Tod nnd Leben verfügt, mag manchmal das Vedürfniß haben, recht kleinmenschlich zu sein.

Von einem Prinzen Nezborodko erzählt sie eine artige Anekdote: Katharina befiehlt ihm eines Tages, einen Utas zu redigiren, und giebt ihm eine Menge Notizen zu dem Gesetzentwurf. Das nächste Mal will sie die Schrift sehen. Er bat aber Nichts gethan — zieht? ein Blatt aus seinem Portefeuille und liest, ohne zu zaudern. Alles ganz genau vor. Katharina war sehr zufrieden, sie ergreift das Blatt, es ist leer. Bezborodko will sich ihr zu Füßen werfen — sie gebietet Stillschweigen und ernennt ihn zum geheimen Staatsrats

Einer so gefeierten Künstlerin fehlt es an öffentlichen Hnldignngen nicht. Sie theilt sie mit, und Manche mögen ausrufen: Wie eitel. Ich gestehe, daß ich Stellen wie die folgenden nur mit Rührung gelesen: Klirz nach ihrer Heirath las La Hnrpe in der Akademie seinen Aufsatz über das Talent der Frauen vor. Es heißt da von ihr, sie sei der Maler und das Modell der Schönheit, sie vereinige die Stimme der Favart

dein Lächeln der Venus — da stand das ganze Auditorium, darunter die Herzogin von Chartres und der König von Schweden, auf und applaudirte ihr, so daß sie vor Beschämung einer Ohnmacht nahe war.

Ein andermal lädt sie der Architect Vrongniart mit dessen Frau ein, in einer Loge ein Vaudeville: I^n, Ii6uuioll äe3 arts anzusehen. Eine Schauspielerin erscheint, welche Louise Vig^e copirt, wie diese die Königin Marie Antoinette malt. Das ganze Publicum dreht sich ihr zu und applaudirt wie besessen. Nie war sie so glücklich, so zufrieden, wie am Abend jener Ueberraschung.

Ludwig XVI. sagte zu ihr: „Ich verstehe mich nicht auf die Malerei, ich verstehe Nichts von ihr. Aber Sie, Madame, machen mich sie lieben."

Später in Rom kamen junge Akademieschüler, darunter Girodet und brachten ihr als Huldigung die Palette des früh verstorbenen Drouais, sie dagegen um einige ihrer Pinsel als Andenken bittend.

In Neapel besuchen sie einige hoffnungsvolle Maler und bitten sie, eines ihrer Werke zu zeigen. Sie nimmt das Tuch ab, welches ihre Sibvlle bedeckt, zu welcher ihr Lady Hamilton gesessen und das sie immer mit sich führt. Die Leute stehen sprachlos, sie weidet sich an ihrem Staunen, einer sagt endlich, das könne der größte italienische Maler gemacht haben, und ein Anderer wirft sich ihr mit Thränen in den Augen zu Füßen. Sehr richtig fügt sie hinzu, ihre Leser könnten sie der Eitelkeit zeihen, aber sie beschwört dieselben, zu bedenken, daß ein Künstler sein ganzes Leben arbeitet, um einen oder zwei solcher Augenblicke zu genießen.

Bei ihrer Ankunft in Mailand bringen ihr junge Leute ein Ständchen. Sie ahnt zuerst nicht, daß es ihr gilt, uud hört mit Entzücken zu.

In Wien wieder besingt sie der Prince de Ligne in artigen Versen.

In Nußland malt sie die schöne Fürstin Dolgoruki. Diese schickt ihr einen prächtigen Wagen und steckt ihr ein Bracelet an den Arn», bestehend aus einem Haargeflecht, darauf Diamanten so vertheilt sind, daß sie die Worte bilden: One? cell?, <M orny 8on 8iöcls. Schmücket Diejenige, welche die Zierde ihres Jahrhunderts ist.

Zu dem Kreise der Dolgoruki, Kourakin gehörte auch der Graf Strogonoff. Dieser verliebte sich in eine Pariserin, eine Schauspielerin, und trug reichlich zu deren Unterhalt bei. Seine junge Frau liebte ihn sehr nnd verbarg ihren Schinerz.

Sie hieß Mdlle. Lachassaigue nnd genoß 6000 Rubel Pension von ihm. Er fiel gegen die Franzosen kämpfend. Seine junge Wittwe beließ der Nebenbuhlerin die Rente, und Louise Vigöe erzählt mit Rührung diesen edlen Zug. — In Nußland wird ihr der Auftrag, mehrere Familienbilder Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens auszuführen, welche sie so genau gekannt hat. Aber sie glaubt nicht, daß sie die Bestellung annehmen kann. Die Thränen würden ihr die Gestalten verschwimmen machen.

Sie druckt einen Dankbrief Maria Theresia Charlottens, der späteren Herzogin von Angouleme, — der Tochter der enthaupteten Königin — für ein Bild ihrer Mutter ab. —
Sie erlebt den Tod Katharinas ganz in der Nähe.
Die Kaiserin stand jeden Morgen um 9 Uhr auf und klingelte. An ihrem Sterbetage wartete man bis weit über 10. Dann trat die erste Kammerfrau ein. Die Zarin mar nicht in ihrem Zimmer, als man aber die Thüre der kleinen Garderobe öffnete, fiel der Körper der vom Schlage Getroffenen, den Eintretenden entgegen, auf den Voden. Sie lebte nur noch kurze Zeit. Sie blieb sechs Wochen ausgestellt. Ihr Sohn Paul ließ die Leiche seines ermordeten Vaters Peters III. ausgraben und ihr dieselben Ehren erweisen, wie der Mutter. Zwei alte Offiziere, Freunde Peters, hatten die Ehrenwache in der Kirche zu Kasan. Die Mörder mußten die Zipfel des Leichentuches halten. So mußten die Granden Portugals der von ihnen getüdteten, von Dom Pedro dem Grabe entrissenen und mit den Kroninsignien angethanen Ines de Castro zu Alcobaya huldigen.
Im Zeitraum, den der zweite Band beschreibt, hat Madame Louise Vig^e-Lebrun 88 Vilder gemalt, darunter solche der ersten damals lebenden Capacitäten und Aristokraten.
Das Bildniß der großen Katharina, in weißem Haar mit Brillant diadem, einer weißen Krause, ist dem zweiten Bande vorgegeben.
K. Waliszewski erzählt in dem Buche I^s lioiuan ck'un« Impöratrics, die Zarin sei mit dem Portrait nicht ganz zufrieden gewesen, die große „Liebende" sei sich zu alt vorgekommen. Als unsre Malerin sich mit der Idee des Bildes der Beherrscherin von 40 Millionen Menschen trug, sagte Jemand zu/ ihr:
„Nehmen Sie als Leinwand die Karte des nissischen Reiches, als Hintergrund die Finsterniß der Unwissenheit; die Fetzen Polens als Draperie, Menschenblut als Colorit, als Skizzen die Baudenkmäler ihrer Regierung und als Schatten sechs Monate Herrscherthum ihres Sohnes."
Es ist Wahres in dem Bilde; aber es fehlen doch viele Lichter, Lichtseiten und Lichteffecte Katharinens.
Waliszewski (E. Plön, Nourrit K Co., Paris 1894) meint übrigens, Katharina habe Madame Louise Vig6e nie gesessen, sie habe aus der Erinnerung gemalt, und sie hätte das Vorgehen der Zarin ihr gegenüber uicht zu loben gehabt. Aber wie reimt sich das mit einer Fußnote Louisens (Band 2, Seite 355), die sich gegen die Memoiren der Herzogin von Abrantös richtet und ihr vorwirft, die Zeugnisse des Fürsten von Ligne und des Grafen von Sögur nicht beachtet zu haben. „Sie würde dann mit mehr Hochachtung dieser verkannten Kaiserin gegenüber treten, und sie hätte das Andenken einer Frau mit niehr Nespect behandelt, die in so vielen wichtigen Punkten unsrem Geschlecht zur stolzen Zierde gereicht."

Im dritten Baude schildert sie nun Zunächst das Schreckeusregiment Pauls; in dem Satze: „Mau kanu seiue Mitmenschen nicht quälen, ohne sich selbst zu quälen," gipfelt ihr Urtheil. Uebrigens ernannte sie der Tyrann am 16. Juni 1800 zum Mitglied der St. Petersburger Akademie. Es geschah öffentlich durch den Grafen Strogonoff. Sie mußte zu ihm durch eine Menge meistens bekannter Herrschaften ans der Gesellschaft gehen, man klatschte laut, als der Graf ihr das Diplom nach einem ehrenden Spruch überreichte. Sie weinte Thränen der Rührung. Sie schenkte der Akademie ihr Bild; sie saß malend, mit der Palette.

Ihre Tochter war nun 1? Jahre alt geworden und bereitete der Mutter deu größten Schmerz. Sie muß reizend gewesen sein, wir besitzen zwei Bilder, Mutter und Tochter, sich umschlingend. Beide jung, reizvoll, rührend schön. Das eine Bild, das frühere, ist dem dritten Bande in Lithographie von Delcmuois-Belliard vorgegeben. „Brünette" hatte blaue Augen, ein keckes Stumpfnäschen, einen fußen Mund, herrliche Zähne: schlank, graziös, lebhaft, lud sie zur Liebe ein. Louise hatte Brünette sehr gut erziehen lassen, besonders das Deutsche liebte sie sehr. Nun sah sie- einen Herrn von Nigris, einen Dreißiger, von romantischem Aeußeren — aber er war völlig mittellos. Intriguen wurden gesponnen, man drohte mit Entführung und geheimer Heirath. Man drohte mit dein Kaiser. Aber Louise sagte: „Ich würde ihm vorstellen, daß Mütter ältere und wahrere Ansprüche haben, als alle Herrscher der Welt." Man hielt sie für sehr reich uud verlangte eine Mitgift, die weitaus ihr Vermögen überstieg. War ne doch mit 80 Louisdors aus Frankreich geflohen. Sie hatte große Verluste durch die Baut uou Venedig gehabt. Sie hätte alle bösen Reden und Kabalen ertragen, aber — ihre Tochter, ihr Einziges, Liebstes, entfernte sich allmählich von ihr, nnd das ertrug sie nicht. Sie willigte ein, uud am Tage der Hochzeit borgte sich ihr adeliger Schwiegersohn einige Ducaten von ihr ans, nm den Kirchgang zu bezahlen.

Man muß das Ende des interessanten Nomanes des jungen Ehepaares aber selbst nachlesen. — Louise kommt dann nach Moskau, sie lebt in eiuem ihr von der Gräsin Strogonoff ganz überlnssenen Hause, das übrigens der Kälte, dem Rauch, selbst dem Regen so ausgesetzt, daß die Marschallin Strogonoff sie einst bei 'einem Besuche um — einen Regenschirm ersucht! Sie erlebt, erzählt viel Interessantes: auch die Ermordung Pauls durch Pahlen. Fünf Verschworene bringen ihn um, und wie Cäsar zu Brutus, sagt er sterbend zu seinem Freunde: „Auch Dn, Zouboffü" Die Zarin Marie führte alle Tage ihre Söhne Nicolas und Michaöl an das Todtenschaubett; Nicolas flüsterte einmal: „Wnnun schläft Papa immer?" Den dritten Alerander schuldigte lange seine Mutter an, im Einverständnisse gewesen zu sein, bis er vor Gott schwor, dem Verbrechen ferne zu stehen. Dann fiel sie ihm zu Füßeu uud sagte: „So grüße ich denn meinen Kaiser."

Die hübsche Actrice, Madame Chevalier, hatte von dem ermordeten Paul einen riesigen Krondiamauteu erhalten. Nei seinem Tode fürchtete man, sie würde nächtlicher Weile mit ihrem Schatze St. Petersburg verlassen. So traten denn Nachts einige Abgesandte zu ihrem größten Schreck in ihr Zimmer und — forderten ihr, ohne sie sonst zu belästigen, das Krongut wieder ab. — Aber — sie hatte doch Dienste dafür geleistet! — Louise vertrug das Klima nicht nnd reiste ab. Die Trennung von den Kourakin, Dolgorouki, Strogonoff siel ihr schwer; aber selbst die Majestäten wollten sie nicht fortlassen. Der neue Zar bot ihr der Kaiserin Reitpferd an; sie konnte nicht reiten — er schenkt ihr einen Stallmeister, — daß sie's — für ihre Gesundheit — lerne! Unter Thränen verläßt sie das ihr so gastlich gewesene Rußland.

Nach vielen Leiden kommt sie nach Verlin, wo die Königin Louise sie nach Potsdam befiehlt. Sie ist außer sich über die Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit der einzigen Frau, die ihren Gast mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Sie kommt ans die Pfaueninsel, malt zwei Pastellbilder, die Familie des Prinzen Ferdinand. Sie lernt die berühmte Frau von Krüdener kennen. Sie behauptet, die Königin Louise sei außer durch so viele andere Leiden, durch Verleumdung gestorben. (S. Band 3, S. 115.) Sie reist über Dresden, Weimar, Frankfurt a. Main, wo sie sich sechs Tage langweilt und deshalb — ihre Strümpfe stopft, sowie ihre Hemden ausbessert. In Paris wieder angelangt, sagt ihre neue Bonne zu ihr: „Man sieht wohl, daß Sie aus einem barbarischen Lande kommen, — denn so näht nur der — Teufel!" In einem der Häuser Lebruns, rus äß Oler^, wird sie mit Applaus und Tusch empfange». Alle Kirchen waren durch die Revolution geschlossen, Herr Lebrun hatte den Saal znr Verfügung gestellt, damit man die Messe dort lesen tonne. Auch die schöne Madame Tallien war da. — Ani nächsten Morgen erhält Louise den Besuch des berühmten, ihr stiluerwandten Malers Grenze, die „Oon^äis IranyaiZL", der berühmte Täuzer Vestris kommen zu ihr, vor ihr zu spielen, zu tanzen! So liest sich die Lebensge'chichte der gefeierten Frau wie ein Märchen. Sie sieht noch alle Berühmtheiten des Consulats der Directoire-Zeit. Am 15. April 1802 gebt sie nach London. In Westminster Abbey ruft sie vor dem Denkmal Chattertons, des Dichters, der sich aus Notb vergiftet: „Von diesem Gelde hätte man ihm eine süße Eristeui gründen können!" „O Nachruhm!" — Sie erzählt von dem berühmten Sir Joshua Reynolds: Er habe ein Bild des M. de Calonne von ihr besichtigt und es sehr gelobt. Ein Nörgler meinte, es müsse sehr schön sein, denn man habe Madame Vig6e 4000 Francs dafür bezahlt. Und Sir Joshua: „Wenn man mir 100000 gäbe, so könnte ich es nicht so gut machen." Von einem englischen Maler angegriffen, schreibt sie ihm einen Brief, der ein Stück Kunstgeschichte ist. (Bd. 3, S. 181.) — Sie malt den damaligen Prinzen von Wales, Lord Byron, den Fürsten Bariatinski, Lady Georgine

Gordon, Madame Catalani, Madame Murat, die Herzogin von Berri —
im Ganzen 145 Bilder in dieser dritten Periode! —
Sie verlaßt nun England mit seinen großen Erinnerungen. In
Richmond hat sie bedauert, daß die praktischen Albionssöhne einen uralten
Baum niedergeschlagen, unter dem Milton dichtend gesessen. Was ist das
gegen die Arthiebe der Revolution wider den Baum der menschlichen
Gesellschaft? Sie sieht Holland und die Schweiz und schreibt fortab
Reisebriefe an die Gräsin Vincent Potocka. — Beauharnais, Präfect von
Rotterdam, Schwager der Kaiserin Iosevhine, befiehlt ihr, zehn Tage in
einer Stadt zu verharren. Es reiste damals Niemand, wie er wollte; be-
sonders, wenn er von dem Napoleon verhaßten England kam! — In
Paris sieht sie ihre Tochter wieder. Die Liebe zwischen den Eheleuten
war geflohen, der Gatte hatte vom Fürsten Narischkin die Mission erhalten,
Künstler für Petersburg zu engagiren, d. h. er war ein damaliger Stratosch,
Impresario, geworden. Louise hatte keinen Einfluß mehr ans Brünette,
und diese liebte l» m»!ivkiFe oompaFniL. —
In der Schweiz verbrachte sie eine Woche in Coppet bei Madame
de Stael und malte sie als Corinne, die ihr während des Sitzens
declamiren mußte, damit sie den Ausdruck der Begeisterung träfe. Das
Bildniß vollendete sie jetzt in Paris. Sie veröffentlicht in Band 3 einen
ganzen Briefwechsel darüber. Als Gouverneur hatten in Coppet die zwei
Sohne der Stael „In littsratmir a1loui»uä LolilsFel!" Eine dichtende
Zeitgenossin, Madame Beaufort d'Hautpoul, besang das Bild der Stasl
mit der Schlußstrophe:

8tM o3iÄit i I>«dlun un talsnt clizn« ä'«I1«i
I,«drun mörit»it »suis nn »i p»ik»it mouöl«;
I/IInivsl's «tonn» ä« est sn«emdl« nsnrsnx
8»nz oboix tnmbs en silen^s »u pisä 6« tou,t«8 <l«ux.

In Ferney besuchte sie Voltaires Wohnung. Sie fand sie damals
so schmutzig, als ob sie seit seinem Tode nicht gereinigt worden wäre.
Auf der Insel Saint-Pierre das Haus I. I. Rousseaus eine Trinkstube
geworden, Ferney mit Spinnweben überzogen, Miltons Baum gefällt —
Louise, selbst groß, beklagt das Schicksal der Größe. Heute ist man pietät-
voller geworden!
Am 31. März 1814 ist Louise Vigse in Louveciennes. Die Alliirten
kommen; Engländer und Preußen plündern das Dorf. Ihr Schweizer
Kammerdiener Joseph hält vergebens drei fürchterliche Soldaten auf, die
Nachts in ihr Zimmer dringen, alle ihre Pretiosen rauben und ihr Bett-
tuch mit dem Säbel durchschneide!:, um zu sehen, ob kein Geld da verborgen.
„Die Franzosen haben schlimmer bei uns gehaust," antworteten sie den
Bitten Josephs. Und Louise muß dies zugeben. (Bd. 3, 304.)
Sie sieht noch die Restauration und fragt 'ich, „ohne das Andenken

eines großen Feldherrn, seiner tapferen Generäle und Soldaten schmälern zu wollen, — wohin alle diese schönen Siege geführt haben, und ob ein Zoll Erde Frankreich verbleibt, das so viel Blut verloren und vergossen?"
Und damals sagte der Schauspieler Talma, den Napoleon mit Wohlthaten überhäuft, von dem leutseligen Ludwig XVIII.: „Ich ziehe die Gnade, Grazie lLräe«) Ludwigs der Pension Bonapartes vor!" —
Bei einer Revue riefen noch einzelne Soldaten: „Vivs l'^mpersur!" Und der Herzog von Berri, der Sohn des späteren Karl X., entgegnete: „Recht so, meine Freunde, Jedermann muß leben!" Darauf schrieen diese selben Soldaten: „Es lebe der Herzog von Berri!" — Geistesgegenwart imponirt immer. — Louise ist total Bourbonin und des Lobes dieser Familie, besonders der Herzogin von Angoulume, voll. Im Jahre 1819 kaufte der Herzog von Berri Louisens „Sibylle", das ihr theuerste Bild. Sie malte seine Gemahlin. Einmal, während einer Sitzung, stand diese auf, holte ein Buch aus ihrer Bibliothek und las ihr daraus einen lobenden Artikel auf sie, Louise Vig6e-Lebrun, vor.
So, mit Ehren überhäuft, im Umgange mit den Grüßten und Besten der Zeit, harrt Louise ihr Alter heran. Einem so überaus glücklichen Dasein sind die letzten Schmerzen nicht erspart. Sie verliert ihren Gatten, den Maler Lebrun, von dem sie zwar schon lange getrennt lebte. 1818 stirbt ihre Tochter, — deren liebreizendes Antlitz war so entstellt, daß Louise in Ohnmacht fällt, als sie Brünette erblickt ^ man reißt sie hinweg, — und am anderen Morgen hatte sie kein Kind mehr. — 1820 stirbt ihr Bruder, ein talentvoller Mann, der sie innig geliebt. Es bleiben ihr zwei Nichten, Madame Tripier-le Franc, Madame de Nivitzre.
Diese werden ihre Kinder. Sie hinterläßt ihnen u. A. einen sehr interessanten Aufsatz über die Portraitmalerei, der heute noch Werth hat. Zwischen ihnen beschließt sie ein Wanderleben, aber doch ein ruhiges, ein ehrbares und fleißiges Leben.
Ist Der wirklich zu nichts Anderem mehr tauglich, der seine Mömoiren schreibt? Die der Madame Vigöe geben ein küstliches Zeitbild, ein intimes Stück Weltgeschichte — sie sind das jetzt so Seltene: Ein Buch!

^

Gangolf.

Novelle,

von

Gustav "Zager.
— Rcichenberg i. V. —

^in wildes Jahrhundert war angebrochen, als man 1601 schrieb.
In den Köpfen der Menschen sah es toll und wüst aus, man
>j grübelte und suchte nach dem Stein der Weisen und nach den
Metallen, aus denen mühe- und kostenlos Gold zu gewinnen märe. Auf
der alten Künigsburg im alten hundertthürmigen, verrauchten Prag sah
ein düsterer Kaiser, dessen liebste Gesellschaft flunkernde Adepten und Astro-
logen waren, die ihm kein Gold in die Truhen, wohl aber aus den Truhen
zauberten. In der Brust der Lebenden pochten gar harte Herzen, die sich
an Nichts freuten, es wären denn die brennenden Scheiterhaufen gewesen,
auf denen die Heren unter grausigem Geschrei und Gefluche verkohlten,
während der dicke Qualm die Sonne verdunkelte, die sich darob entsetzte
und dann wochenlang nicht den Gräuel anschauen wollte.

In dieser Zeit lebte mitten in den mächtigen Wäldern, die auch heute
noch zum größten Theil das Grenzgebirge bedecken, das man den böhmi-
schen Wald nennt, die Familie eines Försters in den graueu Mauern
eines vergessenen Jagdschlosses. Der Fürst, welchen, das weite Waldland
eigen war, hielt sich am Hofe des Kaisers ans, wo ihm die vielen Neben-
buhler um die kaiserliche Gunst genug zu schassen machten, so daß er keine
Zeit fand, im Schatten seines Besitzes dein braunen Wild nachzuspüren, so
schwer ihn: auch diese gezwungene Enthaltsamkeit ankam. Die früheren Jahre
führte zu der Försterei eiu wohlgebahnter Weg, auf dem des Oefteren schillernde
Iagdzüge mit gesprächigen Herren und Damen in Sammt und Seide und
hoch zu Noß dahinzogen, umsprungen von kläffenden, scheckigen Rüden, die

wild an der Leine der Pigueure rissen, während die Tonne lustig ans die
blanken Hörner blitzte, und das arme Gethier, so man jagen wollte, aus
seinem Versteck mit flehenden Augen dein fröhlichen Zuge nachsah, bis das
dunkle Laub hinter ihm zusammenrauschte und der Lärm nach nnd nach
im Schweigen des Waldes verging.
Das waren immer goldene Tage für die Försterei. Ter hohe Jagd-
Herr beliebte, sich recht leutselig zu geben und dem Förster die gute Strecke
mit klingendem Dank zu lohnen, denn ein voller Wildstand war seine
Freude. Die Fürstin theilte die Leidenschaft ihres Herrn; belohnte dieser
den Förster, vergaß sie der Hausfrau nicht. Manche Spange glitt in die
Hand der Fürsterin. Ihre Schränke bargen feines Gewebe, das schon in
den fürstlichen Truhen geruht, und lächelnd deutete die hohe Frau auf das
zarte Töchterchen der Untergebenen, und den schönen Zweck der freundlichen
Geberin wohl wissend, küßte die Beschenkte frohen Herzens die gütige Hand.
Die Zeiten waren aber vorüber, und wie die jungen Jahre des neuen
Saeculums langsam wuchsen, so überwucherte auch der wachsende Wald
langsam, aber stetig den schattendunkel gewordenen Weg. Mächtige Wurzeln
traten aus dem weichen Boden und verloren sich wie Schlangen im Mooi'e,
Himbeer- und Brombeergesträuch drohte mit seinen Stacheln, das abgefallene
Laub wurde nicht mehr zusammengedrückt, das besorgte jetzt der Regen und
Schnee, von den gewaltigen Beigen waren grobkörnige Steine herabgerollt,
und wo sonst die Bäche uuter festen Bohlen schäumten, ergossen sie sich jetzt,
nur das Laubdach über sich, wie toll über den einsamen Pfad.
Tiefste Einsamkeit lagerte auch über dein alteu Jagdschloß. Auf dem
weiten Platz davor wogte langhalmiges Gras, die Bänke und Tische aus
dem grauen Gestein des Gebirges überzog ein silberfarbig Geflecht, das auch
die Bäume umspann, unter denen man sonst so froh gezecht hatte. Das-
selbe Gefilz rankte mit dem wilden Wein an den Mauern des Gebäudes
empor und wollte neugierig in den Vankettsaal lugen, aber die hohen, mit
Nundsäulen eingefaßten Fenster waren schon lange verhüllt, und nun strebte
das Gerank dem steilen Ziegeldache zu, um dem gelbgrünen Moose, das sich
dort angesiedelt, Gesellschaft zu leisten.
In den unteren Räumen wohnte der Fürster. Aber wie draußen in
der Natur, so waren auch hier innen mit den Menschen Veränderungen
vorgegangen. Die Fürsterin war gestorben, ihre brechenden Blicke hatten
sich unsäglich schwer von ihren Kindern getrennt, die, kaum deu Ernst der
Stunde fassend, an das Sterbebett der Mntter geschlichen kamen und sie
unverwandt mit großen Kiuderaugen anstarrten, bis sie der Vater sanft
aus der ganz still gewordenen Kammer führte. Im Freien waren Bruder
und Schwester wieder froh geworden, und Susanne fchaute lachend Gangolf
zu, wie er sich abmühte, dein jüngsten dummeu Teckel Manieren beizubringen.
Sein todtes Weib aber begrub der Mann in einem alten Gemäuer,
das unfern der Försterei verwitterte. Er und sein Gehilfe senkten die

Tobte tief in den treuen Waldboden, die Kleinen sahen in banger Er-
wartung zu, die alten Rüden, die auch merkten, wen sie verloren, heulten
recht kläglich und weckten eine Eule, die in einem Mauerlach nistete und
nun vorwurfsvoll mit den Augen blinkte, weil es noch Tag war; dann
führte der Vater recht trübselig die weinenden Kinder nach Hause, wo sie
ihrer Thronen bald wieder vergaßen.
Aber es war die alltägliche Geschichte, so bedürfnißlos auch die Wald-
bewohner waren, ohne eine weibliche Hand war kein rechtes Leben, und
übellaunig rief eines Wochentags der Förster seinen Hunden und schritt
weit ausholend davon, um erst nach Tagen wiederzukommen, an seiner
Seite ein dürftig gekleidetes, aber recht trutzig blickendes Weiblein führend,
das er uolsuz volsns aus einem Dorfe geholt, wo er noch eine spärliche
Verwandtschaft besaß. Nach einigem Sträuben der Erkorenen ging ebenso
schnell wie die Werbung die Trauung vor sich, und nun blickten die
Kinder scheu auf die neue Mutter. — Mit dieser zog auch ein ander
Regiment in die stillen Räume. In ihrem Dorfe war sie als überflüssige
Verwandte recht kleinlaut gewesen; bei den immer schlechter werdenden
Zeiten wurde scheel auf jeden Bissen geblickt, der nicht dein eigenen Leibe
zu Gute kam, und Jungfrau Negine, die früher in der Stadt gelebt,
genoß recht unliebsam das fremde Brod und wurde herb und bitter und
mußte doch schweigen, deswegen war sie dem Förster ob der Entführung
nicht gram, und so war beiden Theilen geholfen.
Wenn aber ein geduckter Mensch plötzlich Herr seines Willens wird,
so ist der Tyrann fertig, und das süße Recht der Heimzahlung wird
schonungslos ausgeübt, ob es nun die Rechten oder Unrechten betrifft.
So auch hier. Kaum empfand sich Frau Negine nach vorsichtigen: Fühlen
als Herrin, als sie die neue Würde auch mit der unnöthigen Strenge
versah, die immer fürchtet, bei Lockerlassen an Nimbus einzubüßen, die
böse Stiefmutter war auch hier fertig. Der Förster bekümmerte sich kaum
um die Hauswirthschaft. Wenn er dem Keifen seiner neuen Hälfte ent-
gehen wollte, hatte er den weiten Wald, anders Susanne und Gangolf, die
um die neue Mutter sein mußten und deren junge Herzen so znr Lieb-
losigkeit erzogen wurden. Heimlich knirschend, zog oft Gangolf die Schwester
zu der rechten Mitter Grabe, und böse Worte kamen gegen die Lebende
über seine Lippen, Worte, über die sich das Schwesterlein entsetzte und
nicht wußte, wer sie ihn: gelehrt, aber der Haß ist ein guter Schulmeister
und that auch hier seine Schuldigkeit.
Die große Welt da draußen, wo die dunkeln Wälder aufhörten, ging
ihren Lauf weiter, aber recht unruhig geberdeten sich die Menschlein. Man
schrieb nun Sechzehnhnndert und einige zwanzig, und das Leben der
Menschen fing an billig zu werden. Ein abgesetzter Burggraf hatte den
Statthaltern in Prag das Fliegen gelehrt, und dnrob war ein Krieg aus-
gebrochen, gegen den alles bisherige Blutvergießen in der Welt ein Kinder-

spiel gewesen. In das Jagdschloß drang nur seltene und verworrene
Kunde von dem unseligen Völkerhader, aber als einmal in einer rauhen
Novembernacht der Förster mit dem alten Forstgehilfen den hohen Vera,,
den man noch heute Osser benennt, überschritt, sahen sie weit draußen über
dem Flachlande einen breiten, gelbrothen Schein nm Nachthimmel, und
als der Herbftmind durch die steinalten Fichten rauschte und mit den
Wipfeln und Klippen des Berges seltsames Zwiegespräch führte, schauerte
den rauhen Männern, und sie eilten hinter das schützende Thor, das sie
fester als sonst schlössen.
Ungern betrat aber der Förster die hohe gewölbte Stube, die ihm vor
Zeiten nach seinen Waldgängen immer doppelt behaglich erschienen war.
Nun empfand er schon vor der Thür den Mißnmth, der in dem Räume
brütete, und mürrische Gesichter empfingen ihn jetzt. Frau Negine sprudelte
auf ihn los und hielt ihm eine ganze Litanei neuer Bosheiten seiner'
Kinder vor! diese saßen ein jedes einzeln trotzend in einer Ecke, und dem
hungrigen Vater verschlug es den Appetit. Er hatte sich redlich bemüht,
die frühere Harmonie seines Haushaltes wieder herzustellen. Sein guter
Wille scheiterte an deni Starrsinn des Weibes. Gangolf war ein derber
Bursch geworden, der auf eigenen Füßen stehen konnte, wenn es sein muhte,
und seiner Stiefmutter kein Haar breit Recht über sich einräumte; der ihr
Groll ergoß sich über die liebliche Susanne. Schöner war noch kein Gottes-
kind ini Walde groß geworden. Wie der Enzian blauten die schüchternen
Augen des Mädchens, und die reine Luft, die sie Zeit ihres Daseins ein-
gesogen, machte sie frisch wie der klare Waldquell.
Im letzten Jahr war aber der kluge Adebar im Waldschloß eingekehrt.
In einem Korbe lag der kleine Nachkömmling und träumte zur verrauchten
Decke empor. Die Mutter besah ihr Kind mit eisersüchtigem Stolze, und
tränkend waren ihre Worte, wenn sie Susanne zur Wartung der kleinen
Brigitte befahl. Denn noch lag in den Schränken nnd Truhen der ersten
Frau aufgespeicherter Hausschatz, der mit seinen Linnen und kostbaren
Stoffen wie einzelnen Schmuöstückchen für Susanne bestimmt war. Es
war für Frau Negine unerträglich, ihr Kind blutarm zu wissen, und die
Stiefschwester empfand hart den ungerechten Groll. Sie versuchte sich sanft
zu vertheidigen, wenn ihr Lässigkeit vorgeworfen wurde, aber ein Schwall
von bösen Worten machte sie schweigen. Da legte sich Gangolf in's Mittel,
kräftig wies er das harte Weib zurecht, wildes Gezänk und Geschrei durch-
tobte die Stube, und fluchend und drohend rannte der leidenschaftliche Bursch
zuletzt in das weite Gebirge.
Es mar ein schwüler Sommernachmittag, als Gangolf mit der
Schwester an der alten, theils eingefallenen Mauer saß, in deren Schatten
der Mutter Grab lag. Beim einfachen Mittagsmahle waren wieder rohe
Zänkereien entstanden, und der gereizte Vater hatte dem hinausstürmenden
Sohne die Rückkehr in das Haus verboten, bis er der Stiefmutter Ver-

zeihung erfleht. Der Bursch brach in ein, durch die Wuth in Heulen verwandeltes Hohnlachen aus, als er diese Zumuthung wiederholte. Bittend legte ihm die Schwester die weiche Hand auf seine heiße Stirn, dock) der Zorn kochte zu gewaltig in den geschwollenen Adern, und das Gras ausraufend, den Kopf in die Erde bohrend, raste und tobte sich diese gewaltthätige Natur in schnelle Ermüdung, dann lag er, heftig athmend, lange Zeit da und starrte durch die vernetzten Zweige in die flimmernde Luft; still weinend saß Susanne neben ihm.

Die Stunden vergingen, keines hatte gesprochen, und die Schwester wagte endlich in Erwartung einer heftigen Antwort, den Vruder zagend zu bitten, doch dem Vater zu Willen zu sein, wenn es ihm auch schwer ankomme. Da stand Gangolf auf, ging zu dem nahen Grabe, küßte inbrünstig die kühle Erde desselben, dann trat er vor die Schwester und Mach:

„Bin ich denn an dieses Haus da unten gekettet, wie die verdammten Seelen in die qualvolle Hölle? Was bin ich denn bis heute mehr gewesen, als ein wildes Thier dieser Wälder, das man anstatt zu zähmen, reifte? Mein Leben liegt noch lang vor mir, und was steht mir hier, im Laub vergraben, bevor? Dn leidest wie ich unter dem Dache da unten, und ich kann keine Aenderung ersehen. Mich verlangt es aber hinaus, diese Wälder haben auch ein Ende, und die fremden Menschen werden nicht alle lieblos sein, darum laß mich heute von Dir Abschied nehmen, gieb mir das kleine Kreuz von Deiner Brust, dann will ich wandern, so lange mich noch das Tageslicht leitet, und in der Nacht habe ich einen guten Begleiter."

Damit ging er zu einer grauen Eiche und entnahm der Wurzel-Höhlung einen Stutzen, den er über den Rücken warf; dann reichte er abgewandten Gesichtes der Schwester die Hand.

„Gangolf, ich bin dann ganz allein, wenn Du gehst," rief bittend das geängstigte Mädchen, „bleibe, es wird doch einmal gut werden, und draußen ist wilder Krieg, ich will Dich nicht fortlassen!"

Aber Gangolf faßte fanft ihre Hand. „Nicht für immer geh' ich, ich will Prag zu erreichen suchen, dort lebt in der Altstadt der Mutter Sippschaft, habe ich dann Alles ausgetundet und kann für Dich sichere Fahrt erhoffen, so will ich auch Dich hinausholen und für Dich sorgen, denn wenn ich für Jemand Glück wünsche, bist Du es." Da legte die Schwester das Kreuz um des Bruders Hals, das noch warm von ihrer jungen Brust war, und küßte ihn lang und stumm; denn sie war ein Kind des Waldes, nngeübt in schmeichelnden Worten, und die Natur hatte ihr gelehrt, daß auf jeden noch so langen Winter endlich doch ein Sommer kommt, und sie vertraute fest auf Gangolf. Dieser sah ihr noch einmal in die treuen, reinen Augen, dann deutete er auf die neigende Sonne, das dürre Laub raschelte, knisterte — er war gegangen. Aus dem Hochwald

scholl das süße Lied einer Drossel, grüngoldig waren die Buchenwipfel an-
zusehen, und Susanne betete an dem einsamen Grabe.
Ueber dem unseligen böhmischen Lande lag der Schrecken der gewalt-
thätigen Zeit. Als Gangolf die schützenden Wälder «erlassen, wollte sich
der Kleinmuth an ihn heranschleichen, aber da gedachte er an den heillosen
Unfrieden, der ihn fortgetrieben, und sein Schritt wurde wieder fest. Nun
stand er auf dem letzten Vorberge und sah zurück auf die verblauenden
Waldmassen, die freudlose Jugend zog an seiner finsteren Stirn vorüber,
aber auch die liebliche Schwester trat vor sein Auge, da murmelte er warm
den Namen „Susanne" und stieg rasch in die Ebene hinab, entschlossen,
auch mit dem schlimmsten Schicksal unverzagt zu ringen. Und er hatte
seinen ganzen Muth zu erproben, als er durch das mißhandelte Land zog
und die Schrecken des Krieges in der vernichtenden Gestalt der Verwesung
und Verödung zum ersten Male sah. Wo er spärlich bewohnte Weiler
vassirte, hörte er Grausenuolles über Freund und Feind erzählen, und er
eilte, aus dem Elend des Flachlandes herauszukommen und die Hauptstadt
zu erreichen.
Da stand er nun auf der steinernen Brücke, durch die grauen Bogen
zog die breite Moldau, aus dem Giebelgewirr der Kleinseite hob sich mit
zahllosen Fensterreihen der stolze Hradschin, von: hohen Gerüst des Domes
überragt, aus den Festungsmauern stiegen die uralten Heidenthürme,
Kanonen reckten ihren drohenden Mund auf die Stadt, über welcher
dumpfer, nebliger Dunst schwebte. An beiden Zugängen der Brücke standen
vielzinnige Thürme, in deren Thorbogen grimmige Musketiere scharf die
Pafsirenden musterten. Auf der Brücke kreuzte sich unaufhörlich reges
Leben von durchwegs kriegerischem Gepränge, aber Frauen waren fast keine
zu sehen, und die wenigen, die an Gangolf uorübereilten, blitzten ihm
freche Blicke zu.
Der arme Waldsohn saß lange auf der Brüstung und ließ das noch
nie gesehene Bild lange auf sich einwirken. Jeder Augenblick brachte ihm
neue Eindrücke, und wenn hoch zu Roß herausfordernde Kriegergestalten
vorübertrabten, regte sich immer dringender der begreifliche Wunsch, solchen
gleich zu sein.
Mit dieser Zukunft hatte er schon den langen Weg gerechnet, den er
halb bettelnd, halb nehmend, wo sich Verlassenes fand, bis heute zurück-
gelegt hatte. Jetzt mußte ein Anfang mit dem Schicksal gemacht werden,
wenn er nicht in dem Getreibe verstromern wollte. Da brach er auf und
begann in den engen Gassen der Altstadt nach der Mutter Verwandten zu
suchen, aber Niemand gab sich die Mühe, seinen rauhen Walddialekt zu
verstehen, und so gelangte er, theils geschoben, auf den großen Ring, wo
sich die Menge vor einein, auf einer Holzkanzel predigenden Jesuiten staute.
Da hielt auch er und versuchte, den schallenden Worten zu folgen. Es war
eine Predigt im echten Sinne einer fanatischen Zeit, gegen des Kaisers

Feinde, ein Aufruf an die Gläubigen, die Waffen für die bedrohte Kirche
zu ergreifen; der Unduldsamkeit Samen wurde hier rührig gesät.
Der Redner verstand, seine Zuhörer zu begeistern, und Gangolf hörte
hier, wie sein Plan heilige Billigung fand. Nachdem er mit den Um-
drängenden den Segen empfangen, fchob er sich entschlossen an den Pater
heran, der für die flehenden Augen des ärmlichen Vurfchen Interesse faßte
und seine Bitte um Nath freundlich anhörte. —
Ununterbrochen dauerte der Krieg fort. Die Menschen verzweifelten,
als die blutigen Jahre kein Ende nahmen. Eingeleitete Friedensver-
handlungen scheiterten, und das Entsetzen stürmte wieder durch die brand-
rothen, leichenbesäten Länder, und wenn Jemand gewagt hätte, zu verkünden,
daß die Zeit des namenlosen Elends erst zur Hälfte abgelaufen sei, so
hätte man ihn wie einen tollen Hund erschlagen, denn die Menschen waren
vom Blutgernch wahnsinnig geworden und wütheten erbarmungslos gegen
das eigene Fleisch. Fortuna ergötzte sich weidlich, Fürsten und Feldherren,
Soldaten und Bauern waren ihr gleichwerth, und Mancher, der Morgens
goldstrotzend zu Pferde vrunkte, an dem fraßen Abends die Raben, aber
die Anbeter der launischen Göttin wurden doch nicht alle, denn in jenen
Tagen war Alles ein Glücksritter.
Prag, das alte unruhige Herz des Landes, hörte wieder einmal
Kanonendonner und Feldgeschrei. Der glänzende Friedländer warf die
Sachsen aus der Hauptstadt, und über den zornig rauschenden Strom zuckten
die krachenden Feuerstrahlen der Musketen. Aus dein Thor des Kleinseitner
Brückenthurmes drangen im Sturmschritt bunte Musketiere und bearbeiteten
mit Aerten und Haken den «errammelten Schwesterthurm der Altstadt.
Mancher blieb röchelnd auf den Fliesen der Brücke liegen. Mancher trank
Moldauwasser, aber die Vertheidiger gaben schließlich als die Klügeren nach
und eilten mit den bereits geworfenen Regimentern nordwärts aus der
Stadt. Auf dem Platze vor dein genommenen Thurm sammelten sich auf
den Ruf der Trompeter die tapferen Angreifer. Ein großer Lieutenant
formirte unter energischem Commando seine Mannschaft und führte sie auf
die Kleinseite hinüber, wo sie in der Rühe des weitläufigen Herzogspalastes
Quartiere bezog. — Kühlend senkte sich nach dem heißen Tage der wolken-
lose Maiabend auf die erschöpfte Stadt. Aus dein Thore des Hauses, wo
er Unterkunft gefunden, trat der Lieutenant mit anderen Kameraden, froh-
launig nahmen sie ihren Weg in die aufsteigende wälsche Gasse und ver-
schwanden in einer Weinschänke, die, nach dem Lärm zu urtheilen, der aus
ihr weit hörbar war, sich großer Beliebtheit erfreuen mußte.
Die Schankwirthschnft nahm einen hohen gewölbten Raum des
Hinterhauses ein, der sich nach einem verwüsteten Garten öffnete. In
">

einem Nebel beißenden Tabakqualms tobten hier in ärgster Weinlaune alle
Waffengattungen des Friedländers durcheinander. Einige besonders Trockene
hatten sich mit ihren Krügen zu den spendenden Fässern gesetzt und gössen
das unaufhörlich strömende Naß maßlos in die braunen Kehlen, auf den
Beinen ritten ihnen kräftige, verwilderte Schenkinnen, die vom Wirth auf
die Praktiken der Behandlung solcher Gäste abgerichtet waren und selben
die Doublonen aus den Taschen cajolirten. Heiser gebrüllte Lieder wurden
mit Gläserklirren begleitet, vor dem massiven Schanktisch rasselten zwei
Raufhähne schmähend die Degen aus der Scheide, zerschlugen aber
anstatt ihrer Köpfe dem jammernden Wirth ein Dutzend Krüge. Im
Garten quiekten Dudelsäcke, und auf dem zertretenen Grase drehten sich
im tollen Neigen voll getrunkene Soldaten mit arg zerzausten Dirnen.
Lachend sah der Lieutenant dein Taumel zu, er hatte sich einen Sessel
in's Freie getragen, und behaglich schlürfte er das kühle Getränk. Von
seinem Platze aus konnte er eine dunkle Treppe erblicken, die in den
Oberstock des Seitengebäudes führte, auf welcher ein Soldat ein arg ver-
lebtes Mädchen, den Arm um ihren Leib geschlungen, scherzend herabführte
und sie unten küssend freigab. Die Schöne mußte, um in die Schenkstube
zu gelangen, bei dem Lieutenant vorbei, da, plötzlich — wie abgeschnitten
hatte das Toben der Zecher aufgehört, unerschrockene Krieger wurden bleich.
Alles horchte, — da kam es wieder, entsetzlich, grausenhaft anzuhören, ein
zweiter zum dunkelblauen Nachthimmel brüllender Schrei, wie vom in's
Herz getroffenen mächtigen Urwaldthier ausgestoßen, — die Soldateska
drängte wild in's Freie, da stand der Lieutenant und wühlte in den
Haaren eines zu Boden gesunkenen Mädchens, und anklagend, herzer-
schütternd, zum Himmel heulend klang es: „Susanne, Susanne!"
Aber scheu und mit der Hand nach der Waffe suchend, traten die
Neugierigen zurück, als sie das Gesicht des Lieutenants sahen; das war
ein Dämonenantlitz, etwas Unmenschliches, ein in entsetzlicher, höllischer
Qual erstarrtes Angesicht. Die im grausigsten Schrecken erprobten
Soldatenherzen singen an zu pochen. Manche schlugen ein Kreuz und ver-
zogen sich heimlich, die Anderen flüsterten über das unerklärliche Ereigniß,
und die zu einem Knäuel gedrängten Dirnen saben furchtsam auf die
zuckende, bebende Kameradin zu Füßen des Schrecklichen. Da, jetzt regte
sich der Lieutenant, die starren Züge verzogen sich unsäglich schmerzlich,
ein todesmüder Seufzer kroch langsam aus seiner Brust, und dann weinte
und schluchzte er wie ein Kind, das sein Liebstes verloren. Die flackernde
Laterne hoch haltend, trat jetzt der Kneipwirth zu der Gruppe; da löste
sich die Zunge des Lieutenants, zärtlich richtete er die Gebrochene auf
und sprach die zwei Worte: „Komm, Schwester!" Bereitwillig öffnete
man ihm die Thüren, als der Wirth den Weg vertrat. „Die Dirne
schuldet mir schweres Geld, ich habe sie von ihrem letzten Souteneur ab-
gelöst, laßt das Mädchen oder gebt mir meine Ducaten." Aber da rissen

Gangolfs Genossen, empört über diese, selbst für jene düstere Zeit un-
glaubliche Rohheit, den Wirth hinweg und verhinderten so einen Mord.
Gangolfs Worte hatten sie über die Unterbrechung des Vacchanals auf-
geklärt; ein zerhauener Kämpfer leitete die Geschwister auf die Gasse, rauh
drückte er des Geheuden Hand. „Der Hund von einem Wirth hat sein
Geld," rief er, im finster« Thorweg wieder verschwindend.
Sanft und auf ihre Schritte achtend, führte Gangolf die Gefundene
die unbeleuchtete Straße hinunter. Am Ausgange der anschließenden
Vrückengasse rief er der Kleinseitner Thurmwache das Feldgeschrei zu und
schritt dann dem Strom entgegen, auf die offenen, mit Gesträuch besetzten
Wiesen, die sich hier zwischen dem Wasser und der Stadtmauer aus-
breiteten. Dort lag ein umgestürzter Kahn, Susanna sank, das Gencht
mit der Schürze verhüllend, ans fein Holz; Gangolf blieb stehen; noch
hatten Beide Nichts gesprochen, aber das Schweigen war beredter als
alle Worte der Welt. Der Himmel glänzte voll zahlloser Sterne, die der
frühlingsstarke Strom zurückblitzte. Auf dein dunklen Nrückenstreif glänzte
ein einsames Licht, dort hatte vor Zeiten ein Heiliger sein Leben gelassen,
nachtschwarz hoben sich die Thürme und Dächer vom Himmel, und das
weite Land durchzog kosende Lenzluft.
Da Hub Gangolf an: „Schwester, als ich vor Jahren hier einzog,
fand ich den Muth, einen frommen Pater um Nath anzugehen; der prüfte
mich mit weuig Fragen, dann führte er mich, ob meines Vertrauens zu
ihm erfreut, i» die herzogliche Kammer. Seine Fürsprache beim Haupt-
maun war mächtiger als geleistete Tbnten. Ich bereue nie, ein Wallen-
steiner geworden zu sein, uud habe für diese Ehre gern geblutet. Verwandte
unserer todten Mutter habe ich vergebens gesucht, der Krieg verwehte sie
wohl, denn sonst, beim großen Gott, hätte ich Dich geholt, so schien es
mir aber verderblich für Dich."
Er schwieg und nahm den schweren Hut von der heißen Stirn. Da
fing Susanne an zu sprechen, und als er wieder die lieben Laute horte,
ließ er sich neben ihr nieder und barg den Kopf in ihrem Schöße, wie er
es als Knabe gethnn, wenn er einen großen Schmerz hatte. Susanne er-
zählte aber, wie sie vergebens auf ihn gewartet und die Schmähungen der
zweiten Mutter geduldig ertrug, bis auch ihr sanftes Gemüth sich eines
Tages zu harte» Entgegnungen ermannte. Da hatte sie das böse Weib
in belfernder Wuth blutig geschlagen, und als sie gedrobt, das Haus zu
verlassen, war ihr von Frau Negine der Schlüssel zu ihrer, uou der eigenen
Mutter sorglich gefüllten Truhe entrissen und hohnlachend «in: „Geh',
Vetteldirne!" zugerufen worden. Auf dem Waldwege hatte sie dann des
heimkehrenden Vaters gewartet und diesen auf den Knieen gebeten, sie
gehen zu lassen. Um des Friedens willen brachte sie dieser zu einem
Heger an, Ausgang des Waldes, wo er sie doch manchmal sah und auf
mildere Zeiten vertröstete.

Da trabten eimnal versprengte kaiserliche Reiter vorbei, und als sie Nichts des Mitnehmens werth fanden, heischten sie einen Trunk von dein gittern-den Mädchen. Der Corporal forderte sie auf, ihr hübsches Gesicht doch in Prag zu zeigen, und als sie den Namen hörte, der auch des Bruders Hoffnung gewesen, war sie halb dem schmeichelnden Znreden gewonnen, halb folgte sie der Gewalt, und das war der Anfang mm Ende.
Gangolf schauderte. Er kannte die erbarmungslosen Kriegersitten, er fühlte heiße Tropfen auf seinem Nacken, und als er versuchte, in der Schwester trübe Augen zu sehen, die er einst im Walde so blau und rein verlassen, da war es ihm, als müßte sein Herz zerspringen.
Nun hielt er ihre Hände fest in den seinigen, die Nacht schritt laut-los weiter, und wieder schwiegen sie lange; von den Tlmrmen der uralten Stadt mahnte die Zeit das erwachte Genüssen, kühler Morgenwind raschelte im Gesträuch.
Susanne schreckte auf, sie sah die nüchterne Wirklichkeit; an des Bruders Hand trat sie zum Ufer und sprach: „Diese Wasser sind uns nicht fremd, Gangolf, man sagte mir, ihre Quellen entspringen den Wäldern unserer Heimat. Dort sind sie hell und unbefleckt, wie es unsere Jugend war, nun hat sie der Lauf des Lebens reifer, aber auch trübe gemacht, und sie eilen dem reinigenden Meere zu. Ich danke Dir, Bruder, Du hast mich nickt verachtet in meiner namenlosen Verworfenheit, ich danke und lohne es Dir."
Den steilen, schmalen Rand glitt sie hinab, die Wellen umfingen sie liebkosend wie eine längst Erwartete, ein vergehendes „Lebewohl!" klang an Gangolfs Ohr, endlos zog der breite Strom vorüber.
Im grauenden Morgen fanden Soldaten Gangolf bewußtlos am Ufer.
Blauer Frühlingshimmel sah sonnenglün'.end ans die Lanbmassen des böhmischen Waldes. Schweigend lagen die Höhen nnd Tbäler, als wenn wie die Leidenschaft den Weg in ihr Dunkel gefunden hätte. Unter den hohen Wipfeln breitete sich der nadel- und lnubbewte Vode« aus, nnd im Braun, desselben verkrochen sich die selten betretenen Pfade. Der Wald war derselbe geblieben. Unverändert war die Sprache der klaren Bäche und das Rauschen, der Bänme. Der Specht konnte sein Klopfen noch auswendig, und der Kuckuck hatte zu seinem Namen Nichts dazu gelernt. Ein Füchslein mehr windete über den Weg, aus versteckten Aesten lugten der Luchs und die Wildkatze, und im tiefsten Waldinnern brummte auch wohl ein Bär. Aber im Winter, wenn der Schnee so hock lag, daß die Bewohner des Jagdschlosses meinten, solche Massen würde kein Frühling mehr schmelzen, da durchheulteu ver'chwunden geglaubte Gäste die Mteitarrende Nacht, Wölfe, Er engte des langen Krieges, die mit funkelnden Augen das Gethier des Waldes verfolgten.

Grauer war das Jagdschloß geworden, trüber die Fenster des Stock-
werkes, eine grüne Wildniß entstand rings herum, die sich Niemand Mühe
gab zu roden. Mit einem neuen Gehilfen durchzog der alternde Förster
sein Gebiet; wortkarg, oft ausruhend, den grauen Kopf grübelnd gesenkt,
verrichtete er theilnahmlos seinen Dienst. Die gestrenge Frau Negine ver-
sah die kleine Wirtschaft wie sonst, an schonen Tagen erstieg sie mit ihrem
Kinde die Berglehne, wo inmitten einer kleinen Lichtung ein sonnendurch-
wärmter Granitblock lag. Hier spielte das Kind mit den jungen Rüden,
im Schatten des Steines bewachte es sinnend die Mutter.
Unhörbar bewegte sich ein fremder Schatten durch die Stämme. Er
näherte sich dein Forsthause, belugte es scharf durch die dichten Zweige.
Nichts regte sich im Hause, kein Gesicht erschien am Fenster, lautlos ließ
sich die Gestalt niedergleiten, sie schien zu warten, jetzt erscholl Kinderjauchzen
und Hundegebell von der Höhe, da verschwand der Fremde.
Oben auf der Lichtung sprang frühlich das Kind um den Stein, die
Hunde hetzten nach, Frau Regine sah lächelnd auf ihr Glück; mitten im
Laufe schlugen jetzt bösartig die Dhiere an, die Försterin rief bang ihr
Kind, da donnerte ein Schuß durch den erschrockenen Wald, hart schlug ihr
zerschmetterter Kopf gegen den Granit, aus dem Gebüsch trat ein Mensch,
die rauchende Muskete in der Hand. Vor seinem Nlick schwieg das
schreiende Kind, die Hunde krochen furchtsam am Voden. Der trat zur
Todten, machte ein Kreuz über sie und sprach leise „Susanne!"
Angstvolle Stille war eingetreten, nnd wenn es auch nicht die rechte
Mutter war, so war es doch ein entsetzlicher Mord, ein Frevel gegen Gottes
und der Menschen Gebot, aber höhnisch sah Gangolf auf die Leiche und
gedachte der gerächten Schande.
Und da geschah etwas Unheimliches. Dort, wo der Stein in den
Rain verlief, begann es in der Sonne zu glänzen, wenig, nun mehr, nun
gleißte der ganze Fels, uud helle Tropfen fielen auf die Todte, und es
weinte das harte Gestein ob der unerhörten Dhat.
Wieder kamen und gingen die Jahre. Der furchtbare Krieg nahm
noch immer kein Ende und forderte weitere zahllose Opfer, hohe und niedere.
Der große König siel bei Lüden- In Eger, in einer Winternacht schlug
dem mächtigen Wallenstein seine Stunde, einem der Wenigen, die den
Frieden gewollt. Uebcr den Grüften der Gewaltigen aber rangen die ge-
schwächten Parteien in blutigen Schlachten entscheidungslos weiter.
Der todeskühne Pappenheim hatte in Johann von Wert!) einen
leuchtenden Nachfolger gefunden, die Kämpfer von Nördlingen und Speier
kannten seine ungestümen Regimenter, und seine Reiter hielten unter den
Mauern des erschrockenen Paris.

Die Schlacht von Allersheim war geschlagen, der kaiserliche General
Mercy gefallen, Werth hatte mit seinen Schwadronen den rechten französi-
schen Flügel vernichtet und sich nach Uebernahme des Oberbefehls geordnet
zurückgezogen. Unbehelligt von den Franzosen, glühten die Wachtfeuer des
Gefürchteten durch die Nacht, grimmige Neitergesichter phantastisch färbend.
Auf weichen: Rasenlager lag ein zerhauener Rittmeister; kopfschüttelnd
besah der Feldscheer die rechte Hand des Liegenden, an der alle Finger
fehlten. „Mit den: tollen Kriegsleben ist es wohl aus, Herr Offizier,"
meinte der Chirurg gerade heraus, „sonst wird man Euch aber leidlich
zusammenflicken." Vald traten Kameraden zu dem Verbundenen, in ihrer
rohen Manier tröstend. Aber dieser verlangte nach seinem Wachtmeister.
Klirrend kam die Kriegswetter gewöhnte Figur. Aus grauumhaartem Antlitz
blitzten zwei scharfe Augen über gefurchte Narben, mehr denn ein Menschen-
alter steckte er in seinem Koller. Hohnlachend hörte er Anderer Abenteuer
erzählen. „Flunkernde Knaben," hänselte er sie. Fürchterliches wurde
über ihn geraunt, hieb- und schußfest sei er, mit dem Gottseibeiuns ver-
kehre er wie mit einem Bruder, und in den Schlachten sollte er den Er-
schlagenen das Blut aussaugen. Auf einen Wink des Rittmeisters ließ
er sich neben diesem nieder und wartete seiner Rede. Aber dieser zeigte
dem Untergebenen den Handstnmpf und fand ein uerständnißvolles Nicken.
Sinnirend schmieg er eine Weile, dann begann er zögernd: „Wißt Ihr noch,
Rupert, wie ich Euch nach der Nördlinger Schlacht fnig, wie man einen
Mord sühnt?" Fast ängstlich erwartete der Fragende die bekannte Ant-
wort. „Das war vor elf Jahren," erinnerte der Wachtmeister, „als wir
vor Leichen keinen Weg sahen und wir über die weichen Leiber trabten!
Ein fröhliches Reiten! An der Pferde Hufen blieb manchmal ein Menschen-
fetzen hängen, da frugt Ihr dasselbe; Herbstluft und Blutgeruch ließ wohl
wie heute die Melancholei an Euch heran. Hört nun: An der Stätte, wo
das Ermordete verröchelte, muß der Mörder ein ander Menschenleben vom
Tode erretten, das entsühnt den Thäter, und Satanas kann die arme
Seele in seinem Buche ausstreichen. Habe freilich noch nie gehört, daß
solches geschehen. Bleich seid Ihr geworden, Herr Rittmeister, Nachtkühle
und Blutverlust, ich will Euch in das Gezelt geleiten."

Mit dem Strom glitt eine breite Zille die Donau hinunter. Ver-
wunderlich Volk lag auf den Bohlen verstreut. Keiner erfreute sich eines
ganzen Leibes, wo bei andern Menschen Arme und Beine, gab es da
Stümpfe oder Holzstiele, manche ermangelten der Nase und Ohren, wohin
gerade das feindliche Schwert seinen Weg genommen, ohne den noch ganzen
Menschen zu fragen. Es waren Verwundete aus den letzten Zuckmigeu
des Krieges, darunter der feiner Finger ledig gewordene Rittmeister aus
der Schlacht von Allersheim. Dann und wann hielt das Fahrzeug und
setzte einen Part seiner Gäste aus, die konnten nun betteln gehen oder
Schnapphähne werden, je nach Talent und Neigung.

Gemächlich trugen die nimmermüden Wellen die Menschenreste weiter. Verlorenen Blickes sah der Rittmeister die Dörfer und Städte des Ufers auftauchen und schwinden, Spuren des Krieges zeigten alle. Dann kam die lichte Herbstnacht, aus der Ferne klang tröstendes Glockensummen, nun ragten spitze Schatten in die Luft, spärliche Lichter spiegelten sich in den Wellen, die ein dunkler Streifen überspannte, und der Verwundete starrte in die Wasser und suchte nach einen: schwimmenden Körper, den die Wellen rasch forttrugen, uud an sein Ohr tönte es wie uerhauchend: „Lebewohl!" da rief er tiefschmerzlich: „Susanne, Susanne!" und wachte auf aus den alten Träumen, und mau belehrte ihn, daß das da drüben Negensbnrg sei.

In Straubing verließ er mit seinen zwei Burschen die Zille, der Steuermann schielte auf das Goldstück, das in seine Hand gefallen, und er zog tief den Hut.

Drei Reiter trabten nordwärts durch deu bayrischen Wald nach Nahmen zu. Eilig hatte es der Rittmeister und achtete nicht der herbstlichen Waldespracht; aber so schnell er ritt, das mahnende Gewissen blieb bei ihm, wie die qualvollen langen Jahre. „Mußte es sein," frug die Stimme, „mußte es sein?" Es war doch Deine Mutter, 0 die unselige Hand!" Schmerzhaft glühte der Stumpf, scharf ansprengend, verbiß der Gefolterte die Qual. —

Hohe Berge stiegen aus dem Laubgold. Einer, zweigipfelig, klippenübersät und fichtenstarrend; neben ihm lief die Landesgrenze, Osser hieß er bei den Waldbewohnern, und sein Nasen war schon böhmisch. Schnaufend erklommen die Rosse den ungewohnten Weg, dampfend erreichten sie den Gipfel. Majestätische Waldeinsamkeit ruhte meilenweit in der Runde. Im weichen Duft zerrannen die scharfen Waldkämme und verwebten sich in der Ferne mit der Unendlichkeit. Reinster Odem auoll aus den hunderttausend Stämmen, und tief und langsam sog der Schauende den Frieden der Ratur in das pochende Herz. Erstorbene Gefühle entstiegen der Vergessenheit, und der Boden der Heimat mahnte an die schuldlose Jugend.

Eine lichte Rauchsäule verriet!) menschliche Stätte im Thal. Bergab stiegen die Drei, die Rosse am Zügel führend. Der Rittmeister, weit voraus, warf scheue Blicke zwischen die Stämme, Sonnenlicht drängte jetzt breit herein, er stand überrascht, denn reges Treiben belebte einen weiten Plan, auf dem Arbeiter beschäftigt waren, mächtige Baume zu fälleu und einen Weg anzulegen, der Befehl des fürstlichen Besitzers verlangte die Schaffung eines beguemen Iagdpfades, eifrig waren die Frohnbaucrn bei der Ausführung.

Einige Spannen unterhalb eines Steinblocks ruhte ein weißhaariger Mann in Fürsterkleidung und beaufsichtigte die Arbeitenden, ein schlankes Mädchen suchte liebevoll seine Augen mit Zweigen vor der Sonne zu schützen. Steinalt war der Mann, und er liebte das wärmende Licht, eine Krücke uerrictb, daß seine Beine anfingen, den Dienst zu versagen.

Der Rittmeister sah die Gruppe und trat in das Dunkel zurück, seine
Augen suchten über das gerodete Waldland, stöhnend griff er plötzlich nach
seinem Herzen, und todesbang blieben seine Blicke auf den Steinblock ge-
bannt. Glänzendes Geriesel überzog den Granit und tropfte abfallend in
den weichen Waldboden, hohe Farne und grünes Moos umwucherten ihn
und bezeugten die Feuchtigkeit der unterwaschenen Erde.
Und hätte man dem Starrenden versprochen, alle Schätze der Welt
zu geben, er würde nicht mit der Wimper gezuckt habeu, und wäre neben
ihm der furchtbare Vlitz niedergegangen, er hätte sein Haupt nicht ge-
wendet.
Aber nun rührte sich seine Gestalt, weit bog er den Körper vor, die
Augen quollen schreckhaft heraus, er wollte in rasender Angst schreien, aber
nur ein mißtöniger Laut verließ seine Lippen, seine Füße schienen in den
Boden gewurzelt, doch nun ermannte er sich mit gewaltiger Willenskraft,
heulend durchflog er den Raum, der ihn von dem Steine trennte: denn
dieser fing an, sich zu bewegen, zu senken, zu rollen, — die nächste Sccundc
entschied über das Leben des Alten und der Jungfrau — da geschah ein
Wunder, der Block lag wieder ruhig, nnbewegt, unter ihm drängte das
Wasser heraus, nicht mehr hell und waldrein, ein rother Streifen sickerte
darunter, denn unter dem Stein lag mit halbem, entsetzlich zermalmtem
Körper ein Mensch begraben. Die aufgestörten Leute hatten den grausigen
Vorgang gesehen und schnell begriffen. Nun sprangen sie mit Hebebäumen
und Brechstangen herbei, der alte Förster krückte mühsam an dem Arm
des Mädchens hinzu, erbleichend wandte sich diese von den Menschen-
trümmern hinweg.
Unsägliche Schmerzen mußte der Begrabene erleiden, aber sein Antlitz
war ruhig, friedlich. Er bat röchelnd den Förster sich herabzubeugeu, und
als dieser zitternd willfahrte, suchte der Annstumpf die Hand des Greises,
und ein Wort noch sprach der Todgeweihte, ein Wort noch, flehend, Ver-
zeihung heischend: „Vater!"
Heftiger zitterte der alte Mann, tastend fuhr er über das nasse
Haupt des Sterbenden, und von Niemand als diesem vernommen, flüsterte
er mit unendlicher Liebe: „Gangolf, mein armer Gangolf!"
Heller schien die Herbstsonne auf die Betenden; der Waldhauch zog
durch die Zweige und erzählte Blatt und Halm die entsühnende That, dann
erhob er sich zum leichten Winde, nmflog den trotzigen Osser, stieg hoch
hinauf in das Aetherblau und verkündete das Opfer dem Himmel.

-^'

^7^M^^M^3-^

Dei Lungeilfisch, («lltoHu» larzter!.

^llustrirte Bibliographie.

Im australischen Vusch und an de« Küste« des Korallenmeerce. Ueiscerleb«
nisse und Vcobachlunaen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinc»
und den Violullen. 3,!o» Richard Semon, Professor in Jena. Mit 85 Ab-
bildungen und 4 Karten. Leipzig, Wilhelm Engelmann. —
Australien ist derjenige Erd-
thell, der bisher am wenigsten
den deutschen Forscher ange-
zogen, so rcicbe Ausbeute seine
merkwürdige Fauna und Flora
und seine ethnographischen Ver-
hältnisse bieten, nnd so dringend
nothwendig bei den» bevorstehen-
den Aussterben der australischen
Eingeborenen die Sammlung
etlniographischeu uud »nthrr-
vologischen Materials ist. Um
so erfreulicher ist es, daß sich
neuerdings den ausländischen
Reisenden, wie dem Norweger
Lumhol«, der 1880—84 in
Queensland geweilt, ein deut-
scher Gelehrter angeschlossen hat,
der unsereKenntniß des jüngsten
Erdtheils in außerordentlicher
Weise bereichert hat: der Icnenscr
Professor Richard Semon.
Semon, dessen selbstständig
begonnenes Unternehmen durch
die reiche pecuniäre Unter-

Ausiialiel <,llld Tom"),

stüvnug des Nr, Paul Uou Retter und den wissenschaftlichen Nnth der Professoren
Säckel und Füibringcr wcsentlick) gefördert wnrde, verließ Jena am 13. Juni 1891
und gelangte Anfang August nach Australien. Nach kürzerem oder längerem Aufenthalt
X
!

â€” ^llusll irte !5ibliÂ«gi6phie.
30^

Nogen au« Palmholz
mit Rotllügiebne
und Nllmlm»v«il,
(II, Iosephi-Fluü,)
H
in den Küstcnstädten Adelaide, Mel- ^ i> /! <
bourne, Brisbane, Sidncn, ging ei Uon
Manchorough in's Innere des Landes,
machte Forschungen am mittleren Bur»
ilctt, in dessen Quellengebiet, am Vom«;
bereiste dann die Nordosttüste Australiens
uon Brisbane bis Ca» Jort, und nach
mehrwöchigem Aufenthalt auf Thursban
Island, das ihm als Ausgangspunkt
für Fahrten in die Torrcsstraße diente,
trat er Anfang April 1892 die Reise
nach Neu-Guinea an: von Iulc Island
ging es zum Südeap, dann die Küste
entlang bis zum Ostcap. Am 26. Mai
war Semon uon diesem tuizeu, aber
an Anregungen und Sammclerlebnisscn
reichen Ausflüge nach Guinea wieder
nach Thursdan Irland zurückgekehrt.
Mitte November 92 — nachdem er
mehr als ein Jahr in Australien ge-
weilt — betrat er Iaua, wo er u. A.
in Mittelsava die imposanten Denkmäler
altjavanisch:i Eultur: den berühmten
Kolossal-Temftelbau Boro-Nudor uud die
biahmanischen Tempelruinen Uon Prüm»
banau besuchte! uon Iaua ging die Rei>'e
um Eelebes und die nördlichen Molnkten
zur Insel Ambon. Nach einem Besuch
der Nanda-Injeln trat Semon die Heim-
reise durch Indien an. —

Es waren vorwiegend zoologische
Ziele, welche der Reisende verfolgte: das
Studium der wnuderbaren australisch.'li
Fauna, der «erlegenden Saugetlnere, der
Beutelthiere und der Lungenfische war
— wie der Verfasser im Vorwort an-
gicbt — die eigentliche Aufgabe, die er
sich gestellt, und die befriedigend zu
lösen ihm geglückt ist. Diese Resultate
und die uon Semon mitgebrachten
Sammlungen werden von ihm unter
Mitwirkung einer größeren Anzahl von
Zoologen und Anatomen in einem
streng wissenschaftlichen Reisewelle unter
dem Titel: „Zoologische Forschungsreisen in
Australien und dem malanischen Archipel" ver«
öffentlicht, uon dem bereits mehrere Hefte erschienen sind.
Mit den wichtigen zoologischen Ergebnissen, welche die
wissenschaftliche Welt dem Forscher verdankt, ist aber die
Bedeutung seiner Reise nicht erschöpft: er selbst fühlte das
Bedürfnis;, auch die anderweitige reich: Ausbeute derselben,
zahlreiche Einzelbeobachtungen an Thieren uud Pflanzen.
Studien über Land und Leute, die Eindrücke und Erlebnisse

der Reise festzuhalten, kurz ein Gesammtbild der letzteren Speere FüHl»««
zu geben, das sich an ein größeres Publicum als den <Aioma). lAioma,,
Kreis der Fachgelehi.tcn wendet. Aus diesem Bedürfnis; ist
das vorliegende Wert hervorgegangen, für welches die gebildete Leselwelt dem Verfasser
dankbar zu sein alle Ursache hat. Er versteht es ebenfo den Leser für seine Forschungen
und die dabei zur Erörterung gelangenden wissenschaftlichen Fragen zu interessiren, wie ihn

durch die Taistelluug seiner persönlichen Erlebnisse zu fesseln, den Sinn für die Genüsse, welche die Betrachtung uon Natur- und Menscheuleden gewährt, zu erschließen resp. den» selben zu befriedige». —

Auf die bedeutfllmeu wissenschaftlichen Resultate, die in diesem Werke niedergelegt sind, näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur ein paar Worte über Semous Be» urtheilung der australischen (Angeborenen, die er durch ein fast »/jähriges enges Zusammen-leben kennen gelernt, mögen hier Platz finden.

^Wan'ornament am Pramban»,!,

Semon bestreitet die von früheren Beobachtern behauptete tbierische Häßlichkeit und Affenähnlichkeit der Australier. Sic sind keine Zwischenglieder zwischen Assen und Menschen, sondern Menschen durch uud durch; sie bilde» iu körperlicher wie geistiger Beziehung eine einheitliche vcrhältnißmäßig wenige Varietäten bildende Rasse, die freilich zu den tiefst-stehenden der Erde gehört. Ihre Cnltur befindet sich — wie die der höher stehenden Papuas von Ncu-Guinea — auf einer Stufe, die dem Stcinzeitalter des europäischen Urmenschen entspricht. Nutzanwendung uud Bearbeitung jegliche» Metalls ist gänzlich un-bekannt: alle selbstgefertigten Waffen uud Gerüche bestehen aus Stein, Muschelschale, Knochen, Holz, Pflanzenfaser, Thicrsehne. Hauptwasfeu sind Speer, Keule, Schild und der merkwürdige Nnnierang. Ackerbau in den australischen Eingeborenen unbekannt. Sie sind

iiomadisirmde Jäger, deren Geist und Sinn vorzüglich in Bezug auf alles mit der Jagd in Zusammenhang Stehende entwickelt ist. deren Intelligenz im Uebrigen aber außerordentlich gering ist, wovon auch die unentwickelte Sprache Ieugnisz ablegt. Der Erfolg der Mission muß bei so tief stehenden und unstäten Menschen gleich Null sein. Gottesglaubc fehlt bei den meisten Stämmen von Queensland; bei einigen findet sich Glaube an gute und böse Geister.

Die Anschauung, dah die Australier eine begenerirte Rasse seien, deren Vorfahren eine höhere Cultur besessen hätten, wird von Semon bestritten.

Die Papuas von Neu-Guinea, obwohl auch sie noch durch und durch Kinder der Steinzeit sind, in Pfahldörfern, mitunter auch auf hohen Bäumen wohnen, stehen geistig hoch über dem Australier, aber ebenso tief unter dem Neger. Sie sind ein uhantasiereiches, lunstfreudiges Volt mit hoch entwickeltem Farben» und Formcnsinn. Als Jäger können sie sich mit den Australiern nicht messen: ihre Waffen sind Wurfspeer. Vogen und Pfeil und die Keule, in manchen Gegenden nur Speer und Keule.

Das mit zahlreichen, zumeist nach eigenen «holographischen Aufnahmen des Verfassers hergestellte» Illustrationen geschmückte, in jeder Beziehung vortrefflich ausgestattete Werk sei hiermit dem gebildeten Publicum auf's Wärmste empfohlen. 0. ^V.

Bibliographische Notizen.

Trcinig Jahre deutscher Geschichte. 4. (Volts-) Ausgabe 2 Bände. Von K. Aiedermann. Breslau und Leipzig, Schles. Buchdrucker«, Kunst» u. Verlags» Anstalt u. S. Schottlnenber.

Dieses Wert ist schon ehedem ein „Volts» buch" im besten Linne des Wortes gewesen und wird es auch bleiben in dem neuen Gewände einer „Volksausgabe", wie die vorliegende es ist. Ter Inhalt ist demgemäß im Großen und Ganzen derselbe geblieben, nur hat der Verfasser am Schlüsse eine Uebersicht über die Geschicke des neuen Reiches in dem eisten Vieiteljahrhunbert seines Bestehens hinzugefügt, eine Zugabe, die mit Dant zu begrüßen ist und geeignet erscheint, nach dem rausch.'nden Jubel der gefeierten Iubiläumsfeste zu ernstem Nachdenken anzuregen. — Ter günstigen Kritik über das Werk in seiner Gesammtheit kann kaum noch etwas hinzugefügt werden. Wer Wissen will, wie das deutsche Reich geworden ist, welche „Wacken und Klötze" zu beseitigen waren, ehe das lange ersehnte Ziel erreicht wurde, der findet hier in der fchöncn, fließenden und immer spannenden Darstellung eines Mitstreiters beim Eini« guugswerke erschöpfenden Aufschluß, wie er eigentlich keinem fehlen sollte, der irgendwie in die Lage kommt, sich über das politische Dasein seines Volles ein Urtheil bilden zu müssen. Möge das Buch besonders auch «in Begleiter sein des im neuen Reiche heranwachsenden jungen Geschlechtes, das uur dann würdig und berufen sei» tau», das Errungene festzuhalten, wen» es der Väter und ihrer politischen Thaten verftllndulßooll und gern gedenkt. ^'<l.

Aus deutschem Leben. Autorisirte Ucber» setzuug von Dr. W. Henkel.

Psychologie der deutsche» Aliuee.
Ter deutsche und englische Arbeiter.
Von Sibuev Whitman. — Hamburg,
Haendcke K Lehmtuhl.—
Der Verfasser, ei» geistreicher und
scharfer Beobachter, der lange Jahre in
Teutschland gelebt hat, entrollt !» dem erst»
genannten Wert i» höchst «»ziehender Weise
ein Bild deutsch?» Lebens und Treibens,
das jede» Deutschen i»n so angenehmer be-
rühren muß, als er eine derartige, aus
englischer Feder stammende, slimpathisch klin-
gende Sprach: sonst gerade nicht gewohnt ist.
Der Verfasser kennzeichnet seinen Standpunkt
bei einer Begegnung mit einem Bekannte»,
der ihni die Snmpathie für Deutschland
vorwarf uud diese für geradezu unerklärlich
bezeichnete, durch die diesen« entgegengestellte
Frage: „Sie sind doch selbst genug dort
(in Teutschland) gewesen: in welchem der
beidenLänder, in England oder in Deutschland
genießt der Mensch in der großen Masse der
Veuöltcrung mehr harmlose uud veruiiuftige
Lebensfreude?" „Unbedingt in Deutschland."
„Gnt, da haben Sie es. erwiderte der
Verfasser, „warum ich mich zu deu Teutschen
hingezogen fühle." — Ter Verfasser lob-
hudelt aber nicht blos, sondern unterläßt
es auch nicht, da und dort die Kehrseite der
Medaille heworziihcbeu. — In elf losen
Eavitcln: „Teutschland einst nud jetzt, Ter
Arbeiterstcmd, Ter deutsche Wald, Das Lied,
Tas Theater, Ter Antisemitismus, Mne

deutsche Fabrik, Deutschs Badcleben, Felv-
marschallGrafMoltkc, Bismarck iuFiedrichs-
ruh und Ncchmals in Friedrichsruh,"
entwirft der Verfasser sehr interessante
Schilderungen, die den Leser von Anfang
bis zu Ende fesseln. Die mit Gcnehniiguug
des Veifassns ctivas freiere llebcrsctzung
namentlich der Stellen, die dem deutschen
Leser selbstverständlich erscheinen müssen, ist
vortrefflich und das Buch, das der Verfasser
dem Audeukeu an die Fürstin Johanna von
Bismarck gewidmet hat, recht empfehlens»
wcrtli. ^-

Das zweite Buch, in Vroschüreufonu, ist
ein erweiterter Abdruck aus dem größeren
Werk des Verfassers: „Tas Kaiserliche
Deutschland", übersetzt von O. Tn. Ale»
xandcr. — Auch hier versteht es der Ver-
fasser, in richtiger Weise den Kern zu erfassen
und diesen in geistreicher Weise, auch durch
Hinzuziehung krieMeschichtlichcr Beispiele,
namentlich ans den Jahren 1866 und 187V
zu beleuchte» und hierbei oleichzeitig Streif-
lichter auf andere Armecu zu werfen. Am
Schlich giebt er eine kurze Kritik des englischen
Militllisystems. Wir können, so fchreibt er
S. 33, von der englischen Armee mit gutem
Gewissen sagen: „Solange sie so verwaltet
wird, wie jetzt — hin nnd wieder von einem
Sturm in den Zeitungen oder von einem
Schreckschuß öffentlicher Redner ausgeregt —
so lange wird sie ein Abgrund sein, um
Millionen hineinzuwerfen, nie aber eiu
verläßliches Veitheibigungsmiitcl für uuser
Land." —

In der dritten, gleichfalls in Broschüren-
form gehaltenen Arbeit beleuchtet der Ver-
fasser iu der ihm eigenen geistreiche» Weise,
ähnlich, wie er dies im cistgenanutcu Wert
im dortigen Eapitel „Ter Albeiterstand"
gethan hat, die Aibeiteiverhäliuisse in Eng-
land und Deutschland. Er versteht es vor-
trefflich, hier Licht und Schatten von ein-
ander zu trennen, nnd erblickt schließlich den
Hauptgrund der besseren Lebcnsbedinguugen
der deutschen Arbeiter in den besseren socialen
Verhältnisse» des Alltagslebens des deutschen
Arbeiterstandes. Den Extract dieser Studie
den deutschen Arbeitern eindringlich uorzn-
sichre», näre eine sehr lohucuswcrthe
Arbeit. — K.

Hclssslaud und die deutsche Flotte. Von
Steuzel, Kapilä» zur See a. D. —
Berlin, (5arl Ulrich K Co. —

Obgleich diese Broschüre schon vor
mehreren Jahren erschienen ist, so dürfte
auf dieselbe, bei dem großen Interesse, das
unsere maritimen Verhältnisse erheischen,

wiederum hinzuweisen sei». — Ter Verfasser giebt in klarer Weise einen Ucberblick über den Werth von Helgoland und über die damit veitnüustcn müüärisclien Forderungen, iudem er gleichzeitig die hierüber erschienene» Arbeiten des Contre-Admirals a. D. Werner, sowie des Vice-Admimls Barsch nnd des Obcrstlientcnants a. D. Wagner einer kritischen Besprechung unterzieht. Am Schloß wird mit eiuigcn Worten die „weitere Entwicklung der Flotte" erörtert,
X.

Herbftblätter. Nachgelassene Gedichte von F. W. Weber. 9.—12. Aufl. Mit Stahlstich-Portrait. Paderborn, Ferd. Schöuingh.

Der „Sänger von Treizchulinden" — diese Bezeichnung F. W. Webers nach seiner erfolgreichsten Dichtung ist traditionell geworden — hat das Erscheinen dieser von ihm selbst noch im Jahre 1898 vorbereiteten neuen Folge von Gedichte» nicht mehr er-lebt: an: 5. April 18U4 ist er verschieden. Nach des Dichters Absicht sollte der Gc-dichtband Uorwicgend kleinere Dichtungen aus den letzten Jahren enthalten, wie auch der von ihm selbst gewählte Titel „Hcrbst-blätter" erkennen läßt. Indcß hat man, über den vom Tichter gezogenen Nahmen hinausgehend, de» „Heibstblättcrn" auch einige „Frühliugsblüthen" gesellt, d. h. einige poetische Leistungen d.s jugendlichen Tichters, die für seine damalige dichterische Kraft wie für seine Charakter- und Geistes-lichtung bezeichnend sind. Schon bei diesen Iugendgcdichtcn, denen der stürmische Ueber-sckwang der Jugend fehlt, ist eine gewisse milde Abgeklärtheit auffallend, sie unter-scheiden sich von den Schöpfungen des greisen Dichters mehr durch die geringeie Reife nnd Folnwollendung, als dulch eine wesentliche Veischiedeuhcit des Stimmnngs- und Stoffgehalts. In einem Gedicht aus dem Jahre 1834: „Drei Worte" nennt er als seine Ideale „Vaterland, Liebe und Religion", und auf diesen Treitlang baut sich überhaupt Webers Dichtung auf. Ani stäilstcn tönt bei ihm die icligiöse Saite. Er selbst nennt sein Dichten — nnd mit Recht — eine „fromme Kunst". Eine echte, tiefe Frömmigkeit, die aber von confessioneller Engherzigkeit und Intoleranz frei und mit edelster Humanität innig verknüpft ist, durchzieht, bald mächtig hervortretend, bald als leise »nteiströmnng sein gesummtes Dichten. Dieser ehrlichen, milden Frömmig-keit sind die Augenvcrdreher und Zeloten mehr zuwider als charaktervolle Freidenker,

Weber gewiß nicht in mangelnder Form-
beherrschnng seinen Grund hat. Daß der
Dichter in seinem letzten Bande eines
„Bettlers Gabe" — wie er in dem Ein-
leituugs^edicht meint — bietet, wird auch
der Leser, welcher in dem Fehlen der Töne
fortreißender Leidenschaft einen Mangel
empfindet, verneinen. Sehr Viele aber
weiden sich an liefen schöne» Früchten eines
reichen Herbstes in ungetnibtem Genuß
dankbar erfreuen. 0. ^V,

Vi« der Echwmmcr. Idyll von
I. V. Widma nn. Mit Zeichnungen von
Fritz Widmann. Frauenfelo, I. Silber.

„Nur ein Idyll, Aus eine» Dicht«» Leben
<?in Neltorschälche» Iugendmorgenroch —"

Mit diesen Schluhzeilen charalterisirt
der Dichter seine anmuthige Schöpfung, in
der die „blöde Iugendeselci" eine reizvolle,
mit feiner Ironie gewürzte poetische Dar-
stellung gefunden hat. Ein Hauch uon
Wieland'schcr Grazie liegt auf dieser Dichtung,
deren Formschönheit dnich einzelne zn wenig
geglättete Verse nicht wesentlich beeinträchtigt
wird. Die Handlung bedeutet in diesem
Idhll wenig, die Stimmung, in welche die
Schilderung der Ratnr und Vorgänge ge-
taucht ist, Alles. Eine Reihe köstlicher
Genrebilder, die, mit subtilem Pinsel gemalt,
wahre Cabinetstücke sind, fügen sich zn einem
bezaubernden Ganzen zusammen, das nur
eiu paar wenige „lodte Stellen" enthält.
Vielleicht hätte statt der achtteiligen Strorhe
mit wechselnden Reimen die echte Stanze,
die mit dem schließenden Reimpaare die
Hcrausarbeitung hnmoristischer Pointen,
wie sie auch Widmann in seiner Dichtung
deliebt, formell so außerordentlich unterstützt,
den Reiz der Dichtung noch erhöht. —
Das Büchlein hat F. Widmann mit einigen
hübsckM Zeichnungen geschmückt. 0. ^V.

wie die beide» „dm Tchciuheiligen" ge-
widmeten (zpigramme (T. 161) beweisen.

„Ihr macht «in übeifromm Gesicht,
Do« laut ei» falsche« Herz «eimuihe»,
«»»cht, die Zeloten lieb' ich nicht,
Ich liebe nui die Guten."

Die erotische Liebe spielt bei Weber eine
uerhälwißmäßig geringe 3tolle, auch sie ist
von der Leidenschaft, der Unruhe des Ver-
langens frei, uon milder Innigkeit. Der
didaktisch-moralisirende Zng, der auch in
seine Lhrit eingreift, ja oft allzusehr heruor-
tritt (z. B. in „halt aus"), kommt im
zweiten Buche, das vorwiegend Sprnchartiges
und Epigrammatisches enthält, 5»r Geltung,
Das dritte Buch, in dem lleiuere epische
Dichtungen vereinigt sind, zeigt uns den

Dichter auf seinem eigensten Gebiete, auf
der Höhe seines Könnens. Glanzstücke in
epischer Schilderung und Schwung der
Tpracke sind „Wotan auf den Karpathcn,"
(S. 187), „Der Gladiator", „Gerd Vogel".
In dieser Abtheilung findet sich auch das
herrliche, tief empfundene Gedicht „llhlands
Tod", aus dem, wie auch aus andern,
Webers liebevolle Verehrung für den
Dichter, mit dessen reiner, edler Muse die
seine verwandt ist, hell hervorleuchtet. —
Neben eigenen Dichtungen enthalten die
Hcrbstblätter eine reiche Fülle von Ueber-
tragungen aus den nordilchen Litteratnren,
die Weber auch als trefflichen Uebersctzer
offenbaren. —
Ter Einfachheit und Teutschheit seines
Wesens, sowie seiner Auffassung uon der
Poesie als einer frommen Kunst entspricht
es, baß ihm jede Fornisviclerei widerstrebt.
In dem einzigen Sonett, das sich «ihm zum
Trotze" geformt hat, sagt er, daß ihm, dem
„herben Sachsen" der ferne Ost, wie die
welschen Reime, Terzinen, Glosse, Stanzen,
Triolctte fremd geblieben sind — was bei
!2!!zez»llLeue Llleuer. Lezpi-eouunL n»ot> ^U8^»lil <!er lieuietion vorvell2lteu.
^uUcinklii»oli«i-ll»t»lc>-f I. lüeolokl« uui j
»leren Urenizebiele, Leriin, llsuneinimn.
2«iioAt Ub«i <Üs vc>Ul»lI»<!rn!!«!r>«!i I7n1v«l>
>V!en, vruek von Moll UoI«i>»N8eu,
2ibIIolll«Il clsi <3«,»lunilll««i»tili cl«» In-
uncl ^u«1»»H«» «i. 930—»48. II»IIe,
0. Uenäel,
«i«5i»i>w«bs VMN«i'. ^Ilzeniltt N!rleben«.
Uezonieutilcd« Xun»t u»c! lorL^bunz, Uer»u«.
^ezebeu von ^uton Letlelbelin, L»uÄ II.
Uelt 3, Lerllu, ürn«t. IIolm»un H c«.
2nel»>«i, vi. V^lUi«1l». I>«itl»6e» <Ier X»n«t-
8e«c!ilebt«. IAr biiber« l>br»u»t»N«n und
3en 8«!b«tunl«rlielit be»rl^!t«t. !lit IM
in 6eu leit elneeäiuelilell Hbl»!IÄ»»leu.
L^ verde««. XuU. L««eu, 0. O. lÄÄelier.
OI»,ri»«i!. ü«»»t, ^nclll«, Iiou,»u. Leriiu,
r. rcintHn« ^ Oo.
D«ut»eIU»na» IluAili«»«»?« 187071. In
Z^billlernii^eu von Hlit^treilern. I.le. IN, !!.
12. 13. Volwlinciii,' in c», 40 !.!elei'nnßeu.
Ilslbenoiv, Ältx ljnl>enlien.
Dl» 6snt»«l»» t«ivMI-el> Xile^I^ionl!«»
pü«-r« lu> Il^l««»^«ll«» 1870/71. (ie-
clütblniü^leli« zelmlten »in 8, U»! I89U Im
veiüüen 8»»Ie 3e« Xüni^licben 8cn!oü»e« von
8. von ätm Xne«ebecli. lier,^,;, vom ^entr»I-
<7uniilu Her äeulzcben Verein« vom rotiieu
Xreun. Lerün, X»rl Ilevmoun» Verl»8.
^lcllnl>nii, Neluiloli, veutücbe unä II»mburMr
Lbe»terlu«!lluHe. Xve! Vortrüsse. üuüleleu
eiu Lritruzi lur ?»t!ioloßi« <!er kre»««.
llHmbui-ss, Uero!H'«rIie LucniiunÄIunss.

?«11m»nn. ^onllnn», Onlcel ^olm« ?r!ne!p!en,
iline Uezenlebt« o. H, en^^cben Leben.
<Litterori«<!ne8 8e!iot2!i08t!eIn 4. LouH>
8tutt<Mrt, veuwene VerIo88-Hn8»oIt.
?i«vt»«, <3u»t»v, Uezommelt« Werke, LIelr. I,
Leipii«, 8. Hirne!.
<3swt«»n»1,<!«n, berou^ezeben von Hnton Zettel-
beim. «3. LouH. Nürre« von lob. Xep. Sepp.
LerN», l!rn«t Uolmonn H 0«,
l3«Uch«, Hoiitl, ^u« Her VerzTNßenbelt unH
Ne-envort H«« touZenö^ilbrissen I'nzoru.
Luoope«t, bester LuebHruelierel Hetieu Ne«,
ll« l>onoo>»lt, ^Ämond rlncl In!«», Nermiulu
Loeerteui. Der Nomon eine« VIeu8tmoHeben».
ülnütz out»ri«!rt« Ueberzetnunz von Dmmo
HHIer, Wien, Verlor Her er«ten Wiener
Vo!!c8bu<:bl,onHIuu!5. «ILNO« LronH.>
N«,ll»t«lon «lsi I,viUi ll«nt»on»r ?i»u«n.
ÜIn 8oilmeIv«rll üe!tLenö«»!«eKer Lvrill
Heutseber vleblerinnen. llerou»«. unH M-
leitet von Vit» Nlllile. I. ^bre, Kr. 4,
Nro«8«ubo!n, Ilermonn 8tor<^!l« <C. ?Io«nIe!:).
^«n«b»U, H,cl» He«il. Nln Vortro^. Ult H«m
Lortroit Her Niebterin. 2llrieb, Kori
Neucllell H La.
^»oobv, LoonolH, ^uultn. üln NeHIobt ou«
Indien. XUrieb, Korl ««„elcell ^ c«.
^»nnv. llni. N«lH., ?uul veeorierte. Lpo« In
7 NeÄngen. Hneb «ln« llrinnerunz ou Hen
Heut'ell'irnnlöüigelieu Krie«. NIt ? LIIHern
von Kor! Krutt»er. 2!lrie!>, 1b, 8ebr<!»er.
Xisnns, 2«e»n»,nn, I,v pen«e, !>'ene UeHiebte,
VInmllnt-HuLüoKe, KorHbou«en, 8el!>«tver!l>F,
I>I» XlltUl. WoebenzedllU Heg nlleutlieben
I^ben«. Urs«. v»u Kor! 8ebn«IHt, M, lobr^.
>r. 8«. 87. 88. 8». Lerlln, Krltill-Verloz.
X>in»tif«!»<:!il<!nt«, ^VIIl?»ineln», In Verbindung
mitanderen beiÄNZM^eben von II, Knoell-
tu««. 2,veite ^Ktbeilung. üit «aklreieben
.^bbildun»ien, Lieleteld, Veliiozien und Klo^inz.
XllnlitlVl^Ilonoi^lllonIen. In Verbindung
mit ^ndewn beron«^eLeben von U. Knaelc-
lu3«. Land XII. I'ron« Hol«. — Lond XIII.
ä, v»n vycli. LIeleleld, Velbogen unH Klo-
«lng.
I^Znollen, Blinot, Hut Her 8«nnen8elte, Ue-
«eblebten. I^eipllli, Drn«t Keil« Koeblolger.
I^snt», V»« i«t Uott? ^V»« !«t un«ere 8eele?
Uo leben vir veiter? Nine »vstemlltizede
l!rllilir»nz! »ul m»tuem»t!«cner ^r^isln^e,
vo!li«till!lullen llbzieleitet. 8tl2»z!>m'F? ,'lit«
8e!i!e«ier.
I.U«s«nUi»I, Hl. ^!<!u»>lH, (<ezel,!edt« Her
I>u!lozuol>le Im 1,'mri«« l!ir 8tnHirenHe, «ovle
lllr Men Uebüäeten, Leriiu, Hannemnuu«
üueuu^nHIunz.
»rilltevei'K He» »I gemeinen ^V!«!<en». I'llnlle,
f!lin2lleu neu degrbeltete ^uünze. ilit unsseliinr

!«X» HbdIIHu„Len I,n ?ext unH »>,! IN00
LiIH«rt»seIn, Karten unH Pinnen. 2»iütter
L»»H. zi»»!'I»bi8 Koi-H8ee. I^el,«iz unH >Vien,
LioUoßrllniiwede« Inztitut.
Ilielii!.«!, Voll^»!!», Ln^Iweli« Uezebicdt« im
»eiltlennten ^»nrinmHert. I, L»nH. Uamdurj;
unH I^eiplil;, I^eopolH Vo«z,
UlltKsi. ItI«i»»iÄ, Nie Zlutner »et^e, Lin
I!eitr»z ünr ?«vei>o!ol:le He« KeiHe« unH Her
VerienmHunss. I^linciien, !!. Nirtii.
ü»r>I»luui, X»il, ver I^mnt um Hie neu«
Kunst. Uerüu, Hermann «ltltlier.
l'olio,«»', I.n<Ivi«s, NeHieMe eine« Hrdeiter».
Hu»8el«»eu unH ünz»i»m«U!ze»t«!It von >Vil!t«r
Xeiierblluer. llit 1^,. pülmer« LIIHiiIz«.
<^,itter»r!«en«« 8eblltü!>K«t!e!n L. LouH.)
8tutt>Mlt, veutüone VerI»ß»'Hu»<»It.
?<x)Iiu»i!i!ii«i H,cI<)II>li. ülnlUnruüß In Hl«
zinzili. rr»nUuN »,/II,, U. LeebuoiH.
?ol»n« ^VMislnl von, lieinueit. «oveilen.
Lerlin, r. ront»n« K «üo,
?<,ilt»li?, ^. ü., Hd«eit8 — vom LeKen!
8!ii?,^en »u« Her H»«t»ml«. Kerlin, II. Loii.
I'oxolllllli?«!'. H»^».«tn. von, ^VI» ül!n»t!«r
lieben. Hovelie. <I^!tter»rI«ed, 8en»t«!ill«tleln
5. IÄnH.> 8lnltLÄl^ veuloede Ver!»e« Hn»t»It.
II,snn«i, »n»t»,v, UeHiebte. 3. Hüll. 2I!r!cu,
In. 8cliröt«r.
IIolllnc!, üiilll. 8«In Icii. ünmun, Lerilu,
r. roul»n« ^ c«.
<«II»ttU<!bsi Voiti!^«, deFrlluHet von
üuH. Vireliov unH I^r. von UoltienHnrll,
nr»ss. von IluH. VIrcbov unH Vüd, ^'»tte»
w?!i. «eue rol««. lleiti 216. 217. 22I.2N.
22.,. 227. 229. 231. 233. 23l. 239, 241. Ul»m-
durß, Verl»!l« ^>«t«!t unH vruelierel H.'N.
<vorm»Iü I, r. Ii!e!it«r,>
von 3nn«,b«1»>iv, Kl»», UlU-em unH zio8cne<>,
Nelzeüliilüen »u» IMroliliu. Lerlln, 8!esslrieH
OrnnblUln.
8onn,tn«lMn, ^6o1t, 8l,tlllni8ebe ?d»utll»Ien.
aeHIenl«. Lerlln, ÜN!<enb»um ^ U»rt.
3enuU«, ^Ivln, liun^tgezelilekt« 9. unH IN.
(Doppel-! I^Ielerun^. Lerlin, 0. Nrote'seue
Ver!nß3bueun«nHI unß,
8«inon, Nwn»icl, Im »u«tr»»8edeu I;ii8el> unH
»n ,len X!l8teu He^ Korlülenmeere», Neiße-
er!eli!>w<e elne« Mturlorüeliei^ in H»8tr«I!e>l,
Keu-üiiine» und Hen liloluliile!!. U!t 82 ^dbll-
HuuMn n»<! 4 Karten. I,e!p?.i3, V»', Dn^elmui»!,
llplIln«!» MUMtlllt» Velt3««lll!!«l»tn mit
!>e8»uHerer Lerllelczieblizunz Her Kultur««-
«ouleute unter llltvlrkune von I'rol. I>r.
N. vieztei, ?rul. Kr. r, IlN^izer, ?rol. Dr.
0. D. LebmiHt unH Dr. K, 8turmdc>s«l neub,:-
»rl«ltet un>I b>8 ?.ur Ue^eumu^t sortL«lI»irt
von krol. 0r. Otto Kümmel. Dritte, voll!?
neuLe«t«!tele ^uü»ze, «!t n»ne?,u 49«)
lext-^bbllHunzen ne!>8t vielen KunztdellllL^u.
Karten, Lianen ete. LllnH IN, «le^elllclit« He«
üittellllter», l5r«ter?Iiei!.> I^elpliZ, 0.8p»mer.

8ton>^, II,, Mnzcuen unH ?l>li!giHplie, VIeu,
K»r! Konezen.
Ltil>>t2, »«clolt, Lerllner NüIIenfnnrt, Heitere«
um! l)rn8t«8 »u« Her Ile!eli«d»upt8t»Ht.
Lerlln, r. rontone i« <>>.
V«1v. ü^ üeute. Nomon. Lerlln. NleiiorH
T'oenHler.
^«i««<:nt»<!n»»in, ^V<l5»ilv, 8elb«tbio!;!^p!i!e
«nIieHeulenHer Leute, Zicilxen »u« dem
ru8»I«e!>en Vo»i8l«i>en unH ?ortro!t,«. ü!»«!«
»ndiri^irt« Ile!>er,»ellim8 von Dr. äiex!«
ziÄilio'v, Leriin, Kur! 8!essi«munH.
VfwÄnoli ^. I,. Illtter, ?oH unH ?eulel. Diu
Nromo in Versen. Leriin, 8, ^izener.
2«,e»Un, üinklnisl, Kiue ^oMie. Lerlln,
NIeliorH 'InenHIer,
2ilnin», D. ?il«<!il<:n, ver üvousselisclie
llillllionlevereln. 3,, HureuLesebene HuNoze.
Uerborn, Verl«« He« Kv, vlnllouleverein».
von 2«l»1tit», li?«<lor, üln 8c!i!»3vvort Her 2e!t.
Nomon, 2 LHe. Lerlin, r. lonwue unH Q>.

W

"W'A
f'
^
lf^
., ,^^^^!^^^MÄ«^
8fl»z,! . . 58°
>Ms»°» . 3ü>
lllslittsM», 3,!«
f«I«»<,»«I!,. <!"»
li»»«s>ll>i!, !j» 3ft
l»iz«!>s!!»» . 38»
-«5-
»^ Ü " V, ^ ',
lÄßliobor Ver82uü '»^'..'.n^M^D!'

klttNlß
8si!-U!l«l 8>ll
un<l
ll!-x»t»!ll»Ist.
«znl.88zorn
8psu6el 8eif«.
!l^Nl.8N^llr»
8ps<«l«I p«till».
-«4-
tt!
!,lM.
l.öbel gotllllttltlnä«!'. X2sl8b2«l l/8ö»>m»n
UebesLeoizells llopotg in llsn gsöLZeren 8tälllen a!lgs Wslttnoile.
^^M^^^»^^>>^»^»>^>^^^ ».». ^.^.^^ >» ». ».^.ü^^^^^!I»?^^^^^-»^>^> ^^^^-
<^^^!^^m!.
i!^!
tL

L>IN^331AUNZ 6?r ?rei36 für
^aUirlicK Iindlcn8aur63 Mineral ^Va^zer.
Inclusive
I^tttu?se>5
<^e« ^Vlizzel«,
cl»,« leere Oelg^z.
1/1 I^I^ctie
30^.
5 ?l.
25 "-
^/^ I^I^^cKe
23 »
3 "
2N
2/1 Krux
35 ..
l "
34
1/2 XruF
26 »
1 ..
25 ..
Xäuüiod dsi »Hell H.potlieKsi'n uuä lÜliuerHl^HgsVr'lläuälel-u.
IUL ^?0I.1.MMI3 MN?^V.
QIKIII'TI).

September 58Y6.

Inhalt.

hierzu ein Portrait: August ^chneegans.
Radirung ron Milhelm Rohr in '.Niinchen.

,n»ll> und Slld" «lci>»in! »'» Ilniang i»d« Münali in ücnen Uli! je cinei Ru,!,1l>e!ll!g»
All, »nchhandlnngen und pouon«»!!»!» nelimen j»>»lzei! »»«»llun«e» »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mcird und Süd" de'
züglichen Sendungen sind obne Angabe eines personennainens zu
richten an die
Redaction von ^Mord und Süd" Vreslau.
Liebenhufenerstr. N, l.3, <5.

Veilage zu diesem Hefte
«chlesischt« »uch»l»<lc»«i, »»,!,«- ». Vcr!««»-«»s«al« v. «. 3cho«!lac»»er !„ Ur^Ia»,
<H>,«i', N?>>^ner »„!> !ri,,e lplitr,)

5n unsere Nbonnenten!

ie bereits erschienenen Vände von
^Uord und Süd"
können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden
von uns nachbezogen werden, preis pro Vand (—3 hefte) bro»
schirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher
Goldpressung und Zchwarzdruck 8 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original - Ginbanöös^en
im 5til des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer teinwand, und stehen solche zu Vand LXXVIII (Juli
bis September !8<)S), wie auch zu den früheren Vänden I—LXXVII
stets zur Verfügung. — Der preis ist nur ^ Mark 50 Pf. pro Vecke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen «Linsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Breslau.
Zchlesische Vuchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. 5. 5chottlaender.
(Vestellzettel umstehend.)

Mestelezettel.
Vei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und 5üd"
herausgegeben von j)aul lindau.
Schiefische Vuchdnxferei, Annst> n, v«l»g«l>nst»It o. 5, 3chot!l»»nd»r in Nreslau.
«Ivl, Vand I,, II,. III., IV.. V., VI.. VII., VIII., IX.. X.. XI.,
XII.. XIII.. XIV., XV.. XVI., XVII.. XVIII., XIX.. XX., XXI., XXII..
XXIII.. XXIV.. XXV., XXVI., XXVII., xxvm., XXIX.. XXX.,
XXXI.. XXXII.. XXXIII., XXXIV.. XXXV., XXXVI., XXXVII.,
xxxvm.. XXXIX.. XI... XI.I., XI.II.. XI.III.. XI.IV., XI.V.. XI.VI.,
XI.VII.. XI.VIII., XI.IX., I... I.I., I.H., I.III.. I.IV.. I.V.. I.VI., I.VII..
QVIII., I.IX. I.X., I.XI., I.XII., I.XIII., QXIV., I.XV., I.XVI.. I.XVII.,
I.XVIII., I.XIX. QXX., I.XXI.. I.XXII., 1.XXII1., I.XXIV., I.XXV.,
I.XXVI., I.XXVII
elegant broschirt zum preise von »«, 6.—
pro Vand (-- 3 Hefte)
fein gebunden zum preise von °^ 8.— pro Vand.
«xvl. Heft I,, 2. 2, 4. 5, L, ?, 8, 9, ,0, ,,, ,2, ,2, ,4, ,5, ,6.
,7, ,8, ,9, 20, 2!,, 22, 22, 24, 22, 22. 27, 28, 29, 2U, 2!., 22, 22, 24, zz,
2S. 27, 28, 29, 40, 4,!., 42, 42, 44, 45, 4«, 4?, 4«, '9, 50, 5,, 52, 52. 54,
55, 56, 57, 58, 59, 60, LI., «2, 62, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 72,
74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 8!,, 82, 82, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 9«, 9»,, 92,
92, 94, 95, 9«, 9?, 9», 99' '°0, ,0,, 102. ,02, ,04, ,05, ,06, 107, ,08,
!,09, NN. IN, N2. ,,2. ,,4, U5, ,,6, u?, u», ,19. <20, ,2,, ,22, ,22,
,24, ,25, ,26, 127, ,28, ,29, ,20, ,2,, ,22, ,22, ,24, ,25, ,26, ,27, ,28,
<29 ,4«, ,4!, ,42, l,42. ,44. l.45, ,46, ,4?, ,48, ,49, ,50, ,5,, ,52, ,52,
,54, ,55, ,56, ,57, ,58, ,5Y, ,60, ,6,, ,62, ,62, ,64, »65. ,66. ,67, ,68,
,69. ,70, ,7,/ ,72, ,72. ,74, ,75, ,76, ,77. ,78. ,?9, ,80, ,8,, ,82. ,82,
,84, ,85, ,86, ,87, ,88, ,89. ,90, ,9,, ,92, ,92, ,94, ,95, ,9s, ,9?, ,9»,
,99, 200, 20,, 202, 202, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 2,0, 2,,, 2,2, 2,2,
2,4, 2,5. 2,6, 2,7, 2,8, 2,9, 220, 22,, 222, 222, 224, 225, 226, 227, 228, 229,
220, 22,, 222, 222
zum preise von <^ 2.— pro Heft.
Einbanddecke zu Vd. I.XXVIII. (Juli bis September 4896)
«xpl. do. zu Vand I., II.. III., IV., V., VI., VII., VIII., IX..
X.. XI.. XII.. XIII., XIV., XV., XVI., XVII.. XVIII., XIX.. XX.. XXI.,
XXII.. XXIII.. XXIV., XXV, XXVI., XXVII. xxvm.. XXIX.. XXX..
XXXI., XXXII.. XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI.. XXXVII.,
xxxvm.. XXXIX., XI.., XI.I., XI.II., XI.III., XI.IV.. XQV.. XI.VI..
XI.VII., XI.vm., XI.IX., I... I.I., I.H.. I.III.. QIV., I.V.. I.VI., I.VII,,
I.VIII.. I.IX.. I.X.. I.X.I., QXII.. I.XIII., I.XIV.. I.XV.. I.XVI.. I.XVII..
I.XVIII., I.XIX, I.XX., I.XXI., I.XXII.. I.XXIII., I.XXIV.. I.XXV.,
I.XXVI., I.XXVII
zum preise von °^ ^.50 pro Vecke.
Wohnung: Namei
Um gefi. rechl deutliche N»in«n»> und wohmlnglangob» wird ersuch«.

VÂ«i5c>->>V^Â«^!>s'5'Â«'"'>'5l.>,/!,i:".:'"i "d7^I,^

Aord und ^7Nv
>3 ini' d e utsch e ^l o n ,' .- - :^'
l),>rau5^.-."
s'au! Lindau.
.XXVIN ^and. â€” ^'N'inb^ ^-/.. "' k>oft 27) l.
'^^^.. "', "' ' Â«c^" "'^' <> ^^^^
,'Â».'^
^.-^-/
^^>

Aord und Süd.
Line deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
V«N
f>aul tindau.

I.XXVIII. Vand. — September ^80)6. — Heft 234.

Breslau
5chles<sche Vnchdruckerei, «unst. und veilagS'Anstalt
v. 3. 2chottl»ender.

seiden einer Frau.
von
Hermann Heiberg.
— Schleswig. —
(Schluß,,

Hs war vierzehn Tage später nach den geschilderten Ereignissen.
Dorita befand sich in dem kleinen Gemach, das sie von der nach Flensburg verzogenen Pastorenfamilie, Mann und Frau, damals gemiethet hatte, und schrieb an ihre Schwester Toni. Aber in diesen zwei Wochen war abermals so viel geschehen, daß ihr gequältes Inneres es schon kaum mehr fassen konnte.

Zunächst war dem Verlassen der Wohnung die Auctiou des Eigeuthums gefolgt. Vorher hatte Dorita die wenigen Gegenstände, die sie behalten wollte, und die sie behalten konnte, in eine Kammer gebracht, welche ihr der Hauswirth einstweilen überlassen.

Mitten in der Beschäftigung mit den Tagesdingen war ihr dann plötzlich auf die Seele gefallen, daß sie ja Dur das Geld zurückzugeben habe. Sie war in Folge dessen zu Harms gegangen, der ihr eine Snmme vorgeschossen, aber sie auch zugleich wieder dnrch die Mittheilung, daß neue Nachrichten von Aussicht eingetroffen seien, geängstigt hatte.

Sie wolle, hatte sie erklärt, ihn an» nächsten Tage aufsuchen, jetzt fehle ihr die Zeit und Ruhe. Der Gedanke, Dur könne abreisen, ohne die hundert Mark zurückempfangen zu haben, sie, Dorita, würde gar in die Lage gernthen, ihm, dem Hin« und Herreisenden, aus Unbekanntschaft mit seinen: Wohnungsaufenthalte die vorgeschossene Summe überhaupt nicht zustellen zu können, beunruhigte sie auf's Höchste.

Und in der That war ihre Befürchtung nicht ohne Grund. Der Bote, den sie sogleich nach ihrer Rückkehr von Harms in's Hotel sandte,

kehrte mit der Erklärung zurück, daß Freiherr von Dux am Mittag abgereist sei und seine Adresse nicht zurückgelassen habe.
Die Hände der jungen Frau preßten sich in der Enttäuschung unwillkürlich zusammen, und ihr Athem ging stockend. Nun stand sie also doch da als Eine, die ihn hatte benutzen wollen, die sich eine Theestunde mit einem Geldschein bezahlen ließ! —
Der Gedanke, Edelmuth, Mitleid mit ihrer Lage, der Wunsch, wenigstens mit einer kleinen Summe ihr beizustehen, habe ihn den Verlust dieser Bagatelle leicht verschmerzen lassen, kam garnicht in ihr auf.
Von Hanns erfuhr die junge Frau am folgenden Tage, daß Leo ihn aufgesucht und noch in Flensburg anwesend sei. Und kaum, nachdem sie sich gesetzt, begann der Advocat auch schon mit seinem Vortrage.
„Sie erklärten neulich, gnädige Frau —" hob er in einem anschmiegenden Ton an — „daß Sie überhaupt fernere Conferenzen über die Aussichter Angelegenheit ablehnten. Ich begreife ja Ihre Verstimmung und solche Entschlüsse. Aber mir müssen doch schon wegen der pecuniären Schwierigkeiten die Dinge dort mit in Betracht ziehen. Gestatten Sie also, daß ich Ihnen vortrage, was Ihr Herr Schwager proponirt."
Dorita bewegte stumm das Haupt. Sie sagte nicht Ja und nicht Nein.
„Die Familie besteht darauf, daß die Trennung stattfindet. Wünschen Sie nicht auf den Ihnen bisher gemachten Vorschlag einzugehen, so würde der Antrag beim Gericht auf Grund gegenseitiger Abneigung erhoben werden."
Die junge Frau, die bisher ausdruckslos dagesessen, warf nach diesen Worten das Haupt, wie vom Schlage getroffen, zurück.
„Weshalb ist man denn darauf nicht gleich gerathen?" stieß sie mit finster sich auflehnender Miene heraus. Und unbeirrt fortfahrend, da Jener ausweichen zu wollen schien: „Weshalb haben denn Sie, mein Rechtsbeistand, darauf nicht hingewiesen, Herr Harms?"
„Hören Sie gütigst erst, gnädige Frau, ich bitte. Aus dem Zusatz, der eine Forderung enthält, werden Ihnen die Gründe klar werden. Man verlangt die stricte Verpflichtung Ihrerseits, sich Ihrem Herrn Gemahl niemals wieder in irgend einer Weise zu nähern —"
„Ah —! Nun — verstehe ich" — ging's über die Lippen der Frau, und ihr Angesicht hellte sich verächtlich auf. — „Die Weiber in Ansucht standen unter der Furcht, daß ich mich dem schwachen Sohn wieder nähern könne, wenn die Noth, wenn der Hunger mich mürbe gemacht hätten! Und irgend eine Annäherung sollte unter allen Umständen vermieden werden. Wenn ich zugab, daß ich mit Monsieur Leo eiu verbotenes Verhältnis) hatte, dann waren sie sicher, daß mein Flehen bei dem Junker erfolglos sein werde, wenn ich aber die Lüge nicht von mir geben wollte, war's denkbar, daß er noch einmal schwachmüthig zu werden vermöge. Ah, diese — gemeine Gesellschaft! Doch genng! Ist noch Etwas?"

«Ja, gnädige Frau! Wenn Sie in solcher Weise die Trennung
bewirken, sich auch verpflichten, vor der formellen Scheidung nichts die
Familie Zarpen Compromittirendes zu unternehmen, — man hat, wer
weiß wie, nicht durch mich — Kunde erhalten, daß Sie ein Putzgeschäft in
Kiel beginnen wollen, — ferner jedenfalls sich niemals wieder Frau Zarpen
zu nennen — dann will man die Möbel gegen den Schmuck austauschen,
auch zuerst Absender sein und Ihnen für die Zeit von fünf Jahren monatlich
hundert Mark ausbezahlen."
„Wundervoll! Wundervoll!" sprühte es von den Lippen der Frau.
Diesmal brannten keine Feuer der Leidenschaft in ihren Augen. Sie
lachte hämisch.
Und sie fuhr fort:
„Sie haben noch Etwas vergessen, Herr Hanns. Sicher! —
Wenn ich mich dennoch Frau Zarpen nenne, so verwirke ich die
königliche Gabe von hundert Mark sofort!" Und abermals lachte sie, fast
wie eine Irrsinnige, also, daß dem Manne schier bange ward um ihren
Verstand und ihre Sinne.
Doch war's nur ein anderer Ausbruch der grenzenlosen Qual, die in
ihr saß. Dein Lachen folgte, obschon sie sich mit allen Kräften dagegen zu
wehren suchte, ein verzehrendes Weinen, das ihr reizendes Angesicht so
rührend gestaltete, daß der Anblick selbst dem nüchternen Juristen heiß
durch die Seele jagte. —
Aber da der Ekel doch zu stark nachwirkte, siegte wiederum bei ihr
Empörung über Weichheit.
„Sagen Sie," hob sie mit wegwerfendein Stolze an — „der Familie
Zarpen, daß ich für das Aufgeben aller Rechte und Namenswürden die
Summe von, sagen mir: zwanzigtausend Mark jährlich bis an mein
Lebensende verlange.
Wenn das als Basis der Verhandlungen dient, so bin ich bereit, solche
wieder aufzunehmen —"
„Aber, gnädige Frau — Nutzlose Dinge treiben — Sie kennen den
Geiz der Leute! — Ich bitte —"
„Nun gut, denn nicht! Zahlen, oder auf die Freuden verzichten,
mich von sich abzuthun!
Es ist in der That in dieser neuen Phase der Dinge ein vortrefflicher
Gedanke, nunmehr die Angelegenheit zu einer Geldsache zu machen.
Die Leute sind ja so reich, daß eine Summe von zwanzigtausend
Mark kaum ein Ausfall ist. Meine Schwiegermutter wird auf Millionen
geschätzt. Und vielleicht haben Sie Glück' Ich sterbe, weil der Ekel mich
erstickt. Dann können Sie wieder Hosiannah singen —"
Und nach einer Pause:
„Sehen Sie, Herr Harms. Das ist ja, was mir immer wieder das

Blut in die Schläfen treibt. Diese, jeder Vornehmheit bare Gesinnung, diese widerwärtige Knauserei!
Immer schimmern von Neuem die geizigen Knochen durch das annselige Gewand —"
„Würden Sie denn auf zweitausendvierhundert Mark eingehen, gnädige Frau?" siel Harms belebt ein. Es war ihm offenbar sehr darum zu thun, irgend etwas Greifbares zu erreichen, — überhaupt endlich zu einein Abschluß zu gelangen.
„Nein, Herr Harms. Ich thu's nicht anders. Will man zahlen, dann unterdrücke ich um meiner Geschwister willen Alles, wozu mich mein Selbst- und Vergeltungsgefühl treibt.
Will man es nicht bewilligen — ich habe doch überhaupt die ganze Angelegenheit bereits »cl »ota gelegt — gehe ich nach Kiel und eröffne das Geschäft unter meine:» jetzigen Namen!"
Harms schüttelte unzufrieden den Kopf.
„Ich wiederhole, daß an eine solche Zuwendung nicht zu denken ist, gnädige Frau. Ich bitte Sie dringend, überlegen Sie. Vielleicht läßt sich die Familie ans etwas mehr, im äußersten Fall auf dreitausend Mark ein. Aber zwanzig! Ich finde auch, ehrlich gesprochen, eine solche Forderung durch Nichts gerechtfertigt—"
„Durch Nichts gerechtfertigt?" fuhr's mit stolzer Erbitterung aus dem Munde der Frau.
„War es Nichts, mich zu einer Dirne herabzustempeln, und blos, wie es sich jetzt herausstellt, aus gemeinen Nebengründen? War es Nichts, mir die Ehe zu versprechen und mich wie eine Verworfene sitzen zu lassen? Ist der empörende Vrief Nichts, den mir meine Schwägerin Magdnlene geschrieben hat? Ist der widerwärtige Schacher mit den Möbeln und dem Diamant-schmuck, ist überhaupt das ganze Verfahren Nichts? Weshalb soll ich denn überhaupt der Amboß sein? Weil ich arm bin? Natürlich! Das ist der Standpunkt der sich vor dem Gelde bückenden elenden Menge. Aber ich will nicht! Ich bin stolzer als des Himmels Wolken! Ich bin kein Kind und kein Schwächling. Ich null ihnen beweisen, daß mein Geistes-Adel von eineni anderen Schnitt ist, als der ihrige.
Ich lasse mich nicht beschimpfen, und ich lasse mich nicht drücken.
Und weshalb läßt man mich nicht endlich in Nuhe? Ich habe ja erklärt, daß ich nichts, garnichts mehr hören will. Ueberhauvt habe ich bisher alle Zumuthungen abgelehnt.
Mich auf dieser neuen materiellen Basis in Unterhandlungen einzulassen, wäre, wie gesagt, die Rücksicht auf meine Geschwister. Und so will ich mein letztes Wort sagen:
Tausend Mark monatlich mährend meiner Lebenszeit! Also nicht zwanzig, sondern zwölftausend. Wollen Sie darauf noch einmal mit dem Herrn Leo Zarpen sprechen, so bin ich einverstanden!"

Als die junge Frau nach dieser Unterredung in ihre kleine Wohnung
zurückkehrte, fand sie daselbst den Juwelier Kroll.
Er erklärte sofort, daß er Nichts ausgerichtet habe. Es schwebten,
wie die Aussichter gesagt hatten, Verhandlungen wegen eines Austausches,
Zug um Zug, deshalb feie» vor der Hand Erörterungen über den Ankauf des
Geschmeides zwecklos.
„Haben Sie denn nicht erklärt, daß das Geschmeide Ihr Eigenthum
sei, Herr Kroll?"
Der Manu nickte.
„Man glaubte mir nicht. Das seien die Finten, die man bei Ihnen
gewohnt wäre, meinte die alte Dame."
„Die Finten, die man bei mir gew —" setzte Dorita mit vor Em-
pörung brechender Stimme an. Aber „Es ist gut!" entschied sie und
zwang sich zur Beherrschung vor dem Fremde».
Auch machte sie der Unterredung ein schnelles Ende.
Sie sprach ihm für seine Bemühungen ihren freundlichen Dank aus,
fragte, wie viel sie ihn: an Auslagen, Zinsen und Vergütigung schulde, und
erklärte, daß sie ihm das Geld innerhalb der nächsten acht Tage zurück-
zahlen werde.
Und Kroll nannte die Summe, und sie schieden.
Als er gegangen war, schritt Dorita lange sinnend auf und ab. Sie
marterte ihr Gehirn, auf welche Weise sie Kroll befriedigen könne. Er
hatte keine Anforderungen gestellt, aber sie wußte, daß er dringend wünschte,
mit der Angelegenheit abzuschließen. Es trieb sie, ihm dadurch ihre Dank-
barkeit an den Dag zu legen.
Vom Auktionator war Geld eingegangen, aber Harms hatte darüber
bereits für die Hauptgläubiger verfügt. Er würde auch an sich selbst denken
wollen, und sie wünschte, daß es geschah.
Also dort war Nichts zu erhalten und auf irgend Etwas von Aussicht
rechnete sie nicht mehr.
Es blieb also nur der Schmuck selbst, und er besaß keinen Werth, weil
die Steine falsch waren!
Und zu alledem hatte Toni gemeldet, daß sie es ans dem Gute in
Schmausen nicht auszuhalten vermöge, daß ihr nach einer maßlos heftigen
Scene erkärt sei, ihrem Fortgehen stehe nicht nur Nichts im Wege, es sei
vielmehr sofort erwünscht.
Und eben an diesen: Tage schrieb die junge Frau ihrer Schwester,
sie möge zurückkehren, sie erwarte sie am Abend des kommenden Tages.
Sie hoffe, daß der Wittwer auf der Nordsee-Insel Tonis Dienste statt ihrer
annehmen werde. Sie selbst, Dorita, habe andere Pläne und werde sich
schon einzurichten wissen. Vei dieser Erklärung wirkten verschiedene Umstände
zusammen.
Sie wollte, solange es in ihrer Macht stand, verbindern, daß ihre

Schwester von Aehnlichem betroffen werde, wie es ihr geworden feit der
Flucht aus Westerthal. Ihr selbstloses Herz stellte die eigenen Interessen
in den Hintergrund, auch wollte sie sich durch dieses Abkommen zwingen,
ihren Kieler Plänen treu zu bleiben.
Und wenn der Herr auf der Infel ihre Schwester durchaus nicht wollte,
so mußte anderweitig Nath geschafft werden. Andere fanden doch auch eine
neue Thätigleit, wenn sie eine alte aufgaben!
Man mußte den Göttern die Arme hinstrecken, man durfte sie nicht
in den Schooß sinken lassen!
Sehr störend war das Anerbieten von Kroll dazwischengetreten. Das
hatte ihrem Ansehen geschadet! Ja, sie fühlte, sie wußte es. Man würde
sagen: Sie spiele Komödie! Wenn die Roth sie ferner mürbe gemacht, würde
sie schon mit einem Bischen sich abfinden lassen!
Ja — und war Krolls Anerbieten nicht wirklich eine kleine Intrigue
gewesen?
Wie ein Regenschauer fiel's der Frau auf die Seele! — Ein heißes
Schamgefühl ergriff sie: auch nur einen Augenblick von dem geraden Weg
abgewichen zu sein, sich dein großen Haufen der Wtzlichkeitsjäger angeschlossen
zu haben.
Ihr fiel ein Wort ein, das sie einst gelesen: „In den Schwankungen
des Lebens hältst Dil Dich nur aufrecht, wenn Du in allen Lagen Deinen
Schwerpunkt in Wahrheit und Gerechtigkeit suchst."
Sie erkannte des Ausspruches Weisheit, sank zusammen und suchte,
stumm grübelnd, nach dem Rechten, nach dem Glück, das, sie wußte es,
nur ein wahres war, wenn es keine mahnenden Gewissensstimmen gab.
Eine Woche war wieder vergangen, und ein Lichtpunkt in der Oede
hatte sich wenigstens aufgethan! Der Wittwer hatte geschrieben, auch Toni
solle ihm willkommen sein, wenn Fran Zarpen durch Familienverhältnisse
an der Ausführung ihres Entschlusses behindert werde. Er sehe voraus,
daß sich auch Toni zwei Jahre binden werde, und sähe unter solcher An-
nahme deren Eintreffen sogleich entgegen.
Allerdings hatte es starker Zuredeu von Seiten der jungen Frau be-
durft, und hatten wiederholte Auseinandersetzungen stattgefunden, bevor Toni
sich gefügt.
Dein schönen, lebensfrohen, feurigen Mädchen graute vor der Einsam-
keit und dem einförmigen Einerlei. Die Schwierigkeit, anderer Leute
Diener zu sein, hatte sie bereits erprobt. Auch grollte sie mit ihrer
Schwester, als diese ihr von dem Fortgang der Verhandlungen mit Aus-
sicht erzählte.
„Sofern Du 300 Mark monatlich gefordert hättest, würdest Du wahr-

scheinlich und absolut sicher dann zun: Ziel gelangt sein, wenn Dn Dich mit einer Vitte um Förderung Deiner Wünsche an Leo gewandt hättest. Dann vermöchten wir Zwei äußerst behaglich zusammen zu leben, könnten noch verdienen, uns wahrhaft des Daseins freuen!

Ist Sinn und Verstand darin, um das nicht erforderliche Zuviel Alles aufzugeben? Wer schenkt Dir Etwas für Deine Noblesse, und wer würdigt Deinen Stolz, solches Uebermnß zu verlangen?

Das Richtige liegt in der Mitte.

Als Du Herman Zarpen heirathetest, wolltest Du unter Dach und Fach kommen, die Ungewißheit der Zukunft abstreifen, nns erleichtern, gar später nns unter die Arme greifen. Was ist das Resultat?

Wir gehen bettelarm einher und klopfen wie Bettler an Fremder Thüren!" '

Diese Worte hatten wie glühendes Eisen die Seele nnd das Gemüth der jungen Frau getroffen. Vom Standpunkt kluger Nüchternheit war Alles unanfechtbar richtig!

Es war aber nicht mit dem gerechnet, was Stolz und Selbstgefühl im Innern der Frau geboren hatten. Ein Mädchen wie Toni hatte den Lebensgenuß vor Augen. Was die Menschen von ihr sagten, sofern das Gewissen rein, sofern sie sich keine unsittlichen Handlungen vorzuwerfen hatte, galt ihr gleich. Sie faßte die Welt als einen Tanzsaal auf, der lediglich gebaut war, damit man sich auf ihm fröhlich und ausgelassen tummele.

Sie wußte auch nur halb, was geschehen war, und ihr fehlte bei ihrer Jugend und dein Mangel an Erfahrungen die Fähigkeit, sich in eine Gemüths- und Seelenstimmung hineinzuversetzen, in der sich Dorita befand. —

„Wenn Du eine kleine Summe nicht nehmen willst, so darfst Du Dich mit einer größeren doch noch weniger abfinden lassen!" hatte Toni gereizt, und ob ihrer Logik triumphirend, geschlossen.

„So scheint es, Toni, aber es ist eben doch nur Schein. Dann entbindet mich mein Gewissen. Dann bezwinge ich mein Ich, meinen Stolz, meine Verachtung und meinen Haß, um Euer willen, die Ihr ein Anrecht auf meine Liebe und Opferfähigkeit besitzt. Um den Preis, Euch unbedingt für die Zukunft sorgenfrei machen zu können, ginge ich wohl gär freudig in den Tod. Was Jene aber bieten und bieten werden, ist zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Es ist Nichts!"

Und Toni hatte die Achseln gezuckt und hatte von Sophismen reden wollen, aber aus Zartgefühl nicht nur geschwiegen, sondern sich gefügt. Zwingen konnte sie ihre Schwester nicht, und sie wollte es nnch nicht mit ihr verderben. Sie wnßte, daß Zureden zwecklos waren, sobald in deren Mienen ein gewisser Ausdruck zum Vorschein gelangte. Und dieser.

Wiederschein des unbeugsamen Willens ihres charaktervollen Ichs war eben in ihrem blassen Angesicht erschienen.

Im Uebrigen war es wieder wahrhaft rührend, mit welcher liebevollen Hingebung sich die ältere Schwester der jüngeren annahm. Vis in die späte Nacht hinein saß sie und arbeitete mit der Nadel, um die Schäden an deren Garderobe auszubessern, und mit dem letzten Geld, das sie in Händen hatte, vervollständigte sie am Tage durch Einkäufe, was Toni in der Zwischenzeit eingebüßt.

Auch unterließ sie Nichts, was zu ihrer inneren Aufrichtung beitragen konnte, indem sie ihr entweder mit dem Ton der Ueberzeugung versprach, ihre Zukunft werde sich sicher noch auf's Beste gestalten, wenn sie jetzt nur noch eine Zeit lang Lasten auf sich nähme, oder ihr vorhielt, daß sie ja im äußersten Falle nach Jahresfrist wieder vereinigt sein könnten. In einer solchen Zeitspanne vermöge zudem unendlich viel geschehen. Vielleicht komme gar ein Prinz und hole sie, Toni, das von Natur mit so vielen Reizen geschmückte Mädchen, ab, schwänge sie auf's Roß uud führe sie auf sein Schloß. Und wenn's kein Prinz wäre, so wenigstens ein Mann mit gutem Auskommen und einein braven Herzen. Uud dabei hätschelte und küßte und tröstete sie sie mit heiterer, liebevoller Miene, obschon sie selbst des Trostes bedurfte, obschou es iu ihrem eigenen Herzen zuckte, obschon sie selbst Nichts von dem glaubte, womit sie Jene zu ermuntern und zu ermuthigen bestrebt war.

Und zuletzt kam denn auch der Tag dieser neuen Trennung. Toni fuhr in das menschenleere Land der Einsamkeit, nnd Dorita trat zurück in den Wirrwarr und widmete sich nunmehr wieder ihren eigenen Angelegenheiten.

Sie wurden ihr unerwartet dadurch erleichtert, daß ihre liebenswürdigen und theilnehmenden Wirthe, der Pastor nnd die Pastorin, denen sie wiederholt von ihren Schicksalen erzählt hatte, in der Lage waren uud sich bereit erklärten, ihr die Summe vorzustrecken, deren sie benüthigte, nm den Schmuck von Kroll auszulösen und auch eine Reise nach Kiel zu unternehmen.

Mit dein ersteren dann in der Hand, schrieb sie Harms, er möge die Güte haben, den Tausch sofort iu Sceue zu setzen. Sie sei bereit, auf die Forderung der Zarpener einzugehen uud das Geschmeide gegen eine Sicherheitsgewähr auszuliefern.

Nachdem das geschehen, setzte sie sich ans die Eisenbahn, langte wie damals nm die Mittagzeit in Kiel an uud nahm sogleich den Weg in die Schloßstraße.

Das Wetter war an diesem Tage herrlich. In der Natur regte sich bereits der Frühling. Die Luft war milde; etwas Verheißendes lag über den jenseitigen Ufern des Kieler Hafens, über dem Wasser selbst und hinter dem in blauseidener Ferne verschwindenden Horizont.

In dem Putzgeschäft angekommen, war es Dorita schon sehr auffallend, daß das ihr gegenübertretende junge Mädchen keine bestimmte Erklärung darüber abgeben tonnte, ob das Fräuleiu sprechbar sei.
Sie trat zurück, ließ Dorita lange warten und berichtete bei endlicher Rückkehr, das Fräulein liege unpäßlich im Vett und bedauere außerordentlich, Frau Zarpen nicht sehen zu können. Im Uebrigen lasse sie sagen, daß, wenn die Dame etwa wegen der Verkaufsangelegenheit gekommen sei, diese leider nicht mehr erörtert werden könne. Sie habe, da sie Nichts ferner von Frau Zarpen gehört, und da auch die Erklärungsfrist lange abgelaufen, ein vor wenigen Tagen an sie herangetretenes, sehr günstiges Anerbieten acceptirt und das Geschäft definitiv verkauft. Es gehe fchon Ende der Woche Alles an den neuen Besitzer über, sie selbst aber ziehe nach Lübeck.
Dorita wollte schier erstarren bei dieser Mittheilung, bewahrte aber ihre Selbstbeherrschung, nickte nur kurz und verließ ohne Worte den Laden.
Draußeu angekommen aber, gab sie sich dem Ansturm ihrer Gedanken völlig hin und eilte zerstreut und verstört, nur mit diesen beschäftigt, die Straße entlang. Alles wirkte in ihr zusammen. Neben der grenzenlosen Enttäuschung machte sich die Neue über ihre Sorglosigkeit breit, wirkte der Ingrimm über ein so rücksichtsloses Verfahren. Vornehmlich aber blieb der Gedanke in ihr haften: was denn nun geschehen und wie sie jetzt die Zeit zubringen solle?
Da der Zug erst am Nachmittag abging, konnte sie Kiel nicht sogleich wieder verlassen. Und Jemanden aufzusuchen, dadurch die Zeit tödten, ihre Gedanken ablenken? Sie hatte Niemanden! Mr Therese Hacke und — jetzt fiel's ihr plötzlich ein — ihr Schwager Leo waren ihr hier bekannte Personen!
Und eben diesen Veiden durfte und wollte sie unter allen Umständen nicht begegnen, und um das am sichersten zu bewerkstelligen, gab's nur einen Weg, den, bis zum Abgänge des Zuges die innere Stadt zu meideu.
Infolge dessen beschritt Dorita den Düsterubrocker Weg, erkundigte sich, als sie das Kurhaus Nellevue erreicht hatte, auf welche Weise sie auf eiuem Umwege sich der Stadt wieder nähern könne, und wandte sich, nachdem sie Auskunft erhalten, zur Linken in die sogenannte Knooper Gegend.
Als sie aber dann nach längerem Fortschreiten Abspannung und gar Hunger fühlte, kehrte sie wieder um und betrat, von den reizenden Forstecker Anlagen angezogen, die fogencnmte Baumschule, fand eine Bank und nahm eine Weile zum Ausruhe» dort Platz. Aber gerade dieses Rasten sollte ihr Verderben werden.
Nachdem sie kaum eiue Minute hier ausgeruht hatte, hörte sie hinter sich in der Nähe sprechen. Zwei Herren, auf verschiedene Richtungen angewiesen, trennten sich, und gleich darauf schritt nicht nur der eine, offen-

bar von ihrer Erscheinung angezogen, dicht an ihr vorüber, sondern sie sah
aufblickend — in das forschende Antlitz von Leo Zarpen!
Einen Moment trafen sich Neider Augen mit dem Ausdruck jähen
Schreckens, nur der hatte Raum in ihnen. Dann aber gedieh in jedem
ein Entschluß:
Dorita hatte nur den einen Gedanken, so rasch wie nwglich zu ent-
fliehen, und Leo Zarpen war fest entschlossen, sie diesmal nicht entschlüpfen
zu lassen!
So schön wie heute war sie ihm noch nie erschienen! Das blasse,
feine Angesicht war umhüllt von einem schwarzen Spitzentuch; ein eng an-
schließender, mit Pelz besetzter Mantel nmschloß ihre vornehme Gestalt, und
Alles das zusammen, Schönheit und Reiz der Züge, Formen und Farben,
entflammten sein Inneres wie nie.
Und nun begann die Jagd.
Dorita floh den Waldpfad hinab und suchte und spähte nach einem
mit Häufern befetzten Weg. Aber wohin sie blickte, lag noch unbebautes
Feld, nur eine vereinzelt liegende Villa in rothem Backstein schimmerte in
der Ferne hinter den entlaubten Winterbäumen hervor. Und obschon sie
wie ein Wild dahinflog, hatte er sie doch bald erreicht, und endlich nach
einem letzten äußersten Anlauf war er an ihrer Seite, griff nach ihrer
Hand und zwang sie, innezuhalten.
„Ich bitte Dich inständig, Dorita, weiche nicht abermals aus —"
hob er flehend an, fchob sich dichter an sie heran, suchte ihr Auge und
fesselte ihr Handgelenk.
„Erlaube, daß ich Dir einen Vorschlag mache. Nicht weit, kaum
fünf Minuten von hier, ist meine Priuatwohnung. Wir können sie be-
treten, ohne daß es auffällt.
Gestatte mir dort eine Unterredung, damit endlich Alles, was noch
unaufgeklärt, besprochen und eine Verständigung erreicht wird. Du hast
Forderungen gestellt! Laß uns darüber sprechen.
Ich schwöre Dir, daß ich Nichts unterlassen werde. Deine Wünsche
nach Kräften zu fördern. Ist es gerecht, ich wiederhole auch dies: Jemanden
zu verurtheileu, ohne ihn zu hören? Wenigstens das gewähre. Du magst
Dich dann entscheiden!
Ich will Nichts beschönigen, ich werde mich genau an die Wahrheit
halten, ich will mich auch nicht besser machen, als ich bin. Aber trenne
die Familie — meine Mutter und Schwestern — von mir! —
Nun, theure Dorita —s
Hast Du denn gar, garnichts mehr für Deinen Freund übrig, für
ihn, der Dich noch immer leidenschaftlich liebt. O, süße Frau — sei
nicht so grausam. Ich flehe Dich an, antworte — gewähre —"
Und dem Weibe, die das borte, schauderte. Immer dieselben Worte

der Leidenschaft gingen über die Lippen der Männer. Einer sprach genau
wie der Andere.
Sie hörte Hermann, sie hörte Dur. Und dann sprach sie, tief auf-
stöhnend, sich von ihn: reißend und ihn anblickend mit den Mienen
grenzenloser Kälte:
„Ich befehle Ihnen, mich in Ruhe zu lassen, ich wünsche und will
meinen Weg allein gehen. Ich will weder in Ihre Wohnung treten, noch
Sie hören. Ich will — das ist mein letztes Wort — Nichts, Nichts
mehr mit Ihnen zu schaffen haben, und wenn Sie nicht so viel cavalier-
mäßiges Gefühl mehr besitzen, wenigstens diesen Forderungen einer Schutz'
losen nachzugeben, so schreie ich die Natur an, daß sie mir helfen möge!
Also gehen Sie! — Ich rufe um Hülfe, so lange ein Athem in mir ist —"
„Nein, nein, ich lasse Dich nicht. Du Herrliche, Unvergleichliche. Und
sollte ich im Bußhemde mit nackten Füßen vor Deines Hauses Schwelle
stehen tagelang! Ich werde nicht aufhören, dies Eine von Dir zu er-
bitten!" hauchte der Mann und fesselte sie von Neuem.
„Höre mich wenigstens!
Ich leiste einen Schwur, Dich zu lassen, mich Dir nie wieder zu
nahen, wenn Du nach meinen Erklärungen dennoch zu gehen wünschest —
Nun, Dorita? Du hast mich einst geliebt, so zeige, daß Deine Liebe
echt war, indem Du diese einzige Bitte mir erfüllst.
Und wäre es nur — sieh, schon sind wir angelangt, drüben, in dem
Hause mit den spitzen Giebeln und der Fahne, wohne ich — damit wir
uns über Deine Zukunft verständigen.
Du sollst doch leben! Ich will, daß Du reichlich leben sollst, daß Du
glücklich wirst!"
Während sich diese Worte von den Lippen des Mannes lösten, zog
er Dorita seitab auf einen einsamen Weg, von dein man von hinten in
die von ihm bewohnte Villa eintreten konnte, und verschloß, als sie schreien
wollte, der Wehrlosen den Mund.
Und als sie athemlos, schwankend vor Erregung, dennoch die Kraft
hatte, sich von ihm zu befreien, war er blitzschnell wieder neben ihr, bettelte
und flehte und umschlang ihre Gestalt.
„Bitte, habe Erbarmen mit einem kämpfenden. Dich beispiellos
liebenden Mann, süße Frau. Komm — komm — hier — hier — Ach
nein! Rufe nicht, um Gottes willen.
Ich muß, ich muß Dir Alles sagen! —
Und es ist auch nutzlos, daß Du Dich sträubst! Hier hört Dich
Niemand. Ich bin allein im Hause. Zufällig sind die Leute ringsum
auf Reisen. Ach! Sei doch nicht so unbarmherzig!"
Und nun hatte er sie auch schon, trotz ihres verzweiflungsuollen
Ringens, auf den Flur und in sein Arbeitsgemach gezerrt, siel vor der
fassungslos in einen Sessel Gleitenden nieder und hauchte, sie zudringlich

umfassend und küssend, werbende, beschwörende Worte. „Vernimm das Eine, Dorita: „Mit meinem Herzen blieb ich immer bei Dir, werde bei Dir sein bis an mein Lebensende. Aber die äußeren Verhältnisse — der grenzenlose Starrsinn meiner Mutter insbesondere, verbieten, daß ich Dich zu meiner Frau mache. In diesem furchtbaren Widerstreit liegt die Erklärung für mein Verhalten und mein Schweigen —"

Aber sie hörte nicht, was er sprach, sondern stieß ihn mit äußerster Gewalt zurück. Und als er sie dann ließ, jedoch nicht, um sich zu fügen, sondern emporsprang, um gar die Thüren abzudrehen, raffte sie die letzten ihr zu Gebote stehenden Kräfte zusammen, flog sturmschnell auf das Fenster zu, riß es auf, schwang sich zur Brüstung empor und wagte — der Himmel schützte sie — den Sprung in den Vorgarten. Und hier angekommen, raste sie mit der Schnelligkeit eines verfolgten Thieres die Straße hinab

Eines hatte Dorita wenigstens erreicht. Sie war unbehelligt nach Flensburg zurückgekehrt, saß wieder in ihren: gemüthlichen Zimmer, aus dem sich eben die Frau Pastorin Wenthin mit der Meldung entfernt hatte, daß das Abendbrot auf dein Tische stehe und daß heute ein Gast, ein Architekt und Verwandter aus Hamburg, der geschäftlich in Flensburg zu thun habe, daran theilnehmen werde:

Zuerst wollte Dorita ein bestimmtes Nein sagen. Ihr war nach dein Geschehenen zu Muthe, als ob sie Wochen brauche, um sich von den furchtbaren Eindrücken zu erholen. Aber da die Frau des Hauses wiederholt in sie drang, fügte sie sich aus dankbarer Rücksicht und nahm sich sogar vor, deren Wunsche durch äußerliche Unbefangenheit und Heiterkeit Rechnung zu tragen.

Als sie zufolge dessen eine Weile später das Wohngemach ihrer Wirthe betrat, war Frau Wenthin bereits beim Aufgießen des Thees beschäftigt, und die Herren, die nebenan bei dem Pastor im Cabinet plauderten, ver^ ließen beim Eintritt der Frau sogleich ihre behaglichen Eckeu und begrüßten sie auf das Zuvorkommendste.

Zuseiten des gutherzigen, dürren und bartlosen Pastors erschien der Gast als ein wahrer Hüne und fesselte das Interesse sogleich im höchsten Maße. Er belaß einen Körper von solcher machtvollen Grüße und Fülle, auch drückte sich in dem Gesicht des edelgeschnittenen Kopfes so viel Kraft und geistige Überlegenheit aus, daß Alles ringsum neben ihm sich verkleinerte, gleichsam nur als Staffage, und Dorita trotz ihres junonischen Wuchses im Vergleich zu dem Fremden wie ein weiblicher Page erschien.

„Sie würden eine herrliche Brunnenfigur abgeben, Herr van Holen," scherzte Dorita, als im weiteren Verlauf des Beisammenseins Speise nnd

Trank die Zungen freier gemacht und das Gespräch einen leichteren Charakter
angenommen hatte.
„Gerade eine solche? Weshalb, wenn ich bitten darf?" gab van
Holen ebenso aufgeräumt zurück, zeigte seine regelmäßig gewachseneu Zähne
und sah Dorita mit erhöhter Antheilnahme in die lächelnden Augen.
„Weshalb? Ich stellte mir eben vor, wie ich Sie künstlerisch ver-
wenden würde! Meine Phantasie malte sich aus, daß Sie in der Ge-
stalt eines kraftvollen Germanen der Vorzeit aufrecht dastünden, daß ihre
Rechte das wollige Genick eines sprungbereiten Löwen gepackt halte, und
daß aus dem Nachen der bezwungenen Creatur statt des heißen Athems
ein rauschender Quell hervorsprudele.
Wäre das nicht ein Motiv, Herr Pastor? Würde dafür nicht Ihr
Herr Neffe ein herrliches Modell abgeben, Frau Pastorin?"
Die beiden Alten nickten lebhaft. Van Holen aber schüttelte den
Kopf.
„Zunächst nieinen Dank für die liebenswürdige Verwendung meiner
Person, gnädige Frau," betonte er mit launiger Verbindlichkeit. „Sodann
aber mit Ihrer Erlaubniß einen Einwand gegen das Motiv:
Es ist eine Verkennung der Aufgaben der Kunst, wenn man meint,
daß es erlaubt ist. Heterogenes zusammenzuwerfen.
Im Leben ist's doch ein Unding, daß aus dem Nachen eines wilden
Thieres Wasser sprudelt. Aus dem Erdreich, aus dem Gestein springt's
hervor, aber nicht aus dem Munde lebendiger Geschöpfe.
Höchstens würde eine solche Darstellung bei Meer-Ungeheuern am
Platze sein.
Ich muß Sie also schon bitten, gnädige Frau, mich mit einem anderen
Ungethüm zu postiren!"
„Gut! So reißen Sie, wie Simson, dem Löwen den Nachen auf,
und das Wasser soll der dem Schlund enttriefende Geifer sein!"
„Auch das geht nicht, gnädigste Frau! Das würde nicht ästhetisch
wirken!"
„Das geöe ich zu. — Und um einen Cmnpromiß zu schließen:
Ich schlage vor, daß Sie als Moses dargestellt würden und mit
eisernem Stabe einen Felsen zerspalten, aus dem silbernes Wasser heraus-
stürzt —"
„Ich danke! Ja! das lasse ich nur gefallen, und nur an dem einen
Umstand würde die Ausführung scheitern, daß meine Bescheidenheit mir
verbietet, das Modell zu einem solchen geschichtlichen Heros abzugeben.
Denn Moses war entschieden einer der bedeutendsten Menschen aller Zeiten,
in ihm vereinigte sich der Heerführer, Gesetzgeber und National-Enthusiast!"
Dorita nickte still und sagte, des Gastes Einwand übergehend, sinnend:
„Es gehört ein starker Glaube an die Menschheit dazn, sich solchen
Aufgaben zu widmen!"

„Sie «reinen, gnädige Frau —"
„Nun ja! Man kann ein Volk nicht regieren und nach seinen
Wünschen leiten, ohne den Besitz einer großen Menschenkenntnis und aus
ihr muß nothwendigerweise Menschenverachtung hervorgehen. Von welchem
Idealismus muß also die Brust solcher Personen erfüllt sein! Oder sollte
die Selbstbefriedigung der Eitelkeit — die Triebfeder zu den größten
Handlungen — einen Mann wie Moses und einen Staatsmann wie
Bisnmrck geleitet haben, ihre gesummten Lebenskräfte der Masse zu widmen?"
„Ich denke, es wirkt Alles zusammen, gnädige Frau.
Was aber Ihren Pessimismus anbetrifft, so bin ich der Meinung,
daß die Einsicht in menschliche Nerirrungen nicht Verachtung, sondern
lediglich Mitgefühl erweckt.
Jeder Gerechte, aber auch jeder wahre Lebenskünstler, der also darauf
bedacht ist, in nwglichst harmonischer Weise sich mit dem Dasein abzufinden,
wird sein eigenes Ich prüfen, bevor er sich mit der Toga umhüllt und
den Nichterstuhl besteigt.
Thut er's, so wird er kaum einmal verdammen können!"
Aber Dorita schüttelte abwehrend den Kopf.
„Es giebt bewußt-überlegte, nicht durch Vererbung dem Individuum
anhaftende Schlechtigkeiten, für die als Strafe selbst der Strick nicht
genügt —"
„Zugegeben, gnädige Frau, daß es Ausnahmen giebt! Aber ist das
Gehirn solcher Personen wirklich normal? Ich glaube es nicht!
Und dann soll auch Jeder seine Fähigkeiten gebrauchen, damit er
nicht von seineil Nebenmenschen überwältigt wird. Er hat auch nach dieser
Richtung Aufgaben zu erfüllen. Unterläßt er es, sich deren zu entledigen,
so trägt er einen Theil der Schuld an seinem Schicksal.
Wenn zum Beispiel Jemand, der stets getäuscht ward, immer noch
hofft, ist er entweder ein Narr oder ein — Engel.
Beide aber müssen in dieser Welt der Unvollkommenheit den Kürzeren
ziehen!"
Der Inhalt dieser Antwort wirkte so eindrucksvoll auf die junge
Frau, daß sie keine Antwort gab.
Es zuckte nur in ihrem Angesicht. Sie überlegte: Hatte der Fremde
absichtlich so gesprochen? War's auf sie gemünzt, oder spielte der Zufall?
So viel war sicher: Jegliches, was der Gast geäußert hatte, enthielt Stoff
zum Nachdenken.
Mitgefühl müsse emporsteigen, nicht Haß und Verachtung!
Das sagte ein Mann!
Also auch er war Keiner!
„Ich liebe, die mich lieben, und hasse, die mich hassen. So Hab'
ich's stets gehalten und will davon nicht lassen!" drang's in Doritas Ohren.

Stetig redete sie sich auch mehr in eine solche Beurtheilung ihres Gegenüber hinein.
Ein Riese mit einer — Frauenseele! Sie aber war, sie wollte es fortan sein, ein Weib mit einein Männerwillen. Sie wollte nicht zu den sanftmüthigen Schwächlingen gehören.
Der leichte, neckische Ton, der bisher geherrscht und sie in kürzester Zeit einander näher gebracht, verschwand.
Anfänglich knüpfte noch van Holen wiederholt an. Er warb um Dorita durch kleine Aufmerksamkeiten, durch seine ganze Haltung. Aber ihre Zuvorkommenheit war dahin.
Sie antwortete höflich, sachlich, wich auch nicht aus, aber ihre Mienen besaßen einen unpersönlichen Ausdruck und blieben so ausdruckslos oder schwermüthig, daß der Fremde zuletzt von besonderen Rücksichten absah. Wohl aber entwickelte er eine Fülle von Kenntnissen, sprach über die Begegnung mit bedeutenden Leuten und seinen dabei gewonnenen Ein« drücken, äußerte sich klug, oft scharf in Einzelheiten, aber zeigte am Ende immer wieder sein gerechtes und warmfühlendes Herz, starte Liebe zur Menschheit und Natur und Lebens- und Genußfreudigkeit in einein von allen Pedanterien abgelösten Sinne.
Niemals sprach er in der Folge speciell mit Dorita, sondern redete allgemein. Er begegnete ihr genau so gemessen, wie sie ihm.
Nur, als sie wieder einmal sich fortreißen ließ und eine zum besseren Verständniß des Gesagten gehörende Frage an ihn richtete, ertheilte er, um den Cavalier nicht zu verleugnen, in artigster Weise Antwort.
„Sie reisen bereits morgen wieder?" stieß Dorita, endlich in stark vorgerückter Stnnde sich erhebend, hervor. Und da er, stumm sich ver- neigend, bejahte:
„Dann werden mir uns wohl schwerlich wiedersehen! Leben Sie wohl—"
Und er faßte ihre Rechte, die sie ihm bot, verbeugte sich förmlich, aber sichtlich mit äußerster Bezwingung seiner stark erregten Gefühle für sie, wünschte auch ihr alles Gute und trat zurück. —
Als die Pastorin, die Dorita in ihr Zimmer geleitete, in gewohnter Güte noch einige Fragen an sie richtete, endlich auch sagte:
„Was hatten Sie, liebe Freundin? Sie waren anfänglich so guter Dinge — ich freute mich so recht von Herzen — wurden aber später so ernst und verschlossen? Wurden Sie durch irgend Etwas gestört? Durch meinen Neffen etwa, durch uns? Es würde nur sehr leid thun!" fiel die junge Frau der alten Dame um den Hals und weinte verzehrend.
„Was ist? Was ist? Ich bitte! Sprechen Sie sich aus, theure Frau! Sie wissen, hier schlägt ein warnies, treues Herz für Sie. War Ihre Reise nicht nach Wunsch?"
Die Weinende blieb auch jetzt und unter verstärktem Schluchzen die Antwort schuldig.

„So — so — Und heut Abend übermannten Sie die Eindrücke der
Erinnerung daran?"
Dorita nickte stumm. Und dann weich:
„Ach, liebe Frau Pastorin, wenn Sie in mein zerrissenes Inneres
blicken könnten!
Und gleich lassen Sie mich es Ihnen sagen: Bitten Sie Ihren Ver-
wandten, er möge nicht zürnen, namentlich nicht glauben, daß ich den
Werth seiner Persönlichkeit und all dessen, was er gegeben, verkenne! Im
Gegentheil! — Er ist ein seltener, hervorragender Mann.
Ich bin krank — sehr krank — und es will mir scheinen, daß mit
dein heutigen Tage für lange Zeit meine Kräfte dahingegangen.
Aber nun, bitte, entziehen Sie sich nicht ferner den Ihrigen. Gehen
Sie hinüber.
Nein, nein! Ich danke Ihnen, ich brauche Nichts mehr! Ruhe.—
hoffentlich Schlaf — dadurch Erlösung von einer von Neuem mich durch-
dringenden Pein —
Ich habe so Schreckliches heute erlebt, daß ich staune, überhaupt noch
aufrecht gehen — noch reden — ohne fortwährende Ausbrüche des Ekels
und der Empörung athmen zu tonnen. "—
Nach diesen Worten entließ sie die alte Dame sanft, sie selbst aber
streifte die Kleider ab und warf sich — blaß wie der Tod — auf ihr
Lager. —
Die kommenden Tage mußte Dorita das Nett hüten. Die volle Nach-
wirkung der Aufregungen trat jetzt ein. Sie hatte immer nur den Wunsch,
zu schlafen. Eine völlige körperliche und geistige Abspannung machte es
ihr unmöglich, sich aufrecht zu erhalten, nnd namentlich dieser Nuhebedürftig-
keit trug die Frau Pastorin Rechnung, indem sie der Kranken jede Störung
und Aufregung fern hielt.
Endlich am Schluß der folgenden Woche vermochte sie sich wieder zu
erheben, genoß mit Appetit das von der unermüdlich liebenswürdigen
Pflegerin auf einem niedlich gedeckten, mit' duftenden Maiglöckchen und
Krokostöpfen besetzten Tisch hergerichtete Frühstück und nahm hinausschauend,
mit einer Art von stürmisch wiedererwachendem Wonnegefühl das Bild des
friedlich rnhenden Seehafens mit seiner seidenblauen Fläche und der in
smaragdnen Schleiern gehüllten Waldufer in sich auf.
Selbst Etwas von alter Lebenslust begann sich in ihr zu regen. Sie
überlegte, was ihr die nächste und spätere Zeit bieten könne, bis sie plötz-
lich die Erinnerung an die trostlose Wirklichkeit wieder erfaßte und alles
so herrlich Emporsteigende in dunkle Nacht versank.
Ihr graute davor, die Pastorin zu fragen, ob Briefe eingelaufen, ob
Jemand dagewesen sei.
V

Erster« konnten von den Geschwistern, von Harms eingetroffen sein,
und keiner, sie wußte es, enthielt etwas Erfreuliches. Vielleicht hatte auch
Leo Zarpen geschrieben.
Ein unbestimmtes Gefühl fagte ihr, daß er, nachdem er gesehen, daß
alle anderen Annäherungsversuche vergeblich verlaufen, noch auf diese Weise
eine Ansprache an sie richten werde.
Und dann wieder bei dem Andenken an diesen Menschen ein solches
heißes Kochen in ihrem Innern, daß es sie schier verzehren wollte, nicht
gleich ausführen zu können, was sich in ihr an Vergeltungsgedanken regte.
Zuletzt durchschritt sie den Corridor, der zu den Vordergemächern der Pastoren-
Wohnung gehörte, und trat unter gleichzeitigem Klopfen in's Wohngemach.
Doch weder hier noch in des alten Herrn Cabinet war Jemand zu
finden, auch nebenan rührte sich Nichts.
Während Dorita noch überlegte, fiel das die behagliche Einrichtung um-
fassendes Auge auf einen neben dem Secretär stehenden Tisch, und da sah
sie dort eine Anzahl noch ungeöffneter Briefe liegen und beim Nähertreten,
daß diese Schriftstücke sämmtlich an sie gerichtet waren.
Und rasch griff sie danach und trat wieder in ihr Zimmer.
Ein Schreiben mar von Harms, zwei andere trugen Handschriften, die
ihr unbekannt waren.
Und dann las sie zunächst jenes mit fieberhafter Spannung, aber
noch bevor sie an's Ende gelangt war, fiel sie, wie von einem Krampf be-
fallen, zurück.
Hanns theilte mit, daß die Aussichter ihm geschrieben hatten, es könne
von keinen Unterhandlungen wegen einer höheren Rente die Rede sein,
bevor einerseits Dorita eine schriftliche Vorerklärung abgegeben habe, in der,
unter Verzicht auf jedweden späteren Widerruf, ein durch Gründe belegter
formeller Antrag auf Scheidung ausgesprochen sei, und ferner, bevor von
ihr die Diamanten zurückgeliefert wären, die sie dem Geschmeide entnommen
habe. Im Begriff, die Möbel auszutauschen, habe man eine Prüfung vor-
nehmen lassen und gefunden, daß fast alle falsch seien. Man enthalte sich
jeder Bemerkung über diese Thatsache, man constatire nur und verlange die
Rückgabe —
„Ah, wo ist das Eisen —" schrie die Frau, nachdem sie sich empor-
gerafft, „um es diesen Weibern in die Vrust zu stoßen! Also darauf war
Alles berechnet!
Man wollte erst den Schmuck, damit man unter solcher Erklärung die
Möbel behalten und sonnt niir Alles entziehen konnte, was einen Werth
besaß, was in Geld umzusetzen war!
Ja, ja, Ihr frommen Frauen und ehrenwerthen Männer, Ihr bringt
es fertig, mich durch Eure Niederträchtigkeiten io mürbe zu machen, daß
ich, schon uni den Hunger zu stillen, zu Allem Ja sagen muß.
Mit diesem Schriftstück schlugt Ihr die erste größere Bresche, und die

zweite wird sein: Wir wollen auf Diamanten verzichten und aus dem Diebstahl, den Du begingst. Nichts machen, wenn Du nun blindlings unterschreibst.
Aber eben unterschreiben mußt Du, weil wir nur so Dir beikommen können, um auch noch das letzte Ziel unserer geheimen Pläne zu erreiche«! Denn wenn Du, also gebunden. Dich scheiden lassen mußt, dann wollen wir Dich wegen Deiner Ansprüche auf eine Iahresrente wie einen Schelm auslachen.
Das ist das Ei, über dem unsere Giftherzen brüten. Erst nachdem das gelungen, ist unser lechzender Durst, Dich ganz zu zerfetzen, erfüllt."
Und unter dieser Erregung flössen der jungen Frau auch noch andere Gedanken zu.
Da die Aussichter in solcher Weise sprachen, so empfanden sie also keine Furcht mehr vor dem Erwerb des Kieler Putzgeschäftes! Sie mußten demnach wissen, daß sich Doritas Erwartungen nicht erfüllt hatten! Sie steckten sicher selbst dahinter! Sie, sie hatten Jemanden gefunden, der ihr zuvorgekommen war, oder hatten die Besitzerin bestochen.
Dafür hatten sie Geld. Wenn es sich aber um die Existenzmittel der Frau des Sohnes handelte, dann wichen sie nicht nur aus, sondern be- dienten sich der gemeinsten Intriguen, um sie brodlos zu machen! —
Dorita warf das Schriftstück von sich und griff nach den anderen Briefen.
Auf einem halbzusammengefalteten Schreibpapierbogen in einer durch- aus leserlichen, aber alterthümlich verschnörkelten Handschrift, fanden sich die nachstehenden Worte:
„Die gnädigste Frau wollen es mir gütigst nachsehen, wenn ich diese Zeilen schreibe. Ich möchte gern der gnädigen Frau, die ich so hoch verehre und die wir kleinen Leute alle hier in dankbarster Erinnerung behalten haben, sagen, daß ich ganz zu der gnädigen Frau Diensten bin, wenn die gnädige Frau Etwas wissen wollen, was der gnädigen Frau nöthig sein könnte.
Ich weiß Alles, was meine Herrschaft gegen die gnädige Frau unternommen hat, und meine alten Augen stehen voll Thränen, daß Alles so ein Ende haben sollte.
Heute schreibe ich wegen des Schmuckes und der Steine. Ich weiß, daß der Herrschaft bekannt war, daß die Diamanten keine echten sind. Der gnädige verstorbene Herr hat ein Schriftstück vorgefunden von seinem Herrn Vater, Ercellenz, worin dieser bekennt, daß die Steine von ihm, bald nach seiner Heirath, wegen rückständiger Spiel- und anderer Schulden für 48000 Mark Hamburger Courant verkauft wurden, und daß die jetzigen von einem Dresdner Juwelier eingesetzt worden sind.
Wenn die gnädige Frau mir etwa schreiben, so bitte ich, daß Sie so gilt sein möchten, den Brief an Frau Trina Frehse in Westerthal zu

adressiren. Sie hat sich, wie die gnädige Frau wohl nicht wissen werden,
wieder gut uerheirathet, nachdem ihr Mann, bald nachdem die gnädige
Frau von Westerthal weggingen, in» Delirium gestorben ist. Von ihr
erhalte ich die Briefe sicher. Ich bin der gnädigen Frau ehrerbietigster
Diener
Christian Wehse."
Doritas Augen feuchteten sich! Doch noch ein treuer Mensch auf
dieser Welt! Freilich einen Nutzen hatte dieser Brief schwerlich. Denn
wenn sie den Inhalt verwerthete, stellte sie den Schreiber bloß, fügte ihm
gar unberechenbaren Schaden zu. — Sie konnte ihm ja Nichts bieten, wenn
er seine Stellung aufgeben mußte.
Endlich öffnete Dorita auch noch das letzte Schreiben.
Es kam von einer Hamburger Agentur und richtete an Dorita, die
sich an diese gewendet hatte, die Anfrage, ob sie die Stellung einer
Nepräsentationsdame bei dem Großkaufmann Ernesto Hanken in Lübeck an-
nehmen wolle.
Dessen Frau sei gestorben, er sei mit einem Sohne allein und wünsche
eine Dame, die ihm das Hauswesen besorge.
Im Fall möge sie sogleich antworten. Man habe bereits alles Not-
wendige dem Herrn Hanken mitgetheilt, und nur ihre Photographie zu er-
halten, sei dein iReflectanten noch erwünscht. Man biete ihr bei freier
Wohnung und Station monatlich 125 Mark, und auch andere Vortheile
würden sich noch erreichen lassen, wenn erst eine principielle Einigung er-
folgt sei.
Auch diese Zeilen wirkten auf das Gemüth Doritas besänftigend.
Es gab doch eine Möglichkeit, sich des Lebensdranges, der Noth, zu er-
wehren. Für Leistungen boten sich Gegenleistungen. Sie athmete auf, und
nach kurzer kräftiger Ueberlegung steckte sie das Schreiben zu sich und begab
sich zu ihrer Freundin, der Pastorin, um mit dieser zu berathen. —
Und nochmals stand sie dann am Nachmittag Hanns in seinem hohen
Arbeitszimmer gegenüber und erörterte ihren Standpunkt.
Sie sagte ihm all dasselbe, was sich ihr nicht nur als Verdacht, sondern
als halbe Gewißheit schon am Morgen aufgedrängt hatte, und forderte ihn
auf, die Klage wegen Herausgabe der Möbel anzustrengen.
Da er selbst auf Uebersendung des Schmuckes vor Auslieferung des
Heirathsgutes gedrungen habe, so werde er wohl die Pflicht in sich fühlen
und den Wunsch haben, Dorita vor unliebsamen Coniequenzen zu schützen.
Harms hatte darauf nicht viel zu erwidern, aber eine starke Sprödig-
keit machte sich an ihm bemerkbar. Zuletzt stieß er heraus:
„Und was soll denn nun sonst 'werden? Wollen Sie also die ge-
wünschte'schriftliche Erklärung nicht geben?"

Dorita erhob den Kopf und sah Hanns mit einein Ausdruck an, als
ob er irre gesprochen habe.
„Ob ich sie geben will? Sie fragen, nachdem ich Ihnen gesagt, was
die nichtswürdige Gesellschaft drüben damit bezweckt?"
„Sie können sich ja einen Gegenrevers ausbedingen?"
„Und der wäre?"
„Man zahlt Ihnen und Ihrem Leibeserben monatlich 290 Mark bis
an Ihr Lebensende, respective bis zu Ihrer Wiederverheirathung — und —"
„Leibeserben? Was soll denn das nun wieder? Und eine Rente
von 2400 Mark, statt 12000, die ich Ihnen doch als Minimum be-
zeichnete —"
Und nach kurzem Besinnen, verächtlich:
„Ah — Ich verstehe! Immer bin ich noch so naiv, zu glauben,
nun sei das Ende all der Niederträchtigkeiten gekommen. Und weil ich
verstehe, will ich auch jetzt nicht mehr lange sprechen und verhandeln. Der
Becher ist voll zum Ueberlaufen. Ich sage hier:
Erstens: Die Diamanten waren unecht! Die Aussichter wußten es.
Ich erhielt inzwischen schriftliche Beweise dafür, und warne die Weiber,
mich durch Veröffentlichung zum Äußersten zu treiben.
Zweitens: Ich will keine Scheine vorher ausstellen, sondern jetzt
einen solchen von jener Seite haben und dazu eine sichere Bürgschaft, daß
mir jährlich 12000 Mark bis an mein Lebensende bezahlt werden.
Erfüllt sich das, so bin ich bereit, mich auf Grund des neuen Vor-
schlages wegen unüberwindlicher Abneigung scheiden zu lassen, sonst nicht,
zum hundertsten Mal sei's wiederholt! —"
Harms hatte der jungen Frau auch jetzt mit einem sehr unangenehmen
Ausdrnck in den Mienen zugehört, und nachdem sie geendigt hatte, stieß er
scharf, verletzend betonend und die bisherige Rücksicht völlig außer Acht
lassend, heraus:
„Ich bedauere, gnädige Frau, daß ineine Zeit es mir nicht ferner
erlaubt, nutzlose Verhandlungen zu führen, Verhandlungen, bei denen es
auch immer fraglicher wird — Sie mögen meine Offenheit verzeihen —,
ob ich für meine Bemühungen eine pecuniäre Gegenleistung empfangen kann.
Wenn Sie unbefangen in Ueberlegung ziehen, welche endlosen Con-
ferenzen seit dein Tage, an den: Sie mich mit der Führung Ihrer An-
gelegenheiten betrauten, stattgefunden, und sich dazu vergegenwärtigen, was
bis jetzt erreicht ist, so werden Sie nur eine gewisse Langmuth nicht ab-
sprechen.
Sie fordern abermal? Dinge, die absolut unerfüllbar sind, und wenn
Sie darauf beharren, so darf ich Sie bitten, jemanden Anderes mit Ihren
Geschäften zu betrauen.
Sie verbinden mich sogar dadurch. Ich sehe kein Ende — Meine Zeit
ist kostbar —"

„Bevor ich Ihnen antworte, bitte ich »leine drei Fragen zu beant-
worten, Herr Harms!" fiel die junge Frau mit zitternd erregter
Stimme ein.
„Stellten Sie, als Sie meinen Angelegenheiten sich zu widmen ver-
sprachen, Bedingungen über die Zeit, in der sie abgewickelt werden muhten?
Erklärte ich Ihnen nicht, daß ich weder Etwas materiell besitze, noch über
menschliche Hilfe gebiete? Ich brauche nicht für Sie zu antworten, denn
bei solcher Sachlage lag es auf der Hand, daß Sie kein amüfantes Com-
missorium übernahmen, viel weniger eines, das mit bloßen: Augenzwinkern
zu erledigen war —
Und ferner: War ich es, welche die Schwierigkeiten erhob, oder wurde
von jener Seite eine Schüssel von Niederträchtigkeiten aufgetischt, wie sie
selbst wohl die Tafel eines Rechtsanwalts selten getragen hat.
Und endlich:
Hatten Sie nicht von mir den positiven Auftrag, nur auf Grund
vou 12000 Mark zu verhandeln, und haben Sie nun nicht fchlankweg
davon abstrahirt?"
„Sie haben doch wohl selbst nicht geglaubt, verehrte Frau, daß ich fo
vorgehen werde —"
„Ich habe das nicht geglaubt? Wie meinen Sie das? Bin ich ein
Kind?"
„Nein, aber von einer unpraktischen Heißblütigkeit. Dergleichen
Frauenerregungen kennen wir Rechtsanwälte. Man läßt in's eine Ohr
hineingehen, und aus dein anderen entweichen.
Würde man den fortdauernden Inconsequenzen der verehrten Damen
immer nachgeben, könnte man wahrlich —"
„Ich bedaure Ihre schlechten Erfahrungen! Ich muß aber jedenfalls
bitten, daß Sie mich nicht als eine Puppe ansehen. Mir will sogar scheinen,
Herr Hanns, daß mein Scharfblick in dieser Angelegenheit viel weiter
reichte, als der Ihrige. Was haben Sie bisher speciell in der Aussichter
Angelegenheit gefördert?
Zu meinem Vortheil Nichts! Jetzt soll ich fognr offenen Auges in eine
Falle gehen. Wahrlich, wenn Sie nicht den Ruf eines unbestechlichen
Mannes hätten, möchte ich glauben, Sie interessirten sich weit mehr für das
Gelingen der Plane Jener, als für die einer hilflosen, getretenen, unglück-
lichen, durch Gemeinheiten fast zur Verzweiflung getriebenen Frau!
Wissen Sie, was jüngst der Schurke, der Herr Leo, in Kiel that?
Er verstopfte mir, als er mir auf einsamem Wege begegnete, den Mund,
riß mich in seine Wohnung, schloß ab und raubte nur durch seine Zudring-
lichkeiten Athem und Besinnung.
Aber nun zum Schluß!
Ich nehme Nichts zurück!
Müssen Sie die Geschäfte für mich niederlegen, so kann ich es nicht

hindern. Ihre Rechnung, die ich erbitte neben der Abrechnung, soll möglichst rasch erledigt werden. Für das, was Sie zur Ehrenrettung meiner Mutter thaten, für die Besänftigung der Gläubiger und alles Uebrige bleibt Ihnen mein unvergänglicher Dank. Aber da Sie selbst betont haben, daß wir uns nur als Auftraggeber und dafür Zahlung erhaltende Auftragnehmer gegenüberstehen, so werden Sie sich mit dem Empfange der Summe, die Ihre Liquidation aufweist, zufrieden geben müssen.

Leben Sie wohl! Ich wollte, Sie hätten nicht gesprochen. Ich habe schon eine solche reiche Sammlung von Enttäuschungen, daß in den kleinen Räumen meines Innern kann: mehr Platz ist. Noch einige dazu und Erstickung oder Zerreißung der Seele muß die Folge sein!

Adieu! Mögen Sie qlücklich sein. Ich wünsche es Ihnen trotz alledem!"

Und er hielt sie nicht, weil er erkannt hatte, daß dieses Weib — ein Mann unter den Frauen — einen unbeugsamen Willen besaß, einen Willen und die Kraft, für das einzutreten, was sie als gerecht, vernünftig und ihrer Ehre schuldig erkannt hatte.

Während Dorito. nach dieser Sceue mit Harms ihrer Wohnung zuschritt, ward sie von einem solchen Gefühl der Verlassenheit und des Alleinseins ergriffen, daß sich ihr Mund unwillkürlich öffnete, und eine flehentliche Bitte zum Himmel emporstieg, sie endlich von der fortgesetzten Qual der Prüfungen zu befreien.

Selbst die Pastorenfamilie flößte ihr in dieser grenzenlosen Gemüthsverödung eine unruhige Furcht ein, weil die Vorstellung, dieser das Geschehene mittheilen zu sollen, zehrende Scham, aber auch heiße Neue in ihr weckten.

Sie sagte sich, daß man ihr Leichtfertigkeit vorwerfen könne, und daß dieser Vorwurf berechtigt sein werde. Sie zitterte bei dein Gedanken, daß am Ende wirklich die braven Leute durch sie ihre Ersparnisse würden verlieren können.

Um dieser Geldverpflichtung willen Hütte sie ihr tobendes Herz bemeistern, hätte sie Alles aufbieten müssen, sich Harms geneigt zu machen, statt ihm in solcher schroffen Weise den Abschied zu ertheilen. Und wen sollte sie nun mit der Weiterführung der Angelegenheiten betrauen? Die Umständlichkeiten, eine andere Person einzuweihen, beschäftigten sie, es widerstand ihr, von Neuem über all das Ekle zu reden, und auch der Gedanke, wie sie, um ihrem Stolz Genüge zu thun, Harms bezahlen könne, folterte ihr Gehirn.

Erst nach einer Wanderung vor die Stadt und einem Besuch auf dem Kirchhof, wo sie, wie jüngst, neben dem Grabe ihrer Mntter nieder-

gehockt, gelangte sie wieder zu einer Befestigung ihres Innern und zu dein
Entschluß, jetzt gleich einen ihr dem 'Namen nach bekannten alten Herrn,
den Iustizrath Beck, aufzusuchen und ihn sowohl zu bitten, ihre Sache zu
führen, als auch vorläufig Harms zu befriedigen.
Sie besaß doch ein unzweifelhaftes Recht auf ihre Aussteuer! Be-
dingungslos hatten die Zarpens erklärt, sie würden sie zurückgeben, sobald
der Schmuck in ihren Händen sein werde.
Ein geschickter Rechtsanwalt konnte also den Proceß nicht verlieren.
In solcher Stimmung trat Dorita in das Haus des Iustizraths, der
mitten im Centrum in einein zurückliegenden, von einen» Vorgarten um-
gebenen alten Gebäude wohnte.
Sie fand den kleinen Herrn, als sie, nach vorhergegangener Meldung
durch den Bureauchef, die Thür seines Arbeitszimmers öffnete, auf einer
Leiter stehen und in einem, die Wand bedeckenden Regal nach einein mit
bunten Zetteln versehenen Actenstück suchen.
„Ich bitte, ich bitte, meine Dame, nehmen Sie Platz. Ich bin gleich
zu Ihrer Verfügung. Verzeihen Sie einen Augenblick," rief er ihr gut-
gelaunt entgegen, fand denn auch bald, was er suchte, stieg behende wieder
herab und reichte ihr die an einem großen Sacktuch vorher vom Staub
befreite Hand.
Und dann nahmen sie einander gegenüber Platz, und der alte Herr
hörte sehr aufmerksam zu, nahm indessen, wie es schien, die Sache, die
Dorita ihm vortrug, durchaus nicht leicht. Fortwährend schob er die
Unterlippe über die Oberlippe, und verlieh den Zügen seines breiten,
runzeligen, von einem schmalen Seitenbart umrahmten und mit einer
goldenen Brille versehenen Angesichts einen Ausdruck von mißtrauischer Be-
denklichkeit, der äußerst devrimirend wirkte.
Vielleicht war's Absicht. Er wollte den Clienten gleich an den Tag
legen, wie schwierig der Fall sei und welcher Mühe er sich dabei zu unter-
ziehen haben würde. Möglicherweise aber war er auch ein umständlicher
Pedant, dein die Fähigkeit fehlte, rasch, klar und entschieden zu denken.
Jedenfalls hatte die jnnge Frau, als sie sich nach einem fast einstündigen
Vortrag erhob, von ihm Nichts weiter erreicht als die Zusage, sich mit
Hanns wegen Auslieferung der nothwendigen Unterlagen in Verbindung setzen
und sie, Dorita, nach Prüfung der Dinge wieder zu sich bescheiden zu
wollen.
Ueberdies war sie zu einem Antrage, Harms pecuniär zu befriedigen,
überhaupt gar nicht gelangt. Sie sah ohne besondere Prüfung ein, daß
ihre Bitte erfolglos sein werde, ja, es wollte ihr sogar scheinen, daß Neck
nur deshalb die Nothwendigkeit, erst sich mit Harms in Verbindung setzen
zu müssen, so sehr in den Vordergrund gestellt, weil er sich erkundigen
wollte, ob bei der ganzen Sache überhaupt für ihn Etwas zu lucriren sei!
Und tso geschah es denn, daß die junge Frau bereits beim Durch«

schreiten des Vorgartens zu dem Entschluß gelangte, ihm noch in derselben Stunde einen Brief mit der Erklärung zu schreiben, daß sie ihren Auftrag zurückziehe. Dieser alte Fuchs war kein Mann für sie! Ihr ahnte diui- natorisch, daß, sofern er überhaupt ihre Sache zu führen sich bereit erkläre. Alles in eine»! kostspielig schleppenden Gang sich vollziehen werde.

Und wiederum um eine Hoffnung ärmer und eine Enttäuschung reicher, betrat sie ihre Wohnung, und ein Zug gegen sich selbst gekehrter Bitterkeit umschattete ihren Mund, als sie nun wirklich gleich das Schreiben an den Iustizrath aufsetzte.

Immer noch handelte sie zu rasch. Das Bessere falle Einem — so hatte sie einst gelesen — immer erst ein, wenn man die Zeit als Mit- helferin in Anspruch nähme.

Würde sie dieser Wahrheit Inhalt befolgt haben, hätte sie sich jetzt Zeit, Umstände und Geld erspart. Die Conferenz kostete jedenfalls wieder Geld, und — Geld besaß sie weniger, als die Spatzen auf dem Dache.

Und so gab's denn auch nur eine Weisheit, nämlich das Mchstliegende in's Auge zu fassen, danach zu greifen nnd dementsprechend zu handeln.

Und das Mchstliegende und Natürliche war, offen Denen zu begegnen, die ihr bisher Vertrauen geschenkt hatten, und sie nicht nur zu bitten, Ge- duld zu üben, sondern ihr auch behilflich zu sein, nach Lübeck zu gehen, wenn von daher eine Zusage erfolgen werde.

Auch dort konnte sie ja ihre Sache weiter führen lassen. Es war- umsomehr gerathen, als der Lübecker Rechtsanwalt von Harms nicht un- günstig beeinflußt werden konnte. Sie hatte es in ihrer Hand, dessen Namen ihm überhaupt zu verschweigen.

So machte die Noth sie besonnen, klug nnd erfinderisch.

Es war geglückt. Dorita reiste nach Lübeck. Herr Ernesto Hanken hatte angenommen, durch schriftlichen directen Verkehr hatten sie sich Neide geeinigt.

Und der brave Pastor und seine gutherzige Frau waren Dorita zur Seite gewesen, als ob sie verwandtschaftlich zu ihnen gehöre. Sie erhoben nicht nur keine Forderungen, sondern unterstützten sie mit Mitteln, um die Reise zu unternehmen.

Wie Luft, Sonne und Naß vom Himmel der Blume und dein Strauch zum Gedeihen verhelfen, wie sich die Natur die Hand reicht zum Fortkommen, so bieten sich auch immer noch helfende Hände den be- dürftigen Mensche». Es wirken in ihnen, die sie auch nur ein Stück der Natur sind, dieselben, das Ganze fördernden Eigenschaften nach, mit denen jene von dem Schöpfer ausgerüstet wurden.

Seltsamer Weise hatte Harms Nichts wieder von sich hören lassen.

Entweder faßte er Doritas Absage nicht ernst auf, oder er hatte überlegt, daß er nur durch Herbeiführung eines Abschlusses in der Möbelangelegenheit sicherer zu seiner Forderung zu gelangen vermöge.
So urtheilte wenigstens Dorita und ergriff auch dieses Zipfelchen, das vorläufig zur Beruhigung ihres Gemüthes dienen konnte.
Es war an einem Sonnabend im Mni, als sie auf dem Bahnhof in Lübeck anlangte und sich nach der zu ihrem Empfange etwa anwesenden Person umschaute.
Es war brieflich abgemacht worden, daß der junge Hanken sie abholen und sie in das vor dem Thor belegene Wohnhaus des Herrn Ernesto Hanken geleiten sollte.
Erst nachdem sie an die Gepäckausgabe herangetreten war, schritt ein modern gekleideter, flotter, junger Mann auf sie zu, fragte, ob er Frau Zarpen vor sich habe, und stellte sich als der Sohn des Herrn Hanken vor.
Dorita erhielt freilich keinen sehr angenehmen Eindruck von ihm. Er schien recht übermüthig, sprach nach Art solcher selbstgefälligen jungen Leute mit wärmelos apodiktischer Sicherheit über Alles, was von Dorita während der Fahrt berührt oder von ihm selbst herangezogen ward, und stellte sich offenbar auf den Standpunkt, daß eine Person, die zwar gebildet und nicht ohne körperliche Neize war, dennoch in die Klasse der mit besonderer Auszeichnung zu Behandelnden nicht gehöre, weil sie doch eben Nichts — hatte und sogar in eine dienende Stellung sich begab.
Dorita waren derartige Bürschchen, die besonders in den Großstädten zahlreich zum Vorschein gelangen, schon früher bei ihren gelegentlichen Amüsements-Ausflügen begegnet, und sie hatte sie gerade so behandelt, wie sie es verdienten.
Diesmal leitete sie die Rücksicht, nicht gleich solcher Unbescheidenheit entgegenzutreten. Als aber der junge Herr sich immer mehr gehen ließ, beschloß sie, ihm doch lieber gleich zu zeigen, daß seine Art ihr weder gefalle, noch daß er damit bei ihr Glück habe.
Sie veränderte ihre Haltung und kehrte jene herablassende Frostigkeit hervor, durch die sie allezeit den Menschen Nespect einzuflößen wußte. Aber sie wußte ihn auch sonst in Verwirrung zu setzen.
„Ich bitte! Das Geräusch des Wagens stört das Aufmerken. Ich verstehe Sie schlecht, und es greift mich an!" erklärte sie in einein sehr wenig facilen Ton, lehnte sich mit künstlich nervösen« Ausdruck in der Miene zurück und überließ den: verdutzten Bürschchen, sich darüber Gedanken hinzugeben, welche er wollte.
Und: „Sie holen also noch die große Kiste? Es steht mein Name: Frau Zarpen-Westerthal deutlich darauf gedruckt," wandte sie sich bei ihrer Ankunft an den Kutscher.
Und einen gemessenen, des Befehlens gewohnten Ton nahm sie an, als die beiden Dienstmädchen, zwei jedenfalls des Arbeitens nicht allzu-

gewöhnte, zierliche Püppchen mit weißen Häubchen und in frischgewaschenen Kleidern, an den Wagen traten.
Kurz das Haupt neigend, warf sie nicht migütig, aber äußerst bestimmt hin:
„Nehmen Sie sich mit dem kleinen Koffer in Acht! Er enthält Zerbrechliches. Hören Sie!?"
Und dann betrat sie wie eine Gebieterin den Flur, ließ sich vou den eingeschüchterten Dienstboten beim Abstreifen des Mantels bedienen und trat, als sich die Thür öffnete und ihr ein hagerer, großer Mann mit glattrasirtem Zahlengesicht und kühler Höflichkeit entgegenschritt, diesem ebenfalls in sehr starker Haltung gegenüber:
Sie war die Dame, sie zwang ihn sogleich, sich ihr gegenüber als Cavalier zu benehmen.
Herr Eruesto Hanken war auch sichtlich betroffen. Als sie aber im Wohngemach einander gegenüberstanden, zunächst den Verlauf der Neise, dann die Verhältnisse in Flensburg und endlich die Frage, ob Dorita ein Imbiß genehm sei, erörtert ward, fand sie bereits in seinem Auge ein Aufmerken und ein Interesse und jene nicht selten durch Frauen auf die selbstgefälligsten Männer ausgeübte Befangenheit, die ihr bewies, daß sie durch ihre Herablassung völlig den beabsichtigten Zweck erreicht hatte. Nnd rasch zog sie nun alle Register ihrer bezwingenden Liebenswürdigkeit auf.
Nachdem er also biegsamer geworden, gab sie sich mit reizvoller Zuvorkommenheit, hörte aufmerksam auf die Wünsche, die er wegen ihres Zusammenseins entwickelte, und legte überhaupt an den Tag, daß sie es mit ihren Pflichten sehr genau zu nehmen gewohnt und entschlossen sei.
Gegen Ende des Frühstücks gab er sich sogar schon mit großer Offenheit, sprach von seiner verstorbenen Frau, seiner Verwandtschaft und seinen: Sohne und entwickelte dabei jenes stark ausgeprägte Gefühl für das nüchtern Vernünftige, das Verstandesmenschen eigen ist und sie befähigt, dem Dasein mit größerem Erfolg zu begegnen.
Und über seinen Sohn machte er zsich, 'wie es sich zeigte, durchaus keine Illusionen.
„Er muß noch gehörig durch den Vusch gezogen werden —" warf er hin. „Aber ich denke, überseeisch — er geht demnächst nach Brasilien — wird er sich die Hörner schon abstreifen. Unsere Söhne werden allzuleicht verwöhnt, da ist denn der Dienst in der Armee von unermeßlichem Werth. Aber ich habe mir's überlegt, er soll erst zwei Jahre hinüber, dann leinen Militärverpflichtungen genügen und! nachher sich entscheiden, ob er Zurückgeht oder hier bei mir wieder eintritt.",
Auch aus diesen Worten schöpfte Dorita die besten Hoffnungen.
Wenn der junge Uebermüthige das Haus verließ, würde sich Alles machen. Mit den, Alten, sie sah's, würde sie schon fertig werden.

Bevor sie sich erhoben, ergriff der Mann das Glas, stieß mit Dorita
an und sagte:
„Noch Eins, Frau Zarpen, — bezüglich meiner Schwiegermutter,
Frau Voßpot!
Ich halte es für gut, Ihnen gleich einen Wink zu geben!
Sie ist keine Natur, mit der leicht unizugehen ist. Sie ist etwas
herrschsüchtig und empfindlich und hat — hat — Sie verstehen — einen
starken Patricierstolz.
Ihr Vater war der frühere Senator Sauerbier, der eine große Rolle
in Lübeck spielte und sehr reich war.
Das kann sie nicht vergessen. Sonst ist sie ja keine üble Person!
Ich meine — ich meine — suchen Sie sich mit ihr gut zu stellen. Ich
thue es auch, aus Klugheit; sie ist nur sonst nicht gerade sympathisch —
gar nicht. Aber sie herrscht hier in der Familie, und man will seinen
Frieden haben —"
Und als Dorita zustimmend das Haupt bewegte:
„Und nun — ich muß gleich zur Börse — will ich Sie noch rasch
einmal durch das Haus führen und Ihnen auch Ihre Zimmer zeigen.
Sie wohnen nach den: Hintergarten! Es ist Ihnen doch recht —"
„Alles ist mir recht, gewiß, Herr Hanken. — Ich mache keine An-
sprüche. Ich wünsche Ruhe und eine befriedigende Thätigkeit. Das ist
mir die Hauptfache!"
„Na ja! Sonst können wir das auch noch andern, wenn Ernesto erst
weg ist — Ah, da ist er ja! Na, Junge?" schloß er und warf trotz der
vordem geübten Kritik einen stolz befriedigten Blick auf den selbstgefälligen
jungen Menschen.
„War etwas Neues? Ist Nachricht aus Christiania gekommen?
Hm — hm —" machte er sinnend mit dem Kopfe nickend, als Jener
berichtete, wies auf den Frühstücktisch und trat mit Dorita eilig auf deu
Flur und von dort in die übrige Wohnung.
Er wollte rasch fort! Ein Kaufmann hat zur Geschaftsstundenzeit
keine Ruhe. —
Noch vor.Tisch, als eben Dorita ihren Koffer entleert und sich M
ihren Räumen eingerichtet hatte, meldete das Dienstmädchen, daß Frau
Senator Boßpot vorn im Wohnzimmer warte. Sie sei eben angekommen
und wünsche, „Madame" zu sprechen.
„Gut! Ja! Ich komme! Bitten Sie die Dame einen Augenblick
zu verziehen. Ich muß erst Toilette machen —"
Als Dorita der von ihrer Neugierde getriebenen Frau Senator
gegenübertrat, begegnete sie schon einem Anflug von starker Auflehnung in
deren Angesicht.
Offenbar hatte sie es übel genommen, daß Dorita nicht sogleich herbei-
gestürzt war.

„Ich wollte, da ich gerade vorüberkam —" hob sie obenhin an, „meinen Schwiegersohn sprechen, da hörte ich von Elise, daß Sie schon eingetroffen seien. Ich glaubte erst morgen!" Und: „Freut mich —" schloß sie hochmüthig gnädig und sichtlich mit der Absicht, Dorita gleich möglichst dafür herabzudrücken, daß diese ihr gegenüber als Dame aufgetreten war.

Dorita hatte äußerst artig, aber ohne jede schmeichelnde Zuvorkommenheit den Kopf geneigt und überhaupt sich gegeben, als ob sie ein anderes, ihr einen Besuch abstattendes und gleichstehendes Mitglied der guten Gesellschaft empfange.

Als jedoch dieses herablassende „Freut mich" in Doritas Ohren klang, als dieses Gesammtbild aufgeblasener Ueberhebung ihr Auge, traf, warf sie vollends den Kopf zurück, nahm auch nicht das Wort, sondern sah die corpulente Frau Senator mit der übervollen Vüste und dem protzig prangenden Frühlingsmantel in schwarzer Seide mit einen: Blick und einer Miene an, durch die sie sehr deutlich verrieth, was in ihr vorging.

Und als Jene, gezwungen, zuerst wieder das Wort zu nehmen, in derselben unangenehm herablassenden Weise fragte, ob sie, Frau Zarpen, bereits einmal in Lübeck gewesen, entgegnete sie, ebenso herablassend: „Nein, die kleineren Orte habe ich nicht kennen gelernt. Wir richteten auf unseren Reisen vorzugsweise unsere Wege in die Weltstädte, Genf, Berlin, Dresden, Paris, London. Später als verheirathete Frau kam ich selten von unseren Gütern fort. Es war immer Etwas.

Wir hatten großen Verkehr, ausschließlich mit unseren Standesgenossen, so ausschließlich, daß wir mit rein bürgerlichen Elementen wenig in Berührung gelangten."

So! Das war recht unvermittelt und plump! Aber das saß gewiß! Und in der That, Frau Voßpot, geborene Sauerbier, rückte ingrimmig hin und her.

Sie warf auf Dorita einen feindseligen Blick, und nach einem kurzen geschickten Uebergang, in dein sie betonte, daß sie die Aufgabe des Lebens nicht in der Hingabe an Zerstreuungen betrachte, sondern in Pflicht, Häuslichkeit und besonders der Pflege geistiger, auch christlicher Dinge, erhob sie sich und rauschte, ohne Dorita die Hand zu reichen, und zu guterletzt noch etwas recht Verletzendes heruorsuchend, von dcmnen.

„Bestellen Sie gefälligst meinem Schwiegersohn —" warf sie in einem Ton hin, als ob sie zu einer Untergebenen rede, — „daß nur das Diner bei uns Sonntag auf 6 Uhr festgesetzt hätten. Wir erwarteten ihn bestimmt. Adieu, Frau Zarpen, Adieu!"

Indem sie Dorita bei dieser Einladung umging, wollte sie ihr zu Gemüthe führen, in welcher Stellung sie sich, sie mochte früher gewesen sein, was sie wollte, jetzt befand.

leiden einer Frau. 33?
Der Rest des Tages verlief Dorita ohne Störung, in angenehmer,
ruhiger Weise. Mittags und Abends erschienen die Herren und gaben sich,
wenn auch nicht niit besonderer Wärme, doch rücksichtsvoll und zuvor-
kommend, auch blieb Herr Ernesto Hanken noch ein halbes Stündchen
plaudernd sitzen, bevor er sich, nach seiner Gewohnheit, allein in sein
Zimmer zurückzog.
Der junge Mann schien niemals daheim zu bleiben, er wollte auch
heute noch das Theater besuchen.
Am kommenden Tage nahm Dorita eine Besichtigung der Räume vor,
besprach sich mit den Mädchen über Hausordnung, Wäsche, Lieferanten,
Ausgehtage und andere mit ihren Aufsichtspflichten zusammenhängende
Dinge und legte endlich auch noch die letzte Hand an die Einrichtung ihrer
Gemächer.
Und wiederum verlief der Mittag wie tags vorher, und nur insofern
trat Abends eine Abweichung ein, als Herr Ernesto Hanken allein zum
Thee kam.
Und dann geschah Etwas, das die junge Frau, die sich bereits einem
stillen Frohgefühl über die ihr gewordene Ruhe und Sorgenbefreiung hin-
gegeben, belehrte, daß sie allzufrüh gute Hoffnungen genährt Hube.
Schon als sie Herrn Hanken beim Thee bediente, zeigte er eine
wenig gute Laune, war auch während des Essens wortkarg und zerstreut,
und löste zuletzt, nachdem wieder abgedeckt worden war, auch Dorita selbst
noch dem Tisch ein behagliches Ansehen verliehen, die Lampe gerückt und
den Aschbecher herbeigeholt hatte, mit einer gewissen Gewaltsamkeit von den
Lippen, was sein Inneres so stark beschäftigte.
„Ich bat Sie gestern, Frau Zarpen," hob er an, „meiner Schwieger-
mutter möglichst artig zu begegnen. Es scheint aber, daß gerade das
Gegentheil der Fall gewesen ist! Als ich heute nach Tisch vorsprach, faud
ich sie in sehr gereizter Stimmung. Sie behauptet, Sie hätten sie geradezu
brüskirt." —
Der Mann hielt inne, weil er erwartete, daß Dorita gleich Etwas
antworten werde.
Da sie aber Nichts sagte, deshalb Nichts erwiderte, weil sie sich nach
diesen unerwarteten Worten nicht so rasch zu der geeigneten Entgegnung
sammeln konnte, fuhr er fort'
„Sie hob mit Recht hervor, daß ibrem Alter schon eine rücksichtsvolle
Begegnung gebühre. Sie aber wären ihr mit einer so ausgesprochenen Un-
ehrerbietung entgegengetreten, daß sie am liebsten gleich wieder das Haus
verlassen hätte. Nun, wie ist's, was haben Sie dagegen zu sagen, ver-
ehrte Frau? Ich muß gestehen, daß nur Unangenehmeres gar nicht ge-
schehen konnte, als solche Differenzen gleich in den ersten Tagen" —
„Sie hatten den Wunsch ansgesprochen," siel Dorita in einem von

jeder Erregung freien Ton ein, „daß ich die Frau Senator gewinnen solle.
Dabei charatterisirten Sie die Dame zu meiner Orientirung.
Da ich nun auch ein stark ausgeprägtes Naturell besitze, so überlegte
ich gleich, daß sich nur ein gutes Einvernehmen herausstellen könne, wenn
gleich von vornherein Klarheit zwischen uns eintrete, und ich somit Ihrer
Verwandten gegenüber an den Tag legte, daß ich durchaus die Rücksichten
verlangen müsse, welche unter Gebildeten üblich sind.
Sie trat mir nicht entgegen, als ob ich ihr an Stand und Bildung
gleichstehe, sondern als ob ich die Stellung einer bezahlten Dienst-Person
im Hause einnähme.
Ließ ich das beim ersten Mal gehen, war ich für die Folge verloren.
Ich mußte aus Klugheit so handeln, wenn ich Ihre Wünsche zur Erfüllung
bringen sollte.
Glauben Sie, daß es mir schwer wurde und sehr peinlich war, aber
es blieb nichts Anderes übrig. Ich bin übrigens überzeugt, daß ich den
richtigen Weg einschlug. Wenn auch zunächst sich die Verstimmung entwickelte,
so wird die Frau Senator doch bei ruhiger Ueberlegung mir gerecht werden,
und ich, geehrter Herr Hanken, werde in der Folge Nichts unterlassen, mir
ihr Wohlwollen zu erwerben —"
Nach diesen Worten hielt Dorita inne und sah den Herrn des Hauses
versöhnlich und mit der Erwartung seiner Bestimmung an.
Zu Ihrer Enttäuschung aber schüttelte Herr Hanken den Kopf.
„Nein, verehrte Frau Zarpen, da täuschen Sie sich durchaus. Meine
Schwiegermutter verzeiht nie. Mit der haben Sie es gründlich verdorben.
Das ist es ja eben! Wenn man sich fügt, ganz fügt, kann man viel von
ihr erreichen. Wer sie aber so nimnrt, wie sie selbst ist, der hat für immer
verspielt.
Sie wollte Sie mit zu Tisch einladen am Sonntag. Sie haben große
Mittaggesellschaft. Absichtlich hat sie Sie fortgelassen. Sie wird Sie über-
haupt nicht in ihrem Hause empfangen. —"
„Ich soll ja auch Ihnen zu Diensten sein, nicht Ihrer Verwandten,
Herr Hanken —" bemerkte Dorita sanft. Sie ließ nicht merken, wie sehr
sie seine Worte berührt hatten.
«Ja, ja, ganz schön! Aber man steht doch nicht allein in der Welt."
Und dann mit einem Ausdruck sehr starten Mißvergnügens:
„Es ist auch noch etwas, etwas — Anderes, das mir sehr unange-
nehm ist. Ich erhalte heut mit der Nachmittagspost ein anonymes Schreiben,
in dein ich vor Ihnen gewarnt werde.
Es wird da etwas von einer Unehrlichkeit gesprochen, deren Sie sich
schuldig gemacht haben. Ich gebrauche einen milderen Ausdruck! Ich gebe
ini Allgemeinen Nichts auf solche Briefe ohne Unterschrift. Aber ich muß
doch darüber sprechen! Wissen Sie Etwas von einem Umtausch von
Diamanten?

Man würde Sie, heißt es in den» Schreiben, noch zur Rechenschaft
ziehen, und es könne nicht ausbleiben, daß der Skandal öffentlich zur
Sprache gelange! —"
Dorita hörte, und es war ihr, als ob sie ein Schlag berühre. Der
Herzschlag stockte, jede Farbe wich aus ihrem Angesicht, ihre Glieder zitterten
in tobender Erregung.
Und das deutete der Mann mit der nüchternen Zahlenmiene bereits
als ein Eingeständniß der Schuld, und in nervöser Weise den Kopf hin
und herbewegend, um auszudrücken, wie wenig ihn, all diese Dinge be-
hagten, griff er in die Tasche und zog das Dorita belastende Schriftstück
hervor.
„Hier — hier!" stieß er sehr unangenehm im Ton heraus und reichte
es ihr hinüber. „Lesen Sie! Kennen Sie die Handschrift? Und ich
bitte, wie ist die Sache?"
Diesen auffordernden Worten entsprach Dorita mit einein ruhigen
Ton, hielt sich lediglich an die Sache und schloß mit den Worten:
„Sie werden als Mann von Welterfahrung begreifen, daß nicht eben
glatte Verhältnisse mich veranlaßt haben, freiwillig Rang, Reichthum und
Stellung zu lassen und in dienende Verhältnisse zu treten, Herr Hanken.
Es ist also auch wohl verständlich, daß ich nicht auf einmal mit der An-
nahme einer solchen Stellung vor fernerer Unbill geschützt bin.
Was ich zu erdulden hatte, welche Personen nur gegenüberstehen, er-
sehen Sie aus den Mitteln, deren man sich zu meiner Verdächtigung
bedient —"
„Gewiß, gewiß! Ich will Ihnen auch wohl glauben, oder vielmehr
ich bezweifle nicht, daß Alles sich so verhält. Aber ich wünsche Ruhe,
Friede, Annehmlichkeit. Nun sitze ich schon in den ersten Tagen zwischen
solchen Feuern. Wer weiß, was noch kommt!
Sie müssen sich auch in meine Lage hineinversetzen! Die Verstimmung
meiner Schwiegermutter ist fchon fehr, sehr fatal, und dabei sind wir fort-
dauernd auf einander angewiesen. Nun kommen noch solche Dinge, die
von sich fern zu halten, einfach nicht in Ihrer Macht liegen, die ich aber
als das betrachte, dem ich gerade durch Ihr Engagement aus dein Wege
gehen wollte. —"
„Mit anderen Worten: Sie wünschen, daß Alles wieder rückgängig
gemacht wird, Herr Hanken?! Ich soll mich wieder entfernen?! Sie
wollen nicht den Umständen und der Zeit vertrauen, die die Gelegenheit
bietet, Ihre Verwandte davon zu überzeugen, daß ich ihrer Achtung, viel-
leicht sogar ihrer Freundschaft werth bin. Sie wollen nicht für diejenige,
der Sie einen so wichtigen Vertrauensposten in Ihrem Hause anvertraut
haben, auch ein wenig — wenn auch nur aus Menschlichkeit — auf ihre
Schultern nehmen?"
„Werthe Frau!" siel der Mann schroff und durchaus nicht durch

Doritas Worte besänftigt, ein, „die Moralpredigten gehören auf die
Kanzel. Jedes an seinen Ort! Hier — ich wiederhole es — handelt es
sich nicht um Acte der Erziehung und Thaten der Duldsamkeit, sondern um
Austausch von Diensten! Ich setzte das und das eben bei Ihrem Engagement
voraus, und ich hatte dafür das und das zu leisten. Alles Uebrige gehört
nicht hierher."
Im ersten Augenblick antwortete Dorita nicht, weil sie keine Worte
fand. Dann stieß sie, während eine unheimliche Blässe ihre Wangen
färbte, in einem verächtlich resignirten Tone heraus:
„Sie haben Recht, Herr Hanken! Reden wir nicht mehr darüber,
sondern nur über den Zeitpunkt meines Abganges.
Wann wünschen Sie, daß ich wieder gehe?"
„Es steht bei Ihnen, Madame! Und auf ein Vierteljahr Gehalt haben
Sie Anspruch, und ich werde es Ihnen auszahlen."
„Also vielleicht schon morgen?"
„Ich habe Nichts dagegen, Frau Zarpen."
Bei den letzten Worten wagte der Mann die vor Empörung zitternde
Frau nicht anzublicken. So viel Schamgefühl saß doch in ihm. Und sie,
Dorita, stand auf, raffte ihre Sachen zusammen und begab sich nach einem
tonlos gesprochenen: „Gute Nacht, Herr Hanken —" auf ihr Zimmer.
Und während dieser Nacht warf der Mond wiederholt mit bleichem
Schimmer einen Blick in das Gemach der Ruhenden. Und jedesmal sah
er, daß die blasse Frau nicht schlief, daß aber jedesmal das Kopfkissen von
schluchzendem Weinen des armen geprüften Weibes stärker benetzt war.
Dorita saß wieder im Eisenbahncoupö. Der junge Herr Hanken hatte
es nicht einmal der Mühe werth gehalten, sich von ihr zu verabschieden,
die Dienstboten waren, als sich die Droschke, mit demselben Gepäck beladen,
das eben erst umständlich herabgehoben war, in Bewegung gesetzt, hämisch
kichernd in den Flur zurückgekehrt, und der Herr des Hauses hatte seiner
scheidenden Repräsentantin vom Bureau aus einen Brief gesandt, der ein
schriftliches Lebewohl, ein paar Redensarten des Bedauerns und die Summe
von dreihundert und fünfundsiebzig Mark enthielt.
Dadurch hatte er sich die Last abgekauft, die ihm ein unfreundliches
Schicksal aufgebürdet. —
Und Frau Senator Voßpot triumphirte, und die Kirchen der guten
Stadt Lübeck konnten ihre Thürme in die durch Anwesenheit einer solchen
bedenklichen Persönlichkeit entweihte und nunmehr wieder reine Luft empor-
strecken.
Dorita hatte ein Billet nach Hamburg genommen. Sie wußte nicht,
wohin sie sich sonst wenden sollte. Erst dort wollte sie weiter überlegen.

-was zu beginnen sei. Nach Flensburg zurückzukehren, hatte sie sich nicht über-
winden können. Ein heißes Gefühl der Bedrückung überlief sie schon bei
dem bloßen Gedanken, wieder vor der Familie Wenthin zu erscheinen und
zu erklären, es sei nun doch Nichts, man habe sie sogleich wieder ent-
lassen.
Eine Weile hat die Welt Geduld mit des Nebenmenschen Unglück.
Nimmt's aber immer kein Ende, dann stumpft sie ab und gelangt gar zu
dem Resultat, es müsse doch wohl Etwas nicht ganz richtig sein. —
Anders würden die Dinge liegen, wenn sie, Dorita, der Pastorin
schreiben könnte:
„Es wollte in Lübeck nicht gehen, aber ich habe bereits etwas Neues
gefunden."
Im endlosen Durcheinander waren wahrend der letzten schlaflosen
Nacht die Gedanken und Vorstellungen auf die geprüfte Frau eingestürmt.
Zuletzt riech das leidenschaftliche Herz, nach nichts Anderem mehr zu trachten,
als sich an den Aussichter Weibern zu rächen.
Wechselnd siegen ihr Mann, Leo, Therese Hacke vor ihr auf. Und
all' den mit diesen Erinnerungen verbundenen Erregungen folgte dann wieder
völlige Erschlaffung.
Eine grenzenlose Sehnsucht nach endlicher Ruhe kam über sie. Am
liebsten wäre sie auf die einsame Insel geflohen und hätte ihre Schwester
abgelöst. Ein andermal erwog sie, ob sie das Geld, das sie jetzt ihr Eigen-
tum nannte, benutzen sollte, um nach Lyon zu den Verwandten zu reisen.
Aber als sie sich dann des Inhaltes der Briefe ihrer Schwester Thora er- -
innerte, verwarf sie diesen Plan als einen völlig unausführbaren, ebenso
rasch, wie er entstanden war.
Und Harms und Alles, was mit den bisherigen Aussichter Verhand-
lungen in Verbindung stand, trat vor ihre Seele und beschäftigte sie so
lebhaft, daß sie am liebsten jetzt in der Nacht gleich aufgestanden wäre, um
einen Brief an ihn aufzusetzen, in dem sie ihn ersuchte, Abrechnung zu
liefern und die für seinen Nachfolger erforderlichen Papiere zu senden.
Und bei dieser inneren Rückkehr zu den vergangenen Dingen erhob sich
abermals ein Sturm wilder Leidenschaft.
Wie konnte ein Gott, wenn es einen barmherzigen Schöpfer gab,
dulden, daß so Niederträchtiges unter seinen Augen geschah, daß eine
Creatur, die er selbst aus Liebe geschassen, so schutzlos gemacht, so gemartert
wurde!?
Und Baron von Dur drängte sich in ihre Vorstellungen, und sie hörte
ihn sprechen:
„Wenn zwei Menschen sich streiten, ist immer etwas Schuld auf
beiden Seiten."
So hatte er sich geäußert.
Und nach diesem wohl sympathischen, aber unendlich schwachen Mann

mit den Weisheitsworten auf den Lippen sah sie den Architecten van
Holen vor sich, und auch, was er gesprochen, drang an ihr Ohr.
Und sein Bild, die Erinnerung an seine mächtige Gestalt, sein kluges
Auge und seine milde Sprache schufen ein Gefühl der Sehnsucht nach der
Stadt, in welcher er sich aufhielt. Ein geheimes Hoffen erfaßte das arme,
hin und hergezerrte Weib, ihm zu begegnen, von seiner Freundschaft berührt
zu werden.
Sie saß ja bis zum Ertrinken in der Fluth der Hilflosigkeit. — Der
Selbsterhaltungstrieb regte sich, nach Allem zu greifen, was sie aufzurichten
vermochte. —
Und vornehmlich unter den Gedanken an ihn flog sie dann jetzt in
dein Eilzuge dahin und stand doch so grausam freudelos und ernüchtert da,
als sie die Elbstadt erreicht, ein ihr bekanntes Hotsl ßarni am Iungfern-
stieg betreten und die Thür hinter dem nach ihren Wünschen fragenden
Kellner geschlossen hatte.
Zunächst begab sie sich wieder an das Oeffnen des vor einigen Stunden
geschlossenen Koffers, sie that's, obschon sie zunächst weder Zweck noch
Mtzen darin sah. Sie handelte mechanisch. Und nachdem das geschehen,
überkam sie ein solches Gefühl der Verödung, daß sie wie gelähmt in das
kleine,, die Mittelwand des Gemaches ausfüllende Sopha zurücksank und
hier eine lange Zeit regungslos im inneren Verstummen sitzen blieb.
Und als sie sich dann endlich aus dieser Lethargie löste, flüsterte ihr
Mund:
„Was nun? Was beginnst Du? Der Tag ist lang! Gehst Dn
hinaus? Bleibst Dil hier? Und wenn der Abend kommt, was dann?
Und die endlose, dunkle, einsame Nacht! Und wenn ne vergangen, wieder
ein Tag, der Nichts bringt, als grenzenlose Trostlosigkeit und die Unfähig-
keit, irgendwie noch hoffnungsvoll an etwas Bestehendem anzuknüpfen."
Nnn hatte die gequälte Fran wenigstens in Lübeck eine Thätigkeit ge-
habt, durch sie zugleich Ablenkung ihrer schwermüthigen Gedanken gefunden.
Ja, Arbeit! Das war ein Segen! — Was konnte sie beginnen, jetzt gleich
beginnen? —
Plötzlich schnellte sie empor, trat an's Fenster und schaute hinaus auf
den von eilenden Menschen bevölkerten Iungfernstieg und die durch die
rasch hin und herstrebenden Dampfböte belebte, reizvoll dein Auge sich dar'
bietende Alfter.
Und da ergriff sie im vollsten Gegensatz zu der grenzenlosen Freuden-
losigkeit ihres Inneren jählings ein heftiger Drang, Etwas zu erleben,
wieder wie einst mit Menschen in Berührung zu treten, sie zu gewinnen,
sich vom Lebensglück Etwas zu erobern, fröhlich zu sein, dem Gemüth, dem
Geist, der Phantasie Nahrung zu verschaffen, Liebe zu empfangen und
Liebe auszutheilen.
Liebe! Liebe und Geld! Zwei Worte mit einem unermeßlichen

Inhalt, Zwei Worte, die Alles enthielten, und die doch auch der Mensch nur schätzte, wenn er sie nicht sein Eigen nannte.
So philosophirte sie nun, während sie hinabblickte auf das eilende Hin und Her der Menge, während sie den Blick richtete auf das stille, blaue Wasser, auf die Ufer ringsum, auf den Alster-Pavillon zur Linken, vor dem die Müßiggänger saßen, sich das vorübereilende Publicum betrachteten uud sich betrachten ließen.
Und doch war's ein grundfalsches Wort, nur ein Wort für die Halben: daß nur das Werth hat, was man nicht sein Eigen nennt.
Wohl flieht der Reiz des Erreichbaren, aber der Besitz erfreut doch alle diejenigen, deren Seele Empfänglichkeit besitzt, — wenn sie etwas Anderes sind, als nur vegetirende Geschöpfe.
Und ferner meditirte sie:
Die Welt war das, was man aus ihr machte, und man selbst war das, was man aus sich zu formen verstand.
Unter der Erwägung dieser Worte Inhalt und Wahrheit trat Dorita zurück, streckte lang und sehnsuchtsvoll die Arme aus und flüsterte:
„Ah, wenn ich noch einmal glücklich werden, wieder frühlich lachen. Jemanden von ganzem Herzen lieb gewinnen könnte!"
Ein wahrer Hunger nach Zärtlichkeit, nach Verinnerlichung, nach Freundschaft, nach Geben und Nehmen, nach all dem Herrlichen, das eine,» gesunden Gemüth entspringt, erfaßte ihre Seele und verscheuchte die an Agonie streifende Krankheit ihres Innern.
Sie griff auch nach Mantel, Hut und Schirm und beschloß, sich draußen einen frischen Athen: zu holen, irgendwo Etwas zu genießen und — später vielleicht ein Theater zu besuchen, endlich einmal wieder eines geistigen Genusses theilhaftig zu werden.
Und sie empfand eine glückliche Nefriedignng, daß inan sich draußen nach ihr umschaute, daß sie also noch schön uud beachtenswerth war.
Als sie in ein größeres Geschäft trat, um eine Kleinigkeit einzuhandeln, begegnete man ihr sogar mit einer Auszeichnung, die sie verlegen machte.
Beim Wiederbetreten der Straße näherte sich ihr ein kleiner, sorgfältig gekleideter, alter Herr mit weißem Kopf und sprach sie lebhaft mit großer Ehrerbietung an.
„Ah, gnädigste Frau! Welche Ueberraschung! Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen?
Sie erinnern sich gütigst! Ich hatte im vorigen Jahr in Ratzeburg beim Landrath die Ehre, neben Ihnen bei Tisch zu sitzen. Mein Name ist Senator Holck!"
Und dann die Bitte, Dorita eine Weile begleiten zu dürfen, die Frage, wo sie abgestiegen sei, ob der Herr Gemahl auch zugegen wäre, und ob er die Freude haben könne, Dorita während ihres Aufenthaltes einmal bei sich zu sehen.

„Gerade morgen haben wir ein kleines Diner in unserm Hause auf
der Uhlenhorst. Meine Frau und ich würden uns sehr glücklich schätzen."
Und von dem Erinnerungsrausch an Wohlleben und Neachtung und
von der Sehnsucht nach einigen sorgenlosen Stunden fortgerissen, schlug
Dorita das sich ihr aufdrängende Ablehnungsmort nieder, nickte freundlich
und nahm die Einladung an.
Und von dieser angenehmen Aussicht zehrte sie während dieses und
des folgenden Tages. Sie begab sich des 'Nachdenkens über ihre Lage und
Zukunft. Sie wollte einmal auf kurze Zeit wieder sorglos sich des Daseins
freuen!
Nach einem einfachen Mittagessen, das sie sich in einen: Restaurant
serviren ließ, ruhte sie noch eine Weile in ihrem Zimmer aus und begab
sich sodann in's Stadttheater, wo man Fidelio gab.
Die Aufführung nahm sie so gefangen, daß sie zunächst zu einem
näherm Umblick gar nicht gelangte. Erst in der Pause zwischen den letzten
beiden Acten richtete sie ihren Blick auf die Zuschauer. Und da vermeinte
sie oben in der Loge die Gestalt van Hokens zu erblicken.
Eben beugte er sich zu einen: blendend schönen, jungen Mädchen herab
und sprach in lebhaftester Weise auf sie ein.
Ein unruhiges Gefühl zog durch Doritas Brust. Es war nicht Eifer-
sucht und nicht Mißbehagen, aber eine gewaltige Sehnsucht erfaßte sie, in
seine Nähe zu gelangen, mit ihm zu plaudern, von ihm beachtet zu werden.
Und ringsum all das funkelnde Licht, all die Menschen, die reizvollen
Farben, die seidenen Gewänder der Damen und die blitzenden Uniformen
der Offiziere.
Und hier unten die Verlassene, die kaum wußte, wohin sie ihr Haupt
legeu sollte, die man fortgejagt hatte, die nicht einmal das, was man ihr
in Lübeck als Neugeld hingeworfen, ihr eigen nannte. —
Nochmals und nochmals wandte sie den Blick hinauf, und nnn er-
kannte sie wirklich van Holen, und er bemerkte sie, und ein Ausdruck höchster
Ueberraschung flog über seine Züge.
Doch setzte nun eben die Musik wieder ein. Das Licht in: Hause
ward vermindert, die Helle wich, und der Vorhang ging »nieder in die Höhe.
Als die Vorstellung sich ihrem Ende näherte, beschäftigte Dorita aus-
schließlich der Gedanke, möglichst rasch in die Garderobe zu gelangen. Sie
wollte an diesem Abend wenigstens van Holen nicht begegnen. Und es
gelang ihr. jtach dem Fallen des Vorhanges erreichte sie als eine der
Ersten den Corridor, bald darauf die Straße und nach kaum fünf Minuten
ihre Wohnung.
Hier angelangt, bestellte sie sich Thee und legte sich nach Vollendung
eines Briefes gegen zwölf Uhr schlafen.
Und ohne besondere Zwischenfälle und ohne neue Gemüthsbeschwerung
verging dann auch der folgende Tag bis zur Mittagszeit.

leiden einer Frau. 3H5
Als diese gekommen war, trat Dorita in einem reizvollen dunklen
Costüm auf die Straße.
Sie wollte einen kleinen Spaziergang unternehmen, dann sich noch-
mals umkleide« und endlich den Pferdebahnwagen besteigen, um nach der
Uhlenhorst zu fahren.
Als sie in schon ziemlich vorgerückter Zeit in's Hätel zurückkehrte
und dem Portier den Zimmerschlüssel abforderte, wich er aus und er-
klärte, der Wirth bitte, die Frau Zarpen vorher noch fprechen zu dürfen.
Schon nichts Gutes ahnend, folgte Dorita der Aufforderung des
Mannes und trat zur Linken in dessen Zimmer.
Und hier fand sie nicht nur ihn, sondern noch einen Fremden, der
sich ihr als Gerichtsvollzieher vorstellte, und der erklärte, er habe im Auf-
trag der noch immer nicht voll befriedigten Flensburger Firma Hasler
und Fritze Beschlag auf ihr Eigenthum zu legeu. Auch das Geld, das sie
bei sich führe, sei auszuliefern.
Zunächst könne der Wirth befriedigt werden, das Uebrige aber müsse
er an sich nehmen.
Und trotz aller Erklärungen und Proteste, die aus dem Munde der
erschütterten Frau drangen, geschah's, wie er angekündigt hatte.
Er versiegelte Toritas sämmtliches Gepäck und ließ ihr von dem
Gelde, das ihr Portemonnaie barg, nur einen Rest von dreißig Mark.
Und als er dann gegangen, forderte der Wirth die Berichtignng seiner
Nota und erklärte mit höflichem Bedauern, daß er die gnädige Frau nicht
ferner beherbergen könne, da er das Zimmer, welches Dorita bewohnt,
schon wieder uermiethet habe nnd ein anderes nicht frei fei.
Und so verließ denn die junge Frau das Hutel und trat, entblößt
von Allem, auf die Straße zurück.
Etwas hatte sie gerettet.
Zweihundert Mark, die sie von dein Gelde abgesondert hatte und in
einer kleinen Ledertasche auf der Brust trug, waren ihr geblieben.
Wenigstens Hunger konnte sie vorläufig nicht leiden.
Und dieser halbe Raubanfall war sicher wiederum ein Streich, zu dem
die Aussichter ausgeholt hatten. Es war vielleicht auch die Antwort von
Hanns auf ihre trotzige Kündigung!
Die Frau stand da und biß die Zähne zusammen, wie Jemand, dem
vor Schmerz, Qnal und Empörung Leben und Athein vergeht.
Von Leidenschaft ergriffen zu werden und keine Möglichkeit zu be-
sitzen, sie zu befriedige», vermag einen krankhaften Zustand des Gehirns
herbeizuführen.
Fast in einem solchen befand sich Torita.
Erst allmählich kehrten ihre ruhigen Sinne zurück. Sie erinnerte sich,
daß sie doch habe Toilette machen und nach der Uhlenhorst fahren wollen!
In dem Anzug, den sie für die Promenade gewählt hatte, konnte sie

bei einem solchen Feste nicht wohl erscheinen. Sie mußte also im letzten Augenblicke absagen.
Es war zunächst und überhaupt erst einmal erforderlich, eine neue Wohnung zu suchen, obschon es mehr als peinlich war, im Hotel ohne Gepäck ein Zimmer zu fordern. Das erregte Aufsehen und Mißtrauen, das Beides sie vermeiden mußte.
Plötzlich ward die junge Frau von einer entsetzlichen Angst ergriffen. Ueberall sah sie Verfolger uud Widersacher. Sie hätte fliehen, sich irgendwo verbergen mögen! Ihre Phantasie schuf die schwärzesten Vorstellungen. Man würde noch einmal kommen uud uach Geld forschen, da sie doch, wenn sie wiederum in einem Hotel Wohnnng nahm, noch mehr davon haben mußte! Sie beschloß auch, der Einladung nach der Uhlenhorst keine Folge zu leisten. Sie besaß ja jetzt auch nicht einmal Toilette dafür. —
„O Herr über den Wolken! Was that ich Dir, daß Du mich so fürchterlich prüfst!" flüsterte das gehetzte Weib, während sie sich in völliger Erschöpfung auf einer der zu Seiten der unbelebteren Partien des Pavillons aufgestellten Bänke niederließ und mechanisch auf die am Steg angeketteten, sanft auf uud ab schaukelnden Fahrzeuge schaute.
Und dann schrak sie doch wieder empor, weil sie bemerkte, daß man bereits neugierig um sie herumging. Infolge dessen verließ sie, ohne emporzuschauen, den Platz, nahm den Weg an der Alfter entlang bis zur Esplanade und schritt von hier direct auf das Waterloo-Hötel zu.
Hier augekommen, forderte sie ein Zimmer, fügte kurz gelassen bei, daß ihr Gepäck nachkommen werde, und siel, nachdem man ihr gegeben, wonach sie verlangte, wie eine Halbtodte in dem öden, nach hinten belegenen Gemach in's Sopha nieder.
„Ach — wenn ich einen Dolch hätte, ich wüßte, wo ich ihn ansetzte," hauchte die Frau, und gleichzeitig fühlte sie einen Schmerz in ihrer Vrust, als habe sie selbst die Spitze des von eigener Hand geführten Eisens getroffen. —
Nachdem sich Dorita ziemlich spät nach einer schweren Nacht erhoben und gefrühstückt hatte, begab sie sich zunächst in's H«wl gnrni zurück, um nach eingegangenen Briefen zn fragen. In Lübeck hatte sie Herrn Hanken ihre Adresse zurückgelassen und ihn ersucht, ihr die Post nachzusenden. Es fand sich auch wirklich ein Schreiben von Harms. —
Und der Anblick dieses Briefes regte sie wieder heftig auf, und sie konnte es nicht erwarten, den Inhalt zu lesen.
Zu solchen, Zweck trat sie gegenüber in den Alsterpavillon, suchte eine stille Ecke, fertigte den Kellner durch eine Bestellung ab und begab sich sogleich an die Lectüre. Es lautete:

„Frau D. Zarpen, Lübeck.
Hierdurch theile ich Ihnen ergebenst mit, daß ich Ihren sämmtlichen,
noch vorhandenen Gläubigern und auch der Familie Zarpen in Aussicht
geschrieben habe, daß ich Ihre Geschäfte nicht mehr führe.
Ich habe alle Betreffenden ersucht, sich an Sie selbst zu wenden.
Die Informationspapiere für meinen Nachfolger stehen zur Ver-
fügung, sobald meine Nota eine Bestätigung gefunden hat. Ich füge die-
selbe bei. Sie werden daraus ersehen, daß mir nach Bezahlung der in
dein anliegenden Verzeichnis; aufgeführten Vorrechtsgläubiger und nach Be-
rechnung der Ihnen von mir ö Conto gezahlten Beträge ein Saldo von
433,85 Pfennig verbleibt, um den ich Sie recht bald ersuchen möchte.
Ergebenst
Eduard Hanns."
Dorita zuckte zusammen. Das, eben das hatte gerade noch gefehlt.
Und als sie in diesem Aligenblicke zufällig den Vorgängen im Restaurations-
zimmer das Ange zuwendete, ward die in's Freie führende Thür geöffnet,
und vor ihren Blicken erschien — das Herz wollte ihr stocken — Leo
Zarpen. — Und er sah und erkannte sie, stutzte heftig und verließ, nach-
dem er sich mit einem Ausdruck umgeblickt hatte, als ob er Jemand suchen
wolle, wieder übereilig den Pavillon.
Und das Zusammenwirken dieser beiden letzten Eindrücke, der Brief
und dieses Wiedersehen schufen plötzlich in dem Innern der verzweifelten
und empörten Frau einen unabänderlichen Entschluß.
Sie wollte vom Dasein Abschied nehmen, aber bevor es geschah, nach
Aussicht und dort zur Ausführung bringen, wozu ein beleidigtes, bis zum
Aeutzersten gemartertes Weib fähig ist.
Ein unheimlich entschlossener Ausdruck trat in ihre Züge. Ein Beob-
achter hätte vor dem in der Ecke hockenden jungen Weibe sich grauen
können.
Sie glich einer Irrsinnigen.
Und dann nahm Dorita ihre Sachen zusammen, bezahlte und verließ
den Pavillon.
Doritas Pläne empfingen zunächst eine Abänderung durch ein starkes
Uebelbefinden, das sie bereits auf dem Wege nach dein Hotel ergriff, und
das sich beini Betreten des Hauses in einem solchen Maße steigerte, daß
sie den Portier beauftragen mußte, nach dem Arzt zn schicken.
Aber während sie zu ihren, Zimmer emporstieg, verzog sich ihr Mund
zu einem bitteren Lächeln über den Widerspruch zwischen ihren Entschlüssen
und ihren Handlungen.
Sie wollte doch überhaupt Nichts mehr vom Dasein! Weshalb denn
noch einen Doctor um Nath fragen? —

Und doch belehrte sie sich selbst: Sie muhte wieder gesund werden,
um sich erst noch nach Aussicht begeben zu können!
Sie hatte noch Pflichten, bevor sie aus dein Leben schied. Sie mußte
ihre Schuld bei Wenthins und bei Harms lösen und mußte zu solchem
Zweck durch einen andern Aovocaten ihre Rechte gegen die Aussichter
geltend machen. Bevor sie Hamburg verließ, mußte sie einen solchen finden
und ihn instruiren.
Während sich noch Dorita solchen Gedanken hingab und auch eben
wieder durch zuuehmendes Uebelbesinden an ihren Zustand erinnert ward^
wurde die Thür geöffnet, und ein breitschultriger Mann mit starken
dunklen Bart trat in's Gemach und stellte sich als Doctor van Hoken vor.
Dorita fuhr zurück. Ter Zufall hatte sie vielleicht mit einem Bruder
des Architecten zusammengeführt. Es drängten sich auch Worte der Ueber-
raschung auf ihre Lippen, aber sie unterdrückte dennoch eine Frage und
hielt sich in dem nun folgenden Gespräch lediglich an die Sache.
Und die dann sich anschließende Untersuchung hatte die Folge, daß,
die junge Frau plötzlich, durch Schwäche überwältigt, die Besinnung verlor.
Als sie endlich mit des Doctors Hilfe sich wieder aufgerafft hatte,
entwickelte sich zwischen ihnen ein längeres Gespräch, in dem er ihr nicht
nur ärztliche Verhaltungsmaßregeln ertheilte, sondern zum Schluß auch
persönliche Fragen an sie richtete.
Und sie, dadurch ermuntert, erkundigte sich auch nach seinen, ver-
wandtschaftlichen Beziehungen zu dein ihr bekannt gewordenen Architekten
van Hoken und hatte Mühe, ihre starke Bewegung zu verbergen, als er ihr
neben der Bestätigung, daß Jener sein Bruder war, gleich sehr lebhaft
mittheilte, daß dieser glücklicher Bräutigam geworden sei. Er habe sich mit
einer sehr schönen und äußerst begüterten Amerikanerin verlobt, werde
solches jetzt öffentlich declarireu und gedenke möglichst bald Hochzeit Zu
machen. Namentlich sei auch die Mutter der Brüder, die noch lebe und
ihnen Beiden bisher den Haushalt geführt, darüber ungemein glücklich.
Nachdem hierauf van Holen noch seiner Patientin ein Necept ver-
schrieben, sie nochmals beruhigt und auf ihre Frage erklärt hatte, sie werde,
wenn sie einige Tage sich im Bett Nuhe gäbe, sicher reisen können, auch
versprochen hatte, sie täglich zn besuchen, nahm er in wärmster Weise von
ihr Abschied.
Die jnnge Fran aber sank nach seinem Fortgange zurück, preßte die
Hand auf die Brust und hauchte unter der Erinnerung an Hoken:
„O, Du unerbittliches Schicksal! Nun schnittest Dn auch noch die
letzten Sprößlinge an meinen Hoffnnngshecke» ab. Nun bleiben nur
stacheliche Dornen, die Du zuguterletzt neben den übrigen in meine bereits-
mit allm vielen Wunden bedeckte Brust stößt?"
Ein wundervoller Tag blaute über Westerthal und Aussicht!
Ueber der großen grünen Verbindungswiese schaukelten in anmuthigem

Zickzack weiße und bunte Schmetterlinge. Der scharfe Geruch des Storch-
schnabels, halb verschlungen von den durch die heiße Sonne geweckten
Düften der Kuhspuren, vermischte sich mit dem würzigen Athen« des Heus,
und das Alles schuf jenen belebenden Hauch des Landes, der durch kein
künstlich erzeugtes Aroma übertroffen wird.
Die Natur feierte gleichsam den heutigen Sonntag, indem sie Allem,
was sproßte nnd blühte, ein prangendes Aussehen verlieh, indem sie olle
geheimen Kräfte weckte, die immer sich nur in ihrem Schooße verbargen.
In einem wahren Sonnengoldbad lagen das Gut, der Park, der
Gemüsegarten, die Felder, Wiesen und Wälder.
Und so regungslos still und aufnahmefähig war die Luft, daß der
sich aus der Pfeife eines alten, dem Gehölz zuschreitenden Mannes
ringelnde Tabaksrauch als ein Wölklein emporstieg, das die heiße Sonnen-
luft in reizvolle blaue Fäden langsam uertheilte und zuletzt verschlang.
Und auch dieses Tabakwölkchen roch köstlich, und der Besitzer der
Pfeife, der alte Wehse, in der rothweiß gestreiften Weste und der braunen,
mit Perlmutterknüpfen versehenen Hausliuröe, der nach Ausrichtung eines
Auftrages in Westerthal mit fchwer beladenem Korbe dahinstrebte, nahm,
trotz feiner Eile, all das Schöne und die Sinne Reizende behaglich in
sich auf.
Auch fand er sich innerlich durch andere Dinge heute gehoben, durch
sie in eine erwartungsvolle Stimmung versetzt.
Der Sohn des Hauses, Leo Zarpen, sollte am Spätnachmittag in
der Westerthaler Kirche mit dem Fräulein Therese Hacke aus Kiel getraut
werden.
Schon war Jegliches in Aussicht hergerichtet, das Haus geschmückt,
oben in dem langen Festsaal die Tafel gedeckt und in Küche und Keller
Alles bereit oder dampfend, zischend und brodelnd in den heißen Töpfen
und Pfannen, was auf den Hochzeitstisch gelangen sollte.
Wehse hatte eben noch Tafelzeug von'Westerthal geholt, silberne
Leuchter und zwei Aufsätze, welche den Tisch zn schmücken bestimmt waren.
Schon hatten sich zahlreiche Gäste eingefunden, die Gemächer in
beiden Gutshäuseru waren voll, und noch viele Bekannte aus der Um-
gegend und aus Ratzeburg wurden in ihren Iagdwagen, Kaleschen und
Equipagen erwartet.
Und das Brautpaar war selig.
Nachdem eben noch Leo Zarpen in Hamburg eiuige kostbare Geschenke
für seine Braut eingehandelt hatte, war er mit ihr und den ihn beglei-
tenden Schwiegereltern direct nach Aussicht abgereist. Und gerade als
Wehse ein Stündchen nach seiner Rückkehr das Wohnzimmer betrat und
zur Meldung brachte, daß das Frühstück für die anwesenden Herrschaften
im Gartensalon aufgetragen sei, mar er Zeuge, daß die Frau Zarpen
ihrer künftigen Schwiegertochter den Diamantenschmuck der Znrpener

Familie überreichte, denselben, um welchen die Braut einst ihre Freundin Dorita Busch so sehr beneidet hatte. Und in dankbarer Rührung umarmte Therese ihre künftige Schiviegermutter, und ein verächtlicher Laut wollte sich über die Lippen des alten, mit den Familienangelegenheiten vertrauten Mannes drängen, als sich dieser Act vor seinen Augen vollzog.

Und einige Stunden später war das kostliche Leckerbissen darbietende Frühstück verzehrt, und alle Wagen standen bereit, welche die versammelten Hochzeitsgäste, achtzig an der Zahl, nach der Kirche führen sollten.

Das war ein Drängen, Laufen und Rufen, ein Heran- und Abfahren, ein Rollen und Peitschenknallen, ein Halloh und lustiges Durcheinander.

Und herrlich sah die Vraut aus, die in weiße, mit Mnrthen geschmückte Seide gekleidet war, und nicht minder imposant wirkten in ihren neuen kostbaren Gewändern Frau Zarpen mit der an diesem Tage leutselig gehobeneu Miene und die drei Tochter, denen zwar die Ingend entflohen war, die aber diesen Mangel durch eine vornehm stolze Haltung und gnädiges Wesen ersetzten.

Und in einer besonderen Laune, und zwar in einer sehr guten, befand sich auch Hermann Zarpen. Er war den ganzen Vormittag bereits um die Elbstetten bemüht gewesen, dieselbe, die ihm schon vor seiner Ehe mit Dorita Busch von der Familie zuertheilt war. Allmählich war er zur Besinnung gelangt. In ihr fand er die Rechte. Sie paßte zu den Zarpenschen Damen. Sie kannte das Gutswesen von Kindsbeinen an, war sehr sparsam, häuslich wie eine Stubenmaus, fügsam wie ein Fußschemel und wollte nichts Besonderes, wie Dorita!

Wenn erst die Sache mit Jener in Ordnung gelangt fein würde, wollte Hermann sie heirathen. Halb verlobt waren sie bereits, da Hermanns Mutter der Baronin Elbstetten bei letzter Begegnung in's Ohr geflüstert, ihr Sohn trage sich mit solchen Absichten, und sie, die Baronin, zurückgeflüsteri hatte, sie werde auf keinen Widerstand stoßen! —

Als die Wagen durch das Dorf Westerthal fuhren, standen von den ländlichen Einwohnern nur ein paar Kinder und zwei steinalte Männer, welche Letztere die Kirche nicht mehr besuchen konnten, vor der Thür, auch lugte Trina Frehse, dieselbe, die Wehse in seinem Briefe als eine Treue bezeichnet, versteckt hinter den kleinen Scheiben ihres Häuschens hervor.

Die anderen Bewohner des Dorfes befanden sich bereits im Gotteshause, aus welchen! die Orgeltöne mächtig, feierlich und erhebend in ihrer Wirkung, den in ihren offenen Fuhrwerken herbeieilenden Hochzeitsgästen entgegenbrausten.

Und dann stiegen sie vor der Kirchenthür aus, und Hermann ordnete nach einem vorher sorgfältig überlegten Plan den Zug. Das Brautpaar mit den Brautjungfern schritt voran, ihnen folgten die Zarpen'schen und die Hacke'schen Familienmitglieder, und paarweise schlössen sich nach Alter,

Rang und Würde vertheilt, die Uebrigen an und nahmen, am Altar an-
gelangt, hinter Leo und Therese Platz. —
Und nicht ein Kind hätte in der Kirche mehr einen Sitz finden können.
So voll war der Raum, daß der Küster, der oben am Altar noch eine
Verrichtung vornehmen mußte. Muhe hatte, sich durchzudrängen. Und
auffallend war Allen, wie blaß der Bräutigam Leo dreinschaute, wie
marmormeiß auch die Wangen der sonst so farbenfrischen und lebhaften
Braut waren.
Aber freilich! Wann färben Nosenfarben das Angesicht einer Braut,
die zum Altar schreitet!
Allzu Bedeutungsvolles soll sich vollziehen. Da ist der Sinn ernst, da
hält der Mensch Einkehr, allzu feierlich ist ihm zu Muthe, allzu tief ist das
Gemüth bewegt!
Und eben das war's sicher, was Beide so nachdenklich machte, was
ihnen ein Beben durch die Glieder jagte trotz warmer Sommerzeit, trotz
singendein Jubel draußen in der Natur, trotz des Glücks, das ihnen bevor-
stand. — —
Die Orgeltöne waren verrauscht. Der silberhaarige alte Pastor
Nicolai, der schon während des letzten von der Gemeinde gesungenen
Verses an den Altar getreten, und, der Gemeinde den Rücken wendend,
still gebetet hatte, wandte sich nun um, verneigte sich mit seinen» stillen
Angesicht freundlich, feierlich gegen das Brautpaar und begann mit
seiner Rede.
Als Text hatte er ein Bibelwort gewählt:
„Wer sein Haus auf Gott baut, der bauet nicht vergebens."
Er führte aus, daß ohne den Höchsten Alles in dieser Welt eitel
Stückwerk, mit ihm aber Alles, trotz Roth und Ungemach zu einem glück-
licheu Ausgang gelange. Und ohne ihn, das bedeute: wenn Frömmigkeit
und Gerechtigkeit dem Herzen entfliehe, und mit ihm: wenn der Mensch
ehrlich kämpfe, seiner Mängel Herr zu werden und Jesus Christus nach-
zufolgen in allem Gottgefälligen und Guten.
Und nicht nur an das Brautpaar richtete er die Worte bei dieser be-
sonderen Gelegenheit, sondern an die ganze Gemeinde, an Jung und Alt,
Arm und Reich.
Und das Brautpaar umstehe die edle Mutter und die treuen, liebe-
vollen Geschwister.
Sie, die Mutter, ein hohes Beispiel durch Frömmigkeit, Edelmuth,
Wohlthun und Sitte, und sie, die Geschwister, auferzogen in gleichen
Lehren und ihnen folgend, damit auch ihnen zu Theil werde einst der
Himmel der Gerechten.
Und dann schloß er mit einem Gebet, und nachdem er es vollendet
und nun eben den Mund öffnete zur Vornahme der eigentlichen Trau-
handlung richtete sich aus der Tiefe der hochgelegenen, die Menge über-

schauenden Kanzel eine dunkle Frauengestalt empor, und ein lautes drohendes und laut schallendes „Halt" drang aus ihrem Munde.

Erschrocken, entsetzt wandten sich Aller Augen zu dieser, wohl in der Geschichte der Menschheit kaum je dagewesenen Störung.

Ein Weib auf der Kanzel, da, wo nur der Geistliche ein Recht hatte, zu stehen und Gottes Wort zu verkünden, gerade heute vor der gesummten Gemeinde, die feierliche Handlung unterbrechend, Störung verursachend und Aergerniß gebend Allen und besonders den Herrschaften von Aussicht und Westerthal.

Aber was sich auch malte in den Zügen der Anwesenden: Auflehnung, Verwunderung, Schrecken oder Empörung, sie, die da oben stand wie ein dunkles Geheimniß, mit finster gefestigten Zügen und flammenden Augen, sie sah's nicht, und wenn sie es gesehen haben würde, hätte sie es nicht gekümmert und gehindert: Aus ihrem Munde drang's unaufhaltsam rasch und stürmisch:

„Ich, Dorita Zarpen, Gemahlin von Hermann Zarpen, erhebe hier von oben herab meine Stimme vor Vollziehung der Trauhandlung! Ich richte meine Worte an Dich, den Geistlichen, der Du, nachdem Du mich gehört, ein Richter sein sollst, aber auch an Euch Uebrigen, damit Ihr wißt, was geschehen ist in der Welt der Niedertracht, ohne daß es bisher geahndet ward."

Und mit noch stärker erhobener Stimme, mit einer Stimme, die klang wie göttliche Gewalt, Rache und Vergeltung aus der Höhe:

„Ich klage die Frau Zarpen und ihre Töchter an der niedrigsten Handlungen, die ein Mensch begehen kann: der Heuchelei und Lüge, der Verleumdung und des feilen Eigennutzes, des Diebstahls und Betruges, und ihn, den Bräutigam, des elendesten Wortbruchs — und — hört, hört und reißt ihn vom Altar, von der heiligen Stätte, wohin er zu treten sich erfrechte — der Ehrnachstellung einer armen, verfolgten, bis in's Seelenmark getroffenen Frau.

Nachdem ich mich von meinem Manne und ihnen gelöst mit friedlich versöhnlichen Worten, freiwillig, um meines und um ihres Glückes willen in ehrlichem Wägen, haben sie einen Feldzug gegen mich begonnen, in dem die Reihen der Soldaten nicht aus Menschen sich zusammensetzen, sondern aus weiblichen und männlichen Teufeln.

Das von mir eingebrachte Heirathsgut haben sie mir, der völlig Mittellosen, vorenthalten! Als Scheidungsgrund haben sie mein Eingeständniß ehelicher Untreue gefordert!

Als ich empört die Zumuthung zunickwies, haben sie mich mit anderen nicht minder entehrenden Ansinnen gefoltert.

Meinen Rechtsanwalt haben sie zu ihren Gunsten zu beeinflussen gewußt! In meinem Fortkommen haben sie mich mit niederträchtigen Mitteln gehindert.

Des Betruges haben sie mich gescholten, obschon sie mich selbst bewußt
mit demselben Gegenstande, mit einem Schmuck, hintergingen!
Berechnete Vorschläge haben sie mir gemacht, um mich in Fallen zu
locken, durch die ich gebunden in ihre Hände geliefert, der Noth verfalle
und dem Elend preisgegeben werde, zuguterletzt mich gar auspfänden lassen
bis auf das Kleid, das ich hier an meinem Körper trage.
Ich frage, was verdienen solche Ausgeburten der Menschheit, Personen,
die zudem mit frommen Bibelsprüchen auf den Lippen umhergehen, die
sich von dem irregeführten Geistlichen vor versammelten« Volke ein Prunk-
zeugniß ausstellen lassen!? —
Und was verdient der Mann, der einer Anderen, mir, nach der
Scheidung von ihrem Gatten, die Ehe versprach, dann sich zurückzog in
frivolster Weise und endlich, nachdem er inzwischen einer Anderen das
Jawort gegeben, mich abermals verfolgte, in Kiel in sein Hans zerrte und
durch Zudringlichkeiten besinnungslos machte?
Ich weiß, was Ihr sagt, denn Ihr habt ein gerechtes Herz und Mit-
leid in Eurer Brust. Ihr ruft mit der Inbrunst der Empörung: Vor
den Nichter mit ihnen!
Aber Ihr sagt auch:
Das Alles ist so ungeheuerlich, daß es nicht wahr fein kann. Die
Frau, die da oben spricht, die man bereits wiederholt durch Rufe, Geheul
und Zischen zu unterbrechen sucht und die man auch jetzt niedersprechen
und von ihrer Anklagekanzel herabzerren möchte, redet irre, sei eine
Wahnsinnige —
Aber ich sage, es ist Wahrheit, und wenn ein armes Menschenkind
gemeint und gebettelt, gebeten und sich gekrümmt, sich gemartert und in
schlaflosen Nächten dagelegen, endlich das Ende all der grenzenlosen
Seelenqualen und Gemüthserregungen herbeigesehnt und erfleht, ja —
sich dem Unglück und der Niedertracht ohne Vergeltungstrieb gefügt hat —
so bin ich es gewesen.
Aber es giebt Stacheln, die allzuviel Blut fließen lassen. Zuletzt
bäumt sich der Mensch wie das in der Arena gefolterte Thier toll-
wüthig auf.
Und nun, trotz Eures Nufens und Eures Lärmens, trotzdem Eure
Schergen mir bereits das Kleid fassen und mich herabzerren wollen —"
die Frau sprach's, mit der letzten Kraft der zarten Hände sich an die
Brüstung der Kanzel krallend: — „ein Fluch aus der brennenden Brust
der Verfolgten und Geschmähten, Dir, Frau Zarpen, und Deinen herz-
losen Töchtern, Dir, Leo Zarpen, dem Betrüger und "
Aber weiter kam die von einen« Theil der Menge Umschrieene, bis
zur Kanzeltreppe bereits herabgerissene Frau nicht.
Man packte sie und schloß ihr den Ätund, knebelte sie und brachte
sie hinaus. Und draußen ward sie durch einen Landgendarmen, in Be-

gleitung des Amtsvorstehers — Alles auf raschen Vefehl der Guts-
herrschaft — in's Dorf und hier zunächst als eine gemeingefährliche
Wahnsinnige in ein separates Cabinet des Armenhauses gebracht und
dort von ihren Fesseln befreit und hinter geschlossenen Fensterladen und
verschlossener Thür auf ein Lager gebettet.

Und all das war leicht gewesen, denn sie hatte zuletzt mehr^einer
Todten als einer Lebendigen geglichen.

In der Kirche aber trat nach Beendigung des „Ungeheuerlichen",
nach Eintritt endlicher Ruhe und Besänftigung der Gemüther der auf's
Aeußerste erregten Gemeinde, der Prediger an den Altar und sprach
wie folgt:

„Der Versammlung habe ich im Auftrage der Frau Zarpen zu
sagen, daß ihre früher.e Schmiegertochter schon seit einiger Zeit an Gehirn-
störungen gelitten und unbegreifliche Handlungen vorgenommen hat.
Was sie und die Ihrigen der Gesunden nie verzeihen würden, sähen
ne willig der armen Geistesgestörten nach, erklären Alles, was Jene
geredet hat, lediglich als eine Ausgeburt ihrer gestörten Sinne und bitten
nun — und ich bitte auch darum — der kirchlichen Handlung fernere
Theilnahme zu schenken.

Zunächst aber wollen wir Alle, die wir hier versammelt sind, den
letzten Vers des Liedes singen, mit dein wir vorhin schlössen, und mit
diesem Gesang ein Gebet gen Himmel senden, daß der gnädige Gott die
Arme baldigst aufrichten und wieder gesunden lassen möge. Wir wollen
es thun, weil der Mensch Mitleid haben soll mit jeglicher Creatur, ins-
besondere mit einer, die von einem bösen Geist besessen, wir wollen es
thun, weil sie einst Herrscherin auf Westerthal war, uns Allen eine gütige
Herrin gewesen und noch heute, wenigstens äußerlich, mit unserem all-
verehrten Herrn auf Westerthal verbunden ist.

Und die Anwesenden, ob sie dem Gottesmanne glaubten, oder ob sie
auch das, was sein Mund sprach, als eine ekelhafte Fortsetzung der Lüge
und Gemeinheit betrachteten, welche dem schutzlosen Weibe zugefügt war,
murmelten beifällig, und der vorher benachrichtigte Organist und Küster
setzte mit der Orgel ein, und Alle sangen:

„Herr, erbarme Dich der Sündigen und Verirrten."

Und nachdem der Gesang der Lügner und der Ehrlichen verklungen,
sprach der alte, treuherzige Geistliche warme, tief zum Herzen gehende
Worte, Worte, die ebensogut ausgelegt werden konnten als eine ein-
dringliche, ans das Geschecht der Zarpens berechnete Mahnung, denn als
eine der Trauung vorangehende abermalige Weihrede.

Ihr aber folgte dann die kirchliche Trauhandlung und die vor-
geschriebene Frage an die Beiden, die vor ihm standen mit stiegenden
Gliedern und blassen Wangen, ob sie sich gehören und ob sie einander
Treue geloben wollten bis an ihr Ende.

Keiner vernahm das Ja! Die schuldbewußte Brust vermochte nur
einen Laut zu stammeln, der einem „Ja" glich.
Und zuletzt wieder Gebet und Orgelklang, und a(n Ende der feierliche
Heimgang der Vermählten und ihrer Angehörigen, die aber nicht einher-
schritten wie innerlich gehobene Hochzeitsgäste, sondern wie Menschen, die
einem Sarge folgen.
Es ist drei Uhr Nachts!
Lachen, Schwatzen, Musik sind «erklungen, das junge Paar ist ab-
gereist, die Wagen sind davongerollt, die Lichter ausgelöscht. —
Das Herrenhaus in Aussicht liegt in Schweigen und Dunkelheit, und
nur einmal schlägt der Haushund an, um jedoch gleich wieder zu ver-
stummen.
Ein vorüberraschelndes Thier ist's gewesen, ein Fuchs, ein Iltis oder
eine Ratte. Das ist kein Grund, um durch Bellen die Schläfer zu wecken.
Auch als eine Weile später das Geräusch von Schritten hinten an
der Hofthür an des Wachenden Ohr dringt, macht er keinen Lärm. Er
erhebt sich, winselt sogar liebebedürftig und schmiegt sich an den Spätling,
an den alten — Wehse.
Und der schreitet rasch und vorsichtig über den Hof, biegt oberhalb
des Gehölzes auf die Landstraße und nimmt die Richtung in's Dorf.
Und als er es erreicht hat, geht er nicht auf der Hauptstraße weiter,
sondern auf einem Umweg über die Felder, der in den zu dem Armen-
hanse gehörenden Garten mündet.
Die Hinterthiir dieses Gebäudes ist selten verschlossen, sie wird auch
heute nicht verriegelt sein!
Und Wehses Voraussetzung trifft zu. Er beschreitet ohne Hinderniß
den Corridor, pocht behutsam an eine der Stubenthüren und ruft einen
Namen:
„Lene! Lene! — Lene, mach' auf! Ich bin es, Christian!"
Es ist eine Verwandte, die er anspricht.
Endlich öffnet sie, mit einer kleinen Lampe ihm entgegenleuchtend, und
läßt den nächtlichen Sturer, die Sprache dämpfend, in ihre Kammer
schlüpfen.
Lange sitzen sie beisammen. Er sagt, weshalb er gekommen ist. Er
will sich mit der jungen Frau, die man als Irrsinnige eingesperrt hat und
wohl morgen in eine Anstalt bringen wird, in's Einvernehmen setzen.
Er hat die Absicht, sie zu befreien noch in dieser Nacht, sie zunächst
zurückzubringen zu Trina Frehse, bei der sie am Vormittag verkleidet ein-
gekehrt ist und sich bis zur Eröffnung der Kirche aufgehalten hat.
Durch ein Zettelchen, das eins der Kinder im Auftrage von Trina

dein Alten in der Kirche während des Frühstücks zugestellt, hat er ihre Anwesenheit erfahre». Und im Gotteshause ist er auch Zeuge gewesen des Ungeheuerlichen, was sich dort zugetragen.
Und er fragt, ob sie, Lene Ohrt, irgend Etwas von der Frau Zarpen gehört hat, ob Jemand inzwischen bei ihr gewesen ist und wer?
Hierauf berichtet die Ohrt:
Der Amtsuorsteher hätte gesagt, daß sich die junge Frau gleich auf's Bett gelegt und auf seine Frage, ob sie noch Etwas wünsche, nur um eine Lampe in der Finsternis; gebeten habe.
Auch möge er dem Pastor mittheilen, daß sie ihn im Laufe des Tages zu sprechen wünsche.
Er, der Ortsvorsteher Hnesen, habe den ersten Wunsch erfüllt und der alten Mieck, im anderen Flügel, den Auftrag gegeben, einige Male im Laufe des Tages nach der Inhaftirten hinzuhorchen, ihr zu essen und zn trinken zu geben, aber sie nnter keinen Umständen — dies habe Frau Zarpen strengstens befohlen — entwischen zu lassen.
Am nächsten Morgen solle, so habe sie bestimmt, der Doctor Mewes ans Prankendorf sie fortbringen. Und die Hand dazu zu bieten, daß die junge Frau aus diesem Gefängniß befreit werde, sei sie gern bereit, aber sie wisse nicht, wie es, olme daß die Herrschaft auf Aussicht Verdacht schöpfen werde, zu bewerkstelligen sei.
Der Umtsvorsteher habe schon fallen lassen, daß Jeder, der sich in diese Angelegenheit mische in irgend einer Weise, seines Platzes im Armenhause verlustig und überdies dem Gericht übergeben werden würde.
Wehse nickte zu ihren Worten, dann sagte er in entschiedenem Ton: „Dir wird Nichts geschehen! Verlasse Dich darauf. Sage nur, wenn Du gefragt wirst, daß ich Dich -u Allem veranlaßt hätte.
Und nun vorwärts! Schleiche Dich rasch in der Alten Zimmer, nimm vorsichtig den Schlüssel an Dich und bringe ihn mir!
Sollte die Mieck erwachen und fragen, so sage, ich sei im Auftrage der Herrschaft da; ich solle die junge Frau gleich fortbringen. Will sie nicht gehorchen, so rufe mich!"
Eine Weile zauderte die Alte noch, dann that sie nach nochmaligem Zureden, was er von ihr verlangte.
Und während sie dann abwesend war, saß Doritas treuer Freund in ungeheurer Spannung da und überlegte.
Zwang auf die Mieck konnte er nicht ausüben. Weigerte sie sich, verlangte sie einen schriftlichen Befehl, war Nichts zu machen.
Und was er, wenn Alles gelang, der Alten sagen solle, war ihin jetzt noch ein Näthsel. Das mußte sich finden. Wenn's nicht anders, verlor er seine Stellung. Aber er nahm die Geheimnisse des Zarpen'schen Hauses mit sich. Und das und eben das fürchtete die bereits von Gewissensbissen gefolterte Frau.

Schon hatte sie ihn vor einiger Zeit angeredet und hingeworfen, sie
hoffe, daß er sich auch ferner des Vertrauens würdig erweisen werde, das
man in ihn setze.
Mitten in diesem Hin und Her seiner Gedanken trat Lene Ohrt,
eine kleine, runde, freundliche Frau, die ein wenig hinkte und eine schlichte
leinene Nachtmütze auf dem Kopfe trug, wieder in's Zimmer und brachte,
wie sie meinte, das Verlangte.
Die Alte sei nicht aufgewacht. Ein Schlüssel — dieser! — habe auf
dem Tisch neben ihrem Bett gelegen.
„Ah! — Dann rasch gehandelt! Führe mich an das Zimmer der
Gefangenen!" entschied Wehse. — „Sobald Letztere es wieder verlassen
hat, schließe wieder ab, trage den Schlüssel zurück und lege ihn auf den-
selben Platz. Hoffentlich haben wir auch ferner Glück!"
Und dann schlichen sie nicht ohne starkes Herzklopfen an das äußerste
Ende des Corridors, und Wehse steckte den Schlüssel in's Schloß und trat
rasch in's Gemach.
Er fand Dorita, die sich bei dem Geräusch wie eine von Schrecken
erfaßte Irrsinnige in die Höhe reckte, an einein in der Stube befindlichen,
kleinen Tisch sitzen und mit einer Nleifeder einen Briefbogen beschreiben.
Als sie aber Wehse erkannte, sprang sie wie elektrisirt empor und richtete
einen freudestrahlenden Blick auf ihn.
Es fand auch secnndenschnell eine Verständigung zwischen ihnen statt.
Er sagte, weshalb er komme, daß er Schlimmstes für sie fürchte,
wenn sie nicht sofort die Flucht ergreife. Jeder Widerstand werde nutzlos
fein. Noch in der Nacht müsse sie in einem von ihm anzuschaffenden Fuhr-
werk nach Natzeburg fahren.
Und nachdem er dann noch vergebliche Versuche gemacht, die Laden
der Fenster zu lösen, und so den Verdacht auf eine Flucht zu lenken,
schritten sie behutsam und eilend hinaus und begaben sich ohne Aufenthalt
in den Garten.
Hier traten sie zunächst in eine Laube, dann schritt Wehse noch ein-
mal in's Haus zurück. Er wünschte zu erfahren, wie Alles verlaufen. Im
ungünstigen Fall wollte er seiner Verwandten neue Verhaltungsmaßregeln
geben.
Mein schon nach kurzer Zeit kehrte er zurück und berichtete, die Alte
schliefe fest. Lene sei bereits wieder in ihrer Kammer und habe ihre
Lampe ausgelöscht.
So gefestigt, nahmen sie Beide rasch den Weg zu dein Häuschen der
Frau Frehse, und wenige Secunden später hatte die Dunkelheit ihre Ge-
stalten verschlungen.
Nachdem sie das Haus von Trina erreicht hatten, und Wehse unter
möglichst geringem Aufsehen die Frau geweckt, fand sogleich eine Verathung
über die zunächst zu ergreifenden Maßregeln statt.

Sie Alle waren sich darüber einig, daß die sofortige nächtliche Entfernung von Westerthal für Dorita bei der Sachlage geboten sei. Aber die Ueberlegung, daß derjenige, welcher ihr zu diesen, Zwecke sein Fuhrwerk zur Verfügung stelle, nicht unentdeckt bleiben und sich die alte Zarpen für alle Zeiten zur erbitterten Feindin machen werde, bestimmte die junge Frau zu dem Entschluß, jetzt gleich zu Fuß nach Natzeburg aufzubrechen. Sie sei, erklärte sie, ohnehin auf's Höchste bedrückt, daß sie Wehse in Ungelegenheiten bringen, auch den Frauen im Armenhause sicher Nachtheiliges zufügen werde. Sie wolle deshalb nicht noch mehr Personen in Mitleidenschaft ziehen, vielmehr ferner die Folgen ihres Vorgehens allein auf sich nehmen.

Sie händigte Wehse ein Geldstück für seine Verwandte ein, belohnte auch Trina und trat, das Bündelchen unter dem Arm, das ihr Gesellschaftskleid enthielt, und angethan mit dem Costüm einer einfachen Handwerkerfrau, in dem sie gekommen, den Rückweg an.

Unterwegs brachte Wehse, der sie noch ein größeres Stück zu begleiten, sich nicht nehmen ließ, seine Meinung über die Familie Zarpen und die seit Doritas Entfernung stattgehabten Vorgänge zum Ausdruck. Er erzählte, daß Therese Hacke nach Doritas Flucht Mes in Bewegung gesetzt habe, sich den Damen in Aussicht angenehm zu machen. Auch habe sie Leo allmählich völlig zu umstricken gewußt. Bei Allem, was er später unterlassen oder unternommen, habe sie, wie er annehme, ihre Hand direct oder indirect mit im Spiele gehabt. Sie habe ihn eben heirathen wollen!

Im Uebrigen habe die Alte ihrem Sohne wiederholt in der schroffsten Weise erklärt, daß sie sich völlig von ihm lossagen werde, falls er sich irgendwie ferner mit Dorita abgeben und ferner Forderungen auf Auszahlung seines Erbtheils erheben werde.

Ein Gleiches habe sie Hermann eröffnet, und dadurch Beide rückgratlosen Männer in armselige Puppen verwandelt.

„Und was wollen Sie, mein guter, alter Wehse, thun, wenn Sie wegen der Beihilfe, die Sie mir gewährt haben, zur Verantwortung gezogen werden?" fiel Dorita ein. „Ich zittre um Sie! Die Sorge Ihretwegen schmälert mir meine Errungenschaft fast ganz!"

„Ich weiß es noch nicht, gnädige Frau. Aber mögen die gnädige Frau ganz unbesorgt sein. Ich kann leben, wenn ich den Dienst verlassen muß. Ohnehin trage ich mich mit einer solchen Absicht, weil ich kein Doppelspiel spielen mag und will und doch nicht anders kann. Was ich gethan habe, dazu trieb mich mein Herz, das sich gegen all das Unrechte täglich aufgebäumt hat. Die gnädige Frau wissen, wie sehr ich an Ihnen hänge! —

Aber ich darf fragen, was die gnädige Frau nun vorzunehmen gedenken. Werden Sie nach Hamburg zurückkehren?"

„Ich hatte —" erwiderte die junge Frau — „zwei Aufgaben zu er-

füllen! Die eine habe ich gelost. Ich habe mich an den teuflischen Weibern und an dem gemeinen Sohne gerächt!
Es konnte, ich sag's frohlockend, keine größere Strafe für sie geben, als so vor aller Welt an den Pranger gestellt, so all der Medertracht beschuldigt zu werden.
Wenn ich Aussicht in Brand gesteckt hätte oder der Brut mit sammt meinem Schwager das Leben geraubt, wäre solche Rache ein Nichts gewesen, weil ihre Seelen dabei nicht getroffen, nicht verwundet und zerfetzt wären. Dieses Vorgehen, der Racheact der verfolgten, bis in's Mark getroffenen Creatur, wird, ich hoffe es, die verdiente Wirkung üben, er wird die Familie verächtlich machen vor allen Gutgearteten, er wird sie vereinsamen und dadurch noch mehr bis an's Lebensende ihnen die Gewissensstacheln in's Herz treiben.
Ueber ihnen liegt zudem mein Fluch, ein Act gerechter menschlicher Empörung, der, ich fühle, ich weiß es, jeden künftigen Segen von der Schwelle scheuchen wird.
Die zweite Aufgabe, die ich erfüllen will, bis ich mich von einem Leben befreie, das in kurzer Spanne Zeit alle seine Schrecken über mich gehäuft, besteht in der Befriedigung der Gläubiger meiner Mutter und meiner eigenen.
Auch ihrer mich zu entledigen, wird nur gelingen. Ich hoffe es zu Gott! —Und dann ist meine Mission hier auf Erden beendet!" schloß die Frau mit einem todkranken, verzichtenden Blick, der Wehse auf's Tiefste erschütterte.
„Ah, gnädige Frau, — theure gnädige Frau —" stieß er hervor.
„Ich bitte, geben Sie sich nicht solchen entsetzlichen Gedanken hin. Es wird noch Alles gut —"
„Gut?" stieß die Frau rauh, fast abstoßend heraus.
„Sie sind ein alter Mann, mein Freund! Es wäre geschmacklose Prüderie, wenn ich Ihnen mein Inneres verschlösse.
Ein Kind rubt unter meinem Herzen! Meinen Sie, ich sollte denen je Anrechte auf mein Fleisch und Blut einräumen und andererseits mit gesunden Sinnen helfen, daß ein 'Wesen zur Welt kommt, ^das vielleicht auch ein solcher Spielball des Schicksals wird, wie ich?
Zu viel Liebe und Erbarmen habe ich in meiner Brust!
Nein, mein Freund, mein Leben ist durch die Elenden vernichtet. Es hat auch keinen Werth für mich. Niemand kann eher entbehrt werden auf dieser Erde!
Ich habe keinen Glauben an die Menschheit, keine Hoffnungen und keine Freude am Dasein mehr. Das Herz ist vereist, es wohnt nur Bitterkeit und grenzenloser Lebensüberdruß in mir.
Meine Schwestern sind zudem versorgt. Auch nach der Richtung besitze ich keine Pflichten —"

Die Frau hielt erschöpft inne. Eben stieg im Osten die Sonne auf.
So herrlich war der Anblick, daß Beide unwillkürlich die Schritte
hemmten und sich dein Anschauen des erhabenen Anblicks Hingaben.
Der feurige Ball hing gleichsam wie von unsichtbaren Faden gehalten,
am tiefen Himmel.
Es war, als ob er sich in seiner ganzen, namenlosen Pracht der
Menschheit noch einmal zeigen wollte.
Ringsum färbte er die Wolkeninseln glühendroth, flamingoroth oder
schwefelgelb, und nur eine feinfädige, schmale Wolkeninsel, welche sich quer
über dem dunkelgluthenden Gestirn gelagert, als ob es in zwei gleiche Theile
gespalten sei, trug silberglänzende Farbe.
Und silberweiß und brandroth und schwefelgelb die Sonne und ihre
Umgebung, und hoch oben der Morgenhimmel in seidenblauer Färbung!
Keines Malers Pinsel konnte Gleiches auf die Leinewand zaubern!
Als endlich Dorita sich vom Anschauen dieser hehren Himmelspracht
gelöst, trieb sie den Alten mit eindringlichen Worten, sich auf den Heim-
weg zu begeben.
„Leben Sie wohl, Sie einziger, treuer, braver Mann! Sie wissen,
was mich bewegt, daß ich Sie sehr lieb habe! Sie wissen, wie sehr ich
traure, Ihnen meine Dankempfindungen nicht anders als durch diese arm-
seligen Worte zum Ausdruck bringen zu können.
Wenn Etwas nnr noch das Leben werth machen könnte, so wären
Sie es und die unvergleichlichen Leute in Flensburg."
Und so schieden sie denn tief bewegt und unter gegenseitiger Abrede,
einander Nachricht geben zu wollen. Jeder zog seine Straße.
Noch einmal wandte der alte Mann das Haupt, er hoffte, auch sie
werde >nach ihm zurückblicken. Und wirklich geschah's. Sie winkte ihm
freundlich zu, aber mit dem Ausdruck jener grenzenlosen Trauer, die weiß,
daß.sie den Andern niemals wiedersehen wird.
Als Dorita nach einer in Folge ihrer körperlichen und seelischen Ab-
spannung äußerst mühseligen Wanderung — einmal unterwegs auch be-
lästigt durch zwei übermüthige Handwerksburschen — in Natzeburg ankam,
läuteten die Glocken znr Kirchzeit.
Es mar Sonntag. Die Stadt war still und menschenleer, überall
sah's feierlich aus. Die inzwischen höher gestiegene Frühsonne umschmeichelte
mit sanften Lichtern die Häuser und Spitzen der Thürme oder kämpfte
mit breitem hellen Goldglanz gegen die noch im Schatten ruhenden halb-
schlafenden Gebäude.
Die junge Frau überlegte, wie sie sich bis zum Abgange des Zuges
einrichten solle. Noch fehlten zwei Stunden.
Sie beschloß, wie damals, vor die Stadt zu gehen und iu einem
kleinen, ihr bekannten, lieblich belegenen Wirthshcms ein Frühstück zu ver-
zehren, ein wenig zu ruhen und dann langsam zurückzuwandern.

Und so geschah's, und während sie vor dem schmucken einstöckigen
Landhause an der Thür nn dem weißgedeckten Tisch saß, in den frischen
sonnendurchfunkelten Morgen guckte und sah, wie nebenan im Garten die
Thautropfe» von den Blättern, Knospen und Vlumen herabglitten und so
nach ihrer Art sich den feuchten Schlaf aus den Augen wischten, sie auch
das geschäftig pickende Federvieh uud den schwarzen Pudel beobachtete, der
bellend dnzwischenfuhr im lustigen Uebermuth, ergriff sie das, was die
Natur der bedrückten Seele des Menschen nie versagt: ein weiches Trost-
uud wieder aufkeimendes Hoffuungsgefühl.
Thränen lösten sich unter den Wimpern, uud die Erinnerungen kamen
ihr an ihre Mutter, die sie grenzenlos geliebt hatte, und au ihre seligen
Kinderj ahre.
In einem ihrer Schullesebücher hatte ein altdeutscher Spruch gestanden,
den sie gelernt, behalten und oft, ohne über seinen tieferen Inhalt nach-
zudenken, wiederholt hatte. Heute kam er ihr wieder in's Gedächtniß:
„Welche Früchte bald entstehen,
Dieselben auch bald vergehen.
Und welche bald th»u aufkommen,
Die sind gar selten vollkommen.
Aber was langsam mit viel iMH' aufgeht,
Tasselbe lang und glücklich besteht.
Und was langsam hat zugenommen,
Las ist satter nnd niehr vollkommen."
Wie war's auf sie selbst anzuwenden?
Was langsam mit Müh' aufging, hatte Bestand? hieß es.
Konnte denn auch so viel Kummer und Leid die Frucht zu einer
bisher vorenthaltenen höheren Lebensglückscligkeit in sich tragen?
Waren all diese Prüfungen nur der Vorhof zum Eingang in jene
Gefilde, die einst sie erträumt hatte?
Soviel traf zu: Für ein neues Leben brachte sie Vieles mit: eine
reiche Erfahrung, Entsagungsfähigkeit und ein doppelt sehnsüchtiges Ver-
langen, Liebe zu empfangen uud auszutheilen. —
„Willst Du alt werden, so werde bald alt!" hatte sie einen in
Jahren stark vorgerückten früheren Freund ihres Vaters oft äußern hören.
Nun verstand sie auch erst den Inhalt dieser Weisheit ganz.
Das hieß: „Halte Dich von aller Leidenschaft fern, sei sparsam in
Wünschen und Genüssen, dann winkt Dir ein rechtschaffen glückliches und
langes Leben.
Aber was konnte ihr denn noch werden? Sie hatte doch Wehse
erklärt, was ihr bevorstand, daran war nicht zu rütteln.
Welche Aussichten besaß sie, ihr Leben zu fristen? Sie lächelte
bitter. Jedenfalls würde es eine Kette von Entbehrungen und Ent-
äußerungen ihrer selbst sein.

Konnte sie ihre Wange noch einmal an eines Mannes Brust
schmiegen? Nein! Sie war die Gattin von Hermann Zarpen, und
wenn wirklich die Ehe gelöst würde — wer würde ein Weib begehren,
das Nichts sein eigen nannte, als einen zerrütteten Körper und eine
zerrüttete Seele, das ein Kind erwartete, dem der Vater die Anerkennung
verweigerte, weil seine Umgebung die Rechtmäßigkeit schon aus Feigheit,
Rachsucht und Bosheit ableugnen würde.
Sie war also eine Verworfene, sie blieb eine Äusgestoßene!
Und endlich: Wenn auch trotz alledem noch einmal, durch die Natur
geweckt, etwas von Lebenslust in ihr emporsproß wie jetzt, es hatte keinen
Bestand.
Das Räderwerk ihres Innern war zerstört, es tickte kaum mehr, und
keines Meisters Hand vermochte es wieder zusammenzufügen.
So war doch wieder das Ende: die Vereisung ihrer Seele. Die
Umstände schlössen die Möglichkeit für sie ans. Glück auszutheilen, und
ihr fehlte neben der Kraft des Glaubens an Glück die Fähigkeit, darum
zu kämpfen.
Pah! Weisheitssprüche! Was waren sie! — Die Welt der Wirk-
lichkeit stieß allen Menschenwitz über den Haufen!
Noch einmal wanderte Doritn vor ihrem Fortgang in das gegenüber-
liegende Gehölz, trat vom Wege ab in ein einsames Revier, in dessen ab-
geschlossener Einsamkeit sich ihr ein stilles Leben aufthat. Die Ameisen,
die hier geschäftig in einem großen, trockenen Hügel hin- und hereilten,
hatten so wenig Wunsch, beachtet zu werden, wie die Vögel, die selig ver-
gnügt in den belaubten Zweigen hüpften und zwitscherten, wie die
Bienen und Käfer, inslch Letztere entweder brummend durch die kleine
Lichtung sausten oder, Nahrung suchend, sich zwischen den Blättern des
Erdreichs hindnrchwanden.
Und vollends verschmähten die jungen Väumchen in diesem Unterholz-
reuier, die Buchen, Eichen und Tannen, ein Hinaustrete» in die laute
Welt. Sie keimten, grünten, blühten und dufteten, und hier und da
bogen sich gar zärtlich liebkosend junge Zweige zueinander und folgten
dem großen allmächtigen Naturtriebe der Lebensentfaltung und des An-
näherungsdranges.
„Du bist mir augenblicklich näher denn sonst, großer, unerforschbarer
Gott! Ich fühle es! So gieb mir ein Zeichen, was ich thun soll!
Darf ich freiwillig in den Schooß der Erde zurückkehren?" flüsterten
die Lippen der Fran, und aus ihren Augen stürzten ohne ihr Zuthun
stromweise die Thränen.
Und wieder klang die Stimme in ihrem Innern:
„Was lang' mit Müh' aufgeht, dasselbe lang' und glücklich besteht,"
und zugleich ertönte nicht weither ein glückseliges: „Juchhe!" und noch
einmal aus der frohen Brust eines drüben über den Weg schreitenden

Wanderers, der so einem Kameraden zurief und von dein er auch mit
einem übermüthigen „Holdrio" Antwort empfing.
Endlich raffte sich Dorita auf, schritt zurück, zahlte der freundlichen,
rundlichen Wirthin, die sich neugierig erkundigte, woher sie komme, ob sie
aus einem der umliegenden Dürfer sei und in Ratzeburg vielleicht in die
Kirche wolle — und nahm von Neuem den Weg iu die Stadt.
Als sie das Bahnhofsgebäude betrat und sich zunächst am Schalter
ein Billet forderte, schaute sie sich spähend um, ob auch irgend etwas Verdächtiges in ihrer Umgebung sich zeigte.
Und ebenso hielt sie sich auf dein Perron seitab, stieg, sobald zum
Einsteigen geläutet ward, in ein Coupü dritter Klasse, hockte sich hier nach
der dein Perron abgewendeten Seite in eine Ecke, schaute auf den dortigen
Bahnkörper, damit man ihr Gesicht nicht zu sehen vermöge, und athmete
tief auf, als sich der Zug, ohne daß auch nur Mitreisende einstiegen, in
Bewegung setzte.
So, nun war sie aus dem Bereiche ihrer Feinde! In Lübeck, der
nächsten Station, beschloß sie, sich ebenso zu verhalten, und wenn der Zug
erst von dort abgefahren, war sie hoffentlich überhaupt der Gefahr überhoben, von Augen gesehen zu werden, denen sie zu' entweichen wünschte.
Hätte der Mensch nicht zwei Eckchen, in die er sich gelegentlich zu
flüchten vermag, er würde sich mit dein Dasein nicht abzufinden vermögen.
Das eiiie sitzt in seinem Innern, und in ihm hat der Geist Eintritt.
Hier hält der Mensch jene besänftigenden Gespräche mit seine»: Ich, die
ihn befähigen, sich immer von Neuem dein Ganzen anzupassen.
Die andere Ecke, äußerlich wahrnehmbar, befindet sich irgendwo in
der Heimstätte eines Jeden. Konnte er vordem nicht erwarten, der Enge
des Hauses zu entfliehen, so eilt er nun, erschöpft von den: Zuviel, angewidert von dein Tumult und Wirrwarr, so rasch er kann, zurück, schließt
das Kämmerlein auf, schlüpft in den Hausrock und athmet beseligt auf,
hier wieder die Ruhe und jenes stille, unabhängige Wohlbehagen zu finden,
das kaum niit einem in der menschlichen Brust wohnenden Frohgefühl vergleichbar ist.
Und unter solcher nicht zu bannenden Sehnsucht hatte auch Dorita
Zarpen alle abrathenden und zweifelnden Stimmen in ihrem Innern erstickt und sich entschlossen, einstweilen wieder die heimlichen Räume im
Hause der Pastorenfamilie aufzusuchen.
Welch' eiii Augenblick, als sie, nach all' dem Geschehenen, mit der
Sicherheit, gleich einer Tochter empfangen zu werden, die kleine Frau
Wenthin mit freudig ausgestreckten Armen schon auf dem Treppenabsatz
vor sich auftauchen sah, auch hinter ihr den Pastor in der offenen Etagen-

thür erblickte, der mit nicht minder gehobener Miene ihrer Wiederkehr begegnete.
Und nach dem ersten Wortaustausch nun das kleine, trcmliche Gemach, ganz so hergerichtet, wie sie es verlassen mit seinen stillen Ecken, seiner behaglichen Abgeschlossenheit und seinem herrlichen Blick über den Hafen.
Ihr war, als ob sie nun erst wirklich geborgen sei, als ob so gar keine Fährnisse von Aussicht sie mehr treffen könnten! — —
Auch die nächstfolgenden Tage vergingen der jungen Frau noch in Ruhe. Als das größte Himmelsgeschenk erschien ihr das, was sonst der Mensch zum Mindesten sein Eigen zu neuneu, den Anspruch erhebt: ein Heim, ein Bett, Speise, Trank und Stille der Seele!
Es trafen Briefe von ihren Geschwistern ein, deren Inhalt zufriedenstellend war. In Lyon hatte sich die einzige Tochter des Vetters mit einem französischen Ingenieur verlobt. Sie verließ das Haus, und Thora übernahm ihre Pflichte». Dadurch veränderte sich ihre Stellung zu der Familie in vortheilhafter Weise und namentlich zu der Frau.
Die Tante befand sich fortan nicht mehr in der Sorge, daß die Verwandte ihrer Tochter bei den Männern Abbruch thun könne.
Und Toni schrieb sogar übermüthig verguügt. Sie meldete, daß ihr Herr mit seiner Tochter Anfang Herbst eine Reise nach dem Süden antreten und daß man sie mitnehmen wolle.
So würde sie also auch einmal die Einsamkeit mit einem anregenderen Dasein vertauschen, Elinas erleben und von der Welt sehen.
In solcher, auch durch Aussprechen mit ihrer Umgebung geförderten, ruhigere» Stimmung und unter solchen Eindrücken machte sich die junge Frau, einige Tage nach ihrer Wiederkehr in Flensburg, darau, nunmehr wieder die Aussichter Angelegenheiten in's Auge zu fasseu, ihre Überlegungen auf Zukunft und Eude zu richten.
Als sie unter diesem Vorhaben Vormittags elf Uhr den ihre Gemächer von den Räumen der Pastorenfamilie trennenden Flur betrat und sie, da eben draußen geklingelt ward, arglos öffnete, erschien vor ihren Augen ein ernstblickender Mann in dunkler Kleidung »lud stellte die Frage, ob sich Frau Zarpen hier in der Wohnung aufhalte. Er habe Etwasmitzutheilen.
Halb zaghaft, halb hoffnungsvoll nickte Dorita.
„Ja! Allerdings, mein Herr, ich bin es selbst!"
Dann habe ich Sie zu ersucheu, mir unverzüglich zu folgen, gnädige Frau. Hier — mein Mandat. Sie haben sich auf Gruud eines Antrages der Aussichter Ämtsbehorde und Begutachtung des Arztes in Aussicht einer Untersuchung und Beobachtung zu unterwerfeu. Sie haben Handlungen vorgenommen, die Sie als gemeingefährlich erscheinen lassen.
Ich bitte also, daß Sie sich ankleiden und ohne Widerstand meinem

Ansuchen Folge leisten. Unten stellt ein Wagen, ich mühte, wenn Sie sich
weigern, Sie zwangsweise an denselben geleiten."
Während der Mann noch diese, die junge Frau zunächst in einen Zu-
stand der Fassungslosigkeit versetzenden Worte sprach, öffnete sich die gegen-
überliegende Thür und die Frau Pastor, durch das Geräusch aufgestört,
erschien.
„Ich bitte, ich beschwöre Sie, mein Herr," hauchte Dorita, vorerst zur
Milde ihre Zuflucht nehmend nnd auf die Pastorin weisend: „Hören Sie,
was Ihnen diese verständige Frau sagen wird, nnd lassen Sie ab von
Ihrem Vorhaben. Ich bin vollständig bei klaren Sinnen — ich weiß —-
mir ahnt — was man mit mir vorhat." —
Aber ebenso rasch seinen empfindungslosen Mienen begegnend und durch
wahnsinnige Angst und Erregung einem plötzlichen Weinkrampf unter-
liegend, warf sie sich an die Brust ihrer alten Freundin nnd rief:
„Uni Gotteswillen, liebe Frau Pastorin, retten Sie mich! — Wo ist
Ihr Mann? — Ausgegangen! — Ah! Das ist mein Verderben. —
Mein Herr, nochmals! Geben Sie! Ich beschwöre Sie! Erklären Sie,
mich nicht gefunden zu haben. Der Gott über den Wolken wird Ihnen
diese That der Menschlichkeit lohnen. Etwas Entsetzliches hat man vor.
Man will, — nicht wahr? — um ein lästiges Geschöpf zu beseitigen, eine
völlig Geistesklare in ein Irrenbaus sperren" —
Aber da auch diese Worte an dein Manne abprallten, zudem der
alten Dame vor Entsetzen die Sprache fehlte, ihr nur die Kraft blieb, die
junge Frau fchützend zu umklammem, riß sich Dorita, von einem anderen
Entfchluß gefaßt, jählings von ihr los, reckte sich empor und schrie, die
Thür aufreißend:
„Ich schwüre, daß ich mich aus dein Fenster stürze, wenn Sie mich
anfassen, mein Herr! Eher todt, als in ein Tollhaus gesteckt werden" —
Aber auf das Alles schien der Mann, der an ihren Irrsinn glaubte,
gefaßt gewesen zu sein.
Im Nu warf er sich wie ein Diebsfänger auf sie, und im M er-
schien auch ein hinter der Etagenthür bisher verborgen gewesener Hilfs-
märter. Sie Beide bezwangen die sich Wehrende also, daß sie ihre Hand-
gelenke umfaßten und ihr den Mund verschlossen!
Und demnach ganz in derselben Weise wie jüngst in Aussicht in der
Kirche unschädlich gemacht, schleppten sie sie, trotz der Pastorin Flehen,
heftigem Reden und Beschwören die Treppe hinab.
Noch einmal kehrte derselbe Beamte zurück und ersuchte um die für
die Fahrt erforderliche Garderobe, auch erklärte er, daß alle übrigen, der
jungen Frau gehörenden Gegenstände abgeholt nnd etwa bestehende Forderungen
berichtigt werden würden.
Nachdem das geschehen, nachdem diesem furchtbaren Gewaltact ein
folcher Abschluß verliehen, setzte sich das auf der Straße stehende Gefährt

in Bewegung und war wenig später mit seinen Insassen den Blicken der
aus dein Fenster der Unglücklichen nachschauenden, vor Aufregung schier
zusammenbrechenden Frau Pastorin entschwunden.
Die Irrenanstalt in ^1" liegt unmittelbar vor der Stadt auf einer
von herrlichem GeHolz und sorgfältig gehaltenen Gärten umschlossenen
Höhe. — —
Alles, was das Gemüth sanft und glücklich zu stimmen vermag, bietet
diese schöne Welt mit ihrer Abgeschlossenheit, ihrem stillen Frieden und ihren
wunderbaren Naturreizen. Ueberall schattige Wege und Lauben und
Pavillons, überall mächtige Alleen, Vosquets und Parkwiesen, die in ihrer
von hohen Bäumen und Gebüsch umgebenen smaragdenen Einsamkeit entweder das Bild eines unvergleichlichen Icmlls hervorzaubern, oder, frei
liegend, dem Auge Ausblicke auf von silbernen Bächen durchzogene Thalpartien und die in der Ferne auftauchende malerisch hingelagerte Stadt
gewähren.
Und überall eine reizvolle, das Auge erfreuende Ordnung, Sauberkeit
und Farbenpracht. Weißgetünchte, aus dem Grün hervorblitzende Krankenhäuser oder große, von schmucken Gärten umzingelte Gebäude in Backstein,
in denen neben den Wohnräumen breite Corridore und Conuersationsräume
sich befinden.
In einer dieser mit Tannen besetzten Parkpartien sah auf einer Bank,
acht Wochen nach den vorgeschilderten Vorgängen, eine Kranke und las in
einem Buche.
Aber wenn auch ihre Augen auf den Buchstaben hafteten, ^— ihr
Inneres war nicht bei der Sache. Sie überraschte sich wiederholt dabei,
daß sie las, ohne daß ihre Gedanken den Sinn aufnahmen. Mn eben
wurden erstere so lebendig, daß sie den Band in den Schoß fallen ließ
und, in eine Fluth von Thränen ausbrechend, vor sich hinstarrte. —
Gegenüber dem Platze, wo sie saß, vergnügten sich auf einer zierlich
eingefriedigten Parkwiese ein Paar Füllen. Mit ihren großen Augen
schauten sie zutraulich zu ihr, 'her Kranken hinüber, aber nicht krank aus
Irrsinn, sondern durch eine nicht zu bannende Schwermut!) hes Gemüthes
und Hoffnungslosigkeit der Seele.
Jetzt eben kamen ihr die Erinnerungen an die Geschehnisse, die ihrer
gewaltsamen Entführung in die Anstalt gefolgt waren, und wechselnde
Ausdrücke von Iwilder Auflehnung und Empörung entstellten ihre Mienen.
In dem Kranken-Journal der Anstalt befinden sich über die Kranke
nachstehende, von dem Director vorschriftsmäßig protokollirte Notizen:
„Frauenhans Nummer 1. Zimmer Nummer 11:
Frau Doritn Zarpen, geborene Busch, Gattin des Hermann Iarpen

leiden einer Flau. 26?
auf Westerthal bei Ratzeburg, Lauenburg. Genannte wurde hier am 11. Mai
auf Antrag der Aussichter Ortsbehörde und auf Grund eines vorläufigen,
später durch das Ortsphnsikat dahin bestätigten Gutachtens des Doctor
Memes in Aussicht (Lauenburg) zwangsweise eingeliefert und soll, auf
Wunsch der Familie, während einer längeren Zeit obseruirt werden.
Die Aufenthaltskosten trägt die Familie Zarpen. Berichte!sind zu
senden an Frau Zarpen auf Gut Aussicht (Lauenburg).
Die Kranke leidet an Verfolgungswahn und hat andere, auf Geistes-
störung hindeutende Handlungen begangen.
Zunächst hat sie sich ohne ersichtlichen Grund vom Stammgut Wester-
thal entfernt, ist nach Flensburg gereist und hat von dort einen Proceß
gegen die Familie wegen Herausgabe von eingebrachtem Heirathsgut ange-
strengt, die Scheidung von ihrem Gatten aber verweigert. Acht Tage vor
ihrer Einlieferung Hierselbst, hat sie sich nach dem Dorfe Aussicht begeben,
daselbst sich auf die Kanzel geschlichen, die Trauhandlung ihres Schwagers,
des Landraths Zarpen, ruhestörend unterbrochen und zu schweren Aergernissen
Anlaß gebende Beschuldigungen öffentlich vor der Gemeinde gegen ihre eigene
Familie erhoben.
Als man sie erst mit sanften Zureden, dann zwangsweise zu entfernen
bestrebt gewesen, hat sie sich wie eine Tobsüchtige geberdet. Ihr Rechts-
anwalt in Flensburg, Iustizrnth Harms, bestätigt gleich anderen Personen
ihre außerordentliche, eine starke Anormnlität beweisende Erregtheit
bei allen Verhandlungen, gleicherweise Symptome beregten Verfolgungs-
wahns.
Die Kranke hat fortwährend Behauptungen über ihr zugefügte
Kränkungen, Hintenanhaltungen und Gewaltthätigkeiten aufgestellt, Be-
hauptungen, welche von vornherein einen unglaubwürdigen Charakter trugen
und sich dann auch stets als völlig aus der Luft gegriffene Elaborate
herausgestellt haben.
Ihre Simulationsfähigkeit hat bisher ein richtiges Erkennen ihres
Geisteszustandes verhindert, und wie in allen solchen Fällen die für sie
günstige Gegenzeugenschaft einiger niit ihr bekannten Persönlichkeiten herbei-
geführt. Siehe u. A. Aussagen des Pastor Wenthin und Frau in Flens-
burg —"
„W. d. 5. Mai. Doctor Prassart beobachtete die Kranke während
vier Wochen und giebt zu Protokoll:
Die Kranke spricht nie. Sie bejaht nur stumm, oder schüttelt den
Kopf. Vielleicht unterliegt sie der Furcht, durch Sprechen sich Nachtheiliges
zuzufügen.
Ihre körperlichen Functionen sind normal, auch ergiebt sich zur Zeit
nichts Auffälliges. Sie ist fleißig, beschäftigt sich mit Handarbeiten, liest
viel und geht häufig spazieren. —"
Während Dorita in der geschilderten Weise im Freien verharrte.

tauchten am Ende des Tannenweges die Gestalten zweier Männer auf.
Der Eine mar der obenerwähnte erste Assistenzarzt der Anstalt, Toctor Prassart, eine dunkle Erscheinung mit ernsten, gefestigten Zügen und vertrauenerweckendem Ausdruck in den stillblickenden Augen.
Nicht ohne tiefe Bewegung betrachteten sie die Kranke. Ein ergreifender Anblick! Ein Vild grenzenloser Versunkenheit und schwermüthiger Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt!
Nun nahm, als sie neben ihr standen, der Doctor das Wort und sagte:
„Gestatten Sie, daß ich Sie einen Augenblick störe, gnädige Frau! Der Mann hier — ein alter Freund — möchte Sie gern sprechen. Er hofft, Ihnen nicht ungelegen zu kommen. —"
Aber die Frau rührte sich nicht. Sie blieb in sich zusammengesunken sitzen, wie bisher.
„Frau Zarpen, gnädige Frau! Ich bitte —" setzte der Doctor mit sanft eindringlicher Stimme von Neuem an und ließ Jenen vortreten.
Nun hob sie langsam, unfügsam das Hauvt, fast wie aus einem Traum erwachend, und blickte dem Fremden in's Antlitz.
Und dann, als sie den» tiefbewegten Ausdruck in seinen Zügen begegnete, als sie in seinen Augen ein zärtliches Mitleid schwimmen sah, jenes, das unverfälscht aus dem Innersten des Menschen eniporsteigt, als gar Thränen seine Augen feuchteten, gewann sie noch einmal den Glauben an Menschen zurück, gestattete, daß er ihre Hand berührte, und ließ zuletzt, fassungslos vor Schmerz, ihr von Thränen überfluthetes Antlitz an seine Schulter sinken.
Und: „Wehse, Wehse —mein theurer, alter Freund —" hauchte sie und verharrte so unter verzehrendein Schluchzen neben den tieferschütterten Männern.
So herzbewegend war der Eindruck, daß dem Arzt unwillkürlich der Athem stockte, daß sich auch ihm das Naß in die Augen schlich. —
„Ich werde mich drüben in den Pavillon begeben, dort warten, falls Sie meiner bedürfen, gnädige Frau," erklärte er rücksichtsvoll, fenkte sanft das Haupt und ließ die beiden Menschen allein.
Und dann sprach Wehse, nachdem er neben der Unglücklichen auf der Vank Platz genommen. Er komme, um zu sagen, daß er sich in Mecklenburg in seinein Heimatsort niedergelassen babe. Von Aussicht sei er fort, nachdem er sich in Frieden — absichtlich in Frieden — mit der Aussichter Familie auseinandergesetzt.
Vorher sei er in Flensburg gewesen, weil er Dorita dort bei der Familie Wenthin uermuthet habe.
„Wie? Sie wußten nicht, daß ich hier war, Wehse?"
„Nein, gnädige Frau. Erstlich hat man in Aussicht Alles sorgfältig vor mir versteckt — vielleicht, weil man vermuthete, daß ich zu Ihnen

hielt — und dann bin ich auch schon mehrere Wochen von dort fort. Ich
lag schwer krank in Natzeburg bei einem Bekannten. Sobald ich wieder
Kräfte hatte, besorgte ich meine Uebersiedlung. Vorher begab ich mich,
wie erwähnt, nach Flensburg. Der Herr Pastor läßt Ihnen sagen, daß
die Familie Zarpen Alles berichtigt habe. Sie selbst, die Gläubiger
Ihrer Frau Mutter und Harms hätten sämmtlich ihr Geld empfangen.
Sie haben dadurch die gegen sie von Ihnen erhobenen Veschuldigungen ent-
kräften wollen. Wenthins lassen Sie auf's Innigste grüßen. Weshalb die
gnädige Frau aber auf all' ihre Briefe niemals geantwortet hätten?"
„Weil ich keine empfing, Wehse. Ich hielt auch diese Freunde für
halbe, sie und den bisherigen besten, Sie selbst —
Von meinen Schwestern erhielt ich zweimal Nachrichten und habe es
verstanden —" hier dämpfte sich der Sprecherin Stimme — „ihnen mit
Umgehung der Aerzte zu antworten.
Denn Sie müssen wissen: Alle Zuschriften, die abgehen, unterliegen
einer Controle. So hat es die heilige Familie in Aussicht angeordnet.
Aber vielleicht hat man mir auch die ankommenden Zuschriften vorenthalten
und somit auch die Zuschriften von Wenthins "
„Und was denken die gnädige Frau zu thun? Wollen die gnädige
Frau denn das Alles über sich ergehen lassen? Ich war starr, als ich
hörte, man habe Sie zwangsweise hierher gebracht."
„Ich will Nichts mehr, Wehse! Nachdem Sie mir eben die Freuden-
botschaft gebracht, daß Alle, die Forderungen hatten, ihr Geld empfangen,
da ich weiß, daß auch für meine Schwestern gesorgt, ist meine Aufgabe erfüllt!
Memals, ich weiß es, wird man mich aus der Anstalt wieder ent-
lassen —
Zu viel spricht gegen mich, da man die Ankläger für wahrheitsliebende
Menschen hält, mich — für eine Verrückte!
Als ich hier eingeliefert wurde, hatte ich eine Unterredung mit dem
Director, aus der hervorging, daß er mich als eine mit Verfolgungswahn
behaftete Kranke betrachtet.
Zu einer anderen Ansicht ist man auch heute schwerlich gelangt, um-
soweniger, da ich mit Niemandem gesprochen habe. Freilich unterließ ich
es nur, weil mir der Elel über diejenigen, die sich Menschen und Christen
nennen, die Sprache nahm.
Ich will hier bleiben. Ein schwerer Druck, der Druck der Pflichten,
die ich noch hatte, ist von mir genommen. Ich würde vielleicht fogar aus-
harren, wenn sich nicht Alles in mir aufbäumte, ferner ein von den
Wohlthaten dieser entsetzlichen Familie abhängiger Kostgänger zu sein.
Sie weigerten sich, der Gesunden ein Iahresgehalt auszusetzen. Nie war's
ihnen mit ihren Anerbietungen wirklich Ernst! — Sie zahlen aber für
die Irrsinnige bereitwillig, weil sie sich dadurch endgültig von ihr und
ihren Anschuldigungen zu befreien hoffen."

„Ja — ja — Sie haben Recht, gnädige Frau. Ich verstehe und
fühle Ihnen Alles nach. Dennoch bitte ich Sie, flehe ich Sie an:
Kehren Sie in die Welt zurück. Ich glaube sicher, mau wird Ihnen
in jeder Weise, wenn auch nur aus Furcht, entgegenkommen. Man wird
Ihnen Ihr Leben sicher stellen, wenn Sie in die Scheidung willigen.
Nichts gegen die Familie zu unternehmen versprechen und das Land ver-
lassen —
Schon gilt Hermann mit der jungen von Elbstetten verlobt.
Seien Sie, obschon zum Haß berechtigt, die Klügere, drücken Sie
Alles in sich nieder, gnädige Frau. Sie sind ja, wie fast Alle, die man
in solcher Weise zu beseitigen strebt, vollkommen machtlos. Aller Wider-
stand, selbst der Anruf an die Oeffentlichkeit ist vergeblich, wenn Sie ihn
überhaupt ermöglichen können. Es ist entsetzlich, aber wahr!"
„Nein, Wehse. Ich würde durch solches Entgegenkommen, wie Sie es
mir darthun, nur Reue über meine Handlungsweise an den Tag legen.
Jenen Rechte einräumen und mich selbst beschuldigen, während alles Un-
recht von der Familie begangen ward. Ich will auch keine solche Almosen
von diesen Teufeln in Menschengestalt. Ich will endlich — ich wiederhole
früher Gesagtes — nicht mein Kind einer solchen Welt preisgeben, und
ich fühle es, trotzdem die Menschen rufen: „keine größere Sünde als Selbst-
befreiung vom Dasein!" daß nur Gott verzeihen wird.
Er sieht ja in die Herzen, er weiß, welche Megären unter den
Weibern, welche Feige und Erbärmliche unter den Männern mich in den
Tod getrieben" —
„Also immer noch solche schreckliche Gedanken, gnädige Frau? Ah! —
Wie mich das betrübt! Könnte ich durch einen Fuhfall, durch Hergabe von
Jahren meines Lebens, Hingabe meiner Ersparnisse Sie auf andere Ge-
danken bringen, freudig sollte es geschehen!
Und wollen Sie denn wirklich, daß die Familie unter dem Fluch
weiterleben soll, den Sie auf sie herabschleuderten?
Sie wissen, wie ich über Frau Zarpen und die Töchter denke, wie
sehr ich Ihre Auffassung theile. Aber Gott spricht: die Rache ist mein, ich
will vergelten!" —
Die Frau schauderte zusammen. Die letzten Worte aus dem Munde
des einfachen Mannes wirkten auf sie wie eine Predigt aus den Höhen.
Ein plötzlicher heftiger Weinkrampf befiel sie, und ehe er sich's versah, lag
sie, die vornehme Frau, wie vordem an seinem Halse und schluchzte herz-
erbarmend.
Und dann sich von dem Tieferschütterten lösend, sprach sie:
„Ich will mir Alles noch einmal überlegen, lieber Wehse, Soviel
verspreche ich Ihnen! Um der Liebe, die ich für meinen Mann einst em-
pfand, um der Schuld willen, die ich als fehlerhafter Mensch zu sühnen
habe, will ich wenigstens ihm ein gutes Abschiedswort senden.

Und eben ihm kann ich jll auch keinen größeren Dienst leisten, als
aus dem Leben zu scheiden. Dann kann er ohne Verzug Derjenigen die
Hand reichen, die nun sein Herz gewonnen, die auch in den: Sinne seiner
Umgebung geartet ist! Auch diese Erwägung beeinflußt meine Entschlüsse."
„Die Scheidung führt doch dasselbe für ihn herbei, gnädige Frau!
Wenn Sie darein willigen, ebnet sich Alles für alle Theile, für jene und
für Ihre Zukunft! Noch einmal: Erhören Sie die Bitte des Mannes, der
Sie ehrfurchtsvoll liebt. Erhalten Sie sich dem Leben, nehmen Sie den
Fluch von Allen, und wenden Sie sich wieder dem Glück zu, nachdem Gott
Sie schwer geprüft hat! Und verzeihen Sie, daß ich es wage, so zu Ihnen
zu sprechen, gnädige Frau. Ich kann nicht von Ihnen gehen, ehe ich weiß,
daß Sie alle die schrecklichen Gedanken an Tod und Vergeltung, Nache und
Unversöhnlichkeit von sich geworfen haben, daß Sie wieder gesund werden
wollen uud leben wollen."
„O, Sie edler, seltner Mann, Sie wahrhafter Christ unter den
Millionen und aber Millionen, die sich fälschlich fo nennen!" rief hin-
gerissen die tiefempfindende Frau.
„Vor des Höchsten Tbron will ich Dir ein Anwalt sein. Ich will
ihn, zurufen: In ihm, dem Diener der Großen, pulsirt ein rechtes Herz,
in ihm wohnt die Gesinnung, die Du forderst von Denen, die gottähnlich
sein wollen!
Pflicht war Dein Stecken, wahres Christenthum Dein unvergleichlicher
Schmuck —
Du legtest ein Wort ein für die Verirrten, indem Du batest, von
ihnen den Fluch zu nehmen. Du übtest Liebe, vornehmes Denken und wahr-
hafte Sittlichkeit, indem Du mich ansprachst wie ein Vater, mich des Wortes
erinnertest:
Kein Mensch ist unentbehrlich, aber Niemand darf sich entbehrlich
dünken, solange er Mitbrttder und Mitmenschen besitzt. Und beugen würde
ich mich Deinem Wort, wenn ich nicht durch dies Gespräch mit Dir ge-
läutert und zu noch tieferer Einsicht gelangt, erkennen müßte, daß ich durch
den Abschied vom Leben den Fluch in eine That höchster Liebe ver-
wandelte.
Ich will sterben, weil ich nicht mehr leben mag und zu viel Mitleid
mit dein Geschöpf habe, das unter meiner Brust ruht. Ich will aber auch
sterben, weil ich Jene von mir befreie. Mein letztes Wort foll ein Gebet
für meine Feinde, ein inbrünstiger Schrei zu dem Höchsten sein, ihnen zu
verzeihen, sie glücklich zu machen, aber auch mir — zu vergeben —
Und nun leben Sie wohl, mein theurer Freund. Meine Kräfte sind
am Ende. Ich achte und liebe Sie, wie kaum Einen auf dieser Welt.
Adieu! Adieu! — Gott sei mit Ihnen ferner auf allen Wegen —"

Nach diesem Vorgang sind vier Wochen verstrichen. Ein alter Mann, Christian Wehse, sitzt vor seinein kleinen, niedlichen Hause in St. vor der Thür und liest die Zeitung.
Ein blauer Himmel über ihm, smaragdfarbene Gebüsche um ihn, vor ihm die Stadt, hingestreckt wie ein Wunder stillen Friedens.
Plötzlich fahrt die Hand an die Augen, sie verdunkeln sich; er zittert. — Allzu heftig hat ihn ergriffen, was er gelesen. Und dann prüft er noch einmal und liest bis an's Ende.
„Ein erschütterndes Ereigniß hat sich vorgestern in der hiesigen Irren-anstalt zugetragen. Eine dort seit einem halben Jahr befindliche Kranke, Frau Zarven-Westerthal im Lauenburg'schen, hat sich Nachts heimlich fort-geschlichen und in dem sogenannten Mönchsteich, oberhalb der Anstalt, von: Leben befreit. Die Leiche ist dafelbst gestern früh aufgefunden worden.
Wie man vernimmt, hat die Dahingeschiedene kurz vor der Ausführung des beklagenswerthen Entschlusses an ihren Gatten und dessen Familie einen Brief gerichtet, in diesem Schreiben einen bewegten und versöhnenden Ab-schied genommen und ausgesprochen, daß sie sich mit der Ausführung un-mittelbar trage.
Die dann schon von den Angehörigen nicht mehr zu hindernde, mit großer Ueberlegung ausgeführte That wird auf eine starke Wiederholung von Verfolgungsvorstellungen geschoben, unter denen die Kranke litt, in Folge deren sie sich widersinniger Handlungen wiederholt schuldig machte, und deren Charakter ihre Ueberführung in die Anstalt seiner Zeit gebiete-risch verlangte."
„Ja, ja! So wird das Alles der Welt verkündet," flüsterte Wehse und sah, gleichsam mit seiner Seele sich der Todten zudrängend, mit thränendem Auge hinaus in die Ferne.
„Ich aber weiß es besser! Wohl war sie ein Mensch wie andere mit Fehlern und Leidenschaften. Aber wenn ich ihr ein Wort auf ihren Grab-stein setzen sollte, würde ich schreiben:
‚Verfolgt von der Rache unduldsamer Nebenmenschen, fliehst Du, ein verzeihender Engel, zu dem Höchsten empor!'" —

^ -»^.^^

<» »^l!«^
"3 V lß^->^??>^' ^ !

Zur Geschichte der römischen Annalistik.

von
WilHelm Sultan.
— Zabcin im Elsaß. —

!!ie historische Forschung der letzten Decennien hat sich zur Aufgabe gestellt, nicht nur im Allgemeinen mit schärferer Kritik M die urkundlichen und glaubwürdigen Berichte von späteren Zuthaten zu scheiden, sondern auch im Einzelnen sorgfältiger auf die ursprünglichen Quellen unserer Ueberlieferung einzugehen. Diesen Bestrebungen verdankt namentlich die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte einen bedeutsamen Aufschwung, auf solchen Untersuchungen beruhu auch manche der wichtigsten Resultate, welche in den verschiedensten Zweigen der Alterthumstunde gefunden worden sind.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Ergebnisse solcher Forschungen, welche ja nicht immer unumstritten sind und hie nnd da zu radical erscheinen, nicht sofort nutzbar gemacht werden, um die historischen Einzelheiten festzustellen. Und befremden kann es nicht, wenn weitere Kreise sich diesen Forschungen gegenüber skeptisch und ablehnend verhalten, wo schon in Fachkreisen die Urtheile vielfältig auseinandergehn.

Vielleicht wird es daher erwünscht und von Nutzen sein, wenn hier eine Uebersicht der Ergebnisse der Quellenforschungen über ein begrenztes Gebiet gegeben wird. Aus mehr als einem Grunde möge hier die ältere römische Geschichte in's Auge gefaßt werden. Denn, abgesehen von der materiellen Bedeutung, welche die Entwicklungsgeschichte des Römeruolkes besitzt, ist seit Langem schon die römische Geschichtsforschung das Feld, auf dem die geistigen Kämpfe der Kritik mit der Urtbeilslongkeit am heftigsten hin und her gewogt haben. Auch sind mehr als einmal die Siege, welche

die Kritik hier errungen hat, vorbildlich und bedeutsam für die Entscheidung in verwandten Wissenszweigen, namentlich für die biblische Kritik, gewesen. Niebuhr, Schwegler und Mommsen haben durch ihre kritischen Forschungen über die römische Geschichte indirect auch ihren Antheil an den Ergebnissen der neutestamentlichen Kritik. —

Welche Anfänge hat die römische Geschichtsschreibung genommen? Seit wann bestehen gleichzeitige Aufzeichnungen? Und wie hat sich bei den dürftigen Anfängen der älteren römischen Chroniken allmählich ein mächtiger Strom der Ueberlieferung bilden können, welcher mit behaglicher Breite ein Spiegelbild nicht nur der älteren geschichtlichen Zeit, sondern auch der sagenhaften Vorzeit zu geben gesucht hat? Das sind die Fragen, welche die Geschichte der römischen Annalistik zu beantworten hat*).

Bevor die hierauf von den neueren Forschungen gegebene Antwort und damit ein Vild des Entwicklungsganges der römischen Geschichtsschreibung gegeben wird, wird eine allgemeine Vorbemerkung am Platze sein.

Unsere Zeit, ein Zeitalter historischkritischer Forschung, hat gewiß viele löbliche Versuche gemacht, die Auswüchse der Tradition zu beschneiden und, was schwerer war, es oft genug verstanden, den so verringerten Bestand historischer Ueberlieferung mit Hülfe der Rechts- und Culturgeschichte, sowie durch Aufdeckung neuer Gesichtspunkte so zu verwenden, daß eine nicht blos richtigere, sondern auch anschaulichere Auffassung des Alterthums gewonnen und verbreitet werden konnte. Wenn irgendwo, so darf gerade bei der kritischeil Durchforschung der römischen Geschichte darauf hingewiesen werden, daß sie nicht nur zerbröckelt, sondern auch neu gebaut habe. Mommsens römische Geschichte zeigt am besten, wie neues Leben aus den Ruinen erblühen konnte. Aber ebensowenig wird bestritten werden können, daß weitere Kreise den Zersetzungsprocessen, welchen die Ueberlieferung durch die historische Methode ausgesetzt gewesen ist, nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern auch mit einer gewissen Abneigung gegenüberstehen; und das ist nicht unbegründet. Mag immerhin die Historie von Nomulus lind Remus, von König Numa und dem Weisen Pnthagorns, voll Mucius Scävola oder von Coriolan in's Gebiet der Sage gehören: man darf nicht erwarten, daß darum in weiteren Kreisen das Interesse an diesen Erzählungen abnimmt, noch daß das Bestreben, die historische Wirklichkeit an die Stelle jener Sagen zu setzen, zunimmt. Gerade bei dem jetzt herrschenden Interesse für Cultur- und Sittengeschichte wird nmgekehrt, so sollte man denken, die Mehrzahl der Alterthumsfrennde geneigt sein, die sagenhafte

*) Von älteren, jetzt aber zum Theil veralteten Schriften müssen hier erwähnt werden: George Cornewall Lewis, Untersuchuiissen über die Glaubwiiidigleit der altrömischen Geschichte, deutsch von Felix Liebrecht, 2. B., Hannover 1863, und K. W. Nitsch, Tie römische Annalistik von ihren ersten Anfängen bis auf Valerius Antias, Berlin 1873. Vortrefflich kann zur allgemeinen Orientirmig dienen lirnst Vernhcim, Lehrbuch der historischen Methode, 2. Auflasse Leipzig 1894.

Tradition, welche doch wenigstens ein Vild jener alten Zustände giebt, eher festzuhalten, als das historische Schattenbild, welches nach ihrer Entfernung noch Zurückbleibt. Sind nicht Homer und Nibelungenlied bessere historische Zeugnisse für das geistige Leben und Denken ferner Jahrhunderte, als manche glaubwürdige alte Priesterannalen und Kloster chroniken?

Diese Bemerkung, welche einem Versuche, weitere Kreise von der Sagenhaftigkeit der älteren römischen Tradition und von dein größeren historischen Werthe der dürftigeren Ännnlenberichte zu überzeugen, ungünstig ist, führt gleichwohl darauf hin, der Bedeutung solcher Betrachtungen das Wort zu reden. Denn gerade dasjenige, was uns Homer und die alte Volkspoesie so unschätzbar macht, daß sie ein Strom lebendigen Lebens in einer sonst bereits erstorbenen Vergangenheit ist, vermissen wir in der gesammten Tradition der älteren römischen Geschichte. Sie steht, wie gezeigt werden wird, der naiven Volksdichtung ebenso fern, wie der geschichtlichen Wirklichkeit, und mit derartigen Mißbildungen aufzuräumen, kann dem poetischen Geschmack wie dem historischen Urtheil nur förderlich sein.

Wenn sich aber einmal die Wahrheit Bahn gebrochen hat, daß die ältere römische Geschichtstradition keine größere Bedeutung beanspruchen kann, so ist damit auch gegeben, wie wichtig es ist, die Kunde dieser Thatsache auszubreiten und die einzelnen Phasen, in denen sich eine erdichtete oder gefälschte Tradition gebildet hat, nachzuweisen. Es kommt wahrlich auch hier darauf an, nicht nur die Mängel der historischen Ueberlieferung aufzudecken, fondern auch die mannigfaltigen Ursachen, welche sie erzeugt haben, festzustellen.

Das Urtheil über den Werth, welcher der Tradition über die Geschichte der fünf ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte (753—264 v. Chr.), d. h. bis auf den Beginn der punischen Kriege innewohnt, hat in den letzten Jahrzehnten einen vielfachen Wechsel erfahren. Noch sind die Gelehrten nicht ganz ausgestorben, welche an die römischen Könige sogar noch mit ihren Negierungsjahren glaubten. Andere gaben die Einzelheiten der Künigszeit gern preis, nm nur mit der strengen Lucretia und dem starren Republikaner Brutus, mit Valerius, „dem Volksfreund" <?onli(:c)1ll) und Menenius Agrivva, den beiden populären Aristokraten, eine glaubwürdige römische Geschichte zu beginnen.

Die noch zaghafte kritische Beurtheilung, welche Schwegler den Einzelheiten der älteren republikanischen Geschichte angedeihen ließ, mußte bald der schroffen Aburtheilung weichen, durch welche Mommsen die Zahl der haltlosen Berichte des Livius und Dionys*) abthat. Immer weitere Ausdehnung nahm die Skepsis an. Die berühmte, zum Theil noch im

*) Beide schrieben unter Augustus, Beide meist nach den jüngsten Annalisten, ohne genügende Kunde der alleren Tchriftsteller nnd Urkunden.

Original erhaltene Liste der Consuln und der triumphirenden Beamten, welche von Augustus aufgestellt morden ist, wird von Matzat (Römische Chronologie 1, 353) „das Endprodukt eines Verderbnißprocesses, wie ihn wohl kaum eines anderen Voltes Ueberlieferung durchgemacht hat", „ein Grabmonument der Wahrheit" genannt. Ja das, was bisher als der festeste Punkt der republikanischen Verfassungsgeschichte galt, „das licinische Ackergesetz", 367 v. Chr., wird von Niese*) (Hermes 1888, 23, 410) als eine Fälschung verworfen. Sind alle diese Ergebnisse unumstößlich oder haben wir es hier mit den Ausschreitungen einer einseitigen wissenschaftlichen Richtung zu thun?

Es ist ein allgemein anerkannter Grundsatz der historischen Kritik, daß die Berichte über geschichtliche Vorgänge nur dann einigen Glauben verdienen, wenn sie direct oder indirect auf solche Berichterstatter zurückgehen, welche den Begebenheiten selbst zeitlich und örtlich nahe gestanden haben. Auch dann noch sind subjective Täuschungen und eine parteiische Verdrehung des Thatbestandes nicht ausgeschlossen. Charakteristisch dafür, daß selbst noch bei den Berichten von Zeitgenossen bedenkliche Trübungen der historischen Wahrheit stattfinden können, ist die Erzählung, daß Sir Raleigh das Manuscript eines historischen Werkes in's Feuer geworfen haben soll, als er fand, daß ein von ihm selbst erlebtes Ereigniß von einen: anderen Augenzeugen in völlig abweichender Weise erzählt worden sei. Wenn so schon selbst bei gleichzeitigen Berichterstattern grobe Entstellungen der Wabrheit nicht ausgeschlossen sind, wie viel mehr ist das der Fall bei den Berichten, welche von den Begebenheiten selbst viele Menschenalter getrennt sind!

Die Folgerungen, welche für die römische Annalistik hieraus gezogen werden müssen, sind die: Erst seit dem zweiten punischen Kriege (218 bis 201 v. Chr.) werden in Rom Annalisten erwähnt. Fabius Pictor, welcher nach der Schlacht bei Cannae (216 v. Chr.) im Auftrage des Senats das Delphische Orakel befragte, ist unbestritten der älteste Annalenschreiber Roms. Aber selbst von den Berichten dieses Mannes und seiner jüngeren Zeitgenossen sind uns nur schwache Spuren erhalten. Die Schriften der Historiker, welche uns (wenigstens größtentheils) vorliegen, gehören mit wenigen Ausnahmen der augusteischen Zeit an: so Livius, Dionns, Diodor, und auch diese Autoren haben mit Ausnahmen von Diodor meist nur spätere Quellen ausgeschrieben. Bei dieser Sachlage darf es nicht Wunder nehmen, daß der Glaube an die Ueberlieferung über die fünf ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte mehr und mehr schwankend geworden ist. Aller» dings wäre Nichts verkehrter, als die ganze römische Tradition über die früheren Jahrhunderte in Bausch und Bogen zu verwerfen. Denn jedenfalls

*) V3 ist im Hermes 30, 624 f. von mir gezeigt worden, baß dieses sachlich ein Mißgriff ist. Aber die Ueueilieferung über jene Gesetzgebung (377—367 v. Chr.) ist in der Thai so wenig vertrauenerweckend, daß aus ihr allein Niese nicht zu widerlegen war.

bieten uns die genannten Schriftsteller aus Augustus' Zeit ein klares Bild
von dem, was im ersten Jahrhundert u. Chr. über die Vorgeschichte geglaubt
wurde, und zahlreiche Berichte werden auf die Ausführungen der geschichts-
kundigen Pontifices zurückgehen, welche um das Jahr 130 v. Chr. die
römische Stadtchronik in 80 Büchern zusammengestellt haben. Außerdem
aber ist durch zahlreiche Quellenuntersuchungen der Nachweis erbracht worden,
daß auch in den jüngern Berichten manche Spuren auf altere schriftliche
Aufzeichnungen zurückweisen.

Die Listen der Consuln und ihrer wichtigeren Siege, die Trium-
phaltafel, enthalten zwar manche irrige Zusätze, sind aber in: Wesentlichen
authentisch. Inschriften und Münzen, sowie manche monumentale Ueberreste
weisen auf viel frühere Jahrhunderte zurück. Vor Allem aber war zu be-
achten, daß schon vor den ältesten Annalisten der römische Oberpriester,
der Pontifex Maximus, ein Jahrbuch hielt, in welchen« er zwar kurz, aber
wahrheitsgetreu die wichtigsten Zeitereignisse eintrug.

Es ist klar, daß, wenn die späten Schilderungen bei Lioius und
Dionys oder bei den bekannten griechischen Historikern des zweiten Jahr-
hunderts nach Chr., Plutarch uud Dio Cassius, vorzugsweise Angaben ent-
hielten, welche auf solche gleichzeitigen pontificalen Berichte zurückgingen,
sie einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit beanspruchen dürften. Um so
beachtenswerther ist daher das Resultat neuerer Forschungen, welche ergeben
haben, daß sowohl überhaupt, als insbesondere in Livius' 10 ersten Büchern,
welche die Zeit von 753 bis 293 v. Chr. behandeln, nur geringe Spuren
auf derartige glaubhafte Berichte der Stadtchronik hinweisen.

Zunächst ist die Beschaffenheit dieser Aufzeichnungen, wie man nach
den Ueberresten derselben aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. schließen
darf*), als überaus dürftig anzusehen. Sie enthalten nur Angaben über
hauptstädtische Vorgänge. Auswärtiges wird nur nebenher berührt und,
was die Pontifices jener Zeit interessirte, z. B. Todesfälle von Priestern,
Wunderzeichen und Festspiele, ist meist historisch höchst gleichgültig. Sodann
ist zu beachten, daß Livius, der später diese Nachrichten regelmäßig bringt,
sie in den Berichten vor dem Jahre 300**) nicht bietet. Nur vereinzelt
werden in der Zeit des vierten Jahrhunderts v. Chr. die römischen Pontifices
derartige Jahresberichte geliefert haben. Auf dasselbe Resultat führen die
Ergebnisse aller jener Untersuchungen, welche bestrebt gewesen sind, in der
Masse der sonstigen Ueberlieferung die älteren, glaubwürdigen Berichte von
jüngeren Znthaten zu scheiden. Die älteren Berichte werden oft mit Angabe
des Intervalls, des Iahresabstandes gegeben, und dabei ist in zahlreichen

*) Val. z. N. Livius 31, 19 oder 33, 42 und Philologus 52, 064. Daneben ist
jeyt mein Aufsatz über die »unlll«» maximi (?di1c>IoF>i3 1896) einznsebeir.

**) Einer der ältesten solcher Jahresberichte findet sich LwiuL 10, 46 zum
Jahre 293 v. Chr.

Fällen nn natürliche Jahre zu denken, woraus sich ergiebt, daß min-
destens in der größeren Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. noch keine
nach Consulaten geordnete Iahreschronik in Rom bestanden haben kann*).
Daraus folgt nun nicht etwa, daß alle Berichte über dieses Jahrhundert
jeder historischen Glaubwürdigkeit entbehren; sondern nur soviel, daß hier
allein die Berichte, welche auf die ältesten Annalisten zurückgehen, keines-
wegs aber jene erst viele Menschenalter nach den Ereignissen zusammen-
gestellten Jahresberichte mit ihren erfundenen Schlachtenschilderungen und
Siegesbülletins historisch gesichert sind.
Noch weniger bestritten kann es sein, daß die Tradition über das
erste Jahrhundert der römischen Republik (von 509 bis 400 v. Chr.) nur
einen sehr geringen Grad von Glaubwürdigkeit besitzt. Ich erwähne nur
zwei Beispiele als Beleg. Bei der Eroberung der Stadt Fidenne hat
Anlus Cornelius Cossus den Vejenterkönig Tolumnius, welcher den Fidenaten
zu Hülfe eilte, mit eigener Hand erschlagen. Die von Augustus aufgefundene
gleichzeitige Inschrift setzte diese That in das Consulat des Cossus 326 nach
Gründung der Stadt (ungefähr 425 v. Chr.), dagegen erzählt sie Livius
317 d. St., die meisten andern Berichte 328 d. St. Daß damit auch
zahlreiche andere Vorgänge verschoben und entstellt überliefert worden sind,
ist leicht begreiflich.
Bekannt ist ferner, daß die Beschlüsse der Plebs erst seit dem hortensischen
Gesetze 287 v. Chr. volle gesetzliche Gültigkeit erhalten haben. Dem gegen-
über verlieren die zahlreichen Berichte, welche ein umfassendes Gesetz-
gebnngsrecht der Plebs schon für das fünfte Jahrhundert v. Chr. voraussetzen,
allen Werth.
Die ganze, scheinbar historische Schilderung des 5. Jahrhunderts
v. Chr. beruht, so wie sie uns bei den Schriftstellern der augusteischen Zeil
vorliegt, auf späteren Restitutionsversucheu, von denen einige bis in's
2. Jahrhundert v. Chr. und auf wissenschaftliche Bestrebungen zurückzuführen
sein mögen, die meisten aber jüngeren Datums und geringerer Herkunft sind.
Nur scheinbar besser steht es mit manchen Theilen der Geschichte der
römischen Königszeit. Wenn hier namentlich die Entstehung der römischen
Verfassung, der geistlichen und weltlichen Ordnungen eingehend und glaub-
würdig beschrieben wird, so führt dies nicht etwa auf eine uralte Geschichts-
darstellung hin, sondern es sind dies nur Combinationen der rechtskundigen
Römer, welche sich von den Einrichtungen ihrer Zeit einen Rückschluß auf
die Vorzeit erlaubten. Das, was uns als die Geschichte der römischen
Künigszeit vorgetragen wird, ist nach Mommsen nur ein Bild der römischen

*) Vs möge beachtet werden, das, ein seit den vunischeu Kriegen (völlig erst seit
153 v. Lhr.) das römische Vonsiilatoillhr mit dem Kalenderjahr zusammenfällt. Früher
bestände!! größere Differenzen, indem nicht selten die Eonsuln zu Vorzeitigen! Nückttitt
veranlaßt winden. Vgl. 2olta», Mmischc Chronologie 302 f. (^reiburg 1889).

Verfassung in historische!» Gewände. Ich erwähne auch hier über die Un-
glcmbwürdigkeit der Ueberlieferung in: Einzelnen nur wenige Thatsachen,
statt aller andern Beweise. Noch in der Zeit des zweiten punischen
Krieges wichen sonst kundige Männer über das Gründungsjahr Roms nicht
um Jahre, sondern um Jahrhunderte von einander ab. Der berühmte
Dichter Ennius (-f-169 v. Chr.) setzte Roms Gründung 700 Jahre vor
seine Zeit, d. h. um 880, während z. B. Fabius Pictor, der oben erwähnte
älteste Annalist, 747 v. Chr. dafür annahm, und meist sogar damals der
zweite römische König als ein Zeitgenosse des Pythagoras (um 530 v. Chr.)
hingestellt wurde. Ja selbst da, wo etruskische Inschriften das Dunkel der
römischen Künigsgeschichte in etwas aufhellen, ist dies der römischen Ge-
schichtstradition nicht eben günstig. König Servius Tullius, der Freund
uud Nachfolger des älteren Tarquinius, soll nach der Darstellung eines
etruskischen Grabes den Tarquinius ermordet haben.

Wie konnte trotzdem eine so ausführliche, oft sogar ganz glaubwürdig
erscheinende Schilderung der Thateu der alten Römer geboten werden?
In der Ziegel hat sich hier ein unwissenschaftlicher Quietismus bei der
Annahme beruhigt, daß zwar die älteren Zeiten als sicherlich unhistorisch
bei Seite gelassen werden müßten, daß aber seit Beginn der Republik
(um 509 v. Chr.) allmählich mehr und mehr das Dunkel sich aufhelle und
Vielleicht auf irgend eine nicht näher nachweisbare Weise sich Spuren einer
echten Tradition erhalten haben könnten!

Aber gerade eine solche bequeme Leichtgläubigkeit hat auch wieder
andre Forscher zu einer übertriebenen Zweifelsucht geführt und einer
wirklich wissenschaftlichen Crkenntniß der Entstehung einer vorgeschichtlichen
Ueberlieferung im Wege gestanden.

Unter den Berichten über die ältere römische Geschichte finden sich
zahlreiche Erzählungen, welche eine anschauliche Schilderung der Thaten
einzelner berühmter Männer geben. Die Schicksale des Coriolan, die
theatralische Selbstaufopferung der ehrbaren Lucretia, die Ermordung der
Verginia durch den eigenen Vater: das scheinen in der That Vorgänge
gewesen zu sein, wie sie keines Annalenschreibers Phantasie erfunden, viel-
mehr nur die Wirklichkeit selbst erzeugt haben kann. Gleichwohl ist bei
diesen anmuthigsten und lebensvollsten Gebilden der älteren römischen
Geschichte ihr unhistorischer Charakter unzweifelhaft nachweisbar. Aller-
dings ist die Vermuthung Niebuhrs, daß es bei den alten Römern üblich
gewesen sei, an der Familientafel die Thaten der Voreltern in Liedern zu
besingen, längst als irrig verworfen worden. Um so sichrer aber ist ihre
poetische Herkunft geworden, seitdem es sich herausgestellt hat, von welcher
Bedeutung der Dichter Ennius auch für die Entwicklung der römischen
Geschichtsschreibung gewesen ist. Ennius, griechischer Herkunft, aus Süd-
italien gebürtig, kam im Jahre 203 v. Chr. nach Rom und wurde dort
der eigentliche Begründer der epischen Poesie bei den Römern. Seine

18 Bücher „Annalen" besangen die Thaten der berühmten Römer in genauer Anlehnung an Homer. Ein Werk wie dieses, welches eben so sehr die Freude an der Poesie, wie das nationale Selbstgefühl bei den Römern wecken sollte, ist zweifellos von größtem Einfluß auf die Geschichtsbildung d. h. für die Verbreitung bestimmter historischer Anschauungen über die Vorzeit bei den Römern geworden. Die römischen Knaben lernten es später wörtlich auswendig. Selbst die Darstellungen über Ennius' *) eigene Zeit sind nun bei manchen Annalisten nicht frei von dem Einflüsse dieses historischen Ependichters geblieben. So wird uns z. B. in einem auf den Annalisten Coelius (um 120 v. Chr.) zurückgehenden "Bericht über die Schlacht bei Zama (202 v. Chr.) von einem Zweikampf zwischen Hannibal und Masimssa erzählt, der gar keinen andern Ursprung als die Annalen des Ennius haben kann, in welchen selbst die historischen Schlachten nach dein Muster homerischer Poesie sich in Zweikämpfe auflösten. Wie viel eher wird Ennius bei den Schilderungen vorhistorischer Kämpfe der Römerzeit sein griechisches Muster ausgebeutet haben!

So kann es denn unter Urteilsfähigen kaum zweifelhaft sein, daß die berühmten Zweikämpfe, welche Titus Manlius Torquatus und Marcus Valerius Corvus gegeil die Gallier ausgefochten haben sollen, auf die dichterische Ausmalung des Ennius zurückgehen. Der zehnjährige Kampf gegen Veji und die spätere Verbannung des dort siegreichen Camillus sind darauf zurückzuführen, daß der Dichter Ennius diese Vorgänge nach dem Muster des zehnjährigen Kampfes um Troja und in Erinnerung an den grollenden Achill dargestellt haben wird. Die im Kreise ihrer Mägde züchtig waltende Lucretia hat ihr Vorbild in der Penelope, die Heldenthat des Horatius Cocles und die Einzelkämpfe der Horatier und Curiatier sind ebenfalls Erzählungen, welche indirect auf Homer und somit direct auf Ennius hinweisen. Namentlich bei der Gründungsgeschichte Roms, zu der größere Fragmente des Ennius vorliegen, haben die Schilderungen des Ennius durch ihre nachweisbar oft wörtliche Anlehnung an Homer dazu beigetragen, jene sagenhaften Vorgänge in einem historischen Lichte erscheinen zu lassen. So ist Ennius das wichtigste Mediuni geworden, durch welches griechische Dichtung und Sage zuerst in die römische Poesie, dann in die römische Geschichtsschreibung gelangt sind. — Aber sowohl vor als nach Ennius ist auch noch auf andere Weise manches historische Detail, welches griechische Geschichtsschreiber boten, in die römische Annalistik gekommen. Zwei Beispiele mögen hier stehen statt vieler. Coriolans Verbannung, sein früherer Haß gegen den Volskerfürsten und seine spätere Versöhnung, seine Unfähigkeit, dauernd den Landesverräther zu spielen, sowie endlich die Nachricht einer Quelle, daß er selbst Hand an sich gelegt habe, entsprechen

*) Vgl. hier die trefflichen Ausfiihnmaen E. Zainckes: „Ter Einfluß der griechischen Litteratili auf die römische Poesie" (Leipzig 1888).

durchaus den letzten Schicksalen des Themistokles: diese Züge sind offenbar in vollen: Bewußtsein aus der griechischen Litteratur in die römischen Annalen herübergenommen worden. Mcht minder klar ist, daß die Erzählung, Tarquinius habe seinein Sohne den Nath, die Häupter der Aristokratie Ardeas zu stürzen, dadurch angedeutet, daß er die grüßesten Achren von den Halmen abgeschlagen habe, einem Berichte des Herodot (5, 92) entspricht. Auch hier giebt Thrasybul dem Periander auf ähnliche Weise zu verstehen, wie er seine Tyrannis befestigen solle. Selbst in den Berichten über historische Vorgänge sind derartige Entlehnungen aus der griechischen Geschichtsschreibung nachweisbar. Der Empfang des gefangenen Syphar durch Scipio (203 v. Ehr.) wird ähnlich geschildert, wie nach Herodot Lrösus durch Cnrus aufgenommen worden ist.

Durch den Nachweis, daß manche der bekanntesten und anziehendsten Erzählungen der älteren römischen Geschichte unter dein Einfluß der griechische» Litteratur entstanden sind, ist aber erst der kleinste Theil der Berichte über die ältere römische Geschichte hergeleitet und erklärt worden. Von noch größerem Einfluß für die Herstellung einer ausführlichen Schilderung der früheren Ereignisse der römischen Geschichte war das überaus verbreitete Bestreben der Annalisten, die Thaten der Vorzeit nach dem Muster späterer historischer Vorgänge auszuschmücken und darzustellen. So entstanden zahlreiche Doubletten und Wiederholungen. Je mehr sich die einzelnen Schriftsteller bemühten, auf diese Weise neues Material zu gewinnen, mußte auch das Interesse an den Personen und den Einzelheiten der Geschichte der Vorzeit zunehmen. Indem aber jeder einzelne Annalist seine eigenthümliche Auffassung der Vorgeschichte zur Geltung zu bringen suchte, zeigten ihre Berichte oft über dieselben Vorgänge solche Verschiedenheiten in Einzelheiten, daß dies wohl den Glauben erwecken konnte, es lägen hier wirklich verschiedene Zeugnisse für historische Facta vor. Eben diese Varianten in manchen Nebendingen waren der Probabilität des Ganzen förderlich. So wird z. B. von Livius (23, 46 und 25, 18 d. h.) unter den Jahren 215 und 212 v. Ch. von einem Zweikampfe zwischen einem Campcmer mit einem Römer berichtet, den Livius bald Claudius Asellus, bald Titus Quinctius nennt. Die Verschiedenheit der Namen täuschte ihn darüber, daß beide Mal der gleiche Vorfall erwähnt ward.

Die Stadt Antium ist den annalistischen Berichten zufolge mehrmals eingenommen und dann wieder den Römern untreu geworden. Der Bericht von der Einnahme gab jedesmal wieder den Anlaß dazu, eine Geschichte des Abfalles zu fingiren. Ganz naiv ward zuweilen von bedeutenden Männern dieselbe That zweimal erzählt. Sowohl nach der Einnahme von Veji (396), als auch nach der Vertreibung der Gallier (389) soll Camillus annalistischen Berichten zufolge einen Triumph mit einem Viergespann gefeiert haben, trotzdem ja der Abzug der Gallier mit Gold erkauft worden ist! Bei einem solchen Verhältniß der Annalisten zu einander und zu den

Vorgängen der Vorzeit, kann es nicht Wunder nehmen, wenn namentlich die Geschichte der römischen Künigszeit nnd der.älteren republicanischen Epoche in allen ihren Einzelheiten ein Abbild späterer Vorgänge wurde. Wie Nomulus und Cossus den feindlichen Feldherren die Rüstungen abgenommen haben, das ist so erzählt, wie M. Claudius Marcellus den Gallierkonig Viridomarus 223 v. Chr. der Rüstung beraubt hat. Die Gefangennahme und Demüthigung des römischen Heeres vor Numantia 13? v. Chr. mußte herhalten, um in ähnlicher Weise die entsprechende Katastrophe in den caudinischen Pässen 321 v. Chr. zu schildern. Die Erzählung von der heldeumüthigen Aufopferung des P. Decius (Liu. 7,34) ist der muthigen That des Quintus Caedicius im ersten vunischen Kriege nachgebildet. Der Opfertod des P. Decius Mus um 340 u. Chr. wird erzählt, wie der wohl jedenfalls historische Tod seines Sohnes 295 v. Chr. Die Qualen des verbannten Coriolan wurden im Einzelnen ausgemalt nach dem, was über die Marter des gefangenen Negulus von mancher Seite (Tubero) erzählt ward. Der nach des Liuius' Bericht älteste Urheber einer Ackervertheilung Spurius Cassius (um 486 u. Chr.) gerirt sich in den Berichten des Livius, als wäre er ein Zeitgenosse und Anhänger des Tiberius Gracchus.

Weiterhin hat das an sich berechtigte wissenschaftliche Streben, die Entwickelung der römischen Verfassung, der sacralen, wie der weltlichen Ordnungen nachzuweisen, zur Aufstellung von zahlreichen Vermuthungen und Erklärungsversuchen geführt. Vielleicht reichen manche Angaben über die seruianische Verfassung, über die Gründung der Republik und über die Entwickelung der plebejischen Rechte bis in's zweite oder dritte Jahrhundert v. Chr. zurück. Wir haben in ihnen aber doch nur die achtungswerthen Versuche gelehrter Römer zu sehen, welche auf Grund einer guteu Kunde des damaligen Staats- und Priuatrechts sich Rückschlüsse auf die Verhältnisse früherer Jahrhunderte erlaubt haben, ja, erlauben durften; es wäre Nichts verkehrter, als in derartigen Lombinationen und wissenschaftlichen Theorien die Spuren einer wirklichen Geschichtstradition zu erkennen. Ein solcher Schluß wäre hier doppelt uerhüngnißvoll, da „die römischen Juristen", wie Iheriug (Geist des römischen Rechts 1^, 93) treffend bemerkt, „so groß sie als Dogmatiker waren, doch gar keinen Sinn für die historische Entwickelung des Rechts hatten".

Schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. pflegten ferner die Annalisten, um ihre Darstellung genießbarer zu machen. Reden einzuschieben. Diese bei allen bedeutenden Historikern herrschende Sitte wurde hier aber sehr bald zu einer Unsitte, da es üblich ward, solche Reden „nach berühmten Mustern", besonders nach Dcmosthenes und Thucndides auszuarbeiten. Namentlich hat hierin der Zeitgenosse des Liuius, Dionus, Hervorragendes geleistet, aber damit natürlich der geschichtlichen Wahrheit keinen guten Dienst erwiesen.

Mit der Zeit aber übten auch noch andere Elemente, welche ursprüng-
lich der Geschichtsschreibung fern gestanden hatten, einen bestimmenden
Einfluß auf sie aus: ich meine das Bestreben der einzelnen Familien und
Geschlechter, den Äntheil, welchen sie an den früheren Thaten und Kämpfen
des römischen Volkes gehabt hatten oder vielmehr gehabt zu haben vor-
gaben, auch in der Geschichtsschreibung zur Anerkennung zu bringen.
Diese Thätigkeit der angesehenen römischen Geschlechter (oder ßentes)
zeigte sich nach einer dreifachen Richtung hin von Einfluß. Jede angesehene
Familie in Rom hatte von ihren Ahnen lebensgroße Wachsmasken und
dabei dann ein kurzes Perzeichniß der Thaten eines Jeden angebracht.
Diese imaßinez oder Ahnenbilder muhten das Interesse an den Thaten
der Vorfahren zunächst in der Familie wach erhalten. Von da ab aber
konnte, namentlich wenn ein Mitglied der Familie selbst Annalen schrieb,
es nicht ausbleiben, daß manche Angaben von ihnen auch in die Geschichts-
erzählung der Chroniken Aufnahme fanden. So ist nachweislich Manches
über die Thaten der Fabier durch Fabius Pictor, über die Valerier durch
Valerius Antias, über die Claudier durch Claudius Quadrigarius in die
Annalen gerathen. Diese Hervorhebung der Thaten der berühmten Männer
einzelner Geschlechter verdankte aber zweitens auch dem Umstände ihren
Ursprung, daß es üblich war, daß die Beamten manche für ihre Amts-
leitung wichtige Urkunden für sich bewahrten. So bildeten sich Familien-
archive, und das „tndlinnin" mancher adligen Familie muß in der That
eine wichtige, wenn auch keineswegs untrügliche Qnelle für die Erforschung
der älteren republikanischen Geschichte gewesen sein. Manche Thatsache
konnte hier zwar ergründet werden, aber nicht niinder haben viele jener
privaten Aufzeichnungen dazu beigetragen. Erdichtetes in Umlauf zu bringen.
Am Ende seines achten Buches ruft Livius verzweifelt aus, die Geschichts-
darstellung sei durch die lobenden Schilderungen nach dem Tode und durch
gefälschte Unterschriften bei den Ahnenbildern getrübt, indem jede Familie
auf ihre Mitglieder den Ruhin früherer Thaten und Ehren zu beziehen
suchte!
Den bedeutsamsten Einfluß aber übten die angesehenen Geschlechter auf
die Geschichtsschreibung durch die Laudationen aus, d. h. durch die
Gedächtnißreden zu Ehren verstorbener Mitglieder. Ein naher Verwandter
pries an der Bahre des Abgeschiedenen auf dein römischen Markte in einer
längeren Rede dessen Verdienste und ging dann auf die Ruhmestitel seiner
Ahnen ein. Indem es Sitte war, die iiun^ineg, jene oben erwähnten
Wachsmasken aller bedeutsamen Ahnen, im Leichenzuge mit vorzuführen
und jeder einzelne Ahnherr in seinen bemerkenswerthen Thaten und Ehren
gepriesen wurde, ward die Leichenrede zu einem historischen Abbild der
römischen Geschichte, welches jedoch in ganz anderer Weise als die älteren
Annalen das Persönliche und Anekdotenhafte hervorhob. Die älterenChronisten
gaben einsilbig und eintönig die wichtigsten Thaten des römischen Volkes,

oft ohne selbst die Consuln hervorzuheben. Cato z. B. schrieb (uin 16? v. Chr.) die römische Geschichte, indem er es möglichst vermied, die Namen der einzelnen Führer zu nennen. Hier in den Laudationen dagegen ging Alles von den einzelnen Personen aus. Sie waren es, um deretwillen allein die Thaten des römischen Volkes erzählt wurden.

Es bedarf hier keiner ausführlichen Schilderung, welch' eine Fluth von parteiischen, tendenziös entstellten, ja lügenhaften Berichten auf diese Weise in Umlauf gesetzt morden ist und fo das Urtheil der maßgebenden Kreise beeinflußt hat, namentlich auch dann, als man anfing, die Laudationen niederzuschreiben und herauszugeben. So wurden die Leichenreden über die beiden Hauptfeldherren des zweiten punischen Krieges, Fabius und Marcellus, noch in ciceronischer Zeit gern gelesen — und ohne Zweifel auch in gutem Glauben hingenommen.

Unter dein Einflüsse dieser Litteratur schrieben die jüngeren Annalisten, und zwar so, daß sie daneben noch durch die Untersuchungen der Alterthumsforscher, welche gleichfalls die persönlichen Einzelheiten mit Interesse zu ergründen suchten, nach Kräften unterstützt wurden. Varro schrieb z. B. fünfzehn Bücher „Imagines" d. h. Ahnenbilder, in welchen er das Leben von siebenhundert Männern kurz beschrieben hatte. Der speciellen Familiengeschichte der angesehensten Geschlechter, so der Iunier, der Fabier, der Aemilier, der Claudii Marcelli, widmete Atticus, der Busenfreund Ciceros, zahlreiche Schriften.

Und endlich fehlte nicht die Rhetorik, welche die wissenschaftlichen Resultate solcher und ähnlicher Untersuchungen passend zu verwerthen suchte. Man schmückte die Darstellung mit zahlreichen Reden aus, man setzte an die Stelle der kurzen alten Siegesberichte breite Schlachtenschilderungen ein. So ist es vor Allen der Annalist Claudius Quadrigarius gewesen, welcher selbst noch die Geschichte des zweiten punischen Krieges*) mit einer Fülle von Kampfesberichten ausgestattet hat, welche eben so sehr allen historischen Berichten aus jener Zeit wie der gesunden Vernunft Hohn sprechen. Von ihm sind dann auch die Zweikämpfe des Titus Manlius Torquatus wie des Marcus Valerius Corvus mit den Gallierhäuptlingen in theatralischer Weise ausgemalt worden, von ihm stammt die rührende Geschichte von dem Arzt des Pnrrhus, dessen Anschlag auf Pyrrhns' Leben der Senat so hochherzig war zu vereiteln. Claudius hat noch aus der Zeit des zweiten punischen Krieges zahlreiche Schlachten ausführlich geschildert, welche nie geschlagen worden sind, und kein Anderer als er ist es gewesen, welcher uns die entscheidenden Kämpfe des zweiten und dritten Samnitenkrieges so geschildert hat, als wäre er selbst mit dabei gewesen.

Ueberhaupt hat der römischen Geschichte Nichts so sehr geschadet, als

») Dn3 ist eins der Haupteraelmisse meiner TKrift: Lwius' Quellen in der dritten Decade (Berlin 1894, Mayer K Müller).

das Vorurtheil, welches mehr und mehr in ciceronischer Zeit Geltung gewann, daß man in erster Linie ein guter Stilist und Redner sein müsse, um die Geschichtswissenschaft zu fördern. Cicero selbst läßt sich in seiner Schrift „von den Gesehen" durch den gelehrten Geschichtskenner Ätticus als den gottbegnadigten Historiker der Zukunft feiern (1, 2, 5). Die Geschichtsschreibung galt ihm nur als eine Abart der Redekunst.

Was bei einer solchen Beeinflussung der Geschichtsdarstellungen durch die Familientradition, durch Leichen- uud sonstige Lobreden herauskommen mußte, das hat Cicero kurz in die Worte zusammengefaßt: Durch diese Lobreden ist die Darstellung unserer Geschichte gefälscht worden. Vieles ist in ihnen geschrieben worden, was nicht geschehen ist, Triumphe sind erfunden, Consulate fälschlich beansprucht, sogar die Herkunft manches Geschlechtes ist erlogen.

Aus der hier gegebenen kurzen Uebersicht, wie viel verschiedene Hände thätig gewesen sind, um den anfangs spärlichen Stoff der älteren römischen Geschichte zu erweitern und auszuschmücken, ihm die Lebhaftigkeit der Farben historischer Treue und die Anschaulichkeit vou wirklich geschehenen Vorgängen zu verleihen, kann ersehen werden, wie es im Einzelnen überaus sorgfältiger Untersuchungen bedarf, um die verhältnismäßig dürftige authentische Überlieferung über die ältere römische Geschichte von späteren Zuthaten und Verfälschungen zu scheiden. Aber andererseits ist auch der Lohn nicht gering, wenn es gelungen ist, mißverstandene und erlogene Berichte zu beseitigen, das rhetorische Beiwerk zu entfernen und endlich die auf die ältesten Annalisten zurückgehenden Angaben in ihrer schlichten Einfachheit und Wahrheit als Grundlage einer gesicherten Geschichtskunde zu gewinnen.

Ein Beispiel, wie dieses mit Erfolg geschehen ist, stehe hier statt weiterer Ausführlngen. In dem Jahrhundert nach Roms Eroberung durch die Gallier (390 v. Chr.) erwähnt Livius noch elf weitere Einfälle der Gallier. Auch einem oberflächlichen Kenner mußten mehrere dieser Golliereinfälle verdächtig vorkommen, zumal in älteren besseren Quellen nur eine geringere Zahl überliefert worden ist. Durch eine genaue Erforschung der älteren Quellenberichte und die Beachtung der Ursachen, welche Mißverständnisse hervorrufen konnten, mar es möglich, zu zeigen"), wie nur fünf jener Züge authentisch uud wann diese fünf Einfälle anzusetzen seien.

Vielleicht aber könnte mancher Leser fragen, ob diese neue Auffassung der Entwicklung einer römischen Geschichtsbildung nicht bald wieder ei»er andern, einer neusten, noch radicaleren Anschauung m weichen habe. Und in der That giebt es Gelehrte, welche bei dem Maße dessen, was der Kritik zum Opfer gefallen ist, mehr und mehr den Glauben nn den Nest der Ueberlieferung zu verlieren Gefahr laufen.

*) Vssl. meine Römische Chronologie S. 357 f.

Diesen Anwandlungen von Skeptizismus gegenüber sei nur noch das
Eine bemerkt.
Selbstverständlich ist es bei dem regen Forschungseifer, welcher sich
den Problemen der älteren römischen Geschichte zuwendet, denkbar, daß hie
und da manche der bisher noch geltenden Annahmen in's Wanken gerathen.
Aber einerseits wird die Kunde der älteren römischen Geschichte vielfach
durch Funde von römischen und etruskischen Inschriften gestützt. Man denke
z. B. an die Auffindung des Tarquiniergrabes in Caere, wohin auch die
annalistische Tradition ihre Grabstätte verlegte. Dann aber ist zu beachten,
daß die hier vorgetragene Auffassung dem Hauptgrundsatz aller kritischer
Geschichtsforschung, daß nur eine zeitgenössische Tradition historischen Glauben
verdiene, schon so genügend Rechnung getragen hat, daß sie mit Grund
hoffen darf, größere Irrthümer vermieden zu haben.

Unlauterer Wettbewerb.

von

HHsar SchuepF.

— Vrcslcm, —

^it dein 1. Juli dieses Jahres ist ein für das gesammte Erwerbsleben höchst wichtiges Gesetz in Kraft getreten, das seine Entstehung einer vornehmlich in Mittelstandskreisen verbreiteten Strömung verdankt: Das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs. Bisher beschränkte sich die Neichsgesetzgebung im Wesentlichen darauf, das sogenannte „geistige Eigenthum" gegen unlauteren Wettbewerb zu schützen, im Gegensatz zu dem in Frankreich herrschenden System, wo man im Anschluß an eine ganz allgemein gehaltene Bestimmung des 006s civil der conourroncs äölovkls auf's Nachdrücklichste entgegenzutreten wußte. Eine derartige gewohnheitsrechtliche Herausbildung von Nechtssätzen durch die Iudicatur ist jedoch nicht nach unserem Geschmack. Man ist deshalb auch im vorliegenden Gesetz bemüht gewesen, den im Einzelnen als unlauteren Wettbewerb zu kennzeichnenden Thatbestand möglichst genan zu firiren. Wenn gleichwohl dem richterlichen Ermessen immer noch ein weiter Spielraum eingeräumt werden mußte, so liegt dies an der Materie, die hier ähnlich wie beim Wucher schwer faßbar ist und eine gewisse Dehnbarkeit des Thatbestandes mit Nüösicht auf die Verschiedenartigkeit der Formen bedingt, in denen das zu bekämpfende Uebel auftritt.

Das Gesetz behandelt im Einzelnen 1) die schwiudelhafte Neclmne, 2) Verschleierung von Gewichts- uud Maßangaben, 3) Betriebs- und Creditschädigung durch üble Nachrede, 4) Mißbrauch von Namen und Firmen, 5) Verrath von Geschäfts- oder Betriebsgeheimnissen; und zwar wird sowohl civilrechtlicher wie strafrechtlicher Schutz gewährt. In ersterer

Beziehung ist mit kurzfristiger Verjährung die Klage auf Schadenersatz und die Klage auf Unterlassung der schädigenden Handlungen gegeben, woneben zur schnelleren Abhilfe, wie sie zur Beseitigung illoyaler Neclame Noth thut, einstweilige Verfügungen unter erleichterten Voraussetzungen zulässig sind. Strafrechtlicher Schutz wird, abgesehen von dem Fall der Quantitäts- verschleierung, nur auf Antrag gewährt, auch soll die öffentliche Klage von der Staatsanwaltschaft nur dann erhoben werden, wenn dies im öffent- lichen Interesse liegt; anderenfalls steht der Weg der Privatklage frei. Neben der Strafe kann auf Antrag des Verletzten auf eine an denselben zu erlegende Buße erkannt werden. In einzelnen Fällen kann bezw. muß ferner dem Verletzten die Befugniß zugesprochen werden, die Verurtheilung auf Kosten des Schuldigen öffentlich bekannt zu machen, nnd zwar gilt dies nicht nur für's Strafverfahren, fondern auch im Ciuilvroceß, bei der Klage auf Unterlassung. Auf der anderen Seite ist es dann nur billig, daß auf Antrag des im Strafverfahren freigesprochenen Angeschuldigten die öffentliche Bekanntmachung auch der Freisprechung gerichtsseitig angeordnet werden kann. Diese Bestimmungen rechtfertigen sich durch die Erwägung, daß sowohl der durch schwindelhafte Neclame und unwahre Bezichtigungen in feinem Geschäftsbetrieb Geschädigte, wie andererseits auch der zu Unrecht der illoyalen Concurrenz Beschuldigte das grüßte persönliche und geschäftliche Interesse daran haben, den wahren Sachverhalt öffentlich in authentischer Form klarzustellen.

Dem geringsten Widerspruch dürften wohl diejenigen Vorschriften des Gesetzes begegnen, welche sich gegen den Verrnth von Geschäfts- oder Betriebsgeheimnissen richten, insbesondere nachdem unter Ablehnung der weitergehenden Nestimmungen der Regierungsvorlage die Schweigepflicht der Geschäftsangestellten auf die Geltungsdauer des Dienstverhältnisses be- schränkt worden ist. Unbefugte Mittheilungen von Angestellten, Arbeitern, Lehrlingen über ihnen anvertraute oder zugänglich gewordene Geschäfts- geheimnisse sind überdies nur dann strafbar, wenn sie zu Zwecken des Wettbewerbs oder in der Absicht, den Geschäftsinhaber zu schädigen, dritten Personen hinterbracht werden. An der Verwerthung der in einer Stellung gesammelten Erfahrungen werden die Angestellten nach Aufgabe der Stellung nur insofern gehindert, als sie ihre Kenntniß durch eine gegen das Gesetz oder die guten Sitten verstoßende Handlung erlangt haben. Uebrigens macht sich nicht nur ein Angestellter, sondern ganz allgemein Jeder strafbar, der eine auf unlautere Weise erlangte Kenntniß von Betriebs- oder Geschäftsgeheimnissen zu Zwecken des Wettbewerbs unbefugt verwerthct oder an Andere mittheilt. Das Strafmarimum beträgt 3N00 Mark Geldstrafe oder ein Jahr Gefängniß, eine Strafbestimmung, welche unter Anwendung der Vorschriften des Neichsstrafgesetzbuches auch auf den Anstifter zur An- wendung zu bringen sein wird. Aber auch der — selbst erfolglose — Versuch der Anstiftung ist als besonderes Delict im vorliegenden Gesetz

unter Strafe gestellt worden; und soll danach derjenige, der es unternimmt, einen Anderen zum Verrath von Geschäfts- oder Betriebsgeheimnissen zu bestimmen, mit Geldstrafe bis zu 2900 Mark oder Gefängnisstrafe bis zu 9 Monaten belegt werden. Daneben verpflichten Zuwiderhandlungen gegen die Schweigepflicht auf civilrechtlichem Gebiete zum Ersatz des entstandenen Schadens und haften mehrere Verpflichtete, z. B. Thäter und Anstifter, als Gesammtschuldner für denselben.

Der einzige Fall, in welchem nach dem Gesetz strafrechtliche Verfolgung von Amtsmegen erfolgen soll, ist der der Quantitätsverschleierung. Es hat sich im Geschäftsverkehr der Mißbrauch eingeschlichen, durch eine für den Confumenten unmerkliche Verkleinerung des Inhaltes, Gewichts :c. zum Schaden der Käufer, wie der reellen Concurrenten den Anschein eines besonders günstigen Preisangebotes hervorzurufen. Dem kann nunmehr der Bundesrat!) durch Anordnungen entgegentreten, nach denen bestimmte Waaren nur in vorgeschriebenen Einheiten der Zahl, der Länge und des Gewichts ober mit einer auf der Waare oder ihrer Aufmachung anzubringenden Angabe über Zahl, Länge oder Gewicht gewerbsmäßig gekauft oder feilgehalten werden dürfen. Derartige Vorschriften können jedoch nur für den Detail-Verkehr, nicht für den Verkehr zwifchen Fabrikanten, Grossisten und Detaillisten, ebenso auch nur für den Verkehr im Inlande, nicht für den Erportuerkehr erlassen werden. Dem Einzelverkehr in Flaschen oder Krügen ist dabei insofern eine Ausnahmestellung eingeräumt, als hier lediglich die Angabe des Inhaltes unter Festsetzung angemessener Fehlergrenzen angeordnet werden darf. Nebertretungen bezüglicher Verordnungen des Bundesrathes werden mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft! besondere civilrechtliche Folgen hat das Gesetz an derartige Nebertretungen nicht geknüpft.

In Erweiterung der im Handelsgesetzbuch hinsichtlich der Firmen getroffenen Bestimmungen wendet sich das Gesetz ferner gegen die mißbräuchliche Benutzung eines Namens, einer Firma, oder der besonderen Bezeichnung eines geschäftlichen oder gewerblichen Unternehmens oder einer Druckschrift im Geschäftsverkehr. Als mißbräuchlich gilt die Benutzung, wenn sie darauf berechnet und geeignet ist, Verwechselungen mit dem Namen, der Firma oder der besonderen Bezeichnung hervorzurufen, deren sich ein Anderer befugter Weise bedient. Dieser Letztere hat dann Anspruch auf Schadenersatz und Unterlassung der mißbräuchlichen Art der Benutzung. Criminelle Ahndung ist hier nicht vorgesehen, weil weniger ein Interesse der Gesammtheit, als das Interesse des im einzelnen Falle benachtheiligten Concurrenten in Frage kommt.

Eine weitere Vorschrift des Gesetzes beruht auf der Ausgestaltung eines bereits im Strafgesetzbuch zum Ausdruck gelangten gesetzgeberischen Gedankens. Nach dein Strafgesetzbuch wird wegen Verleumdung bestraft, wer wider besseres Wissen in Beziehung auf einen Anderen unwahre, dessen

Credit gefährdende Thatsachen behauptet. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß der durch diese Bestimmung gewährte Rechtsschutz nicht weit genug geht, und der Geschäftsmann des Schutzes auch gegen Andere sich nicht unmittelbar gegen seinen Credit richtende verleumderische Nachreden bedarf. Als solche sind in den Motiven eremvlificirend angeführt: die Behauptungen, eine Fabrik sei durch Feuer zerstört, eine Kohlengrube von eindringenden Wassermassen betroffen, die Herstellung oder der Vertrieb eines bestimmten Erzeugnisses habe eine Anklage oder Verurteilung wegen Patentverletzung hervorgerufen, ein Färber benutze giftige Stoffe, ein Confervenfabritant bleihaltige Gefäße. Es ist deshalb im vorliegenden Gesetz auch derjenige unter Strafe gestellt worden, der wider besseres Wissen über das Erwerbsgeschäft eines Anderen, über die Person des Inhabers oder Leiter des Geschäfts, über die Waaren oder gewerblichen Leistungen eines Anderen unwahre Behauptungen thatsä'chlicher Art aufstellt oder verbreitet, welche geeignet sind, den Betrieb des Geschäfts zu schädigen. Derartige Verleumdungen können mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft werden. Civilrechtlich ist wegen solcher geschäfts- oder creditschädigender, nicht erweislich wahrer Nachreden die Klage auf Schadenersatz und Unterlassung nur für den Fall gegeben, daß die Aeußerungen „zu Zwecken des Wettbewerbes" verbreitet werden, dann jedoch auch, wenn sie nicht „wider besseres Wissen" gethan worden sind. Ausgenommen von ciuilrechtlicher Verantwortung sind in Berücksichtigung der für den Geschäftsverkehr unentbehrlichen Auskunftsertheilung solche Aeußerungen, an welchen der Mittheilende oder der Empfänger der Mittheilung ein besonderes Interesse hat.

Das Schwergewicht des Gesetzes aber liegt in den gegen die schwindelhafte Neclame getroffenen Bestimmungen. Zum Thatbestnnd der strafbaren Neclnme wird in objectiver Beziehung erfordert, daß in öffentlichen Bekanntmachungen oder in Mittheilungen, welche für einen größeren Kreis von Personen bestimmt sind, über die Beschaffenheit, die Herstellungsart oder die Preisbemessung von Waaren oder gewerblichen Leistungen, über die Art des Bezuges oder die Bezugsquelle von Waaren, über den Besitz von Auszeichnungen, über den Anlaß oder den Zweck des Verkaufes unwahre und zur Irreführung geeignete Angaben thatsächlicher Natur gemacht werden. Subjectiu wird zur Strafbarkeit erfordert, daß der Urheber oder Verbreiter der vorgekennzeichneten Angaben deren Unwahrheit kannte, und dieselben in der Absicht machte, den Anschein eines besonders günstigen Angebotes hervorzurufen. Gegen derartige schwindelhafte Reclame ist für den Fall der ersten Bestrafung ausschließlich Geldstrafe, und zwar bis 1500 Mark angedroht, im Rückfalle aber kann neben oder an Stelle der Geldstrafe auf Haft oder auf Gefängniß bis zu sechs Monaten erkannt werden. Während so die strafrechtliche Verfolgung der unlauteren Neclame auf diejenigen Falle derselben beschränkt ist, in denen Angaben

über die im Einzelnen vorangeführten geschäftlichen Verhältnisse in Frage
kommen, wird zu Folge einer durch die Initiative des Reichstages in das
Gesetz gekommenen Bestimmung, civilrechtlicher Schutz nicht nur in diesen
Fällen, sondern auch bei unwahren, thatsächlichen Angaben über jedwede
anderen „geschäftlichen Verhältnisse" gewährt, wie z. B. bei unwahren
öffentlichen Bekanntmachungen über die Menge der vorhandenen Vorräthe
oder über Alter, Ausdehnung nnd Umfang des Geschäfts. Auch kommt
es für die Civilklage nicht darauf an, ob der Urheber der unlauteren
Neclnme die Absicht hatte, den Anschein eines besonders günstigen An-
gebotes hervorzurufen, vielmehr genügt es, daß die betreffenden An-
gaben einen derartigen Anschein hervorzurufen geeignet sind. Des
Ferneren wird die Klage auf Unterlassung der unrichtigen Angaben
gegen den Autor beziehungsweise Verbreiter derselben auch dann gegeben,
wenn derselbe deren Unrichtigkeit nicht kennt, während ein Anspruch auf
Ersatz des durch die unrichtigen Angaben verursachten Schadens aller-
dings nur erhoben werden kann, wenn der Urheber bezw. Verbreiter die
Unrichtigkeit seiner Angaben kannte oder kennen muhte. Der Presse, ins-
besondere dem Inseratenwesen ist hierbei eine günstigere Stellung insofern
gewährt, als gegen Nedacteure, Verleger, Drucker oder Verbreiter von
periodischen Zeitschriften nur im elfteren Falle, d. h. wenn sie die Un-
richtigkeit der verbreiteten Angaben thatsächlich kannten, die Klage auf
Schadenersatz erhoben werden kann. Ein weiteres Anwendungsgebiet hat
die Civilklage der strafrechtlichen Verfolgung gegenüber endlich auch infofern,
als bei der Elfteren nicht nur Angaben thatsächlicher Natur, sondern auch
bildliche Darstellungen und sonstige Veranstaltungen unter im Uebrigen
gleichen Voraussehungen als unlautere Reclame verfolgt werden können.
Activ legitimirt zur Civilklage fowohl, wie zum Antrag auf strafrechtliche
Verfolgung der unlauteren Neclnme ist jeder Gewerbetreibende, der Waaren,
oder Leistungen gleicher oder verwandter Art wie die angepriesenen her-
gestellt oder in den geschäftlichen Verkehr bringt; desgleichen Verbände zur
Förderung gewerblicher Interessen, soferu diese Verbände als solche in
bürgerlichen Nechtsstreitigkeiten überhaupt klagen können. Danach ist also
nicht ausgeschlossen, daß Jemand auf Grund einer trügerischen Reclame
von mehreren Seiten verklagt wird. Nicht legitimirt zur Erhebung der
durch dieses Gesetz gegebenen Klagen ist der durch die unwahre Neclame
etwa geschädigte Käufer, der nach wie vor etwaige Rechte nur insoweit
geltend machen kann, als bezügliche landesgesetzliche Vorschriften bestehen.
Ob und inwieweit das vorstehend in knappen Umrissen stizzirte
Gesetz die in dasselbe gesetzten Hoffnungen verwirklichen wird, läßt sich
vor der Hand nicht absehen. Wie in allen Fällen, in denen auf Grund
eines im Wesentlichen gleichen Thatbestandes civil- und strafrechtlicher
Schutz gewährt wird, so dürfte wohl auch hier in erster Linie der straf-
rechtliche Schutz durch Anrufung der Staatsanwaltschaft in Anspruch ge-

nommen werden. Greift diese ein, so hat der Antragsteller zunächst den Vortheil, daß von Amtswegen dem Sachverhalt nachgeforscht wird und etwa fehlende Beweise herbeigeschafft werden. Wird dann selbst der Angeklagte schließlich freigesprochen, so fallen die Kosten des Verfahrens der Staatskasse zur Last und werden nur in Ausnahmefällen — bei wissentlich falscher Anschuldigung oder frivoler Denunciation, — dein Antragsteller zur Last gelegt. Würde aber die Staatsanwaltschaft, welche nach dem vorliegenden Gesetz nur im Falle eines öffentlichen Interesses eingreifen soll, hier in gleicher Weise wie bisher bei Strafanträgen wegen Beleidigungen vorgehen, d. h. der Regel nach den Antragsteller auf den Weg der Privatklage verweisen, so dürfte die strafrechtliche Verfolgung des unlauteren Wettbewerbes bald weniger beliebt« werden. Denn im Priuatklageuerfahren hat ebenso wie im Civilproceß der Kläger die Beweise zu erbringen und für den Fall, daß die Sache zu Gunsten des Beschuldigten ausgeht, die gerade hier nicht unbeträchtlichen Kosten des Verfahrens zu tragen. Dabei kann sich der Priuatkläger nicht einmal, wie der Kläger im Civilproceß, des Beweismittels der Eideszuschiebnng bedienen. Einen Vorzug allerdings hat das Priuatklngeverfahren, ebenso wie das Verfahren auf öffentliche Klage gegenüber dem Civilproceß dadurch, daß in Letzterem bei aller freien Beweiswürdigung des Gerichts der Nachweis, daß und welcher Schaden im einzelnen Falle z. N. durch schmindelhafte Neclame eines Concurrenten entstanden ist, nur schwer zu erbringen sein wird, während im Strafverfahren die dem Geschädigten auf dessen Antrag neben der Strafe zuzusprechende Buße verhältnißmäßig leichter zu erlangen sein dürfte. Andererseits gewährt das civilprocessuale Verfahren durch die erleichterte Zulässigkeit von einstweiligen Verfügungen die schnellste Möglichkeit, dem unlauteren Wettbewerb gegenüber Abhilfe zu schaffen. Im Uebrigen steht natürlich, sofern die erforderlichen Voraussetzungen vorliegen. Nichts entgegen, zu gleicher Zeit auf civil- und strafrechtlichem Wege vorzugehen, wobei jedoch Zuerkennung einer Buße die Geltendmachung eines weiteren Entschädigungsanspruches auf ciuilrechtlichem Wege ausschließt.

Als Folge des Gesetzes wird nun zwar vermuthlich in dessen erster Wirkungszeit eine Sturmfluth, von Denunciationen über die Staatsanwaltschaft hereinbrechen; wird aber der erste Andrang durch fortgesetzte Verweisung auf den Weg der Privatklnge abgewehrt, so dürfte bald bei der Schwierigkeit des Beweises und der Höhe der Kosten im civilvrocessualen, wie im Priuatklageverfahren der Schutz des Gesetzes weit weniger in Anspruch genommen werden, als man dies nach der Heftigkeit der dem Gesetze vorangegangenen Bewegung jetzt allgemein erwartet.

Kaukasische Trachten.

von

Bernhard Srcrn.

— Lonstcmtinopcl, —

? ist ein wahres Wunderreich, dieses himmelanstrebende Kaukasus-
land mit den schönen Völkern und den romantischen Burgen
und Städten, den seltsamen Legenden und den gewaltigen
historischen Traditionen.

Da erhebt sich der stolze Prometheusberg, da ragt der Ararat weit
über die Wolken, da ist die Urheimat der nachsintfluthlichen Menschheit.
Hier ereigneten sich die größten Thaten der Welt, hier wurden die
entscheidendsten Kampfe gefochten; hier war der Hauptweg, den alle Völker-
wanderungen im Alterthum und Mittelalter genommen, hierher strebten
begierig die Feldherren und Eroberer seit den uralten Heroenzeiten bis zu
den Zeiten der Nomanow'schen Zaren.

In Kaukasien wurde Nimrod, Sohn des Knsch, der mythische Gründer
des babylonischen Reiches, nachdem er die Welt erobert, zum ersten Male
besiegt, und hier fand er seinen Tod.

Nach dem Kaukasus nahmen die Skythen ihren Weg, nach dem
Kaukasus, dem alten Kolchis, kamen die Argonauten, um das goldene
Vließ zu holen, wurde Odysseus, der irrefahrende König von Ithaka, ver-
schlagen.

An den Ufern des Pontus Eurinus blühten lange Jahrhunderte vor
der christlichen Zeit reiche griechische Colonien, welche den eigentlichen
Handelskanal zwischen Orient und Occident bildeten.

Auf dem berühmten Marktplatz zu Dioskurias, der alten Pflanzstadt
Milets, heutigen Tages noch Iskurias, Iskurtsche oder auch Sebastopol ge«

heißen, und an dem Flüßchen Marmor in Mingrelien gelegen, tauschten nach der Aussage des griechischen Kauffahrers Timosthenes dreihundert in Sprache und Sitte verschiedene Stämme ihre einheimischen Erzeugnisse gegen fremde Waaren aus.

Nach dem Kaukasus kam als Eroberer der Perser Kyros und gab dem Flusse, an welchem das herrliche Tiflis prangt, seinen Namen.

Der große macedonische Alexander berührte die Lander zwischen dein Kaspischen und dem Schwarzen Meere auf seine!« Siegeszuge nach Assen und ward hier der Gründer zahlreicher Städte, der Held zahlreicher Sagen und Legenden.

Der Kaukasus war die Hauptfsste des Mithridates, vom Kaukasus aus drang Pompejus nach den Steppen des Nordens vor, im Kaukasus herrschten lange die Römer, hier blühten aber auch mächtige jüdische Fürsten, und schon in frühester Zeit fand in diesen Ländern das Ehristenthum Eingang durch Gregorius Illuminator und die Apostelin Nina.

Dann schlug die Brandung der großen Völkerwanderungen über das Gebirge und begrub alle Cultur, die Vlüthe des Handels und der Wissenschaften, aber nicht für immer. Bald entstanden neue Völker, neue Städte, neue Neiche.

Von Europa kamen die reichen Genuesen herüber und knüpften segensvolle Geschäftsverbindungen mit den Ländern am Schwarzen Meere an und belebten Handel und Verkehr, bauten Kirchen und Burgen und gründeten zahlreiche Städte. Den Genuesen, den „Igenoas", haben die Kaukasier daher auch eine dankbare Erinnerung bewahrt. Und wenn sie an den Ruinen einer genuesischen Kirche, an den Trümmern einer genuesischen Burg vorüber reiten, so steigen sie stets vom Pferde, um für das Seelenheil ihrer einstigen Wohlthäter ein stilles Gebet zu verrichten.

Nachdem die Genuesen von den Türken vertrieben worden, nahmen die kaukasischen Fürsten und Völker größtentheils den Islam an, und die einst so blühenden Neiche zwischen Kaspi und Pontns Eurinus verfielen wieder in vollständige Barbarei. Die Stätten, wo die herrlichsten Früchte der Cultur geprangt, wurden zu Tummelplätzen für Krieg und Mord; wo lange Jahrhunderte friedlicher Handel geblüht, fchwcmgen nun abwechselnd Perser und Türken drohend funkelnde Schwerter, blitzten unablässig blutbedeckte Lanzen, erschollen Wehrufe Sterbender, Klagelieder von Wittwen und Waisen.

Da nahte endlich der russische Adler und senkte seine Flügel über die Länder des Kaukasus, und für immer erloschen ist der göttliche Prometheusfunken, der einst auf den Höhen des Kaukasus geleuchtet, und für immer gesunken die Mauer, welche die Civilisation vor der Barbarei geschützt!

So haben die kaukasischen Neiche wunderbarere Schicksale erlebt als jede andere Gegend der Erde. Hier finden sich Monumente und Reminiscenzen aus jeder Periode der Weltgeschichte. Neben den Wohnungen

der Troglodyten, neben Höhlenstädten und in Felsen gehauenen Ortschaften sieht man grandiose Trümmerstätten von Prachtbauten, Canälen und Aquäducten, welche in den Zeiten der Weltmonarchien Assyrien, Babylonien und Alt-Persien errichtet wurden. Neben Hütten aus Erde und Lehm, neben strohbedeckten Kosatenstanitzen, neben den Filzzelten der Nomaden und den Schneehäusern der Bergbewohner ragen althellenische und römische Burgen, genuesische Kirchen und Kapellen, mohamedanische Moscheen und Medressen, Bauten und Festungen der neuesten Zeit. Im Kaukasus sind die ältesten Städte, die ältesten christlichen Gotteshäuser. Im Kaukasus giebt es aber auch Städte, die kaum ein Jahrhundert alt sind. Man wandert hier immerfort zwischen uralter Vergangenheit und jüngster Gegenwart.

Zahlreich wie die Monumente und Ruinen sind auch die Völkerschaften dieses Gebirgslandes. Gleichsam als hätte jedes der hier durchgezogenen Völker auch lebende Spuren zurücklassen wollen. Noch heute weiden, nach der Versicherung des Professors Heinrich Vrugsch, im Kaukusus — von Dialekten abgesehen — mehr als siebzig Ursprachen geredet. Manche dieser Ursprachen haben sich nur in wenigen Dörfern, manche nur in wenigen Familien lebendig erhalten.

Alledem entspricht die Mannigfaltigkeit der Trachten der Kaukasier und Kaukasierinnen. Jedes Volk, jeder Stamm fast hat feine eigenen. Jedoch lassen sich zwei Grundtypen unterscheiden: ein tscherkessischer und ein persischer. Viele Völker haben den einen Typus, viele den anderen ganz rein angenommen, manche wieder beide Arten in reichen Variationen untereinandergemischt.

Schon die Alten bewunderten die originellen Trachten der Kaukasier. In einem Kampfe gegen Pomvejus erschienen die Kaukasier auffallend reich bewaffnet. Außer Wurfspeeren, Bogen und Pfeilen, hatten sie Panzer und Helme aus Thierhäuten und Schilde, „so groß wie eine Thür". Als die Kaukasier, im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt, im römischen Heere dienten, kleideten sie sich nach Xenophon in Leinwand; ihre Helme waren aus Holz, ihre Schilde aus Mndsleder und klein, ihre Lanzen kurz, dagegen hatten sie gewaltige Messer.

Ali Abul Hassan Mahudi, der berühmte arabische Schriftsteller, erzählte im zehnten Jahrhundert von den Trachten der Tscherkessen, welche er Keschek (persisch: stolz, anmaßend) nennt: . . . Die Keschek kleiden sich in weiße Leinwand, in griechische Seidenzeuge, in Scharlach- und andere mit Gold durchwirkte Seidenstoffe. Die weiße Leinwand ist verschiedener Gattung und aus Flachs oder aus Hanf gefertigt. Man unterscheidet namentlich eine Sorte, Thali genannt, welche feiner als das Dabiki oder die ägyptische Leinwand und zugleich dauerhafter ist. Ein Kleid aus diesem Stoffe wird um zehn Goldstücke verkauft, und es werden deren viele in die muselmännifchen Länder eingeführt. Man bezieht auch welche aus den benachbarten Gegenden; indessen sind die aus Keschek geschätzter als alle anderen . . .

Ziemlich Ausführliches wissen wir über die tscherkessischen Trachten
des fünfzehnten Jahrhunderts und zwar besonders durch die Mittheilungen
des Reisenden Georgio Interiano, welcher damals in Kautasien war:
Die Oberkleidung "- sagt er — ist von Filz in der Weife eines
Pluuiale gemacht; sie hat auf einer Seite eine Oeffnuug, damit die rechte
Hand durchgesteckt werden kann. Auf dem Kopf tragen die Tfcherkessen
eine Kappe, ebenfalls aus Filz, in der Form eines Zuckerhutes. Unter
ihreni Oberkleid tragen sie sogenannte Terrilicci von Seide oder Linnen,
welche von dem Gürtel an abwärts gefaltet und zusammengeheftet sind,
gleichwie die Schöße des alten romischen Waffenrockes. Sie tragen Stiefel
und Stiefeletten, die über einander gezogen und fehr zierlich sind. Ihre
Beinkleider sind von Linnen und sehr weit. Sie haben sehr lange Knebel-
bärte. Sie führen beständig eine Waffe, und zwar ein Feuerrohr mit sich,
in einem von ihren Frauen verfertigten Futteral von geglättetem Leder.
Auch haben sie ein Rasirmesser und einen Schleifstein, um es zu schärfen,
stets bei sich; mit dem Rasirmesser scheeren sie sich gegenseitig den Kopf
ganz kahl, nur auf dem Scheitel bleibt ein Büfchel langer Haare stehen,
welcher geflochten wird; und dies geschieht, wie Einige sagen, damit der
Kopf, wenn er abgeschnitten werden foll, daran gehalten und das Gesicht
nicht von den blutigen Händen des Mörders beschmutzt werden könne.
Sobald sie in die Schlacht gehen, rasiren sie anch das Vrusthaar weg,
weil sie es für eiue Sünde und Schande halten, wenn man nach ihrem
Tode an diesem Theile ihres Körpers Haare finden würde. Sie haben
auch ein aus Ringen bestehendes Panzerhemd. Sie bedienen sich dessen,
wenn sie schlafen, als eines Kopfkissens. Wenn sie schlafen, stehen die
Waffen immer zur Seite. Wenn sie unvermnthet aufgeweckt werden,
haben sie Panzer und Waffen gleich zur Hand . . .

Interiano erwähnt anch die außerordentlich weitgehende Freigebigkeit
der Tfcherkessen hinsichtlich ihrer Kleidung. Wenn ein Untergebener bei
seinem Herrn ein neues schönes Gewand sah, verlangte er es gleich und
bekam es auch unverzüglich . . . Ungehalten darüber zu sein, gilt für eine
Schande. Sobald ihnen nur ihr Kleid abgefordert wird, ziehen sie es sofort
aus, gebeu es hin und nehmen dafür das arme Kleid des gemeinen Bettlers,
das größtentheils schlecht und schmutzig ist. Und so kommt es, daß die
Adligen oft schlechter gekleidet sind, als die gemeinen Leute, — Stiefel,
Waffen und Pferde ausgenommen, denn in diesen Gegenständen besteht
vorzüglich ihr Stolz . . .

Im siebzehnten Jahrhundert besuchte der berühmte Reisende Johannes
Chardin den Kaukasus. In einer in meinem Besitz befindlichen seltenen
deutschen Ausgabe seines Neisewerkes heißt es über die damalige mingre-
lische Kleidung: . . . Die Mingrelier haben eine besondere Tracht und
lest ihre Geistlichkeit allein den Barth wachsen, beschehren das Ober-Theil
des Haupts in Gestalt einer Crone, und lassen das übrige ihres Haares

ringst UM den Kopff biß auff die Augen herunter wachsen. Sie bedecken sich mit einem kleinen Mützlein von den feinesten Filz zubereitet, so ringst herum in Gestalt halber Monden ausgeschweiffet ist, die Winterszeit aber tragen sie eine gefütterte Mütze; Sie sind so karg und bettelhaft, daß sie ihre Mützen, wenn es regnet, abnehmen und in den Schub-Sack stecken, auch sich lieber aufs de» Kopff regnen als diese elende Mützen verderben lassen sollen, tragen kleine Hembden, so ihnen biß auff die Knie gehen, welche sie unten eng zusammenziehen. Wird man also nicht leicht eine häßlichere Tracht in der Welt finden; Auch führen sie einen Strick, der ihnen etliche mahl um den Leib gehet, an der Gürtelstätte, damit sie ihren Nachtbarn abgenommene Personen oder Kriegs-Gesangene sambt denen geraubten Thieren daran festmachen können. Die Fürnehmen haben Gürtel von Leder, vier Finger breit mit silbern Blatten besetzet, woran sie ein Messer sambt einem Wetzstein und Feuerzeug und wiederum drey lederne Beutel, in deren einen Saltz, den anderen Pfeffer, in den dritten aber eine Schuster Ahle, Faden und Naedl führen. Das Armuth gehet fast nackend, dessen Elend ist unbeschreiblich, und wenn es viel hat, so ist es ein alter Filtz, womit es seine Vlöße bedecket; Es bedienen sich diese Leute dieses Filtzes, wie die Alten sich der Chlamvdum, der Wetter-Schilder, kriechen mit den Köpffen hinein, wenden und drehen dieselben nach der Seite, da der Wind und Regen herkämt, weil solcher Filtz-Habit nur eine Seite des Leibes bedecket, und ihnen nicht weiter alls auff die Kniee geht. Dergleichen werden auch gar feine, so den Negeu widerstehen gemachet, und sind bey weitem nicht so schwer als wie die gemeinen, welche wenn sie naß werden einen fast erdrücken möchten. Der ein Hembde und ein Paar geringe Schlaffhosen hat, wird vor reich gehalten, sie gehen fast alle barfuß. Die hier geinachte Schuch haben eine winzige Sohle von Püffels-Haut, so nicht einmahl recht zubereitet ist. Diese Sohle wird durch eiuen Riemen über den Fuß fest gemachet, und werden die Schenckel bey deren Gebrauch ebenso kotig, als wenn sie barfus gingen. Wenn sie zu Pferde sitzen, so sind sie nebenst ihren Leuten von Kopfs biß auff die Füße gewaffnet; Legen sie sich schlaffen, als denn haben sie allezeit das Gewehr au der Seiten, und wenn sie einschlaffen wollen, so legen sie sich auff den Bauch und das Gewehr darunter. Ihre Waffen bestehen in den Speer, Bogen und Pfeilen, einen geraden und nicht gekrümmten Säbel, einen Kolben und ein Schild, und werden ihrer wenig gcfnnden, so sich der Büchsen gebrauchen sollen, seynd gute Soldaten und sitzen wohl zu Pferde, wissen sich der Lantze mit einer sonderbahren zierlichen Manier zu bedienen.

Von der weiblichen Tracht der Mingrelierinnen und Imeretierinnen seiner Zeit sagt Chardin: ... ihr Habit ist dem Persianischen zu vergleichen. Ihr Kopff-Vutz kommt mit des Europäischen Frauen-Zimmers an Schmückung und Frisirung sowohl in Kräuselung der Haar, als gewürckt und gewebter Spitzen überein. Sie tragen eine Flor-Kappe, so nur

das Gesicht und das Hinter-Theil des Kopffes bedecket. Die Häßlicheren
und verlebten schmincken sich ungewöhnlich, streichen das Gesicht, die Augen-
Brauen, Locken, Stirne, Nase, mit allerhand Farben an, die aber noch
jung und hübsch seyn, mahlen nur die Augen-Brauen. Sie schmücken und
putzen sich nach Möglichkeit . . .
Die georgische Tracht erwähnt Chardin nur mit wenigen Worten: ..
Ihr Habit, Pracht und Kleidung kömmt mit dem Polnischen überein, ab-
sonderlich aber so tragen sie eben solche Mützen. Ihre Kleider haben sie
auff der Brust offen, gebrauchen sie gleichfalls der Knopffe und Häffte, ihre
Schuhe sind der Persianer Schuen gleich, und kleidet sich das Frauenzimmer
eben wie in Persien . . .
Die persische Tracht war damals in Georgien die Landestracht. Aus
dem Neisewerk des Engländers Jonas Hanway, von welche,» sich eine
deutsche Uebersetzung aus dem Jahre 1752 gleichfalls in meinem Besitz
befindet, wissen wir über die damalige persische Tracht Folgendes: . . .
Was die persische Kleidung anbetrifft, — schreibt Hanway, — so lassen die
Männer meistentheils ihre Häupter beschehren. Die jungen haben öfters
an dem Schlafe eine Locke herabhängen, die ihrem Gesichte zum Zierratbe
dient, fast auf die Art, wie einige europäische Stutzer es vor einigen
Jahren trugen. Die Backen sind ihnen geschohren, sonst reichet ihnen der
Bart bis an die Schläfe. Die Mannspersonen haben meist Mützen von
Tuche, die zehn oder zwölf Zoll hoch sind, und oben vier Spitzen haben.
Sie haben kleinere Mützen für den Sommer, welche vorne mit grauen
Lämmerfällen aus Vochara besetzt sind. Ihre Ohren sind allezeit bloß,
und hängen gemeiniglich herunter, indem sie von den schweren Mutzen, die
darauf liegen, so gedrückt werden. Carmoisinroth ist die Farbe, die sie
gern auf ihren Mützen, sowohl als anderen Kleiden« tragen, und es giebt
auch ein vorlreffliches Ansehen. Dunkelblau, welches man selten, außer
in grobem Tuche tragen sieht, ist die Farbe der Trauer. Vornehmere Leute
tragen eine Binde von chermantischer Wolle, die ihnen als Turbante um
die Köpfe gewickelt ist. Einige sind so sehr fein, das sie 25 Pfund Sterling
kosten, und der gewöhnliche Preis für die, welche gut sind, ist 2 bis 2^
Pfund Sterling. Ihre Köpfe werden also sehr warm gehalten, und zwar
umsoviel mehr, weil sie ihre Mützen selten abnehmen. Das äußerste Kleid
gemeiner Leute ist schlechter Kattun. Gemeiniglich tragen sie zwei oder
drey leichte Kleider, die ihnen bis an die Knie gehen; daher ihnen ihre
Kleider einen großen Vortheil vor den Türken geben, welche lange weib-
liche Röcke tragen. Außer ihren tuchenen Kleiden: von der gewöhnlichen
Art haben sie auch einige, welche mit Pelzwerk, als von Hermelinen, Eich-
hörnchen oder Zobeln gefüttert sind, die sie um der Wärme willen, und
auch öfters Staat damit zu machen, tragen: denn es ist sehr gewöhnlich,
einen vornehmen Mann im heißen Sommer in seinem Zobelpelze sitzen zu
sehen. Es ist aber zu bemerken, daß diese Nöcke sehr kurz sind. Sie be-
>

weisen sich also darinnen sehr vernünftig, daß sie sich nicht mit einer überflüssigen Last von Kleidern beladen. Seide wird von vornehmen Leuten im Sommer, insonderheit zu Unterkleidern getragen: allein diese sowohl, als auch ihre kattunen und wollnen Unterkleider, find ausgestopft, welches sie warm macht, ohne schwer zu seim. Unter dem Gürtel, den sie um den Leib haben, tragen sie ein langes spitziges Messer in einer hölzernen Scheide, welches mit Gold oder Silber besetzt ist. Ihre Hemden sind gemeiniglich von bunter Seide und Kattun. Sie haben weder an den Händen noch am Halse Bänder; denn sie gehen allezeit mit bloßem Halse. Die Aermel ihres Oberkleides gehen ihnen herunter bis auf die Finger. Bisweilen tragen sie Strümpfe von Tuche, die wie Stiefeln sitzen; gemeiniglich aber gebrauchen sie Socken von Wolle, die bis über die Knöchel reichen. Sie tragen Pantoffeln wie Weiberschuhe ohne Quartiere. Diese Pantoffeln sind von Chagrin und ganz hart. Da die Absätze hoch sind: so thun sie auf kothigen Wegen gute Dienste, sind aber denen, die nicht dazu gewöhnt sind, sehr unbequem. Ihre Hosen sind wegen ihrer Weite in einem heißen Lande sehr bequem, und überhaupt scheint ihre Kleidung für die Gesundheit viel besser zu senu als die europäische. Die Binde um den Leib kann, ihre Lenden gleichfalls warm halten. Das Gürten um die Lenden ist in der That eine von den ältesten Kleidungsarten, wovon wir lesen. Ihre Schreiber tragen ihre Dinte und Federn in einem Futterale, welches sie in ihre Gürtel oder in ihre Tasche unter dein Arme stecken . . .

Ueber die persische Frauentracht bemerkt Jonas Hanway: . . . Die Kleidung des Frauenzimmers in Persien ist ganz ungekünstelt. Sie dient mehr zunl Unterschied der Geschlechter, als eine unnatürliche Gestalt vorzustellen. Sie zieren ihre Arme mit Armbändern nach Art einiger Europäerinnen, und ihre Häupter mit Juwelen von verschiedenen Arten. Eine davon besteht aus einem leichten goldenen Kettenwerke, das mit kleinen Perlen besetzt ist, und wovon eine dünne goldene Platte, in der Größe eines Kronenstückes hängt; worauf ein arabisches Gebeth geprägt ist. Sie haben große Ohrringe, und einige sollen auch große mit Perlen besetzte Ninge in der Nase tragen, welches der schlechteste Geschmack ist, den sie haben können. Die ärmeren tragen dasselbe von schlechterem Metalle. Ihre Haare hängen in Locken. Ihre Hemden sind sowohl als die Hemden der Mannspersonen, von dünner Seide uud Kattun. Sie sind aber offen an der Brust, wie die Mannshemden in Europa. Die Frauenspersonen in Persien tragen solche Pantoffeln und Hosen wie die Männer.

Gelegentlich dieser Schilderung der persischen Frauentracht lobt Hanway die Einfachheit derselben im Vergleich zu der europäischen und giebt folgenden Stoßseufzer von sich, indem er insbesondere des europäischen Reifrockes gedenkt, der ja heutzutage öfter wieder in Mode kommen will: . . . Hätte ein Perser eine solch sischbeinerne Maschine sehen sollen, — spottete der ehrwürdige Jonas —, so würde er gewiß gefragt haben, ob

die Frauensperson etwa mit einer wilden Katze solle eingenäht werden, welches bev ihnen eine Strafe für Verbrecherinnen ist. Wollte man ihm sagen, daß die europäischen Frauenspersonen diese Maschine um die Hüffte tragen, fo würde er glauben, daß sie damit wegen einer unanständigen Haltung bestraft würden; niemals aber würde ein Mann bey gesunder Vernunft sich vorstellen, daß dergleichen zu einer Zierde dienen soll, und daß, je größeren Neifrock eine Frauensperson besitzt, desto größer ihr Stand, und wie einige glauben, desto größer ihre Reizungen feyn müssen. Wie können Europäer über besondere Theile der Kleidung entfernter Nationen lachen, da vielleicht keine von ihnen etwas fo lächerliches als einen großen Neifrock trägt? Ueber dieses, wenn auch die Gewohnheit machen kann, daß etwas für wohlanständig gehalten wird, so kann sie doch den Krankheiten nicht vorbeugen, die aus der Erkältung entstehen; auch können die Gassen nicht breiter werden, noch die Häufer, Kirchen oder Schauplätze ihre Mauern erweitern, um diefe romanenhafte Erweiterung der Kleider fassen zu können . . .

Mit diesem Ercurs des alten Hanway schließe ich die Mittheilung älterer Schilderungen über kaukasische Trachten.

Indem ich nunmehr eine Schilderung der wichtigsten und interessantesten kaukasischen Trachten der Gegenwart versuche, benutze ich dabei, von zahlreichen persönlichen Beobachtungen abgesehen, die hervorragendsten und zuverlässigsten ethnographischen Arbeiten über den Kaukasus, vor allen diejenigen von Karl Koch und Noderich von Erckert, ferner die Schriften von Klaproth, Güldenstädt, Neineggs, Eichwald, Brosset, Moriz Wagner, Karl Friedrich Neumcmn, Baron Haxthausen, Petersen, Petzholdt, Dubois de Montperaux, Baron Thielemann, Bodenstedt, Schweiger-Lerchenfeld, Gustav Nadde und Professor Hahn in Tiflis.

Die an: meisten charakteristische Tracht im Kaukasus ist die sogenannte tcherkessische oder richtiger kabardinische. Unter den verschiedenen tscherkessischen Männern waren die Kabardiner, welche Erckert ihrer Bildung, Vornehmheit uud Eleganz wegen treffend „die Franzosen unter den Tschert'essen" genannt hat, seit jeher in der Mode tonangebend, sodaß nicht nur alle tscherkessischen Stämme ihre Tracht annahmen, sondern daß diese unter dem allgemeinen Namen der tscherkessischen Tracht sich auch in einem großen Theil des übrigen Kaukasus verbreitete. Eine schönere, kriegerischere Tracht kann aber auch kaum gefunden werden. Dazu kommen die regelmäßigen und ausdrucksvollen Gesichtszüge der Träger, ihre kräftigen, gedrungenen, man möchte fagen athletischen Körper, ihre Gelenkigkeit nnd kühne Haltung, eines Wüstenarabers würdig, mit deni sie auch sonst den Adlerblick und das ungezwungene Benehmen, nur leider nicht mehr den Stolz der Freiheit gemein haben.

Die Vestcmdtheile der männlichen Tscherkessenkleidung sind zunächst hauptsächlich Oberrock und Unterrock. Der letztere, Archalyk, Kaftan oder

Beschulet genannt, hat Aerinel nnd reicht etwa bis zur Hälfte des Unter-
schenkels. Er schließt vorn bis zum Halse mit einer Reihe Haken und
Oesen, besitzt einen niedrigen Stehkragen und an beiden Seiten von oben
nach unten geschnittene Taschen. Der Stoff des Archalyks ist entweder
Kattun oder ein gestreiftes oder geblümtes Baumwollzeug, bei Reicheren
zuweilen von einfarbiger, rother, blauer oder weißer Seide. An den
Händen, an den Aermeln und am Halse ist der Archalyk mit goldenen
Tressen, häusig auch mit Stickereien verziert. Wattirt wird er mit Baum-
wolle, und diese näht man in einer bestimmten Ordnung an den Stoff so
fest, daß ein einmal in den Stoff eingerissenes Loch nicht weiter greifen
kann. Ans dieser Ursache ist zu erklären, daß die Tscherkessen ihren unteren
Rock so lange tragen können, bis der Stoff vollständig in Fetzen zer-
fallen ist.
Ueber den: Archalyk trägt man den Oberrock, die Tscherkeska. Sie
ist in allen Theilen länger und weiter als der Archalyk, die Aerinel sind
sogar so lang, das; man sie zurückschlagen und oft am Rücken zusammen-
binden muß. Vorn wird die Tscherkehka durch eine Reihe mikroskopischer,
aus Zwiru gedrehter Kuövfchen vermittelst Oesen bis zur Mitte der Brust
geschlossen, eine nicht wenig anstrengende und zeitverschwendende Arbeit.
Am Halse geht sie auseinander und läßt den Archalyk sehen. Ein Kragen
ist nicht vorhanden. Der Stoff der Tscherkeßka ist Tuch oder Wollenzeug
von violetter, blauer oder gelbgrauer Farbe. Silberne Tressen schmücken
die Enden uud zuweilen auch den Rücken dieses Rockes, der dadurch aus-
gezeichnet ist, daß auf beiden Seiten der Brust Reihen von Hülsen für je
sechs bis zehn Patronen angenäht sind. Vornehme legen die Patronen erst
in Elfenbeinbüchsen oder in solche von Hörn, welche mit silbernem Deckel
verschlossen sind, und dann erst in die Hülsen. Taschen besitzt die Tscher-
keßka keine, sondern nur Schlitze, durch die man in die Taschen des
Archalyks greift. Archalyk und Tfcherkeßka werden in der Taille durch
einen schwarzledernen, mit Silber verzierten Gürtel zusammengehalten.
Die Beinkleider — nach Karl Koch tscherkessisch Hoschek oder Gonschek
genannt — sind eng anliegend und am häufigsten von dunkelblauem Stoff.
Silberne Tressen verdecken an den Seiten die Rähte nnd zieren zuweilen
die Enden. Nur reiche Leute nehmen Tnch allein zu denselben, da das-
selbe in Kaukasien ziemlich kostspielig ist. Gewöhnlich macht man die Nein-
kleider dadurch billiger, daß man den oberen Theil derselben, soweit ihn
die Röcke decken, aus einfacherem Stoff, aus Baumwolle verfertigt. Beim
Reiten zieht man zun: Schutz der Höfen lederne, mit Treffen verzierte
Gamaschen über die Waden und die Knie.
Die Schuhe sind einfache, dem Fuße genau angepaßte lederne Halb-
schuhe ohne Sohlen und Absätze. Die Naht ist nuten in der Mitte.
Auf dem Obertheile befindet sich ein nicht gar großer Ausschnitt zun: Hinein-
schlüpfen. Die Spitze ist stark nach aufwärts gebogen. Die Farbe des

Leders ist roth bei Fürsten, gelb bei Adligen und schwarz beim gemeinen Volk. Der Ausschnitt wird mehr oder weniger mit Borten verziert. Die Kopfbedeckung, Kalpak oder Papach genannt, besteht gewöhnlich in einer runden, den Ober- und Hinterkopf schützenden, wattirien Mütze mit einem Deckel von carmoisinrothem oder weißem Zeug und einem Saum von schwarzem, seltener von weißem astrachan'schen Lammfell, welches man dort Nocharafell nennt. Die Kopfbedeckung ist das unter allen kaukasischen Kleidungsstücken verschiedenartigst gestaltete, und man muß dem Reisenden Thielemann Recht geben, welcher einmal gesagt hat, es sei ein durch den ganzen Orient durchgehender Zug, „daß ein Volk, wenn es auch noch so leicht die Tracht eines andern annimmt, doch mit einer besonderen Vorliebe und Festigkeit seiner angestammten Kopfbedecknng treu bleibt. Sowohl auf den ägyptischen Reliefs ist es ja, wie auf den altpersischen Felsenbildern und am Tempel zu Persepolis, stets die Kopfbedeckung, welche die einzelnen Stämme charakterisirt." Auf diese Weise kann man die zahlreichen Variationen der kaukasischen Kopfbedeckung erklären. Die gewöhnlichste Form ist der geschilderte Kalpak oder Papach. Daneben giebt es viele andere interessante Formen. So tragen die Bergvölker eine dem gewöhnlichen Papach ähnliche Mütze mit einem Tuchdeckel darin. Die Höhe dieser Kopfbedeckung ist merkwürdig. Nie geht sie unter 20 Centimeter herunter, doch übersteigt sie oft 40 und hat manchmal fo langes und dichtes Fellhaar, daß die Breite der Höhe nicht nachsteht. Eine spitz zulaufende, oben etwas eingeknickte Mütze ohne Tucheinsatz und von nicht übermäßigen Dimensionen trägt der Georgier oder Grusier. Während die Bergbewohner den dichten zottigen Pelz vorziehen, liebt er fein gekräuselte Felle. Der Tatar und der Armenier haben alle denkbaren Formen, bald nnt Tuchdeckel und Sammeteinsatz, bald mit Gold gestickt, bald einfach spitz zulaufend wie die persischen Vauernmützen. Die letztere Form haben auch die Juden in Mingrelien und Imeretien adovtirt; ihre Mützen fallen wegen ihrer ganz unglaublichen Grüßen auf. Die Tufchen und Pschawen und die ärmeren Leute in Georgien tragen eine niedrige Filzkappe mit aufgeschlagener Krampe, die mohammedanischen Mollahs einen malerisch gewundenen Turban, die Swanethen einen grauen Filzhut, welcher den Tirolerhüten ähnlich sieht, die Gurier, Mingrelier und Imeretier einen fonderbar winzigen Deckel — und so fort. . .

Bei schlechtem Wetter, bei Sturm und Regen und Kälte bedienen sich die Tscherkessen noch dreier Stücke: des Mantels, der Negenhaube und der Ueberschuhe. Die letzteren unterscheiden sich nicht von unseren Regenstiefeln. Dagegen ist der Mantel ein ganz originelles Ding, eine Art Notonde, welche im Allgemeinen Vurka heißt. Sie wird aus Haaren halbkreisförmig zusammengefilzt, ist ziemlich steif und nnbeholfen, aber desto nützlicher gegen Wind und Regen. Selbst bei der Fahrt über die Schneegefilde des Kasbeck empfand ich unter dem Schutz der Burka nicht die

geringste Spur des eisigen Frostes, welcher über uns dahinstrich. Die nach außen gekehrte zottige Haarseite hält ebenso vorzüglich Frost wie Regen zurück. Man tragt die Burka an einem Riemen lose um den Hals gehängt, und da sie immer nur eine Seite des Korpers schützt, dreht man sie nach der Richtung, woher Frost und Regen kommen. Diese Burka ist eines der ältesten kaukasischen Kleidungsstücke, welches wir schon von den citirten alten Reisenden beschrieben sahen.

Wärmt die Burka den Körper, so trägt mau zum besonderen Schutz des Kopfes das Baschlyk, eine in zwei lange Enden auslaufende Haube von zuckerhutförmiger Gestalt. Die Enden wickelt man um den nackten Hals und verhindert dadurch das Hineinfließen des Regens oder Schnees in den Hals. Der Stoff des kaukasischen Baschlnks ist meist ein gelbgraues, zottiges, von den Frauen verfertigtes Gewebe aus Kameel- oder Ziegenhaaren, mit farbigen Borten und Troddeln verziert. Man zieht das Baschlyk über die Kopfmütze und spürt dann keinen Lufthauch mehr durch. Seiner Vortrefflichkeit wegen ist dies Kleidungsstück in der russischen Armee eingeführt und wird auch sonst im Winter in ganz Rußland von Alt und Jung viel getragen. In Mingrelien, Gurien und Äbchasien steht das Baschlyk nicht blos bei schlechtem Wetter oder im Winter in Gebrauch, sondern immerfort, doch wird es nicht einfach aufgesetzt, vielmehr statt jeder anderen Kopfbedeckung turbanartig gewunden.

Spricht man von der Kleidung der Tscherkessen, so darf man die Waffen, die gleichsam einen Hauvttheil dieser Kleidung bilden, nicht vergessen. In den Waffen beruht manchmal der ganze Neichthum eines Tscherkessen, die Waffen führt er immer mit sich; selbst wenn er bei einem Freunde zu Gast erscheint, ist er kriegerisch geputzt, und sogar wenn er schläft, hat er wenigstens einen Dolch bei sich.

Die Flinte des Tscherkessen unterscheidet sich stark von der unsrigen durch einen kleinen schmalen Kolben und ein längeres schweres Rohr. Um sie gegen äußere Einflüsse zu schützen, trägt man sie in einem zottigen Ziegenfellfutteral über der Schulter.

Der Säbel, Schaschka, ist lang, nur wenig gegen das Ende hin gekrümmt, ohne Parirstange, und der Griff so einfach, daß die Hand, welche ihn führt, gar nicht geschützt ist. In einer schönen Scheide von schwarzem oder rothem Leder wird er nn einem besonderen Vandeliergehänge aus schmalen Riemen um die rechte Schulter geworfen und halbschrag an der linken Hüfte, die Klinge mit der concaven Seite nach vorn, getragen. Griff und Scheide der Waffe, sowie Schnallen und Knöpfe am Gürtel und Gehänge sind reich mit Silber verziert.

Die Pistole, Pischtan, ist schmal und in die Länge gezogen- Sie befindet sich gewöhnlich im Gürtel, aber auf der Rückenseite.

Ein merkwürdiges Stück ist der Dolch, gewöhnlich Kindschal genannt, türkisch Chandschar. Er ähnelt dein kurzen, zweischneidigen Schwerte der

Römer, ist wie dieses über einen Fuß lang, sehr breit und hat mehrere Vlutrinnen. Der Griff, mit auffallend kleinem Ausschnitt für die Hand, hat wie die Schaschka keine Parirstange: die Scheide ist ledern und schwarz. Getragen wird der Kindschal am Gürtel, aber nicht an der Seite, sondern vor der Mitte des Leibes. Gewöhnlich befindet sich in einem besonders dazu eingerichteten Täschchen der Kindschalscheide noch ein kleines Mrsser. Auf schöne, namentlich alte Kindschals wird großer Werth gelegt. Im Vazar zu Tiflis kann man, obgleich die Blüthezeit der kaukasischen Waffenfabrikation vorüber ist, noch prächtige Klingen erwerben.

Ani Gürtel sind neben Pistole und Dolch noch vielerlei Gegenstände befestigt: ein silbernes Feuertäschchen mit Stahl, Stein, einer Art Zunder und einem Schraubenzieher, eine Büchse zum Fett für die Kugeln, ein lederner Tabaksbeutel und die kurze, meist hölzerne Pfeife. Das Pulverhorn befindet sich gewöhnlich in einer kleinen Tasche unterhalb der Patronenhülsen auf der Tscherkeßta.

Früher, wo die Feuergewehre im Kaukasus noch nicht so verbreitet waren, kannte man dort natürlich Bogen und Pfeile. Auch des Panzers bediente man sich. Derselbe bestand aus dem künstlich aus zahlreichen Ringen zusammengesetzen Panzerhemd oder Affeh, dem großen Helm oder Tusch und dem kleinen Helm oder Kipha, aus Armschienen, Achumbuch, und eisernen Handschuhen, Aschteld. Auch Nackenberge am Helme, Neinschienen und Schilde fehlten nicht. Solche vollständige Rüstungen finden sich heute nur noch in wenigen Familien und bei den in ganz abgelegenen Bergthälern wohnenden Stämmen, wie bei den Chewsuren.

Soviel über die tscherkessische Männertracht.

Die tscherkessische Frauentracht unterscheidet sich bedeutend von der sonst im Orient üblichen. Sie ist nicht bei allen tscherkessische« Stämmen gleich, sondern bei denen des Ostens zum Theil abweichend von der Tracht des Westens.

Ein langes dünnes Manneshemd mit unten sehr breit werdenden Aermeln, welche mit Silberband verziert sind, bedeckt zunächst den Körper; es ist aus seidenem, wenig glänzendem rothen Zeuge, Kanauß genannt. Ueber dem Hemd trägt man den Unterrock, Neschmet. Dieser Unterrock ist vorn offen, auf der Brust mit einem Häkchen festgehalten, mit oben ganz engen Aermeln, die unten weit und faltig und mit Verzierungen eingefaßt sind. Der Stoff ist hier ebenfalls Kanauß oder auch Baumwolle, die Farbe verschiedenartig. Der Oberrock ist aus Tuch verfertigt, mit Pelz beseht und reicht bei den östlichen Tscherkessinnen bis an die Linie, während der Unterrock bis zu den Knöcheln herabfällt. Bei den westlichen Tscherkessinnen aber ist der Oberrock länger als der Unterrock, ja er hängt zuweilen so weit herab, daß er zu einer Schleppe wird. Nach vorn ist er

dann ausgeschnitten, und das hier kaum zu den Knien reichende Unterkleid
läßt die Hosen sichtbar werden. Auf der Brust des Oberrockes befinden
sich bei den östlichen Tscherkessinnen wie bei den westlichen zuweilen einige,
den Patronenhülsen des männlichen Tscherkessenrockes ähnliche Verzierungen:
drei parallele Reihen ganz kleiner kugelförmiger silberner Knöpfe gehen von
oben nach unten und sind horizontal durch massive längliche silberne Prismas
verbunden. Die Beinkleider der Tscherkessinnen find weit und aus seidenem
oder baumwollnem Stoffe. An ihrer Farbe erkennt man, ob die Trägerin
Mädchen, Frau oder Wittwe ist. Weiße oder gelbe Hosen werden von
jungen Mädchen getragen, rothe von Ehefrauen, blaue von Wittwen. Der
Gürtel besteht aus Safsianleder und ist mit fein gewirktem Silberband
eingefaßt; in der Mitte des Gürtels befindet sich eine silberne Litze. Vom
eine sehr massive Art Schnalle, eher ein Metallstück zu nennen, welches
die Hälfte des Gürtels umspannt. Als Schloß dient eine senkrechte Röhre,
in die von oben ein Stift gesteckt wird. Die Verzierungen der Schnalle
sind von Gold, mit Ornamenten in Schwarz. An beiden Seiten von der
Mitte befinden sich zwei silberne erhabene Knöpfe in ovaler Fonn, von
oben nach unten gerichtet; in der Mitte selbst ebenfalls solch ein ovaler
Knopf, über und unter ihr verschiedene runde Knöpfe. Die Fußbekleidung
bilden Saffian-Schuhe aus einem Stück ohne Sohle, wie sie im Orient
allgemein üblich sind; daneben Pantoffeln niit dicken Sohlen nnd hohlen
Hacken, mit Silber und Goldband verziert, vorn ganz spitz zulaufend. Das
Haar der jungen Mädchen wird in dicke Flechten nach rückwärts gelegt
und in eigenthümlicher Weife verziert. Die Verzierung besteht aus weißem
Zitz, welcher fest und schmal zusammengelegt ist, dann zu einer Art
Zopf, aus zwei Stricken bestehend, gedreht wird, tiefer als die Mitte des
Körpers herabhängt und von dort mit zwei schmalen glatten Bändern bis
zu den Füßen reicht. In den zopfartigen oberen Theil der Verzierung
wird der wirkliche Zopf hineingeflochten. Bei den verheiratheten Frauen
wird das Haar nicht geflochten, sondern fällt in mehreren langen Locken über die
Ohren nach vorn herab. Die Kopfbedeckung besteht bei den östlichen Tscher-
kessinnen aus einem wattirten Deckel, an dem vom ein Diadem befestigt
ist. Von diesem fließt ein schön gestickter Musselinschleier herunter. Die
westlichen Tscherkessinnen haben eine runde wattirte Mütze mit einem Saum
von Silbertressen. Daneben giebt es auch einen höchst originellen Kopf-
schmuck, welchen insbesondere die Kabardinerinnen tragen. Derselbe besteht
aus einem fünfzehn Centimeter hohen Eylinder, dessen Weite aerade auf
den Kopf paßt und horizontal mit mehreren silbernen und goldenen Tressen
umnäht ist. Nach oben zu verengt sich der Cylinder zu einem halbrunden,
aus sechs metallenen Dreiecken bestehenden Dach, das äußerst geschmackvoll
mit Gold und Schwarz verziert ist. In der Mitte des Daches ist ein
silbernes Nad mit acht Speichen eingravirt. Von der Spitze der Kopf-
bedeckung hängen feine silberne Kettchen mit silbernen Knöpfchen am Ende

herab. Solche silberne Knöpfchen sind auch am unteren Rande des Cylinders, sowie am oberen Nande, am Beginn der Rundung, angebracht. Von dieser Kopfbedeckung hängen endlich auch zwei feine goldene Schnüre lang nieder, sie endigen in zwei silberne und zwei goldene kleine Quasten unter der früher beschriebenen Zopfverzierung. Junge Mädchen haben auch ein Corset. Dasselbe näht man ihnen schon im zehnten Jahre um den Leib fest, so daß dadurch eine Entwicklung der Brust ganz und gar verhindert wird. Das Corset bleibt bis zur Hochzeit des Mädchens dasselbe, dann erst wird es vom Bräutigam mit der Spitze seines Dolches aufgeschlitzt. Vis zu ihrer Verheirathung gehen die Mädchen unverschleierten Angesichtes, dann zeigen sie sich meist nur mit einem großen baumwollnen Tuche verhüllt. Selbstverständlich lieben die tscherkesnschen Frauen auch Schmuck, und sie behängen sich mit allerlei Flitterwerk über und über. Eine besondere Vorliebe haben sie wie alle Orientalinnen für riesige Ohrgehänge. —

Die tscherkessische Tracht wird, mit einigen kleinen Abweichungen, von den meisten Vergvölkern getragen. Seit dem Kriege Schamyls haben auch die Lesghier im Daghestan diese Tracht angenommen, dabei aber besondere Eigenthümlichkeiten beibehalten.

Die lesghischen Männer haben Tscherkeßka und Beschmet ganz wie die Tscherkessen. Im Hause wird das Oberkleid, die Tscherkeßka, abgelegt; auch die Waffen giebt der Lesghier in der Wohnung von sich; dagegen zieht er das Unterkleid oder Veschmet nie aus.

Eigentliche Pantalons besitzen die Lesghier der Gebirge nicht, sondern mehr Unterkleider, die am Unterschenkel mit einem Lederstück umschlossen sind. Dieses Lederstück ist der getrennte Schaft der Fußbekleidung. An den Schaft schließen sich für den häuslichen Gebrauch rothe oder schwarze Safsianschuhe ohne Sohle: bei einem Ausgang auf die Straße zieht man über die Safsianschuhe hohe und spitze Pantoffeln chinesischer Art.

Das Hemd ist ganz kurz und wird, ebenso wie das Veschmet und die falschen Pantalons, über Nacht nicht abgelegt; man trägt also Hemd und Kleider, mit Ausnahme der Tscherkeßka, so lange, bis sie in Fetzen vom Leibe fallen.

Die Weiber der Lesghier sind in dieser Hinsicht nicht sauberer. Die lesghischen Frauen sind unter allen Kaukasierinnen wohl die am meisten geplagten und gedrücklen, und demnach ist auch ihre, wie ihrer Kinder Kleidung höchst ärmlich. Ihre gewöhnliche Tracht bilden Pantalons und darüber gleichfarbige bunte Hemden aus Baumwolle; die Farbe ist im Gebirge meist dunkelblau, in der Ebene verschieden. Das ziemlich lange Hemd ist bei der Arbeit mit einer Schnur um die Taille befestigt, um das Steigen und Klettern auf den zackigen Felsen, wo die Weiber das Holz zusammenlesen müssen, nicht zu behindern. Ueber dem Hemde trägt man ein offenes Kleid mit weiten Aermeln; dasselbe wird blos in der Taille mit einem Haken zusammengehallen. In der Ebene tragen die

Lesghierinnen Hemd und Ueberkleid viel kürzer. Dafür ist das bei den Lesghierinnen des Gebirges verhältnißmäßig enge Beinkleid hier so außer-ordentlich breit und in Falten gelegt, daß es wie ein Unterrock erscheint.
Neben dieser gewöhnlichen lesghischen Frauentracht giebt es bei reichen Leuten auch eine prunkvolle festliche Tracht. Erckert hat eine solche be-schrieben: Den Kopf bedeckt alsdann ein gestreiftes seidenes Tuch mit uach vorn gebogenen Zipfeln; darunter ein weißes baumwollenes Tuch in der Art eines großen Handtuches um den Kopf gewunden, mit dem einem Ende hinter dem Zopfe auf der linken Seite, mit dem anderen Ende aber auf die linke Schulter nach voru herabfallend; dieses Tuch ist gewöhnlich mit goldenem gemusterten indischen Galon eingefaßt, und zwar an den Enden in mehr als 30 Eentimeter Breite. Das lange, breite ziegelsteinfarbene Hemd ist aus dünnem gewebten Stoff und mit spitzen Goldblättern durchzogen. Ueber diesem Hemd wird ein Oberhemd von dunkelblauer Seide getragen, dessen Äermel mit breitem schwarzen Stoff eingefaßt sind; auf dein schwarzen Stoff sind dreieckförmige Perlen und zwischen den Perlen verschiedenartige kleine Goldverzierungen aufgenäht. An den Fingern funkeln viele, außerordentlich große und hohe goldene Ninge, theils mit einem großen eiförmigen hoch emporstehenden Stein, theils mit verschiedenen kleinen Edelsteinen besetzt. Auf dem Handgelenk goldene, niit Edelsteinen — meist Türkisen — besetzte Armbänder von feiner Arbeit. Auf dem in Zöpfen geflochtenen Haar endlich ist eine Art Mütze befestigt, von der mehrere Zipfel unter das untere Hemd herab-fallen. —
Der tscherkessifchen Tracht ebenfalls ähnlich, aber lange nicht so schön und so gut ist die Kleidung der Tschetschenzen.
Auf der Vorderseite des Rockes, der in tscherkessischer Manier ge-arbeitet wird, sind verschiedenartige Stückchen Tuch für die Patronen auf-genäht. Außer dem Nock ist noch ein Paar plumper Beinkleider das Hauptstück des männlichen Anzuges. Dagegen geben die Waffen den Tschetschenzen ein imponirendes Aussehen. Ansier einer guten Flinte haben sie ein Panzerhemd, Säbel und Dolch, vier Fuß lange Spieße, aus festem Doppelleder bestehende, einen Fuß lange ovale Schilde, auf deren Außen-seite Eisenringe mit großküpfigen eisernen Nägeln befestigt sind, während die innere, mit Leder gepolsterte Seite einen Lederriemen hat, den man über den Vorderarm schiebt. Niemals geht der Tschetschenze auch nnr vor die Thür seines Hauses ohne Waffen. Wenigstens trägt er außer den: Dolche, den er selbst beim Schlafen nicht ablegt, noch den Toppus mit sich, einen langen Eisenstock, dessen oberes Ende eine eiserne, mit drei Spitzen besetzte Kugel bildet.
Die Tschetschenzenfrauen sind von natürlicher Anmuth, kleinem, aber starkem Kürperbau, gesunden: Aussehen und heiterem Charakter. Ihre an-genehme Erscheinnng wird durch eine malerische Tracht erhöht.

Das Vorderhaar der Mädchen wird kurz geschnitten und nach vorn gekämmt, an der Stirn sorgfältig ausgebreitet, angeklebt und mit Bleimeiß glänzend gemacht. Die Hinterhaare hängen in vielen Zöpfen auf die Schultern und den Rücken herunter. Bei verheiratheten Frauen theilt man das Haar blos in zwei Zöpfe, jeder derselben wird mit einem seidenen, wollenen oder leinenen Bande so oft umwickelt, bis er an der Wurzel eines Zolles Dicke hat; dann bindet man die beiden Enden zusammen. Den übrigen Kopfputz bilden lange schwere Ohrgehänge von Kupfer, Messing oder Vergkrystall und das tscherkessische Diadem. Das Gesicht ist gewöhnlich unverhüllt. Ein großes Tuch, welches am Kopfe befestigt ist, dimt nicht zum Verhüllen, sondern zum Schmuck und fällt nach hinten herab. Die Körperkleidung besteht aus einem, an den Schultern und auf der Brust oft fünf Finger breit reich gestickten Hemd, einem bis an die Waden reichenden, mit einem Gürtel zufammengeschnürten Oberrock und aus einem Paar Beinkleider, die am Ende mit einem schwarzen Rande eingesäumt sind. Auch bei den Tschetschenzinnen dienen die rothen, blauen oder weißen Farben der Hosen zur Erkennung, ob die Trägerin Mädchen, Gattin oder Wittwe ist. Im Winter tragen alle Tschetschenzinnen Schuhe, im Sommer gehen sie barfuß. Wenn sie ihre Hauswirthschaft versehen haben, beschäftigen sie sich mit dem Verfertigen von Teppichen oder Filzdecken. Auch dünnes wollenes Zeug, woraus sie Kleidung für sich, ihre Männer und Kinder bereiten, wird von ihnen hergestellt.

Die Osseten haben für ihre männliche Tracht die tscherkessische adovtirt, nur schmücken sie diese weniger aus. Die größte Sorgfalt wenden sie dagegen auf ihre Waffen. Diese sind zuni Theil uralt, mit lateinischen Inschriften und verschlungenen Buchstaben und Wappen und stammen oft noch aus der Zeit, da die Genuesen das Schwarze Meer beherrschten. Als Professor Hahn sich 1888 auf einer Fußtour in den ossetischen Alpen befand, zeigte man ihm dort ein Schwert, auf welchem die Zahl 1097, ein Kreuz und ein Halbmond eingravirt waren; es stammte angeblich von einem Kreuzritter.

Im Gegensatz zu der tscherkessischen Tracht der ossetischen Männer hat die Kleidung der ossetischen Frauen mit Ausnahme derjenigen der schimittischen und digorischen Stämme, fast gar nichts Tscherkessisches.

Diese Kleidung besteht hauptsächlich aus einem einzigen Stück: einem weiten, zumeist flauen Gewand, das dem Körper nur leise angefügt ist und ihn vom Hals bis zu den Knöcheln vollständig umschließt. Ein Gürtel befestigt dieses Gewand um die Taille. Karl Koch erzählt, daß die echten Ossetinnen weder Beinkleider noch Kopfbedeckung kennen, doch giebt es nach Erckert einige Ossetenstämme, wie die Digoren und Schimitten, deren Frauen Beides besitzen, da bei ihnen zumeist die tscherkessische Tracht vorherrscht: Die Haare werden hier in einen Zopf geflochten, und dieser durch ein weißes, unter dein Kinn zusammengeschlungenes Tuch verborgen, während

die Enden des letzteren über die Schultern zurückfallen. Das weiße
Unterhemd verfertigt man häusiger aus Baumwolle als aus Leinwand.
Das darüber befindliche Oberhemd, mit einem schmalen Galon verziert,
tritt oben am Halse und an den Händen unter den Oberkleidern hervor;
es besteht meist aus carmoistnrothem Seidenzeuge, das an den Aermel-
öffnungen mit Silbertresfen eingefaßt wird. Ueber dem Oberhemd be-
findet sich ein ganz kurzer, buntfarbiger Ruck, vorn offen, weiter unten zu-
gehakt; ein silberner Galon umgiebt die Borte des Rockes. In den
unteren beiden Ecken der Schöße ist eine Art Schleife aus Silberstickerei,
vorn auf der Brust eiue Verzierung in Art der Husarenschnüre aus ge-
diegenem Silber, wie bei den Tscherkessinnen, mit drei Knopfreihen; rings
um den Halsausschnitt auch eine Galonuerzierung. Ueber diesen» kurzen Rock
trägt man einen langen, der vom offen, in der Taille zugehakt, und schräg steil
vom auf der Brust ausgeschnitte» ist; ebenfalls wie bei den Tscheikessinnen.
Die Aermel dieses Rockes sind gerade, eng, nicht sehr lang, die Brust ist mit
schmalem Silbergalon eingefaßt; unter die Taille hinabreichend, bis fast
zum unteren Rande des Kleides und diesen etwas entfernt herum be-
gleitend, befindet sich ein Streifen von breitem geblümten Stoff von Heller
Farbe. Die Taille umschließt ein Ledergürtel, vom aus gediegenem Silber
bestehend, mit einigen kleinen erhabenen Vierecken als Verziemng; im
Gürtel ist das Schnupftuch befestigt. Die Pcmtalons unter dem Hemd
sind sehr breit und aus einem Stoff von bunter Farbe. Die Strumpfe
aus Baumwolle sind mit Saffianschuhen bekleidet; für den Straßengebrauch
sind hohe, spitze Pantoffeln bestimmt . . .
Theils tscherkessisch, theils persisch ist die Kleidung der Georgier ober
Grusier. Die Männer tragen einen langen Oberrock mit tief herabhängen-
den und vom mit Spitzen besetzten Aermeln, welche von: Ellenbogen an
aufgeschlitzt und bequemer Handhabung halber über den Rücken zusammen-
geschlagen werden. Dieser Rock, Kuba genannt, ist einfarbig, meist aus
Tuch, selten aus Merino oder Seide. Ein Kragen fehlt, und der Hals
erscheint deshalb entblößt. Schnüre treten an Stelle der Knöpfe und
Knopflöcher. Diefe Schnüre näht man auf der einen Seite des Rockes zu
Kiböebi oder Schlingen, während sie auf der anderen Seite zu Gilebi oder
Knoten zusammengeknüpft werden. Unter dein Oberrock trägt man den
Unterrock, Archalyk, welcher nicht bis über die Knie reicht. Er ist aus
Seide oder Baummolle und dicht wattirt. Die Beinkleider, Scharwali,
sind weit und reichen manchmal bis zu den Knieen herunter, wo sie eng
zusammengezogen werden. In der Regel ist, selbst bei Reicheren, nur der
untere sichtbare Theil der Hosen aus Seide, der obere aber, welcher durch
die Röcke verdeckt wird, aus Kattun. Aermere Leute verfertigen das ganze
Beinkleid aus Kattun. Ein Band, Chonchar, hält die Höfen um die
Hüfte fest. Reiche Leute tragen Strümpfe, welche aus zwei abgesonderten
Theilen bestehen, aus den eigentlichen Fußfocken oder Zindebi und den

Oberstrümpfen, Paitschebi oder Tsugi, welche das Schienbein und die Wade einschließen. Die Oberstrümpfe werden manchmal durch ein Stück Leder, Kalaman, vertreten. Zu Hause trägt man die Koschabi, geschnäbelte Pantoffeln, welche nur bis etwas über die Mitte des Fußes reichen und mit hohen Absätzen versehen sind. Für die Straße aber dienen die Satz- wethi, auf dem Untertheil durch eine Naht befestigte und in einen Schnabel auslaufende Schuhe. Auf dein Kopfe schließlich tragen die Georgier eine hohe, zuckerhutförmige Mütze, die Kudi, die aus Tuch und mit schwarzen: Pelz besetzt ist; selten besteht sie ganz aus Pelz.

Die Georgier machen hinsichtlich der Kleidung große Ansprüche; bei wenigen Völkern kann man soviel Neigung zu äußerlichem Prunke finden. Nur der Allerärmste geht in schlechten Kleidern, wer es irgend vermag, kleidet sich schön, ja luxuriös. Auf schöne Kleider und Waffen, neben oft kostbaren Teppichen für seine Wohnung, legt der Georgier das grüßte Ge- wicht, und Mancher verausgabt seine ganze Einnahme dafür, spart sich des- halb ordentliches Essen ab. An dem Gürtel oder der Sartkewa wird der große zweischneidige Dolch, der Chanschal befestigt, in dessen Futteral noch ein Messer und eine Pfrieme befindlich sind. In dem Gürtel stecken neben dem Dolche noch: rückwärts die Pistole, georgisch: Dambtscha, vorn und an der Seite das Sapirißzamble oder Pulverhorn und die Patronentasche, Saßzabro. Der nur wenig gekrümmte Degen, Chinali genannt, hängt an einem Nienien an der Achsel. Die Flinte, Topi, wird meist, in einem Futteral, über die Schulter gehängt.

Zu den nothwendigen Toilettebedürfnissen der Georgier gehören auch Farbstoffe; besonders die älteren Männer färben sich das Haar roth und die Augenbrauen schwarz.

Noch eitler sind naturgemäß die Mädchen und Frauen. Dieselben schminken sich bis zur Unausstehlichkeit und behängen sich über und über mit Tand und Schmuck.

Die Frauen der Georgier tragen einen langen, aus Seide oder Kattun verfertigten und zuweilen mit Gold durchwirkten Unterrock oder Archalvk. Vorn auf der Brust ist derselbe offen und läßt das Giljeperi sehen, ein Vorhemdchen von meist rother Farbe, welches den Busen nur mangelhaft bedeckt. Ein reich verzierter, durch eine goldene oder silberne Spange geschlossener Gürtel, die Sartkeba, hält den Archalvk um die Hüften zusammen. Ueber dem Archalyk wird nur im Winter, und auch nur von den Reicheren, noch ein Rock, Kathibi, getragen. Unter dem Archalyk haben die Georgierinnen die meist rothen Beinkleider, Nivchevi, und unter diesen das Henid, Percmga, welches bis zu den Knien reicht. Die Strümpfe und Pantoffeln sind wie die der Männer; Schuhe oder Stiefel besitzen jedoch die Frauen nicht. Die Kopfbedeckung besteht gewöhnlich aus dem Thawsakrabi, einem breiten, rund um den Kopf sich schlingenden Bande, und dem in der Mitte desselben angehefteten, meist aus Filz verfertigten

Teckel, Kopi. Bei feierlichen Gelegenheiten tritt an Stelle des Bandes
ein Diadem, an welchem ein Schleier befestigt wird; derselbe heißt nach
Koch Tschikila, nach Nrosset Betschaki, hängt nach rückwärts und dient zum
Verhüllen des Gesichtes. Diesen Zweck erfüllt die Tschadra, ein großes
baumwollenes Tuch, welches den ganzen Körper einhüllt, ohne Gehen oder
Bewegung zu hindern. Die Haare werden in zahlreiche kleine Zöpfe ge-
flochten und hängen bei den Mädchen nach rückwärts herunter, bei den ver-
heiratheten Frauen fallen zwei große Zöpfe nach vorne. Das Diadem als
Kopfputz giebt dem meist schönen und regelmäßigen Gesicht mit den großen
heißen Augen und der scharfgeschnittenen, manchmal langen Nase einen
eigenthümlich romantischen und interessanten Ausdruck. Damit das Diadem
ja recht gut passe, sollen die Georgierinnen ihren neugeborenen Mädchen
die Stirn zurückdrücken, ähnlich wie die Chinesinnen ihren Töchtern bald
nach der Geburt die Füßchen verstümmeln.
Den« georgischen Volke verwandt sind die Pschawen und Tuschinen.
Die pschawischen Männer tragen die gewöhnliche Tracht der Georgier oder
Grusier. Von der pschawischen Fmuentracht ist eigentlich gar Nichts zu
sagen: die pschawischen Frauen haben überhaupt keine Kleidung, sondern
blos eine Anzahl Fetzen und Lumpen, darüber zuweilen einen schmutzigen
zerrissenen Schafpelz mit hoher Taille.
Die tuschinischen Männer tragen ebenfalls eine Kleidung ähnlich der
georgischen, aber mit einigen Abweichungen. Sie besitzen die Tscherkeßka
und zwar in Blau oder Schwarz, doch gewöhnlich ohne Falten auf der
Brust für die Patronen. Am Gürtel, der oft versilbert oder massiv
silbern ist, hängt der Kindschal. Die Beinkleider sind kurz, sie reichen
meist nur bis zu den Knien. Die Fußbekleidung bilden für die Straße
eine Art lederner Gamaschen und schnabelförmig zugespitzte Schuhe ohne
Absätze, nach Hahn hier Tschusti genannt. Zu Hause trägt man breite
Schuhe aus grober Wolle, meist obne Strümpfe; an diesen Hausschuhen
wechseln V2 Zoll breite weiße und schwarze Querstreifen mit einander ab;
die Sohle besteht aus 10 bis 12 Schnüren, die vielfach mit Garn um-
wunden oder zusammengenäht sind. Die Frauen tragen ausschließlich
dieses Schuhwerk. Die Kopfbedeckung der Männer besteht aus einem,
nach Art des Strumpfes gewirkten Filz oder aus zusammengenähten Filz-
lappen, welche zu einer Art Körbchen gerollt werden.
Interessant und malerisch ist die Tracht der tuschinischen Weiber.
Ueber das weiße ansgenähte Hemd und die langen Beinkleider wird, wie
Professor Hahn beschreibt, der lange dunkelblaue Nock mit Hellem Saum
getragen; der Brustlatz wird nach unten hin breiter und bauscht sich über
dem Gürtel sackartig auf; über diesem Latz hängen an Schnüren Münzen
und Perlen herab, um den Hals sind ebenfalls folche Schnüre gewunden.
Das kurze, offenstehende, nn den vorderen Enden abgerundete Jäckchen ist
oftmals reich mit silbernen und goldenen Borten geziert. Ueber dem

Ganzen wird ein kurzer, etwa bis zum Knie reichender Schafpelz mit hoher Taille getragen — jedoch meist nur im Winter, seltener im Sommer — und darüber noch ein langes, schwarzes, hübsch gefaltetes Tuch, das vom Kopf über die ganze Gestalt herabfallt. Manche Frauen tragen ein Stirnband, um die Haare zusammenzuhalten, und bedecken das Gesicht von unten bis zum Mund nach Art der mohammedanischen Frauen. Sie haben wenig Schmuck, meist Fingerringe. An der Art des Haartragens unterscheidet man die Mädchen von den Frauen; erster« flechten das Haar in vier Zöpfe: zwei an den Schlafen, und zwei an: Hinterkopf; sobald sich das Mädchen verheirathet, werden die zwei Zöpfe an den Schläfen abgeschnitten.
Einen höchst malerischen Nest aus dem Mittelalter bilden die Chewsuren, ein Völkchen von etwa fünftaufend Seelen, welches das wilde Gebirge nördlich vom Tioneti bewohnt und sich von Jagd und etwas Schafzucht nährt. Thielmann fagt in seinem Reisewerk von den Chewsuren: „Mit ihrem Kettenpanzer, der altdeutschen Brünne gleich, mit dem Helm aus einer concaven Eisenplatte, mit den« kleinen, runden, eisenbeschlagenen Schilde, der altdeutschen Tartsche, mit den Armschienen und Beinschienen, erinnern sie lebhaft an die Reisigen aus den Kreuzzügen. Hierzu kommt noch der Rock von fchwarzem Wollenzeug, der bis zu den Knien reicht und auf der Brust, den Schultern und den Aermeln mit aufgenähten kleinen rothen Kreuzen geschmückt ist. Manche haben auch weiße Röcke mit schwarzen Kreuzen." Aus dieser Tracht, sowie aus dem Umstand, daß die Chewsuren seit Urzeiten Christen sind, hat man schließen wollen, daß sie von versprengten, Volke aus den Kreuzzügen abstammen, was aber bisher bloße Vermuthung geblieben ist.
Nicht minder interessant als die Tracht der chewsurischen Männer, welche Gustav Nadde in seiner klassischen Monographie über Chewsurien ausführlich beschrieben hat, so daß ich darauf verweise, ist die Tracht der chewsurischen Frauen. Dieselben tragen auf dem Körper zunächst einen sackartigen schweren Ueberwurf als Hemd oder Dschuba, welches bis an die Knöchel des Fußes reicht. Die Aermel an diesem Hemdrock sind auffallend kurz. Im Hause trägt man nichts Anderes. Auf der Straße aber hat man noch einen Gala-Oberrock, Tschocha genannt. Diese Tschocha ist aus feinem, aber hartem Wollengewebe, nicht sehr lang, mit einer bunten Einfassung am Rande und sonst auch vielfach verziert mit Perlenschnüren und Milchglasknüpfen. Die Aermel dieses Oberrockes sind auffallend lang, oben und unten von der Schulter an durch Silberband in vier gleich große Felder getheilt, und auf jedem Felde ist ein Kreuz schief aufgenäht. Auf dem Rücken des Rockes ist ein großes capuchonartigeK und mit aufgenähten Kreuzen geschmücktes Viereck.
Der Leibgurt ist lang, aus grobem Gewebe und am Ende in plattgeflochtenen Schnüren auslaufend.
Sehr sonderbar ist der Kopfputz der Chewsurenweiber. Unter der

turbanartigen Kopfbedeckung schaut das aus groben, Leinen verfertigte Stirn-
band hervor, das in der mittleren Partie aufrecht stehende Kreuzformen
besitzt. Unter diesem Stirnband, das zum Schmuck dient, befindet sich ein
zweites schmales, welches die falschen Haare festhält; falsche Haare sind
nämlich bei den Chewsurenweibern viel im Gebrauch.
Die Ohrgehänge endlich sind längliche Silberdrähte, mit mehreren hohlen
Kugeln besetzt.
Wenig Eigenthümliches bietet die Tracht der Armenier. Die der
Männer hat viel Ähnlichkeit mit der persischen, die der Frauen mit der
georgischen. Uebrigens accommodirt sich der Armenier in Bezug auf Kleidung
fast stets seinen Nachbarn, und so lommt es, daß man in Tiflis zum Bei-
spiel den Armenier hinsichtlich der Tracht vom Georgier fast gar nicht
unterscheiden kann, und nur ein geübtes Auge erkennt Beide am Schnitt
des Gesichtes, welches bei den Georgiern im Allgemeinen fester, schöner und
kräftiger ist, während die Züge der Armenier weicher, intelligenter, schlauer
sind.
Bei den Armenierinnen findet sich in der gewöhnlichen Tracht blas ein
auffallendes Slück in Gestalt eines um den Hals und den unteren Theil
des Kopfes gelegten dunklen Tuches, durch welches die Trägerin am
Sprechen und am Athmen durch den Mund verhindert wird, da es bis zur
Nasenspitze reicht. Selbstverständlich ist die armenische Frau nicht zu
ewigem Stillschweigen verurtheilt, sie braucht nur das Tuch herabzuschieben,
und das Zünglein hat sofort freien Lauf ... Ein schönes Bild bietet
armenisches Weibervolk bei festlichen Gelegenheiten und in den Kirchen am
Sonntag. Da ist Alles im höchsten Staat, die Farbenpracht bunt und
blendend. Die Hauptstücke der Kleidung sind die rothen Pluderhosen, die
Jacke und der talarartige, oft schleppenartig auslaufende Ueberwurf; damit
der letztere nicht im Staub oder Koth verdorben werde, wird die untere
Hälfte bis zur Hüfte emporgezogen und dann um dieselbe in Form eines
Shawlgürtels frei umgewunden. Dies geschieht aber häufig auch — Wut,
ounliuo cb,62 nou8 — bei ganz gutem Wetter, auf trockener Straße, da-
mit man die rothen oder gelben kostbar gestickten Leoervantoffelchen und
nicht minder die in diesen Pantoffelchen steckenden zierlichen Füßchen recht
bewundern könne. Die Stoffe der Kleider sind von rother oder grell bunter
Farbe, meist sehr werthvoll, mit Stickereien reich versehen. Den Kopf be-
deckt ein goldgesticktes Käppchen, um welches der Schleier gewunden wird.
Im Haar und am Käppchen, an der Brust und an den Armen sind zahl-
reiche Münzenketten befestigt, und die klimpern und flimmern im Licht der
feiertäglichen Sonne. Dazu denke man sich die entzückende Grazie, mit
welcher sich die Armenierin in ihrem buntprächtigen Gewand zu bewegen
versteht. Und die glutvollen Blicke, die sie kokett überallhin versendet wie
Leidenschaft zündende Funken ... Schade nur, daß die meisten armenischen
Frauen die nationalkaukasischen Costüme abgelegt und die unkleidsame

europäische Tracht angenommen haben. Ein großer Theil ihres Zaubers
ist ihnen damit verloren gegangen . . .
Noch unverfälscht und rein hat sich die Tracht bei den Imeretiern
erhalten. Dieselben sind georgischen Stammes, doch haben sie dunklere
Hautfarbe, und ihre Kleidung ist weniger sauber. Diese Kleidung iN der
georgischen ganz ähnlich, nur die Kopfbedeckung ist eigenthümlich; während
die georgische hoch und spitz ist, legt der Imeretier einfach ein Stück Tuch,
das bei Reicheren mit Seide gefüttert und außen mit Gold oder Silber
gestickt wird, auf sein Haupt und befestigt es lose mittels einer unter
dem Kinn herumlaufenden Schnur. Dieser Mütze wegen nennen die
Türken die Imeretier Atschit Baschi oder Bloßküpfe. Die winzige Mütze
unserer Couleurstudenten muß sich vor einer solchen imeretischen verstecken.
Einen irgendwie nennenswerthen Schutz kann dieselbe ihrem Träger natür-
lich nicht gewähren; das wird von ihr auch nicht verlangt, sie dient nur
zur Zierde. Zum Schutze aber dienen die wild und ungekämmt lang herab-
fallenden Haare. Der gemeine Mann trägt deshalb gar keine Mütze.
Ueberhaupt ist der gemeine Imeretier in Bezug auf Kleidung so bescheiden,
wie sonst gar Niemand im Kaukasus. Einige Lumpen, die kaum seine
Blößen verhüllen, genügen ihm.
Die Imeretierinnen haben ein einfaches, aber effectvolles und höchst
kleidsames Costüm. Den Leib umschließt ein langer, bis unter die Knie
reichender dunkelblauer oder schwarzer Kaftan, unter welchem rothe Pump-
hosen getragen werden. Um die Hüfte haben die Frauen einen Melall-
gürtel, von welchem eine weiß und roth carrirte Schürze herabhängt. Die
Füße werden mit bunten Schuhen bekleidet, der Kopf mit einem farbigen,
meist rothen Turban bedeckt; von diesem Turban fliegt ein langer, an dem
Ende mit rothem Band eingefaßter Schleier nach rückwärts.
Während der Imeretier, falls er arm ist, kann, ein paar Fetzen be-
nöthigt, ist der Nachbar des Imeretiers, der Mingrelier, in dieser Hinsicht
besser daran. Der Mingrelier hat doch, wenn er auch noch so arm ist,
stets seinen braunen, mittelst eines Gürtels geschlossenen langen Rock,
darüber gewöhnlich die Vurta und bei Regen oder Kälte sogar ein Baschlyk,
das bei schönem Wetter als Turban dient. Der reiche Mingrelier trägt
die georgische Tracht mit der imeretischen winzigen Mütze. Die Mingre-
lierin kleidet sich ähnlich wie die Imeretierin.
Auffallend ist die Kleidung des Guriers, ein Mittelding zwischen der
genuesischen des Mittelalters und der türkischen der Gegenwart. Neben
dem imeretischen Deckel hat man den Turban. Statt des Rockes trägt
man hier eine kurze Jacke, welche freie und schnelle Bewegung gestattet.
Unter der Jacke befindet sich eine breite Leibbinde, an welcher allerlei
Werkzeuge für den täglichen Gebrauch, aber zumeist auch ein ganzes Zeug-
haus von Waffen hängen. Die Gurierin trägt eigentlich nur malerisch
umgeworfene Lumpen.

Die Tracht der Swanethen, sowohl der Männer als der Frauen, verdient keine besondere Aufmerksamkeit. Bei den Frauen fällt nur ein fast europäisch modernes Jäckchen auf.

Gar kriegerisch erscheinen die Trachten der Kurden. Die Kurden sind ausgezeichnete Reiter und vortreffliche Krieger, aber von einer fast weibischen Eitelkeit. Wenn sie in den Kampf ziehen, fo legen sie ihre schönsten Kleider an und färben sich ihre Augenlider. Ihre Waffen sind meist persischen Ursprungs, so die gewöhnlich mit einen« Büschel Pferdehaare geschmückte Lanze, deren Schaft aus Rohr von den südlichen Ufern des Euphrat und Tigris ist. Am Sattelknopf halten die Kurden in einer besonderen Tasche einen eisernen Wurfspieß und eine kleine Streitaxt, ferner besitzen sie einen kleinen, mit Seide gefütterten und mit einem Metallbuckel versehenen Schild. Obgleich die Kurden mohammedanisch sind, gehen ihre Frauen doch unverhüllten Angesichts und nehmen Theil an den Arbeiten der Männer, reiten sogar mit denselben um die Wette. Sie sind zwar selten schön, haben aber ein gutes, blühendes Aussehen. Ihre Kleidung zeigt nichts Besonderes.

Eine theilweise eigenthümliche Kleidung haben dagegen die Frauen der Nogaier: Auf dem Körper ein langes rnthseidenes Hemd, auf welchem vorn, zugleich zum Schmuck wie zum ZuHefteln des Hemdes dienende Silbermünzen angebracht sind. Ueber dem Hemd trägt man als wichtigstes Kleidungsstück das Kaptal oder Oberkleid; dasselbe ist vorn offen, auf der Brust nach kabardischer Art mit mehreren Reihen von Silberstücken besetzt. Der Kopfschmuck, der noch besondere Erwähnung verdient, ist bei Mädchen und Frauen verschieden. Die letzteren tragen gewöhnlich eine Art Haube oder Mütze aus buntem Stoff, am Rande mit Silberfranzen eingefaßt, mit mehreren Troddeln aus Glasperlenschnüren oder Silberfäden mit darangebundenen Glöckchen. Ein junges nogaisches Mädchen trägt blos ein eng anliegendes Kopftuch, auf welchem zahlreiche Silbermünzen angeheftet sind.

Von der kalmückischen Nationaltracht charakteristisch ist vor Allem die Mütze, welche sowohl von Weibern als Männern getragen wird. Sie besteht oben aus einem festen viereckigen Deckel; diesen verbinden eingebogene Seitenflächen mit einem den Kopf rings umgebenden breiten Fellrand; Mädchen tragen meist eine kleine runde Mütze aus buntem carrirtem Stoff. Das Haar wird von den Weibern vorn in zwei langen seitwärts herabhängenden Strängen getragen; diese Stränge stecken in schwarzen, baumwollsammtnen Ueberzügen. Die übrige Tracht besteht für gewöhnlich bei Mannen: als Weibern aus Beinkleidern und einem langen dunklen Hemd; nur bei festlichen Gelegenheiten trägt man über dem Hemd ein Unterkleid, Lanka, ferner einen Oberrock, Terlit, der reich gestickt und verziert ist, und über dem Terlit noch einen Oberrock, den Zegdik.

Fast ganz tscherkessisch ist wieder die Tracht bei den Kumnten und Karatschaiern, doch haben die Frauen der letzteren eine eigenthümliche Kopf-

bedeckung: Dieselbe ist bei den Mädchen ein fünfzehn Centimeter hoher
konischer Cylinder, bestehend aus acht Querabtheilungen, von denen vier etwa
drei und vier blos einen Centimeter breit sind. Der Cylinder ist der Länge
nach mit Galons auf schwarzem Grunde besetzt. An der Spitze befindet sich
ein großer silberner Schlußzapfen, von dem ein Schleier herabfällt und sich
um den Hals schlingt. Verheirathete Frauen tragen statt des Cylinders
gewöhnlich blos ein Tuch turbanartig umgewunden; auch von diefem Tuch
fallt ein Schleier herab und umschlingt Hals und Schultern.
Die türkische Tracht im Kaukasus bietet nichts Besonderes, ebensowenig
wie die tatarische, welche der persischen gleicht. Dagegen ist schließlich das
Costüm der Juden dem tscherkessischen entnommen. Die jüdischen Männer
tragen den Archalyt mit stehendem Kragen und die Tscherleßka aus Tuch,
ohne Kragen. Die Taille umschließt ein fingerbreiter Gürtel mit silbernen
oder goldenen Verzierungen, Knüpfen und Schnallen. Auf der Nrust der
Tscherkeßka befinden sich wie bei den übrigen Kaukasiern Patronentaschen,
am Gürtel hängt in goldverzierter lederner Scheide ein Dolch. Als Fuß-
bekleidung dienen den Städtebewohnern die Ischim, Gamaschen aus Tuch,
und Lederschuhe; die Bergbewohner aber tragen Stiefel mit Hufeisen und
Stacheln auf den Sohlen. Die Tracht der Jüdinnen besteht aus einem
Hemd, feidenen oder baumwollenen Kleidern nach tscherkessischer Weise und
außerdem aus einem mit Gold nnd Silber gestickten Atlasrock, der für den
Winter mit Watte gefüttert wird. Die Kopfbedeckung bildet ein nach
beiden Seiten hin offener Sack, der Tfchutka, um welchen ein Tuch turban-
artig gewunden wird. Im Winter ist der Kopf noch außerdem mit einem
warinen Wolltuch umhüllt. Die Fußbekleidung besteht aus Wollstrümpfen
und leichten fpitzen Schuhen aus gelben: oder rothem Saffian. Die Mädchen
tragen Halsgehänge und Zocken an den Schläfen, die Frauen Beides
nicht, sie besitzen als Schmuck dafür silberne und goldene Ohrringe und zahl-
reiche Fingerringe aus Gold, Silber und Stahl. Als große Zierde be-
trachtet man gelb gefärbte Fingernägel.

Johann Gutenberg5 Erfindungen in ötraßburg
in den fahren ^29—^^.

von
F. Ohudichum.
— Tübingen, —

zio wie sich im Alterthunr zahlreiche griechische Städte lim die Ehre
stritten, die Geburtsstätte Homers zu sein, so entstand schon seit
den: 16. Jahrhundert ein lebhafter Wettstreit darum, welche
Stadt den Erfinder des Buchdrucks den ihrigen nennen dürfe, und wo das
erste Druckwerk das Licht erblickt habe. Die meisten dieser Streitfragen
find im Lauf der letzten Jahrzehnte durch höchst gründliche Untersuchungen
verschiedener Gelehrten, namentlich van der Lindes, endgültig und zwar zu
Gunsten von Mainz entschieden worden, und es gewann den Anschein, als
wenn auch für Straßburg im Elsaß nichts Anderes übrig bliebe, als ans
seine Ansprüche, die Geburtsstätte der die Geisteswelt umgestaltenden Kunst
zu sein, ganz und gar zu verzichten. Nun hat neuerlich Dr. Karl Schor-
bach, Assistent an der Straßburger Bibliothek, eine lange Abhandlung ver-
öffentlicht*), welche für Straßburg von Neuein einen gewissen Antheil an
der Erfindung in Anspruch nimmt, ohne »nnöthigen Uebcreifer, aber, wie
wir glauben, mit gutem Glück, fodaß es sich lohnt, einem weiteren Leser-
kreis die Ergebnisse seiner sorgfältigen Forschungen vorzulegen.

Das Urtheil darüber, was Gutenberg in Straßburg erstrebt und ge-
leistet hat, hängt wesentlich davon ab, ob die Acten über einen im Jahre
1439 gegen ihn geführten Proceß echt sind, und sodann, wie die Aussagen

*) In der Zeitschrift für Geschichte des ^berrhciüZ. Neue Folge, Nd. 7, S. 577 bis
656. 1892.

verschiedener Zeugen ausgelegt werden müssen oder können. Im vorigen Jahrhundert und zwar im Jahre 1760 hatte der namhafte Straßburger Professor und Altertumsforscher Schöpflin die Acten des Processes sammt lateinischer Übersetzung zuerst veröffentlicht; sie sind dann im Jahre 1833 von Bernaus und With, desgleichen im Jahre 1840 von Laborde nach neuer Vergleichung mit den Originalen abermals herausgegeben worden, und zwar von Laborde mit Facsimiles einiger Stücke. Bei der Beschießung Strasburgs im Jahre 1870 gingen sie mit der Uniuersitats-Bibliothet zu Grunde.

Einige englischen und holländischen Gelehrten, die übrigens die Originale noch gesehen hatten, glaubten die Beweiskraft dadurch wegräumen zu dürfen, daß sie dieselben einfach für gefälscht erklärten, eine Auffassung, die leider auch in allerneneiten deutschen Werken Aufnahme gefunden hat, obwohl sie längst von mehreren bedeutenden Gelehrten eingehend bekämpft morden war. Dr. Schorbach unternimmt es nun, die UnHaltbarkeit derselben noch entschiedener darzuthuu; er weist nach, daß sowohl die Sprache der Proceßacten mit der in anderen Straßburger Urkunden ans der Zeit um 1439 angewendeten übereinstimmt, nnd ebenso die Schriftzüge der glücklicherweise von Laborde gefertigten facsimiles anderen echten Acten entsprechen (Seite 617—623); er giebt ferner auf Grund aller bisherigen Ausgaben einen neuen vollständigen Abdruck der Acten, indem er zahlreiche Lesefehler Labordes, Hessels, selbst van der Lindes und irrige Übersetzungen derselben nachweist, die sich aus ihrer unzureichenden Kenntnis; des Deutschen überhaupt und der Straßburger Mundart insbesondere erklären, allerdings auch einzelne Irrthümer Schöpflins, der aber doch die Acten noch am besten verstanden hatte. Damit ist also nun eine sichere Grundlage für die Beantwortung der Streitfragen geschaffen.

Johann Gutenberg war in jungen Jahren dadurch nach Straßburg gekommen, daß sein Vater, friede Gensefleisch, Angehöriger der Mainzer Mümer-Genossenschaft, im Jahre 1420 mit anderen städtischen Adelsgeschlechtern durck die Bürgerschaft zu Mainz aus der Stadt verbannt wurde nnd nach Straßburg zog, wo er nachweisbar im Jahre 1429 lebte. Als im Jahre 1430 der Erzbischof einen Sühneuertrag zn Stand brachte, wonach einer Anzahl namentlich aufgezählter Geschlechter, darunter anch dem „Henchin zu Gudenberg" (Heuchln, Hengin — Iohnnnchen) die Rückkehr gestattet wurde, machte Johann davon keinen Gebranch, sondern blieb in Straßburg, wo er in dem ganzen Zeitraum uou 1434 bis zum März 1444 in Urkunden, Listen und Steuerregister nachweisbar ist. Der Nath zu Straßburg bezeichnet ihn in dem Urtheil vom 12. December 1439 als „Hans Genßefleisch von Mentz, genannt Gutenberg, unser Hindersoh", einer der im Proceß vernommenen Zeugen nennt ihn „Juncker", und aus den Zeugenaussagen geht zugleich hervor, daß er um 1439 vor der Stadt, in St. Arbogast, seine Wohnung hatte. Herrn Dr. Schorbach ist es nun

gelungen, aus Acten des städtischen Archivs und des St. Thomasstifts neue
Aufklärungen zu beschaffen. Zunächst enthält das Salbuch des St. Thomas-
stifts zum Jahre 1441 einen Eintrag, wonach „^otmunsg äictu.8 LsuLs-
Üsi8oli kllia8 nunoupatuF öutLnder^ cls Uu^untia" für einen Schuldner
des St. Thomasstifts Bürgschaft leistet, wodurch also sowohl Name als
Herkunft neu bestätigt werden. Sodann wird er um 1439—1444 in
einem Steuerbuch den,, Konstoflen" zugezählt, einer der nach acht StadttheilPl
gebildeten Innungen, welchen Edelleute, Rentner und unzünftige Gewerbe-
treibende angehörten, und in einer Liste der waffenfähigen Einwohner, die
der Ruth am 25. Januar 1444 beim Herannahen der Armagnaken.auf-
stellen ließ, „Hanß Gutenberg" als „Zugselle" der Goldschmiedezunft, auf-
geführt. Er war also nicht vollberechtigtes Mitglied einer Zunft, weil er
nur als Hintersasse, als Schutzbefohlener, in der Stadt lebte, und hat nach
den erhaltenen Bürger-Listen das Bürgerrecht auch nie erhalten. Die An-
gabe, daß er eine Strahburgerin zur Frau genommen habe, die an sich
unbewiesen ist, fällt mit dieser Thatsache noch mehr zusammen, da er durch
eine solche Heirath Bürgerrecht erlangt haben würde.

Daß Gutenberg sich im Jahre 1442 nicht in den günstigsten Ver-
mögensverhältnissen befand, erhellt aus dein Umstand, daß er am 17. No-
vember 1442 in Geineinschaft mit Martin Brechter beim St. Thomasstift
ein Darlehn von 89 K. Straßburger Denare aufnahm, welches in zwanzig
Jahren, jährlich mit 4 A. zurückgezahlt werden follte. An der Urkunde
hing noch das Siegel Gutenbergs, welches die Umschrift hat 8. Haus
6sn8o'8cK clio ttuwudss nnd einen Pilger zeigt, dessen Mantel im Winde
fliegt, auf dessen Kopf eine lange Kapuze sitzt, der sich mit der linken Hand
auf einen Wandcrstab stützt und mit der rechten wie ein Bettelnder einen
Beutel oder Hut hinhält, ein Bild, welches sich wie eine Anspielung auf
sein Schicksal ausnimmt. (Eine Abbildung bei u. d. Linde, Gesch. d. Buchd.
3, 786.) Er zahlte regelmäßig, auch späterhin noch von Mainz aus an
der Schuld ab bis 1457, blieb aber von da an in Rückstand, wurde vom
St. Thomasstift im Jahre 1461 beim kaiserlichen Hofgericht zu Rotweil
verklagt, durch einen nach Mainz gesendeten Hofgerichtsboten vorgeladen
und wegen Nichterscheinens in die Acht erklärt, wofür das Stift recht an-
sehnliche Gebühren zahlen mußte, schließlich aber doch Nichts erhielt. Diese
Borladung nach Rotweil war übrigens durchaus rechtswidrig, da die Unter-
thanen des Erzbischofs von Mainz und die Bürger der Stadt Mainz ins-
besondere, gegen alle auswärtigen Gerichte, insbesondere auch gegen das
Hofgericht zu Notweil gefreit waren.

Wenden mir uns nnn zu der zweiten Hauptfrage, was die Proceß«
acten von 1439 hinsichtlich der Erfindung Gutenbergs ergeben.

Um das Jahr 1436 hatte Gutenberg einen Bertrag mit dem „Spiegel-
macher" Andreas Dritzehen eingegangen zur gemeinsamen Ausübung ver-
schiedener Künste, darunter der Kunst, Edelsteine zu schleifen, zu „poliren",

und ebenso beschäftigte er schon damals den Goldschmied H. Dünne zur Anfertigung von Dingen, „die zum Drucken gehören". Im März 1438 schloß er einen Gesellschafts-Vertrag mit dem Vogt Hans Riff von Lichtenau zu dem Zweck, „Spiegel" anzufertigen und auf der bevorstehenden großen Wallfahrt zun« Heiligthum zu Aachen zu verkaufen; in diese Gesellschaft nahm er auch den Andreas Dritzehen auf und ferner auf Bitten des Priesters Anthoni Heilmann dessen Bruder Andreas Heilmann. Unerwarteter Weise wurde nun aber die Wallfahrt verschoben, und da der erwartete Gewinn sonach ausblieb, lagen die drei Theilhaber Gutenberg an, sie alle seine Künste und Afentur (^.venture), die er verstehe oder künftig erführe, zu lehren, und sie nicht vor ihnen zu verhehlen. Gutenberg ging gegen weitere Zahlungen darauf ein und lehrte sie seine geheimen Künste. Schon sehr bald darauf, am St. Johannistag zu Weihnachten (27. December) 1438, erkrankte Andreas Dritzehen auf den Tod, und Gutenberg schickte nun zu ihm und zu Andreas Heilmann und lieh „alle Formen" holen und schmolz sie vor den Augen des Priesters Anthoni Heilmann ein, was diesem um einige Formen leid that. Nach wenigen Tagen starb Andreas Dritzehen, und nun schickte Gutenberg in Dritzehens Wohnung mit dem Auftrag, man solle aus der dort stehenden Presse (die der Drechsler Konrad Sahspach gefertigt hatte) die „vier Stück", welche darin lägen, herausnehmen, von einander legen und auf die Presse legen, „damit man nicht sehen könne, was es ist". Als man aber die Presse aufschraubte, war „das Ding" fort. Der Zeuge Priester Anthoni Heilmann bekundet, Gutenberg habe seinen Diener beauftragt, „die Presse zu zerlegen," damit man nicht sehe, was es sei.

Gutenberg setzte mit Hans Ruff und Andreas Heilmann die Gesellschaft fort, lehnte es aber ab, des uorstorbenen Johann Dritzehen Brüder, Jörg und Klaus Dritzehen, in die Gesellschaft aufzunehmen. Diese stellten hierauf im Jahre 1439 beim Nath zu Straßburg Klage gegen Johann Gutenberg an, mit der Forderung, daß er sie entweder an Stelle ihres verstorbenen Bruders in die Gesellschaft aufnehme, oder ihnen die Einlagen ihres Bruders zurückerstatte. Von beiden Seiten wurden Zeugen vorgeführt und von Gutenberg ein schriftlicher Vertrag beigebracht, wonach für den Fall des Todes eines Gesellschafters verabredet war, daß dessen Erben keinen Anspruch auf Eintritt in die Gesellschaft, auch nicht auf Rückzahlung der Einlagen oder Antheil an den Vorrichtungen oder den „gemachten" Gegenständen haben sollten, sondern nur auf Zahlung einer bestimmten Summe nach Ablauf von fünf Jahren. Am 12. December 1439 erging das Urtheil des Naths, welches zu Gunsten Gntenbergs lautete.

Schöpflin hatte die „vier Stücke", welche sich in der Presse bei Andreas Dritzehen befanden, und die nach Gutenbergs Weisung zerlegt werden sollten, damit man nicht sehe, was es sei, für einen Druckiatz beweglicher und zwar in Holz oder Vlei geschnittener (nicht gegossener) Lettern

gehalten, wozu man allerdings gelangen kann, wenn man die Angaben der Zeugen, deren Keiner ja die vier Stücke genau beschreibt, deren Keiner sie überhaupt selbst gesehen hat, nicht zu genau auf die Wageschale legt. Würden sich gedruckte Bücher oder Blätter aus der Zeit des Processes (1439) nachweisen lassen, so dürfte man schließen, daß sie aus Gutenbergs Werkstatt herrührten. Schöpstin glaubte allerdings acht alte Drucke als in Straßburg hergestellt annehmen zu dürfen; allein für einige derselben fehlen feste Anhaltspunkte und andere sind durch neuere Vergleichung der Letten, als späteren Druckereien zugehörig erkannt worden. (S. 634—635.) Schorbach läßt die Sache daher vorsichtig unentschieden. Mit Sicherheit ergeben indessen die Acten, daß Gutenberg eine neue Erfindung gemacht hatte, die er von Anderen nicht gesehen wünschte. Die hölzerne Presse selbst war es nicht; diese rührte von dem Drechsler Sahsvach her, der nicht zur Gesellschaft gehörte; also kann es nur entweder die Verwendung der Presse zur Erzielung von gewissen Abdrücken gewesen sein, oder die Herstellung einer neuen Art von Formen zum 2lbdruck. Der Goldschmied Dünne sagt, er habe vor etwa drei Jahren, also etwa um 1436, bei Gutenberg über 100 Gulden verdient allein an dem, „628 211 äsm truckon ßstwret", also durch Herstellen von Dingen, die zur Herstellung von Drucksachen gebraucht werden. Der Zeuge Heilmann spricht von „Formen", die Gutenberg holen ließ, als Andreas Dritzehen erkrankte, und die er einschmolz, woraus ersichtlich ist, daß sie von Metall waren. Es könnten also Metalltafeln mit Schrift gewesen sein, etwa Zinn- oder Bleitafeln, die um eiserne Stempel gegossen waren, die aber nach Gutenbergs Urtheil ihrem Zweck noch nicht genügend entsprachen.

Von Seiten derjenigen, die an bereits in Straßburg gemachte Erfindungen Gutenbergs nicht glauben wollen, ist die Ansicht aufgestellt worden, es habe sich bei Anwendung der Presse nur um Herstellung zierlicher Ränder zu Metall- oder Glasspiegeln gehandelt, die auf der Wallfahrt nach Aachen verkauft werden sollten; denn Gutenberg habe den Andreas Dritzehen, der als „Spiegelmacher" bezeichnet wird, als Gesellschafter zum dritten Theil „in die Ochevart" oder Ocdsr ti6iltum8 inrt „zu den Spiegeln" angenommen, ebenso wie nachher noch den Andreas Heilmann, Bruder des Priesters Anthoni Heilmann. Wenn man nun auch zugeben kann, daß bei einer Wallfahrt nach den Aachener Heiligtümern, zu'der nicht blos arme Leute, sondern auch Reiche, selbst Fürstinnen aus allen Ländern herbeizuströmen pflegten, einige wenige theuere Metall- oder Glasspiegel mit kunstvollen Einfassungen vielleicht mit Gewinn zu verkaufen waren, so bleibt es doch unverständlich, wie man mit einer kleineu hölzernen Handpresse im Stande gewesen sein sollte, Verzierungen zu den Spiegeln herzustellen. Das müßte erst durch eine Probe dargethan werden, ehe man es glauben kann. Ich wage es, eine andere Vermuthung aufzustellen, nämlich daß die Erfindung in der Herstellung gedruckter Bilder bestanden hat. Nicht

sehr lange vor 1439 waren die ersten Holzschnitte und Kupferstiche an-
gefertigt worden, von welchen die Abzüge mittelst Bürsten, Ballen, Walzen
genommen zu werden pflegten; Gutenbergs Neuerung bestand nun darin,
daß er für die Bilder ein weicheres Metall als Kupfer zu verwenden fuchte
und namentlich daß er die Presse zur Herstellung der Abzüge ver-
wendete, wodurch die Abzüge viel besser ausfielen und sehr viel
wohlfeiler zu stehen kamen. Heiligenbilder, Bilder der Mutter Gottes,
von Christus am Kreuz, große und kleine, vielleicht mit einigen Zeilen Unter-
schrift versehen, liehen sich unter Wallfahrern tausendweise verkaufen, wohl
besser und gewinnbringender als thcuere Spiegel.

In sprachlicher Hinsicht dürfte gegen diese Auslegung Nichts einzu-
wenden sein. Das Wort Spiegel hatte ebenso wie Lvoculum eine ver-
schiedene Bedeutung; es galt auch für Brille (Augenspiegel), sodann für
die Schilderung von Einrichtungen und Personen, wie in „Sachsen-Spiegel",
„Laien-Spiegel", „Narren-Spiegel", und bezeichnet endlich ein Bild, Ab-
bild, eine Abspiegelung, ja es war vielleicht anfänglich allgemein, oder doch
in Straßburg die Bezeichnung für die erst seit Kurzem erfundenen Abdrücke
von Holzschnitten und Kupferstichen; denn das Wort „Bild" wurde ur-
sprünglich nur für plastische Kunstwerke gebraucht. (Vgl. Grimm, Deutsches
Wörterbuch 2, S. 9.) Der „Spiegelmacher" Andreas Dritzehen war hier-
nach in Wirtlichkeit ein „Bildermacher", und darum stand die Presse in
seinem Haus, nicht in dem von Gutenberg*).

Auf Bilder-Abdrücke führt entschieden auch das Zeugniß des Priesters
Anthoni Heilmann, daß es ihm, als er Gutenberg die Formen einschmelzen
sah, „um einige derselben leid gethan habe".

Daß Gutenberg selber Künstler gewesen sei, der Bilder zeichnete, schnitt
oder stach, wird niemals angedeutet; er lief; die Bilder von Anderen ent-
werfen, vielleicht von dem Goldschmied Dünne, der wie Benvenuto Cellini
zugleich Künstler gewesen sein kann, oder von Andreas Dritzehen, der häusig
den ganzen Tag in St. Arbogast weilte und mit ihm aß; auch das Drucken
besorgte Gutenberg nicht selbst, da die Presse vielmehr im Hause des
Andreas Dritzehen stand; er war also der Unternehmer, der die neuen
Gedanken angab und die Ausführung leitete.

Ist die Hoffnung gering, den Beweis zu erbringen, daß ein Schrift-
werk um das Jahr 1439 in Straßburg gedruckt worden sei, so kann es
dagegen vielleicht gelingen, dort entstandene gedruckte religiöse Bilder noch
aussindig zu machen.

Was Gutenberg in den Jahren 1439—1444 in Straßburg weiter
gethan hat, wissen wir nicht; es ist aber zu uermuthen, daß der ersindungs-

*) Eine Bestätigung meiner Erllämng liefert es, daß man jetzt einen Abklatsch als
»Spiegelllbdruck" zu bezeichnen pflegt. Vgl. PH.: Losch in Dziatzkos Sammlung biblio»
ihekswissenschllftlicher Arbeiten Heft 8 S. 56—68. 1895.
^

reiche Mann unermüdlich fortgearbeitet hat, und sehr wohl möglich, daß er
damals schon auf die Herstellung beweglicher Metall-Lettern verfiel*).
Im Jahre 1890 sind zu Auignon durch den Äbbö Nequin Urkunden
aus den Jahren 1444—1446 aufgefunden worden, welche neues Licht in
die Frage werfen, und die Dr. Schorbach ebenfalls noch bespricht. Es
hielt sich in Auignon damals ein Gold- und Silberschmied Prokop Wald-
foghel aus Prag auf, welcher am 4. Juli 1444 von dem Magister Mcm-
audus Vitalis zwei Alphabete von Stahl, zwei Formen von Eisen, eine
stählerne Schraube, 48 Formen von Zinn und verschiedene andere „zur
Kunst des Schreibens gehörige" Dinge leihweise erhielt, zu deren Rückgabe
er sich verpflichtete. Unterm 26. August 1444 erschien er mit einem Uhr-
macher Ferrost vor dein Notar, ließ ihn bekunden, daß ihre Geschäfts-
genossenschllft gelöst sei, und schwören, daß er eine gewisse Kunst, zu schreiben,
welche auf künstliche Weise geschah (yuanäam, »rtsm 8oridenäi yna« arti-
üoialitki- tißbkt), die er von Waldvogel gelernt hatte, im Umkreis von
zwölf Meilen Niemanden mittheilen wolle. Am 10. März 1446 macht
sich Walduogel vor dem Notar verbindlich, einem Juden 27 hebräische
eiserne Lottern zu inachen, wogegen der Jude verspricht, ihn in der Fertig-
keit zum Färben von Geweben zu unterweisen. Es ergiebt sich hieraus,
daß im Jahre 1444 Alphabete von einzelnen (beweglichen) Lettern zu
Avignon im Gebrauch waren, und zwar von Stahl oder Eisen, welche
freilich nicht hinreichten, um damals Bücher zu drucken; die aber verwend-
bar waren zum Drucken von Initialen nnd wahrscheinlicher noch zur Her-
stellung von Metalltafeln mit Schrift (mittelst Gießens oder Pressens, was
der Beurtheilung von Sachkennern zu beantworten überlassen bleiben mag).
Walduogel nennt sich, wie Schorbach hervorhebt, niemals den Erfinder
seiner Kunst; es wäre möglich, daß er sie unmittelbar oder durch Mittels-
personen von Gutenberg gelernt hätte; ebenso aber auch, daß er sie selbst
erfunden hat, da erfahrungsmaßig an gar manchem nenen Gedanken gleich-
zeitig Mehrere arbeiten. Jedenfalls aber ist er damit nicht weiter ge-
kommen, sondern es blieb Gutenberg vorbehalten, die Verwendung beweg-
licher Metall-Lettern zum Buchdruck ,in Gang zu setzen und seine Bater-
stadt Mainz, wo er nach mehrjähriger Verschollenheit am 6. October 1448
urkundlich wieder zum Borschein kommt, zun, ersten Mittelpunkt des Buch-
drucks zu erheben.

*) In der „Sammlung bibllothekswissenschaftlicher Arbeiten" (Leipzig) Heft 8,
1893 spricht sich Professor K. Dziatzlo entschieden dahin aus, daß Gntenverg in Stmß-
burg den Typendruck begonnen haben.

Karl August öchneegans.
voll
GMar Wilda.
— Vreslau, —
>if den gewaltigen Jubel, mit welche!» das siegreiche Deutschland die Wiedergewinnung des einst schmählich entrissenen, vielbesungenen Strahburg, der „wunderschönen Stadt", und die Angliederung von Elsaß-Lothringen an das neu erstandene Deutsche Reich begrüßt, war eine unangenehme Enttäuschung erfolgt. Mit Verstimmung, mit Schmerz und schließlich mit Zorn erkannte man, daß die brüderlichen Gefühle, welche man den wieder in die Mutterarme Germanins Zurückgeführten mit überwallender Wärme entgegenbrachte, keine Erwiderung fanden, daß die ihnen dargebotene Hand nicht freudig ergrissen, fondern vielmehr zurückgestoßen wurde. Man hatte in dem Wahn gelebt, daß die zwei Jahrhunderte hindurch genährte Sehnsucht, mit welcher das deutsche Volt Strahburgs und des Elsaß gedacht, dort getheilt werde; man hatte nicht in Rechnung gezogen, daß die 200 jährige Einwirkung des fremden Regimes nicht eindruckslos hatte bleiben können, daß das ursprüngliche Widerstreben einem Ergeben und zum Theil ehrlichen Hingeben weichen mußte. Man hatte vor Allein nicht beachtet, daß feit den Umwälzungen von 1789—1800 das bis dahin lockere Band zwischen dem Elsaß und Frankreich sich enger und enger geknüpft und eine Uniwandlung der Gefühle sich vollzogen hatte. Wäre nach den Napoleonischen Kriegen, zu welchem Zeitpunkt dieser Umwandlungsproceh noch nicht so weit vorgeschritten war, Elsaß das unsere geworden, so hätte man wohl jenes Entgegenkommen erwarten dürfen, das man 1871 fo schmerzlich erstaunt vermißte. Jetzt aber war das Elsaß, obwohl die deutsche Sprache noch in ihm

lebendig war, — denn erst nach 1830 war eigentlich die französische
Sprache in seine Schulen eingeführt worden — französisch gesinnt; es war
schon französisch gesinnt, lange bevor die französische Sprache die seinige
war, unter der ersten Republik und unter dein ersten Kaiserreich. Diese
Gesinnung offenbarte sich in dem Protest gegen die Annexion, sie offenbarte
sich in den Wahlen, die eine Anzahl „Protestler", erklärte Franzosenfreunde,
in den deutschen Reichstag sandten. Die Enttäuschung war schwer; und
die schnöde Zurückweisung deutschen Liebeswerbens niußte einen heftigen
Rückschlag der Gefühle zur Folge haben. Man ließ die sentimentale
Regung bei Seite, stellte sich auf den Standpunkt praktischer Politik, erklärte, die Elsässer nicht um ihretwillen annectirt zu haben, wollte in Elsaß-Lothringen nicht mehr als ein einfaches Glacis gegen Frankreich sehen und
entwickelte einen Germanisirungseifer, der die Gefühle der Eroberten zu verhärten geeignet war. Eine vermittelnde Stellung nahmen die elsässischen
Autonomisten ein, die das Interesse ihrer Heimat sowohl gegen die Französlinge wie gegen die Mißgriffe der deutschen Verwaltung vertraten, dabei
aber — gern oder ungern — die durch den Frankfurter Frieden geschaffene
Sachlage anerkannten. Ihr Führer war August Schneegans. Aber
nicht nur durch seine politische Thätigkeit gab dieser Mann ein erfreuliches
Beispiel, das die Hoffnungen auf ein zukünftiges Wiedererwachen des
deutschen Geistes im Elsaß wieder zu beleben geeignet war; er war auch
der erste Elsässer, der, von seinem zum Durchbruch kommenden deutschen
Stammesgefühl mehr und mehr bezwungen, die deutsche Sprache nicht nur
im politischen Kampfe des Tages als Werkzeug benutzte, fondern der sich
ihrer auch zu künstlerischen Schöpfungen bediente und als deutscher Schriftsteller Geltung erstrebte. Einer sympathischen Voreingenommenheit mußten
seine ersten deutschen Novellen aus diesem Grunde ohne Weiteres begegnen
— sie bedurften aber dieses begleitenden Interesses keineswegs: sie wirkten
auch ohnedies lediglich durch ihren inneren Gehalt und ihre formelle Vollendung und sicherten ihrem Verfasser einen ehrenvollen Platz unter den
deutschen Novellisten. —

Die Familie Schneegans stammt aus Kreuznach; 1700 verzog ein
Schneegans nach Strahburg — wo übrigens schon Mitte des 15. Jahrhunderts (1457) ein Peter. Schneegans, ein Wirth, genannt wird — und
war „Metzger und Bürger", dessen Sohn, „Beisitzer des Großen Rathes"
daselbst.

Am 8. März 1835 ward hier Karl August Schneegans geboren;
er erhielt seine Schulbildung in: Protestantischen Gymnasium in Straßburg
und bezog dann die dortige Universität (»c»66mi«), wo er der philosophischen und litterarischen Facultät angehörte; er verließ sie 1857 als licenoiöö8'tsttrs8. Seine erste Erziehung war deutsch, wie denn auch seine ersten
Iugendgedichte in deutscher Sprache verfaßt sind, und sein eigentlicher Erzieher war — seiner eigenen Aussage gemäß — jener große Deutsche, der

nach Nietzsche für uns eine ganze Eultur bedeutet, der so vielen, nach der Höhe reinen Menschenthums und harmonischer Ausbildung der in sie gelegten seelischen und geistigen Kräfte Strebenden Vorbild und Wegweiser gewesen ist und noch Vielen sein wird: Wolfgang Goethe.

Und wenn sich auch bei dem Jüngling der Einfluß dieses deutschen Erziehers noch nicht machtvoll genug zeigte, um der umgestaltenden Einwirkung der von 1852 an einsetzenden französischen Erziehung gegenüber einen festen Damm zu bilden, so sind doch die Keime, die er in die sunge Seele gelegt, nur scheinbar durch den frmizüsischen Einfluß erstickt, lebendig und triebkräftig geblieben und haben sicher — nach jahrelangem Schlummer — wesentlich zn der Umwandlung beigetragen, durch die aus dem Franzosen und Elsässer ein Deutscher, nicht ein Mußdeutscher, sondern ein Deutscher im Fühlen, Denken und Handeln wurde, von dein Verthold Auerbach im Jahre 1880, bei dem Abschiedsfeste, das Schneegans vor seiner Abreise nach Messina seinen Berliner Freunden gab, das schöne Wort sagen konnte: er sei ein Palimvsest, dessen äußere Schriftfläche wohl lateinische Buchstaben getragen, doch darunter, auf dem alten Pergament habe die alte deutsche Schrift gestanden und sei schließlich wieder zum Vorschein gekommen. —

1857 war Schneegans als Secretär und Ueberseher bei der europäischen Donaucommission in Galatz (Rumänien) thätig und machte eine Reise über Constantinopel, Athen, Nom, nach Paris. Hier wirkte er als Lehrer des Griechischen und Lateinischen an dem internationalen Institut von Kornemann, daneben war er in der Nedaction des „Nord", später beim „Temps" — unter der Direction von Nefftzer — beschäftigt.

Für den Demps schrieb er die, 1863 auch in Buchform, unter dem Pseudonym A. S. Vruiöre und unter dem Titel „Hiw 8ni8on su ^llsmaßiiy"*) veröffentlichten Reisebriefe aus Deutschland, die für des Verfassers damalige Stellung deutschem Wesen gegenüber bezeichnend sind. Weniger die Natur, als das Leben und Dreiben der Gesellschaft in Weltbädern, wie Baden-Baden, Kissingen, Karlsbad, als auch in den kleinen weniger bekannten, zum Dheil fast unbekannten „reizenden Bädern" (,,dain8 oliHrinauts") des Schwarzwalds in's Auge fassend, schildert der Verfasser ganz vom Standpunkt des spottlustigen Parisers, den vornehmlich die Schwächen und Lächerlichkeiten des beobachtete» Objectes anziehen, und der, seinen Witz an denselben übend, sich seiner Ueberlegenheit gerne bewußt wird, ein Stück Deutschland in seiner Krähwinkelei, seiner kleinstaatlichen Nuntscheckigkeit, — die durch das in Kissingen herrschende Gewühl von Fürstlichkeiten jeden Grades, von großen und kleinen Souverainen, von Königen, Großherzogen, Herzogen, Durchlnuchts, Ercellcnzen, von 6Ü8 mnsuruni und 6ii8 miuoruiu Fsutiuni dem Beobachter sich so greifbar aufdrängte, —

?»ri5, ?, U«tl«I.

seiner Titelsucht, die in den kleinen Bädern sich so lächerlich breit macht, feiner Philisterhaftigkeit, seiner pedantischen Gelehrsamkeit, für welch' letztere ein besonderes Prachtexemplar, „nn 8uvant Iioinins, ^llsnianck ^n8qu'Z, la inuslls äs8 08, st llootsnr cls pni8isnr8 nnivsr8itS8", als Vertreter gelten muß. Kurz, in diesen satirischen Genrebildern ist von einem sympathischen Verständnis? für die unter all' diesen den Spott herausfordernden Lächerlichkeiten verborgene Kraft und Tüchtigkeit deutschen Wesens, die sich schon in den nächsten Jahren zum Staunen der Welt so schlagend offenbaren sollte, ja von einem bloßen Verstehenwollen, das man bei dem in der Kindheit mit deutschen Nildungselementen genährten Elsässer wohl erwarten konnte. Nichts zu spüren — zum mindesten vermeidet er darauf einzugehen. Selbst die Anerkennung wird durch eine spöttisch-überlegene Form abgeschwächt; er spricht vom „don va^8 ck'H.I1sin«ßns", von ck'nsnnsttS8 st FI-088S8 ti^ulS8 n1lslNkn<is8" von „UN 6s CS8 srLNS8trs8 ilI1sniauä8 äs di-avs8 nm8isisn8 sn rsäinßots 1606s, psn ainoitisnx, psint se1sdi'S8 st äi^nss cls 1'strs vonrtant, soinms nrs8^ns ton8 1s8 nin8ioisu8 ä'outrs lidin.

Besonders charakteristisch ist die an die satirische Schilderung des Kissinger Fürsten-Rendezvous berechnet angeknüpfte politische „Legende", in welcher der geistreiche Plauderer, von einer politischen Herzenssache ergriffen, zum Dichter wird und in einer zu höherem epischen Stile sich erhebenden Sprache und in einer zur Anklage gegen die betheiligten drei Mächte nch zuspitzenden Darstellung die tragische Geschichte Polens in Form eines Märchens erzählt, das er einige Jahre später in seinen „0unts8" (1868) unter dein Titel „1^ i-sins niorts, I,sßsuäs «.Usmanäs" und mit deni zum sofortigen Verständnis; des Märchens kaum nöthigen Motto „I'ini8 t'slonias" nochmals veröffentlicht hat. — So bieten diese „LsnvsniiA äs8 dorä8 ckn linin" wohl eine treffende, mit ergötzlichen Genrebildern illustrirte Psychologie der Bädergesellschaft, aber nur eine einseitige, tendenziös auf das Negative beschränkte Psychologie der deutschen Volksseele. Schneegans' kerniges altelsässisches Herz ist hier — um einen von ihm in einer Erzählung verwendeten Ausdruck zu gebrauchen — noch so völlig von dem französischen Lack überzogen, daß es nirgendwo hindurchschimmernd sich bemerkbar macht. Schneegans ist hier vollständig Franzose, ja Pariser — bis auf den impulsiven, nervös beweglichen, prickelnden, zu Erlamationen neigenden Stil. — Es bedurfte noch einiger Jahre und der weltbewegenden Katastrophe von seelenumschmelzender Gewalt, um den Verfasser in ein inneres, sich bis zu völliger Hingabe steigerndes Verhältnis) zu Deutschland zu bringen.

Im Jahre 1862 war Schneegans nach Straßburg zurückgekehrt, um die Redaction des gemäßigt liberalen „Oonriisr äu Ln3 Ruin" zu übernehmen; von 1866—1870 war er zugleich als Correspondent des „Temps" für die gesmnmte Rubrik „Deutschland" thätig. Diese beiden

Blätter waren fast die einzigen französischen Zeitungen, welche den Krieg gegen Preußen offen zu verurtheilen den Muth hatten.
Jedoch hatte auch Echneegans die Beklemmung, mit welcher man französischerseits die Erfolge der preußischen Waffen von 1864 und noch mehr von 1866 betrachtete, durchaus getheilt, und seine Sympathien waren, obwohl er die überlegene preußische Tüchtigkeit und Intelligenz widerwillig und in ironischer Übertreibung anerkennen muß, keineswegs auf Seiten des siegreichen Preußens, wie das in den „<üov.ts8" (1868)*) veröffentlichte 8ou.vsnir äs 1866: „1^68 6tov.n6iv.6nt3 ä'uu vslsi-iu." beweist; in welchem, wie in dem Märchen „I^S8 sxv6ri6QS63 ä'uv. lov." das eine Art politischer Pädagogik giebt, und dein bereits erwähnten: „1^» r6ivs molts", der Politiker den Dichter inspirirt hat. —
Er läßt in jenem „8ouv6uii" einen auf der Wanderung nach Mekka befindlichen Pilger auf falsche Wege, in unbekannte Länder und schließlich „6n,u3 In, v»,rti6 äu. insnä6, yvi marou.6 a 1» tsts de civili8«,tion", gerathen. Man sollte glauben, daß damit Frankreich gemeint sei, da doch französische Eitelkeit diese Phrase erfunden. Aber es stellt sich heraus, daß von Preußen, auf das wiederholt ironisch die Schlagworte vsvvls äs I'avsvii-, ivtslli^svss 8v.o6lisvu-6 Anwendung finden, die Rede ist. Eines Tages trifft der Pilger in diesen: Lande Soldaten, welche Kriegslieder singen: „It8 stkisut soiiks» äs sll8<^u.68 a voivts st nv. äravsau ä äeux ssv1slir8 llsttait av. milisu. äs 1sur8 b»wi1loli8." Auf des Pilgers Frage, wohin sie marschiren, erklären sie, zur Eroberung des Nachbars auszuziehn. Und warum? Weil sie den Fortschritt, die Freiheit, die Zukunft, der Nachbar die Neaction, die Vergangenheit repräsentire. Am nächsten Tage begegnet der Pilger Soldaten des Volkes, welches die Vergangenheit vertritt; sie tragen statt der Helme Mützen und führen statt der zweifarbigen eine dreifarbige Fahne — im Uebrigen sind sie Menschen wie jene. Sie erklären, ihren heimischen Herd, ihre Frauen und ihre Kinder gegen die Eindringlinge vertheidigen und die Letzteren verjagen zu wollen. Sie erscheinen dem Pilger als braue Bürger, die sich für die einzige Sache schlagen wollen, die gut in der Welt ist, und er ersteht von Allah den Sieg für sie! Eines Morgens erweckt ihn das Getöse einer Schlacht, und er sucht Zuflucht in einem Dorfe, wo die Männer Kugeln gießen, die Frauen Oel sieden, um die heranstürmenden „Philosophen im Helme", welche die „Zukunft repräsentiren", heiß zu empfangen. Ein Bürger belehrt den ob der Verwüstung, welche die Besitzer der höheren Intelligenz in friedliche Dörfer bringen, entsetzten Pilger, daß die feindlichen Soldaten, welche das Dorf angreifen, ehrbare Familienväter sind, die nur auf Befehl ihres Königs die Waffen ergrissen haben: „Drei Jahre haben sie sich geweigert" — rühmt er von ihnen — „ihrem Könige das Geld zur Führung dieses

*) Oontsg, ?»I H,. 8obue«L»ll3, ?2II8, 8tl»»b<»ilß, 1868.

Krieges zu bewilligen. Es ist eine große Nation! Sie trägt den Fort-
schritt und die Freiheit im Schlünde ihrer Kanonen." — Eine Schaar
der „ßusrrisrg n l'intslli^enes 8up6risur6" erstürint die Kirche, in der
der Pilger eine Zuflucht gesucht. Als er in seiner Angst einen Koran-Vers
citirt, wird ein feindlicher Corporal auf ihn aufmerksam und redet ihn in
arabischer Sprache an: Er stellt sich dem Verwunderten als Professor der
orientalischen Sprachen an der Universität der Hauptstadt vor, und indem
er einen Gegner niederschießt, erklärt er: „Wir sind alle Soldaten in meinem
Vaterlande, und weil bei uns die Professoren der orientalischen Sprachen
Corporate sind, ist unsere Armee die beste der Welt." Unter den Waffen-
gefährten des Professors lernt der zum Gefangenen gemachte Pilger
Studenten, Künstler, Kaufleute, Advocaten, Journalisten, Abgeordnete, alles
Leute von guter Familie und von Ansehen, kennen. Wie können, fragt der
Pilger sich, Leute von so hoher Intelligenz ein so blutiges Handwerk treiben
— und was können weniger intelligente Völker, die nicht die Zukunft re-
präsentiren. Schlimmeres thun? Sein Erstaunen erregt der Umstand,
daß sich die Offiziere absondern. Er fragt den gelehrten Corporal, warum
die Offiziere sich nicht unter sie mischen. Ihm schiene, sie könnten aus ihrer
Unterhaltung Nutzen ziehen. „Xo8 stLnisi-8 saut tou.8 nodlsZ, st il 8srnit
eontrairs a, tou8 1s8 u8aZs8" . . . belehrt ihn der Professor. Der
Pilger versteht nicht, was das bedeutet, und von einer näheren Erläuterung
begreift er nur, „yus 1'iQtsllißSucs 8upsrisurs äs cs8 ßsu» in8truit8
8'llirstllit oü oorumsuyait 1a uudIs88S."
Einen: Trupp Gefangener, der vorübergeführt wird, muß der Pilger
sich anschließen. Hier erklärt ihm ein Leidensgefährte: „<>8 8o1ä»t3 ^ui
80llt V6NU8 rnvnßsr U08 lo^SI-8, 80llt äs 1» IU6MS tamills HUS U0U.8
et disr snoors uov.8 etion8 un msrus psupls. Xsu3 avon8 ooiudattu
l'strausssr 6N8sinb1s; notrs 8auF 8'68t rspanäu 8ur 1s8 1ULIQ68
eu»iur)8 äs dkltoills" ....
„Gerechter Himmel!" ruft der Pilger aus, „ä»Q8 qusl pa^8 äs
o»ninb»,l68 Is propksts in'a-t-il oonäuit! (jus 1s tsu äivin ästrui8S
1sur8 viUs8 MÄuäits3 . . ." Ein Kürassier-Major sucht ihn: die Sache
vom „höheren Standpunkt" aus begreiflich zu machen. Es handelte sich
um die Vereinigung der beiden Völker zu einer einzigen Nation, die unter
einem Banner marschire; der Verwirklichung dieses Wunsches standen lange
Zeit zahlreiche Hindernisse entgegen. ‚Mün un boiums 8s muiitrn,
domills proviäsQtisl 8'il sn lut, domius äs Ms sr äs volouts. ?»r
1s tsr st par 1s isu il rs8s1ut äs rsunir cs3 z>suz)1s8." Aber warum
nnt Eisen und Blut? fragt der Pilger. Waren die Völker nicht einig?
Der Major aber belehrt ihn, daß die Völker ihre Hoffnungen verwirklichen
wollten, wie sie es verständen, und nicht, wie es jener Mann meinte. Man
mußte Gewalt anwenden. „Mit welchem Recht?" fragt der Pilger. „Kraft
eines höheren Rechtes, des Rechtes der Zukunft," lautet die Antwort. Und

NUN läßt der Verfasser die von dein „Lande der Zukunft" seinem Nachbar gegenüber befolgte Politik als ein Gewebe von skrupelloser Hinterlist und rücksichtsloser Gewaltthat darstellen, die sich mit der Berufung auf das „höhere Princip" genügend glaube decken zu können, worauf der Pilger genug gehört hat und, den Staub von seinen Sandalen schüttelnd, schleunigst in seine Heimat zurückkehrt. — In wie viel höherem Grade diese Auffassung auf die Politik des zweiten Kaiserreiches und wie viel mehr der am Schluß gebrauchte Vergleich mit einem Gaukler, der, um seine Kasse zu füllen, schamlos mit Gold- und Kupferkugeln, mit Dolchen und Bechern, mit Rechten und Principien jonglirt, auf den dritten Napoleon paßt, ist dein Verfasser nicht in den Sinn gekommen, der die preußische Politik von „einem höheren Standpunkt" zu betrachten, hier durch die französische Brille, die er trägt, behindert wird. — Daß Schneegans, wie seine engere Heimat, das Elsaß, wie sehr auch dieses sich als das Vermittelnngsorgan zwischen deutscher und französischer Cultur zu betrachten gewohnt war*) und wie energische Proteste es auch 1867 und 1870 gegen ein blutiges Zusammentreffen der beiden Völker erhoben hatte, gut französisch fühlte, bewies Beider Verhalten, nachdem einmal der Krieg ausgebrochen war; unbeirrt durch den Argwohn, die Verdächtigungen, die von franzosisch-clericaler Seite gegen die liberal-protestantische Bevölkerung des Elsaß gerichtet wurden, erfüllten sie ihre Pflicht gegen das Land, dem sie seit zwei Jahrhunderten angehörten. Schneegans ward während der Belagerung von Strahburg, die er in einer jetzt vergriffenen, uns leider nicht erreichbar gewesenen Schrift (I^e sioZe äs 8tra8boui-ß, 1871) beschrieben, zum Municipalrath erwählt und nach Uebergabe der Stadt Beigeordneter des Bürgermeisters Küß. Nachdem der „Oourrier 6u L»8 Lnin" von seinem bisherigen Eigenthümer Silbermann verkauft und die Nedaction aufgelöst worden, übersiedelte Schneegans nach Bern, wo er die Zeitung „He1v6tw" gründete. Bei den Wahlen zur französischen Nationalversammlung in Vordeaur wird er durch das Departement Niederrhein zum Abgeordneten gewählt und stimmt gegen die Annexion des Elsaß an Deutschland. Schneegans' Anhänglichkeit an Frankreich reichte auch über den Friedensschluß hinaus; und nach schwerem Kampfe, wie er die Pflichten gegenüber Frankreich mit denen gegenüber seiner engeren Heimat in Einklang bringen könnte, glaubte er sich für Frankreich entscheiden zu müssen, zumal da von Lyon der Ruf an ihn kam, den dortigen liberalen Republikanern zu helfen, eine gegen den Ultramontanismus und den Nadicalismus gerichtete Zeitung zu gründen, in welcher er auch die Interessen von Elsaß-Lothringen sollte uertheidigen können. So optirt er für Frankreich und wandert mit Frau und Kindern aus. Diese Auswanderung war, wie er bald einsah und wie er später in seiner Verteidigungsrede „?ro ckoin«"

*) Vgl. Schueegans' Rede auf Errichtung einer selbstständigen Regierung in Elsaß-Lothriugen in der Neich2tag3sitzung vom 21. März 1879.

(1877)*) eingeräumt hat, ein Fehler — aber, so sagt er, an das Wort eines Denkers anknüpfend: In bewegten Zeiten ist es leichter, seine Pflicht zu erfüllen, als gleich zu erblicken, wo sie liegt. Daß er hierin irrte, daß er nicht gleich das Rechte traf, konnte ihm wohl Parteieinseitigkeit und politische Berechnung hüben und drüben zum Vorwurf machen, kein ehrlich Denkender aber, der den Menschen „in des Lebens Drang" sieht, der sich in den Conflict der Pflichten, den Schneegans und so mancher andere gewissenhafte Elsässer auszukämpfen hatte, hineinzuversetzen vermag, wird ihn: seine Anhänglichkeit an Frankreich einerseits, noch seine Rückkehr in seine Heimat und seine Deutschwerdung andererseits zum Vorwurf machen können, die Lauterkeit seines Charakters, die Ehrlichkeit seiner Ueberzengung bezweifelnd. Diejenigen, welche Schneegans die Treue, mit welcher er während des Krieges und in der Nationalversammlung in Bordeaux seine Pflicht als Franzose, der er doch damals war, erfüllt, glauben zum Vergehen stempeln zu können, wie es Herr von Schorlemer-Ulst im Reichstage 1879 that, mögen die Worte des Fürsten Bismarck. die dieser alsbald dem Letzteren entgegnete, sich zu Gemüthe führen: „Ich stelle mich zu solchen, der Vergangenheit ungehörigen Erscheinungen bei einem Lande, das 299 Jahre und wohl darüber einer anderen Herrschaft angehört hat, nicht anders, als gegenüber einein hannoverschen Offizier, der sich bei Langensalza tapfer geschlagen hat. Er hat dafür meine Achtung." Seine Hingabe an Frankreich fand freilich auch ftanzösischerseits nicht die gebührende Anerkennung, die von ihm wiederholt bewährte Treugesinnung schützte ihn nicht vor den Verdächtigungen, mit denen die unter der Maske des Patriotismus die Geschäfte des Clericalismus besorgende Elsässer Liga diesseits und jenseits der Vogesen**) die ihr verhaßten Liberalen, Protestanten und Autonomsten verfolgte. Auch Schneegans, der von jeher in liberalem und anticlericalem Lager gestanden, der für die Autonomie gleich nach der Belagerung von Strasburg in der Broschüre ,.<Hu»rants ^oui-8 cks bombai-äsiusiit" (Erschienen NeufMtel bei Sandoz, Ende 1879) eingetreten war und für sie auch in Bordeaux, in der Schweiz — in der Zeitung „llelvütis" — und in Lyon — im „Journal 6« I^on" — fortgekämpft, entging nicht seinem Schicksal, als „Verräther", als „innerer Preuße" denuncirt zu werden. Die clericale Neaction des Jahres 1872 und der sich immer stärker fühlbar machende Gegensatz zwischen seinen Anschauungen und denen der Franzosen bestimmten Schneegans, seine Stellung in Lyon aufzugeben, und, dem Rufe seiner elsässischen Freunde, der Autonomsten folgend, kehrte er, unter Rücknahme der Option für Frankreich, nach Straßburg zurück, um hier die Nednction des auf dem Boden des Frankfurter Friedensvertrages stehenden „Elsässer Journals" zu über-

*) ?ro Domo. Nebe, gehalten in einer Volksversammlung in Drillingen am 30. December 1877 von A. Schneegans, Neichstags-Abgeordneter. Strahlung, 1878.

**) Vgl. Die Elsässer Liga diesseits nnd jenseits der Vogcsen. Von Alsaticus (Pseudn. für A. Schneegans). Berlin, 1878.

nehmen. Er hatte erkannt, daß er hier wichtigere Pflichten zu erfüllen habe, als in Frankreich, wo er sich zuletzt als Fremder unter Fremden gefühlt. Der praktische, nüchterne Zug, der durch das elsässische Gemüth geht, die Vernunft, die sich auf den Boden der Thatsachen stellt, war nach den Fieberaufwallungen des Krieges in ihm wieder zur Geltung gelangt; er hatte, obwohl er die französische Kriegserklärung als eine ungerechte verurtheilt, als französischer Patriot seine Pflicht gethan; nach der Niederlage Frankreichs, in der er eine gerechte Strafe des Himmels erblickte, und nach dem Friedensschlüsse war sein Ziel die Herbeiführung der Versöhnung der beiden Völker. Aber er fand weder für seine Auffassung der historischen Vorgänge, noch für sein Bestreben, das den politischen Gegnern eine willkommene Handhabe zur Verdächtigung bot, Verständnis) und Theilnahme. Nicht Versöhnung wollte man, sondern Revanche, wer anders sprach, war ein Verräther; und ein Verräther war der, welcher die aus systematischer Verdrehung der historischen Wahrheit entstandene Legende über den Krieg, in der die französische nationale Eitelkeit Trost und Befriedigung suchte, nicht glauben mochte oder gar offen bekämpfte. Was aber die Kluft zwischen dein elsässischen Patrioten und den Franzosen zu einer unüberbrückbaren machen mußte, das war ihr Verhalten gegenüber dem ihnen entrissenen Lande, das sie durch einen völkerrechtlichen Vertrag aufgegeben hatten, und von dem sie doch zu verlangen sich das Recht zudictirten, daß es sich in seiner neuen Lage nicht nach eigenem Ermessen, den eigenen Interessen gemäß einrichte, sondern nach Frankreichs Pfeife tanze. Und als er erkannte, daß es den Revancheschreiern mebr darum zu thun war, daß das vielbeklagte Elsaß sich recht unglücklich fühle, als es ihm zu erleichtern, sich in das Unvermeidliche zu schicken und auf der neuen, durch den Krieg geschaffenen Basis ein neues, ihm möglichst angemessenes Staatsleben zu errichten — als er sah, daß hier nicht Liebe, sondern Egoismus, die nationale Eitelkeit zu Grunde lag, — da empörte sich in ihm das beleidigte elsässische Heimatgefühl, das er einst dem französischen Vaterlandsgefühl untergeordnet; der Bruch mit Frankreich war vollzogen, und als Elfässer — doch noch nicht als Deutscher — ein Mann, der kein Vaterland mehr besaß, ein Schlehmihl, der seinen Schatten verloren, verließ er Lyon und kehrte in seine geliebte elsässische Heimat zurück, um in ihren» Dienste, für ihr Glück zu kämpfen. Aus dieser Liebe zu seiner Heimat, der er bei allen scheinbaren Wandlungen der Jahre 1870—77 in Gesinnung und Wirken treu geblieben, ist Schneegans' Handeln zu begreifen und zu erklären. Aus dieser Heimatsliebe ist auch sein deutsches Vaterlandsgefühl Hervolgewachsen, ist doch die Vaterlandsliebe nichts Anderes, als ein erweitertes Heimatsgefühl. Weil er sah, daß eine bessere Zukunft für sein Heimatland in absehbarer Zeit anders nicht zu erhoffen und zu erreichen war, stellte er sich, in das Elsaß zurückgekehrt, auf den Boden des Frankfurter Friedensvertrages — und fortan ist die deutsche Sprache seine

Waffe. In dem „Elsässer Journal", in den in der Augsburger „All-
gemeinen Zeitung" veröffentlichten „Briefen aus dem Elsaß", die 1875
unter dem Titel „Aus dem Elsaß. Zustände, Stimmungen und
Erwartungen im Neuen Neichsland"*) in Buchform erschienen, stritt
er für die Autonomie, für die „Regierung des Landes im Lande und durch
das Land", ungeachtet der Angriffe der Elsasser Liga, welche die Autonomie
— d. h. die liberale Autonomie — auf's Heftigste bekämpfte und als
den eigentlichen Verrath brandmarkte — dagegen die clericale Autonomie
begünstigte. In den oben erwähnten Briefen aus den: Elsaß, die ein an-
schauliches Bild der Lage und des Gemüthszustandes der Elsässer zu jener
Zeit geben und die Mißgriffe der Neichsregierung beleuchten, welche durch
ihr dictatorisches Vorgehen, durch die gewaltsame Neuorganisation von Ad-
ministration, Steuerwesen, Justiz, Schule, durch die Options- und Militär-
frage die „moralifche Eroberung" gefährdete, constatirte Schneegans mit Be-
dauern, wie die Neichsregierung durch Verletzung der altelsässischen Gefühle
der Elsässer Liga in die Hände arbeite und der im Ersterben begriffenen
neue Lebenskraft eingeflößt habe. Indeß entscheidet sich schließlich der
Kampf der Autonomisten mit der von jenseits der Vogesen, aus den Gam-
bettistischen Kreisen heraus neu erweckten und genährten Liga zu Gunsten der
Elfteren insofern, als bei den Wahlen das Unterelsaß sich für diese und gegen
die Pariser radicale und clericale Bevormundung ausspricht. 1876 hatte
der Wahlkreis Zabern Schneegans als Zugeordneten in den Reichstag ge-
schickt, und 1878 erfolgte — fast einstimmig — seine Wiederwahl. — Im
Reichstag bringt er am 21. März 1879 den, durch längere Rede be-
gründeten Antrag auf eine Constitution für Elsaß-Lothringen mit Sitz der
Regierung in Straßburg ein, welcher auch angenommen wurde. Er selbst
wurde Ministerialrath der neuen elsässisch-lothringischen Regierung, aber
schon 1880 in's Auswärtige Amt berufen und sodann zum deutschen Conwl
in Messin« ernannt. Seit 1888 lebt er als General-Consul in Genua.
In Berlin erst, durch die Erfüllung seiner Pflicht als Neichstags-
abgeordneter, durch den Verkehr mit Künstlern und Schriftstellern, besonders
mit Auerbach, Dohm, Paul Lindau, Rudolf Lindau, Spielhagen, kam die
deutsche Natur, der Atavismus seiner deutschen Vorfahren, völlig zum Durch-
bruch; er fühlte, daß er hier zu Hause sei, er fühlte sich wieder als Deutscher,
als Einer, der sein Vaterland wieder gefunden. Die Zeit quälenden Zwie-
spaltes, schwerer Seelenkämpfe war vorüber. Es war ihn: ähnlich er-
gangen, wie dem Schweizer Conrad Ferdinand Meyer, dessen Selbst-
charakteristik — irmtati8 muwnäig — auch für Schneegans paßt: „1870
war für mich ein kritisches Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der
Schweiz die Gemüther zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in
meiner Seele. Von einen: unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig

») Verlag von I. I. Weber, Leipzig.

ergriffen, that ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlaße das französische Wesen ab, und innerlich genöthigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich ,Huttens letzte Tage'. Ein zweites Moment dieser Dichtung war meine Vereinsamung in der eigenen Heimat. Die Insel Ufenau lag mir sehr nahe, und eben so nahe lag es meinem Gemüthe, den dort einsam gestorbenen Hütten als Helden zu wählen." — Auch bei Schneegans war die befreiende Klärung erfolgt, und damit auch bald — insbesondere nachdem er seine politische Aufgabe, die er seinem Mutterlande gegenüber auf sich genommen, gelöst — die Stimmung und Muße für künstlerisches Schaffen in deutscher Sprache gegeben, das er mit der Novelle „Eurikleia" im Jahre 1883 eröffnete. Es war dieser Zeitschrift vergönnt, den elsässischen Politiker mit dieser Arbeit bei dem deutschen Publicum als Erzähler einzuführen, nachdem sie bereits Anfang 1881 eine historische Abhandlung von ihm veröffentlicht: „Straßburg nach der Uebergabe an Frankreich 1681—1698", in der an der Hand von Chroniken und archiualischen Documenten, insbesondere der Chronik des Ammeisters Reißeisen (1667—1710), den mehr religiösen und particularistifch-reichsstädtischen als politischen und nationalen Grundcharakter jener Ereignisse nachwies.

Bevor wir eine Würdigung des deutschen Erzählers Schneegans versuchen, müssen wir noch dein litterarischen Wirken seiner französischen Periode einige Worte widmen. Auf seine Iugendgedichte — deutsche wie französische — legte er nicht so viel Werth, daß er sie der Verborgenheit seines Schubfachs zu entreißen sich versucht gefühlt hätte; mit Ausnahme von drei französischen Gedichten aus den Jahren 1857—1858, die er, dein Drängen eines Freundes, nachgebend, in der „Ii6vv.s Intsrulltionals" vom 19. October 1884 veröffentlichte, hat er Nichts davon dein Druck übergeben. — Seine Neisebriefe „Uns 88,i8ou «n ^.llsmllFns" haben wir bereits charakterisirt.

Bei den „Oonws" (1868) müssen wir noch verweilen. Der darin enthaltenen politischen Tendenzschüpfungen: „1^68 6t,omisiu6nt8 ä'u.n pölsrin," ,,I^» reins mortß" und „1,08 expöri«nc:s8 ck'nu kou." haben wir schon gedacht; die beiden ersten spiegeln bestimmte politische Ereignisse: den Krieg von 1866, das Schicksal Polens — wie sie sich im Kopfe eines Franzosen damals malten — in Märchen wieder; das letztgenannte Märchen behandelt eine allgemeine politische Frage — obwohl auch mit gelegentlichein satirischen Seitenhiebe auf Preußen — die Frage, wie sich der Fürst zum Volke stellen müsse, um dieses wahrhaft glücklich zu machen, und gipfelt in der Lehre, daß das Glück des Volkes nur in der freien Bethätigung seiner Kräfte beruhe, und daß nur der Fürst seine Unterthanen glücklich mache, der sie zur Selbstständigkeit erziehe, nicht sie zu Maschinen erniedrige, der aus Kindern Menschen zu erziehen verstehe. —

Schneegans steht in seinen „Oont6 8" — die oben besprochenen drei

Arbeiten lassen dies weniger deutlich erkennen, als die übrigen vier —
unter dem Banne der Nomantik: sie sind unverkennbar — sei es direct,
sei es indirect — von E. T. A. Hoffmann, dem in Frankreich be-
kanntlich am meisten geschätzten deutschen Romantiker, beeinflußt. Eine
Sonderstellung nimmt unter ihnen „II us b.i3t«irs in^8törisu.8e" in-
sofern ein, als sie eine durchaus auf den: Boden des Wirklichen bleibende
Begebenheit erzählt, die aber in ihrer geheimnißvoll düsteren Beleuchtung
und Scenerie, in der Gräßlichkeit der Borgänge einen durchaus romantischen,
Hoffmann'schen Charakter trägt. Stärker noch als diese nur wenige Seiten
umfassende Erzählung, in der der Verfasser durch den einfachen, sachlichen
Berichterstatterton den Glauben des Lesers an die Wahrheit der seltsamen
Borgänge zu einem unbedingten zu machen und damit die Wirkung dieses
Nachtstücks um so eindrucksvoller zu gestalten weiß, zeigen die einen
phantastisch-märchenhaften Charakter tragenden „e«uts8": „I,s elievalior
?^FM»1iou", „I>s maL8tlo Antonio 0»8oa", ,,Ii6 petit iua8Hus
ro88" den Hoffmann'schen Einfluß. Sie zeigen ihn im Ideengehalt, wie
in der künstlerischen Technik, wie in den romantischen Requisiten.
Das Verhältnis von: Ideal zur Wirklichkeit, von Kunst zum Leben,
das in ihnen variirt wird — besonders markant in „I^s mas^us
ro8s", wo dem Deutschen, Naphael Herzgout, dem Vertreter des welt-
fremden deutschen Idealismus, welcher den Boden unter den Füßen verliert,
der französische Doctor gegenüber gestellt wird, der das Ideal gehabt, aber
verloren hat, der es nur in der Sehnsucht besitzt, und nun der Wirklichkeit
gerecht zu werden sucht und weiß — ist eines der Grundthemen Hoff-
mann'scher Dichtung; das Gemälde im „OKsvalisi- ?vßiu»1ion", das
zur Wirklichkeit wird, in den: nicht nur die Staffage lebendig wird, sondern
in welchem auch der verzückt schwärmende jugendliche Zuschauer wandelt,
ist so recht aus Hoffmanns Geiste heraus erfunden; wie eines der musi-
kalischen Märchen Hoffmanns liest sich: „1^6 IUil68tr0 H,llt01li« <Ü3,80k",
worin der musikalische Wettstreit zwischen dem italienischen Meister Casca
und dem französischen Jonas den grotesk phantastischen Humor des deutschen
Erzählers besitzt.
Wie Hoffmann liebt Schneegans die Vermischung des Wirklichen, ja
des Alltäglichen mit dem Phantastischen, mit der Welt der Träume und
des Fiebers. Er hat dem deutschen Nomantiker den Kunstgriff, den Leser
unvermerkt aus der einen Welt in die andere zu versetzen, indeni er ihn
aus der Wirklichkeit durch das Wunderliche hindurch in's Wunderbare
führt, mit Glück abgelauscht. —
Zwischen den französischen „Ooiits8" (1868) und der ersten künstleri-
schen Schöpfung Schneegans' in deutscher Sprache: der Novelle „Eurikleia"
(1883), liegen fünfzehn kampferfüllte Jahre — in der der Politiker
den Dichter nicht hatte zu Worte kommen lassen. Und wie der Erstere
unter dem machtvollen Zwange welt- und herzbewegender Ereignisse

ein Anderer geworden war, so knüpft auch der Letztere nicht mehr an die littemrische Produttion seiner französischen Vergangenheit an. Als Politiker hatte er im ernsten Kampfe mit den Mächten des realen, ihn umgebenden Lebens seinen Sinn für das Wirkliche, das Gegenwärtige geschärft und entwickelt; auch als Dichter stellte er sich jetzt durchaus auf den Boden der Wirklichkeit, der Erfahrung; jetzt sucht er nicht die Natur und Wesen und Lebensbedingungen des Landes und seiner Bewohner zu ergründen, um als handelnder Politiker auf ihre zukünftige Entwicklung einzuwirken; sondern um das Gegenwärtige und das Gewesene, wie er es geschaut und erkannt, festzuhalten in dichterischen Gemälden, zu verkörpern in Gestalten. Nicht das Phantastische reizt ihn, nur noch das Eigenartige, das Fremdartige, die Cultur wenig bekannter Länder und versunkener Zeiten.

„Aus fernen Landen" war der Titel seines ersten Nouellenbandes (1886)*); die Be'eichnung „fern" war hier weniger in räumlichem Sinne gemeint — denn die Schauplätze der Erzählungen: Bulgarien und Sicilien liegen dem Gegenwartsmenschen nicht gar zu fern — sondern in tieferem, in kulturellem Sinne gedacht, indem uns jene Novellen niit Cultur, Zuständen, mit Sitten und Anschauungen bekannt machten, die uns so wenig vertraut waren, daß sie einem andern Welttheil anzugehören schienen. Ihr ethnographischer und culturhistorischer Gehalt giebt diesen Novellen einen besonderen Reiz und Werth, und zwar ist in ihnen das Ethnographische nicht ein bloßes Drum und Dran, nicht ein äußerer Aufputz, es ist der eigentliche Grund und Boden, aus welchem heraus dem Dichter Gestalten und Borgänge erwachsen; es ist das die schaffende Phantasie des Dichters anregende Element. Ans dem Allgemeinen der Natur, des Landes, dem Wesen, den Sitten, der Geschichte des Volkes bildet der Dichter das Individuelle heraus. Der Gefahr, die hier drohte, im Abstratten stecken zu bleiben und statt lebensvoller Gestalten blutlose Scheinen zu bieten, ist Schneegans nicht erlegen; diese sicilischen Bauern, Fischer, Briganten, mit ihrer „rauhen Tugend" und ihrem „rauhen Laster", ihrer ungebrochenen Kraft, ihrer spitzbübischen Schlauheit, ihrer aufrichtigen Frömmigkeit und ihrem naiven heidnischen Aberglauben, sind zugleich Tnpen und charakteristiche Einzelwesen von greifbarer Plastik und überzeugender Echtheit. Daß der Verfasser Land und Lente kennen gelernt hat, nicht nur in flüchtiger Durchreise, daß er vielmehr unter dem merkwürdigen Völkchen, das er schildert, ja mit ihm gelebt und dasselbe, aller Schwächen und abstoßenden Züge ungeachtet, liebgewonnen hat, das würde man aus den sicilischen Geschichten Schneegans' herauslesen können, auch wenn er nicht in seinem schönen Buche „Sicilien. Bilder aus Natur, Geschichte und Leben" (1887)**) der Liebe und Bewunderung für die Schönheiten der ihn, zu einer zweiten

*) Bicslllil, Verlag Uon 2. SchMaendei.

**) Leipzig, F. 3l. Brockhaiis.

Heimat gewordenen Insel und für ihren Volksstamm offen wärmsten Ausdruck gegeben hätte. —

Die Verschmelzung des Typischen niit dem Individuellen, die wahrheitsgetreue und doch dichterisch beseelte Wiedergabe der Physiognomie des Landes und seiner Cultur ist Schneegans nie glänzender gelungen, als gleich in seiner ersten Novelle „Eurikleia", die uns das Bulgarien in der Zeit bald nach dem Krimkriege schildert; — eine späte schöne Frucht der Eindrücke, welche Schneegans auf seiner Reise in die Donaufürstenthümer vom Jahre 1857 empfangen. In Ilia Michalowitsch ist hier ebenso die sich ihrer Ohnmacht bewußte, nach Männlichkeit ringende Charakterschwäche des bulgarischen Stammes, dessen Stolz mit dem unter dem Druck der türkischen Herrschaft anerzogenen Knechtschaftsgefühl beständig im Streite liegt und erst der Ermuthigung zur entscheidenden That bedarf, ebenso treffend verkörpert, wie der türkische Kawasse Demir Keran Hussein in der schäbigen Pracht seiner Ausrüstung, in seiner Grandezza und angeborenen Würde, mit der er auf die Giaurs, die er doch fürchtet, herabsieht, das leibhaftige Bild des Kalifenlandes ist. In wirkungsvollem Contrast mit der Unfreiheit des Bulgarenthums, der Herrscher-Willkür des Türkenthums stehen die Vertreter des freien, stolzen Griechenthums: die tapfere und doch so reizende und echt weibliche Eurikleia, die dem bulgarischen Geliebten den Muth zur befreienden That stählt, und der würdige, feine Kyrillos, der klug beschwichtigende, die Gegensätze mit vorsichtiger und kundiger Hand ausgleichende Abt des griechischen Bulgarenklosters, das wiederum in seiner weitläufigen Anlage, aber mit dem vom Verfasser in liebevoller, subtiler Kleinmalerei anschaulich geschilderten Verfall ein Bild der bulgarischen Kirche giebt, die „nicht eine Nool68i» triumpdan8, nicht einmal eine NcelsÄn, vailitau8, sondern die trübseligste aller leidenden Kirchen, ein Märtyrerthum ohne Glorie, ohne Echo" ist. Würdig reiht sich diesen Gestalten, die ebenso als Vertreter ihres Volkes wie als Individuen mit Glück charakterisirt sind, die liebenswürdige Persönlichkeit des jungen Werner von Bergen an — eines echten Sohnes des Nheinlandes, eines schwärmerischen, optimistisch in die Welt schauenden Idealisten, von ritterlichem Sinne und leicht entflammbarem Herzen, stets schwankend zwischen der Rolle des edelmüthigen, uneigennützigen Beschützers fremder Liebe und der des riualisirenden Liebhabers, — aber der bessern Natur schließlich gehorchend. — Die Novelle hatte ein merkwürdiges Schicksal: sie wurde — wie das bei deni Interesse, welches eine so treue und anschauliche Darstellung bulgarischer Zustände in Rußland erregen muhte, erklärlich — in's Russische übersetzt, wobei der Uebersetzer sonderbarer Weise den Namen des Autors russificirte. Aus dein Russischen wurde die Novelle durch eine weibliche Feder in's Deutsche rückübersetzt und in einer Zeitung veröffentlicht. Uansut 8U3, lata lidri.

Die Entscheidung, welche von den vier Erzählungen aus fernen Landen

den Preis verdiene, wird von dem persönlichen Geschmack des Lesers ab-
hängen, da jede Erzählung besondere Vorzüge hat, wie denn auch in den
dem Buche gewidmeten Besprechungen bald die eine, bald die andere Er-
zählung als die beste gerühmt wird. — Wir geben von den beiden ernsten
Erzählungen des Buches „Eurikleia", von den beiden heiteren „San
Pankrazio von Evolo" den Vorzug. Die letztere steht, rein künstlerisch
betrachtet, noch höher; sie ist in der Geschlossenheit ihrer Composition, in
der Erfindung und Führung der Handlung, in der Symbolik, zu welcher
die trotzdem auf dein Boden vollster Wahrheit und Wahrscheinlichkeit bleiben-
den Vorgänge mit überlegener Kunst erhoben sind, ein Meisterwerk, das in
seiner Eigenthümlichkeit wenig Seitenstücke in unserer Novellen-Litteratur
haben dürfte. Kann man sich ein besseres und ergötzlicheres Symbol für
das Fortleben heidnischer Elemente im Christenglauben der heutigen Sici-
lianer denken, als dieser merkwürdige Heilige von Evolo — unter den»
eigentlich der alte Gott der Winde Aeolus verborgen ist —, der sein christlich-
ehrwürdiges Aussehen nur der äußern Bemalung, dem Heiligenschein und dem
ehrwürdigen Bart, die man ihn: vor langen Jahren angeheftet, und den
Runzeln, die man auf das ehemals jugendliche Antlitz gepinselt, verdankt,
und der in Folge der schlechten Behandlung seitens seiner Verehrer — man
läßt ihn im brausenden Meere schwimmen, weil er seit Monaten leinen
Regen gespendet — seinen christlichen Schmuck einbüßt und nun als Heiliger
abdanken muh, obwohl er — was gar ergötzlich zu lesen ist — ein echtes
Wunder und christliches Werk gethan, ein Liebespaar vor einem Fehltritt
bewahrt und seine Vereinigung herbeigeführt hat. Ein anderer Heiliger
nimmt seinen Platz in der Kapelle ein, der entlarvte alte Heidengott aber
findet in der Laube des glücklichen Paares eine ihm zusagende Unterkunft.
Mit dieser prächtigen, humorvollen Schöpfung kann sich „Sirenengold",
welche gleichfalls den auf dem Hineinspielen heidnischer Reminiscenzen in
das Christenthum beruhenden Aberglauben des italienischen Volkes in einen!
heiteren Bilde miederspiegelt, — eine Schahgräbergeschichte mit einer Liebes-
geschichte verknüpfend — nicht' messen. Doch ist auch hier der Ueberlistungs-
Wettkampf zwischen sicilianischer Pfiffigkeit und schwäbischer Geriebenheit
erheiternd genug, und der Vertreter der letzteren: der geschäftstüchtige Don
Paolo — eigentlich Fritz Lindwurm — der, wie der Deutsche Lerche in
der Novelle „Nomeo's Tochter", als ein nicht im Mindesten skrupulöser
Geschäftsmann, als ein listiger Fuchs seine Schäfchen wohl zu scheeren weiß
— und bei den: von der sprichwörtlichen plumpen deutschen Ehrlichkeit im
Gegensatz zur welschen Uebervortheilungsgabe nicht die geringste Spur zu
entdecken ist — ist eine originelle, mit köstlichem Humor gezeichnete Gestalt.
Die Nachtseiten dieses Volkslebens lernen nur kennen in der Erzählung
„Auge um Auge", welche — uns in das Vereich der Briganten versetzend
— das Thema von der sicilianischen Rache behandelt, die auch nach Jahren
— wenn die Erregung der Leidenschaft schon erloschen — wie eine heilige

Gewissenspflicht ausgeübt wird, — sogar ini Widerspruche mit dem eigenen
menschlichen Empfinden. Durch diesen letzteren Zug — durch das Schwanken
Filippus, der eine schon verjährte Schuld rächen will und sich den» Gefühl
der Verehrung für das Opfer, feinen ihm vertrauenden edelmüthigen Herrn,
den Marchese Gastano, nicht erwehren kann, hat Schneegans den Vorwurf
zur Höhe eines tragischen Conflicts erhoben. Noch mehr hat der Verfasser
die Theilnahme des Lesers mit feiner Berechnung zu erwecken gemußt durch
die Gestalt der Mutter des Marchese, welche die Rache Filippus fürchtet;
ihr angstvolles Bangen um den Sohn, ihre wachende Mutterliebe theilen
sich dem Leser, sein Mitgefühl für den Bedrohten steigernd, mit. —
Die Hauptpersonen dieses blutig ausgehenden Dramas, insbesondere
die alte Marchesa, welche den Schuldigen überführt und zur Rechenschaft
zieht, sind sorgfältig und liebevoll ausgeführte Charakterfiguren, Gestalten
aus einem Gusse, deren Beziehungen zu einander zu ergreifenden Seelen-
gemälden Gelegenheit geben.

In den folgenden Arbeiten greift Schneegans mehr und mehr in die
Vergangenheit Siciliens zurück — Sicilien bleibt — mit einer Ausnahme
— der Schauplatz aller feiner Erzählungen. Die seinen zweiten Novellen-
band*) eröffnende Erzählung „Romeos Tochter" spielt um das Jahr
1847 und in und um Messina. Der Kampf gegen die Neapolitaner-Herr-
fchaft bildet den Hintergrund der breit angelegten Erzählung, von welchem sich
die tragisch verlaufende Geschichte eines Liebespaares abhebt, das durch die
politischen Gegensätze, welche zwiefache Eifersucht auszunützen weiß, zu Grunde
gerichtet wird. Durch eine straffere Concentrirung hätte die Wirkung der
Erzählung, aus deren breitem epischen Flusse einzelne imponirende drama-
tische Höhepunkte herausragen — von tragischer Gewalt, wie die Scene
eines Trauerspiels hohen Stils ergreifend, ist besonders die Schilderung
der in eine Tragödie ausklingenden Faschingslust, die Scene, in welcher
Felicita in dem den todten Carneval darstellenden angeblichen Strohmann
den ermordeten Geliebten erkennt — wesentlich gewonnen. Doch! diese
Minderung der Spannung wird zum Theil wett gemacht durch die fesselnde
Schilderung der Natur, der historischen und eigenartigen socialen Zustände,
durch das lebendige Zeitbild, das der Dichter vor unseren Augen entrollt.
Dem Ernst der Vorgänge ist auch eine Dosis Humor beigesellt, vornehmlich
in der prächtigen Charakterfigur des alten Marchese della Rovere. —

In das 15. Jahrhundert versetzt uns die kurze Erzählung „SpAanzll",in
der ebenfalls die Gegensätze zwischen Eroberern — den Spaniern — und sici-
lischem Blut und die Eifersucht eines unbändigen Naturkindes dem Glück eines
Paares im Wege stehen, das jedoch den Widerstand des Vaters besiegend, über
der Leiche des unglücklichen Hirtenknaben sich die Hände zum Bunde reichen darf.

*) Nomeos Tochter. — Lenz im Herbst. — Speianza. Italienische
Geschichten. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger, 1890.

Bis in die vorchristliche Zeit Siciliens geht Schneegans in seinem Roman Kallia Knpris*) zurück. Die Inspiration zu diesem Werke gab ihm das im Museum zu Syrakus aufgestellte, leider verstümmelte Marmorbild der „snratusanischen Venus", zu der seine dichterische Phantasie das Modell in der anmuthigen Gestalt der Kallia, die er als Tochter des athenischen Feldherrn Nikias und als Gattin des sicilischen Bildhauers Ktesias vorführt, sich schuf.

Den historischen Untergrund des Romans bildet die letzte Empörung der Siculer, der alten Bewohner Siciliens, unter Duketios gegen die hellenischen Eindringlinge und der athenische Krieg von 461—413 v. Chr. Der die sicilische Geschichte beherrschende Gegensatz zwischen Eroberern und der beherrschten Bevölkerung ist auch hier für die Gestaltung der Fabel, für die Gruppirung der Figuren von entscheidender Bedeutung, und auch hier sind verschmähte Liebe und zerstörende Eifersucht, sowohl die noch durch heimliche politische Gegnerschaft gesteigerte Eifersucht des Mannes auf den ihn überstrahlenden Nebenbuhler, wie die Eifersucht des liebeheischenden Weibes die bewegenden Kräfte der Handlung. Man erkennt, wenn man bei Schneegans durch die äußere Hülle der Vorgänge in das innere Räderwerk sieht, daß bei aller Verschiedenheit des Costüms und der Situationen dieselben Grundmotive mehrfach wiederkehren. Es scheint uns, daß es Schneegans in diesem Werke weniger als sonst gelungen ist, die aus ihnen entwickelten Geschehnisse zu überzeugender Wirklichkeit zu erheben, die Gestalten einer entlegenen Zeit uns so nahe zu rücken, daß wir zum Miterleben gebracht werden; wir sehen mehr äußere Bewegung als inneres Leben. Auch die Sprache, der Dialog, den Schneegans der altgriechischen Sprach- und Denkweise in Wort- und Satzbildung so ähnlich als möglich zu gestalten gesucht hat, trägt dazu bei, den Eindruck des Gekünstelten, Gemachten hervorzurufen. Die ^ bösen Klippen, die der historische Roman bietet, zu umschiffen, ist Schneegans so nicht völlig geglückt: Hier ist das von einem Kritiker einmal gebrauchte Wort von der bloßen objectiven Bewunderung berechtigt. Als Culturbild verdient auch dieses Werk alles Lob. Historisches und archäologisches ^Wissen verbinden sich mit der durch eigene Anschauung erworbenen Kenntniß des Schauplatzes, ein interessantes, farbenreiches Gemälde zu schaffen, zu welchem — wie zu den andern italienischen Geschichten Schneegans' — die in seinem überaus anziehenden Buche über „Sicilien" niedergelegten Ergebnisse historischer Studien und eigener Beobachtung reichliches Material, das vortrefflich verarbeitet worden ist, boten. — Die iKämvfe zwischen Siculern und sicilischen (dorischen) Griechen einerseits mit den jonischen Griechen (Athenern) andererseits, die landschaftlichen Bilder, in ihrer Anschaulichkeit und mit dem lyrischen Dufte,

») Kallia Kvpris. Ans Alt°Sl,ralu8. Roman. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893.

der auf ihnen liegt, zeigen Schneegans' Schilderungsgabe in glänzende»» Lichte; und was er uns von den sich auf der Insel berührenden religiösen Culten, dem griechischen, egyptischen und namentlich dein altsicnlischen, dem alten Palikenglauben mittheilt, das ist nicht nur in hohem Grade interessant, sondern erscheint auch in einem zum Thcil mit dem Reiz des Geheimniß-vollen, Ahnungsreichen wirkenden poetischen Dämmerlichte.

Daß Schneegans jedoch des Rn.es fremdartigen Volksthums und fremd-artiger Scenerie entbehren kann, das hat er in der Novelle „Lenz im Herbst" bewiesen, der einzigen, deren Handlung in die elsässische Heimat des Verfassers, und zwar in die Zeit der vierziger Jahre, verlegt ist: eine einfache, schlichte Herzensgeschichte, der das Chamisso'sche Drei-Sonnen-Motw: die Liebe des bejahrten Mannes zur Tochter der einst Geliebten zu Grunde gelegt ist, — ein elsässisches Idyll, in dem wohl auch culturelle Gegensätze, nämlich zwischen Elsässer und Pariser, zwischen deutschen! uud italienischem Wesen, mehrfach angedeutet werden, aber nicht absichtlich scharf herausgearbeitet sind und durchaus nicht als Motoren der Handlung benutzt werden. Nicht die packenden Accente südlicher Liebesgluth und die Erplosionen racheheischender südlicher Eifersucht werden hier laut, die stille Innigkeit nordischer Liebe, die edel-müthige Entsagung zu Gunsten fremden Glückes schaffm hier statt eines Dramas ein von leiser Wehmuth überhauchtes Idyll von echt deutscher Empfindung und Gemüthstiefe. Wenn der Verfasser diese Erzählung unter seine „italienischen Geschichten", zwischen „Romeos Tochter „und „Speranza" gereiht hat, so ist dies nur insofern berechtigt, als an der Vorgeschichte der Erzählung Italien betheiligt ist und in den Adern der Heldin mütterlicher-seits italienisches Blut fließt. —

Wir müssen hier die Rundschau des Lebens und des litterarischen Wirkens Schneegans' schließen. Noch steht der Dichter, der noch nicht lange das sechzigste Lebensjahr überschritten, in dein Alter der Schaffenskraft und Schaffenslust, aber doch schon in jener Periode, in welcher der Mensch rückwärts auf die durchlaufene Bahn seines Lebens zu schauen liebt. Vielleicht knüpft der Dichter wieder an gewisse Stoffe und Motive seiner jüngeren Jahre an — in der litterarischen Gabe, die er für dieses Heft gespendet, in der Geschichte von dem idealistischen Schwärmer, dem Ritter Curtius, sehen wir ihn wieder im Ideenkreise und in dem Formenbanne seiner „Louise. Vielleicht knüpft er auch wieder einmal an „Lenz im Herbst" an, indem er von dem sicilischen Boden sich wieder in die Gefilde der Heimat versetzt. Vielleicht auch schreibt er seine „Dichtung und Wahr-heit": die Geschichte seines innerlich und äußerlich reich bewegten Lebens, in dessen Wandlungen sich zugleich ein so wesentlicher Theil der neueren Geschichte von Elsaß-Lothringen spiegelt, und dessen Facit vorbildlich sein möge für die künftige Gestaltung der Dinge in dem von uns noch moralisch zu erobernden neuen Reichslande.

Die Sage vom Ritter (Curtius.

Ein altes !Närchen in neuer Fassung,

von

A. Schneeganzi.

— Genua. —

> war einmal in der alten Stadt Rom ein Jüngling, der hieß
Curtius und war ein Schwärmer. Sein Vater war ein Ritter
gewesen, und diese Eigenschaft hatte Curtius von ihm geerbt,
wie er von seiner Mutter eine Menge schöner und edler Gefühle auf die
Lebensreise mitbekommen hatte, von denen die Bücher und die Philosophen
von jeher gesagt haben, sie seien das köstlichste Kleinod, von denen aber die
Menschen sehr wenig halten, wenn es ihnen nicht gerade in den Kram ihrer
Interessen und ihrer Selbstliebe paßt. Als er noch ein ganz kleiner Knabe
war, hatte Curtius von seiner Mutter gehört, daß es nichts Schöneres und
Erhabeneres gäbe auf der Welt, als einen Mann, der sich willig und
freudig, im Bewußtsein seiner That, für sein Vaterland opfert; das Bild
seines Vaters, der als tapferer Soldat, indem er Frau und Kind, Stadt
und Tempel gegen den Feind vertheidigt, gestorben war, fchwebte fort-
während vor seiner Seele, und zu sterben wie der Vater, ja eines noch
ruhmvolleren Todes zu sterben, und dem Vaterland, dem Volk, den Freunden
eine noch größere Opferwilligkeit darzubringen, das war es, was die
Phantasie des Knaben berauschte, das war der goldene Traum seiner
Kindheit. Die kleinen Freunde des Curtius sahen zu ihm auf, wie zu
Einem, der aus edleren: Geschlechte stammt; sie beneideten ihn aber auch
heimlich ob der Erhabenheit seiner Gefühle und rächten sich zuweilen in
ihrer Knabenart, indem sie dem schweigsamen, von den Priestern bevor-
zugten Schwärmer die Theorie der Gleichheit recht praktisch mit ihren
kleinen, derben Fäusten auf deu kleinen, runden Rücken einbläuten. Curtius

x

wehrte sich seiner Haut, so gut es ging, und schlug sich wie ein junger Löwe; hatte er aber Schläge bekommen, so tröstete er sich bescheiden damit, daß er dachte, man müsse sich früh an Hiebe gewöhnen, wenn man sich überhaupt zu einem Opfertode vorbereiten wollte. Im Hause fand er dann seine Mutter, die ihm die Schultern mit warmen» Oele einrieb, und seine kleine Base Julia, die ihm erklärte, sie sei ihm setzt schon und für das Leben in Liebe zugethan, und sie werde nie eines Anderen als des braven Ritter Curtius Frau werden — was natürlich des Trostes genug war.

So wuchs der. Knabe auf, und so trat er in die Iünglingsjahre ein. Die Priester stellten ihn den Anderen als ein Muster vor; die Väter des Volkes sprachen von ihm wie von der Zierde und Hoffnung Roms; die Frauen und Mädchen staunten ihn an, als Jemanden, von dem man nicht recht wisse, ob er menschlichen oder göttlichen Ursprungs sei; die anderen Jünglinge sahen ihn von der Seite an, halb ehrerbietig, halb neidisch, und sagten zuweilen achselzuckend unter einander: „Wie kommt nur der Curtius dazu, sich besser zu dünken als die Anderen?" — Nur ein Einziger aber lachte ihm derb in's Gesicht ob seiner Phantasien und begoß mit dem kühlen Wasserstrahl seiner Ironie die glühenden Träume des edlen Ritters: es war dies sein Nachbar, der alte Freund seines Vaters, Marcus Spurius, seines Handwerkes Schreiber im Senat und Lehrer in der Kinderschule, ein vielbelesener Menschenbeobachter und aller Schwärmerei baarer Menschenkenner. — „So laß doch das eitle Geschwätz!" pflegte er zu Curtius zu sagen, wenn sie miteinander auf den sieben Hügeln spazierten und wenn Curtius seinen Gefühlen wieder einmal freien Lauf gelassen hatte; „Du bist ein gutmüthiger Kauz, dem die Weiber und die Pfaffen dummes Zeug in den Kopf geschwatzt haben. Sich für das Wohl der Anderen opfern, mar von jeher eine erhabene Thorheit, mein guter Curtius! Ein Jeder arbeite für sich, und lasse Jupiter einen guten Mann sein! Wenn das Unglück wollte, daß Du einmal in die Lage kämst. Deine einfältigen Theorien zu verwirklichen, und Deine Freiheit, Deinen Namen, oder gar Dein Leben für die Anderen hinzugeben, so würde Dir kein Mensch auch nur den geringsten Dank dafür zollen! Mit Freuden ließen sie sich retten, und aus der Rettung verstünden sie dann den schönsten Vortheil für sich zu ziehen; Deiner aber. Du überschwänglicher Thor, würde Keiner auch nur mit einem Wort gedenken, es sei denn, um sich und dem Nachbar zu beweisen, das wäre Alles auch ohne Dich so gekommen. Du hättest Dich geopfert aus Eitelkeit und Ruhmessucht oder gar Deiner persönlichen Vortheile willen — und Du seiest am Ende nur ein, des Spottes seiner Landsleute würdiger Intrigant!" —

Zornig aber pflegte bann der edle Ritter Curtius auf diese Worte zu erwidern, der Senatschreiber sei eine ausgetrocknete Häringsseele, ein durch den Staub der Pergamente vergifteter Misanthrop, die Menschheit sei von besserem Stoffe, als er es glaube, und endlich brauche man sich auch nicht

um das Gerede von ein paar schlechten Leuten zu kümmern, man erfülle seine Pflichten und fände in dem Gefühl dieser Pflichterfüllung die schönste Belohnung.
„vixizti!" sagte dann der Andere; „werde ein Priester und erzähle den.Weibern die Ammenmärchen des Saturn, der Kieselsteine frißt und meint, er ernähre sich von dem zarten Fleisch seiner lieben Kinderchen!"
Eines Tages nun saß Ritter Curtius mit seinem niedlichen Väschen Julia im Schatten der alten Bäume seines Gartens und pflog mit ihr eine jener Unterhaltungen, wie sie unter Liebenden von jeher Sitte waren. Sie plauderten von ihrem künftigen Glücke, wenn sie ihren Haushalt gegründet, wenn liebkosende Kinder von des Vaters Schoß in die Arme der Mutter hüpften, wenn Curtius durch glorreiche, seiner Ahnen würdige Thaten, dem Vaterlande den Beweis seiner Hingebung geliefert haben würde: „Käme ein Krieg mit den nachbarlichen Näubervülkern," rief der Jüngling begeistert aus, „mit welcher Freude würde ich mich in das vorderste Treffen stellen und den ersten Schwerthieb thun gegen den feindlichen Heerführer! Wie wäre mein Arm so stark und mein Speer so wuchtig! Im Geiste sehe ich schon das Wogen des Kampfes: Hie Rom! Hie Feind! erschallt es ringsum! Die Sonne blitzt auf das Waffengetümmel. Gefolgt von den muthigsten Jünglingen Roms, werfe ich mein Noß in die Mitte der Schlacht, da wo die Heerfahne der Feinde weht! Halloh! Halloh! und drauf und dran! Den Stärksten unter den Feinden erkiest sich Curtius zum Gegner, den Feldherrn selbst, der dort von hohem Rosse herunter die Schaaren ordnet uno den Schlachtruf donnernd über feine Mannen wirft. Die Schwerter begegnen sich; Funken sprühen von Helm und Schild; er wehrt sich tapfer; er ficht wie ein Held! — Rom aber muß siegen, denn die Götter kämpfen mit Rom! Ein Geschrei! ein Jauchzen hier, und dort ein wehklagendes Wuthgeheul: der Feldherr badet in seinein Blute, und den Fuß auf feinen Nacken setzt ihm der Sieger. Von meiner Hand ist Rom gerettet! Es fliehen die Feinde! Unser ist der Sieg!"
„Ehrgeiziger, Du!" spricht lächelnd die Mutter, die neben den Liebenden unter den hohen Pinien sitzt und lauschenden Ohres dem Fluge dieser jugendlichen Gedanken folgt.
„Soll dieser Ehrgeiz kein gerechter sein?" braust aber Curtius auf, „nicht Ehrgeiz nenne, Mutter, meinen Sinn! nicht eitles Nuhmesgelüste! Nach dem leeren Ruhme gehet nicht mein Trachten, und keinen Triumphzug noch Lorbeerkranz ersehnt sich des feindlichen Feldherrn Sieger: in die Reihen der gewappneten Bürger würde ich mich nach geschehener That zurückziehen, und träte Einer auf mich zu, um mich ob dieser Kriegsthat zu loben, nur Eins antwortete ihm mein Mund: .Ziehet hin auf das Capitol und danket den Göttern, und fo Ihr mir, den sie beschirmten und dem sie zum Siege verhalfen, eine Ehre erweisen wollt, so gestattet mir in

den Reihen meiner Mitbürger, als treuer Soldat, zugegen zu sein, wenn aus allen römischen Kehlen das Danklied für Roms Errettung zum Himmel sich erhebt!' Ist dies Ehrgeiz, Mutter? so antworte ich: Wehe dem, der den Ehrgeiz nicht besitzt, dem Lande seiner Väter zu dienen! nnd glücklich aber der, dem die Götter zu diesem Dienste das muthigste Herz verliehen, den stärksten Arm und das wuchtigste Schwert!" —

Funkelnden Auges hatte Julia, die Römerin, zu dem Ritter aufgeschaut, wie er also gesprochen:

„Solchen Ehrgeiz lieben die Frauen," rief sie aus . . .

„Und diesen Ehrgeizigen da liebt Julia!" antwortete es lachend hinter ihr, und zu den traulich Kosenden trat der Senatsschreiber, und dem Ritter in seiner freundlich ironischen Weise auf die Schulter klopfend, setzte er hinzu: „Du bleibst ein Schwärmer, Curtius! verwehre mir es aber nicht, über Deine Träume zu lächeln, denn wenn ich auch die Achseln zucke über solche Unerfnhrenheit, den Unerfahrenen liebe ich doch von Herzen und ehre seiue überschwänglichen Gefühle, — und, höre mich an, Curtius, am Tage, wo ganz Rom wider Dich aufstehen und den Ehrgeizigen vom Capitol zum Tarpeischeu Felsen schleppen würde, ein Freund bliebe Dir treu, — der alte Freund, den Du den prosaisch Klügelnden, langweilig Bekrittelnden nennst, und der ein langweilig prosaischer und klügelnd bekrittelnder Mensch geworden, seit er die Menschen kennt! —

Curtius war aufgestanden, und die dargebotene Rechte schüttelnd, war er im Begriffe, dem Freunde zu antworten; da, horch! — erhob es sich tief unten, wie ein langsam rollender, zu jähem Getöse sich aufbäumender, mit dröhnendem Krachen endender Donner, als wollten die Grundfesten der Erde übereinander zusammenstürzen. Ein Zittern durchbebte den Boden, auf dein sie standen. Aechzend knarrten, wie von einem plötzlichen Sturm durchsaust, die alten Pinien. Das Haus wankte auf seinen festgemauerten Pfeilern. Hinter den: capitolinischen Hügel erhob sich, den Himmel weithin bedeckend und die Sonne im Nu verfinsternd, eine dichte, schwarze, blitzdurchzuckte Rauchwolke; und, wie der Aufschrei eines, durch eiu jäh hereinbrechendes Unheil aufgeschreckten Volkes, klang von der ewigen Stadt her ein Jammern und Wehklagen.

„Die Götter seien uns gnädig!" schrie Julia und warf sich ihrem Geliebten in die Arme.

„Auf! Auf!" rief aber Eurtius; „jetzt gilt es, zu zeigen, daß wir Römer sind!"

Und den Senatsschreiber mit sich reißend, stürzte der Jüngling fort.

Die Straßen waren voller Menschen. Kinder, Frauen, Greise, Männer stürmten in dichtgedrängten Schaaren aus den Thoren Roms, schreiend, zitternd, die blasse Furcht auf den Gesichtern.

„Was ist's? was geschieht? Wohin flüchtet Ihr?" rief Curtius, der sich kühn dem Strome der Fliehenden entgegenwarf.

„Die Erde thut sich auf, uns zu verschlingen," jammerte es aus den Reihen des bebenden Volkes. „Rom versinkt in die Unterwelt! Rette, rette, wer sich retten kann!
Finster aber hatten sich des Ritters Vrauen zusammengezogen: „Mr in der Flucht erblickt Ihr Euer Heil, Wahnsinnige!" rief er aus. „Seit wann drehen die Römer der Gefahr den Rücken? Noch kann nicht Alles verloren sein! Noch steht dort oben das Capitol! Noch stehen die Tempel der unsterblichen Götter! Zurück, dorthin, wo die Väter des Volkes wachen!"
Und, das Schwert in der Rechten, als wollte er dem Volke den Weg seiner Pflicht zeigen, drängte sich der Jüngling durch die Reihen der Flüchtigen, dem Inneren der Stadt zu. Keiner aber folgte ihm nach; und hätte sein Ohr den Reden lauschen können, die hinter ihm sich Luft machten, er hätte manches Wort gehört, darob in hellen Flammen sein Zorn empor-gelodert wäre: „Da will nun wieder Einer klüger sein, als wir Alle! Er mag es versuchen, der Vermessene!" —
Der Senatsschreiber, der aus Erfahrung wußte, wie wenig es frommt, wenn ein Einzelner es versucht, sich dem Willen der Menge zu widersetzen, hatte sich längst bei Seite geschoben, und, in die Ecke eines Thores sich drückend, ließ er das Gewühl an sich vorbeiziehen.
Nicht ohne Mühe gelangte Curtius, durch Seitengassen und Gäßchen einbiegend, bis in die Mitte der Stadt. Welch grausiges Schauspiel bot sich ihm dar, als er, von den hohen Stufen eines Tempels, vor welchem sich das jammernde Volk in dichten: Gewühl gedrängt schaarte, seinen Blick über das weite Forum streifen ließ! In der geborstenen Erde hatte sich ein klaffender Schlund eröffnet, finster dräuend, jäh hinunter sich senkend in eine gewaltige Tiefe, draus dichte, schwarzgelbe, schwefelgeschwängerte Dämpfe mit unheimlichen Zischen und Dröhnen sich emporballten, als ob es dort unten wie in dem Schoß eines Vulccms gährte und kochte, als ob die Götter der Unterwelt sich Raum schaffen wollten, um hervorzudringen nnt plutonischer Macht und alles Lebende zu vernichten. Schaudernd blickte das eng zusammengedrängte Volk hinunter; schaudernd blickte es hinauf zu den schweren, bleifarbenen Wolken, durch welche die Sonne nicht mehr durch-zubrechen vermochte und die schwül auf die Erde hernieder sich senkten.
Wie Curtius sprachlos in den gähnenden Schlund starrte, klopfte es ihm leise auf die Schulter. Neben ihm stand ein Priester, ein Freund seiner Familie, der Lehrer seiner ersten Kindheit. „Curtius," sprach er, „die Götter grollen. Sie fordern eine Sühne. Komme mit zum Tempel Jupiters, um mit den Priestern, Aeltesten und Rittern das Orakel zu be-fragen, daß es uns kund thue, durch welche Opfer mir sie besänftigen!" —
Curtius folgte dem Alten, und bald waren sie eingetreten in die Räume des Tempels, wo dichtgedrängt die Väter des Volkes der heiligen Offenbarung harrten.

Lautlose Stille herrschte unter den dunklen Säulenhallen. Priester, Senatoren und Ritter waren vollzählig erschienen. Unheimlich rollte draußen der Donner und leuchteten die Vlitze durch die hohen Oeffnungen des Tempels. Durch die Seele des edlen Curtius zog ein andächtig inbrünstiges Beten um Errettung des Vaterlandes, um himmlische Hilfe aus den: drohenden Verderben, und, in sein Denken versunken, sprach der Jüngling in seinem Herzen: „Für Dich, heiliger Herd meiner Ahnen, für Dich gäbe ich gern Alles hin. Glück, Ruhm, Liebe, Stolz meines adeligen Geschlechtes, Alles! Nur daß Du errettet würdest aus der Roth!"

Die Priester hatten sich erhoben. Das Orakel hatte gesprochen: „Das beste und höchste Gut, was es besitzt, werfe Rom in den Schlund, und sofort wird er sich verschließen und sofort verschwinden die Gefahr!" —

Ein armer Teufel, ein Plebejer aus den untersten Ständen, hatte sich in die erhabene Versammlung gedrängt: „Ihr habt es gehört," rief er aus, daß es durch die Säulengänge hallte: „Ihr Edlen, Reichen, Ihr Weisen und Tapferen! Wohlan denn, was zaudert Ihr noch? Werft ab Eure Spangen und güldene Ketten, Euren Schmuck und kostbare Juwelen und opfert Eure glänzende Habe auf dem Altar des Vaterlandes, daß das Volk ermessen könne, wie tief Ihr es liebt!" —

Der Wicht war ein Bettler, und selber konnte er natürlich Nichts opfern; darum drängte es ihn wohl so sehr, die Anderen zum Altar des Vaterlandes zu treiben. Curtius aber hatte ihn nicht ausreden lassen; mit einem kräftigen Ruck arbeitete er sich durch die Menge bis zu dein heiligen Räume, wo die Priester standen, !und im Nu hatte er das kostbare Geschmeide, das an seinen» Halse hing, die Ringe, die an seinen Fingern funkelten, das Kleinod, mit dein er seine Toga zusammenheftete, abgeworfen und auf den Altar gelegt. Er war im Begriff, auch noch sein Schwert abzuknüpfen — war das Schwert nicht das Beste, was ein Ritter besaß?

Da legte sich eine Hand auf seinen Arm: „Halt ein, Curtius! Den Sinn des Orakelspruches hat jener Plebejer nicht verstanden," rief laut in die Versammlung hinein einer seiner ritterlichen Genossen, Cäsar Casca, der reichste Erbe von Rom, den: es ein Nichts gewesen wäre, für sich allein den Altar zu begraben unter einer Fülle von Kleinodien, köstlichen Gefäßen, Spangen, gemünzten und ungemürzten Silber und Goldes! „Gerne," so rief der brave und hochedle Casca, „gern wären wir Alle bereit. Deinem Beispiele zu folgen, Curtius! nicht aber nach Gold und Edelsteinen gelüstet es die Götter! und größer muß das Opfer sein, das wir ihnen darbringen, um die Stadt zu erretten! Das Beste, was Rom besitzt, das sind seine Bürger, und unter den Bürgern sind die Priester die Edelsten und Besten. Es werfe sich der Erste der Priester in die Kluft, und Rom ist gerettet!"

Der also gesprochen, war keiner aus der priesterlichen Sippe, hatte auch keine Ahnung von der Demuth und Bescheidenheit, welche in den

Herzen der Priester wohnen und ihr Denken und Handeln bedingen. Die Antwort, die ihm von Seiten des Pontifex zu Theil wurde, mochte ihm die Augen eröffnen.
„Freilich," sagte der majestätische Mann in schwarzein Vollbart und goldenem Reif in den Haaren, „freilich fordern die Götter von uns ein Sühnopfer, das größer und kostbarer sein muß als Gold und Edelstein: ein Bürger Roms muß alle Schuld des Volkes auf sein Haupt laden; als gewähltes Opfer muß er sich in den Schlund stürzen; wo aber sind, Ihr Bürger, die Besten Roms? Nicht hinter dem Altar dürft Ihr sie suchen! denn wir sind nur Diener, Diener der Götter zwar, Diener der höchsten Herren, nicht aber selber sind wir Herren und Gebieter, die erhobenen Hauptes vor dem Volke herziehen, die ihnen Befehle ertheilen, die in seinem Namen reden, die berufen sind, für das Vaterland einzutreten, sein Wohl zu berathen, sein Gebiet zu vertheidigen, für Rom allein zu leben, — und mich für Rom zu sterben! Aus den Reihen Derer muß das den Göttern gewählte Opfer hervorgehen, deren Hanvt weithin über der Anderen Häupter sich erhebt, und in welchen das Vaterland seine Führer und Vertheidiger erblickt. Das Opfer zu wählen, sind die Priester bereit!" —
Ritter Curtius hatte, still in sich gekehrt, den Blick auf das Marmorbild Jupiters geheftet, gestanden. Es schien ihm, als ob die Blitze, welche die unheimliche Dämmerung durchzuckten, aus den Augen des Gottes flammten, und als ob diese Augen mit gewaltiger Macht auf seinem eigenen Haupte ruhten und in seine Seele sich hineinbohrten. Es schien ihm, als ziehe es durch die Luft wie ein leises Flehen, als spräche eine in dein Tiefsten seines Herzens widcrtönende Stimme zu ihm: „Was zauderst Du noch, Jüngling? Die Stunde hat geschlagen! Das Vaterland ist bedroht! Die Götter fordern ein Sühnopfer! Der Du träumtest, der Erretter Deines Volkes zu sein, was hält Dich zurück? Oder waren Deine Träume nur leere Luftgebilde, wie sie in dem Kopfe der Kinder erblühen? Da das Schicksal mit dem Aufrufe, von dem Traum zur That zu schreiten, an Dich herantritt, schrickst Du zurück, wie eine Memme? und lebt denn Deine stolze Liebe zu Deinem Volke auf Deinen Lippen nur, nicht aber in Deinem zagenden Herzen?" — Und wie er der inneren Stimme lauschte, dröhnten an sein Ohr die letzten Worte des Pontifer: „Aus den Reihen Derer muß das den Göttern geweihte Opfer hervorgehen, in welchen das Vaterland seine Führer und Vertheidiger erblickt. Das Opfer zu weihen, sind die Priester bereit!" — Er richtete sich empor; er trat vor den Altar; zum Gotte sich wendend, breitete er seine Arme aus:
„Weihet das Opfer," rief er mit starker Stimme, „ich bin bereit!"
Und vor den Priestern zur Erde sich neigend, fügte er leise und zitternd hinzu: „So Ihr mich der Ehre, für Rom zu sterben, würdig erachtet, und so das Opfer den Göttern angenehm ist!"
Ein gewaltiger Donnerschlag, als wollten die Unsterblichen Antwort

ertheilen, machte den Tempel bis in seine Grundvesten erbeben. Die Priester traten mit erhobenen Händen auf den verzückten Ritter hin: „Wir weihen das Opfer!" sangen sie, unter den stürmischen Zurufen der Menge, und führten den Jüngling in die inneren Gemächer, um ihn nach alter Sitte zum Opfertode vorzubereiten.

Als die römischen Bürger am Abend dieses denkwürdigen Tages sich wie gewöhnlich in ihren Stuben oder auf den öffentlichen Plätzen oder an den Ecken der Straßen versammelten, um in althergebrachter Weise die Ereignisse unter einander, zu besprechen und des geselligen, spießbürgerlichen -Klatsches zu pflegen, da war natürlich von nichts Anderem die Rede, als von denl Schlünde, der die Stadt zn verschlingen drohte, und von: Ritter Curtius, der sich bereit erklärt hatte, hinunter zu springen, um die Stadt zu retten. Daß Curtius ein Held sei, daß sein Name in goldenen Lettern auf den Tafeln der Geschichte eingegraben bleiben würde, daß seine That der ganzen Stadt zum ewigen Ruhme gereichen würde, das hätte wohl Keiner in der ersten Aufregung zu bestreiten gewagt; fühlten sich doch Alle durch die Verheißung der baldigen Errettung wie von einem Alpdrücken erlöst! freuten sie sich doch, daß Rom einen opferwilligen Jüngling erzeugt, der den Tod nicht fürchtete, wo es galt, für das Wohl des Vaterlandes einzusteheu; und freute sich auch Jeder im Innersten seines Hertens, daß ein Anderer ihn selbst der Mühe enthoben, sein eigenes Leben vielleicht in die Schanze schlagen zu müssen.

Caius Spurins, der kleine Senatsschreiber, der an seinem gewohnten Platze an einer Straßenecke bei dem großen Marktplatze saß und den Gesprächen zuhörte, seufzte aber still in sich hinein und murmelte nur zuweilen traurigen Hertens vor sich hin: „Armer — und doch glücklicher Curtius! Denn wenn der Undank sich gegen Dich erheben wird, — Du wirst es wenigstens nicht mehr hören!" —

Und gerade wie Spurins seinen düsteren Gedanken so nachhing, trat Ritter Casca an ihn heran uud klopfte ihm nnf die Schulter:

„Mn, was meinst Du dazu, mein lieber Senatsschreiber? Ein braver Junge ist dieser Curtius gewiß; — aber ein bischen Selbstüberhebung gehört denn doch dazu, daß er sich als Siihi:enpfer aufgeworfen, wo das Orakel erklärte, nur das Küstlichste und Veste, was Rom besitzt, könne uns retten! Mn! Curtius hielt sich ja auch von Kindesbeinen auf für einen aus Jupiters Hüfte direct herausgeschlüpften Menschen!"

Und zu den Bürgern sich wendend, fügte er, nachdenklich den Kopf schüttelnd, hinzn:

„Ich wünsche nur, daß es nütze! Denn wenn nun Curtius dieser Beste und Köstlichste nicht wäre, und wenn über ihm der Schlund sich nicht schlösse, — was dann?" —

Nachdem er diese weisen Worte gesprochen, ging Cascll weiter und überließ seine Freunde ihren Gedanken.
„Da fängt es ja schon an!" seufzte der Senatsschreiber: und richtig, schon hatte es angefangen, denn wenn Einer kopfschüttelnd und verständniß-voll mit den Augen zwinkernd, solche Worte unter die Menge der vhilo-sophirenden Spießbürger wirft, so sind dies Samenkörner, die sich um so schneller entwickeln, als die Menschen überhaupt viel lieber für feinnasige Spitzbuben, denn für ehrliche, vertrauensselige Schwärmer gelten zu wollen pflegen.
Der wackere Casca ließ es sich nicht nehmen, seine Bedenken von Straße zu Straße, von Platz zu Platz zu tragen: er sei gewiß der Erste, der dem großmüthigen Entschluß des Ritters die größte Hochachtung ent- - gegenbrächte; es sei diese Opferwilligkeit ein Ruhm, der auf die ganze Stadt zurücksiele; man dürfe sich aber denn doch fragen, ob der Ritter das Richtige getroffen, ob sein Opfer auch der Stadt den Nutzen bringen werde, den man davon erhoffte; vielleicht gäbe es ja Einen, der den Göttern noch wohlgefälliger wäre; und ein unnützes Opfer könne ja unheil-bringender wirken, als wenn man es unterlassen hätte; damit wolle er gewiß Nichts gegen Curtius gesagt haben, auch nicht in dem Falle, daß nach dessen Tode der Schlund sich nicht sofort schlösse, oder daß die Stadt noch einem schlimmeren Geschicke ausgesetzt wäre, wenn die erzürnten Götter, ob des unnützen Opfers eines ihnen nicht genehmen Mannes, die Mitbürger dieses Letzteren für dessen zwar großnmthige, aber immerhin vermessene Selbstüberhebung zu strafen beabsichtigten. So redete der edle Casca hin und her, und Mancher, der zuerst für Cnrtius geschwärmt, ging grübelnd nach Hause und sagte zu sich selber: „Der Ritter Casca könnte wohl Recht haben! Er ist ein kluger Mann und von besseren« Geschlechte als Curtius, und er meint es gut mit Ron»; und wer weiß, ob Curtius nicht zuvörderst daran dachte, daß durch seine That sein Name vor allen anderen einen unsterblichen Ruhm gewinne und in der Geschichte Roms über den Namen aller Zeitgenossen, neben den Namen der grüßten Helden gestellt würde!" —
Während aber die Männer Roms sich mit solchen Gedanken herum-trugen, lagen Julia und die Mutter des Curtius in den Armen des Ritters, weihten ihn mit ihren Thronen den unsterblichen Göttern und bedeckten mit inbrünstigen Küssen die Hand, die morgen das bäumende Roß zum Abgrunde lenken sollte.
Mit dem ersten Morgengrauen versammelten sich die Priester und Edelen Roms in dein Tempel des Jupiter. Sie sangen Gebete, um die Götter nl besänftigen, und flehten zu dem Himmel, daß er die Sühne als vollgenügend anerkennen, und daß er die Stadt vor ferneren: Unheil ver-

schonen wolle. Dann trat Ritter Curtius, wie zum Streite gerüstet, in funkelndein Waffenschmuck, den goldenen Helm auf dem Kopfe, das breite Schwert an der Seite, hervor aus dem Heiligthume. Sein Schlachtroß stand bereit; die zwei ältesten Senatoren Roms hielten die Zügel; Curtius aber faßte die Mähne mit starker Hand, und, ohne den Bügel zu berühren, schwang er sich auf das Roß, als gelte es hineinzureiten, nicht in den finsteren Tod, sondern in eine fröhliche Schlacht. Er streichelte ihm den Kopf und den Hals, und freundliche Worte zu dein Kampfgespielen sprechend, tummelte er sein Pferd zum letzten Ritt in dem Vorhofe des Tempels umher, und mit weitgeöffneten Nüstern und funkelnden Augen, als fühle es sich stolz, solchem Herrn zu gehorchen, wieherte das Roß hell in die Morgenluft hinein. — „Das ist ein gutes Omen!" murmelten die Priester; dann öffneten sich die Pforten, und durch die Gasse, die in der harrenden Volksmenge offen gelassen worden war, sprengte Curtius zu dem qualmendem Schlünde. — „Für Rom!" rief er mit weithinhallender Stimme, als er, die Sporen in die Weichen des Rosses drückend, mit sähem Sprunge hineinstürzte in die schaurige Kluft. Ein Schrei des Entsetzens rang sich aus dem Volke empor — und geschehen war die That!

Der Ritter war verschwunden. Die Priester, Gdelen und Plebejer aber warteten des verheißenen Ereignisses, daß mit einem Rucke das Gestein sich wieder zusammenfügte, daß der Schlund sich plötzlich füllte, daß die ebene Erde wie durch einen Zauberschlag den Abgrund bedeckte. Es geschah aber Nichts von dem, was sie erwarteten: langsam zogen die Rauchwolken ans der Tiefe weiter hervor und weiter rollte der unterirdische Donner — langsamer vielleicht als vorher dampfte es, schwächer vielleicht als vorher rollte es — aber es dampfte und rollte doch! und die Kluft blieb offen und gähnte klaffend wie zuvor!

Ein Murren wg durch die Menge. Was war das? wie sollte man es deuten? wer hatte das Volk irregeleitet? wer hatte sich unternommen, den Göttern ein Sühneopfer darzubringen, das ihnen nicht genügte? Und lauter, immer lauter erhob sich die zürnende Stimme des Volkes: „Man hat uns betrogen! Die Kluft ist nicht geschlossen! das Unheil droht wie vorher!" — Und gegen die Priester und Senatoren und Ritter wendeten sich die geballten Fäuste: „Ihr seid es, die uns irregeführt! In Eurer Vermessenheit habt Ihr geglaubt, das Beste und Kostbarste, was Rom besitzt, sei Einer der Euren! Wer erlaubt Euch, so zu denken! Wer erlaubt Euch, durch Euren Hochmuth das Vaterland zu betrügen?" — Umsonst versuchten es einige Wenige, das Volk zu beschwichtigen; umsonst rief ihnen Svurius, der Senatschreiber, zu, sie möchten doch die Blicke zu dein Abgrunde hinwenden und mit ihren Augen schauen, wie der Qualm sich doch zu verziehen, wie die Quelle der Giftwolken zn versiegen, wie schon tief unten der Abgnind sich zu verschließeil scheine! Das Volk hörte Nichts und wollte

Nichts hören, und drohender und immer drohender umringte es den Tempel und die Priester und die Edelen und «erlangte Rechenschaft von ihnen, warum sie versprochen, daß die Kluft sich sofort schließen würde, und warum die Kluft noch nicht geschlossen sei!
Die Priester und Edelen aber berathschlagten untereinander, wie dem Zorn des Volkes zu begegnen sei, und auf wessen Haupt man ihn ablenken möchte. Der Pontifer trat auf die Stufen des Tempels und, mit erhobener Rechte Stillschweigen gebietend, sprach er:
„Nicht wir haben das Opfer erkoren! Aus eigenem Antriebe erbot sich der Ritter Curtius, als Sühnopfer zu sterben!"
Da erhob es sich wie ein Sturmgeheul aus der Mitte des Volkes:
„Wer hat ihn geheißen, den Vermessenen, sich aufzustellen, als sei er der Beste in Rom? Daß sein Name in der Geschichte aufgeschrieben würde, als wäre er der Netter Roms, das allein hat ihn zu der unnützen, ehrgeizigen, frevelnden That hingerissen! Aber was ficht uns des Ritter Curtius Ehrgeiz an? Wir wollen Hilfe aus der Roth! Wir wollen, daß der Schlund sich schließe!" —
Und wie Einige aus der Menge den Ritter Casca erblickten, da erinnerten sie sich der mahnenden Worte, die er am Abende vorher zu ihnen gesprochen, lind riefen ihn heraus aus dem Tempel: er sei der Erste gewesen, der gestern den Muth gehabt, gegen das Unternehmen des Curtius Einsprache zu erheben; er hätte auch vorausgesagt, daß die Sühne wohl nicht genügen würde! an ihm sei es, setzt dem Volke zu helfen; an ihm sei es, zu sagen, wie man es anfange, daß der Schlund sich schlösse!
Gesenkten Hauptes hatte Ritter Casca zugehört. Er war ein berechnender Mann, der zu begreifen gelernt hatte, daß ein Jeder aus den Ereignissen den besten Gewinn für sich selber zu ziehen angewiesen sei, und auch daß nur, wer dein Wahne des Volkes schmeichelt, des Volkes Günstling ist. Langsamen Schrittes ging er durch die ehrfurchtsvoll grüßende Menge bis zum Rande des Abgrundes; sein Blick schweifte in die Tiefe: keine Rauchwolken zogen mehr aus dem Grunde hervor; kein Schwefelgeruch verpestete mehr die Luft; wie eine weit klaffende, aber doch nicht zu füllende Vertiefung lag die Kluft vor ihm; kein Donner rollte mehr in der Tiefe; kein Donner in den Lüften; und lächelnd schaute die goldene Sonne vom Himmel herunter. Wie Casca prüfenden Auges dies Schauspiel betrachtete, trat Spurius zu ihn» heran, und mit der Hand hinunter deutend: „So sage ihnen doch," flüsterte er ihm zu, „daß sie sich irren, daß sie dem edelen Curtius Unrecht thun, daß . . ." Aber: „Für so thüricht hältst Du mich doch nicht, alter Graubart!" raunte ihm Casca zu, und den Senatschreiber von sich weisend und zu den« Volke sich wendend, rief er mit majestätischer Geberde:
„Ihr Bürger Roms! Ihr, die Edelsten unter den Menschen und die Muthigsten! Noch ^gcihnt Euch und uns der 'drohende Abgrund entgegen.

den die Vermessenheit eines ehrgeizigen Jünglings zu schließen wähnte! Die Götter seien ihm gnädig, tief in der Unterwelt! An uns aber, Männer des Lebens und der muthigen' That, an uns ergeht das Gebot, für das Vaterland Sorge zu tragen und es zu erretten! Sein Edelstes und Bestes, sagte das Orakel, müsse Rom opfern. Wohlan denn, Ihr Bürger Roms, was ist das Edelste und Beste in unserer Stadt? Was wäre es anders als die mütterliche, römische Erde, die Erde, die uns nährt, die Erde, aus der wir entsprossen, die Erde, aus der diese Zinnen und Thürme und Paläste, die Zierde Roms und seine Kraft, erbaut sind zu unserem ewigen Ruhm! Bringet römische Erde! führet römische Steine herbei! weihet sie den Göttern, und in gemaltigen Massen mögen sie hinunterrollen in diese Tiefe, so werden die Götter zufrieden gestellt, und ihr Zorn besänftigt, und die Kluft geschlossen!" —

„O Du ehrlichster aller Römer!" rief ihm hohnlachend der kleine Senatschreiber zu und verschwand unter der Menge.

Aber: — „Heil, Casca! Heil!" erscholl es von allen Seiten. „Holt Hacken und Schaufeln! Bringt Stein und Erde!" Da trat der Pontifex vor das Volk, und salbungsvoll, die Augen gen Himmel gerichtet, eröffnete er den wackeren Bürgern Roms, daß, um den Zorn des Himmels abzuwenden, um wieder gut zu machen, was die verfehlte Sühne des Ritters Curtius verschuldet, die vielen Steine, die in den Abgrund geworfen würden, aus dem Hause jenes Unglücklichen herausgebrochen werden sollten: „es müsse durch diese neue Sühne der Makel ausgewischt werden, der von dem ersten Opfer her auf der Stadt haften möchte, und die Priester würden durch ihre Gebete und Gesänge diese Steine weihen, auf daß der Fluch verschwinde, den die vermessene Unthat der Ritterschaft Roms aufgebürdet."

Und wie die Priester es wollten, so geschah es. Unter der Führung des edlen Casca zog ein mit Hacken und Brecheisen bewaffneter Haufe Volks vor das Haus des Ritters. Dort saßen, weinend und betend und nichts Schlimmes ahnend, die Mutter und die Braut des Unglücklichen. Als das Rufen der Menge in das stille Trauergemach drang, da wähnten die Frauen, es käme das Volk vor ihr Haus gezogen, um dem Retter des Vaterlandes Dank zu spenden, um die Laren seines Herdes mit Lorbeeren zu bekränzen, um seiner Mutter, als der Erzeugerin eines den Göttern wohlgefälligen Helden, Ehre zu erweisen. Auf den Arm der Julia gestützt, wankte die alte, ergraute Mutter auf den Söller des Hauses, und zwischen ihren Thränen leuchtete ihr müdes Auge, als ob ein Strahl himmlischen Trostes ihren Scheitel berührt hätte. Draußen aber wüthetete das Volk; schon wurden die Thürpfosten zerschmettert; schon krachte das Haus unter den Hammerschlägen; schon wankten und stürzten die Mauern.

„Hinweg mit ihnen! Hinweg mit der verdammten Brut!" rief die Menge, als sie die beiden Frauen erblickte.

„Die Götter seien uns gnädig!" schrie bebend Julia, die Römerin.
„Was ist geschehen? Haben mir uns in Curtius getäuscht? Hat er sich
nicht geopfert? Hat ihn unmännliche Furcht übermannt?"
„Mein Sohn! Mein Sohn!" rief händeringend die Mitter; „warst
Du Deiner Väter unwürdig? bist Du zurückgeschreckt vor der edlen That?"
Ein gewaltiges Gelächter schlug an das Ohr der Frauen; ein Stein-
hagel flog in das Haus, und blutend, zu Tode getroffen, sanken die Un-
glücklichen zum ewigen Schlummer nieder.
Das Volk aber vollendete sein Werk. Das Haus wurde zerstört, die
Gärten verwüstet, die hohen Pinien gefällt, und die schwerbeladenen Karren
zogen von dem Hause des Ritters zu dem Schlund, und Stein auf Stein,
Balken auf Balken rollten in die Tiefe.
Oben sangen die Priester und weihten die Opfer; und Jubel erfüllte
die Luft, als die Römer wahrnahmen, wie sich der Schlund allmählich
füllte. ...
„Heil dem römischen Volke!" rief der Ritter Casca der Menge zu;
„noch einige Karren römischer Erde, und das Wert ist vollbracht, und die
Kluft auf immer geschlossen, und Rom gerettet!"
Als nun die Arbeit so weit gediehen, daß nur noch eine kleine Höhlung
den Ort bezeichnete, wo Tags vorher der Abgrund sich eröffnet hatte, da
beschloß das Volk in seiner Weisheit, den Retter durch hohe Ehrenbezeugungen
auszuzeichnen. Hoch zu Roß, in goldenen« Harnisch und purpurnem Mantel,
umgeben von den singenden Priestern, und gefolgt von allen Mttern, Senatoren
und Bürgern Roms, wurde Casca der Edle, der Kluge, der Muthige, nach
dem Capitol geleitet, wo die Kinder in festlichem Anzüge seiner harrten, um
ihm einen Lorbeerkranz zu überreichen. Bescheiden und die Arme über der
Brust gekreuzt, bog Casca das Knie und ließ sich bekränzen. Wie die
Krone auf seinem Haupte saß, und wie er sich freudestrahlend erhoben
hatte, um die Menge mit stolzer Geberde zu begrüßen, da hörte man,
inmitten der Stille, die sich über das Volk gelagert hatte, die Stimme eines
kleinen Kindes, das in den ersten Reihen stand und mit fragend staunendem
Blicke um sich schaute:
„Warum," sagte das Kind, „bekränzt man denn den Casca, der
nicht in den Schlund sprang? und warum nicht den braven Ritter Curtius,
der doch hinunter gesprungen ist?"
Da trat der kleine Senatsschreiber an das Kind heran; seine Hand
zitterte vor innerer Erregung; mit seinem philosophischen Gleichmuth war
es aus, seitdem er ans dem Haupte des Ritters Casca die Lorbeerkrone
ruhen sah, die seinem armen, lieben Curtius gehörte.
„Mein Kind," rief er mit seiner ironisch verachtenden, schrillen
Stimme, daß das Volk weithin aufhorchte, „der Ritter Curtius war ein
braver Mann; der ist ehrlichen Herzens in den Abgrund gesprungen, um
sein Vaterland zu erretten. Er hat Nichts dabei gewonnen als den Tod.

Dieser Casca aber, den sie jetzt den Edlen nennen, den Selbstvergessenen, den großen Bürger, der hat Nichts gewagt und Nichts geopfert; sein Leben hat er für Niemand hergegeben; den Andern, der das seinige hingab, hat er um seine Ehre gebracht, — und daß er nun einherwandle als ein lebendiger Denkstein des römischen Undanks, haben sie auf Cascas Kopf den Lorbeer des Curtius gedrückt!" —
Mit geballter Faust und zornglühenden Augen hatte Casca sein Roß auf den Senatsschreiber hinübergerissen:
„Wahnsinniger!" rief er, „lege ein Schloß vor Deine Lippen, wenn Dir kein Unheil widerfahren soll!"
Aber der kleine Mann bohrte seinen Blick in.Cascas Auge, und höhnisch lachend, fuhr er fort:
„Heil Dir, Casca, dem Selbstvergessenen, dem Ovfermuthigen, dem für Rom in den Tod Gegangenen! Ob Deinem Lorbeer staunen jetzt schon unsere Kinder, aber höre, Casca! . . ." und finsterer schaute sein Blick, und es zitterte seine Stimme; „von Deiner Stirne werden sie ihn dereinst herunterreißen, wie ich ihn jetzt in den Staub werfe!"
Und ehe Casca es verhindern konnte, hatte sich der kleine Senatsschreiber hinaufgeschwungen zu ihm, die goldene Lorbeerkrone erfaßt und weithin in das Menschengewühl geschleudert. Kaum aber war es geschehen, so lag auch Cai'us Svurius, von hundert Klingen durchbohrt, todt zu den Füßen des Triumphators, der, von der wüthenden Menge umjauchzt, feierlich einzog in die capitolinischen Hallen.
Der Ritter Curtius wandelte in den Elyseischen Feldern, ein blasser Schatten unter den Schatten der Helden der Vorzeit. In dem dämmernden Licht der unterweltlichen Sonne, ging er entlang den Wiesen, entlang dem Saume der leise rauschenden Pappelwälder, Gespräche führend mit Romulus und Remus, mit Achill und Patroklos, und mit einem stillen Gefühle der seligsten Wonnen gedachte er der Stadt seiner Väter, die er gerettet.
„O Rom!" flüsterte er, wie es einem Schatten im Hades geziemt, „o theures Vaterland! für Dich zu sterben ist das schönste Glück!"
Wie er das so vor sich hindachte, sah er aus bläulicher Ferne drei Schatten sich auf ihn herbewegen; sie zogen langsam über die in leichten Nebelflor gehüllte grünliche Rasenstäche, und es schien ihm, als erkenne er die Liebsten seines Herzens:
„Mutter! Julia! Spurius! wie seid so schnellen Fußes Ihr mir nachgeeilt!"
Die Anderen aber schauten traurigen Blickes zu Curtius auf, und himmlische Thränen glänzten in ihren Augen.
„Was ist Euch, Geliebte? Was weint Ihr? Nicht klage ich ja ob meinem Tode!"

Julia aber und die Mutter sanken ihm zu Füßen:
„Verzeih, Curtius, daß wir im Tode an Dir zweifeln konnten!"
„Zweifeln? an mir? und weshalb?" fragte betroffenen Sinnes der
arme Ritter.
Da erzählte Spurius, wie es dort oben hergegangen; er erzählte es
mit vor Zorn zitternder Stimme, denn selbst der Tod hatte es nicht ver-
mocht, den furchtbar grollenden Gram in dem Herzen des kleinen Senats-
schreibers zu stillen:
„Ach, Curtius!" rief er, „ich hatte Dir es ja immer gesagt! Du
lieber, dummer, phantastischer, edler, thörichter, weitherziger Mann, der Du
jetzt nur noch ein farbenloses Schemen bist, wie wir! ich hatte es ja immer
gesagt, daß, Iwer sich für die Anderen zu opfern strebt, nur Iannner und
Elend und Spott und Undank erntet! „Und jetzt ist es geschehen, wie ich
es wußte!"
Der Ritter Curtius stand vor ihnen, als ob er nicht verstände, was
sie ihm erzählten, als ob er nicht begreifen könne, was geschehen. Wäre
es den Schatten in den Elyseischen Feldern gegeben, wie die lebenden
Menschen in sich zusammenzusinken, die Sinne zu verlieren und in jähen
Todesschlaf zu verfallen, — Ritter Curtius wäre hingesunken zu ihren
Füßen, einen neuen Tod zu erleiden.
Lange stand er vor ihnen; sein Ohr hörte nicht; sein Auge sah nicht
mehr; ein düsteres tiefes Denken hatte sich eingegraben in das Tiefinnerste
seiner armen Seele, und traurig flüsternd umstanden ihn die Schatten der
Helden und beklagten des Unglücklichen bitteres Loos. Endlich erhob sich
seine Gestalt, und feiner Mutter, seiner Julia, seinem Freunde die Hand,
die leblose, hinreichend, sprach er mit leiser Schattenstimme:
„Und wäre sie wieder zu wagen, die That vollführte ich doch!"
Auf ihrem ehernen Throne aber hatte Persephoneia, die milddenkende
Königin der Unterwelt, seine Worte vernommen, und es jammerte sie des
Helden, der die unendliche Ewigkeit hindurch den nagenden Gram durch die
Elyseischen Felder zu schleppen hätte; und aus den Fluthen des Lethe
füllte sie einen Becher und trat vor ihn hin, und mit freundlich liebkosen-
der Hand sein Haupt berührend, sprach die Göttin:
„Trinke, Curtius, und es fließe wie ein himmlischer Balsam das
Vergessen in Deine Seele!"
Und Curtius trank und vergaß — vergaß Alles, was ihm geschehen,
nur die Liebe nicht zu seinem Vaterlands, nur die freudige Opferwilligkeit
nicht, mit der er für Rom sich dem Tode geweiht.

Teutschlands colsniale Helden und Pioniere der Kultur im schwarzen Eon» tincnt. Von Rochus Schmidt. 2. Band. Mit 4 Portrait» und einer Kutte von Afrika. — Nraunschneig, Albert Limbach. —

m Anschluß an die Besvrechuua des ersten Bandes sei zunächst hervorgehoben, daß dem zweiten Bande eine nute und recht übersichtliche Karte von Afrika beigefügt ist, auf der die von den einzelnen Forschern eingeschlagenen Reiserouten bequem verfolgt werden tonnen. In diesem zweiten Bande schildert der Verfasser in wiederum anziehender Weise die Thätig- leit der vier bedeutenden Asiitareisenden: Gustav NachtMls, Dr. Carl Peters', Emin Paschas und von Wihmanns — Jeder derselben groß in seiner Art. —

Nacbtigal verdanken wir die auf eigene Be» obachtung sich stützende Kunde vom Lande Tibesti und seiner räuberischen Bewohner, sowie die Er- schließung des östlichen Theils der Sahara und des bisher völlig verschlossen gebliebenen Reiches Wlldai, in welchem Vogel seinen Tod gefunden hatte. —

Dr. Carl Peters' Thätiakeit in Ostafrika war von bahnbrechender Bedeutung. Seinen rastlosen Bestrebungen und seiner Energie gelang die Verwirklichung der Idee, in Ostllfrika Gebietserwerbungm zn machen. War feine erste Expedition 1884 auch nicht groß, so waren doch die Resultate dieses Inges sehr anerkennenswerthe und bildeten die Basis für unsere jetzige ostafritanische Colon«. Bei feiner zweiten Expedition zur Be- freiung Emin Paschas aus der Aequotorial ° Provinz hatte er mit den schwierigsten Verhältnissen zu kämpfen, führte aber die Expedition mit großer Energie durch.

Kaum eine andere Person unter den Forschern und Reisenden hat eine Heit lang, man kann sagen, in abenteuerlicher Weise, so im Vordergründe gestanden, w«e Emin Pascha. Seiner Person widmet der Verfasser einen großen Thcil des vorliegenden zweiten Bandes. Ter Verfasser beleuchtet die Verwaltuugs'Thätigkeit Emin Paschas als Gouverneur der Aequatorial-Provinz, der sich dieser mit vielem Vifer und großer Geschicklichkeit hingab. Die weite Ausdehnung des Gebietes jedoch, sowie namentlich die geringe Unterstützung, die er bei der Central-Regierung fand, setzten ihm fortwährend Hindernisse entgegen. In alle diese Verhältnisse verschafft der Verfasser durch seine ein-

gehende Schilderung dem Leser einen klaren Einblick. Der ägWtiscken Herrschaft im Süden, dem Auftreten des Mahdi und seinen Erfolgen im Süden, den gleichzeitigen Maßnahmen Emins in der Aequatorial-Provinz, sowie schlichlich der Ztanlen'schen Expedition zur Befreiung Emins sind besondere Eavitel gewidmet, die namentlich in der gegenwärtigen Zeit, in der sich die Blicke wieder nach dem Süden richten, von allgemeinem Interesse sein dürften.

M»!oi von Wißniann,
«lu«: R. 2chm!dt, Deulschlond» c«I»ni«le beiden und Pionie« dei Lultui im schmolzen Continenl.
Niounlchwtig, llldelt Limbach,

Den Schluß des zweiten Bandes bildet die Darstellung der Thlltigleit von Wißmanns. Seine erste uud zweite Dnichgucning Afrikas, die Erforschung des Kassai, sowie sein Wirten als Neichs-Commissar i» Teutsch-lDstafrila beleuchtet der Verfasser in interessanter Weise, und man lann ihm nur beistimmen, wenn er die Leistungen v. Witzmanns in Afrika als enonn auf dem Felde der Forschung und als unübertreffliche auf dem Gebiete der colonialen Kriegs- und Friedensvolitil bezeichnet. Bon den dem Weile beigefügten Portrait» seien hier die von „Emin Pascha" und „v. Wihmann" wiedergegeben. — Das ganze Werl ist recht cmpfehlenswerth.

Emin Pasch»,
Nu«: R, Schmidt, Deutschland« coloniale Hilden und Pioniere der lZuitur Im schwarzen Continent.
Viaunschweig, Albert 2 Im dach.

Modernes Vlusillcben. Studie von
Heiniich Ehrlich. Veilin, Allgemeiner
Verein für deutsche Litteratur.

Das Ehrlich'sche Nnch besteht aus einer
Reihe einzelner Aussätze, die ehemals in
verschiedenen Zeitschriften erschienen und,
wie es scheint, ohne weitere Ueberarbeitung
abgedruckt sind. Der Werth derselben ist,
wie bei allen derartigen Publicationen ein
ungleicher; Interessantes wechselt mit In-
differentem, Brauchbares und Gediegenes
mit Minderwerthigem. Viel Neherzigens-
werthcs enthalten die Artikel über modernes
Musikleben; was der Verfasser über Eon»
certagenturen, Conservarorien, musikalische
Marktschreier«, Musil°Amazo«en und ahn»
lichc tiu-äs-Zitzele-Vischeinungen sagt, liest
man mit Behagen und Vergnügen. Weniger
wird man dem beistimmen können, was
Ehrlich über einzelne Componisten, nament-

lich über Wagner, schreibt; am allerwenigsten aber wird man sich mit den gelegentlich eingestreuten historischen Excursen befreunden können. S« ist in dem Essau „ Kulturgeschichte des Claviersviels" auf Seite 120 von einem Michael Schütz die Rebe, der nie existirt hat, und zwei Seiten vorher wirb sogar der Engländer Dunstable, der im 15. Jahrhundert gelebt hat unb keim Note für Elavier geschrieben hat, unter den Claviercomponistm des 17. Jahrhunderts aufgezahlt. ed.

Tas Ruch der Habsburger. Von Sidney Whitmlln. Rechtmäßige deutsche lieber-setzung von O. Th. Alexander. — 2. Aufl. — Hamburg, Hnendcke «c Lehmkuhl. —

Der Verfasser liefert in diesem Werk eine sehr interessante vülkervsnchologische Studie. In geistreicher Weise schildert er, theils aus eigmer Anschauung, theils auf littelarischen Quellen basirt, das vielge» staltige Oesterreich-Ungarn unb seine Bewohner. Schon dieUeberschriftender einzelnen Capitel: „Vergangenheit und Gegenwart, die Deutschen, die Czechen, die Ungarn, die Juden, der Wiener, der Kaiser, der Adel, die Armee, der Priester, der österreichische Mittelstand, der Bauer und schließlich die Frauen," eröffnen dem Leser die Perspective auf eine höchst fesselnde Lectüre, und eine solche bietet das Buch in Wirklichkeit. Einen sehr günstigen Eindruck macht die Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe des Verfassers, auch da, wo er Parallelen mit englischen und deutschen analogen Verhältnissen zieht und wo er, selbst mit herbem Urtheil nicht zurückhaltend, die Licht- und Schattenseiten der gesellschaftlichen Zustände gegenüberstellt. — Auf das interessante Buch sei hiermit besonders hingewiesen. X.

Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71. Von Fred Graf Frankenberg. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. —

Der als Politiker unb Parlamentarier bekannte Verfasser übergicbt in dem vorliegenden Werke seine während der Felozüge 1866 und 1870/71 niedergeschriebenen Tagebücher der Oeffentlichteit und verschafft damit nicht nur jedem deutschen Patrioten eine höchst anziehende Lectüre, sondern erschließt damit gleichzeitig der Geschichtsforschung insofern eine werthvolle Quelle als seine Schilderungen das getreue Spiegelbild der in damaliger Zeit, im Kreise hochgestellter Personen, durchlebten Ereignisse wiedergeben. Dabei steht

der Verfasser auf einem ganz unabhängigen Standpunkt und entwickelt in seinen Schilderungen über Personen und Vorgänge aller Art eine Freimüthigleit, die dm Leser nur angenehm berühren kann. Anfänglich hatte der Verfasser einige seiner Tagebuchblättcr im Feuilleton der Schleichen Zeitung veröffentlicht und sich erst nach allgemein günstiger Aufnahme derselben zu einer Gesamnitheiausgabe entschlossen. Das Wert theilt sich in die zwei Abschnitte: Krieg 1866 und Krieg 1870/71. —
Elfteren machte der Verfasser als Ordonnanzoffizier im Stabe des VI. Armee-Corps mit, wahrend er 1870/71 im Hauptquartier der III. Armee, als Maltheser unb Armee-Delcgirter der freiwilligen Krankenpflege fungirte. Von der Mobllmachung im Mai an bis zur Kaiferparade am 3. März 1871 läßt der Verfasser die bedeutungsvollen Ereignisse jener Zeit am Leser vorüberziehen. Lebhaftes Interesse erregen auch bie mit der Schilderung der Begebenheiten verflochtenen Aeußerunaen hoher Persönlichkeiten, zu denen der Verfasser in näherer Beziehung gestanden hat. Uebciall tritt das warme nationale Empfinden des Verfassers hervor. So schreibt er aus dem Quartier Staatz am 29. Juli 1866 (S. 75): „Deutschland einig, groß und gewaltig unter dem Kaiserscepter der Hohenzollern, das ist das Fiiedenswert, das sich nun auf dem durch bie Schlachtfelder vorbereiteten Boden glorreich erheben soll." Und weiterhin erläßt er die Mahnung an das kommende deutsche Pllilammt, „doch Einsicht zu haben für die großen, wirtlichen Schwächen und Schäden des deutschen Volles und diese in ihren Wurzeln auszurotten, sowie sein Auge auf unsere eigene historische EntWickelung zu lehren." Doch es würbe zu weit führen, auf alle die interessanten Reflexionen des Verfassers einzugehen: es muß dieserhalb auf den Text verwiesen werben. — Mittm unter den Kriegstagebuchblättern tauchen einige sehr friedliche Blatter vom Anfang December 1870 auf, die der Thätigleit des Verfassers als Reichstag-Abgeordneter während einiger Tage gewidmet smb. Von der Reichs Waschung am 5. Dezember 1870 unter Delbrücks Leitung giebt er ein kurzes, interessantes Referat. Die Schilderung der ganzen Zeit vor Paris, während welcher der Verfasser sich im Hauptquartier zu Versailles befand, ist besonders fcsscliid. Treffend kritisirt der Verfasser „Gambetta", den jungen Dictutor, wie ihn seine Verehrer nennen, „den selbst Napoleon I. in seiner

schlimmsten Zeit an Gewaltthäligteit, Rück-
sichtslosigkeit, Egoismus »nd Verlogenheit
nicht «reicht hat." „Ich habe immer be-
hauptet," schreibt der Verfasser (S. 301),
„das; sich keine der europäischen Nationen so
willig und leicht durch Tyrannei beherrschen
läßt, als die Franzosen. Die Aera Oam«
bettas ist hierfür das schlagendste Beispiel.
Je verächtlicher und gewissenloser der Turann
ist, desto leichter unterwirft er sich Alles,
nur muß er zwei Dinge verstehen: „den Lei»
denschllften, die sust an der Tagesordnung
find, mehr zu schmeicheln als jeder andere
Franzose, und seine Furcht einflößenden Ge-
waltstreiche als im Namen der Freiheit, des
Vaterlandes und der Civilisation geschehen
zu pioclcnniren." — Als Anhang ist dem
verdienstvollen Werk, das hierdurch warm
empfohlen sei, ein Briefwechsel des Verfassers
mit dem Bischof von Orleans, Dupanloup,
beigefügt. Ein Personen-Negister am Schluß
erleichtert die Orientirung. 15.

Die Sonne ift bewohnt. Ein Einblick
in die Zustände des Universums. Von
Karl Götze. Berlin W., Lutheistraße 2. —
Der Verfasser entwickelt in dem vor-
liegenden Buche höchst sonderbare, vom
Standpunkt der heutigen Wissenschaft so ab-
weichende Anschauungen, daß wir ihm auf
feinem phantastischen Gedankengange nicht
folgen tonnen. In sehr selbstbewußter Weise
glaubt er indeß viele räthselhafte Probleme
gelöst zu haben. Wir wollen ihm diesen
Glauben nicht rauben und lieber über uns
die geringschätzende Beurtheilung, wie er solche
(S. 69) über Andersdenkende ausspricht, er-
gehen lassen. X.

L!u8e8»nß«ü« Llieuer. LeüprecliunL mum Hu«mlbl Her lieMetlon vorbeuolten.

2««K«i, 5, Kl« NeIHleuereben »m VItt«trllueb.
Line oberbe««i«ebe lluri^ezebickte. Leivllß,
IleinbuIH Vertner.
— Xl>rtb»u«er«oK.^nnHort. ülue ober!ie««i«ebe
voriLWebicbt«. Lelniliss, LeinbnIH Vertber,
— ller VIIHbirt. üme oberb««8l«e!!e llorl-
l;e«cbiekte, Leipuilr, lleinuolH Vertiier,
2i«n«i>,t«ii>, X«il, leillH«cl>»lten. Leben«-
biläer l>u« Heu ö«terreie!n«eben Vorlllpell.
2!irle>!, Verl»« von „Ltern'« litte rarisebeiu
Luiletiu Her Felivelx",
2i»l»le». »«Ol«, AoHerne Llllillbreeber. D882.V«.
Lelp«i^, U, L»l»(Ioll,
^ !Iell«cbell u. Veriie »U8 neuerer eurnpiii8eber
LItt«r»tur. L««2Vli. Leipiie, U. lll>r»Horl.
2i»n<U«,, ^««IitnIH, HbzonHerliclie c!e«el>Ie!i-
ten, Leipxiss, lioberl rrie«e, 3eu,'0to.
2i«1«iidi<l<:bei, lltt«Ii»ia, Nüreuerp»eli. Lliit-
ter »u« einem be«eneiHellell >Ieu«cI>en«eill.
Leriiu, Veriaz sei' üom»n«'elt.